

J U G E N D

NUMMER 1 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Alice Brandt in dem Bavariafilm „Lumpazivagabundus“

(Foto: Bavaria-Film)

NEUE ZIELE, NEUE AUFGABEN

Die Wochenschrift „JUGEND“ ist K nder und Bote des literarischen und grafischen Künstlers. Diese Aufgabe hat sie Jahrzehnte hindurch treu erfüllt und vielen Tausenden ihrer Freunde kulturelle Schulung, Unterhaltung und Belehrung gebracht.

Mit der heutigen Nummer, die den 42. Jahrgang einleitet, erfolgte eine gewisse Umgestaltung, durch die wesentliche Weitspannigkeit erreicht werden soll. In das Gebiet gestalterischen Schaffens haben inzwischen Fotografie, Film und weiter Theater und Bühne einen festen Platz gewonnen, und alle diese Möglichkeiten fanden weite Verbreitung und zahlreiche Liebhaber, so daß auch diese Momente von einer „JUGEND“ zu berücksichtigen sind.

Das Bild steht heute im Vordergrund. Deshalb wird unsere „JUGEND“ nunmehr auch bildlich bedeutend mehr ausgebaut werden und dazu das Lichtbild wesentlich berücksichtigen. Für den literarischen Teil ist eine besondere Förderung junger Talente geplant. Die „JUGEND“ will gerade dem jungen Nachwuchs seinen Weg zum Erfolg ebnen und ihn literarisch interessierten Kreisen zuführen, um sein Ringen und Kämpfen um den Erfolg zu erleichtern und die gestalterisch schaffende Jugend zu fördern. Wir bitten alle unsere Freunde, durch regelmäßigen Bezug unserer Zeitschrift am weiteren Ausbau mitzuhelfen, das Blatt überall im Straßen- und Bahnhofsbuchhandel zu verlangen, um so weitere Möglichkeiten für den künstlerisch Schaffenden zu erschließen.

SCHRIFTLEITUNG UND VERLAG.

BAUET

Geht — und baut an eurem Gebäude,
daß stark es dem Sturm widersteht.
Richtet euch lichte Fenster der Freude,
damit ihr die Gärten weit seht!

Schaffet euch schlichte Kammern und Räume.
Winkel bergen B rde und Leid.
Nur im Gel stsein weben die Träume.
Schlichtheit zeichnet den Geist der Zeit.

Zaubert die reinsten Klänge und Farben
harmonisch ins Haus euch herein.
Glaubt — dann wird eure Seele nicht darben:
freudig kehren die Gäste ein!

PAUL GRABAU



Im Raureif

Aufn. Dr. Schweitzer

Winter

Nun ist er doch noch zu uns kommen
 Still über Nacht im Flockenkleid
 Der Freund der Menschen, König Winter,
 In seiner ganzen Herrlichkeit.

Er setzte weiße Daunenkronen
 Auf Haus, auf Zaun, auf Busch und Tann.
 Und Groß und Klein sieht voll Entzücken
 Sich seinen Winterfürsten an.

Paul Gräbe

DIE AKTUELLE JUGEND



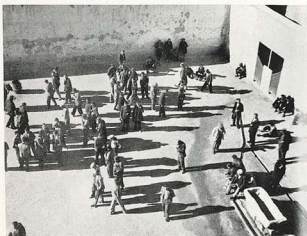
(Scherl Bilderdienst, Berlin)
Generaloberst v. Seeckt †



(Scherl Bilderdienst, Berlin)

Großfeuer im unterirdischen S-Bahnschacht am Potsdamer Bahnhof Berlin

Die Minister Göring und Goebbels auf dem
Brandplatze



Im Gefängnis zu Toledo

(Scherl Bilderdienst, Berlin)



(Scherl Bilderdienst, Berlin)
Agnes Miegel, die ostpreussische Dichterin, erhält den Herder-Preis



(Scherl Bilderdienst, Berlin)

Der Gipfel der Verhetzung

Auf den Trümmern eines zerschossenen Hauses sitzend, zeigt der
Vater seiner Tochter, wie man bolschewistisch grüßt



Drei Gigli-Szenen
aus dem neuen Bavaria-Film
„Der Sänger Ihrer Hoheit“

(Foto: Bavaria-Film)

Gigli bei der Arbeit

Ein fesselndes Schauspiel in der Münchner Tonhalle. Die Bavaria-Film-AG. hatte zu den Gesangsaufnahmen ihres zweiten Gigli-Filmes geladen. Gigli spielt in dem Film einen berühmten Tenor, der die Verlobung einer musikbegeisterten Prinzessin mit ihrem prinzipal Bräutigam gefährdet. Es handelte sich um eine reine Tonaufnahme einiger Lieder Giglis und verschiedener Orchesterpartien. Man sah also weder szenischen Aufbau, noch Scheinwerfer und Kamera. Vor dem Podium hing lediglich das Aufnahmefunktionär.

Dafür hatten die Anwesenden den seltenen Genuß, den berühmten Tenor einmal ohne den üblichen Glanz des Konzert- oder Bühnenrahmens im schlichten Zivil bei der Arbeit, bei der Vorbereitung der Leistung beobachten zu können. Denn es ist nicht so, wie vielleicht mancher annehmen möchte, daß ein großer Sänger seine Lieder nach ein paar häuslichen Proben ohne weiteres vor dem Mikrophon heruntersingern kann. Auch Gigli muß sich bei der Aufnahme manche Korrekturen, manche Wiederholungen gefallen lassen, und Gigli ist nicht der Star, der selbstherrlich nur seine eigene Auffassung kennt und gelten läßt. Da probt Gigli, der im Straßenanzug und weißem Halstuch neben

dem Dirigenten steht, mit dem Orchester ein Lied. Er singt zwar nur halblaut, geht aber in seinen Gesten derart lobhaft mit der Musik mit, daß man zweifeln kann, ob der Dirigent oder er selbst das Orchester leitet. Da die Probe befriedigt, verständigt sich der Dirigent mit dem Tonmeister, der in einem anderen Raum die Tonaufnahme kontrolliert. Dann heißt es: „Achtung, Aufnahme! Bitte äußerste Ruhe!“ Für die nächsten Sekunden ist der Saal totenstill, bis plötzlich mit dem Einsatz des Orchesters die strahlende Stimme Giglis den Raum beherrscht. Der Beifall am Schluß der Aufnahme ist begeistert. Sogar Dirigent und Aufnahmeleiter beglückwünschten den Sänger, froh, daß sie das glücklich auf dem Tonband haben.

Freilich nicht jedesmal geht es so glatt. Das reizende Kinderlied, das Gigli zusammen mit einem Chor kleiner Mädchen singt, muß vier- oder fünfmal wiederholt werden. Aber Gigli verliert weder Geduld noch Humor und veranlaßt zum Schluß unter allgemeiner Hülfe seiner kindlichen Partner, sich würdevoll zu verbeugen. Auch in der Folge ist seine übermütige Laune durch keine Verzögerung zu erschüttern, obwohl die Aufnahmen sich bis in die Abendstunden hinziehen.

Gut gesteppt ist halb gewonnen

Kleine Variation über das Thema „Wie komme ich zum Film“

In letzter Zeit haben sich die Filmgesellschaften und die Filmregisseure der Nachwuchsfrage mit großem Eifer angenommen und es könnten auf diese Weise junge Talente für den Film entdeckt werden, die wirklich eine künstlerische Bereicherung für den deutschen Film bedeuten. Die meisten von ihnen wurden auf den deutschen Bühnen entdeckt, andere kamen aus den Schauspiel- und Tanzschulen.

Hier liegt noch ein großes und wertvolles Reservoir neuer Kräfte für den Film, das bei weitem noch nicht ausgeschöpft ist und sich immer wieder erneuert. Zu dieser großen Schar der jungen Unbekannten, die auf ihre große Chance warten, gehörte auch bis vor kurzer Zeit Edith Wolff. Sie studierte zwei Jahre an der Berliner Reimann-Schule Tanzkunst, insbesondere „Steppen“ und nahm nebenher noch Schauspielstunden. Vielleicht hätte sie noch lange unermüdlich tagaus, tagein gesteppt, wenn nicht der als Talententdecker schon oft bewährte Filmregisseur Geza von Bolvary sie in einem Filmatelier gesehen und beobachtet hätte, als sie eine kleine und ganz nebensächliche Rolle spielte. Er belauschte sozusagen ihre ersten Schritte in das Neuland Film. Und das junge, bewegliche Mädchen mit den großen, erstaunten Augen gefiel ihm. Er vertraute ihrem Talent und machte sie zur Partnerin von Heinz Rühmann in dem Bavaria-Film „Lumpazivagabundus“, der unter Bolvarys Regie entstand.

Er hat es nicht bereut, denn in dieser ersten großen Filmrolle bewies Edith Wolff — wie der Regisseur und ihre Partner erfreut und befriedigt feststellen konnten — eine so erstaunliche Sicherheit und ein so angeborenes Spieltalent, daß die meisten gar nicht glauben wollten, daß Edith Wolff hier ihre erste große Filmrolle spielte. Als „Mißtrauische“ meinten, sie habe sicherlich schon vorher auf der Bühne gestanden oder vielleicht vorher schon jahrelang in der Kompa-serie gefilmt, antwortete Edith Wolff ganz unbekümmert:

„Nein, ich habe erst vor einem halben Jahr, im Sommer 1936, mit ganz kleinen ‚Filmröllchen‘ angefangen. Aber vielleicht bin ich erblich belastet, mein Großvater war nämlich ein hochbegabter Schauspieler. Und dann glaube ich auch, daß das Steppen gerade für Schauspieler sehr gut ist, denn es ‚löst‘ darstellerisch, macht locker und verhindert, daß man allzu starr und steif vor der Filmkamera steht und sich bewegt. Steppen ist eben mehr als eine Tanzform, es ist eine Schulung und ein dauerndes Training für den ganzen Körper, das Haltung und Bewegung entscheidend beeinflußt. Gute Steptänzer sind



Rühmann und Hörbiger im neuen Bavaria-Film „Lumpazivagabundus“ (Foto: Bavaria-Film)

meistens auch gute Schauspieler. Das hat sich vor allem in einigen vorbildlichen amerikanischen Filmen gezeigt. Deshalb werde ich fleißig weiter steppen und — so die Filmgötter wollen — weiter filmen.“

* * *

Erinnerung

„Sie scheinen mich zu kennen, Mütterchen, aber nicht zu wissen, wo Sie mich unterbringen sollen. Mein Name ist Sumpf.“ „Richtig, richtig, jetzt erinnere ich mich! Diesen Sumpf habe ich vor etwa dreißig Jahren trockengelegt.“

Eilt!

„Was laufen Sie denn so?“ „Zum Patentamt lauf ich. Ein neues Sprengmittel habe ich entdeckt.“

„Alle Achtung! Und wie soll es heißen?“ „Viktoria-Gießkanne.“

Schluß

„Sagt Lehmann eigentlich immer die Wahrheit oder schwindelt er nur geschickt?“ „Ich vermute letzteres. Denn sonst würden ihm wohl kaum alle glauben.“

Treffend

„Wie nennt man das, wenn eine treffende Bitte nicht erhört wird?“ „Unerhört!“

Kinderschlaueit

„Großmutter, soll man nicht stets Böses mit Gutem vergelten?“ „Stets, mein Junge!“ „Dann gib mir eine Mark. Ich habe deine Brille zerbrochen.“

Dankbarkeit

Schwere Sitzung. Komplizierter Fall. Uhrendieb-stahl. Endlich kann Angeklagter Schultz aber doch freigesprochen werden.

Nach Schluß der Verhandlung nähert sich der Angeklagte seinem Rechtsanwalt und flüstert ihm zu:

„Sie haben mich gerettet. Geld besitze ich leider nicht. Hier, nehmen Sie wenigstens die Uhr.“



Szene aus dem neuen Bavaria-Film „Lumpazivagabundus“ (Foto: Bavaria-Film)

ALTE PUPPEN

VON DR. KARL GRÖBER



Die Spielzeugindustrie, die seit dem 17. Jahrhundert in Thüringen blühte, hat neben dem einfachen, volkstümlichen Holzspielzeug seit dem 19. Jahrhundert auch die Herstellung von Puppen und besonders von Puppenköpfen für jenen Teil des Abnehmer-Kreises übernommen, der höhere Ansprüche an die Puppe für sein Kind stellte, als das einfache Volk. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts spielte darum die Puppenindustrie — wenn man so sagen darf — besonders in Sonneberg und Neustadt eine immer größere Rolle, bis sie schließlich den Weltmarkt fast ganz beherrschte. Allerdings wurde allmählich alles, was zur

mit ihrer leicht durchscheinenden Oberfläche intensiver das richtige Leben vortäuschen konnten. Widerstandsfähiger waren die Köpfe aus Papiermaché, die schon früh beim volkstümlichen Spielzeug in Thüringen und in Nürnberg von eigenen Handwerkern hergestellt wurden. Das spätere 19. Jahrhundert, besonders Sonneberg, verwandte dieses Material hauptsächlich für seine Massenartikel. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an kommen die süßlichen Köpfe aus Porzellan auf und waren besonders beliebt. Heutzutage haben wir uns, Gott sei Dank, von ihnen wieder so ziemlich abgewendet. Der Puppenkörper war auch anfänglich meist aus Holz geschnitten, die Arme und Beine bewegten sich in einfachen Scharnieren oder waren mit Schnüren, nach Art der antiken Gliederpuppen, angehängt. Erst im 19. Jahrhundert wurde das Kugelgelenk eingeführt. Lederbälle oder Bälle aus Stoff wurden schon früher benützt, sie waren mit Lumpen, Kleie oder Sägemehl gefüllt; leider fanden sie nur allzuoft durch die Neugier der Kinder, auch das Innere der Puppe zu erforschen, ein frühzeitiges Ende. Die beweglichen Augen, die heute unbedingt zu einer richtigen Puppe gehören, sind ebenfalls eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Bei den alten Puppen finden wir sie noch nicht, ebensowenig finden wir Puppen mit eingebauten Stimmen, die Mama und Papa sagen. Im 18. Jahrhundert wurden derartige Stimmen nur bei den Tierdarstellungen des volkstümlichen Spielzeugs in Berchtesgaden oder Sonneberg verwendet.

Die Puppe war in früheren Zeiten häufig Trägerin der Mode. Schon im Jahre 1391 ließ sich die Königin von England Puppen schicken, welche die neueste Mode, die am Hof von Paris getragen wurde, zeigten. Solche Puppen zu verschenken, gehörte auch fernerhin zu den kleinen Aufmerksamkeiten, um die Freundschaft der hohen Damen von Hof zu Hof aufrechtzuerhalten. Es ist erklärlich, daß bei der großen Wichtigkeit dieser Sache manchmal daraus sogar eine Staatsangelegenheit gemacht wurde. Als 1497 die Königin Isabella von Spanien von Anne de Bretagne eine solche Musterpuppe erhalten sollte, war die Aufregung groß, als sie von der hohen Abendsider für nicht elegant genug gehalten wurde. Es mußte daher rasch eine neue, reicher ausgestattete Puppe angefertigt werden, ehe sie für würdig befunden wurde, der spanischen Königin zu zeigen, wie geschmackvoll man sich am Bourbonenhof zu Paris trug. Wenn 1591 die Herzogin von Lothringen einer kleinen Württembergischen Prinzessin in München als Taufgeschenk mehrere solcher kostbarer Puppen schickte, so galt ihre Aufmerksamkeit wohl mehr der fürstlichen Wächlerin. Diese Modepuppen, die noch im 17. und 18. Jahrhundert eine große Rolle spielten, wurden, wenn sie ihrem Zweck gedient, dem kleinen Mädchen überlassen. So konnten sie der eleganten Mutter die gleiche Freude machen wie dem kleinen Mädchen.

Die Puppe sollte schon damals und soll noch heute die keimenden Gefühle der Mütterlichkeit bei dem kleinen Mädchen wecken. Dabei ist es sehr fraglich, ob überreiche, anspruchsvolle und kapriziöse Puppen vermögen, tiefer an das Gemüt des Kindes zu rühren. Es wird einst gerade wie heute gewesen sein, daß meist nur das Schlichte, in das die kindliche Phantasie selbst viel hineinlegen kann, am innigsten geliebt wird. Und vom erzieherischen Standpunkt aus gesehen sind sicher die herzigen Babys und Puppen, die heutzutage unsere kleinen Mädchen hegen und pflegen, mehr geeignet, den Mütterberuf bei ihnen vorzubereiten.

Die Puppe wird ewig leben, und eine besonders schöne Puppe, die dem kleinen Mädchen ins Herz gewachsen ist, wird auch von ihm stets bewahrt werden und die heranwachsende Frau meist noch auf ihrem weiteren Lebensweg begleiten. Es ist bei der Puppe etwas Eigenartiges: sie wird, je älter sie ist, um so inniger geliebt. Das ist aber nicht weiter zu verwundern, denn sie ist ja die liebenswürdige Vertraute der schönen Kinderzeit, und wird, wenn verständige Mutterhände sie in die Mode ihrer Entstehungszeit gekleidet haben, zum Zeugen vergangener Kultur und dadurch zum lebendigen Vermittler des Wesens unserer Vorfahren. Vor einem anderen Kunstwerk aber hat eine gute alte Puppe den Vorteil, daß sie in ihrer gemütvollen Bescheidenheit als ein Spiegelbild der verflorbenen Jugendzeit weiterlebt.

Ausstattung der Puppe gehörte, von der Frisur bis zum letzten Bekleidungsstück, als Massenware hergestellt. Die Puppe blieb nicht mehr Einzelindividuum wie früher, sondern sie kam in gleicher Uniformierung wie ein Regiment moderner Soldaten in den Handel. Das Kind in Nordamerika spielte mit dem haargleich ausgestatteten Püppchen wie das Siedlerkind in Australien oder in Afrika. Dabei ging viel von dem künstlerischen Wesen, das jede alte Puppe hat, die nicht in der Fabrik, sondern von der zärtlichen Mutter und liebevollen Tante an stillen Winterabenden eingekleidet wurde, verloren. Es ist daher sicher von Reiz und gewiß für die moderne Industrie, die wieder andere Wege gehen will und soll, von Wichtigkeit, zu erfahren, was fleißige Hände früher aus dem einfachen Lederball und dem allerdings meist künstlerisch geschnittenen Kopf für entzückende kleine Modedamen gemacht haben. Beschränken wir uns bei dieser Betrachtung auf die Puppe des 19. Jahrhunderts und zeigen wir im Bilde nur Beispiele aus dem sächsischen Kulturkreis. Dies erhöht, ohne daß es sich der Beschauer klarmacht, das Interesse, denn selbst der kleinste Gegenstand kann nie den Charakter der Heimat verleugnen, in der er entstanden.

Die Geschichte der Puppe ist zugleich eine Geschichte der Mode. Denn in jeder Einzelheit der Kleidung und Frisur mußte sich die Puppe eng an das lebende Vorbild anschließen. Ein Abweichen von diesem hätte das kleine Mädchen nie geduldet. Die Puppe mußte früher genau so aussehen wie die Erwachsenen, die um das Kind lebten, sie mußte aus- und angezogen werden können und bis zum intimsten Kleidungsstück durfte nichts fehlen. Historische Puppen, das heißt solche, die nach einer vergangenen Mode gekleidet waren, wurden immer vom Kind abgelehnt. Der Reiz, den sie auf den Erwachsenen ausüben können, verfliegt bei dem Kinde nicht. Deswegen war bis ins 19. Jahrhundert nur die Puppe im Kleid der Erwachsenen bei dem Kinde beliebt, das Wickelkind oder Baby, wie es heutzutage den Spielzeugmarkt beherrscht, fehlte in früheren Zeiten ganz. Zum Erwachsenenspielen mußte eben auch die Puppe erwachsen sein, und in welchem Sinn fühlt sich das Kind nicht schon groß und erwachsen? So ist der Gesamteindruck, den wir von der Menge all der uns erhaltenen Puppen haben, ein ganz anderer als der, den wir heute bekommen. Früher war sie eine nach der Mode gekleidete Dame oder — wie in den Puppenhäusern — eine arbeitende Hausfrau im Kreise ihrer Mägde und Diener.

Die Technik in der Herstellung der Puppe hat sich im Laufe der Zeiten wenig geändert. Der Kopf und die Hände wurden immer besonders angefertigt, nur wechselte das Material je nach dem Wert oder Preis der Puppe. Die früheste und auch solideste Art war die Anfertigung aus Holz, das bemalt wurde. Einer viel höheren Wertschätzung erfreuten sich aber die Wacksköpfe, die

Kleine Frau am Steuer

Skizze von Friedrich von Boyneburg

Jeden Tag zur gleichen Stunde kam Lutz Olßen durch die Kastanienallee beim Schlosse spaziert, blieb am knorrigen Stamm des dritten Baumes stehen, sah auf die Uhr, und wenn der Zeiger auf fünf Minuten vor drei war, öffnete er mit einer übertriebenen eleganten Handbewegung eine silberne Dose, entnahm ihr eine Zigarette und tat, als wäre er einer, der viel Zeit hat und sich an der Goldluft einer herbstlichen Mittagsstunde freut. In diesem Augenblick fuhr gewöhnlich das schucke, perflaure Luxus-kabriolett mit der kleinen Frau am Steuer vorbei. Zwei Augenpaare versenkten sich für den Hauch einer Sekunde, dann war der Wagen durch die breitstraßige Allee davongestoben. Lutz steckte dann die Zigarette mit der Silberdose wieder ein, denn er pflegte um diese Stunde nicht zu rauchen, aber auf dieses vornehme Spiel eines nichtstuhenden Mittagswanderers wollte er doch nicht verzichten, da er wußte, daß ihm diese Geste gut stand. Mit überhasigten Schritten eilte Lutz dann in entgegengesetzter Richtung davon. Denn wenn die Uhren die dritte Nachmittagsstunde verkündeten, mußte er wieder an seinem Arbeitsplatz sein, als ein Rädchen im Riesengetriebe der Grobkbank. Das waren nun bald drei Wochen, daß Lutz dieses seltsame Sekunden-Rendezvous in seinen Tagesplan aufgenommen hatte. Damals war er vor Beginn der Nachmittagsarbeit durch die Kastanienallee spaziert, als er zum erstenmal den Wagen und seine charmante Führerin gesehen hatte. Vielleicht, daß er gar zu neugierig das reizende Geschöpfchen bewunderte, vielleicht auch, daß er zu nahe an der Straßenseite gestanden — sie hatte ihn jedenfalls bemerkt und mit ihren großen, hellen Augen gestreift. Als er am nächsten Tage zur gleichen Zeit den Umweg wieder gemacht und die kleine Frau am Steuer vorbeifuhr, war ein Staunen in ihrem Blick gewesen, und am dritten Tage ein Lächeln. Und dieses Lächeln war es, das Lutz nicht vergessen konnte, das ihn magisch jeden Mittag unter die hohen Kastanienbäume eilen ließ, das mit ihm durch die Tagesarbeit wanderte und wie ein Sonnenstrahl sein kleines eintöniges Leben übergoldete. Wie schnell die Stunden hasten können, wenn der Mensch einer einzigen Sekunde des Tages sehnd entgegen-eilt, wie die Arbeit mit schwingenden Flügeln flandert und alles Tun und Schaffen auf diesen winzigen Augenblick hinzufließen scheint, das konnte Lutz in diesen Tagen erleben.

Und in Lutz stieg das heiße Verlangen auf, länger als eine Sekunde in die Augen dieses Wesens blicken zu können, diese blonden Wuschelkopf in seine Hände nehmen zu dürfen und diesen jugendfrischen Mund zu küssen in alles vergessender Seligkeit. In solchen Stunden des Träumens trat Lutz aus den geöffneten Büchern die kleine Frau am Steuer entgegen und lächelte ihn an mit ihren Strahlengaugen, aus denen Verheißung und Glück leuchteten. Doch dann kamen wilde Zahlenheere einher, trennten beide und flüsterten Lutz ins Ohr, daß seine Träume sinnlos seien, — er, der Zahlensklave, und sie...

Eines Tages wartete Lutz vergeblich unter dem dritten Kastanienbaum. Es schlug bereits drei Uhr, als er sich entschloß, für heute auf sein Rendezvous zu verzichten. Wie er aber um das große Bankgebäude zum Beamteneingang hasten wollte, sah er sie die breite Freitreppe hinunterkommen, und jetzt bemerkte er auch an der gegenüberliegenden Seite das perflaure Kabriolett. Ohne zu wissen, was er tat, sprang er zum Wagenschlag und verneigte sich tief. Etwas überrascht schaute sie ihn an, und während sie den Wagen aufschloß, sagte sie: „Sie haben wohl heute vergebens gewartet?“ — „Ja, leider. Doch ich wurde ja dafür reichlich entschädigt. Für einen Blick ein Wort“, sagte Lutz und fühlte, wie er dabei errötete. Er schloß hinter ihr die Tür, sie ließ den Motor an, und dann schaute sie ihn noch einmal tief an und sagte: „Ich danke Ihnen, Sie anspruchsloser Mensch!“

Lutz kam so verstört und erregt in die Bank, daß ihm der Personalchef seine Entschuldigungen wegen heftiger Kopfschmerzen ausnahmsweise glaubte. Auf seine Frage bemerkte der Kassenvorwalter, daß die junge Dame Geld vom Konto des Generaldirektors Holler abgeboben habe. Nun wußte Lutz, wer die kleine Frau mit dem Luxuswagen war und daß endgültig

sein Märchentraum zerstoßen und er wieder den anderen Weg mittags ins Geschäft gehen konnte. Denn nur mit Phantomen spielen, ist nutzlose Mühe.

An diesem Abend entschloß er sich, zum ersten Male nach langer Zeit wieder auszugehen, um bei Musik und Sang eine Enttäuschung zu vergessen. Doch das Schicksal hält die Menschen übermütig an bunten Marionettensäden, und so ließ es auch diese beiden jungen Leute, die kleine Frau am Steuer und Lutz Olßen vor dem Eingang des Cafés zusammentreffen. Im ersten Augenblick waren beide so überrascht, daß sie verlegen stehen blieben und sich ansahen, bis ihr helles Lachen die Spannung löste. „Ist das nun auch so ein Kastanienallee-zufall, oder haben Sie sich diesmal nicht bemüht, mich zu treffen?“ fragte sie. „Es ist wirklich ein Zufall“, beteuerte Lutz.

„Schade!“ schmolte die kleine Frau.

„Warum... ich kann mir nicht erklären...“

„Weil Sie mir sonst sicherlich die Türe geöffnet und mich zum Eintreten aufgefordert hätten.“

„Verzeihung, gnädige Frau. Aber daß ich Sie ausgerechnet heute treffen mußte...“

„Ist das etwas so Unfaßbares?“ fragte sie und trat durch die Glastür in den Vorraum des Cafés.

„Ja, weil ich heute erfahren habe, wer Sie sind.“ Lutz nahm galant den weißen Pelz und den Überwurf ab.

„Ach! Und hat man Sie recht unterrichtet?“

„Ich glaube mich nicht zu täuschen, Frau Direktor.“

„Frau Direktor? Sagen Sie das nicht zu laut, sonst werde ich wegen Hochstapelei verhaftet.“

„Wieso? Sind Sie denn nicht Frau Holler?“

„O nein, ich bin Susi Köster, die Sekretärin des Herrn Direktor.“ Susi Köster — träumte Lutz schon wieder.

„Nun sagen Sie mir noch Ihren Namen, und wir kennen uns wirklich.“

„Verzeihung, natürlich... Lutz Olßen. — Aber der fabelhafte Wagen?“ forschte Lutz, noch immer zweifelnd.

„Der gehört meinem Chef. Ich muß ihn jeden Mittag von der Fabrik zur Wohnung bringen, damit die gnädige Frau nachmittags fahren kann. Zurück tipple ich übrigens ebenso wie Sie — durch die Kastanienallee... und ich finde das viel hübscher so.“

„Allein zu spazieren?“ wurde Lutz jetzt lebendiger.

„Vielleicht ist es zu zweit noch netter. Ich habe es nur noch nicht ausprobiert.“

„Dieser Frage können wir ja bald auf den Grund gehen“, lachte Lutz und reichte seiner kleinen Frau am Steuer den Arm.



Siebenbürgerin

Walter Buhe



Bretonischer Hafen

Walter Buhe



Vordem Schneesturm

Aufn. Dr. W. Kuntara

FORTUNA ZAHLT DIE ZECHÉ

Von KARL HOFER

Zögernd blieb Felix vor dem Eingang des Biergartens stehen. Unter den hohen Bäumen war es schattig und kühl. Bei dieser sengenden Sommerhitze mußte ein kühler Trunk ein Hochgenuß sein! Eigentlich verbot die Rücksicht auf seine bis auf einen kümmerlichen Rest zusammengeschmolzenen Barmittel jede Ausschweifung. Nur bei strengster Innehaltung des Planes, nach dem er seinen bescheidenen Vermögensrest eingeteilt hatte, durfte er hoffen, den rettenden Hafen des Monatsersten zu erreichen. Sechs Tagereisen waren es noch bis dahin.

Der Durst siegte über seine Grundsätze. Felix setzte sich in der Nähe des Eingangs in den Schatten einer Kastanie und bestellte ein kleines Maß, das er in einem Zuge fast leerte. Er beschloß, noch ein wenig in der wohlthuenden Kühle des Gartens zu verweilen, wozu ihn der Rest in seinem Krug vollauf berechnete. Das Verlangen nach einem zweiten Maß wurde übermächtig. Aber der durch dieses Verlangen hervorgerufene Gewissenskonflikt war nicht so ohne weiteres zu lösen. Übrigens war es unerhört von dem Kellner, der in weißer Jacke am Eingang stand, ihn in dieser auffälligen Weise anzustarren. Als ob er es nicht erwarten könne, daß Felix sein Glas austrank. Nun gerade nicht! — Aber das Bier hatte vorzüglich gemundet, und sein Durst war eher noch heftiger geworden. Eigentlich machte es auch einen recht armseligen Eindruck, hier eine halbe Stunde bei einem kleinen Biere zu sitzen. Felix bestellte mit mannhafter Stimme ein zweites Bier. Der Kellner streifte ihn mit einem prüfenden Blick, als er das Maß vor ihn hinstellte, und nahm gleich wieder am Ausgang Aufstellung. Dieser Mensch schien ihn für einen Zechpreller zu halten.

Am Nebentisch ließ sich ein älterer, sehr korrekt aussehender Herr nieder. Nicht ohne Neid betrachtete Felix den mächtigen Krug, der diesem Gaste kredenzt wurde. Felix, dachte er, heißt zwar, „der Glückliche“, aber man hätte mir besser einen anderen Vornamen gegeben. Plötzlich aber weiteten sich seine Augen. Das war doch unmöglich! Aber wirklich, keine Täuschung! Was da in immerhin erreichbarer Nähe, von einem herabgewehten Kastanienblatt halb verdeckt, am Boden lag, war ein blitzblankes Fünfundmarkstück! Felix war im Grunde kein unehrlicher Mensch. Aber der Gedanke, daß er für dieses Geld eine ganze Reihe Braukrüge bestellen könnte, ohne seinen Etat zu gefährden, brachte seine Grundsätze bedenklich ins Wanken. Da war das

Glück. Er brauchte es nur beim Schopfe zu fassen. Der Kellner schien ganz von der Beschäftigung des Geldzählens in Anspruch genommen zu sein. Gewiß hatte dieser erhabene lächelnde, mißtrauische Mensch das Geld verloren und den Verlust bereits bemerkt. Warum ging er mit seinem Gelde nicht vorsichtiger um? Langsam streckte Felix seinen linken Fuß immer weiter aus, bis sein Schuh das Geldstück bedeckte. Das zwang ihn zwar zu einer unnatürlichen Haltung, aber fünf Mark findet man schließlich nicht alle Tage.

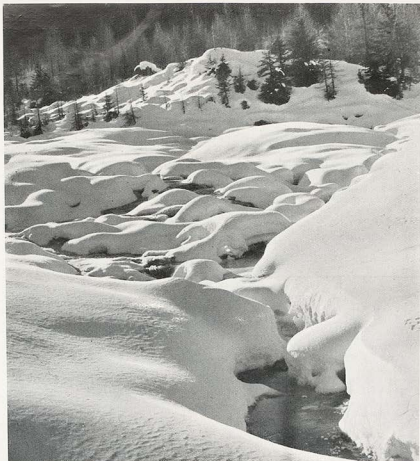
Felix bestellte — jetzt konnte er es sich leisten — einen großen Krug. Sein Durst war größer als je. Auch hoffte er, das Geldstück unbemerkt an sich nehmen zu können, sobald sich der Kellner entfernt hätte. Im letzten Augenblick aber bemerkte er, daß die Blicke des älteren Herrn mißbilligend auf sein scheinbar flügelhaft ins Weite gestrecktes Bein gerichtet war. Die Sache begann peinlich zu werden, aber der günstige Augenblick mußte kommen.

Felix trank und bestellte, bestellte und trank. Bis er, kühn geworden, das Geldstück behutsam mit dem Fuße zu sich heranschoß. Als der Kellner gegangen war, hob er es auf und ließ es geschickt in der Westentasche verschwinden. Dann rechnete er aus, daß ihm nach Begleichung der Zeché noch ein netter, kleiner Überschuß verbleiben würde. Glück mußte man haben. Nachlässig klopfte Felix mit dem gefundenen Geldstück an den geleerten Bierkrug. „Zwei kleine, drei Große“, rechnete der Kellner. „Zehn Prozent. Zwei neunzig.“

Felix steckte das Wechselgeld in die Rocktasche und erhob sich. „Sie sollten das Geld nicht so achtlos in die Tasche stecken“, lächelte der Kellner. „Sie könnten es verlieren.“

„Seien Sie unbesorgt!“ entgegnete Felix mit schwerer Zunge. „Ich meine nur, weil Sie anscheinend ein Loch in der Tasche haben. Sonst hätten Sie doch vorhin das Fünfundmarkstück nicht verlieren können. Ich hatte Sie darauf aufmerksam gemacht, aber wie ich sah, hatten Sie den Verlust inzwischen bereits bemerkt.“

Felix griff in die Tasche und erlebte. Das tatsächlich vorhandene Loch ließ keinen Zweifel zu. Es war sein eigenes, bislang ängstlich vor dem Wechseln gehütetes Fünfundmarkstück gewesen. Und bis zum Ersten waren es noch sechs Tage.



Verschneiter Bach

Aufn. Heinz Müller-Brucke

ALTE ANEKDOTEN VON DER MILCH

Ein vor hundert Jahren erschienener „Kuriösitäten-Almanach“ erzählt viel Unterhaltsames und Aufschlußreiches über die Art, wie man damals die Milch behandelte und schätzte. Ein paar Proben:

„Die Milchbehälter in Pyrenäen“

Für die Frischhaltung der Milch unter schwierigen Verhältnissen führt der Chronist die praktische Methode der Pyrenäenbewohner als vorbildlich an: „Quer über die Gebirgsbäche, zwei bis drei Fuß voneinander, werden zwei kleine Steindämme aufgeführt; doch bleiben nun Durchfließen des Wassers einige Öffnungen darin. So bildet sich ein Viereck, worin das Wasser unverändert eine gewisse Höhe behält. In diesem Raume stellt man nun die Milchgefäße in einer Reihe auf und deckt dann alles mit großen Schieferplatten zu. Auf diese Art befindet sich die Milch in einer Temperatur, die fast an den Gefrierpunkt grenzt, und

bleibt so mehrere Tage völlig frisch. Diese Einrichtung dürfte auch anderwärts, bei ähnlichen Lokalitäten, sehr leicht nachzuahmen sein!“

Wilde Kühe

Zur Zeit unseres Kalendermannes hat es an der Anomündung in Toscana (Italien) noch große Herden wildelebenden Rindviehs gegeben: „Hier weiden sie, viele hundert zusammen, das ganze Jahr hindurch. Sie sind äußerst scheu, sich denselben zu nähern, ist ungemein schwer, ja häufig sogar gefährlich. Ebenso zart als schön gebaut, sind sie dennoch mit gewaltigen Hörnern versehen. Dabei tragen sie die Köpfe hoch und stolz, voll Kraft und Anmut zugleich. Die Farbe der Haare ist schiefergrau, und diese fühlen sich wie Seide an. Milch erhält man nicht von diesen Kühen, denn sie haben nur weiche während ihrer dreimonatigen Saugezeit. Ein Teil der Kälber wird verkauft, ein anderer Teil der Kühe im siebenten oder achten Jahre niedergemetzelt, was immer ein großes Jagdfest gibt. Leider aber ist große Gefahr dabei. Fast jedesmal kommen einige Jäger dabei um.“

Das Lappländische Rindvieh

Bei den Lappen (als deren Lieblingsleckerei, nebenbei bemerkt, „gefrorene Renntiermilch“ bezeichnet wird) hat man auf Zucht und Pflege guten Milchviehs von jeher viel Wert gelegt. Lassen wir den Kalendermann von „lappländischem Rindvieh“ und seinem vielfältigen Nutzen erzählen: „Es ist klein, nur von der Größe unserer Kälber und völlig weiß, aber ungemein schön gebaut. Die Milch dieser lapplischen Kühe hat einen vorzüglichen, vielleicht einzigen Geschmack. Sie besteht sozusagen aus lauter Rahm, und ist so dick, daß fast der Löffel darin stehen bleibt. Dies kommt von der herrlichen Sommernahrung des Rindviehs her. Es frist nämlich in den Wäldern bloß Schößlinge und junge Zweige ab. Ein Teil dieser Milch mit Teer vermischt, gibt eine Salbe gegen den Mückenstich. Die Lappen bestreichen sich Gesicht, Hals, Arme und Hände damit, und bleiben so gänzlich von jener Plage befreit. Reisende müssen das selbe tun, da weder Schleier noch lederne Handschuhe zum Abhalten hinreichend sind.“

JEDER FOTOAMATEUR MUSS LESEN:



Deine Kamera geht Geld verdienen

Das wertvolle Fotobuch mit 100 Adressen für den Bilderverkauf RM 0,75



Die Fotowelt

Monatsschrift in herrlichem Kunstdruck Heft RM 0,25

VERTRIEB: G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Stilblüten

Aufsatz-Stilblüten aus einer Berufsschule

In den ersten Tagen des Geschäftes sind wir noch sehr beschränkt, später nicht mehr.

Ich muß höflich sein zu meinem Chef, ihm die Türe öffnen, erst austreten lassen und dann die Türe wieder schließen.

Wir müssen uns vor Augen halten, daß der Betrieb eine Maschine ist, an der jede Schraube gebraucht wird und deshalb bin auch ich unbedingt notwendig.

Ein junges Mädchen, das Verkäuferin werden will, muß mindestens sechs Punkte haben.

Wenn eine Kollegin ohnmächtig wird, lege ich ihr aufs Chaiselongue, knöpfe ihr vorn alles auf, rufe den Chef und überlasse ihm alles weitere.

Wenn eine Verkäuferin für viel Geld Ware verkauft, so ruft das bei ihr ein freudiges Ereignis hervor.

Als wir neulich das Lager auslegten, kam der Chef plötzlich zum Vorschein.

Wenn der Chef dasselbe will wie wir, dann lassen wir ihn zuerst.

Wenn die Tüte das Reißen kriegt und die Bonbons fallen auf die Erde, so lasse ich sie ruhig liegen, bis der Kunde heraus ist und hebe sie dann auf.

Der Regel am Mantel dient dazu, die auseinanderfallenden Hinterteile zusammenzuhalten.

Stilblüten aus Akten

Herr Rechtsanwalt, alles hat seine Grenzen, aber meine Frau hat keine.

Ich habe Rheumatismus und ein Kind von vier Jahren, dieses ist auf die Feuchtigkeit zurückzuführen.

Ich werde den Schnupfen nebst meiner Frau nicht mehr los, was doch gesundheitswiderlich ist.

Ich sitze seit drei Wochen auf der Straße und warte, daß meine geschiedene Frau die Wohnung freigibt.

Ich bin Portierfrau und habe eine Front von 16 m.

Ich habe vier unumdlliche Kinder zu versorgen, ich bin Nachtwächter und verdiene 54.— RM. am Tage.

Um mich von der Stufe des Niederganges zu erheben, in deren Not ich leidend wühle, gibt es nur eine Möglichkeit: schnellste Befriedigung meines Heiratsdranges.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Lehen in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Prels RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80-jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Hentze: Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Prels in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatfch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz: Humor in Versen

Ein Vortragebuch für große Menschen

Prels RM. 1.—

Diese anpreisungslosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen beifolgendes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnsr. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



DIE PFEIFE

Humoreske von Hasse Zetterström

Die erste habe ich in einem Frühling gekauft, als ich aufs Land zog. Die Pfeife war eine echte Brüyere mit dem Zeichen B.B.B., das ich nie haben enträtseln können.

Der Mann, der mir die Pfeife verkauft hat, sagte, es wäre die beste Pfeife der Welt. Da kann man nicht anders, als sie für 3,75 kaufen.

Der Mann gab mir auch ein Buch darüber, wie die Pfeife zu behandeln ist. Ich habe darin gelesen, daß eine Brüyerepfeife das erstmal in einem geschlossenen Raum geraucht werden soll, ohne anderen Zug als den in der Pfeife. Sie darf nur halb gestopft werden.

Das war das erstmal, daß ich Pfeife rauchte, und sie schmeckte schlecht.

Ich dachte: „Du mußt dich üben! Viele Leute rauchen Pfeife; es sieht gemütlich aus! Du mußt es auch lernen!“

Ich verbrannte mir die Zunge, aber ich rauchte weiter. Ich litt die fürchterlichsten Qualen, wenn ich etwas Salzigen oder Saures aß oder Wasser mit Kohlensäure trank.

Da kam ein Freund, der sich auf Pfeifen verstand, und sagte: „Deine Pfeife hat einen Fehler. Du mußt ein Mundstück mit dem Loch nach oben haben, — dann verbrennst du dir die Zunge nicht.“

Ich ging zu dem Mann, der mir die Pfeife verkauft hatte, und kaufte eine mit Loch nach oben am Mundstück. Das war die beste Pfeife der Welt, mit dem Loch nach oben am Mundstück. Ich rauchte von neuem. Und ich verbrannte mir die Zunge nicht mehr. Ich verbrannte mir aber den Gaumen, und das war ebenso scheußlich.

„Das ist der Tabak, der beißt“, sagte mein Freund, der sich auf Pfeifen versteht. „Du mußt Tabak kaufen, der in dünne Scheiben geschnitten ist. Die zerreibst du. An solchem Tabak verbrennst du dich nicht.“

Ich kaufte Tabak in Scheiben. Die waren so groß wie Zweikronenstücke, aber dunkler in der Farbe. Ich zerrieb so eine Scheibe. Der Tabak fiel mir durch die Finger, bis auf das, was sich unter die Nägel setzte.

Und ich sagte zu meinem Freund: „Ich glaube, es ist angenehmer, solchen Tabak zu kaufen, als zu rauchen.“

„Das beste ist“, sagte mein Freund, „Tabak in Kapseln. Dazu bekommt man einen Apparat, mit dem man die Pfeife stopft. Dann wird sie gestopft, wie es sein muß, und dann brennt sie leicht und gleichmäßig.“

Ich kaufte Tabak in Kapseln nebst Stopfapparat. Es ging ausgezeichnet, bis ein anderer Freund von mir, der etwas von Pfeifen versteht, die Geschichte sah.

„Ein feiner Mann stopft seine Pfeife selber“, sagte er. „Ohne

Apparat und Kapsel. Das ist ja so greulich wie „Röllchen“ und fertig genähte Krawatten.“

Etwas so Greulichs konnte ich nicht in meinem Hause dulden. Ich machte die Augen zu und warf alles zum Fenster hinaus. Als ich das getan hatte, sagte mein Freund:

„Du solltest eine Calabashpfeife rauchen. Da bekommst du einen guten, kalten Rauch, und dann ist sie auch hübsch.“

Ich kaufte eine Calabashpfeife. Sie war sehr hübsch und sah wie eine Blume aus rosa Elfenbein aus. Ich war sehr behutsam, damit ich sie nicht verlor, ehe ich nach Hause kam.

Dann zog ich mich zurück, um die Calabashpfeife zu rauchen. Es ging ganz gut, aber sie entstellte mir das Gesicht dadurch, daß sie meinen einen Mundwinkel auf die rechte Schulter zog.

Als ich ein Weilchen geraucht hatte, wurde die Tür leise geöffnet und meine fünfjährige Tochter kam herein. Sie blieb in der Türöffnung stehen und sah mich lange und sinnend an. Dann sagte sie:

„Warum sitzt du denn mit einer Teekanne im Mund da?“

Da hörte ich auf, Pfeife zu rauchen.

Die beste Pfeife habe ich in einem Pokerklub gesehen. Ich ging eines Nachts dahin, und wir spielten zu viere an einem Tisch. Mir gegenüber saß ein älterer Herr. Es war ein ernster Mann und er gewann. Ab und zu hing ihm eine Pfeife zwischen den Zähnen. Aber er rauchte kalt, und manchmal legte er die Pfeife auf den Tisch.

Es war eine schöne Pfeife. Rund und dick und dunkelbraun und gut durchgeraucht.

Der ältere Herr strich ziemlich große Gewinne ein. Als ich 600 Kronen verloren hatte, erhob ich mich vom Stuhl, reckte mich über den Tisch und schnappte die schöne, braune Pfeife weg. Der ältere Herr erhob sich auch und sagte in einem Ton, der nicht gerade freundlich war:

„Warum nehmen Sie mir die Pfeife weg?“

„Ich wollte sie mir gern ansehen“, sagte ich. „Das ist eine schöne Pfeife.“

Ich guckte in die Pfeife. Sie war leer. Aber statt des Tabaks war ein kleiner Spiegel in der Pfeife. Wenn die Pfeife auf dem Tisch lag, sah der ältere Herr alle Karten, die er gab, in dem Spiegel.

„Wollen Sie mir die Pfeife borgen?“ fragte ich.

Der ältere Herr antwortete nicht, aber er hatte einen ziemlich roten Kopf.

Ich legte die Pfeife vor mich auf den Tisch. Wir setzten das Spiel fort — aber von da an gewann ich!

(Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Müller-Assindia)

Drei wichtige Zeitschriften

die auch Sie lesen sollten:

JUGEND wöchentlich 60 Pfg.

DIE FOTOWELT monatlich 25 Pfg.
Die Zeitschrift für jeden Fotoamateur. Neutraler Inhalt, reichhaltiger Neuheitenteil, erstklassiger Kunstdruck.

EXAKTA-SPIEGEL vierteljährlich 25 Pfg.
Die Spezial-Zeitschrift für den Fotoamateur mit Exakta-Kamera.

Bestellen Sie die Sie interessierenden Hefte mit beiliegendem Bestellchein, den Sie an den Gerhard Isert-Verlag in Magdeburg-Sudenburg als Drucksache senden.

An den Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Sudenburg

BESTELLUNG

Liefere Sie mir bis auf Widerruf ab sofort _____ Expl.
der Zeitschriften:

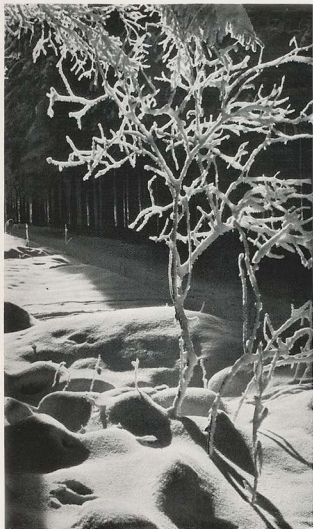
direkt an untenstehende Adresse (Bezahlung erfolgt sofort nach Erhalt)

durch die Buchhandlung:

Name: _____

Ort: _____

Straße: _____



Im Gegenlicht



Ausblick

Aufn. Arenberger

Aufn. Beholz

SCHNEE

Früher waren die Winter strenger und reicher an Schnee. Rhythmische Erscheinungen schaffen hier Schwankungen und Änderungen.

Doch deshalb wollen wir auf die Winterpracht nicht verzichten.

Höhere Regionen treffen wir jetzt im schmucken Schneekleid an und sie werden auch dann für uns innere Freude und Erbauung bringen, wenn wir nur zum Schauen in diese Winterwelt reisen.

Weite Flächen, einfache Formen und glatte Linien sind es, die für

unser Auge eine angenehme Abwechslung vom Alltag geben. Sonnenschein spendet dem Ganzen sein Leben, läßt all die Millionen Schneekristalle aufleuchten und glitzern.

Schnee ist großartiger Formen-schöpfer. All die Kleinigkeiten überdeckend, schafft er eigenwillige Gestalten, bald anmutig — bald geisterhaft.

Dort setzt er sich auf Tannen und Fichten, deckt all die tausend Nadeln zu, hüllt die Natur in Schlaf

und Ruh. Hier läßt er sich auf Dächern nieder, gibt Hütten und Häusern lustigen Kopfputz.

Und weiter sehen wir seine Herrlichkeit an Kleinformen, die gerade in ihrem Winterschmuck zu besonderem Leben erwachen.

Wollen wir daheim sitzen und nichts von dieser Herrlichkeit schauen? Nicht einmal — und sei es auch nur für kurze Zeit — einen Blick in diese Wunderwelt tun? Für Sport und Spiel, für stille Schau, für alles ist gesorgt.

DIE LUSTIGE „JUGEND“

Professor Piccard

Der weltbekannte Stratosphärenforscher soll überaus zerstreut sein. Kürzlich folgte er der Einladung eines Freundes, der ein Landhaus besitzt, zu dem er einige Tage fuhr.

Professor Piccard kam mit einer schweren Erkältung an. Er hustete und nieste ununterbrochen. Auf Befragen erklärte er, daß er sich die Erkältung auf der Bahnfahrt geholt habe.

„Das Fenster des Abteils, in dem ich fuhr, war zerbrochen und der Wind pfliff mir direkt ins Gesicht.“

„Da hätten Sie doch aber mit jemand, der gegen Wind und Kälte nicht so empfindlich ist wie Sie, tauschen können.“

„Das war beim besten Willen unmöglich. Wie sollte ich den Platz tauschen, wo ich doch ganz allein in dem Abteil fuhr?“

Schmeling

Schmeling machte in der Berliner Innenstadt Einkäufe. Natürlich wurde er dabei sofort von einer Schar Schaulustiger und Autogrammsammlern umlagert.

Erkundigte sich dabei ein Lausbub: „Na Maxe, wie geht's?“

„Danke, mein Junge, man schlägt sich halt so durch“, erwiderte Schmeling.

Na, na!

Kracks ist stark erkältet, kann kaum sprechen. So sehr sitzt es ihm im Halse.

Auf Anraten seiner Frau geht er zum Arzt, obwohl es schon später Abend ist. Als er geklingelt und ein Weibchen gewartet hat, schaut aus einem Fenster des ersten Stockes eine Frau heraus und fragt: „Was wünschen Sie, wer ist dort?“

Wispert Kracks: „Ist der Herr Doktor noch oben?“

Antwort von oben: „Kommen Sie ruhig rauf, mein Mann ist schon fort.“

Noch besser

„In Amerika hat jede Familie ihren eigenen Koch.“

„Noch gar nichts! In Deutschland hat jeder Soldat seine eigene Köchin.“

Problem

„Haben Sie letzte Nacht schlafen können, da wir den Reitklub oben hatten und Sie unter mir wohnen?“

„Nicht daran zu denken, kein Auge habe ich zugemacht! Der Kalk ist von der Decke gefallen. Aber das eine müssen Sie mir verraten: Wie haben Sie bloß die Pferde hinaufgebracht?“

Wenn das gut geht

„Denke dir nur, der Sohn des Darmhändlers Schulze heiratete die Tochter seines Konkurrenten Mayer.“

„Ja, ja, die reine Darmverschlingung!“

Vorbeugung

Arzt: „Sagen Sie, leiden Sie oft an starkem Durst?“

Patient: „Aber Herr Doktor, wo denken Sie hin! So weit lassen ich es niemals erst kommen!“

Verständlich

Tochter: „Ich möchte nur wissen, was du gegen Willi hast. Er ist doch so nett. Und dazu hat er dir zuliebe gestern sogar Klavier gespielt.“

Mutter: „Das ist es ja gerade. Als ich kam, spielte er den Trauermarsch, als ich ging, die Jubel-Ouvertüre.“

Kleine Geschichten vom großen König

Nach Verdienst

Ein Kollegium erhielt einst vom Könige den Auftrag, ihm eine Liste von allen denjenigen Personen einzuschicken, die eine Pension bekämen. In dieser Liste war eine Rubrik überschrieben: „Was sie dafür tun?“

Unter den Pensionären befand sich ein Herr v. Calzabigl, der die Zahlenlotterie, durch die der Preussische Staat damals große Einnahmen bezog, eingerichtet hatte.

Das Kollegium schrieb nun bei diesem Herrn in jene erwähnte Rubrik: „Thut garnichts!“

Der Alte Fritz bemerkte am Rande kurz und bündig: „Hat schon gethan!“

Nur kein Mißverständnis

Der Proviant-Kommissarius Heuer beabsichtigte nach dem Siebenjährigen Kriege eine reiche Witwe zu heiraten, die ihn jedoch nur nehmen wollte, wenn er einen ansehnlichen Titel erhalten würde. Heuer pachtete daher in seiner Vaterstadt Stendal die Ratswaage und bat den hochwohl-löblichen Magistrat um den Inspektortitel.

Der Magistrat wies den Kommissarius an den König, der ihn in Gnaden „aus Rücksicht auf die Eitelkeit seiner reichen Frau“ zum „Waagen-Rath“ ernannte.

Bei diesem Worte machte Friedrich ein Kreuz und schrieb einhändig an den Rand der Resolution: „Ich meine nicht Wagenrad, sondern Waagen-Rath.“

„Gerade, Kinder!“

Beim Anmarsch zur Schlacht von Torgau suchte der König seine Marschkolonnen in Stimmung zu halten. Das tat er mit dem Ruf: „Gerade, Kinder, gerade!“ Gewöhnlich erwiderte dann ein schlagfertiger Grenadier: „Fritz auch gerade“, ein Ruf, den Friedrich selten übernahm. So rief ein Husar bei jenem denkwürdigen Marsch an die Elbe dem König zu, dem die Stiefel etwas heruntergerutscht waren: „Fritz, auch gerade! Und die Stiefel hochgezogen!“ Friedrich erwiderte launig: „Gut so, wir werden jetzt den Österreichern die Stiefel hochziehen!“

DIE FOTO - „JUGEND“

DIE SACHE MIT DEM SCHNAPPSCHUSS

Richtige Schnapsschüßbilder sind unbedingt etwas Besonderes. Weil sie das wirkliche Leben bringen und man selbst mit der Kamera eine schnelle Auffassungsgabe und Beherrschung der fotografischen Mittel beweisen kann. Die Gegner des Schnapsschusses sagen zwar, daß man doch nicht so einfach frisch und unbefangene wildfremde Menschen fotografieren dürfe, und da man selbst keine wunderschöne Tochter habe, die Sache schon nicht in Frage käme. Übrigens: Gegner des Schnapsschusses? Ob „Gegner“ richtig ist? Nicht vielleicht etwas ganz anderes dahinter steckt?

Und jawohl, es steckt in Wirklichkeit meist auch etwas anderes dahinter: Es fehlt der Mut! Wir wollen ehrlich sein. Wer von uns hat noch nicht seine Kamera auf — sagen wir — eine fescche junge Dame gerichtet, die des Weges kam, mit einem Male das Zittern in den Fingern bekommen und dann den Fotokasten wieder schüchtern zusammengeklappt? Weil es

vielleicht der wahre Bräutigam sehen könnte oder sie womöglich eine Szene machen würde oder... — tausend Schwierigkeiten und Hemmungen! Also, es liegt doch am Mut. Und zwar aus ganz verständlichen Gründen, worüber halt auch die besten Tiefenschärfetabellen nicht hinweghelfen. Es handelt sich um ein rein psychisches Moment. Und zwar nicht bloß, weil das Psychische heute außerordentlich modern ist.

Wer aber auf dem Gebiete des Schnapsschusses etwas lernen will, muß jede Hemmung überwinden. Es geht um ein gelungenes Bild — und um nichts weiter. Alles andere also wird Nebensache. Da es sich meist um kurze Momente handelt, ist volle Konzentration wesentlich. Die Anforderungen von der Sache her sind also bereits so groß, daß uns im Grunde die Aufgabe ganz gefangen nehmen müßte. Diese Konzentration läßt sich lernen. Und man soll dabei sogar ganz systematisch vorgehen, weil gewisse technische Er-

leichterungen eine größere Sicherheit ermöglichen, womit ja im Grunde der Erfolg eng verbunden ist. Da wird sehr oft der Wink gegeben, man solle die Menschen zunächst von hinten fotografieren, dann von der Seite, und schließlich wird man so mutig geworden sein, daß es keine Einschränkungen mehr gibt.

Dieser Rat kommt uns nicht entgegen; viel wichtiger ist es, daß wir uns zunächst in einem gegebenen Raume irgendwo aufstellen, uns auf eine bestimmte Entfernung festlegen und dann zunächst ausschließlich auf unser Motiv achten. Von hier aus erfolgt der Schritt zu freier Beweglichkeit bedeutend schneller. Praktisch führen wir das so durch, daß wir uns irgendeine Straßenecke, einen Durchgang, einen Winkel oder dergleichen aussuchen, auf eine bestimmte Stelle scharf einstellen und

nun aufpassen, was dort für Menschen vorbeikommen. Wenn uns eine Gruppe interessant erscheint, so wird unverzüglich belichtet. Indem wir nach Möglichkeit Gegenlicht einbeziehen, werden die Aufnahmen motivisch besonders lebendig ausfallen. Die Schatten, die sich nach vorn zu erstrecken, bekommen Bedeutung und können bei tiefem Sonnenstand zeitweise recht lustige Formen annehmen.

Auf diese Weise lassen wir die Motive gleichsam an uns vorbeimarschieren und suchen die Rosinen aus dem Straßenleben heraus.

Wir wollen uns auch schon bei diesen relativ leichten Aufnahmen an einen guten Film gewöhnen. Wie man sich so auf ein bestimmtes Gebiet einarbeitet, soll man auch mit einem guten Aufnahmematerial seine Erfahrungen sammeln. Für kürzeste Belichtungszeiten sei panchromatischer Film mit ca. 18/10° DIN empfohlen, für besondere Feinkörnigkeit eine Emulsion mit ca. 15/10° DIN (z. B. Perpanic, Isopan-F, Bessapan-F) genannt. Nur unnötig die Belichtungszeit verlängernde Filter sind überflüssig, weil diese panchromatischen Filme eine außerordentlich befriedigende Tonwertwiedergabe zulassen.

Ein Schritt von diesen — sagen wir — lokal gebundenen Schnapsschüssen zu freier Beweglichkeit wird sehr bald erfolgen. Man bekommt ganz von selbst Übung, merkt mit einem Male, wie wundervoll unbemerkt man fotografieren kann, wenn die paar technischen Handgriffe sitzen, Blende und Verschluss vorher eingestellt sind. Kurz: Man wird mutig! Die Heranziehung einer kleinen Blende ist für Schnapsschüßaufnahmen als Norm nicht zu empfehlen. Man bekommt wohl eine riesige Tiefenschärfe, aber auch zu lange Belichtungszeiten. Das zieht nicht nur die Möglichkeit einer Verwackelung vom Motiv her nach sich, sondern schließt auch eine Unschärfe seitens der Kamera ein, die oft minimal ist, sich aber in der Vergrößerung bemerkbar macht. Denn gerade die Kleinkamera führt beim Auslösen sehr gern eine kleine Bewegung aus. Zudem wirken Aufnahmen ohne übermäßige Tiefenschärfe plastischer und frischer. Die Einstellung muß zwar einigermaßen genau erfolgen. Dazu verhelfen die verschiedenen Hilfsmittel oder einfaches Schätzen.



Arbeiter am Fluß

Aufn. G. Isert

J U G E N D

NUMMER 2 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Aufstieg

Aufn. Otto Illauer

Unsere Gedanken

Unsere Gedanken
sind wachsende Ähren,
wogen und ranken,
fruchten und nähren,

werden aus Quellen
Ströme und schlagen
Kreise und Wellen,
vom Schicksal getragen.

Wind will sie heben
aus seelischen Klängen,
schwingen und weben
zu Wortgesängen.

Paul Grabau

KLEINE TRAGÖDIE

Von Herbert J. Gigler

Ich gehe vor dem großen Hause auf und nieder. Wie lange schon? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es kalt ist, daß der Schnee unter meinen Schuhen klirrt wie Kristall. Es mag immerhin schon lange sein, denn inzwischen ist es Abend geworden. Die Lichter werden angezündet, darüber hängt die schwarze Fahne der Nacht in den steinernen Schlund der Straße. Wie oft habe ich hier schon gestanden? Wie oft früher — in den letzten Monaten seltener, man hat auch seinen Stolz.

Es schneit. Die Laternen blinzeln, still wandert die Straße die Häuser entlang, sie kommt aus dem Dunkel, mündet ins unendliche Dunkel.

Ich halte ein kleines Ding in der Manteltasche. Es ist kalt und kostbar.

Habe ich nicht lange dafür sparen müssen bis heute? Endlich konnte ich es erstehen. Wie viele Bücher habe ich verkauft, wie viele sonnige Nachmittage in gelangweilten Studierstuben unbegabter Kinder versessen. Wochen und Wochen verzichtete ich auf den stillen Winkel im Stehparterre der Oper. Ich mache dir keinen Vorwurf, Elisabeth, denn ich habe in diesen Monaten kennengelernt, daß es nichts Schöneres gibt, als sich jeden Pfennig für ein Geschenk abzurufen.

Ich komme täglich auf dem Wege zur Universität an einem Parfümerielaaden vorbei. Da stehen auf gläsernen Stufen, von hundert Spiegeln vervielfältigt, viele Fläschchen und Gläser beisammen, die Düfte aller Märchenbraut!

Ich habe lange gebraucht, um den Mut zu fassen, in den Laden zu treten und

nach den Preisen zu fragen. Die Verkäuferin lächelte. Sie zeigte mir kleine, unscheinbare Dinge, so für zwei, drei Mark. Ich errötete bis hinter die Ohren, als ich nach dem Teuersten griff. Dann vergingen wieder Wochen der Qual und der Arbeit. Als ich wieder in den Laden trat, lächelte die Verkäuferin spitz und kühl. Ich nahm das kristallene Fläschchen an mich, bezahlte und ging.

Aber nun habe ich das teure Ding. Nun brauche ich mich nicht zu schämen. Elisabeth, du sollst sehen, daß auch ich das nötige Geld zu einem vornehmen Geburtstagsgeschenk... ich habe deinen Geburtstag nicht vergessen... du bist emporgestiegen, bist meinen Händen entglitten in die Salons der Reichen, zu den ersten Triumpfen der Welt. Was tut's? Ich werde dich nicht vergessen... Eine Turmuhr tastete durch die Dunkelheit, aber der Schnee nimmt jeden Lärm in seine weichen Arme. Du aber sitzt in deinem erleuchteten Zimmer und wartest vielleicht. Nicht auf mich. Aber wenn man Geburtstag hat, wartet man ja immer. Oder denkst du doch an mich? Warte nur, ich komme schon. Es ist bloß ein wenig früh, und arme Leute kommen immer viel zu früh zu Vornehmen. Und ich habe ein Geschenk in der Manteltasche, ein kristallenes, kleines Ding...

Endlich trete ich ins Tor und steige langsam die breite Treppe empor. Nur nicht zu hastig, du sollst mich nicht atemlos vor dir sehen. Eine Glocke schillt feindlich abwehrend, ein Messingauge hebt mißtrauisch das Lid. Ist sie das, Elisabeth?

Ich bin's, meine Liebe —! Eine Tür wird ein wenig geöffnet. Ach so — Ob das gnädige Fräulein — zu Hause — ich wollte bloß —

Nicht zu sprechen; zieht sich gerade um. Hm, ich kann warten, ich kann sehr gut warten, habe ja eine Ewigkeit erwartet, was macht da eine halbe Stunde? Sagen Sie bitte, ich käme in einer halben Stunde wieder.

Im Nu stehe ich wieder auf der Straße. Eine halbe Stunde noch darf ich mich freuen, ein gütiges Geschick. Ich laufe durch die Straßen und klatsche in die Hände, renne Leute an, bleibe vor Schaufenstern stehen und fange an, laut vor mich hinzulachen. Die Leute müssen mich für toll halten. Plötzlich laufe ich so schnell wie möglich in die feine Straße zurück, vor das Haus.

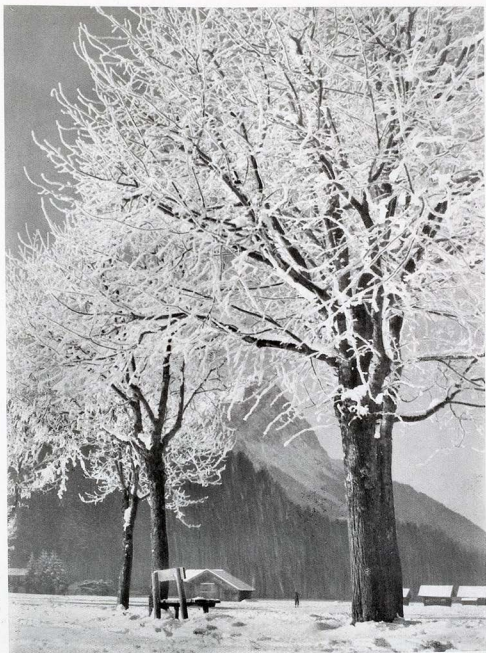
Könnte sie nicht am Ende ausgehen, ausfahren? Ich spähe nach den Fenstern. Sie sind noch erleuchtet. Gott sei Dank. Eine lachscharze Kutsche fährt lautlos vorbei. Wenn ich jetzt so reich wäre, im Wagen vorzufahren, lässig die Treppe hinaufsteigen, mit zwei Fingerspitzen die Karte dem Mädchen überreichen, — ja wohl, das gnädige Fräulein läßt bitten...

Ich beleuchte die Hände und streiche über die glänzenden Stellen an den Knien meiner Hose, am Ärmel des Mantels. Man muß auf sein Äußeres etwas halten, gewiß.

„Bitte, treten Sie ein. Das gnädige Fräulein hat zwar nur wenig Zeit.“

Mein hoher, steifer Kragen ist schon ein wenig zu eng. Er drückt da und dort. Aber was macht das aus. Ich werde in

(Fortsetzung Seite 21)



Im Winterkleid

Aufn. A. Plösser

ein warmes Zimmer geführt. Eine große Stehlampe mit überhängendem, seidenum Schirm, wie eine Trauerwende, verbreitet mattes, gedämpftes Licht. Es duftet nach seltenem Parfüm. Geschliffene Gläser und Kristalle stehen gedrängter als im Schaufenster vor mir. Und mein erspartes Geschenk. Erbärmlich! Konnte ich auch nur einen Augenblick geglaubt haben...?

Und nun kommt sie aus dem Nebenum gerauscht, lächelnd, königlich! Heute ist dein Geburtstag, Elisabeth... Ich habe dir...

Glück wünschen wollen? Wie nett, hm. Schade, daß ich gerade heute...

Das Fläschchen in meiner Manteltasche ist hart und kalt. Ich wage nicht, es hervorzuziehen, ich lasse es in die Tasche zurückschleichen. Oder sollte ich es hinschleudern, daß es in tausend Stücke...? Elisabeth, ich wollte dir ja nur ... Dein Geburtstag —

Es freut mich, daß du ihn nicht vergessen hast, ich danke, ich danke.

Sie streckte mir zarte, kühle Fingerspitzen

SCHNEEFLOCKE

Flocke aus dem All,
schwebst in Traumestrunkenheit
aus der Unermeßlichkeit
froh herab zu Tal.

Küßt du sacht mein Haar,
glitzern tausend Sterne drin,
leuchten meiner Nächte Sinn,
der erst dunkel war.

Löst dich leicht ein Wind,
hebt dein Flug von neuem an.
Alle sind dir Spielkumpen,
welche träumend sind.

Mancher Flockentraum
streifte wohl mein Haargelock,
starb auch wohl im Schneegeflock,
winzig als ein Flaum.

Paul Grabau

entgegen, auf die ich einen leisen Kuß
hinhauchen will. Aber sofort entzieht sie
mir die Hand wieder.

Nun stehe ich wieder auf der Straße. Es ist kälter geworden. Die Laternen schimmern trüber, es schneit, als wollte die ganze Stadt versinken. Ich aber habe nichts mehr, worauf ich mich freuen könnte. Ich halte ein kleines, kaltes Kostbares in Händen — ein Geschenk, das feindlich wie ein Dolch im Dunkel aufblitzt. Ich kann es ebenso gut werfen. Es hat ja keinen Wert mehr. Weder für mich, noch für einen anderen. Ich trete an den Laternenpfahl. Mit einem harten Ruck fliegt der gläserne Hals im Bogen über den Gehsteig. Ich gieße den Inhalt langsam in den hohen Schnee. Er bohrt sich in die weiße Decke. Ein Duft von Sommer und Süden steigt empor, ein betäubender Duft von blühenden Gärten steigt aus dem Schnee auf. Eine kristallene Brücke zwischen dir und mir, Elisabeth, ist in Luft zerstoßen.

D I E B Ü C H E R - J U G E N D

Norbert Jacques: „Afrikanisches Tagebuch“. Mit Aufnahmen des Verfassers. S. Fischer Verlag, Berlin, 1936. 303 Seiten. Preis gebunden 6,80 RM.

Die Welt- und Lebenserfahrung dieses wahrhaften Europäers, der — geboren in Luxemburg — sich die Landschaft um den Bodensee als Wahlheimat erkör, spiegelt sich in den Erlebnissen seiner Afrikareise. In knapper hinreißender Sprache, aus restloser Hingabe an das Leben dieses Kontinents entstand ein vollkommenes Bild vom Wesen seiner Völker, wie es vor ihm noch keiner in gleicher Eindringlichkeit zu gestalten vermochte. Wir begleiten ihn auf der Dampferfahrt, den Nil hinauf — 2000 km von Kosti bis Juba an die Grenze Ugandas, tauchen in die Atmosphäre der Viktoria Njansa, durchqueren das ehemals deutsche Gebiet am Kilimandscharo, weilen an den Viktoriafällen des Sambat, reisen durch die Namibwüste und enden unsere Fahrt in jener Landschaft Südwest-Afrikas, die einst die deutschen Heldenkämpfe gegen die Hereros sah. Das schöne und beglückende Erleben dieser großen Fahrt, vor allem das des schwarzen Menschen und seiner Kunst in ihrer Heimat, erhellt uns den dunklen Erdteil. Wir erkennen die große Schuld aber auch die noch ungelöste Aufgabe des Europäers in Afrika. „Wir haben diese Millionen Menschen aus dem Paradiese vertrieben. Wir müssen ihnen den Weg zu einer neuen Lebensform zeigen. Sie selber sind unfähig zwischen uns durchzufinden.“

Erich Homuth

Gustav Pauli: „Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten“. Rainer Wunderlich, Verlag, Tübingen, 1936. Preis gebunden 6,80 RM.

Von Bremen sind viele starke Impulse gestaltend in die Kunst und Kultur unserer Zeit eingedrungen. Nach Anton Kippenberg und Rudolf Alexander Schröder schließt sich nun Gustav Pauli als Dritter der Reihe der großen Bremer mit einem Erinnerungsbuche an. Gustav Pauli ist besonders als Leiter der Bremer und später der Hamburger Kunstwerke, vor allem aber auch als Fortsetzer des Dehio'schen Werkes den Kunstkreisen in aller Welt, als Repräsentant deutschen Wesens in der Kunst bekannt geworden. Wir gewinnen Einblick in ein Leben — reich an Kämpfen, aber auch an Erfolgen. Hervorragende Menschen seiner Zeit waren seine Lehrer und Freunde. In wundervoll abgerundeten Porträts erstehen sie vor unserem Inneren Auge: Jakob Burckhardt, Tschirsky, Klinger, Rilke und Schröder, um nur wenige

aus der großen Zahl zu nennen. Das Wesen vieler europäischer Länder und ihrer Kulturen, der Einfluß ihrer Führenden auf Kunst, Wissenschaft und Politik werden uns aus dem starken Erleben dieses Mannes in schöner Geschlossenheit offenbar. Die Hauptwirkungsstätten Gustav Paulis: Dresden, die Schweiz, Bremen und dann auf der Höhe seines Lebens Hamburg schildert er in größter Eindringlichkeit im Zusammenklingen aller gesellschaftlichen und kulturellen Kräfte. Das Lesen dieses Erinnerungsbuches vermag uns das Verantwortungsgefühl für den Bestand und die fortbildende Pflege der uns überkommenen Kultur zu schärfen, deren Zauber Gustav Pauli sieben Jahrzehnte verpflichtend in seinen Bann zwang.

Erich Homuth

„Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum“. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Josef Nadler und Univ.-Prof. Dr. Heinrich von Srbik. Anton Pustet Verlag, Salzburg-Leipzig, 1936. VII, 404 Seiten. Preis gebunden 6,80 RM.

Österreich ist allen Einflüssen fremder Kulturen zum Trotz deutsch geblieben. Aber wir kennen diesen für die Entwicklung unserer eigenen Kultur so wesentlichen deutschen Stamm viel zu wenig, um an der Erörterung der österreichischen Fragen rechten Anteil nehmen zu können. Darum ist das Erscheinen dieses Sammelwerkes, das zwei österreichische Gelehrte von gesamtdeutschem Ruf herausgegeben haben, besonders zu begrüßen. Die besten wissenschaftlichen Kräfte des Landes wurden von ihnen aufgebeten und es ist eine umfassende Darstellung Österreichs in seiner unlöslichen, tausendfältigen Verflechtung mit der deutschen Gesamtkultur entstanden, das bei der großen Verschiedenheit der Verfasser überraschende Einheitlichkeit aufweist. Für den Neuaufbau der politischen und geistigen Beziehungen ist damit ein starkes Fundament geschaffen worden. Alle, die an diesem Wiederaufbau Anteil haben, können an diesem Werk nicht vorübergehen, wenn die österreichische Frage im Sinne ihrer inneren Gesetzmäßigkeiten gelöst werden soll. Wie stark Österreich stets in seinem Deutschtum war und geblieben ist, erfahren wir besonders aus den tragenden Beiträgen dieses Werkes, dem von Nadler über „Die deutsche Dichtung Österreichs“ und dem von Sedlmayr über „Die bildende Kunst“ und von Leopold Nowak über „Die Musik in Österreich“.

Erich Homuth

2 NEUE UFA - FILME:

„Ritt in die Freiheit“

Die Handlung des Films spielt um 1830, in der Zeit des Erwachens der aktivistischen Kräfte der polnischen Nation. Zur Vorsicht hatte die zaristische Regierung die polnischen Regimenter aufgeteilt und in die verschiedensten Standorte verlegt, wo sie mit reinrussischen Regimenten zusammen in einer Garnison untergebracht waren. So lagen in Grodno zwei Schwadronen eines polnischen Ulanenregimentes Kaserne an Kasernen neben russischen Kosaken. Natürlich gab es täglich Reibereien zwischen den Mannschaften, Duelle zwischen den Offizieren. Ein solcher Zweikampf wird gerade ausgefochten zwischen dem polnischen Rittmeister Wolski und dem Kosakenrittmeister Saganoff. Saganoff wird durch einen Schuß in die Hand kampfunfähig. Täglich finden Felddienstreübungen der beiden polnischen Schwadronen, die von Rittmeister Wolski und von seinem besten Freund Graf Staniewski geführt werden, statt. Bei einer Übung in der Nähe eines Flusses sehen die Ulanen, daß die Fähre mit einem gespannten Wagen den Fluß hinuntertreibt. Der Fährmann ist betrunken, die Insassen befinden sich in großer Gefahr. Kurz entschlossen springen die Ulanen ins Wasser und bringen zwei Damen, eine junge russische Fürstin und ihre Begleiterin, an Land. Die Prinzessin ist die Schwester des Gouverneurs von Grodno. Sie und Graf Staniewski kennen sich seit längerer Zeit und feiern ein frohes Wiedersehen. Wenig angenehm berührt von der neuen Freundschaft ist der Bruder, der andere Pläne mit seiner Schwester hat.

Hoher Besuch trifft in Grodno ein: großer Abendempfang zu Ehren eines jungen Großfürsten beim Gouverneur, zu dem auch die polnischen Offiziere geladen sind. Rittmeister Wolski ist wenig erbaut davon, er hat gerade den Besuch einer jungen Freundin, die ihm von Polen her nachgereist ist. Für den Grafen Staniewski soll der Abend die Entscheidung über seine Verlobung mit der Fürstin bringen. Wolski wünscht ihm alles Gute; er soll nur bei einer Heirat mit der Russin nicht sein polnisches Vaterland vergessen. Wolski wird von einem polnischen Studenten aufgehalten, der den beiden polnischen Schwadronen den Befehl einer in Warschau neugebildeten polnischen Nationalregierung zum sofortigen Abmarsch nach Warschau überbringt. In Kongreßpolen ist ein bewaffneter Aufstand ausgebrochen. Wolski, der Patriot, sagt den sofortigen Abmarsch zu. Im Gouverneurpalais gelingt es ihm, unauffällig die polnischen Offiziere zu benachrichtigen und zu sammeln, nur seinen Freund, den Grafen Staniewski findet er nicht. Der Graf hat sich soeben mit der Fürstin verlobt. Erst als der Großfürst die Prinzessin zum Tanze holt, kann Wolski den Freund sprechen. Dieser ist über die neue Entwicklung äußerst bestürzt, verspricht aber dann, sofort nachzukommen. Wolski eilt zu seinen Kameraden, aber sie warten vergeblich, der Graf kommt nicht. Es wird immer später, schließlich handeln sie ohne ihn. Inzwischen ist aber auch der Gouverneur von den Ereignissen in



Polnische Ulanenschwadron aus dem Ufa-Tonfilm „Ritt in die Freiheit“

Warschau durch einen Kurier benachrichtigt worden. In aller Stille werden sofort alle Maßregeln getroffen; die polnischen Offiziere, deren Verschwinden von dem Fest inzwischen bemerkt worden ist, sollen festgesetzt werden. Es kommt auf dem Wege zur Kasernen an einer Brücke zum Kampf. Einige polnische Offiziere fallen, ein Oberleutnant und der Fährherr werden gefangen genommen, Wolski gelingt es zu entkommen. So ist unauffällig die Revolte in Grodno niedergeschlagen.

Graf Staniewski hatte sich, trotz seines Versprechens den Kameraden zu folgen, dem Zauber der Fürstin nicht entziehen können. Während schon draußen an der Brücke die Kameraden auf Leben und Tod kämpfen, bleibt er noch auf dem Ball und tanzt mit seiner Braut. Bei seiner Heimkehr findet der Graf den geflüchteten Rittmeister Wolski in seiner Wohnung. Wolski nimmt zuerst an, der Graf sei mit Gewalt von den Russen zurückgehalten worden. Als er seinen Irrtum erkennen muß, schleudert er ihm seine ganze Verachtung ins Gesicht und verläßt ihn. Auch er fällt nun in die Hände der Russen. Jetzt erst empfindet der Graf die ganze Schwere seines Vergehens. Sein Entschluß ist gefaßt. Die polnischen Ulanen sind noch ahnungslos. Graf Staniewski erfährt den inzwischen gefällten Spruch des Kriegsgerichtes, der auf Degradation und Tod durch den Strang



Duellszene aus dem gleichen Film

für Wolski, den Oberleutnant und den Fähnrich lautet. Weiter hört er den Befehl, daß die Kosaken nach Warschau reiten, während die polnischen Schwadronen nach Kiew in Garnison kommen sollen, und zwar soll er aus Anerkennung für sein loyales Verhalten das Kommando übernehmen.

Graf Staniewski hat seine letzten Vorbereitungen getroffen; mit dem Revolver in der Tasche verläßt er das Haus. Er trifft auf die kleine Freundin Wolskis, die verzweifelt nach ihm sucht. Sie bringt ihn durch ihren leidenschaftlichen Appell zu dem richtigen Entschluß. Nicht Selbstmord kann seine Schuld sühnen. Er muß versuchen, die Freunde zu retten. Eine Begnadigung ist abgelehnt worden; nun muß die Tat helfen. Der treue Wachmeister und einige Unteroffiziere werden instruiert. Die Schwadronen sind wegen des Abmarsches nach Kiew alarmbereit. Es muß mit größter Heimlichkeit vorgegangen werden. Die Russen sind vorsichtig geworden. Die polnischen Unterkunftsräume sind durch starke russische Wachen umstellt. Der Graf nimmt an einem Abschiedsfest der russischen Offiziere teil, er muß Zeit gewinnen. Nach kurzer Zeit sieht er den Oberst und den Adjutanten den Saal verlassen. Nun weiß er, daß die Exekution bevorsteht. Auf einem Kasernenhofe ist alles vorbereitet. Die Gefangenen werden herbeigeführt. Aber der polnische Wachmeister und die Unteroffiziere haben gut gearbeitet. Der Handstreich gelingt, in sausendem Galopp jagen die Befreiten mit den Ulanen davon. Als Kommandos zum Nachsetzen ertönen, hält Graf Staniewski mit seinem Wachmeister und zwanzig Ulanen den Ausgang besetzt und deckt seine Kameraden für ihren Ritt in die Freiheit bis zur letzten Patrone. Es gelingt ihm auch noch, seine letzten Getreuen vom Feinde loszulösen, nur für ihn gibt es keinen Ritt in die Freiheit mehr. Aufrecht, als ganzer Mann, geht er unter den Kugeln der russischen Kosaken in den Tod.

„Und du mein Schatz fährst mit...“

Wenn eine junge Sängerin plötzlich, mitten in einer Probe ein Telegramm erhält, das sie nach Amerika beruft, so hat sie sicher das Recht, etwas erstaunt zu sein. Maria Seydlitz ist froh, durch dieses Engagement aus der drangvoll fürchterlichen Enge der Kleinstadt und von ihrem etwas steiflichen Verehrer Rückel befreit zu werden und als sie festgestellt hat, daß diese vom Himmel gefallene Verpflichtung ihre Richtigkeit hat, steht der Abreise ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten nichts mehr im Wege.

Im Büro des Norddeutschen Lloyd nimmt Maria die für sie hinterlegte Karte im Empfang und erlebt die erste Überraschung: Ein gewisser Herr Linnerts scheint sich mächtig für sie zu interessieren und als sich die Passagiere nach der Abfahrt im Speisesaal versammeln, fehlt auch Linnerts nicht. Maria sitzt mit einer extravaganten Südamerikanerin Donna Juana und dem Chefindgenieur Dr. Fritsch zusammen und vom ersten Augenblick an fühlt sie sich in dieser Gesellschaft wohl. Am nächsten Morgen findet sich Herr Linnerts bei Maria ein und klärt das Geheimnis ihres Amerika-Engagements. Linnerts behauptet, sein Onkel habe Maria verpflichtet, um sie zu heiraten, aber weder Linnerts, noch seine Schwester seien damit einverstanden und würden diesen Plan zu verhindern wissen. Maria, die den Onkel nicht kennt, ist durch diese Darstellung höchst verwirrt, beschließt aber, den einmal eingeschlagenen Weg weiter zu gehen.

Bei der Ankunft in Amerika erlebt Maria wieder eine Überraschung, da ihr Paß plötzlich verschwunden ist und die Behörden die Einreisebewilligung verweigern. Maria ahnt nicht, daß das der erste Schachzug von Fred Linnerts ist, aber Fritsch rettet die Situation, indem er nach Bremen funkt und die Einreiseerlaubnis Marias mit Bild nach Amerika bildfunkten läßt. Der Weg nach Amerika ist frei! Sofort begibt sich Maria ins Theater, wo zuerst niemand an ihr Engagement glauben will. Als sie den vom alten Linnerts unterschriebenen Vertrag vorweist, scheint alles in Ordnung, aber Maria ist Opernsängerin und das Theater spielt Revuen! Der Star dieses Theaters ist Minnie May, die sofort in Maria eine Konkurrenz wittert und ihr Schwierigkeiten bereitet, wo sie nur kann und auch Mr. Bal, der Regisseur, kann nichts für Maria tun. Maria ist verzweifelt und als eines Tages der alte



Marika Röck und Hans Söhnker,
Szenenbild aus dem Ufa-Tonfilm
„Und du, mein Schatz, fährst mit“



Marika Röck als Maria Seydlitz
in dem Ufa-Tonfilm
„Und du, mein Schatz, fährst mit“



Heli Finkenzeller und Gustav Fröhlich
in einer Szene des neuen Ufa-Films
„Gleisdreieck“

Linnern ins Theater kommt, benutzt sie die Gelegenheit, um ihm unverblümt ihre Meinung zu sagen. Die Umstehenden sind über die Frechheit entsetzt, aber Linnern imponiert diese energische junge Dame, und als er hört, daß er, laut Aussage seines Herrn Neffen diese Dame heiraten soll, ist er zum erstenmal in seinem Leben mit einer Meinungsäußerung seines Neffen einverstanden. Am nächsten Tage schon wird Maria von den Aufmerksamkeiten des Millionärs überschüttet. Auto, Kleider, Blumen, alles regnet auf Maria nieder und Linnern ahnt gar nicht, daß das alles gar keinen Eindruck auf Maria macht, die nur ihre Rolle haben und spielen will. Als Maria alles zurückweist, sieht Linnern endlich ein, daß amerikanische Methoden fehlt am Platze sind und läßt Maria mit Bal zu sich kommen. Kurz befiehlt Linnern, daß Maria die Rolle im nächsten Stück zu spielen habe und entläßt die Herren, während er Maria bittet, ihm zum Abendessen Gesellschaft zu leisten. Der Abend verläuft höchst angeregt, und als Maria zu später Stunde aufbrechen will, bietet ihr Linnern eines seiner Fremdenzimmer zum Übernachten an.

Immer noch sinnt Fred auf eine Möglichkeit, Maria bei seinem Onkel auszusuchen und als letztes Mittel macht er ihr einen Heiratsantrag, den Maria natürlich ablehnt. Sie hat endlich ihre Rolle und ist ganz glücklich. In ihrer Freude ruft Maria Dr. Fritsch an, den sie nur kurz seit ihrer Ankunft gesehen hat und verabredet sich mit ihm für den Abend. Zufällig treffen sie im Restaurant auch Donna Juana, die eine Verwandte ausführt. Fritsch ist sehr zurückhaltend, da er erfahren hat, daß Maria bei Linnern übernachtet hat und nach den Einfüßerungen von Fred das Falsche denkt. Leicht verstimmt nehmen die jungen Leute Abschied und Donna Juana scheint die einzige zu sein, die die Zusammenhänge richtig sieht! In der Garderobe des Restaurants trifft Maria auf Minnie May, die ihr — die Zeitung mit der Verlobungsanzeige Marias mit dem alten Linnern vor die Nase hält! Fritsch, der hinzutritt, glaubt ebensowenig, wie die May den Versicherungen Marias, daß alles nicht wahr ist und geht endgültig.

In der Hotelhalle steht Linnern. Wütend geht Maria auf ihn zu und als sie ihn zur Rede stellt, erfährt sie, daß er die Anzeige nicht aufgegeben hat. Leider, wie er meint, denn wenn er auch nicht so geschmacklos sei, ihr eine Liebeserklärung zu machen, so würde er sich doch glücklich schätzen, für einen jungen Menschen sorgen zu können und nicht immer an Dollars denken zu müssen. Maria ist ganz still geworden und reicht ihm stumm die Hand.

Gloria Linnern hat den Kampf nicht aufgegeben und sich mit Minnie May verbündet, um Maria endgültig auszuschneiden. Die May bittet Maria, ihr zu helfen, Schmuck auszuwählen und praktiziert einen wertvollen Stein in die Tasche ihrer Rivalin. Maria wird am Tage ihrer Premiere verhaftet. Donna Juana ist es nach langer Überredung endlich geglückt, Dr. Fritsch beizubringen, wie er von Maria zu denken hat und als er sofort das Hotel anruft, erfährt er die Verhaftung. Sofort ist er bereit, alles zu tun, Maria zu helfen. Noch ein anderer steht jetzt auf Seiten Marias — Fred. Mit ein paar Worten haben sich die beiden jungen Leute verständigt und als Fred verrät, daß seine Schwester die Hand im Spiele habe, eilen beide in deren Wohnung und erzwingen von ihr ein Geständnis. Fritsch saust zur Polizei zurück, befreit Maria und bringt sie zum Theater. Dort will er sich verabschieden, da er nach Europa zurück müsse, aber Maria bittet ihn, sich doch wenigstens einen Teil der Vorstellung anzusehen. Minnie May, die schon zum Auftritt fertig ist und sich freut, die verhaßte Nebenbuhlerin erledigt zu haben, sieht sich plötzlich zwei Beamten gegenüber.

In der Loge von Donna Juana wohnt Fritsch der Premiere bei, die zu einem großen Erfolg für Maria wird. Ihre Stimme und ihr artistisches Können begeistern die Zuschauer immer wieder. Während der Pause verabschiedet sich Fritsch, da er eingesehen habe, daß er der Karriere Marias nicht im Wege stehen dürfe. Er sieht nicht mehr die tiefe Enttäuschung in Marias Zügen und geht. Als Maria nach der Vorstellung Donna Juana aufsucht und erfährt, daß Fritsch fort ist, genügen ein paar Worte der erfahrenen Frau, um Maria den Weg zu zeigen, den sie gehen muß und ihr Entschluß ist gefaßt. Als Linnern jun. sie zum Bankett zu seinem Onkel fahren will, bittet sie ihn, einen kleinen Umweg zu machen.

An der Reling des abfahrenden Schiffes steht Fritsch und blickt auf die Stadt zurück. Die Kapelle spielt das alte Lied: „Muß ich denn“, aber plötzlich hört Fritsch hinter sich eine bekannte, altzu bekannte Stimme: „Und du, mein Schatz, fährst mit!“



Winterhilfswerk des Deutschen Volkes

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Franz Fritz: Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchlosen Reimerollen werden vor allem in Vereinskreisen besonders Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Einladung zur Vorausbestellung

Paul Grabau

Der Sonnenbogen

Eine Dichtung

Die Frucht Der Baum

Die Heimat Der Glaube Die Wiedergeburt

45 Gedichte in 5 Kreisen

In würdiger Ausstattung kostet der festliche Leinenband für den Vorbesteller RM 2.— (statt 2.60)

Verlag Hermann Böhlau Nachf. Weimar



Aufforderung zum Tanz

Zur Londoner Modenschau des Modeamtes der Stadt Frankfurt a. M.

Schöne Mannequins in schönen Kleidern gibt es in London jeden Tag zu sehen; man braucht dazu nicht einmal eigens zu den Modeparaden mit Musik Cocktails zu gehen. In allen Modehäusern stehen sie an den Treppensätzen oder wandeln sie durch die Verkaufsräume, in die Mode von morgen gekleidet, stolz und fern wie unerreichbare Ideale; sie sind märchenhaft zu Hause in unbezahlbaren Stoffen und anspruchsvollen Farben und Faltenwürfen; sie haben Lippen wie Granatäpfel und Fingernägel wie Rubine; ihr Haar liegt so gehorsam in glitzernden Ringeln, als werde es außerhalb der Geschäftsstunden auf einer Stange bewahrt, und ihre Augen blicken gläsern mitten durch den Zuschauer. Bezeugt man Interesse an ihnen, so zeigen sie die Zähne in einem einstudierten Lächeln, das zugleich herablassend und müde wirkt. Ein maskenhaftes Element, eine leicht unheimliche Erinnerung an Kleiderpuppen von der gefährlichen Vollkommenheit der Roboter haftet ihrem Anblick an; für welchen gewöhnlichen Menschen, fragt man sich zweifelnd, wäre es möglich oder auch nur wünschenswert, durch die Erlegung einer schwindelnden Kaufsumme zu solchem Aussehen zu gelangen. Aber der Zweifel entsteht nur daraus, daß man die Summe nicht hat. Reiche Käuferinnen, sieht man bald, lassen sich weder von der körperlichen Überlegenheit noch von der mangelnden Menschlichkeit in der Haltung solcher Vorführmädchen einschütern, sie gehen vielmehr mit ihnen um wie mit beweglichen

Kleiderständern; kleine Wirbel devoter Bedienung entstehen um sie, und sie nehmen überstürztes Entgegenkommen, hingebende Rücksicht auf ihre geringsten Launen mit einer Selbstverständlichkeit hin, die offensichtlich aus dem Bewußtsein entsteht, daß dieser Modepalast mit seinen festlichen Räumen, polierten Schränken voller Kostbarkeiten aus aller Welt und mit seinem sportanisch geschulten Verkaufspersonal einzig und allein um ihre Willen da ist.

Dieses kleine Welttheater der Mode hat seine Anziehungskraft für alle Frauen, nur ist es für die meisten weiter weg als die Bühne vom hintersten Galerieplatz. Was vorgeht, erreicht sie nur verschwommen und gerüchweise, und was gar in ihre Reichweite kommt, ist erst die Nachahmung der Nachahmung. Wie man sich's wünscht, schöne Kleider einmal von der Frage nach dem Gelde getrennt betrachten zu können, an ihrer Entstehung und Verwendung nicht nur als Außenseiter, als kaufunfähiger Kunde, teilzuhaben! Immer wieder haben auch hervorragende Künstler auf dem Gebiete der Mode davon geträumt, für ihre Einfälle ein weiteres Feld zu erobern, ihre der Frauenschönheit dienende Gabe allen zu bringen, die empfänglich dafür sind, und dabei das ganze Leben eines Volkes, nicht nur das einer gehetzten Minderheit reicher und froher zu machen. Aber solange von der Minderheit das Gesetz anerkannt wurde, nach dem Modekultur Luxus und als solcher Monopol der wenigen ist, mußten diese Gedanken Utopien bleiben.

Das mag eine allzu weitschweifige Einleitung zu einem Bericht über den Londoner Besuch einer auswärtigen Modenschau sein, aber da hier einmal über Mode in so weitgefaßtem Sinne gesprochen werden soll, wie es der Arbeit und Anschauung des Frankfurter Modeamtes entspricht, muß der in England geltende Hintergrund deutlich sein, ehe man verstehen kann, wie neuartig und beinahe revolutionär diese deutsche Vorführung sich davon abhob, gerade weil sie äußerlich einer gewöhnlichen Modenschau so täuschend ähnlich sah. Obwohl nämlich auch hier

Beide Aufnahmen von Gölner, Frankfurt a. M., zeigen Entwürfe des Modeamtes Frankfurt a. M., die in London gezeigt wurden





Eingeschnitten

Aufn. A. Plösser



Verschneiter Bach

Aufn. Otto Koenig

schöne Mädchen in schönen Kleidern der Mode von morgen sich im Scheinwerferlicht und zu schmelzender Musik vor einem vornehmen Publikum bewegten, so war doch kein Gefühl von Geschäft und Reklame dabei; und wenn die Mädchen mit hochgehaltenen Köpfen zugleich ängstlich und stolz lächelten — nicht wie Mannequins lächeln, sondern wie sehr junge Frauen, die herzlich gerne gefallen möchten und spüren, daß sie es tun —, dann taten sie es nicht im Interesse irgendeines Verkaufs und persönlichen Vorteils, sondern als erwählte, bewußte Vertreterinnen einer Sache von weit größerer Bedeutung: der jungen deutschen Modekultur. Sie standen für etwas ein, das es in Deutschland erst seit drei Jahren und in England trotz stark empfundenen Bedürfnisses überhaupt nicht gibt, für eine frei auf eigenem Boden gewachsene Kleiderkunst, die nicht auf Verkauf und Verdienst abzielt, sondern als Mittelpunkt der Modekultur ihren richtunggebenden Einfluß auf alle für Frauenkleidung arbeitenden Gewerbe- und Handwerkszweige auszuüben bestimmt ist und auch schon ausübt von der Herstellung des Stoffes und der Zierarten an bis zur Anfertigung des Kleides durch die Schneiderin. Schönes fördernd, Neues anregend, Häßliches ausmerzend, Einheimisches unterstützend. Sie standen damit, kleine Modeschülerinnen in Kleidern, bei deren Herstellung sie selber mitgeholfen hatten, vor dem anspruchsvollsten Publikum der fremden Großstadt, vor Zuschauern, die es gewohnt sind, Pariser Modelle von den berühmtesten Berufs-Mannequins vorgeführt zu sehen, und die zunächst weder nach dem kulturbedeutsamen Sinn des Modeamtes noch der Größe der Bemühung für diese Londoner Ausstellung fragen würden, sondern lediglich nach der Wirksamkeit der Kleider. Aber der Erfolg, den sie gewannen, zog dann doch sehr viel weitere Kreise als der Erfolg einer gewöhnlichen Modenschau. Galt der Beifall zuvörderst den Kleiderentwürfen der Meisterin, Frau Professor Klimt, so lobte er weiter auch die handwerkliche Tüchtigkeit ihrer Schule, die glückliche Wahl und Ausbildung der vorführenden Schülerinnen und endlich den großartigen Leitgedanken von der Ausstrahlung heimischer und hochwertiger Modekultur, der den Oberbürgermeister von Frankfurt zur Gründung des Modeamtes bewogen hatte. Hier war, so spürte man, gute Arbeit getan, und wenn man keinen Augenblick vergaß, darauf stolz zu sein, daß es deutsche Arbeit war, so schien auch in den Engländern das Gefühl für den ausgesprochen nationalen Charakter der Leistung nach und nach sehr wach zu werden. Zu diesem englischen Verständnis für die tiefere Bedeutung der Veranstaltung trug auch bei, daß Staatsrat Oberbürgermeister Dr. Krebs sowohl in Deutschland wie in London persönlich für ihren Erfolg gewirkt hatte und auch bei der Vorführung zugegen war.

Vom Staunen über die Gesamtleistung abgesehen, lag die stärkste Überraschung der ganzen Vorführung für die Engländer wohl in der schweren Pracht der gezeigten Festkleider. Es gab

gewiß bei den Strandkostümen und Luftanzügen vieles zu bestaunen — die Vorzüge der schweren einheimischen (z. B. in der Schule gewebten) Leinen und Nessel etwa gegenüber den hierzulande üblichen leichten Seidenstoffen, die wirkungsvolle Verwendung von farbigen Fischernetzen oder die sattfarbigen Bademäntel von weitem, ans Mittelalter erinnerndem Schnitt. Die verlockend kleidsamen Regenmäntel aus einem ganz neuen deutschen Stoff, leichtem Taft ähnlich, mit ihren lustigen Kragen, Schleifen und Puffärmeln mußten die lebhafteste Aufmerksamkeit einer Zuschauerschaft erregen, die durch das englische Wetter einen so großen Teil ihres Lebens in höchst phantasielosen „Mackintoshes“ zu verbringen genötigt ist. Aber die großen Abendkleider mit ihren Schleppen und Kapuzen, ihren samtenen und brokatierten Umhängen, ihren kühnen Farben und Verzierungen, ihren stolzen, schräg in die Höhe strebenden Linien, ihrem Gefühl von würdiger, anspruchsvoller Feierlichkeit verblüfften. Der gebildete Engländer glaubt heute längst nicht mehr an das Ammenmärchen von der unvorteilhaft gekleideten deutschen Frau; aber er hat die Vorstellung, daß festliche Abendkleidung in Deutschland nicht nur nicht annähernd so häufig erforderlich wird wie in England, sondern daß sie in den letzten zehn Jahren in den bürgerlichen Kreisen so gut wie ausgestorben ist. Es wurde ihm bei Gelegenheit der Frankfurter Schau nicht nur gezeigt, welche Art festlicher Kleidung für die deutsche Frau eronnen und vorgeschlagen wird, sondern es kam auch ein Wille zu würdiger Festkleidung zum Ausdruck, wie er sich von den Modeschöpfungen der Frau Professor Klimt aus hoffentlich bald in weiten deutschen Kreisen wieder durchsetzen wird. Müßen doch unsere Festkleider nicht alle gleich so stoffreich (zwanzig bis dreißig Meter gehen in so ein prachtvoll drapiertes Schleppenkleid mit flügelgleichen Renaissanceärmeln), anspruchsvoll und schwierig zu handhaben sein, nicht so bizarr in der Form oder ungewöhnlich in der Farbe wie die, denen die Engländer den meisten Beifall gaben; sie können deshalb doch ihr Vorbild in der von der Frankfurter Schule bevorzugten Linie nehmen, der Diagonale nach oben, die dem deutschen Frauentyp so hervorragend entspricht und die übrigens auch in den neuesten Pariser Modeschöpfungen zuweilen erscheint, zusammen mit dem an engen Hüften weit angesetzten Rock und der hohen, betonten Brustlinie. Es brauchen auch nicht die kostbaren Seiden- und Samstoffe zu sein, die für einige der Frankfurter Modelle verwendet wurden (es ist ein roter Samtmantel da, den sich die Königin von Rumänien kopieren ließ) — hat das Modeamt doch die Verwendung von thüringischen Flitterstoffen und Perlenstickereien, von sächsischer Spitze zu Abendkleidern versucht und sehr schöne Wirkungen damit erzielt. In diesem Sinne sollte die Arbeitsleistung des Frankfurter Modeamtes auch für die Frauen in der Heimat eine Aufforderung zum Feste sein.

Irene Seligo



Am Nürnberger Burgberg

Bert Egger

DIE GRENZE

Von Helmut Giese

Sie gingen im Bärenschritt unter den Tannen, den Birken. Sie trotteten zwei Tiere, zwei Menschen und stolperten oft. Sie trugen zerrissene Mäntel und hatten eingefallene Gesichter. So gingen sie im Schnee durch die Wälder, der Russe Michail Weresow, der Finne Eero Kivimaa. Natürlich kommt es nicht auf die Namen an, ja, es ist sogar ungewiß, ob die beiden sich selbst damit kannten oder überhaupt Wert darauf legten. Jedenfalls vermieden sie es, sich mit Namen anzureden, und Wert legten sie eigentlich nur, wie Michail Weresow sich später erinnerte, auf eine rostige, nicht mehr neue, aber dennoch brauchbare Schere, die sie immer abwechselnd trugen. Eine Drahtschere übrigens.

Es war der dritte Tag ihrer Flucht. Es hatte sich so ergeben, daß sie neben anderen glücklichen Umständen, die mit einem Wechsel in der Bewachung ihres Lagers zusammenhingen, hauptsächlich einem Güterzug, der nach Westen rollte, und insbesondere dem leeren Viehwagen, dessen Türen zufällig offen standen oder während der Fahrt aufgegangen sein mögen, ihre Flucht verdankten. Freilich dachten sie damals nicht viel darüber nach.

Sie gingen und gingen. Manchmal nur blieben sie stehen und lauschten. Dann sahen sie wie plumpe Tiere aus, die Witterung nahmen, wie riesige hungrige Wölfe. Es war aber nur der Schnee, der irgendwo in der Nähe von den Zweigen fiel, der Schnee oder ein morscher Ast, der plötzlich unter seiner Last brach. Sonst nichts. Doch erschranken sie jedesmal mit der gleichen großen Furcht bei diesem harmlosen Geräusch, und obwohl es vielfach und Tag und Nacht wiederkehrte, konnten sich ihre Nerven nicht daran gewöhnen. Es erregte sie wie ein Schuß. Und die Stille, die ihm folgte, diese unerträgliche Stille der toten Natur war schrecklicher als ein Sturm. Sie war tausendmal schrecklicher als gestern der Sturm.

Der Finne ging vor dem Russen. Denn er kannte das Land, das in beiden Sprachen Karelien heißt, und die Wälder, die es umschließt. Es war einmal seine Heimat gewesen. Erst der Krieg

und später der Friede hatten das Land geteilt, die Wälder getrennt, die Heimat zerrissen. Die Granaten des Krieges und die Grenze des Friedens. Die finnisch-russische Grenze in den Wäldern Kareliens.

Sie gingen und schwiegen. Was hätten sie auch reden sollen? Wenn man jahrelang zusammen gefangen ist, jahrelang im selben Lager liegt, dieselbe Arbeit tut, dieselbe Suppe löffelt, dasselbe Hemd trägt, weiß man sogar alles, was der andere denkt. Man erkennt in dem anderen sich selbst. Man braucht keinen Spiegel mehr und bedarf wenig der Sprache. Alle jahrelang Gefangenen haben dasselbe Gesicht und dieselben Gedanken. Und das ist gut so. Es ist für sie gut, daß die Gewohnheit größer ist als der Geist, daß die meisten von ihnen sich so selten erinnern.

Zwei Menschen, so gingen sie dahin, der Russe Weresow, der Finne Kivimaa, — zwei Menschen, die dumpf von der Freiheit träumten, die nur ein Gedanke bewegte: Die Grenze. Und wenn man ihnen nachsah, genauer nachsah, konnte man gewahren, daß sie am dritten Tage ihrer Flucht noch ebenso gebückt und grau im Schnee der Wälder schlichen wie im Hof des Lagers.

Es war Abend geworden. Zwischen den Kronen der Bäume leuchteten Stücke eines kalten, weißgrünen Himmels auf, fahl floß das Licht um die Stämme. Ein Winterabend mit schwachen Sternen und dem ersten Nordlicht. Es geisterte vor ihnen, es flackte aus dem Dämmern überall, gespenstisch totenstill. Es war der Schnee allein, der unter ihren Füßen knisterte, es war ihr Atem nur, der hier noch wirklich lebte. Sonst nichts. Und am Abend dieses Tages, in der trüben Zone zwischen Tag und Nacht kamen sie zur Grenze.

Dort lag sie. Sie lag, wie Michail Weresow sich später erinnerte, auf einer Lichtung, die hundert Meter tief und viele Meilen lang war, einer Rodung, die von Süden hoch nach Norden zog, mitten unter den Mauern des Waldes, der aus Rußland kommt und nach Finnland flieht. Dort lag erhaben und deutlich abgesetzt im

Jeder Fotoamateur muß lesen:



Deine Kamera geht Geld verdienen

Das wertvolle Fotobuch mit 100 Adressen
für den Bilderverkauf RM 0,75

Fotos mit Nitraphot und Vacublitz

das erste und einzige Osram-Spezialbuch . RM 1,60



FOTOS MIT NITRAPHOT
+ VACUBLITZ

VERTRIEB: G.HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

freien Feld ein überreifer und verschneiter Strich. Das Drahtverhau der Grenze.

Es hatte aber zu jener seltsamen Zeit, die der Friede nach dem großen Krieg war, eine besondere Bewandnis mit dieser Grenze, und es war nicht ein gewöhnliches, zurückgelassenes, sinnloses oder vergessenes Drahtverhau, das die beiden schied. Nein, man vergaß so leicht nichts, und alles behielt seinen Sinn; Gewehre, Granaten und Grenzen. War der Friede damals doch nichts als ein Krieg mit anderen Mitteln. Und deshalb ist es wenig verwunderlich, daß zu jener seltsamen Zeit, irgendwo im karelischen Wald, eines Tages im Schnee, zwei Menschen die wirkliche Grenze sahen, das wahre Gesicht der Grenze, ein Drahtverhau, das elektrisch geladen war.

Hier standen sie nun davor, und hier sprachen sie auch wieder länger miteinander, was seinen guten Grund besaß und mit der Schere, die sie immer abwechselnd getragen hatten, einer rostigen, nicht mehr neuen, jedoch brauchbaren Drahtschere zusammenhing. Jetzt sollte sie einer versuchen. Denn sie gemeinsam zu verwenden war ja unmöglich. Das konnte nur einer allein. Das konnte nur einer zuerst. Und einer mußte es tun.

Übrigens fanden sie bald eine Lösung, und sie wurden sich auf die gleiche Weise darüber einig und klar wie im Lager um ein paar Zigaretten, um den letzten Rest Schnaps. Es war eine ähnliche Sache, es war nicht viel anders. Sie streiften von den halb erfrorenen Händen Tuchfetzen ab, die ihre Finger und Gelenke schützten. Sie traten dicht voreinander hin. Aus einer Manteltasche hatte der Russe eine kleine Schachtel gezogen, und er entnahm ihr eine Anzahl Streichhölzer. Sie teilten sie und zählten sie zweimal. Sie waren eigentlich nicht ärgert, und als jeder von ihnen jetzt die rechte Faust ausstreckte, rieten sie wechselnd die in beiden verborgene Summe der Hölzer seltsam gelassen und ruhig. Sie waren eher gleichgültig, dumpf, ihrem Schicksal ergeben. Dann öffneten sie die Hände, verglichen. Langsam, bedächtig. Nicht anders als sonst.

Es mag sein, daß den Michail Weresow im ersten Augenblick das Gefühl einer großen Freude ergriß, aber sie schwand so schnell, wie sie kam. Sie wandelte sich plötzlich und wich einer besonderen und geheimnisvollen Empfindung der Scham, einem rätselhaften und unerklärlichen Schuldgefühl, das sein Herz, seine Glieder und selbst seine Stimme dunkel, schmerzhaft lähmte. Und obwohl ihm ein Wort auf den Lippen lag, vermochte er nicht mehr, es auszusprechen, dieses eine Wort an den anderen. Er stand hilflos, schreckerstarrt da und sah einfach zu,

wie der Finne nach kurzem Zögern sich einen Schal vom Halse band und fest um die Hände wickelte, wie er sich bückte und die Schere nahm. Er nahm die Schere und wandte sich ab, um die Arbeit zu tun. Er ging, ohne sich nach Michail Weresow noch einmal umzudrehen, im Schnee auf den Drahtverhau zu.

Er ging eine Ewigkeit lang, und dem Wartenden schien durch die Täuschung der dämmenden Nacht sein Gang und die plumpe Gestalt immer größer zu werden, formlos, unmenschlich und ins Riesenhafte zu wachsen. Dabei lag die Grenze sehr nahe, und der andere hatte in Wirklichkeit nur wenige Schritte zu gehen. Sie rückte ganz nahe, die Grenze, — und jetzt konnte Michail Weresow jede seiner Bewegungen sogar erkennen und hören. Denn er war, ohne sich dessen bewußt zu werden, dem Finnen gefolgt.

Der erste Draht sprang, und es geschah nichts. Atemlos lauschte der Russe. Auf den singenden, klirrenden Ton, der die Stille zerbrach, erscholl kein Stöhnen, kein Schrei. War der Strom nicht mehr da? Schützte der Schal, so ein Fetzen Tuch, die Hand, den Körper tatsächlich? Dem ersten singenden Ton folgte ein zweiter, ein dritter. Ja, die Arbeit ging weiter. Der Draht sprang, und nun befand sich der Finne schon mitten zwischen den Linien. Er hing, ein lebendiger Mensch, unter ihrem Geflecht. Ein Mann im Netz des Todes, der furchbare Fäden entwirrte. Er tat eine gute Arbeit, dieser Eero Kivimaa, er zerriß eine Grenze. Draht um Draht durchschnit er besonnen und gründlich, und wich bis zuletzt aller Gefahr der Berührung auf seltsam glückliche Art aus. Es geschah nichts bis zuletzt.

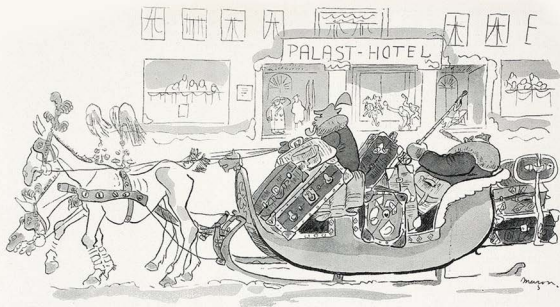
Es war wirklich der letzte Draht, wie Michail Weresow sich bald überzeugte, der den anderen traf, wie ein Peitschenhieb traf. Denn der Finne glitt plötzlich zusammen. Er sank lautlos zur Erde und riß den letzten Draht unter sich. Sein schwerer Leib zuckte, erstarrte, blieb liegen. Er blieb in jener Gasse liegen, die er sich gebahnt hatte. Er füllte sie völlig aus, ein lebloser Rumpf mit gespreizten Gliedern, ein gekreuzigter Mensch auf der Grenze, der tote Eero Kivimaa.

Was den Michail Weresow eigentlich bewog, noch einmal zurückzukehren, da er die Grenze passiert hatte und sich schon auf finnischen Boden befand, ist schwer zu sagen. Es ist ihm auch kein Vorwurf daraus zu machen, daß er über den Körper des Finnen schreiten mußte, um den Weg in die Freiheit zu gehen. Das Recht der Lebenden ist immer größer als das der Toten. Und niemand hätte anders an seiner Stelle handeln können. Nein, deshalb ging er wohl kaum zurück, und vielleicht war es nur eine große Hilflosigkeit, die ihn dahin zwang, jene Hilflosigkeit der jahrelang Gefangenen, die im ersten Augenblick mit der Freiheit nichts zu beginnen vermögen. Aber vielleicht war es mehr, viel, viel mehr, und was wissen wir überhaupt von einem solchen Menschen wie Michail Weresow? Es ist besser, wir bescheiden uns, sein Tun zu berichten.

Er ging einfach zurück, dieser Michail Weresow, bis zur Grenze zurück. Er trat vor den Toten, er beugte sich nieder und gewährte erst jetzt auf seiner Stirn einen Riß und geronnenes Blut. Er stand lächelnd auf. Dann bekreuzigte er sich und berührte den Draht mit der bloßen Hand dort, wo der andere ihn nicht unterbrochen hatte, wo der Strom noch die Grenze umkreiste.

Es war dieser Gang, und es war diese Tat, deren Michail Weresow sich später mit seltsamer Freude erinnerte. Er hatte nichts mehr zu hoffen. Aber als er den Draht berührte, schlug sein Herz so ruhig wie sonst. Er fühlte es nicht. Er fühlte es dann erst schlagen, als das Wunder geschah, als der Draht seinen Händen entglitt, und er wußte, warum er noch lebte: denn die Grenze stand nicht unter Strom, sie umkreiste kein Strom. Doch es gibt keine Wunder auf Erden, es hängt alles zusammen, und selbst der Zufall hat seinen Sinn. Und erst da Michail Weresow diesen Zufall völlig begriff, schlug ihm plötzlich das Herz, drohte es Freude zu lähmen: er war schuldlos am Tode eines Menschen. Weder der Tod noch sein eigenes Glück waren am Tode des anderen schuld, sondern ein Draht, der ihn traf. Ein Draht und die Angst seines Herzens. Es war alles so einfach und klar, und sie ahnten es nicht. Es hing alles zusammen. Seit dem Sturm des vergangenen Tages umkreiste die Grenze kein Strom mehr; nur sie wußten es nicht. Ein Wirbelwind hatte die Leitung zerstört, den Draht im Walde zerissen. Nur sie wußten es nicht...

Er wandte sich ab, der Russe Michail Weresow. Er sah nicht zurück. Er ging nicht mehr zurück. Er ging festen Schrittes durch die Nacht in die Freiheit.



Der Ski-Snob

J. Maçon

Walzer am falschen Ort

VON FRANZ FRIEDRICH OBERHAUSER

„Ich glaub' gar, das ist ein blitzblanker Walzer“, sagte eines Tages der Pfarrer von der Kirche „Am Hof“ in Wien, fuhr aus einer Andachtsübung, in die er eben zu Ehren des heiligen Bruders Franz versunken war, empor, stand auf und schritt, immerzu auf die munteren Tanzmelodien lauschend, der Chorstiege zu.

Oben an der Orgel saß ein Schüler aus der Musikschule des Domkapellmeisters Drechsler und hatte ganz vergessen, daß er in einer Kirche war. Hatte wohl auch vergessen, daß es eine Kirchenorgel war, auf der er spielte. Gab auf die ernststen und klugen Gesichter der vielen Heiligen nicht acht, die auf sein Tun herabsahen oder mit weitgeöffneten Augen von unten emporblickten.

Der Spielende, knabenhaft und jung, hatte alle Register gezogen. Seine Augen waren der Sonne zugerichtet. Vielleicht sah er, wie die Sonne eine wundersame Harfe mit funkelnden Lichtsalten in die dunkle Kirche stellte; vielleicht war es ihm, als wären viele muntere Englein eifrig am Musizieren an dieser himmlischen Harfe. Als sei er der Organist einer himmlischen Orchestervereinigung, die sich einmal ein Gastspiel auf der lieben Erde erlaubte.

Ah, er verstand diese Englein! Und so spielte er denn einen Walzer, ihnen zuliebe. Und da dies zu Wien geschah, war es natürlich ein regelrechter, wenn auch noch ein klein wenig unbeholfener Walzer, ein echter Wiener Walzer. Ein süßes, kleines, helles Tänzlein, und die Finger des verträumten Knaben

Drei wichtige Zeitschriften

die auch Sie lesen sollten:

JUGEND wöchentlich 60 Pfg.

DIE FOTOWELT monatlich 25 Pfg.
Die Zeitschrift für jeden Fotoamateur. Neutraler Inhalt, reichhaltiger Neuheitenteil, erstklassiger Kunstdruck.

EXAKTA-SPIEGEL vierteljährlich 25 Pfg.
Die Spezial-Zeitschrift für den Fotoamateur mit Exakta-Kamera.

Bestellen Sie die Sie interessierenden Hefte mit beiliegendem Bestellschein, den Sie an den Gerhard Isert-Verlag in Magdeburg-Sudenburg als Drucksache senden.

An den Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Sudenburg

BESTELLUNG

Liefere Sie mir bis auf Widerruf ab sofort _____ Expl. der Zeitschriften:

direkt an untenstehende Adresse (Bezahlung erfolgt sofort nach Erhalt)

durch die Buchhandlung:

Name:

Ort:

Straße:



Winterkleid

Aufn. Dr. O. Schweitzer

Bäume im Winterkleid

Bäume im Winterkleid — wie anders, wie neu und wie schön. Dick in weiße Mäntel gehüllt oder zart mit Rauhref bedeckt, stehen sie vor uns, Formgebilde von seltenem Reiz.

Und ihr Winterkleid funkelt und glitzert im Sonnenlicht, als wäre es mit tausend Diamanten besetzt.

Und auf weiße Flächen zeichnen sich groteske Schatten auf; ihr Abbild, das die Sonne erzeugt.

Wir wollen auch so die Natur bestaunen, uns über ihren Reichtum freuen. Wandern wir also doch in

einer Mußestunde ins Freie hinaus, oder nehmen wir unsere Schnee bilder zur Hand, um hier wenigstens nacherleben, nachempfinden zu können.

So also wollen wir uns eine Stunde des Schauens gönnen, um uns zu freuen an den Schätzen der Natur. Sie wird hier im Winter zu einem Bildner reichster schöpferischer Kraft und Möglichkeiten. Und hinter all diesem liegt ernster Lebenszweck, Erholung zu neuem Gedeihen, Ruhe zur Sammlung neuer Kräfte.

Bäume im Winterkleid — reich an Formen, Licht und Farbe. Geschaffen zu stillem Erleben, innerer Schau.

—

Gutes Zeichen

Professor V., ein bekannter Arzt, wurde in den ersten Jahren seiner ärztlichen Tätigkeit von einem Kollegen gefragt, wie seine Praxis gehe.

„Nun, ich kann mich nicht beklagen“, meinte der Mediziner, „meine Patienten wachsen von Tag zu Tag.“

„Das ist ja erfreulich! Haben Sie wirklich so viele Patienten?“

„Nein, aber ich bin Kinderarzt“, lautete die Antwort.

Beim Mittagessen

Pensionär: „Was sind Sie von Beruf, wenn ich fragen darf?“

Neuer Gast: „Bildhauer.“

Pensionär: „So — ach wohl in Marmor? Dazu gehört doch gewiß große Kraft!“

Neuer Gast: „Das kann man wohl sagen.“

Pensionär: „Ist ja großartig, so etwas hat uns hier gefehlt. Würden Sie bitte mal das Huhn dort tranchieren?“

Dennoch!

Der Dichter Ferdinand Raimund war krank und mußte das Bett hüten. Jeden Tag kam der Arzt zu ihm, konnte ihm aber nicht helfen. Mit einem Male erkrankte auch der Arzt und mußte selbst im Bett bleiben. Nach zwei Wochen besuchte er wieder Raimund, den er noch immer im

Bett vorfand. „Noch immer krank?“ fragte er den Dichter. „Über zwei Wochen habe ich Sie nicht behandeln können.“

Raimund erwiderte: „Trotzdem bin ich noch nicht gesund.“

Abends als Letztes **Chlorodont**

eine gute Gewohnheit!

1937 / JUGEND Nr. 2 / 13. Januar 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. — Hauptschriftleiter: Gerhard Isert, Magdeburg. — Verantwortlich für die Bücher-„JUGEND“: E. Homuth, Magdeburg. Für die Anzeigen: Georg Posselt, München. — Verlag: Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Sudenburg. — Vertriebe: Otto Klemm Comm.-Geschäft, Leipzig C1, Salomonstr. 14. — Druck: Graphische Kunstanstalt W. Schütz (Pächter der Druckerei G. Hirth Verlag AG.), München. — Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa i. Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by Gerhard Isert Verlag, Magdeburg. — D.A. 4. Vj. 36: 5700. Pl. 2. — Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Magdeburg, Halberstädter Straße 98, zu richten. — Rücksendung erfolgt nur bei beigelegtem Porto.

Das nächste Heft der „JUGEND“ erscheint am 19. Januar 1937

DIE FOTO - „JUGEND“

Weniger Kitsch!

Die bildnerischen Künste sind durch die Fotografie wesentlich bereichert worden. Und weil heute der Zeitfaktor bestimmend und die technischen Momente fördernd sind, werden im Wesen der Fotografie Voraussetzungen gegeben, die hier eine breite Ausdehnungsmöglichkeit zulassen. Fotografie ist Volksgut, Volkskunst geworden.

Gefahren einer Verkütschung liegen außerordentlich nahe. Und indem wir leider sagen müssen, daß durch bestimmte Veröffentlichungen auch in Buchform, die unter dem Schlagwort „Fotumor“ segeln, eine Förderung dieser Tendenz bedingt ist, der ein Anfänger oder gelegentlicher Fotograf leicht folgt, sind für uns alle entsprechende pädagogische Aufgaben notwendige Pflicht.

Gewisse Entartungsformen liegen von der Sache her nahe. Es gibt nur wenige Lichtbilder, die auf dem Wege zum Können nicht dem kolorierten Lichtbilde, nicht dem Foto mit ovalem Bildschnitt oder gerundeten Ecken oder den typischen Personenaufnahmen zugestimmt haben. Aber bald wird hier der wahre Köntner finden, daß nicht wesensschlechtes Belwerk, sondern besser Entartungen vorliegen, von denen man immer mehr abgeht.

Andererseits aber dürfen wir sagen, daß ein großer Teil gerade hier stehen bleibt, weil die Brücke zum eigentlich fotografischen Schaffen nicht gefunden wird. Hier muß technische Schulung einsetzen, welche die Grundlage zu einer befriedigenden Arbeit gibt, ist aber auch gestalterische Fortbildung wesentlich, um die inhaltlichen Formen und Möglichkeiten zu erkennen und zu verstehen, die durch die Fotografie erfaßt werden können.

Hier liegt die Notwendigkeit einer gegenseitigen Förderung, die ausgehen muß vom Köntner — sei es in theoretischer oder praktischer Weise. Wir alle kommen ja dann und wann mit Foto-Amateuren oder Fachleuten zusammen, mit denen beste Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch besteht. Mit offenen Ohren werden wir rechnen dürfen; es geht ja um gleiche Interessen. Dann also sollen wir von unserer pädagogischen Sendung Gebrauch machen und in zwanglosem Gespräch anregen, fördern, Meinungen austauschen.

Um die Zeitschrift „Jugend“ hat sich von jeher ein Kreis ernster Kunstverständiger gebildet, der weiter wirkte und weiter gab, was er von seiner Zeitschrift an Schömem und Neuem bekam. Gerade die augenblicklich durchgeführte Betonung des Lichtbildes wird die Möglichkeit schaffen, eine breite pädagogische Linie zu geben, die gestalterischen Willen und Anspruch hebt und der Fotografie als Kunstform das notwendige Verständnis schafft. Oder sind noch keinem von uns Menschen begegnet, die ausschließlich das Technische sehen, sich aber gegenüber den schöpferischen Kräften des Lichtes verschließen? Wobei wir als schöpferisch nicht allein biologische, sondern ebenso auf der notwendigen Gegenseite gestalterische, formende und darstellende Kräfte ansehen wollen.

Fotografischer Kitsch: Er bezieht sich nicht allein und ausschließlich auf das so oft gerügte Foto irgendeines Menschen, das ihn unorganisch in irgendeiner Landschaft zeigt, sondern er geht weiter, ist zurück zu verfolgen bis zu den Elementen der Lichtbildnerie.

Schlagworte wie Perspektive, Verzeichnung, Doppelbelichtung, Montage geben vom Technischen her überall noch anzutreffende Darstellungen, die leicht zum Kitsch neigen, weil sie einen Mißbrauch der fotografischen Technik bedeuten. Perspektive und Verzeichnung sollen humoristische Faktoren geben, die sich aber nicht wie ein Rezept allgemein anwenden lassen; Doppelbelichtung und Montage wollen innere Zusammenhänge verdeutlichen, weniger aber ausschließlich als ein fototechnisches Wunder bestaunt und verherrlicht sein.

Weit mehr aber noch greift der Kitsch über das Technische hinaus, um auch bildmäßige Belange zu erfassen, die entweder auf Grund ihrer technischen Formulierung oder bereits durch ihre

motivischen Forderungen unmöglich sind. Es läßt sich dem Lichtbild kein technisches Schema aufdrücken, das durch Hochglanz ausschließlich jedes Bild beleben oder durch Weichzeichnung allein jedes Foto lichtgemäß erfassen will. Es ist auch nicht möglich, optische Reize fotografisch darzustellen, deren Gehalt auf einer ganz anderen Grundlage zu suchen ist, als sie dem Lichtbild gemäß ist. Ein Auswahlprinzip also tut not.

Und dieses Auswahlprinzip sowohl auf gestalterischer als auch auf technischer Seite wird nach Klarheit in Linie und Gestalt, nach Formwerdung durch die schaffende Kraft des Lichtes suchen müssen. So allein entsteht Reinheit und Sauberkeit, die wir uns als bildnerische Ideale in jeder Richtung gerade auf fotografischem Gebiete vorstellen müssen. gl—t

Die Foto-Jugend gibt Rätsel auf!

110 Preise winken

Da war eine tolle Geschichte passiert. Bekanntlich haben die verschiedenen Fabrikate auch fotografischer Erzeugnisse oft ihren bestimmten Namenszug, der überall in Reklamen und auf Packungen anzutreffen ist. Da hatten wir uns in der Redaktion der „Jugend“ verschiedene solcher Namenszüge aus einer Zeitschrift herausgeschnitten, weil sie später gesondert gebraucht wurden.

Während der Abwesenheit seines Chefs hat nun unser guter Lehrling Fritz die Schere genommen und die Namenszüge kunter-



bunt zerschnitten, so daß sich uns nachher das hier wiedergegebene Bild bot. Da war guter Rat teuer. Wie hießen bloß die Namenszüge, die wir herausgesucht hatten?

Der ganze Redaktionsstab steht vor einem Rätsel. Und so bitten wir unsere Foto-Freunde, uns zu helfen. Für richtige Einsendungen setzen wir 10 Foto-Material-Preise (jeweils Film für 36 Aufnahmen) und 100 Literatur-Preise aus. Über die Verteilung entscheidet das Los.

Schreiben Sie uns also auf einer Postkarte, die bis zum 14. Februar 1937 (Poststempel) an den Gerhard Isert-Verlag, Abt. JR, Magdeburg, Halberstädter Straße 98, zu senden ist, die Namen der Fotofirmen oder Fabrikate auf. Außer diesen Angaben muß vermerkt sein die Adresse des Einsenders (besonders deutlich schreiben!) und Art und Format des Negativmaterials, das er für seine Kamera verwendet. (Das wird wegen der Foto-Material-Preise benötigt.) Andere Mitteilungen sind auf dieser Karte nicht zulässig. Die Preisträger werden im Laufe des Februar benachrichtigt. Der Entscheid, den die Schriftleitung fällt, ist unanfechtbar. Und nun viel Glück! Und eine recht rege Beteiligung!

Postort: München

J U G E N D

NUMMER 3 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



In alter Tracht

Hans Best

Das verlorene Silberstück

VON WERNER WITTKOPF

Drunten im Tal liegt die kleine Stadt in der Beschaulichkeit der Mittagssonne. Braunrot und dunkelblau leuchten die Dächer, und die kleinen Bachläufe, die das Städtchen durchfließen, glitzern wie ein silbernes Band. Blumen blühen in den großen Gärten und geschäftig eilen Frauen und Mädchen durch die Beete, große farbenprächige Sträuße in den Händen tragend.

Auf einer Bank unter Obstbäumen ruht sich Christian noch einmal aus. An dieser Stelle hat vor vielen, vielen Jahren einmal der Galgen gestanden; daher hat der Hügel auch seinen Namen erhalten, der Galgenberg. Oft mag hier ein armer Sünder seine Seele ausgehaucht haben, vielleicht auch manch Unschuldiger. Und die Raben saßen in der alten Linde, die unweit mit ihren gewaltigen Ästen in den Himmel ragt.

Doch die gruseligen Gedanken entfliehen und schöne Träume stellen sich vor seine Augen. „Es ist schön, jung zu sein, — und die Hoffnung in sich zu tragen, hier einmal für immer leben zu dürfen, ein Bürger dieser Stadt zu sein und im Rat zu sitzen...“ murmeln seine Lippen und ein Lächeln geht über sein frisches Gesicht. „Selbst werde ich einmal am Schanktisch stehen und die Gefäße füllen, während Luise in der Küche herrscht. Ein Traum ein schönes Glück!“ Und dabei denkt er an des Wirtes Töchterlein, an die blonde Jungfer mit den langen Zöpfen...

Ein lustiges Lied pfeift er vor sich hin, als er den herrlichen Weg zur Stadt heruntermarschiert. In Gedanken aber ist er schon wieder im Ratskeller, wo er seit vier Jahren nunmehr als Schankknecht arbeitet, den Stammkunden das Essen und die Getränke reicht. „Die Gäste sind mit mir zufrieden, der Wirt hat mich gern und freut sich über mein Schaffen — und Luise? Ihre Blicke und ihre Grüße sagen mir mehr als alle Reden der Welt. Und ihr Mund lacht so lieb, wenn das herzige Gesicht rot und röter wird — und sie eilig davongeht, damit niemand das Geständnis sieht. Mögen die anderen Gesellen die Stadt verlassen und nach den großen Städten wandern; ich bleibe hier. Hier kann ich glücklich sein...“

Durch schmale Strahlen und enge Gassen kommt er zum Marktplatz. Grelle Sonne strahlt ihm entgegen. Dort drüben steht das ehrwürdige Rathaus, das schon viele Jahrhunderte sah, viel Leid und Glück mit den Bürgern teilte. Und ihm gegenüber das neue Logierhaus, das sein Wirt errichtet hat neben der Ausgestaltung des Ratskellers, den er vom Vater übererbt erhielt.

Heinrich Graßhof, der Wirt des Hauses und Mitglied des Rates der Stadt, steht am Schanktisch gelehnt und schaut durch die Butzenscheiben. Die Gespräche der Gäste berühren ihn heute nicht. Er denkt an sein Töchterlein, das heute früh bei einem Gespräch über Christian eröhrte und sich über das Lob freute, das er dem Jungen ausstellte. Er verstand die Erregung wohl zu deuten. Ein Vater sieht alles, auch wenn er nichts sagt. Er hatte den Buben auch wirklich gern, ein redlicher Schaffer, dem keine Arbeit zu viel wurde und den man nicht zur Arbeit antreiben mußte. Und da ihm der Sohn versagt blieb und sein Weib lange

unter dem Rasen lag, hätte er ihn gern als Eidam gesehen, so wie es Luises Augen auch bestätigten.

Doch wie wird er sich zeigen, wenn Unglück hereinbricht, wenn ihm seine Glücksträume zerstört werden? Wird er dann der Mann sein, der das Schiff steuern kann? Oder wird er es willenlos einhertreiben lassen? Diese Gedanken bewegten den Alten und sie ließen in ihm den Entschluß reifen, den Jungen auf die Probe zu stellen.

Wochen der Arbeit vergingen. Eines Morgens — Regen klatschte gegen die Fensterscheiben und in dem großen Kachelofen prasselte das Feuer — kam ein neuer Schankknecht mit der Postkutsche, groß von Wuchs, mit schwarzen Locken um die Stirn. Christian ging auf ihn zu, entbot ihm den Willkommengruß und half ihm aus dem Mantel, nachdem er ihm das Gepäck abnahm. Dann ließ er den Wirt rufen und meldete sich ihm als der neue Knecht. Der Wirt war enttäuscht, aber er ließ sich nichts merken. Sollte Christian versuchen, gegen diesen anzukommen, ihn aus dem Feld zu schlagen — wenn er auch mehr Lohn verlangt, als Christian in Monaten erhält.

Christian arbeitete unverdrossen weiter. Gottfried kümmerte sich nicht um den Gesellen und auch dieser zeigte kein Verlangen, dem anderen näher zu kommen. Die Gäste kamen und gingen, und Gottfried verstand es, ihnen zu schmeicheln. Seine Artigkeiten brachte er geschickt an, den Weibern machte er den Hof, und bald waren die Gäste des Lobes voll über den neuen Knecht. Selbst dem Wirt gegenüber lobten sie Gottfried und nicht unweit war die Zeit, wo sie dem biedereren Christian rieten, ein wenig freundlicher zu sein und sich ein Beispiel an seinem Mitgesellen zu nehmen.

Dieser Vorwurf traf Christian tief. Er hatte mehr gesehen als die Gäste, er hatte den geringschätzigen Blick des anderen ihm gegenüber aufgefangen. Er wußte, was er von ihm zu halten hatte. Hinzu kam noch, daß Gottfried auch seiner Luise gegenüber den Hof machte und sie mit seinen Blicken sehr oft in Verlegenheit brachte. Und es kam ihm vor, als ob auch Luise anders zu ihm wurde, an ihm schnell vorüber ging.

Immer mehr drängte sich Christian in seine Arbeit. Wohl zeigte er den Gästen ein freundliches Gesicht und gab sich Mühe, es dem Gottfried gleich zu tun. Aber es waren nur Worte, leerer Schall, den er ihnen sagte. Und doch begann der Wirt, ihn zu schelten, seine Arbeit schlecht zu machen — und alles in Gegenwart von diesem anderen. Groll stieg in ihm auf. Er wollte aufbrausen über Ungerechtigkeiten — da sah er Luises Gesicht ihm zulachen wie ein Traum, und er stürzte ohne Gegenrede an seine Arbeit. Doch die wirkliche Luise bekam er nicht zu Gesicht. Er wollte sie sprechen und ihr sein Herz ausschütten, doch sie zeigte sich nicht.

Am Abend, als beide großen Räume voller Gäste waren und Tabakschwaden die Säle füllten, fand Christian auf dem Fußboden nahe am Schanktisch ein Silberstück. Er hob es auf und reichte es dem Wirt. Der nahm es an sich, sagte ihm aber keinen



Aufn. von Dr. Paul Wolff,
Frankfurt a. M.

Dank. Vielmehr schaute er ihn mißtraulich an. Und am Abend, nachdem die Gäste gegangen und die Kasse durchgezählt war, fehlten ein Goldstück und viele Silberstücke. Der Wirt war außer sich. Er schaute die beiden Gesellen an, erst den Gottfried, der keine Auskunft geben konnte und nur mit den Achseln zuckte. „Meister“, antwortete er nach einiger Zeit, „ich sah Christian etwas aufheben, vorhin, als Sie nicht am Schanktisch standen. Ich weiß nicht, was es war, aber vielleicht hatte er auch etwas verloren... Ich glaube, er will ja auch fortgehen...“

Mißtrauen stand zwischen den drei Männern. Der Alte forderte Christian auf, das Gestohlene ohne Worte zurückzugeben. Der Angeschuldigte wurde rot, suchte nach Worten. Es tobte in ihm, und seine Stimme versagte. Schließlich brach es aus ihm heraus: „Ich habe das Silberstück gefunden und Ihnen gegeben, Meister.“

Weiter kam er nicht, denn der Meister antwortete nur: „... um den Diebstahl zu verdecken.“

Da brauste Christian auf. Mit der Faust schlug er auf den Schanktisch, daß die Gläser klirrten.

Die Tür öffnete sich vom Flur her. Verweinte Augen zeugten, daß Luise an der Tür alles gehört hatte und an Christians Unschuld glaubte. „Das Geld liegt morgen früh auf dem Schanktisch. Ich will nicht wissen, wer es war — aber es ist da!“ sagte der Wirt. Christian ging aus der Schankstube, schloß sich in sein Zimmer ein. Einen Brief schrieb er an Luise, ohne Groll gegen sie und den Vater. Als er aber die Zeilen noch einmal überlas, zerknüllte er das Schreiben und warf es in den Papierkorb.

Aus seiner Reisetasche nahm er einen kleinen Lederbeutel, den ihm sein Vater auf die Wanderschaft mitgab, und zählte drei

(Fortsetzung Seite 37)



(Foto: Diana/Syndikat-Film)

Hilde Körber und Otto Gebühr
in dem Syndikat-Film „Fridericus“



(Foto: Diana/Syndikat-Film)

Wilhelm König
in dem Syndikat-Film „Fridericus“



(Foto: Diana/Syndikat-Film)

Wilhelm König, Lucie Höflich und Otto Gebühr

EIN TOLLES REITERSTÜCK

Die Zieten-Husaren reiten als Österreicher durch das feindliche Lager

Hans Joachim von Zieten, der durch seine bewundernswürdigen Heldentaten namentlich in der blutigen und entscheidenden Schlacht von Torgau wesentlich zur Machtstellung Preußens beitrug, hat einmal ein tollkühnes Reiterstück vollführt, das ziemlich unbekannt blieb.

Es war im zweiten schlesischen Krieg im Frühjahr 1745. Die Preußen waren aus Böhmen nach Schlesien zurückgedrängt worden. Die Hauptarmee lagerte im südlichen Teil der umstrittenen Provinz, in der Gegend von Frankenstein; ein anderes Korps von 10 000 Mann unter dem Markgrafen Karl von Brandenburg eine ziemlich Strecke weiter um Jägerndorf. Der tapfere österreichische General Traun war zwischen beide Korps rasch vorgerückt und hatte sie vollständig getrennt. Die Lage der Preußen war außerordentlich schwierig. Die Verbindung mußte hergestellt werden, denn ohne diese war an ein Unternehmen gegen den überlegenen Feind nicht zu denken. Alle Versuche, durchzubrechen, waren vergeblich! Da erhielt Mitte Mai Zieten von seinem König den Befehl:

„Er setze alles d'r'an — was es auch kosten wolle! — mit seinem Regiment bis Jägerndorf durchzukommen und dem Markgrafen Karl den Befehl zu überbringen, daß er sogleich aufbrechen, sich mit den Feinden in nichts Ernsthaftes einlassen und mit forcierten Märschen zum Könige nach Frankenstein stoßen sollte. Zieten soll diesen Befehl im ganzen Regiment bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Markgraf auf jeden Fall vom Willen des Königs unterrichtet würde.“ Selbst dem tollkühnen Zieten graute es bei diesem Befehl. Zwei Tagereisen weit durch 40 000 Feinde mit einem Regimente! Der Mut allein konnte dieses Kunststück nicht zuwege bringen: Zieten griff zur List.

Sein Regiment hatte in den vorhergehenden Kriegsjahren rote Dolmans und gewöhnliche Filzmützen getragen. Kurz vorher hatten sie blaue Pelze und neue Schuppenmützen bekommen. Hierdurch wurde die Uniform ähnlich derjenigen der österreichischen Husaren und auf diese Ähnlichkeit baute Zieten seinen Plan.

In aller Stille machte er sich mit seinen Tapferen auf. Bei Ottmachau ging's über die Neisse. Schwadronenweise in ganzen und halben Zügen ritten sie gemächlich einher. Kein Husar durfte das Gewehr aufnehmen; kein Schuß durfte abgefeuert werden! Hier und dort mußten einige geborene Ungarn, die beim Regiment standen, vorausreiten und die Feldwachen und einzelnen Posten in ihrer Sprache freundlichst begrüßen. So ging der Zug in größter Ruhe und Sicherheit hinter den Feinden her und mitten durch sie hin. Ein österreichisches Regiment Dragoner stieß auf die Zieten'schen, hatte aber nicht den mindesten Verdacht, daß die blauen Pelze Preußen wären.

Nach anstrengendem Ritte kamen die Husaren auf eine Anhöhe, von der aus sie das ganze österreichische Lager überschauen konnten. Die Gefahr war groß. Doch wer konnte mitten im Lager an Preußen denken! Jetzt schwankte das Dragoner-Regiment, dem Zieten so lange gefolgt war, links zum Lager ein. Zietens Weg führte geradeaus!

Beim nächsten Posten wurden die Preußen erkannt. Sogleich wurde Lärm geschlagen! Wie der Blitz ging's durch das österreichische Lager: „Zieten! Zieten! Preußen!“ Jetzt aber ritt Zieten mit seinen Getreuen auf Tod und Teufel! Sie hatten zwar einige Verluste, aber glücklich kam das Regiment nach Jägerndorf. Dieser tolle Ritt, seine kluge Vorbereitung und seine todesmutige Durchführung sind nur ein Symbol jener Zeit, in die eine der größten Persönlichkeiten der Geschichte gestellt war. Viele

ähnliche Szenen, gerade mit Zieten als Retter in der Not erleben wir in dem großen Fridericus-Film, der in kurzer Zeit dem deutschen Volke als Hohes Lied der Pflichterfüllung und des Heldentums gezeigt wird. In geschichtlicher Treue ist auch die Figur des unsterblichen Reitergenerals in dem Film mit höchster Spannung verwebt, und das Bild des großen Königs ersteht auf Neue in einem Werk, das künstlerisch und filmisch weder Vorbild noch Vorläufer hat.

GUMMISOHLEN

Außenaufnahmen sind ein Vergnügen.

Vorausgesetzt, daß die Sonne scheint und daß der Himmel trotzdem nicht ganz blau und wolkenrein ist. Ferner vorausgesetzt, daß der Herr Motivsucher sich genau umgesehen hat, ob weder eine Autostraße noch ein Kindergarten in der Nähe liegt.

Wenn beide Voraussetzungen fehlen, dann sind Außenaufnahmen ein Martyrium.

In den Tagen, in denen der Anzengruber-Tonfilm der Tobis Rota „Die Jugendsünde“ zwischen Tegen- und Schliersee aufgenommen wurde, schien die Sonne, und die Berge hatten trotzdem ein paar malerische Wolken herübergelassen. Und eine Autostraße und ein Kindergarten waren auch nicht direkt in der Nähe. Aber indirekt.

Es hatte sich herumgesprochen, daß Schauspieler aus München heraufgekommen waren, um die Schultesleute von der Thomabühne in Egen zu verstärken und daß manchmal gleich in der Nähe von Rottach gefilmt wurde. Also kamen die Leute mit ihren Autos und per Pedes, und manche waren auch so gütig, ihre Hunde und ihre kleinen Kinder mitzubringen. Man kann ja nie wissen, ob nicht zufällig ein Regisseur auf den Einfall kommt, eine oberbayerische Shirley Temple zu entdecken.

Der Regisseur Franz Seitz hatte alles andere im Kopf als eine Shirley-Temple-Entdeckung. Er gab seinem Aufnahmeleiter den direkten Befehl, für äußerste Ruhe zu sorgen. Wer beim Militär gedient hat, weiß, was ein direkter Befehl ist. Und der gute Theodor Kasper hatte beim Militär gedient. Er führte den Befehl aus.

Wenn er nicht ein so großer Kinderfreund gewesen wäre, dann hätte er es leichter gehabt. Aber so mußte er sich erst überwinden, ehe er all die lieben Kinder ein paar Meter nach hinten gebracht hatte. Immerhin, nach zehn Minuten hatte er's geschafft. Nun aber ging er an die Großen heran. Erwachsene Menschen haben es nicht nötig, nett zu sein. Sie begreifen es nur allmählich, daß sie nicht in ihr Säckelchen schnauen dürfen, wenn „abgetutet“ ist, und daß es nicht einmal angeht, mit den Füßen im Sande zu scharrn. Ja, Kruzifix mitanand! Gummisohlen hatte man nicht an den Schuhen hier in Oberbayern, sondern kernige Nägel, groß wie Kälberzähne. Was tun?

Der Aufnahmeleiter wußte Rat.

Er wies auf einen schönen, feuchten, ausgewachsenen Kuhfladen und sagte:

„Steigt's mit den Füßen da hinein, das gibt die besten Gummisohlen.“

Und da er's mit so höflicher Ruhe und einem freundlichen Ernst sagte, taten es auch einige. Denn ein direkter Befehl ist dazu da, befolgt zu werden.



(Foto: Diana/Syndikat-Film)

Anton Pointner und Käthe Haack



(Foto: Diana/Syndikat-Film)

Bruno Ziemer als General Zieten
in dem Syndikat-Film „Fridericus“

(Fortsetzung von Seite 35)

Goldstücke auf den Tisch, die er sich während der letzten Jahre Heller bei Heller erspart hatte. Er legte sie ohne eine Zeile in einem Umschlag auf den Tisch. Seine wenigen Sachen packte er in die Tasche und warf sie sich auf den Rücken.

Der Morgen schlug schon durchs Fenster, als er das Licht losch und zum Abschied noch einmal hinauschaute, zu den Gärten hin. Lange stand er in Sinnen. In schönen Bildern zog die Zeit vorüber.

Leise schloß er die Tür. Vorsichtig ging er die Stiege hinab, damit das Knarren der Treppe die Gäste nicht schreckte. Unten wurde noch gesprochen. Die Tür öffnete sich, und im Lichtschein

stand der Alte mit seiner Tochter. Ihre Gesichter waren nicht zu erkennen. Leise sagte Christian: „Ich habe das Geld auf meinen Tisch gelegt. Ich habe nicht gestohlen, Meister.“

Doch als er vorübergehen wollte zur Haustür, da vertrat ihm der Alte den Weg. „Mein Junge“, sagte er, „ich weiß, Gottfried hat mich bestohlen. Er ist schon fort. Du bleibst hier — und auch Luise hat schon gestanden. Ich wollte dich prüfen. Es wurde aber mehr als Prüfung wie ich sie mir dachte. Du kamst in größere Konflikte, da auch ich geblendet wurde von dem, der jetzt fort ist. Aber ich glaube dir, und ich vertraue auf dich, mein Junge...“



Königsberg

E. Brauneis

Schnee fiel über Nacht

Von Käthe Saile-Lambert

Sie hatten einander viel gesagt, wovon man besser schweigt: alles Harte und Böse, das der in Jahren aufgespeicherte Trotz ihnen abzwang; und während sie es aussprachen, schien es ihnen selber, als schlugen sie damit alle leisen Blüten einer ruhenden Liebe tot.

Danach wurde es kühl in ihrem Herzen und die Einsamkeit ging darin um.

Nun saßen sie noch einmal für eine letzte kurze Weile hier am Tisch des Hauses zusammen und hatten kein einziges Wort zur Brücke mehr.

Drüben, in der Ecke, standen schon die gepackten Koffer. Morgen früh ging sein Zug, der ihn weit von hier forttrug — wahrscheinlich auf immer. Er hatte vom Waldhaus hier oben eine gute Stunde ins Dorf hinunter und von dort zum Bahnhof — wenn der Weg frei war.

Sie hatten sich dieses Haus auf der Berghöhe gebaut, als sie jung und glücklich waren, und niemand wollten sie um sich, als nur das andere Du. Nun, da es anders geworden, lastete die Abgeschlossenheit auf ihnen und wandelte Stille zum Fluch.

Die Nacht kam mit Dunkel und Schweigen und Sternlicht aus gläserner Höhe. Die Frau zündete die Lampe an wie alle Abende

und der Mann saß am Tisch und stopfte seine Pfeife, alles wie immer und — alles zum letztenmal.

Der Pendel der Uhr vertickte die Zeit. Draußen standen hohe Waldbäume fast reglos um das Haus, drinnen knarrte nur hin und wieder der Schritt der Frau auf den Dielen.

Sie sahen einander nicht an, denn sie hatten vor, sich zu hassen, und ihre Herzen waren wie gelöschte Kerzen. Es war wohl ganz unmöglich, einander wieder zu treffen, wenn man sich so weit entfernt hatte, viele tausend Meilen weit, mit einem Tisch dazwischen. An dem einen Ende saß sie und strickte und am andern Ende saß er und konnte die klirrenden Nadeln nicht hören und wußte genau: nur darum ja tat sie es! Sie tat es aber, um ihm zu beweisen, daß dieser eine Abend ihr wie tausend andere war und sie, wie all die tausend, eigentlich nichts anging. Nicht einmal heute läßt sie ihre Gehässigkeit, dachte er. Sogar heut' noch stört ihn mein Stricken, dachte sie, und sie schwiegen beide in der leeren und toten Sprache einer verarmten Liebe. Ein kleiner kreisrunder Fleck fiel aus dem Licht der Lampe auf den Tisch und plötzlich kam es dem Mann seltsam vor, daß er diesen Fleck nun nie mehr sehen sollte und nie mehr die Hände auf diese Tischplatte legen und nur noch einmal heute nacht in das andere Zimmer gehen...



Danzig

E. Brauneis

Das ist es, dachte er, die Gewöhnung! Die macht einen schlapp und kaputt...

Man sollte sich nie aneinander gewöhnen, dachte sie, und die Tage und Stunden fielen ihr ein, da sie das namenlose Geschenk eines andern Menschen empfangen, so berückend und erregend, daß noch eine Spur davon in die fahle Erinnerung fiel wie ein vergessenes Blatt am Baum. Die Uhr holte aus und röchelte ein wenig, wie ein alter Mensch beim Erwachen, dann schlug sie und wieder war eine Stunde vorüber und eine andere nähergerückt.

Die Frau hielt den Kopf über das Strickzeug gesenkt. Ihr blondes Haar verblaßte an den Schläfen und das sah plötzlich so eigentümlich verlassen und einsam aus... Es wunderte ihn sehr, daß es ihn plötzlich ankam, dieses verlassene Haar zu streicheln. Aber er tat es nicht, sondern saß da und stopfte an seiner Pfeife. Sie waren beide müde, aber niemand ging schlafen, als hielten beide eine Totenwache.

Der Mann sah die Stube um sich, die Winkel, die er kannte, die Stühle, auf denen er gesessen, die Schwelle zur Schlafzimmertür. Wie groß die Welt auch sein mochte, in die er ging — diese eine Stube würde nicht darin sein...

Wenn sie nicht immer so störrisch gewesen wäre, denkt er.

Morgen sitze ich hier allein, denkt die Frau, und dann stört ihn mein Strickzeug nicht mehr, warum war er auch immer so kleinlich! Aber sie sagt nicht: „bleib!“ zu ihm. Ihr Mund bleibt ver-

schlossen. Endlich steht sie auf, legt ihre Arbeit langsam zusammen und sagt: „Also gute Nacht!“ — wie alle Abend.

„Gute Nacht!“ sagt der Mann, sieht zu ihr auf und bleibt sitzen. Um eines Augenblickes Länge sehen sich ihre Augen an — wie verschollene Freunde.

Dann geht die Frau und ihr leiser Schritt verlöscht im Dunkel des anderen Zimmers. Aber nach zwei Minuten kommt sie zurück und bleibt auf der Schwelle stehen. „Ich weiß nicht...“ sagt sie zögernd und sieht zu den Fensterläden, „sieh doch einmal nach...“

Verständnislos blickt er auf, geht zum Fenster und stößt den Laden zurück.

„Es schneit...“, sagt sie leise, „ich spürte es doch...“

Stumm bleibt er stehen.

Schnee fiel über Nacht. Kniehoch umtürmt er das Haus und schließt es ein in eine sanfte weiße Gefangenschaft, und immer noch schneit es weiter, lautlos und sehr verschwiegen. Es ist ganz unmöglich, durch diesen Schnee hinunter ins Dorf zu kommen.

„Nun mußt du noch warten...“ sagt die Frau an der Tür.

„Ja, nun muß ich noch warten“, sagt er und löscht die verspätete Lampe aus. Schneelicht dämmert ins Zimmer. Sein Fuß stößt an den fertig gepackten Koffer.

„Laß nur!“, sagt die Frau und ihre Stimme ist wie der Schnee da draußen, „Ich räum's nachher fort.“

Da geht er leise an ihrer Hand, wie ein Kind, ins Zimmer zurück.



Aufn. von Dr. Paul
Wolff, Frankfurt/M.

Geruhssame Ski-Streifzüge und wilde Abfahrtsjagden

Von Burghard v. Reznicek

(Entnommen dem Buche „Ski-Kamerad Toni“, Winterfahrten um Garmisch-Partenkirchen, Verlag H. Bechhold, Frankfurt/Main)

Im Frühstückszimmer des kleinen Touristenhotels ist heute schon zu zeitiger Stunde ein emsiges Kommen und Gehen. Verschlafene dienstbare Geister stellen mit noch etwas abwesenden Mienen den dampfenden Tee, heiße Milch oder eine Schale Braunen auf die buntkarierten Tischtücher. Der große Skiausflug hat die Stammgäste zu einer Zeit aufgeschreckt, zu der die Hyänen des mondänen Wintersportlebens sich noch einmal wohligh unter ihrer Decke auf die andere Seite umdrehen.

Dicke Eiszapfen hängen wie Stalaktiten von den Giebeln der Dächer, die bittere Kälte der Nacht ist in die feinen Nebel gekrochen, die noch über dem Olympia-Ort liegen. Sich aus der warmen Stube in die Winterdämmerung hinauszuwagen, erfordert immer einen kategorischen Befehl an den faulen, alten Adam in uns. Am besten ist es, sich wie der Schwimmer mit einem Kopfsprung ins Element zu stürzen.

Also rasch die Bretter, den Rucksack, Felle, und was sonst noch dazu gehört, hervorgeholt und im Geschwindsschritt zur Talstation der Schwebbahn. Ein lustiges Liedchen läßt die Kilo-

meter zu einem Katzensprung zusammenschrumpfen. Droben am Firmament sind schon die ersten Anzeichen des kommenden Tages. Die Früh-Kabine gleitet schnurrend am Hängeseil zum Kreuzeck hinauf. Droben sind die Frühaufsteher schon im Wachraum des Kreuzeck-Hotels, aus dessen Schornstein eine Rauchfahne kerzengerade in die Luft steigt. Dort drinnen ist es gemütlich. Ein Duft von Wachs, Paraffin, Wasserdampf und Leder durchzieht den Raum, in dem mit Bügeleisen und Werkzeug eifrig hantiert wird. Jeder will der Erste sein, der von dem Vorplatz des Hotels, vom Start der Standardabfahrt, über den Steilhang hinunter in den unberührten Schnee herunterwedelt, wenn die Morgennebel sich lichten.

„Wo ist das Bügeleisen?“

„Wer hat meinen Anorak von der Leine heruntergenommen?“

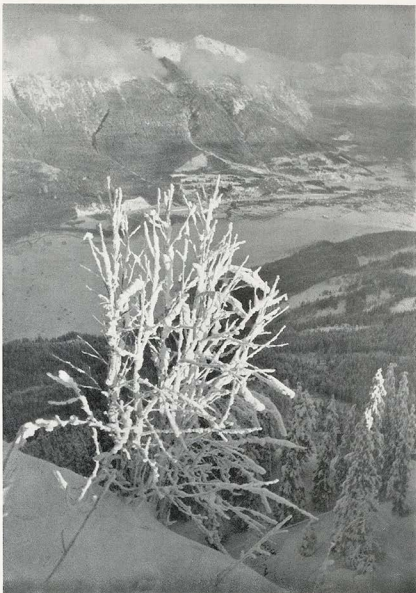
„Ich krieg' meinen Reißverschluß nicht zu!“

„Wo?“

„Ruhe im Stall!“

„Hak mir mal die Federstrammer ein!“

„Wer hat meine Seehundsfelle gemopst?“



Aufn. von Dr. Paul Wolff,
Frankfurt a. M.

Mitten in dem wilden Durcheinander von Fragen, Antworten, Suchenden und Auskunft Heischenden steht der Wachsmeister, verteilt gerecht die Bügeleisen und Pfiemen, rückt hier ein wenig Wachs heraus und richtet dort eine Bindung. Er gibt Rat-schläge, prophezeit das Wetter und ermutigt die Skihaserl, die mit gespitzten Ohren jedes Wort zu erhaschen trachten, das hier gesprochen wird.

Was für ein Kreuzecktag! Selbst die abgebrühtesten Ski-Fern-fahrer und Gipfelstürmer, Abfahrtsjäger und Hüttenwanderer bleiben schweigend und in sich versunken auf der Höhe des Kreuzeckkamms stehen, bevor sie ihren Brettern den ersten Schwung in den rauhreifbedeckten Schnee verleihen. Ein Zauber-reich, an Schönheit und unendlichen Reizen für den Sportsmann mit den berühmtesten Plätzen der Hochalpen wetteifernd, erwacht

zum Leben. Für Minuten vergessen sind Tratsch und Schnurr-pfeifereien, das Schauspiel des gewaltigen Naturtheaters um uns herum läßt alles andere im Augenblick nichtig erscheinen.

Wie eine Gralsburg taucht aus dem zarten hellgrauen Dunst die Alpspitze, das Wahrzeichen von Garmisch-Partenkirchen, am Himmel auf, der eine rosenrote Färbung angenommen hat. Und plötzlich bricht über den Wetterstein-Gräten durch den Nebel-schleier ein silberner Pfeil, der wie ein Regenbogen sich über das ganze Tal schwingt: der erste Sonnenstrahl!

Und nun tritt der Sport in seine Rechte. Der erste, der in einer Wolke von Schnee im Rekordtempo herunterprescht, ist ein Eng-länder, der scheinbar seinen Ehrgeiz darein gesetzt hat, seine Urlaubswochen ausschließlich in der Seilbahnkabine und auf der Standardstrecke zu verbringen. Nicht weniger als sechzehnmal

ist er kürzlich mit der Bahn auf- und auf Skiern abgefahren, erzählt man sich bewundernd und kopfschüttelnd zugleich.

Während in der Tal- und Bergstation des Kreuzecks, vor Hütten und dem Berghotel bereits die Geschäftigkeit einsetzenden Sporttrainings und beginnender Tourenfahrten herrscht, liegt der Weg zur Hochalm noch in tiefem Schlagschatten und in der Stille des Frühmorgens. Kein Laut stört die großartige Einsamkeit, nicht einmal das leise Knirschen eines schleifenden Ski ist zu hören. Auch der Sonnenaufgang läßt sich nur ahnen. Hier und dort leuchtet ein Widerschein des noch verborgenen Gestirns auf einem Baumwipfel oder in der Flanke des Großen Waxensteins. Die Luft ist erfüllt von jenem geheimnisvollen Raunen der unter der Schneedecke verborgenen Bäche. Lebenslaute der Natur, sordiniert durch die dicke weiße Hülle, die man mehr fühlt als mit dem Ohr wirklich hört. Ein erstes Atmen der Natur, das niemand vergißt, der es je vernahm.

Ein kaum merkbares Lüftchen bewegt die verschneiten Äste und löst ein hartgefrorenes Klümpchen Schnee, das in das weiche Tuch herniederfällt. „Klick“ macht es, und in dem erhabenen Schweigen klingt dieser winzige Ton wie ein Pistolenschuß. Sieghaft läßt die aufgehende Sonne den klaren Winterhimmel tiefblau aufleuchten. Grate und Wände des majestätischen Waxensteins liegen in Licht gebadet. Stück für Stück der Gipfelwelt erobert das Tagesgestirn. Eine Schattenstelle nach der anderen verfällt den gierigen Sonnenarmen und muß weichen, bis alles zum Leben erwacht ist. Der Schnee wird lebendig, der Rauhrreif schwindet, und die Loipe wird zusehends führiger.

Mit seinem melancholischen Locklaut flattert ein Dampffleck von einem Baum herab und wirkt in der weißen Fläche wie ein großer runder Blutstropfen. Er schüttelt sein buntes Gefieder, badet im Schnee und blickt mit seinen schwarzen Stecknadelkopfaugen neugierig nach allen Seiten. Auf der Suche nach Futter hüpft er kabbalistische Zeichen in den Boden.

Ein gellender Juchzer zerreißt die Luft und wird hundertfach von den Felswänden zurückgegeben. Der Toni, unter dessen Führung wir beim Kreuzekzhause angelangt sind, läßt sich nicht lumpen und antwortet mit einem kunstgerechten Jodler. „Das ist mein Freund, der Kaser-Sepp auf der Hochalm, der beißt jetzt grad“ in seinen Emmentaler, kann nicht genug kriegen, wo er schon so seine eigenen Fußspitzen nicht mehr sehen kann. Wir müssen ihn nachher besuchen.“

Also das ist das berühmte Dorado der Abfahrtsläufer im Bayernland. Tief hinunter in das Werdenfelser Tal stößt unser Blick. Herrgott, ist das schön! Bis fast zur Talsohle reicht der Hochwald, immer wieder von offenem, baumlosem Gelände, glatten Hängen und Lichtungen unterbrochen, auf denen Heustadl und Sennhütten stehen. Rund tausend Meter Höhendifferenz zwischen dem Kreuzek-Plateau und der Autostraße, die man in der Talebene von Garmisch nach Grainau in Richtung Elbsee verschwinden sieht. Das Fenster eines Bauernhauses blitzt dort unten im Widerschein der ersten Morgensonne spiegelfad. Heute gibt's einen Prachttag, sagen sie da jetzt beim Aufstehen. Wer die Wahl hat, hat die Qual! Hier darf man das schon etwas abgegriffene Wortspiel mit Recht anwenden, wenn wir mit den Augen des erfahrenen Skiläufers die Landschaft betrachten. Kein Wunder, daß sich an diesem Platz die Meisterläufer aus allen Gauen Deutschlands treffen und auf dem halben Dutzend der fesselnden, großartigen und mit technischen Problemen gespickten Abfahrten sich auch die zukünftigen Klassenläufer und -läuferinnen die ersten Sporen verdienen. Während des ganzen Winters begegnet der Kurgast und Ski-Passant im Kreuzek-Gebiet den Skilauf-Künstlern von Gottesgnaden, die ihre klassischen Norweger, ihre Wolltrikots oder Eskimo-Jacken mit den weltbekannten Abzeichen eines Klubs, einer Länders-

mannschaft oder eines Meistertitels so stolz tragen wie die Garde-Offiziere ihre ruhmreiche Uniform.

Welches Können, welcher Bombenstand, welch Draufgängertum gehören dazu, um auf solcher Meisterschaftsstrecke über Ziehwege und Schneisen, durch verschlungene Hohlwege und über Schutzhänge in wenigen Minuten vom Kreuzjoch bis zum Gasthaus an der Talstation der Kreuzekbahn hinabzurasten. Wie die Bobbahn oder eine klassische Auto-Rennstrecke haben diese Kreuzekpisten ihre markanten Stellen und schwierigen Passagen, die alle einen klangvollen oder anheimelnden Namen tragen: von den verschiedenen Muckin und Stadin bis zum Seelos-Schlurf, vom Feldhern-Hügel bis zur Siegfried-Stellung. In wenig mehr als fünf Minuten haben die norwegischen Skispringer und Stars des Abfahrtslaufs die Meisterschaftsstrecke durchgemessen, die auch zu einer der Olympia-Pisten zählt, die für den großen Wettkampf der Völker zur Verfügung steht. Eine Leistung, die schon an Hexerei grenzt und bald noch übertroffen wird, denn der alpine Skilauf ist den Bewohnern des Werdenfelser Landes schon zur zweiten Natur geworden. Wie in allen Bergorten stehen die Schulkinder schon auf Brettern, und sie können es gar nicht erwarten, bis sie ihren großen Vorbildern an der Schanze und im Gelände nachzusehen können.

Das Kreuzekhaus ist immer wieder Ausgangspunkt und Ziel der Pilgerfahrt in den Schnee für das ganze Gebiet am Fuße der Alpspitze. Wer sich noch nicht in schwieriges Terrain auf den schmalen Hickory-Brettern wagen darf, die die Welt in Weiß erobern, wirft sich auf den Bobsleigh-Sport des kleinen Mannes: das Rodeln! Es sind nicht nur Kinder, die mit wahrhaft kindlichem Vergnügen und gewissenhafter Steuerkunst die kilometerlange, großartig angelegte Bahn mit ihren weiten Serpentin und steilen Geraden hinuntersausen. Hätten wir nicht unsere Bretter mit und der Toni eine lohnende Vormittagspartie für uns zusammengestellt, würden wir vielleicht in Versuchung geraten, uns auch dem schwankenden kleinen Schlitten anzuvertrauen. Aber nur einen kurzen Augenblick beherrscht uns dieser Wunsch. In Tonis Spur steigen wir in der schon stärker werdenden Sonne bergan. Der Schnee ist noch nicht allzusehr zerfurcht und von der letzten Almhütte hängen schillernde Eisgirlanden wie eine gefrorene Kaskade herunter. Gut, daß wir unsere Felle untergeschmalt haben, wie es der Toni befahl, auf der Südseite liegt unter einer dünnen Oberschicht glatter Harsch, und wir klettern mit Hilfe der borstigen Seehundshaare wie die Gemen in die Höhe. Von den Wollschafen wandert ein Stück nach dem andern in den Rucksack. Zuerst ist es der bunte Schal der jungen Münchner Studentin, doch wenige Minuten später muß auch die schöne weiße Blusenjacke dran glauben. Wir werden erschädigt durch den Anblick eines kurzärmigen, knallgelben Polohemdes, das den knabenhaften Oberkörper der Läuferin knapp umschließt. In ihren dunkelgrauen dreiviertellangen Flanellohosen über den grauen Leinengamaschen ist sie von weitem von ihren männlichen Kameraden kaum mehr zu unterscheiden, denn auch diese haben sich mittlerweile ein wenig entblättert. Über zweitausend Meter in Schnee und Sonne gibt's ka Sünd'.

Skiläufers höchste Lust! Jungfräulicher Pulverschnee, stahlharte, eisige Hochgebirgsluft und durchdringende radioaktive Höhen-sonne vereinigen sich zu einem Element, in dem der Skiläufer sich tummelt wie der Schwimmer in seinem Naß. Nur ein paar Wildspuren kreuzen dort den blütenweißen Hang, in den wir jetzt gleich mit wahrer Wollust als erste am heutigen Tag unsere schön geschwungenen Furchen ziehen werden. Da erscheint auf einmal, wie von einem bösartigen Berggeist hervorgezaubert, mit einem lustigen Jodler ein Skiläufer und beweist uns mit einem eleganten Geländesprung, daß man halt doch noch früher aufstehen muß, um sich als erster in das Gästebuch der Natur einzutragen.

ERWECKUNG DER LIEBE

VON WERNER OELLERS

Länger war es nicht mehr auszuhalten. Er hatte schlaflose Nächte, unruhige Träume, er war auf dem Büro zerfahren und zerstreut, er kam nicht von der Stelle mit seiner Arbeit und zog sich immerfort Ordnungsrufe und Schikanen zu. Und überdies machte er sich am Ende auch lächerlich, wenn er ewig vor dem Schau-fenster stand. Es mußte etwas unternommen werden.

So steckte er sich denn eines Tages in seinen besten, blauen Anzug, band einen frischen Kragen und eine neue, farbenfrohe Krawatte um den Hals, zog den Scheitel auf dem feingewaschenen Kopf mit peinlichster Sorgfalt und Genauigkeit und tat auch sonst alles, was man in seiner Lage zu tun pflegt. In solchem Staat sprach er am Nachmittag nach Geschäftsschluß, ein wenig klopfenden Herzens, beim Kunstphotographen zum Zwecke der „Aufnahme“ vor.

Der Künstler empfing ihn mit der Liebeshuldigung aller Geschäftsleute und im übrigen mit der Zurückhaltung, die fremden Menschen gegenüber angebracht ist. Er gab sich im Verlauf der nun folgenden Handlung alle Mühe, aus dem Ferdi Wegelmann ein gutes Modell für seine künstlerischen Absichten zu schaffen, und man mußte schon sagen, der Ferdi war nicht übel. Gesicht, Figur, Anzug — der Junge ging in Ordnung. Und der andere tat, was er tun konnte. Vielleicht, dachte Ferdi dabei, komme ich auch ins Schaufenster und vielleicht komme ich dann neben sie. Das zu denken, machte ihn froh und glücklich.

Als es soweit war, sagte der Jüngling zum Meister, so nebenbei, wie von ungefähr, und über sein errötendes Gesicht flog ein leicht verlegenes, ein wenig verschämtes, ein wenig Sie-wissen-doch-Bescheid-Lächeln: „Übrigens, mir fällt da gerade ein, Sie könnten mir einen Gefallen tun, Herr Zander.“

Herr Zander sah ihn mit liebeshuldigen und neugierigen Augen an. „Aber gern, wenn ich kann, Herr Wegelmann.“ „Dann sagen Sie mir bitte, wer die Dame ist, die Sie draußen im Fenster haben, ganz vorne, in dem Goldrahmen.“

Jetzt war die Reihe zu lächeln bei dem Fotografen. „Das, lieber Herr, darf ich Ihnen leider nicht sagen. So wenig, wie ein Schriftsteller seinen Decknamen preisgibt.“

Ferdi, der inzwischen völlig rot geworden war, nickte traurig mit dem Kopf. Er gab sich gar keine Mühe mehr, sein Erschrecken zu verbergen. „Aber wissen Sie“, sagte da teilnahmsvoll der Fotograf, „ich könnte einmal hören, ob ich es sagen darf. Und wenn Sie dann wiederkommen, gebe ich Ihnen Bescheid. Nicht wahr, das wäre ein Ausweg?“

Oh, atmete der Ferdi auf. Impulsiv, stürmisch bewegt, griff er nach des Meisters Hand. „Ich bin Ihnen sehr dankbar“, sagte er warm. Und zwischen Tür und Angel drehte er sich noch einmal um: „Sie ist doch nicht verheiratet?“ — „Nein“, lachte der andere, „soviel ich weiß, ist sie noch unverheiratet.“ Dabei betonte er das „noch“ so sehr, daß Ferdi stutzte. „Ist sie etwa verlobt?“ gab er unsicher zurück. — „Nun fragen Sie mich wirklich zuviel, Herr Wegelmann. Auf Wiedersehen!“

Zehnmal vierundzwanzig Stunden mußte Ferdi warten, ehe er sich mit seinen Bildern jene Nachricht holen konnte, um dererwillen er die Bilder hatte machen lassen. Zehnmal vierundzwanzig Stunden! Was das in solcher Lage bedeutet, kann nur der ermessen, der sie nicht nur schon einmal mitgemacht, sondern der dazu noch die treue, grundbiederle Seele Ferdis hat. Denn er war sich klar darüber, daß, wenn er in dieser Sache nur noch einen Schritt weiterginge, er von sich aus nicht mehr würde zurücktreten können. Denn er war ein Ehrenmann und er gedachte es zu bleiben. Gerade was dieses Nichtmehrzurück-kommen anging, plagten ihn jetzt auf einmal die allerschlimmsten Skrupel und Bedenken, die ihn vorher seltensamerweise nicht im mindesten behelligt hatten. Was würde sie für eine Stimme haben, was für Zahnreihen, was für eine Figur? Denn er kannte doch nur ihr Bild, das Bild ihrer oberen Hälfte. Auch fiel ihm jetzt ein, daß die Frauen sich heute, je nach Wunsch und Mode, ohne großen Aufwand die mannigfachsten Gesichter zulegen können. Und wenn er sich auch sagen mußte, daß der Blick der reinen Mädchenaugen seinen häßlichen Argwohn Lügen strafte, so war er doch alt und erfahren genug, um zu wissen, daß das, was die Frauen nicht aus eigenem Antrieb tun und vermögen, von den Fotografen in jeder Richtung nachgeholt werden kann.

Aber endlich war es so weit. Ferdi hatte die Anschrift, ihre

Anschrift: Gabriele Sommer, Waldorf, Schloßallee. Also auf dem Lande wohnte sie! Ach, ich hätte es aus ihren Augen lesen können, dachte er selig. Alle Skrupel, alle Ängste waren weg. Sechs Monate später gab Ferdi Wegelmann den Zeitgenossen seine Verlobung mit Fräulein Gabriele Sommer bekannt. Wieder einige Monate später empfahlen sich Ferdi Wegelmann und Frau Gabriele, geb. Sommer, der Mitwelt als Vermählte. Wieder zehn Monate später — aber das geht zu weit.

Um es gleich zu betonen, es wurde eine, wie man so sagt, harmonische Ehe. Daran änderte auch nichts der köstliche Zufall, daß der Fotograf Gabriels Vetter war. Ferdi fand es durchaus verständlich, daß der neue Vetter ihn damals nicht sogleich über diese verwandtschaftlichen Beziehungen unterrichtet hatte. Und der Vetter und Gabriele verstanden zu schweigen. Was sollten sie auch in Ferdi ein romantisches Bild zerstören, das so augenscheinlich aus den Absichten des Himmels gewirkt schien! Wozu denn nur? Und so verbrannte Gabriele eines Tages alle zweiunddreißig Bilder aller seiner zweiunddreißig Konkurrenten im Herdfeuer. Sie hatte schon, sagte sie sich, was die Hauptsache war, den Richtigen herausgefunden. Und sie war an diesem Abend der Verbrennung sehr aufgeräumt und sehr zärtlich zu ihm, was unsereinen, den Fernstehenden, ja denn auch von Herzen freut.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichnenden ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unvoreingenommenen Bilde Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönlicher Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60-jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Rentze: Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Älten und Berichten von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat diejer im Jahre 1931 zu San Remo aufgezichnet zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz: Humor in Versen

Ein Vortragebuch für große Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anpreuhallosen Reizen werden vor allem in Vereinstreffen beiderer Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG., München, Herrnf. 10

GERETTET

VON O. PAGE

Finstere Nacht. Die Stadt schläft. Die Straßen schlafen. Auch das Haus Hochstraße 24 in der Vorstadt schläft.

Der Wind ist wach. Streicht die Häuserzeile entlang, harft in den Drähten, klappert mit dem Dachziegel, jault in den Kaminen.

Plötzlich dröhnt ein Schuß durch das Haus Hochstraße 24. Wie ein Kanonenschlag donnert er in die schlafende Stille. Das Haus ist jäh aus dem Schlaf gerissen. Frauen kreischen. Kinder weinen. Männer werfen ihre Schlafrocke um, bewaffnen sich. Flurtüren werden aufgerissen.

Kaufmann Kuhnert vom ersten Stock, die Pistole erhoben, saust nach oben. Vom dritten Stock stürzt Buchbinder Berger nach unten, er schwingt die rasch ergriffene Ofengabel. Auf dem Vorplatz des zweiten Stocks treffen sie sich. Dort haust der Sonderling und Junggeselle Lüttger, der gleichermaßen durch seinen Reichtum wie seinen Geiz bekannt und berüchtigt ist. In seiner Wohnung rührt sich noch nichts.

„Der Schuß muß oben gefallen sein!“ keucht erregt Kuhnert.

„Jawohl — ohne Zweifel!“ bestätigt zitternd Berger.

Der Hausmeister Weiner kommt aus dem Erdgeschoß heraufgehasst; er fuchelt mit einem derben Stock in die Luft herum. Die drei Männer steigen vorsichtig die nun hell beleuchtete Treppe empor; zur Mansarde; da wohnt Frau Adam mit ihren beiden Buben. Auf einen jähen Angriff gefaßt, betreten die drei den Mansardenvorplatz. Zwei Türen münden hier: die Bodentür — sie erweist sich als verschlossen — und die Wohnungstür der Frau Adam. Die steht befremdlicherweise sperrangelweit offen. Seltsam süßlicher Geruch steigt den Männern in die Nase.

„Gast!“ stellt der Hausmeister kurz und sachlich fest.

Weiner mit der Taschenlampe voraus. Er untersucht zuerst den Gasherd. Aha! Der Gasschlauch hat sich gelöst. Er greift nach dem Absperrhahn vor dem Gasmesser. Er ist geschlossen! Die drei schütteln die Köpfe. Treten in den Wohnraum, dessen Tür offen steht wie auch das Fenster. Zwei Betten. In dem einen liegt Frau Adam — im andern die beiden Buben. Bewußtlos.

„Erschossen?“ fragt in höchster Erregung Berger. Keine Blutspur, keine Wunde. „Gasvergiftung!“ sagt Kuhnert.

„Merkwürdig“, urteilt Weiner über den Tatbestand. „Gas in der Wohnung — Gashahn geschlossen — Fenster und Türen offen — drei Menschen bewußtlos, vielleicht tot — wie reimt sich das zusammen?“

„Sie vergessen den Schuß?“ bemerkt Kuhnert sehr richtig, „da ist noch eine Person im Spiele. Die geschossen hat. Aber wer? Auf wen? oder warum?“ fragt er summarisch.

Da gellt die Hausschelle — schrill, anhaltend, unheimlich. Die drei Männer fahren zusammen. Weiner rennt aufgeregt hinunter. Als er das Gittertor an der Straße aufschließt, knickt er fast in die Knie — draußen steht ein Sanitätswagen und das Überfallkommando!

„Es ist angerufen worden, hier lägen Gasvergiftete“, sagt der Führer der Sanitätsabteilung. Der Hausmeister kann nur stumm nicken.

„Gute Idee, Sanität und Polizei anzurufen!“ lobt Kuhnert. Gleich darauf sehen sich die drei entgeistert an: wer hat denn angerufen? Lüttger etwa? Dessen Angst und Feigheit war ebenso berüchtigt wie sein Geiz!

Frau Adam und ihre Buben sind schwer betäubt; man läßt sie in den Krankenwagen, bringt sie ins Spital.

Die Polizei untersucht. Die Rätsel bleiben. „Bodentüre auf!“ kommandiert der Kommissar. Neues Rätsel. Der immer nach außen steckende Schlüssel fehlt! Ein zweiter ist nicht vorhanden. Zwei Polizisten drücken die Tür ein. Der Boden ist leer. Der Kommissar deutet auf das offenhängende Dachlufenfenster. „Ist das immer offen?“ „Jawohl!“ gibt Weiner zurück, „nur bei Schneefall wird es geschlossen!“

Der Kommissar schweigt. Lüttger muß er noch hören. Dreimal muß er schellen, bis eine bebende Stimme durch das Guckloch fragt, wer Einlaß begehre. Mit Mühe bewahrt der Beamte die Haltung, als er den dünnen, schlottenden Alten mit dem Geiergesicht im zerschissenen, arg verfleckten Schlafrock vor sich sieht; einen uralten Säbel hält er in der Hand. Nein, der hatte mit der Schießerei nichts zu tun!

Später wird zweierlei festgestellt: der Anruf war von einer Fern-

Jeder Fotoamateur muß lesen:



Deine Kamera geht Geld verdienen
Das wertvolle Fotobuch mit 100 Adressen für den Bilderverkauf RM 0.75



Die Fotowelt
Monatsschrift in herrlichem Kunstdruck Heft RM 0.25

VERTRIEB: G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

sprechzelle auf dem Platz unweit der Hochstraße erfolgt; es war eine Männerstimme. Zweitens: der Gasschlauch hatte sich selbst gelöst, also ein Unglücksfall.

Frau Adam hatte ein schweres Leben gehabt. Ihr Mann Jakob, anfangs ein fleißiger Arbeiter, war in schlechte Gesellschaft geraten, schließlich auf den Weg des Verbrechens. Ein schwerer Einbruch hatte ihn auf sieben Jahre ins Zuchthaus gebracht. Die Besuche der Frau hatte er abgelehnt, keinen Brief angenommen, keinen geschrieben. Tapfer hatte Frau Adam mit ihrer Hände Arbeit sich und die Kinder ernährt. Jetzt, nach dem geheimnisvollen Geschehnis, war die Öffentlichkeit auf das schwere Schicksal der Frau aufmerksam geworden; sie bekam mehr und lohnendere Arbeit als seither. Also war ihr der unenträtselte Vorfall zum Segen geworden.

Jakob Adam war wegen seiner guten Führung ein Jahr früher aus dem Zuchthaus entlassen worden. Sein Entschluß stand fest, ein ordentliches Leben zu beginnen, mit ehrlicher Arbeit sich und seine Familie zu ernähren. Seine Frau wollte er erst aufsuchen, wenn er eine Arbeit gefunden hätte, aber — er fand keine Arbeit. Wer wollte den Zuchthäusler beschäftigen? So war Jakob wieder mit den alten Verbrecherkumpanen in Verbindung gekommen. Man hatte so manche Einbruch Gelegenheit „ausbaldowert“; auch bei dem Geizhals Lüttger in der Hochstraße 24, von dem das Gerücht ausging, er habe fabelhafte Reichtümer in seiner Wohnung aufgestapelt. Diesen Lüttger hatte sich Jakob Adam aufs Korn genommen.

An jenem Abend war Jakob mit Hilfe der Dachrinne auf der Rückseite des Hauses aufs Dach geklettert. Als er auf den Vorplatz der Mansarde schlich, hatte ihn der Gasgeruch überfallen. Den verbrecherischen Zweck seines Kommens hatte er plötzlich vergessen.

Er ließ die Bodentüre offen, sperrte die Türe zur Mansardenwohnung mit einem Dietrich auf. Er sprang durch das Gasgewölke hindurch und riß das Fenster auf. Zurück auf den Flur, um Luft zu schöpfen. Dann stand er wieder in dem Raume. Der Wind setzte einen Augenblick aus. Irgendwo zischt es unheimlich. Dort in der Ecke! Der Gasschlauch des Herdes hängt herunter. Ein rascher Griff dreht den Absperrhahn. Das Zischen verstummt. Die Atemnot rief ihn für eine Weile wieder hinaus. Dann trat er in den Raum zurück. Mit einem Satz ist er durch die offene Tür in den zweiten Raum gesprungen. Riß auch dort das Fenster auf. Er trat zu den Betten. Rüttelte die Kinder. Kein

Lebenszeichen. Am Lager der Frau wurden seine Augen entsetzensweit, es würgte ihn in der Kehle, seine Knie wurden weich. Diese Frau kennt er! Diese Frau ist — seine eigene Frau! Die Buben sind seine Buben!!

Jakob stand und keuchte. Sein ganzes Inneres kehrte sich um. Der Mann war in diesem Augenblick gewandelt! Der Wind schlug ein Fenster zu. Jäh wird Jakob aufgeschreckt. Er legte sein Ohr auf die Brust der Frau — das Herz schlug noch, wenn auch schwach genug. Eile tat not!

An der Bodentüre zog er den Revolver, den er „für alle Fälle“ zu sich gesteckt hatte — der Schuß dröhnte. Der Mann glitt durch die Bodentür, schloß sie von innen ab, steckte den Schlüssel in die Tasche.

Wenig später stieg er einige Häuser weiter vom Dache, rannte um einige Ecken und verschwand in der Fernsprechzelle auf dem freien Platz. Dann verschluckte ihn die Nacht.

Jakob Adam ist auf die Wandschaft gegangen. Furchtbar hat es in ihm gearbeitet. Er bettelt nicht, noch viel weniger bald in diesem, bald in jenem Dorf; Landarbeiter werden gebraucht. Endlich, in einer abgelegenen Gegend, findet er auf einem großen Gute Dauerarbeit, gewinnt das Vertrauen seines Herrn, der ihn zu einer Art Verwalter macht. Jakob Adam hat sich zurechtgefunden.

Jetzt erst schreibt er seiner Frau. Sie will nicht kommen. Sie ist erbittert, daß er sie so lange mit den Buben sich selbst überließ; sie hat kein Vertrauen zu ihm. Erst als Jakobs Arbeitgeber sich förmlich für ihn verbürgt, kommt sie mit den beiden Buben, die den Vater gar nicht kennen. Bald ist die Frau überzeugt von Jakobs wahrhafter Wandlung. Sie hat es nie zu bereuen gehabt, daß sie ihn nicht im Stiche ließ.

Erst nach zehn Jahren offenbarte Jakob Adam seiner tapferen Frau, wie er ihr und den Kindern das Leben gerettet hat — und dabei selbst gerettet wurde.

Liebe Jugend!

Nach Besprechung der Siegfriedsage werden die Schülerinnen eines Lyzeums aufgefordert, eine kurze Inhaltsangabe niederzuschreiben. Bei Durchsicht der Arbeiten bekommt der Lehrer folgenden Satz zu lesen: „Kriemhild sah den Kampfspielen aus den Fenstern ihres Gemaches zu, aus dem Siegfried immer als der stärkste Held hervorging.“

An den Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Sudenburg

BESTELLUNG

Liefere Sie mir bis auf Widerruf ab sofort _____ Expl. der Zeitschriften:

direkt an untenstehende Adresse (Bezahlung erfolgt sofort nach Erhalt)

durch die Buchhandlung:

Name: _____

Ort: _____

Straße: _____

Drei wichtige Zeitschriften

die auch Sie lesen sollten:

JUGEND wöchentlich 60 Pfg.

DIE FOTOWELT monatlich 25 Pfg.

Die Zeitschrift für jeden Fotoamateure. Neutraler Inhalt, reichhaltiger Neuheitenteil, erstklassiger Kunstdruck.

EXAKTA-SPIEGEL vierteljährlich 25 Pfg.

Die Spezial-Zeitschrift für den Fotoamateure mit Exakta-Kamera.

Bestellen Sie die Sie interessierenden Hefte mit beiliegendem Bestellschein, den Sie an den Gerhard Isert-Verlag in Magdeburg-Sudenburg als Drucksache senden.

DIE LUSTIGE „JUGEND“

Nichts zu machen!

„Emma, heute früh sah ich zufällig, wie der Postbote die Kiste küßte. Von jetzt an werde ich ihm die Post selbst abnehmen.“ „Das nützt nichts, gnä' Frau. Er liebt nur mich und küßt keine andere.“

Vorgebeugt

Vater: „Kurt, wenn du diesmal ein gutes Zeugnis mit nach Haus bringst, darfst du in den Ferien an die Nordsee zu Tante Emma.“

Kurt: „Weißt du, Vater, zu Hause ist es eigentlich auch ganz schön.“

Das dicke Ende

„Gestern kam der Arzt zu uns —“ „Ach — hoffentlich nichts Schlimmes?“ „Doch. Er brachte die Rechnung.“

Darum!

Charlotte war Modeberaterin. Bei einem bekannten Verlag.

Eines Tages wird sie sang- und klanglos entlassen.

Fragt Charlotte: „Warum, meine Herren?“ Wirt: „Unsere Leserinnen behaupten, Sie wären ein Mann.“

„Wie kommen sie denn auf diese verrückte Idee?“

„Weil Sie immer wieder schreiben, wie man aus alten Hüten neue Hüte ohne große Kosten umarbeiten kann.“

Höchste Zeit!

Gast: „Diese Pasteten sind ungenießbar.“ Wirt: „Mein Herr! Ich stelle schon Pasteten her, als Sie noch in den Windeln lagen!“

Gast: „Und warum servieren Sie sie erst jetzt?“

Kurze Leitung

August hat sich ein Auto gekauft. Schicke Sache. Mit Kompressor und so.

„Meine Frau wollte unbedingt eine Limou-

sine“, erzählt August, „aber mir wäre ein Kabinett viel lieber.“

Fragt sein Freund: „Und wie seid ihr jetzt mit der Limousine zufrieden?“

Die Lösung

„Kellner, mein Mantel ist weg! Wahrscheinlich gestohlen!“

„Vielleicht, Herr Professor, hat ihn der Fremde genommen, der dort in der Ecke saß?“

„Natürlich, so wird es sein. Deshalb kam mir der Herr auch so bekannt vor, als er ging.“

Ganz gewieft!

„Alle Wetter! Dieser Müller ist ein Finanzgenie!“

„So? Hat er den großen Coup gemacht?“

„Und ob! Goß der Kerl doch neulich im Hotel seinen Gegenüber den Kaffee über die helle Hose und ...“

... drückte sich vor der Bezahlung, was?“

„Im Gegenteil! Er redete so lange auf den Mann ein, bis er ihn von seiner Verpflichtung überzeugt hatte, den verschütteten Kaffee bezahlen zu müssen.“

Ganz einfach

„Ist das Leben auf dem Lande nicht doch sehr langweilig und eintönig, Herr Schultz?“ fragte der Besucher aus der Großstadt.

„O nein, eigentlich kann ich nicht klagen; wir haben ja nur ganz selten Besuch.“

Wahrheit!

Die Lehrerin will ihren kleinen Mädchen den Begriff Wahrheit klarmachen. „Was ist für uns das Beste, aber auch das Schwerste?“ fragt sie.

Ruth hebt schüchtern ihren Finger.

„Nun, Ruth?“

„Sich zu verheiraten“, antwortete Ruth.

Einfaches Mittel

„Dieses Kleid, Willibald, mußt du mir unbedingt kaufen. Es macht mich um zehn Jahre jünger.“

„Feine Sache! Kannst du nicht zwei solche Kleider übereinander tragen?“

Darauf kommt es an!

„Dieses Kleid, Willibald, mußt du mir unbedingt kaufen. Es macht mich um zehn Jahre jünger.“

„Feine Sache! Kannst du nicht zwei solche Kleider übereinander tragen?“

„Nö, das gerade nicht. Man braucht nur zwei Dumme.“

Beschwerde

Gast: „Kellner, dieses Huhn ist so zähe, wie ich in meinem Leben noch keins bekommen habe!“

Kellner: „Verzeihen Sie! Als wir es schlachten wollten, konnten wir es nicht greifen. Es flog auf den Hausgiebel, und wir mußten es schließen.“

Gast: „Ich bin überzeugt, Sie haben gar nicht das Huhn, sondern den Wetterhahn getroffen.“

Dumme Sache

„Wo warst du gestern Abend?“

„Ich wollte zu einem Vortrag gehen.“

„Über welches Thema?“

„Wie bleibe ich gesund.“

„Na, und?“

„Der Vortrag fiel aus wegen Erkrankung des Vortragenden.“

Das Erkennungszeichen

Der neugebackene Ehemann schreibt seinem Onkel auf dem Lande:

„Lieber Onkel! Leider kann ich Dich nicht von der Bahn abholen, wenn Du nach München kommst, da ich dienstlich verhindert bin. Weil Dich meine Frau, die Dich ja noch nicht kennt, abholen wird, bitte ich Dich, als Erkennungszeichen unter dem Arm eine Gans oder einen Schinken zu tragen.“

LUSTIGES AUS DEM BAYERISCHEN WALD VON LUDWIG WALDWEBER

Das gute Bier

Wie der Metzger Dori auf dem letzten Loch pff, da hat der Mesner-Datte, was sein Freund gewesen, allweil um ihn sein müssen zum Auswarten. Naja, der Dori hat ein Pfunds Bierherz gehabt, und da hat sich z'nach und z'nach der Tod dazu geschlagen. Noch ganz z'letzt wie der Beinracker richtig kommen, da ist's ihm doch heiß und angstig aufgestiegen, dem Dori, und er hat sich noch eine Maß Bier holen lassen. Daß ich's richtig sage: drei Quartl. „Aber gut einschenken!“ hat er dem Datte auftragen. „Gar, daß eh mei' letzte ist.“

Richtig: hat's auch nimmer ganz erkratt, der Dori. Grad daß er's noch halb aus-trunken hat, nachher hat's 'n mit 'm Maß-krug in der Hand um'gelegt. Da hat er zum Datte gesagt: „Datte“, hat er gseit, „trink's du aus, wenn's ich vielleicht gar nimmer zwingen kunn. Sünd und schad wär's um dös gute Bier.“

Als wenn's ihm vorgangen war, dem Dori. Ein paar Schnapper hat er noch getan,

und nachher ist's aus gewesen mit ihm. Sein Freund, der Datte aber, der hat ihm mit der einen Hand die Augen zuge-drückt, und mit der andern hat er 'n Maßkrug gehalten, den ihm der Dori halb voll da-gelassen hatte. Und ohne daß er abge-bissen hätte, auf einen Zug hat er 'n aus-trunken.

Und jetzt erst hat er 'n Kopf hängen lassen und hat brummt: „Jaja, recht hast ghabt, Dori, Sünd und schad wär's gewesen um dös gute Bier.“

Er hat ihn hineinrutschen lassen

Am Vorabend des Weißen Sonntags sitzen der Zugaas-Lenz und sein Weib auf der Holz-schar vorm Häusl und denken an etwas. Sie denken an das Oechs'l, das der Lenz voriges Jahr im Herbst von einer Weide jenseits der Berge hat mitge-hen lassen. Schon wiederholt ist der Lenz mit dem Vorsatz zur Kirche hinuntergestiegen: Heute sagt's, heut beichtest's. Aber immer wenn er mit seinem Oechs'l an die Reihe gekommen war, ist er sacht auf die

Seite geschlichen und hat seine ganze Sündenschwere wieder mit sich heim auf den Berg geschleppt.

Jetzt aber leidet's die Lenzin nimmer. „Lenz“, sagt's, „Lenz denkst dran, morgen ist der letzte Tag, Lenz. Morgen muß's sagen. Da hilft alles nix. Leicht, daß sonst kein Segen mehr auf dem Oechs'l war.“

Morgen sagt's, Lenz, geht's, wie's mag.“ Also gut. Anderntags hält der Kooperator das Hochamt, und der alte Pfarrer, der eh nimmer gut hört, sitzt derweil im Beicht-stuhl. Da hat er's halt gewagt, der Lenz, und hat sein Oechs'l aus dem inzwischen ein stattlicher Ochs geworden, dem alten Herrn hineingetragen.

Und wie er mittags heimkommt, schreit ihm die Lenzin schon unter der Tür entgegen: „Na, wie ist's denn nacher gangen mit dem Oechs'l?“

„Guat ist's gangen“, lachte der Lenz und langt sich einen schmalzigen Krappen aus der Planne, „guat! Woast, während dem Hochamt bin ich zum alten Herrn 'ne! da-mit. Da hab' ich anfangs das Leichtere



Wintersonne

Aufn. Dr. O. Schweitzer

zusammensucht; und erst, wie die Orgel amal richtig aufgangen ist, erst dann hab ich dös Oechsl schön stad 'neirutschen lassen."

Revanche

Der Amreiner in der großen Lahn, der hat drei Bäuerinnen gehabt, und alle drei sind ihm gestorben. Und wie's die dritte in der Ordnung verricht' ghabt haben, da ist der Amreiner mit seinem Gevatter schön stad heimgegangen.

Sagt jetzt auf einmal der Gevatter: „Woabst“, sagt er, „jetzt muab i' mi' scho direkt schämen vor dir.“

„Schämen? Ja, wie dös?“ fragt der Wittlber. „Was ist denn passiert? Was hast di' denn du vor mir z'schämen?“

„Wennst es recht betrachtest, ist's ja wahr auch“, sagt der Gevatter ganz zerknirscht, „schau, dreimal sitz i' jetzt bei dir in der Tot'nzehrung und iß und trink, was es gut und teuer is, und i' — i' —.“

„Ja, und du?“ wundert sich der Wittlber. „Naja, und i“, tut der Gevatter verzweifelt, „siehst es denn nit, daß die Meine oamal g'sünder ausschaut wie's anderemal. I woab wirklich nit, wie i' mi' bei dem Gesund von d'r amal revanchieren kunnt.“

Gewonnen

Mißmutig fährt sich der Bauer am Hang durch die Stoppeln. „Sakral Wo er nur heut schon wieder bleibt, der Bader-

waschl! Am letzten Mittwoch hat er sich eh nicht sehen lassen; und heute, am Sonnabend, heute scheint's ihm noch nicht zu pressieren. Der Loder, der langweilige.“ Ihn selber, den Bauern, ihn würde ja das verstrüpte Gesicht weniger genießen. Aber die Rest halt, sein Gespons. Was die kitzlig ist! An ein rechtsschaffenes Bußl ist unter den Umständen nicht mehr zu denken. Der Bauer aber hat sich erst kürzlich zu seiner Bäuerin ins Ehejoch gespannt.

Schließlich schlägt doch der Tyras an. Aha! Das wird er sein.

Es klopf.

Nanu? Selt wann klopfst denn der Bader an? Will er sich einen besseren Benimm zulegen?

„Herein!“ schreit der Bauer.

Und schon tritt er über die Schwelle, der Baderwaschl. Aber nicht der Fixl von der oberen Gasse, nein, das ist ja der Ferstl von der untern.

„Grüa Gott, Bauer!“ ruft der. „Da wär i jetzt! Alsdann greif ma's gleich an!“

„Was greif ma an?“ staunt der Bauer.

„Seit wann rasiertest m' denn du?“

„I? Seit wann i' dich rasierst? Ja, woabst denn du noch nix davon, Bauer? Du gehörst mir doch schon bald echt Täg!“

„Bald acht Täg?“ braust nun der Bauer auf. „Paß auf, Ferstl, jetzt g'langt's aber.“ „Reg di net auf, Bauer, s'ist wie i' dir

sag: Letzten Sonntag hab' i' dich gwunna.“ „Was?“ schnauft er mühsam. „Du hast mich gwunna? I' bin dein Gwinst? Ja, von wem, von wem hast mi' denn nachher gwunna, wenn i' frag'n darf, ha?“

„Dös ist a Frag! Von wem werd' ich dich scho' gwunna hobn? Vom Kollegen Fixl halt, von wem denn sunst? Aber daß ich's recht verzähl: Sitzn wir da letzn Samstag auf der alten Post beisamm und schafköpfeln ein bißl rauher als sonst. Und wie's halt so sein will: 'n Fixl verfolgt's in einemfort und laßt ihn nimmer aus. Bis er glücklich sein letztes Markl verspielt hat ghabt. Da ist er narrisch worden und hat geschrien: „Gilt's!“ hat er geschrien. Jetzt setz' ich mei' Kundschaft! A jede Kundschaft 'n Taler! Gilt's oder gilt's nött!“ „Gilt schon“, hab ich gsagt, und nach eim Stündl hab ich halt a Stückl fech-sechs Kunden vom Fixl ghabt.“

„Was, der Schlawiner, der zszampzupft!“ Polternd fällt die Bauernfaust auf den Tisch. „Soviel bin ich dem wert, daß er mich auf a Karte setzt und nachher richtig verspielt? Der Bazi, der ausfranste! Ist schon gmacht, Ferstl. Von heut ab rasiertest mich du, hast eh kleinere Patzn als wie da Fixl. Aber dös sell sag ich dir gleich: Verspieln wennst mich aa einmal tuast, wie der Fixl — z'reißn tua ich dich und dös fredi in der Luft, daß dich auskennst, Baderwaschl!“

DIE FOTO - „JUGEND“

MEHR FREIHEIT IM POSITIV-PROZESS

Indem die Fotografie immer noch viel zu sehr als mechanisches Darstellungsverfahren betrachtet wird, geht eine Mechanisierung vieler fotografischer Prozesse damit Hand in Hand. In gewisser Weise kann und soll man mechanisieren; das ist beim Entwicklungsprozeß heute durchaus richtig und ebenso bei der Einarbeitung auf ein Universal-Negativmaterial voll zu befürworten. Anders aber liegen die Verhältnisse im Positivprozeß, wo eine Ausarbeitung der Negative stattfindet. Hier ist bewußtes Schaffen notwendig, das auf Grund einer Anpassung an Negativ und Motiv zu erfolgen hat.

Viele unserer Freunde werden ihre Negative beim Fotohändler ausarbeiten lassen. Aber das ist kein Grund dafür, diesen so wichtigen Punkt zu vernachlässigen. Sie dürfen glauben, daß jeder Foto-Laborant hoch beglückt wäre, wenn er einmal nicht den Feld-Wald-Wiesen-Hochklang in Anwendung zu bringen hat, sondern mit geeignetem Papier und ganzem Können die beste Wirkung aus der Aufnahme herausholen darf.

Fotografische Papiere werden bekanntlich in verschiedenen Härteabstufungen oder Gradationen hergestellt. Für ein weiches Negativ nimmt man ein hartes, für ein hartes Negativ ein weiches und für ein normales Negativ ein normales Papier. Das dürfte hinreichend bekannt sein. Für besonders weiche oder laue Negative gibt es extra-harte Papiere, so daß man praktisch von jedem Negativ ein gutes Positiv herstellen kann, wenn es nicht gar zu sehr im Extremen liegt.

Für die bildmäßig-korrekte Ausarbeitung ist es ebenso wichtig, daß daneben drei verschiedene Papierfarben und unzählige Papieroberflächen zur Verfügung stehen. Die Papierfarbe gibt dem Motiv seine Grundstimmung. Daß man für Schneeaufnahmen und alle solche Bilder, wo vom Motiv her weiß schon vorherrscht, auch weißes Papier nimmt, ist selbstverständlich. Im übrigen wirkt weiß sachlich, herb. Chamois ist des Gegenstück. Es drückt Wärme aus, die aber bei allzu häufiger Anwendung nicht immer günstig wirkt. Deshalb ist Elfenbein als Mittelding ein wichtiger Ausweg, der in den meisten Fällen sympathisch sein wird. Elfenbein wirkt warm, ohne süßlich zu sein, betont andererseits auch das fotografisch Korrekte, weil es nicht als gelb empfunden wird.

Schließlich bleibt die Frage nach der Papieroberfläche wichtig. Gerade in der letzten Zeit sind von den Papierfabriken so viele neue Sorten herausgebracht worden, daß hier eine ganz bedeutende Auswahl zur Verfügung steht. Weitere Differenzierungen ergeben sich dabei durch verschiedene Bildtöne, die blau-schwarz, wamschwarz, braunschwarz oder braun sein können und sich direkt durch die Entwicklung entsprechend erzielen lassen.

Die Royal-Oberfläche war bis vor kurzem das A und O des mehr künstlerisch schaffenden Amateurs. Doch das Royal konnte nicht immer befriedigen, weil es ziemlich grobkörnig ausfällt und deshalb im wesentlichen für große Formate in Frage kommt. Deshalb treten jetzt neue Oberflächen in den Vordergrund, die zwar auf matten Glanz und Papierkorn nicht verzichten, aber feiner ausfallen und deshalb auch für kleinere Formate geeignet sind. Die Pergament-Oberfläche von Leigrano oder Grandamo ist schon länger auf dem Markt, aber viel zu wenig beachtet. Der Glanz fällt hier etwas stumpfer, ruhiger aus, so daß sich diese Papiere am besten für Motive mit entsprechendem Charakter eignen.

Mehr zum Temperamentvollen neigt eine Velvet-Struktur, die hinsichtlich ihres Glanzes bei verschiedenen Papieren verschieden ausfällt. Velvet allein zeigt gewöhnlich die höchste Leuchtkraft, die sich deshalb insbesondere für lebendige Aufnahmen mit reichen Tonabstufungen und feinen Tonwertunterschieden eignet. Diese reine Velvet-Oberfläche finden wir bei zahlreichen Papieren. Mehr abgestumpft wirkt das neue Prestona-Papier in Platino-Gravüre, wo das Elfenbein als Papieruntergrund diese in sich geschlossene Wirkung noch hebt. Die Naturoberfläche dieses Papiers verzichtet so gut wie ganz auf den Glanz, so daß es für Motive von Schlichtheit und Großzügigkeit in Form und Linie bestens geeignet ist.

Gevaluxe und Artona sind die Papiere mit besonderer Betonung der Schwere der Schatten bei samtartiger, warmer Oberfläche. Motive mit überwiegender Schattenwirkung werden hier am besten zur Geltung kommen.

Es ist nicht leicht, für jedes Motiv ein voll geeignetes Papier zu finden. Wenigstens geht das kaum nach Prospekten und Listen. Deshalb soll man sich die Musteralben beim Fotohändler durchsehen, wo es bestimmt nicht schwer fällt, geeignete Papiere zu finden. Die hier gegebenen Beschreibungen können ja nur einen kleinen Ausschnitt aus der Vielseitigkeit geben, wenn man bedenkt, daß daneben noch die verschiedensten Oberflächen wie matt, halbmatt, glänzend, Seide, Feinkorn, Grobkorn, Pastell im Handel sind.

Für den Amateur, der seine Positive selbst bearbeitet, sind einige Hinweise von Wert. Die beabsichtigten Bildtöne sind abhängig von frischen Entwicklern und frischen Fixierbädern. Die Entwicklungzeit hat Einfluß. Sie soll im Normalfall bei Vergrößerungspapieren zwei Minuten, bei Kontaktpapieren eine Minute betragen. Die Entwicklungstemperatur ist ausschlaggebend für Bildton und Gradation. Im Normalfall wird bei 18 bis 20° C gearbeitet.

Die Dunkelkammerbeleuchtung kann — insbesondere bei rotem Licht — täuschen, indem das Bild zu früh aus dem Entwickler entfernt wird und nachher zu hell erscheint. Zum Vergleich legt man sich ein fertiges und richtig gedecktes Positiv zur Hand, mit dessen Hilfe der Entwicklungsvorgang kontrolliert wird. Dabei muß natürlich die Entfernung von der Dunkelkammerlampe bis zum Positiv in beiden Fällen gleich sein, damit derselbe Helligkeitsdruck vorliegt.

Und für die Bildaufmachung mögen schließlich die Worte genügen, daß insbesondere hier Schlichtheit am Platze ist. Wir brauchen keine phantastisch aufgemachten Kartons, sondern wollen das Einfache vorziehen. Immer wollen wir bedenken, daß ja das Foto zur Wirkung kommen soll, nicht aber der Karton oder das verschnörkelte Album Hauptsache darstellt. Es hat sich im Gegenteil dem Bilde unterzuordnen, damit es wirken kann und in seinen Eigenheiten zur Geltung gelangt. Ein schlichter Karton, in den ein Fenster geschnitten wird, hinter das unser Foto gelangt, genügt vollständig; in das Album, welches besonders gelungene Aufnahmen zeigen soll, gelangen auch nur wirklich erstklassige Bilder. Eine Aufnahme auf eine Seite, das genügt und läßt das Foto für sich wieder mehr hervortreten und zur Geltung kommen.

Richtige Fotofreude hat erst, wer bis zum Ende mit voller Hingabe arbeitet. Und wer das durchführt, wird auch Erfolg erzielen.

Beteiligen Sie sich an der Foto-Preisfrage, die Sie in Heft 2/1937 der „JUGEND“ finden!

Das nächste Heft der „Jugend“ erscheint als Sonder-Nummer „FASCHING“

Versäumen Sie nicht, dieses traditionelle Jugend-Heft zu lesen!

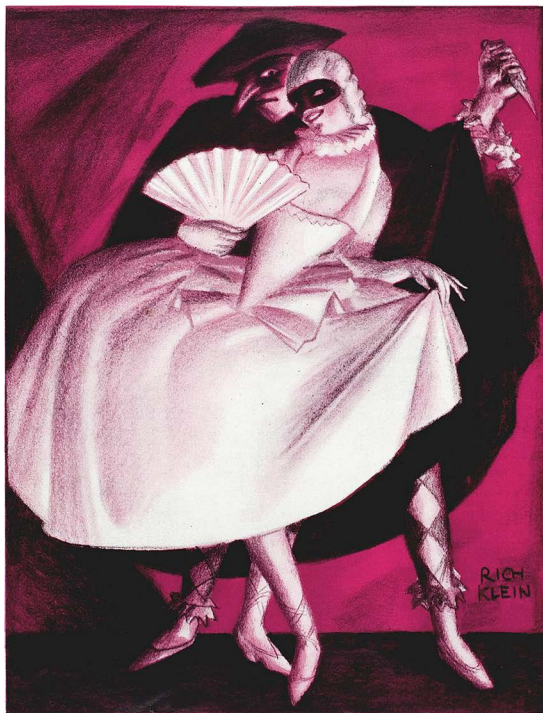
DAS GROSSE FASCHINGSHEFT

Postort: München

J U G E N D

NUMMER 4 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Gaukler

Rich. Klein

AN DIE FALSCHEN GERÄTEN VON HERBERT STEINMANN

Marie O'Flanagan hatte zwar Sommersprossen und rote Haare, aber sonst war sie das, was eine bestimmte Männerwelt als ein nettes Mädchen zu bezeichnen pflegt. Auch heute, als sie solide und anständig, doch flott gekleidet zum Steeldiehl mit John Veltman ging, sah man ihr die bessere Neuyorker Hausangestellte auf den ersten Blick an.

Kein Wunder, daß John Veltman nach gemessen galanter Begrüßung nicht nur ihre nette Erscheinung, sondern auch die zierlichen echten Armbänder, die funkelnden echten Ringe und die solide Saffianhandschale mit Wohlgefallen musterte. Denn John Veltman verstand sich auf so etwas. Sozusagen geschah das aus Berufsgründen. Es genügt, wenn man daran erinnert, daß er einst in Steinbrüchen mit einer Kette am Fuß als Sträfling hatte arbeiten müssen...

Aber sonst sah man ihm diese Vergangenheit nicht an. Er machte vielmehr einen wahrhaft biedereren und bürgerlichen Eindruck. Etwas wie ein solider kleiner Geschäftsmann, der sich nach einem arbeitsreichen Leben in eine behagliche Ruhe zurückgezogen hat. Davon sprachen schon die goldene Uhr und die Brieftasche, die sich erfreulich in der Brusttasche wölbte. Diese Brieftasche aber war gerade der Gegenstand der Unterhaltung auf der einsamen Bank im Zentralpark, auf der sich John mit seiner sommersprossigen Mary getroffen hatte.

„Liebe Mary“, sagte John salbungsvoll. „Sie haben, wie ich aus ihrem Insetrat und aus ihren lieben Worten entnahm, ernste Absichten. Sie wollen natürlich einen Mann haben, der auch etwas hinter sich gebracht hat. Nun will ich Ihnen beweisen, daß ich auch der Richtige für Sie bin.“

Er rückte die Brieftasche und klappte sie auf, wobei sich den sanften und erfreuten Augen Marys eine Anzahl hochwertiger Banknoten und einige gewichtige, mit vielen Stempeln und Ziffern bedeckte Dokumente darboten. Das war das gesamte Betriebskapital Johns. Die Dokumente waren allerdings nicht einen Pfifferling wert, aber das brauchte Mary ja nicht zu wissen. Die Banknoten, die Ersparnisse Johns, hingegen waren echt, sie waren der Leim für so manches ahnungslose Vögelchen und sollten sich auch jetzt wieder bewähren.

„Hier“, sagte John feierlich und entblätterte eines der bunten Dokumente, „hier habe ich einen Anteilschein an der Mine „Holdes Glück“ — ein hochprozentiges Anlagepapier, mit dem man die größten Gelder machen könnte, wenn man nur noch mehr Betriebskapital hätte —“

Die holde Mary machte ein gieriges Gesicht.

„Was bringen sie denn, diese Anteile?“ wollte sie von ihm wissen, der sich schon als Sieger fühlte.

„Na, so kleine dreißig Prozent — ja, wenn ich eine treue Seele hätte, die mir helfe...“

„Ich habe dreitausend Dollars gesparrt“, murmelte Mary und schmeigte sich enger an John, was diesen bewog, die Brieftasche schleunigst einzustekken und seinen linken Arm vertraulich um Marys Schultern zu legen. In Gedanken rieb er sich schon die Hände. Na, das ging ja rasch. Wenn's bei der Lilly und der Kate, der Gloria und der Daisy nun auch noch so schnell ging, würde er sich tatsächlich bald zur Ruhe setzen können.

„Geliebtes Herz!“ sagte er, „wenn du mir deine Ersparnisse anvertraust, dann können wir bald heiraten.“

„Oh“, machte Mary und kam noch näher, „liebst du mich auch? Oh, sage es mir! Alles, was mein ist, ist auch dein.“

Donnerwetter, dachte John, und drückte — die Sommersprossen galant übersehend, einen Kuß auf ihren Mund.

„Morgen schon werden wir auch für dich Anteile kaufen“, flüsterte er innig, als wären es Liebesworte.

Mary fuhr mit einem Male aus seinen Armen hoch. John war erstaunt. Nanu, doch nicht etwa irgendeine Komplikation?

„Morgen, morgen kommt Edgar“, flüsterte Mary tragisch. Ihr war gerade kein passenderer Name eingefallen.

„Edgar? Wer, zum Teufel — — wer, Liebste, ist Edgar?“

„Ach, dein Nebenbuhler, John — ein Polizist.“

„Hm — ein Polizist!“, knurrte John und empfand ein unheimliches Gefühl.

„Ja, er ist — er ist Unterinspektor beim Dezernat für Heiratschwindel drüben in Jersey. Aber das soll uns nicht abhalten, Geliebter — —“

John wurde immer unbehaglicher, er erhob sich.

„Ich glaube“, sagte er mit Würde, „wir verschieben unsere Zusammenkunft auf einen anderen Tag, bis — hm — bis du dir klar über deine — hm — Gefühle und Möglichkeiten bist, ich werde mich dann wieder melden — am besten telefonisch.“

Und er verabschiedete sich ziemlich hastig von der sehr still gewordenen Mary. Als er den Ausgang des Parks erreichte, war es ihm, als klinge ihm ein spöttisches Lachen nach.

Aber er achtete nicht darauf. Denn seine Gedanken waren sehr damit beschäftigt, ob er heute abend noch Lilly, Gloria, Daisy oder Kate erreichen konnte. Denn diese Nieten mit der Sommersprossigen mußte natürlich weggemacht werden. Ein leibhaftiger Detektiv-Unterinspektor im Dezernat für Heiratschwindel und Heiratschwindler John Veltman als Nebenbuhler, das ging natürlich nicht. John tastete nach der Uhr. Er bekam einen Riesenschreck — die gut doppelkapselige Golduhr war weg. Er griff zum Rock. Auch die Brieftasche mit den Ersparnissen und den falschen Dokumenten fehlte. Die Brieftasche, in der zudem die Liste der Bräute steckte!

John sah entsetzt vor sich hin. Am liebsten wäre er anklagend zu dem Polizisten hinübergelaufen, der da langsam herankam.

Aber das ging ja leider nicht.

Erhrlicher Schmerz ruhte auf Johns Veltmans Gesicht.

„Oh, es gibt keine ehrlichen Menschen mehr“, seufzte er vor sich hin, „und das mit dem Polizisten war natürlich auch Schwindel. Sie wollte bloß der Szene ein Ende bereiten.“

Aber das beruhigte ihn wieder einigermaßen.

Zur weiteren Beruhigung gedachte er einer Prise. Aber soviel er auch suchte, die silberne Schnupftabakdose war auch weg.

AUS GALANTER ZEIT

Der Vorschlag

Zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten unterhielten sich einmal zwei Herzoginnen, die im Jardin du Luxembourg auf- und abspazierten:

„Hat der Kaplan heute nicht tief zu Herzen gehend gesprochen?“

„Ja, ich war auch ganz erschüttert.“

„Wir müßten irgend etwas tun, liebe Freundin, um zu zeigen, daß wir unsere Sünden bereuen.“

„Gut, aber was?“

„Lassen wir unsere Dienerschaft festens...“

Jedem hilft es nicht!

Als Ludwig der Vierzehnte schwer krank in Calais lag, rettete ihn eine bestimmte Medizin. Als später Mazarin krank wurde,

gab man ihm dieselbe Arznei. Mazarin aber starb.

Ein geistreicher Mann sagte damals: „Gebenedeit sei diese Arznei! Sie hat Frankreich zweimal gerettet!“

Die Zuckerzange

Der Herzog von Talleyrand, der zu Beginn der Schreckensherrschaft der französischen Revolution ausgewandert war, kehrte zur Zeit der Restauration wieder nach Paris zurück und sah zum ersten Male in seinem Leben eine Zuckerzange, die ihm die Hausfrau zum Kaffee reichte.

Der Fürst betrachtete das sonderbare Gerät mit großem Erstaunen, wandte es hin und her und sagte dann: „Besten Dank, Madame, aber zu meiner Zeit nahmen wir den Zucker mit der eigenen Hand.“



Fächerspiel

Aufn. Agfa-Foto

Verdorbener Abend

Ein Mensch gedenkt, daheim zu bleiben
Und still an seinem Buch zu schreiben.
Da ruft ein Freund an, ausgehender,
Und möchte ihn als Fest-Begleiter.
Der Mensch lehnt ab: Er sei verhindert.
Jedoch, sein Fleiß ist schon gemindert:
Indes er wiederum nun sitzt,
Ein graues Heer von Ratten flitzt
Aus allen Winkeln, Ritzen, Rillen,
Um zu benagen seinen Willen.
Gleichmäßig äußert sich auch jetzt
Der Floh, ihm jäh ins Ohr gesetzt,
Daß er die herrlichsten Genüsse
Durch seinen Trotz versäumen müsse.

Geheim vertauscht sich Zeit und Ort:
Halb ist er hier, halb ist er dort,
Und ist schon dort jetzt zu zwei Dritteln.
Er greift zu scharfen Gegenmitteln,
Beschimpft sich, gibt sich selbst Befehle,
Rast gegen seine schwache Seele —
Umsonst; er schleppt zum Schluß den Rest,
Der noch geblieben, auf das Fest.
Jedoch der Rest ist leider schal,
Dem Menschen wird die Lust zur Qual.
Nach Hause geht er bald, bedrückt...
Es scheint, der Abend ist mißglückt.

EUGEN ROTH

(Aus dem Buche „Ein Mensch“, Duncker-Verlag, Weimar)



Zeichnung: Sten/Tobis Rota

Ein immer freundlicher Onkel Doktor, das ist Paul Hörbiger in dem R. N.-Film des Tobis Rota „Kinderarzt Dr. Engel“.

DIE FILM - JUGEND



Paul Hörbiger und A. F. Eugens im Film „Kinderarzt Dr. Engel“

Aufn. Tobis-Rota

Aus dem Sprechzimmer eines Kinderarztes

„Haben Sie vielleicht Lust, mal zum Kinderarzt mitzukommen?“ fragte man mich kürzlich. — „Zum Kinderarzt?“

Gewiß hatte ich Lust! Ich gehe ja so gern zum Doktor, wenn mir nichts fehlt!

Und beim Kinderarzt kann mir doch überhaupt nichts passieren. Aus dessen Zuständigkeit bin ich ja raus!

Dafür kann ich aber vielleicht eine wunderschöne Reportage machen: „Aus dem Sprechzimmer eines Kinderarztes“ oder so.

Also gut, wir fahren hin! Lauter solche Patienten wie ich!

Der Kinderarzt würde sich ja freuen, meinten wir.

Er sollte ein besonders freundlicher, verständnisvoller und kinderliebender Onkel Doktor sein, sagte man. Und er hieße Dr. Engel, und wäre ein beliebter Mann mit einer großen Praxis.

Ich erwartete also ein mächtiges Gewimmel in seinem Wartezimmer vorzufinden. Aber da konnte ich lange warten.

Kein Mensch war da. Komisch. Es kam auch keiner! Auch der Doktor kam nicht.

Das war mir ja in gewisser Beziehung ganz angenehm. Denn wer konnte wissen, ob der Doktor, wenn er nun außer mir niemanden vorfand, und vielleicht gerade voller Tatendrang war, nicht doch auf mich verfiel. Ich fühlte mich im Augenblick tatsächlich etwas elend.

Ich sah mich verstohlen in dem Wartezimmer um. Warum und wohin hatten sich denn eigentlich die andern verkümmert? Ist das eine Art, sich still davonzumachen, wenn es brenzlich wird? Netzte Kollegen!

Ein hübsches, geräumiges Wartezimmer übrigens.

Natürlich fehlten auch nicht die üblichen Schilder an den Wänden mit den Verhaltensmaßregeln in Schönschrift.

Ich kenne die Dinger! Das sind meistens Verbote oder gar Drohungen! Bei meinem Budiker hängt eins: Gepumpt wird nicht! An meiner Haustür steht: Füße abtreten! In der Bahn: Abspringen verboten! Ach, wenn ein Doktor doch seiner Kundschaft das auch verbieten könnte! Das Abspringen! Also, was steht da dran: Es wird gebeten, Verunreinigungen des Fußbodens sofort zu melden!

Donnerwetter! Der Mann muß ja nette Erfahrungen gemacht haben! Könnten denn da die Eltern nicht ein bißchen vorbeugend eingreifen? Na, Kinder! Kinder!

Und was ist das hier?!

Das Anbinden der Patienten an die Tische und Bänke ist untersagt!

Wie? Das will ein kinderliebender Doktor sein? Bei dem die Kinder von den Eltern angebunden werden müssen, damit sie nicht ausknicken? Das ist ja wohl die Höhe? Ob ich auch ausknicke?

Oh! Mir fällt was ein! Mir haben sie doch mal die Mandeln rausgenommen! Oh, ich darf gar nicht dran denken! Es hat ja gar nicht mal so weh getan, aber! Der Onkel Doktor hat es so gut gemeint, der wollte mich immer so nett ablenken! Der rief immer (im Diskant!): „Hässhchen-Hässhchen, da läuft ein Hässhchen, trätäte-retät! Hässhchen-Hässhchen, da läuft ein Hässhchen, trätäte-retät!“ Und ich dachte, der ist verrückt, und hatte soome Angst! Hilfe! Jetzt kommt er! Die Tür geht hinter mir auf:

„Menschenskind, was machen Sie denn eigentlich hier?“ fragten mich meine Kollegen. „In dieser Dekoration wird doch erst morgen gedreht, wenn die Szenen bei Dr. Engels Freund, dem Tierarzt, dran sind!“ — „Ja, na...!“

Und? Der „Kinderarzt Dr. Engel“, auch Paul Hörbiger genannt?

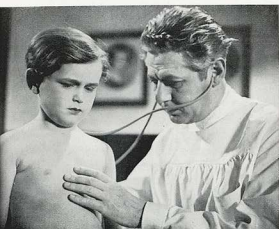
— War den Moment nach Hause gefahren! Schade! Es hätte eine so wunderschöne Reportage werden können!

Walter Lück



(Aufn. Tobis-Rota)

Paul Hörbiger, A. F. Eugens
und ihr Regisseur Johannes Riemann



(Aufn. Tobis-Rota)

Paul Hörbiger und Arthur Fritz Eugens



(Aufn. Tobis-Rota)

Viktoria v. Ballasko, A. F. Eugens
Drei Fotos aus dem Film „Kinderarzt Dr. Engel“

DER GROSSE TAG

Im Krankenhaus ist Kinderfest!

„Kinderarzt Dr. Engel“ heißt der neue Film, den die R. N.-Film-Produktion für die Tobis Rota herstellt. Und:

Paul Hörbiger heißt dieser Kinderarzt. Da lautet die Diagnose: Alles in Ordnung! Nichts zu befürchten! Großartige Konstitution! Jawohl, Sie können ganz beruhigt sein!

Alle Kinder hängen an diesem Doktor, so wie es die Filmhandlung ja auch vorschreibt. Und er versteht mit den Kindern ebenso wunderbar umzugehen, wie es im Drehbuch steht.

Allerdings ganz so fidel mag es ja in Wirklichkeit in einer Kinderklinik kaum zugehen, wie es kürzlich im Atelier zugeht, als das Kinderfest im Krankenhaus gedreht wurde.

Kunststück! Wo doch all die kranken Kinder von sehr, sehr munteren Herrschaften dargestellt wurden, die an Gesundheit nichts zu wünschen übrig ließen.

An sechzig Knirps und Knirpsinnen machten da mit! Na, es war was gefällig!

Ein großer Tag für alle Beteiligten! Der Dr. Engel weiß, was für Kinder gesund ist! Nicht immer bloß Rizinus und Gurgeln und Umschläge und so was Ekliges, wenn sich das auch nicht immer ganz vermeiden läßt!

Aber Freude und Aufmunterung und so was, das ist mindestens ebenso gesund! Lachen ist gesund! Jawohl, das weiß der Dr. Engel!

Und so gibt es in der Klinik eines Tages eine große Überraschung, da werden die ganzen Betten auf die Liege-Veranda gebracht und in den Garten gerollt, denn es ist schönes, warmes Wetter.

Und da sind bunte Bänder mit Wimpeln durch den Garten gespannt, und einen Augenblick später bescheint die Sonne drei Clowns, die unter dem Jubel der Kinder so viel herrlichen Quatsch machen, daß alle Krankheiten ganz vergessen werden und die Augen so den richtigen Glanz wiederbekommen!

Statt der Sonne scheint ja nun im Film-Atelier eine Masse von großen Lampen, statt der aufheiterungsbedürftigen Patienten kräht da ein Schock quietschlebensfähiger Gören durcheinander, aber alles in allem — ein großer Tag ist es trotzdem!

Für den Regisseur Johannes Riemann jedenfalls, das kann ich euch flüstern! Und er benötigt vor allem für diesen großen Tag ein großes Megaphon, um sich in dem ungeheuren Krakohl, der da tobt, überhaupt verständlich zu machen!

Denn wenn nicht gerade Aufnahme ist, wenn die Clowns noch probieren oder die Kamera auf eine andere Stelle gerückt wird, dann beginnt das Volk von Tunichtguten schleunigst erst mal Zeck zu spielen! So einen richtigen gediegenen Einkriegel-Zeck!

Husch, rin in die Betten! Husch, raus aus den Betten! Ritsch, die Veranda langgeschliddert! Ratsch, hingeschliddert! — Huh, erst mal ordentlich gebrüllt! Hääh, dann wieder ausgerissen und weitergerast, als wäre ein Propeller im Allerwertesten eingebaut!

„Halloh, Kinderchen! Nun setzt euch mal wieder alle hin, wie ihr gegessen habt,



ja?" Ach, lieber Johannes Riemann! Wenn das man so schnell zu machen wäre! Spiel das mal so gemütlich im Sand und back Kuchen, und dann laß alles stehen und liegen und setz dich hin, wo du vorher gesessen hast! Wo hast du denn gesessen, wie?? Keine Ahnung mehr! Da müssen

duztendweise Onkels und Tanten vom Aufnahmestab aufpassen und jeden wieder dahin verfrachten, wo er hingehört, bis daß dann die Sache so allmählich wieder weitergehen kann! Und dann kommt da sogar ein Affe, der Kunststücke machen kann, na, der erlebt

erst einen großen Tag! Den hätten die Gören ja nun am liebsten auseinander genommen und untersucht! So viel Interesse war dem direkt peinlich, und der machte vor lauter Aufregung... ach, Kinder, Kinder, Kinder! Ich sage ja, es war ein großer Tag! W. Lieck

KONFETTI

Zu Goethes »Römischer Carneval« vor 150 Jahren

Von Hellmuth Altwill Fritzsche

Konfetti ist eine Kapitelüberschrift aus Goethes »Italienischer Reise«, aus dem Abschnitt seines zweiten Aufenthaltes in Rom, gleichsam das Stichwort für den Kulminationspunkt der Karnevalstage. Konfetti ist noch heute ein unentbehrliches Requisit, wenn man so sagen darf: In Neuyork und anderen Hauptstädten der Staaten und in Südamerika gehört es zu jeder festlichen Kumbgebung, sobald sich die Bevölkerung allgemein beteiligt. Amerika, das Land des Prominentenkultes, überschüttet den, der gefeiert werden soll, mit einem Flockenmeer von Konfetti.

Wie das Wort, so ist die Sache italienisch, und hat Köln seinen Karneval, München seinen Fasching — dauerte der Venezianische Karneval früher sogar ein halbes Jahr, währenddessen jeder, ob Amtsperson, ob Privatmann, nur mit Maske die Straße betrat —, so bleibt der römische Karneval doch der klassische, vielleicht uns Deutschen so vertraut durch Goethes Schilderung.

Köln, München, Rom — alles sind Zentren des Katholizismus. Trotzdem ist der Karneval älter als Katholizismus und Christentum. Die alten Römer hatten ihre Bacchanalien und Supercallien, und unsere Vorfahren feierten die Fasnacht, d. i. die Fasnacht, feierten Abschied des Winters, d. h. des allgermanischen Jahres durch das Narrengericht, die Vergehen des verflorbenen Jahres abzuurteilen, nach vollzogener Sühne dem Vorführung entgegenzusehen. Harlekin und Pierrot, Sonnenhirsch und Seidelbast sind die traditionellen Figuren und Pflanzten des Volksfestes. Noch heute können wir Zeuge sein von diesen alten, heidnischen Bräuchen in weltfernen Gegenden.

Die Jahrtausende alte Metropole Europas, die roma aeterna, hat nun ihren weltberühmten Karneval: Als ihn Goethe 1787 zum ersten Male erlebte, würdigte er ihn kaum weniger wegwerfender Worte:

„Das Carneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig loszuwerden, es je wiederzusehen. Zu schreiben ist davon gar nichts.“

Ein Jahr länger unter südlichem Himmel, unter Italienern — und Goethe stellt alle Bedenken über Würdigkeit des Stoffes und Möglichkeit seiner Darstellung zurück. Rom, das römische Wesen, Kunst und Künstler waren ihm vertraut geworden. Mitlieben, Hin- und Herwandern hatten ihm die fremden Verhältnisse nahegebracht und natürlich werden lassen. War er ein Jahr vorher zu einer brüskten Ablehnung des römischen Karnevals gekommen, so enthielt er ihm ein Jahr später eine neue Ausdrucksform der italienischen Volksseele. Er sah den Karneval als „ein bedeutendes Naturerzeugnis und Nationalereignis“. Auch das ein Stück Leben. Und wo ihr's packt, ist's interessant. Allerdings Beobachtungen anstellen und Ideen im Kopfe haben ist nichts: „...es kommt nicht auf Denken, es kommt auf Machen an“, schreibt er Sommers zuvor. Und was hat er daraus gemacht! Aus den wenigen Zeilen des vorigen Jahres sind nun 25 bis 80 Druckseiten, je nach der Buchausgabe, geworden. Er beobachtet genau den Gang der „Torheiten“ und notiert sich schon beizeiten alle Vorkommnisse. Und mit der ihm eigenen Hingabe vergißt er auch nicht, daß die einstens gedruckten Worte durch Illustrationen noch anschaulicher würden. Er bittet seinen Hausgenossen, den Maler Georg Schütz, während der Karnevalwoche Skizzen nach Masken zu machen und zu kolorieren. Und diese Zeichnungen fanden später ihren Weg nach Weimar zu Georg Melchior Kraus, der sie zur Vervielfältigung in Kupfer ätzte und kolorierte. So wurden dann der ersten Ausgabe seines „Römischen Carneval“, der sogen. Ungerschen, die schon das Jahr darauf erschien, 20 Tafeln beigeheftet.

Goethe stellt sich hinein in den Trubel, bei dem es galt: Mit-

machen oder Fernbleiben. Denn „Spielverderber werden nicht geduldet.“ War es auch ein Volksfest, „das sich das Volk selbst nimmt und ihm nicht gegeben wird“, da die Stände hoch und niedrig aufgehoben oder gar durch Kostüm und Maske vertauscht sind, so läßt er sich diesmal nicht verblüffen selbst durch die tollste Ausgelassenheit: Weil er unter dem heiteren, fröhlichen Himmel Italiens manche Szene kennen gelernt habe, so hätte er auch verstehen gelernt, daß Rom zum Karneval „unter freiem Himmel töricht sein“ dürfe.

Italien ist von Natur das Land der Prozessionen und Feste, des Handels und Wandels unter freiem Himmel. Nicht der einsame Wanderer in der weiten Landschaft, sondern die Volksmenge in der Stadt entspricht südlicher Art. Wie der Markusplatz in Venedig, die Piazza dei Innocenti in Florenz als ein geschlossener Raum wirken, dessen Wände die Häuserfassaden, dessen Decke aber der offene Himmel — ebenso empfindet Goethe den römischen Corso, den Schauplatz des Karneval, als eine lange Galerie: Längs der Häuser stehen Stuhlreihen, die Fenster werden zu Öffnungen von Logen, und den Corso schließt am Ende eine dicht besetzte Bühne: Einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können, nennt Goethe dieses Bild.

Auf dieser Monstr-Bühne gibt Rom sich gleichsam selbst ein Schauspiel: „Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß“. Ihre rhetorische Begabung ist ein Erbstück aus dem fernen Altertum. Von daher ist die Rhetorik in die hellenistischen Akademien eingedrungen. Rhetorik galt als eine der vier freien Künste des Mittelalters bis zur Reformation. Aber diese Vorliebe fürs Theater entspringt einer allgemeinen Begabung des Italieners für Deklamation, Gesang und Gastensprache. Seine Haltung, sein Gebaren, seine Rede ist ein ständiges Theaterspiel aus echtem Temperament. Auf den Maskenbällen tanzen nicht Paare, sondern Gruppen und Reihen, und „auf diesen pantomimischen Balletten hat sich der Römer an stark gezeichnete Gestaltungen gewöhnt.“ Dazu die Buntheit der italienischen Kleidung, die Goethe schon außerhalb der Karnevalwoche auffiel und die sich selbst bis in die uniformierende Gegenwart einen schwachen Abglanz herübertrugte in den imposanten Gestalten der Carabinieri, deren eigene Zipfel sie mit großer Geste über die linke Schulter geschlagen tragen. Szenarie, Figuren und Gebaren mußten Goethe fesseln, den klassischen Dramatiker, Theater-Regisseur und Liebhaber-Schauspieler in einer Person.

Die Mittagsglocke vom Capitol gibt das Zeichen zum Beginn des Treibens, die Masken finden sich ein in den traditionellen Kostümen der Pulcinella, der Bauli, der Quacqueri, Männer in Frauen-, Frauen in Männerkleidern, Karikaturen von englischen Reisenden, von Malern der Deutsch-Römer-Kolonie mit ihren breitkrempigen Hüten, von deutschen Bäckergehilfen in fingiert trunkenem Gang. Die Wagen der Aristokratie rücken in den Corso ein, von unten und oben kommend, zu dichten Zügen sich reihend, zwischen ihnen das Volk, auf den Stühlen längs der Häuser die Bürger. Der Lärm schwillt an, Muschelhörner, Trompetchen und Pfeifen, Rufe und Gelächter schwirren durcheinander, die Pferdegespanne tragen Schellen am Zaumzeug, Winken, Klatschen und Hüteschwenken, ein Hin und Her im Gedränge und Getummle... du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben. In der Engigkeit des tollten Durcheinander von Kutschen und Masken und Umzügen und Konfettischlachten wächst die Ausgelassenheit zur Formlosigkeit. Dem Mädchen, dem man oft begegnete, den Aus-



Bacchantische Lust

Aug. Beck

länder, den man oft im Theater sah, jetzt kann man an sie herantreten und sagen: O quanto è bella, ich liebe dich. Keinen Titel kennt die Anrede, jeder steht zu jedem auf du und du. Die Unterschiede des Alters sind aufgehoben. „Außer Schlägen und Messerstichen ist fast alles erlaubt.“ Man versucht die Aufmerksamkeit der Vorüberziehenden oder der auf den Stuhlreihen Sitzenden für sich zu erregen, indem man ihnen ein Stück Zuckerwerk — Konfekt — an den Kopf oder in den Schoß wirft. Und da man zu viel Zielscheiben hat und haushalten muß mit seinem Vorrat, verwendet man als Wurfgeschosse Gipskörper, bis zu Mandelgröße, die feilgeboten werden. Und dieser Zuckerersatz ist die Vorform unseres heutigen, papierernen „Konfetti“.

Die Schilderung zieht uns mitten hinein in den Wirbel von Farben, ins Getöse unaufhörlicher Laute, ins dichteste Gedränge — eine Woche lang das sich wiederholende und stetig sich steigende Schauspiel, bis zum letzten Tag, dem Dienstag, an dem das flutende Treiben selbst nicht bei Eintritt der Dunkelheit abebbt. Brennende Wachskerzen in den Händen, auf den Wagen, an den Häusern geht es weiter — dem Leser schwindelt angesichts der Vielheit der Eindrücke — geht es weiter bis zur Mitternacht, zur ersten Stunde des Aschermittwochs.

Und der Führer, der seine Leser bis in den Rausch dieses Saturnales hineinzieht, geleitet ihn auch in den Aschermittwoch: Goethe's römischer Carneval klingt aus in einer ersten Betrachtung des Lebens, mit dem Schluß, daß „Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können“.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner feierzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Hentze: Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Mitleid des Feindesbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind abgeändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz: Humor in Versen

Ein Vortragebuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anpruchlosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonders Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnh. 10



Ballons

Aufn. Agfa-Foto

Großvaters Nußbaum

Von Wilhelm Lennemann

Der junge Bauer Hans Rößler kam von einem Ausgange heim. Er hängte die Mütze an den Haken, zog die Jacke aus und setzte sich zu dem alten Bauer an den Tisch.

„Ich bin beim Sägemüller gewesen, hab ihm den Nußbaum vor'm Hause verkauft.“ Der Alte schrak zusammen. Ja, was fiel denn dem Jungen ein — ach so — er hatte ihm ja Haus und Hof verschrieben, als er die Tochter geheiratet und zu ihm ins Haus gezogen war. — Nun durfte er das ja wohl. Und er, der alte Brockmann, hatte nichts dazu zu sagen! — Aber immerhin, er hätte doch wohl vorher die Sache mit ihm bereden können. — „Der Nußbaum, der alte schöne Nußbaum!“ stöhnte er.

„Er warf einen zu breiten und zu tiefen Schatten; da konnte keine Sonne mehr ans Haus! Und außerdem, der Müller zahlt 50 Taler dafür.“

Also da war der Pferdefuß! Der Junge wußte zu rechnen und war nicht wenig stolz auf seine Klugheit und seinen Witz. Der Alte nickte ergeben. Was sollte er dem rechnenden Jungen noch sagen? Der kannte den Baum ja nicht, der war ihm nur ein Stück Holz, aus dem sich Geld machen ließ.

Der Alte ging die Jahre zurück. Hundert Jahre und mehr stand der Baum. Sein Großvater hatte ihn gepflanzt, als er das Haus gebaut. Und er war gewachsen in die Höhe und Breite und hatte seine Arme schützend über das Dach gebreitet, wenn die Wetter zackig und glühend darüber flogen und die Donner es umdroht hatten. Und er hatte im Herbst seine Früchte ins nasse Gras geworfen, daß die Kinder ihre Lust hatten, wenn sie in der Frühe danach suchten. — Und seine Eltern hatten geheiratet und wieder ihre Kinder seinem Schutze anvertraut. Als Junge hatte

er in dem Baume herumgeturnt, und mit seinem jungen Weibe hatte er darunter gesessen, wenn die friedliche Ruhe des Abends ihnen eine stille Stunde der Einkehr oder der traulichen Zwiesprache ließ. Und wieder hatten Kinder darunter gespielt, und schon im dritten Geschlecht.

Der Baum sah sie kommen und gehen. Er wußte um alle Not und Lust, und seine Zweige hatten nur leise dazu gerauscht. Das Bangen seiner Frau hatte in ihm gezittert, als sie ihren einzigen Jungen als Freiwilligen ins Feld gesandt. In dem hüllenden Dunkel seines Schattens hatte sie ihm schamvoll den letzten Kuß gegeben. — Und er hatte auch den Schrei gehört, den sie ein halbes Jahr später ausgestoßen. Gegen seinen Stamm war sie gefallen und hatte sich an ihm gehalten, und seine riesige Rinde hatte Tränen und Weh aufgefangen für ein dunkel Lied der Trauer und der Tröstung. Seine Frau aber hatte das Herzleid nicht überwunden, sie siechte hin und starb. Und als der Sarg hinausgetragen wurde, da hatte der Baum ihr mit wehenden Armen einen letzten Gruß nachgewinkt...

Der Alte fuhr aus seinen Träumen auf. Er war der letzte, der dem Baum verbunden war. Er wollte es auch bleiben bis in den Tod. Der Baum durfte nicht sterben, daß er selbst nicht schamrot wurde vor dem klagenden Holz. — Am Abend saß der Alte in seiner Kammer. Aus der Tiefe des Bettstrolchs holte er ein kleines Säcklein. Das schüttelte er leise aus und zählte seine ersparten Groschen, die er für seine eigene Notstunde zurückgehalten. Danach wartete der junge Bauer, daß der Sägemüller den Baum fälle, wartete acht Tage, dann stellte er ihn, der Baum müsse weg, daß da Raum würde. — Das sei beim Verkauf nicht ausbedungen worden, entgegnete der Müller unschuldsvoll; er habe nur den Baum gekauft, weiter nichts. Und übrigens habe er ihn vor acht Tagen mit einem kleinen Aufgeld wieder verkauft.

„An wen?“

Den Namen dürfe er nicht nennen; das habe der Käufer sich ausbedungen.

Und ob der ihn denn auch fällen werde! — Das sei kaum anzunehmen.

Der Bauer stand vor Rätseln, die sich seinem Witz hartnäckig verschlossen.

Aber der Baum stand; doch war er nicht mehr sein, und er durfte keine Hand daran rühren...

Und er stand noch, als der alte Bauer etliche Jahre später mit dem Tode abging. Da fanden sie in seinem Kasten einen Zettel und eine Quittung des Sägemüllers über 55 Taler. Und auf dem Papler stand: Ich hatte den Baum gekauft, weil ich ihn nicht sterben sehen konnte. Nun geb' ich ihn in Eure Hände; bewahrt mein Erbe!

Am Abend des Tages dann, an dem das Begräbnis stattgefunden hatte, saß der junge Bauer, dem mit den Jahren langsam eine nachdenkliche Einsicht in die verborgenen Kräfte des Hofes gewachsen war, mit seinem Weibe auf der Bank unter dem Nußbaum. Ihr Kind saß zwischen ihnen und träumte mit runden Augen in das bunte Geäst über sich.

Da kam der Sägemüller. — Der Bauer winkte ab: „Weiß, was ihr wollt, aber ich hab' vorhin schon mit meinem Weibe überlegt: Der Baum bleibt stehen! — Der Alte hat schon Recht gehabt; er gehört zum Hof wie Bauer und Pflug; und er soll darauf bleiben, bis es ihm selbst gefällt, sich von der Erde zu lösen, der er in Treuen diene.“



Das Trio

Aufn. Münchener Bildbericht



Masken

Aufn. Agfa-Foto



Eulenspiegelchen

Aufn. Münchener Bildbericht

MANN IM SMOKING

Fast alle Gäste des eleganten Hotels blickten verstohlen nach einem Tischchen in der Mitte der breiten Rückwand. Dort saß ein junger Mann. Ein junger Mann im Smoking, der sich eigentlich in nichts von den übrigen jungen Männern im Restaurant unterschied — bis auf eine Kleinigkeit. Aber eben dieser Kleinigkeit galt das ganze Interesse.

Um es kurz zu machen: Der junge Mann hatte vergessen, eine Krawatte, die vorgeschriebene schwarze Smokingschleife, umzubinden. Anstelle dieser Zier trug er nichts. Einfach nichts! Nur ein goldgleißender Kragenknopf glänzte herausfordernd an der in peinlicher Weise entblößten Stelle.

Der Kellner war bereits mehrmals an den

Tisch des jungen Mannes getreten und hatte unter diskretem Hüsteln ostentativ an seine eigene Krawatte gefaßt — aber der junge Mann war so in einige Aufzeichnungen vertieft, daß er weder die diplomatischen Versuche des Kellners, noch das Interesse der Gäste bemerkte. Originell war es übrigens auch, wie jeder neu eintretende Herr sich selbst kontrollierend nach der Kehle fuhr, sobald er den Unglücklichen bemerkt hatte.

Als das Lokal ziemlich gefüllt war, geschah es endlich, daß der junge Mann von seinen Papieren aufsaß und gedankenversunken durch den Raum blickte. Er stützte leicht sein Kinn in die Hand und faßte sinnend langsam nach der Krawatte... Im Restaurant herrschte völlige Stille. Jetzt mußte er

es bemerkt haben — — — und da zog er tatsächlich — ohne eine Spur von Verlegenheit — einen Spiegel aus der Tasche, besah seinen Makel, lächelte leicht und — vertiefte sich weiter in seine Papiere.

Das Publikum war starr.

Später zahlte der junge Mann.

Beim Hinausgehen machte er noch eine kleine Runde durch den Raum, wobei er auf die nächsten Tische mit einer viel Übung verratenden Gewandtheit schmale Karten von Visitenkartengröße legte. Es waren aber keine Visitenkarten. Es stand vielmehr auf ihnen gedruckt: Vita-Verlag. Und auf der Rückseite: „Lesen Sie das Soeben in unserem Verlag neu erschienene Buch: „Wie benehme ich mich in allen Lebenslagen korrekt und sicher?“.“



Der Stammbaum

Madame Pompadour, die Geliebte Ludwig des Fünfzehnten, hatte eines Tages den Ehrgeiz, ebenfalls wie so viele andere Damen, einen Stammbaum zu besitzen. Sie nannte sich nämlich mit ihrem bürgerlichen Namen Colin-Poisson (Colin-Fisch) und beauftragte den bekannten Genealogen Hozier mit dessen Bearbeitung. Hozier, der kein Schmeichler und Höfling war, sagte eines Tages lachend zur Favoritin des Königs:

„Ich habe umsonst gesucht, es gibt zwar zwei alte Familien Colin, die ich genau kenne. Colin-Maillard und Colin-Tampon. Aber von der Familie Poisson habe ich nichts entdecken können. Der Stammbaum scheint fortgeschwommen zu sein!“

Paradox

ist, wenn der Kühler zugedeckt wird, damit er nicht friert.

(Aufn. G. Isert)

*Von jidam
nknob!*

Faschingsmasken

Aufn. B. Beiger



(J. Bauer)

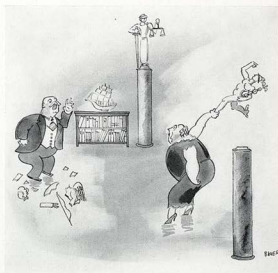
„Ich möchte Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten.“

Er allein weiß!

„Mausi, alle Achtung! Du hast dein Haushaltsbuch sehr schön geführt. Aber sag' mal, hier stehen immer so sonderbare Dinge: G. a. w. 3 Mark, G. a. w. 7 Mark.

Was bedeutet denn dieses G. a. w.?"

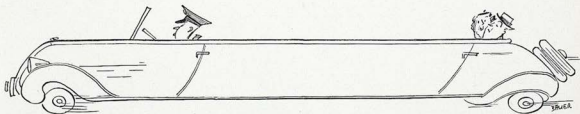
„Das heißt: Gott allein weiß.“



J. Bauer

(J. Bauer)

Diese Frau „vergöttert“ ihren Mann.



(J. Bauer)

In diesem Wagen kann man wenigstens die nötige Distanz vom Personal wahren.

WIE VERLOBE ICH MICH?

Ratschläge für junge Männer

Als unpassend kann man es bezeichnen, beim Vater mittels Postkarte um die Hand der Tochter anzuhalten. Es ist ein Brief zu benutzen und möglichst mit der Hand und nicht mit der Maschine zu schreiben. Selbst in der größten Geldverlegenheit ist es ratsam, den Brief zu frankieren.

Wird man auf Grund des Schreibens eingeladen, so ist es schicklich, in dunklem Anzug zu erscheinen. Fahrrad und Knickerbocker sind zu vermeiden. Angenehm wird es auffallen, wenn man in einer Autodroschke vorgefahren kommt, zumal die Mutter der Angeboteten voraussichtlich hinter der Gardine stehend auf den Besuch wartet.

Trifft man die Angebotete allein, so falle man vor ihr auf die Knie. Man muß sich allerdings vorsehen, hierbei keine Tische und Stuhlbeine mit umzureißen. In Italien war es früher Sitte, bei solchen Gelegenheiten eine kleine, gepolsterte Fußbank mit sich zu führen. Vielleicht kann man diesen Brauch wieder einführen.

Nach dem Aufstehen vom Boden bietet man der Geliebten den Arm und führt sie zu den im Nebenzimmer wartenden Eltern, wo man nochmals kniet und den elterlichen Segen erbittet. Man wird indessen meistens bemerken, daß die Mutter bereits vor dieser Bitte den Segen bereit hält.

Es verstößt durchaus gegen die guten Sitten, das Zimmer der Angeboteten mit brennender Zigarette zu betreten. Man lege die Zigarette auf dem Treppengeländer ab und bittet später, sie hereinholen und weiterräuchern zu dürfen, was unbedingt den Eindruck der Sparsamkeit hervorruft. Für junge Männer von ausgeprägter Schüchternheit ist es ratsam, sich vor dem Besuch durch ein paar Gläser Korn Mut zu trinken. Indessen vermeide man jegliche Unmäßigkeit, so daß man unter Umständen in einen Zustand versetzt wird, in dem man Mutter und Tochter verwechselt.

Nach stattgefundener Verlobung befleißige man sich eines zurückhaltenden Wesens. Es macht keinen guten Eindruck, wenn man die Eltern sofort um einen längeren Urlaub für die Tochter bittet, etwa zu einer Gebirgstour oder einer Fahrt nach Madeira, auch die Einladungen zu den beliebten Wochenendausfahrten sind mit möglichster Schonung anzubringen.

Streng zu vermeiden ist es, den Vater der Angeboteten unmittelbar nach der Verlobung anzupumpen. Sollte indessen, was auch vorkommen mag, der Vater selbst ein kleines Anliegen in dieser Richtung haben, so zögere man nicht, seinen Wünschen nachzukommen, auch wenn man sich den Betrag irgendwo pumpen muß.

Sollte man wider Erwarten von den Eltern einen Korb bekommen, so zeige man sich als Mann. Es ist durchaus abwegig, in Verzweiflung oder gar in sichtbare Wut auszubrechen. Wird einem die Hand der Tochter verweigert, so richte man sich in die Höhe und wende sich sofort zum Gehen. Zwischen Tür und Angel sage man: „Na, wenn schon! Andere Mütter haben auch schöne Töchter!“ P. K.

ALLERLEI LUSTIGES

Mutter: „Lauf mal hinauf, Willi, und hol' Elschens Nachthemdchen herunter!“

Willi: „Ich will nicht!“

Mutter: „Oh, wie unartig! Wenn das dein Schwesterchen hört, wird es seine Flügel anlegen und wieder in den Himmel zurückfliegen.“

Willi: „Dann kann es ja auch seine Flügel anlegen und sich sein Nachthemd selber runterholen!“

„Ich hörte, der Kolonialwarenhändler Brown in Philadelphia sei ein unglaublich zerstreuter Mensch. Stimmt das? Sie waren da doch früher mal Angestellter.“

„Ja, das stimmt. Mich hat er zum Beispiel in einer Woche dreimal entlassen und mir jedesmal einen Wochenlohn ausbezahlt.“

Grund genug

Otto erzählt: „In meinem ganzen Leben bin ich viermal gempft worden.“

„Gegen was?“

„Gegen meinen Willen.“

Reicht noch

Dörflers waren im Theater in einem schaurigen Trauerspiel. Frau Dörflers Augen wurden im ersten Akt feucht, im zweiten Akt weinte sie liebhaft und als der dritte Akt begann, bot ihr Herr Dörfler sein Taschentuch an.

„Laß man“, schluchzte sie, „in mein Taschentuch geht der dritte Akt auch noch hinein.“

Was es nicht alles gibt!

Ein Amerikaner erforderte vor rund 50 Jahren einen Tanzgürtel für Damen, d. h. einen Gürtel mit Handgriffen, an denen der Tänzer die Tänzerin führen sollte, „was nicht nur dezenter, sondern unter Umständen auch angenehmer sein würde“.

In einer Gerichtsverhandlung, die im Jahre 1883 in Liegnitz stattfand, sollte der Beklagte den Offenbarungseid leisten. Er gab jedoch an, daß er diesen nicht mit gutem Gewissen leisten könne, da er ein Geldstück verschluckt habe und nicht wisse, ob sich dieses noch in seinem Magen befinde.

In München kam 1878 ein Mann, dem ein zwei Meter langer Vollbart gewachsen war, um die Bewilligung ein, diesen öffentlich als „Naturwunder“ zeigen zu dürfen. Das Gesuch wurde abgelehnt.

Ein sonderbares Kopfkissen besaß Prinz Ludwig, der spätere König von Bayern. Es war mit lauter Grenadierschmurrbärten gepolstert. Als er 1786 in Straßburg geboren wurde, so sein Vater, Herzog Max Joseph von Zweibrücken, französischer General war, hatten sich nämlich die alten Grenadiere in übermütiger Laune die Schmurrbärte abschneiden lassen, ein Kopfkissen damit gefüllt und es dem Neugeborenen geschenkt.

DREHORDEL

möglichst verstimmte und geräuschvoll, zu kaufen gesucht. Eilangebote mit Preis an Kammeränger F. Ottissimo, München, Straße der Kunst 7/V.

Im Januar des Jahres 1877 wurde in einer Provinzstadt der Mark Brandenburg ein Mann beerdigt, der von seiner Frau zweimal geschieden war und sich drei Tage vor seinem Tode abermals mit ihr verheiratet hatte.

Tanzpartner gesucht

Wer hat Mitleid mit einsamer Brünneten? Bin 7,88 groß und von mildem Charakter. Wer geht mit mir zum Faschingsball? Angebote unter „Zuckersüß“ an die Anzeigen-Abt. der „Jugend“.



Zum Faschingszug fertig

Paul Rieth

Lola, wo bist Du?

Am letzten Sonntag sah ich Dich zum letzten Male, wo Du mir im Gedränge jah entrissen wurdest. Sende Nachricht über Deinen Verbleib unter „Sehnsucht 4711“ an die Exp. der „Jugend“.

Das Motorrad

Müller hat ein Motorrad. Müller sitzt den ganzen Tag auf seinem Motorrad.

„Und trotzdem brauche ich im Jahr fünf Paar Schuhe.“

Meint Mayer: „Ja, ja — das viele Schließen.“

Examensfrage

Professor: „Was gehört zu einem Testament?“

Kandidat: „Ein Toter und etwas Vermögen.“

Im Gegenteil!

„Ich glaube, mein Mann hat ein schweres Leiden, Herr Doktor. Oft spreche ich mit ihm und merke nach Stunden, daß er nicht ein Wort gehört hat!“
„Das ist kein Leiden, meine Gnädigste, das ist eine Gabel!“

Das Vorbild

Schulze fahren nach Athen. Standen auf der Akropolis. Sagt Schulze: „Siehst du das Gras, das aus den Fenstern der Ruine wächst?“

Frau Schulze sah es: „Ja, Kurt.“

Meint Schulze: „So wird es bei uns bald aussehen, wenn du weiter so liederlich Staub am Fensterbrett wischst.“

Diskrete Eheanbahnung Bundeskreises

empfiehlt sich zur Erzielung von Dauerwirkung insbesondere zur Faschingszeit. Schreiben Sie mit Rückporto an Postfach 7777.

Denkst du!

„Ludwig!“ seufzt die junge Frau, „willst du nicht meinewegen das Trinken aufgeben?“

„Aber Liebling, wer sagt dir denn bloß, ich tränke um deinetwillen?!“

Nicht so einfach!

Der Lehmann scheint mir ein sehr fauler Mensch zu sein. Was tut er eigentlich?“
„Der hat's nicht leicht. Ist Heiratsvermittler.“

„Das ist doch kein schwerer Beruf!“

„Ich danke schön! Für seine beiden Töchter!“

Beste Wünsche

Betty schrieb Neujahrswünsche. Ihr Gatte stand daneben.

„Wem schreibst du, Betty?“

„Ursula.“

„Ich denke, du kannst Ursula nicht leiden?“
„Kann ich auch nicht. Ist mir schrecklich unsympathisch.“

„Warum schreibst du ihr dann: Alle meine Wünsche zum Geburtstag?“

Lächelt Betty: „Ich schreibe ja nicht, weiche Wünsche.“

Ganz einfach

Die dralle Küchenfee stand den ganzen Tag vor'm Spiegel. Das paßte der Gnädigen nicht.

„Mache ich das etwa?“ fragt sie.

Lächelt die Dralle: „Sie haben das auch nicht nötig, gnädige Frau. Sie sehen mich den ganzen Tag. Doch ich muß in den Spiegel schauen, wenn ich einmal ein hübsches Gesicht sehen will.“

Liebes-Gedichte en-gros

fertigt insbesondere zum Fasching geeignet gegen mäßiges Honorar routinierter und erfahrener Minnesänger. Erlangebote unter „Liebes-Kunst“ an den Verlag der „Jugend“.

Konfetti

erhöht die Faschingsfreude und wirkt anregend durch vielseitige Anwendungsmöglichkeit. Das Kilo gibt ab für 95 Pfg. Konfettol AG., München 13.

Nachmachen!

„Denk dir nur, Lilly, gestern Abend hat der Hans seinen Arm zweimal um mich geschlungen.“

„Was? So lange Arme hat der Hans?“

Vorgebußt

„Unser Pfarrer muß dieses Jahr aber schönes Obst im Garten haben.“

„Wie kommst du darauf?“

„Weil er schon zwei Sonntage gegen das Obststehlen predigt.“

Zumutung!

Käthe wollte Hotelköchin werden. Sie bewarb sich im Hotel „Excelsior“. Man schrieb ihr, sie solle sich vorstellen. Käthe fuhr in die Stadt, kam aber am nächsten Tag wieder zurück.

„Das war nichts für mich“, sagt sie.

„Wieso?“

„Ich bin gar nicht erst hineingegangen.“

„Warum denn nicht, Käthe?“

Schimpfte Käthe: „Weil ich draußen vor dem Hotel schon gelesen habe, was dort los ist. Das kann kein Mensch von mir verlangen, daß ich mir da den Tod hole.“

„Was stand denn draußen am Hotel?“

„Den ganzen Tag kalte Küche.“

Exdunstol-Tabletten

beseitigen in fünf Minuten übeln Alkohol- und Tabakgeruch und fördern eheliche Sympathien insbesondere zur Faschingszeit. Zu haben in jeder Apotheke. Kein Gift! Völlig unschädlich!



Schußfahrt

Aufn. A. Klopfenstein

MORITAT AUF DER SCHIHÜTTE Heitere Skizze von Wolf v. Rummel

Erst als ich mit meinen beiden Freunden zum Schilaufen ging, erkannte ich, wie verschieden ihr Charakter ist. Heinz ist überzeugter Renn- und Schußfahrer. Oben wachst er sofort seine Schil auf „rasant“. Dann schnallt er an, springt mit finster entschlossener Miene in den Hang und rast mit einem Schligestell, den Kopf eingezogen, in einer Elefantenspur den Berg hinab, eine Wolke von Schnee hinter sich herziehend. Er zischt über Halden

von Pulverschnee, seine Stahlkanten fegen über vereiste Hänge; wenn er im Ziehweg auf eine Karawane von Schiläufern trifft, hinterläßt er Heulen und Zähneklappern. Oft schmeißt es ihn nicht, aber wenn es ihn schmeißt...! Es sieht sich an, wie ein Granateinschlag. Eine Schneefontäne erhebt sich über Berg und Tal, ein Wirbel von Holz und Mensch kommt durch die Luft geflogen. Ein Trichter von überlebensgroßen Ausmaßen ist ein-

Jeder Fotoamateur muß lesen:



Deine Kamera geht Geld verdienen
Das wertvolle Fotobuch mit 100 Adressen für den Bilderverkauf RM 0,75



Fotografieren mit Infrarot
von Gerhard Isert, das Infrarotbuch mit der höchsten Auflage, 7. Tausend RM 1,40

VERTRIEB: G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem** waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 6160



gerissen. Aus diesem Trichter arbeitet sich ein formloses, weißes Gewürm, das ist Heinz, und sucht Mütze und Stöcke zusammen, die weit in der Gegend verstreut liegen. Darauf schultert er die gebrochenen Schlier und marschiert, ein verächtliches Lächeln für etwaige Schadenfrohe auf die Lippen, ins Tal oder zur nächsten Reparaturgelegenheit.

Das Gegenteil von Heinz ist Hans. Hansens eigentliches Element ist der Hüttenabend, den er aber nicht nützlich, sondern witzig-erzählend und fotzhobelnd verbringt. Auf der Tour steigt er, Felle an den Schiern, meist von einem Schihäselr begleitet, sehr langsam, aber auch sehr sicher zum Ziel. Einmal teilt er mit dem Schihäselr eine Orange; dann macht er wieder eine Aufnahme. Besonders liebt er folgendes Bild: ein Kreuz, im Schnee davor Wild- und Schispiuren, dahinter ein Kranz von winterlichen Bergipfeln. Es geht die Sage, er führe in seinem Rucksack immer ein solches Kreuz mit sich, um dieses stets wirksame Motiv in jeder Bergumrahmung knipsen zu können. Endlich ans Ziel gelangt, errichtet er an windgeschützter Stelle in der Sonne mit größter Umsicht eine Liegestatt, ein Dörrgestell aus Schiern und Stöcken. Darauf lagert er stundenlang und läßt sich, eine Pfeife rauchend, braten, bis er negerhaft braun ist. Daher sein Ruf als Hochtourent. Wenn die Pfeife aus ist, spielt er sich eins auf dem Fotzhobel, während — als angenehme Begleitung — der summe Spirituskocher eine Delikatess kocht.

Beim Abfahren schwört er auf Telemark, und wenn er in gleichmäßig wiegendem Rhythmus Bogen an Bogen reihen kann, ist er glücklich. Nach jedem Hang bleibt er stehen und überleht prüfend, ob das Mäandernament seiner Spur schön gelungen ist. Befriedigt es ihn nicht oder war der Schnee besonders gut, dann steigt er den Hang — grad extra — noch einmal hinauf, um bald darauf eine noch viel zierlicher Spur herunterzuliegen. Meine eigenen Neigungen — das muß ich gestehen — treffen sich mit denen meines Freundes Heinz. Als wir selbstdritt eine Schihütte bezogen, war infolgedessen das moralische Übergewicht stets auf der Seite der Schuß- und Rennfahrer, was schließlich zu einer tragischen Verwicklung führen sollte. Auf der Tour kam Hans nämlich nie aus dem Schnaufen und Schwitzen, da wir erbarmungslos weiterantraten, um ihn von seiner biedermeierlichen Art des Schilaufens abzubringen. Das hatte als einzigen Erfolg, daß Hans eines Morgens erklärte, er müsse auf der Hütte bleiben, er habe sich den Fuß verknackt. Da er sich willig der Aufgabe unterzog, bis zu unserem Eintreffen eine Suppe her-

zustellen, starteten wir ohne ihn, im innersten Herzen froh, einmal völlig ungestört unserer Rennpassion fröhnen zu können. Als wir bei unserer späten Rückkehr unseren genau berechneten „Hüttenchristiania“ rissen, war weder von Hans noch von einer Suppe etwas zu sehen. Sogar der Kochtopf fehlte. Wir erwogen schon eine Rettungsaktion, da ertönte vom Hüttdach her helles Mädchenlachen, in das sich das rauhere Organ Hansens mischte. Da ... auf einer aperen Dachstelle lagerten in der Abendsonne zwei Schihäselr — nette Käfer — zwischen ihnen Hans, der ihnen freigebig, wie er ist, die Suppe, unsere Suppe, aufgetischt hatte. Um seinen braunen Hals war meine neue Krawatte geschlungen, und seine nervige Rechte umklammerte Heinzens Wurst. Eben versprach er, die beiden Damen bei der Abfahrt zu begleiten, weil sie in der Dämmerung schlecht zu finden sei. Ich löste mich erst aus meiner Erstarrung, als Heinz mich schweigend mit finstern Gesichtsausdruck zu Hansens Schiern schob und den einen dick mit zäher Klisterschmiere zu bestreichen begann. Da begriff ich und brachte den zweiten durch Paraffin und durch Polieren auf höchste Gleitfähigkeit. Kaum hatten wir das erledigt und uns entfernt, als Hans mit einer Hast, die uns an ihm völlig neu war, seine Bretter packte, anschnallte und mit ungewöhnlichem Elan und mit einem Juhschrei über eine Wächte in den Hang sprang, den die beiden Huldinnen schon hinabgeglitten waren. Eine kurze Geradfahrt, dann setzte er mit dem Klisterschmiere zum Knalleffekt, zum Telemark, an. Ein Ruck, der Schi bleibt im tiefsten Pulver stecken, der andere gleitet weiter, Hans fliegt vornüber im Kopfsprung den Steilhang hinab, überschlägt sich in den possierlichsten Stellungen, während unser indianerhaftes Triumphgeschrei herunterschallt. Dazu trommeln wir wie besessen auf dem leeren Suppentopf und bewerfen den Kerl mit Schneeballen.

Nach einigen Minuten kam er — bei den Mädchen hatte er sich wegen Versagens der Bindung entschuldigt — und stieg, ohne auf unsere Frage, ob die Abfahrt schön gewesen sei, zu antworten, zum Schlafraum hinauf, der sich über der Stube befand. Wir brauten uns als Ersatz für die Suppe einen Grog. Hans fror anscheinend da droben und öffnete die Bodenklappe, die den Temperaturschutz schafft. Durch diese Luke zog der verheißungsvolle Duft des Punsch als Friedensbringer hinauf. Dem konnte Hans doch nicht widerstehen; er stieg, nun mit einem trockenen Hemd bekleidet, herunter, und über den Punschgläsern kam eine Versöhnung zustande.



In der Hütte



und vor der Hütte

Beide Aufn. O. Illauer

1937 / JUGEND Nr. 4 / 26. Januar 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. — Hauptschriftleiter: Gerhard Isert, Magdeburg. — Verantwortlich für die Bücher „JUGEND“: E. Homuth, Magdeburg, für die Anzeigen: Georg Posselt, München. — Verlag: Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Sudenburg. — Vertriebe: Otto Klemm Comm.-Geschäft, Leipzig C.T.; Salomonstr. 16. — Druck: Graphische Kunstanstalt W. Schütz (Pächter der Druckerei G. Hirth Verlag AG.), München. — Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa i. fa. Morawa & Co., Wien I, Wollteile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by Gerhard Isert Verlag, Magdeburg. — D.A. 4. Vj. 36: 5700. Pl. 2. — Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Magdeburg, Halberstädter Straße 78, zu richten. — Rücksendung erfolgt nur bei beigelegtem Porto.

DIE FOTO-„JUGEND“



Die Faschingsgruppe frisch und quicklebendig. Aufn. Agfa-Foto

ZUM FASCHING WIRD GEKNIPST!

Daß zum Fasching die Kamera gehört, ist heute eigentlich ganz selbstverständlich, so daß man darüber nicht erst lange Worte zu machen braucht. Wichtiger wird es, sich über die fotografische Meisterung des so quicklebendigen Treibens zu unterhalten, die doch nicht so ganz einfach ist.

Fasching spukt auf Straßen und Plätzen, in Gaststätten und Wirtschaften. Wir müssen also für Außen- und Innenaufnahmen gerüstet sein. Bei Außenaufnahmen klappt es am besten mit der Kleinkamera, höchstempfindlichem Film und $\frac{1}{100}$ Sekunde Belichtung. Länger soll man jedenfalls nicht exponieren, weil ja alles rasch bewegt zugeht und man selbst innerlich nicht so ruhig sein wird, wie etwa bei einer gemächlichen Landschaftsaufnahme.

Die Schärfeneinstellung wird in jedem Fall am ehesten durch Schätzen vorgenommen. Das mag auch für die Spiegelreflexe wichtig sein, weil durch langes Schrauben und Drehen die besten Momente entweichen und man sich dadurch doch nicht so vollends auf das eigentliche Motiv konzentrieren kann.

Man wird in jedem Falle versuchen, daß der Hintergrund möglichst ruhig ausfällt. Denn das Motiv an sich ist ja schon so bunt und lebendig, daß ein wirrer Hintergrund nicht zur Klarheit der Aufnahme beitragen kann. Wahl einer entsprechenden

Perspektive ist hier das einzige Mittel; Sicht von oben nach unten oder von unten nach oben hilft.

Die Beleuchtung ist wesentlich für eine Unterstützung der lebendigen Wirkung unserer Aufnahmen. Seitenlicht und Gegenlicht werden die geeignetsten Möglichkeiten sein, weil sie reiche Tonwerte bringen und gewisse Plastik geben.

Und immer möglichst dicht an die Motive heran. Nur keine Angst! Die Kamera gehört mitten in das bunte Treiben hinein. Und hier hält sie Ausschnitte fest, die ja viel mehr sagen, als wirre Ganzheit, die meist ein großes Durcheinander gibt. Man soll sich nicht zu sehr auf die Ausschnittvergrößerung verlassen. In vielen Fällen wird noch hinreichend genug zu streichen sein, damit der wirksame Ausschnitt richtig zur Geltung kommen kann.

Bei Innenaufnahmen wollen wir keine steifen Gruppen zusammenbauen, sondern ebenso wie im Freien nach lebendiger Darstellung streben. Dafür gibt es nur eine Möglichkeit: elektrisches Blitzlicht, das mit dem Kameraverschluß gekuppelt wird. Man stellt den Verschluß auf $\frac{1}{100}$ Sekunde und öffnet durch Auslösung den Verschluß und entzündet zugleich das Blitzlicht, indem ein Stromkreis geschlossen wird.

Selbstverständlich ist es, daß die Kamera

von vornherein schußfertig ist. Wer erst lange schraubt und einstellt, lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, und mit aller Ungezogenheit ist es vorbei. Wie ein richtiger Reporter heißt es da, durch den Saal gehen, die Augen aufmachen, beobachten, um dann im richtigen Moment unverzüglich zuzupacken.

Über die Motive selbst Anregungen geben, wäre verfehlt. Denn es müßte schon einer stockblind sein, wenn er selbst nichts finden würde, das für die Kamera geeignet wäre. Und so sagen wir heute „Gut-Knips!“ und wünschen allen unseren Faschingsfotografen glückliche Stunden mit „Ihr“, der Kamera!

Ein paar wichtige Neuheiten

Der neue Agfacolor-Farbenfilm ist inzwischen im Handel erschienen. Er wird zunächst geliefert als Kleinfilm und 16-mm-Schmalfilm. Eine Kleinfilmpatrone kostet einschließlich Entwicklung für 36 Aufnahmen RM. 3,60, bei Schmalfilm je nach Packung ein Meter um RM. 1,—.

Um die Rotlicht-Entwicklung panchromatischer Emulsionen wird in letzter Zeit viel Wesen gemacht. Kraseder brachte für panchromatische Kranz-Emulsionen neuerdings ein solches Filter heraus, das man kaum als einen Fortschritt betrachten kann. Das Licht ist dunkel und auf jeden Fall unangenehm als grüne Dunkelkammerbeleuchtung, mit der sich sehr gut auskommen läßt.

Wer in die Schweiz reist, darf höchstens 2 Rollfilme über die Grenze nehmen. Der in der Kamera befindliche Film rechnet dabei nicht mit.

Hauff-Unigen ist der neue Fixier-Entwickler, der gleichzeitig entwickelt und fixiert. Die Prüfung ergab ein sehr befriedigendes Bild — insbesondere auch, weil Entwicklungsfehler bei einigermaßen richtiger Belichtung nicht mehr vorkommen werden. Vor Gebrauch muß man die Gebrauchsanweisung gut durchlesen.

Hauff gibt neuerdings auch seinem Mikro-Entwickler eine Substanz mit, die Entwicklerflecke aus Stoffen beseitigt. Unbedingt ein willkommenes „Dienst am Kunden“!

„Artone“ heißt ein neues Kopierpapier mit samtartiger Oberfläche, das sehr zu empfehlen ist für solche Fotos, denen in ihrer Wirkung eine besondere Note gegeben werden soll. Das Papier stellt Verleger her.

Lieferung 4 der Exakta-Zeitschrift ist inzwischen erschienen und durch jede Buchhandlung oder vom Verlag der „Jugend“ zu beziehen.

BELICHTE RICHTIG

Vier wichtige Tabellen für 60 Pfennig von Josef Drausinger

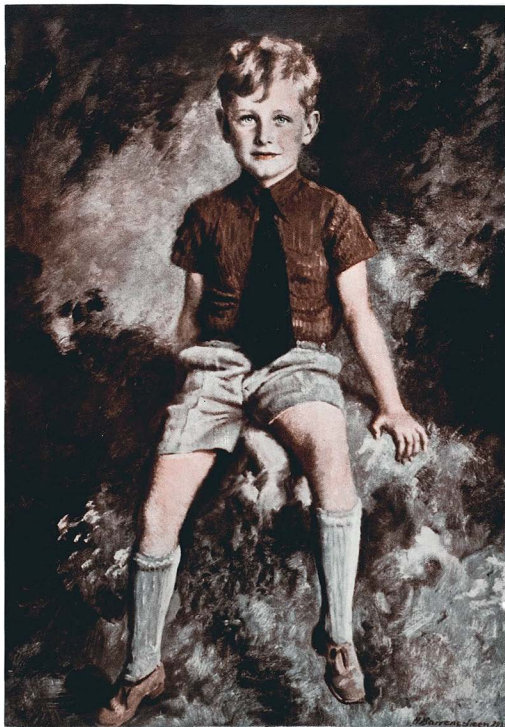
Im Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Südeng

Beteiligen Sie sich an der Foto-Preisfrage, die Sie in Heft 2/1937 der „JUGEND“ finden!

J U G E N D

NUMMER 5 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Knabenbildnis Norman Frank

H. Barrienscheen



Aufn. G. Isert

NEBEL

Allein steh' ich im Nebelgrau
Dicht hüllt es Tal und Berge ein. —
Gespensterhaft umgeistert es
Tennengeäst und Felsgestein.

Ganz eigen wird mir da zu Mut,
Mich hält der Nebel Tanz in Bann.
Hei, wie es huscht, fegt, jagt und hetzt
Durch das Gezweige dunk'ler Tann'.

Vom Sturm getrieben eilen fort
Die Nebelschwaden Schicht um Schicht.
Ächzt' es im Holz? — Stöhnt es im Wind? —
Ich sehne mich nach Licht, nach Licht.

Gertrud Isert

Jugend im gestalterischen Schaffen

Von Gerhard Isert

Jede Möglichkeit des gestalterischen Schaffens wird man in ihren methodischen Formen und didaktischen Gehalten von ihrer Aufgabe her verstehen müssen. Es gibt aber literarische und bildnerische Einzelgänger, die eigensüchtig nur für sich allein schaffen möchten und den Weg zum Anderen nicht finden können, weil sie ihr Tun verbergen wollen, um es zu behüten und zu beschützen. Auch sind Pan-Literaten anzutreffen, die formlos alles überschwemmen, die schreiben oder bilden, weil sie überall gesehen werden möchten und ihren Namen verzeichnet finden wollen.

Einzelgänger sind es, die dem Aufnehmenden in keiner Weise dienen. Wertvolle Schöpfungen bleiben verschlossen und unbekannt, während Massenerzeugung allerorts auftaucht. Beide Arbeitsformen gestalterischen Schaffens tragen eigensüchtige Merkmale, die ebenso wenig einer offenen und ehrlichen Betrachtung standhalten, wie allen Überbleibseln eine innere Berechtigung fehlt, die Drill, Gewöhnung und sinnlose Überlieferung zu überholten Formen und Richtungen werden ließen. Die gestalterische Form schöpferischen Gehalts aber wird geprägt durch die Zeit, aus der heraus sie entsteht und für die sie

bestimmt ist. Sie verliert dadurch nicht ihr persönliches Gepräge, das allein wir im Kunstwerk bejahen, sondern wird nur so ihrer Bedeutung gerecht, die sie als eine Sinngabe bestimmter Formen erscheinen läßt. Formen, um die sich eine zu schulende Gruppe schart, die solche Gruppe sich selbst schafft, denen sie nachlebt, die wahrhaft auszudrücken und fest zu fassen ihr aber nicht gelingt.

Wir wissen alle, daß die geistigen Ideale in den letzten Jahren sich vielgestaltig wandelten, und wir dürfen glücklich sein, daß auch sie endlich aus überkünstelter Verwicklung sich klärten. Solchen Bestrebungen wird jeder ehrliche Künstler zu folgen haben. Die Bewahrung aller damit verbundenen Erscheinungen allein sichert einen Stil, der nicht nur schlechthin unserer Zeit entspricht und überall verstanden wird, sondern auch die geistige Entwicklung voranbringt, aber nicht als Bremse irgendwo an schädlicher Stelle wirkt.

Diese mit allen solchen Dingen verbundene geistige Jugend gilt es zu bewahren. Nur durch Pionierarbeit auf allen Gebieten gestalterischen Schaffens gelingt dem schöpferischen Menschen ein förderndes Voranbringen. Geistige Frische wollen wir uns erhalten, um dem Aufnehmenden dienlich zu sein, ihn voranzubringen auf seinem Wege, organischer Teil volklicher Gemeinschaft zu werden.

Jugend im gestalterischen Schaffen heißt: aus der Jugend für die Jugend schaffen, die hier im Bereiche der Kunst über dem Einzelnen schwebt als ein von persönlichen Empfindungen gänzlich unabhängiges Ziel.

Den Weg zu solcher wahrhaften Jugend findet nicht jeder. Denn es kommt darauf an, daß sich der Gebende befreit von allen Überbleibseln vergangener Zeitalter und sich vertraut macht mit den Zielen und Aufgaben, die der Zeit, in der er lebt, entsprechen, oft aber ganz unabhängig sind von Zeiten, in denen er aufwuchs und seine geistigen Fähigkeiten schulte. Offene Augen und ein Wille zum Verstehen des Anderen sind nötig neben einem Empfinden für die Beweglichkeit innerer Strömungen und inneren Werdens. Denn die Zeit reißt alles mit, formt alles und fordert ein Angleichen von dem, der gibt und dessen Gaben nicht überflüssig und unverstanden bleiben sollen.

Es geht um bestimmte charakteristische Merkmale, die psychologisch gedeutet und verstanden sein wollen, und die wir in den gestalteten Werken des Schaffenden wiedersehen möchten, damit sie uns ganz nahestehen, uns den Geist der Gegenwart

nahebringen und uns über begriffliche Schwierigkeiten hinweg helfen, indem sie klären und ordnen. Es geht um die Erhaltung einer ewigen Jugend, deren stetige Bewahrung allein die pädagogische Aufgabe des Schaffenden zu Wirklichkeitsnähe bringt und das Verstehen zwischen Gebenden und Nehmenden ausmacht.

Welche Merkmale sind heute wohl beherrschender als Offenheit, Klarheit und Festigkeit? Frei von Schwallut und Schnörkeln, ungebunden an rückläufige Formen oder Formlosigkeiten tritt das Wesen, das innere Gefüge der Sache hervor und fordert gerade, aufrichtige und elementare Deutung. So gesehen und so geschaffen ist ein Vergleich einzelner Schöpfungen untereinander nur bei wirklichem inneren Zusammenhang zu befürworten, eine vergleichende Bewertung bei stofflicher Verschiedenheit aber abzulehnen. Dieses Ringen nach Aufrichtigkeit und Klarheit geht durch die gesamte deutsche Kunst als ein Ausdruck vom Wesen des neuen deutschen Menschen. Wir finden seine Merkmale in der Baukunst, wo sie notwendig durch die Zweckmäßigkeit gefordert werden; auch treffen wir sie in literarischen und bildnerischen Arbeiten. Doch wir finden sie noch längst nicht allgemein. Wir müssen wissen und immer mehr daran denken, daß schöpferische oder zum mindesten zum Gestalten befähigende Kräfte im ganzen Volke schlummern. Sie wirken sich bildnerisch und dichterisch und hier und da auch dramatisch aus. Und sie geben den gesuchten Ausgleich zur Arbeit des Erwerbs, eröffnen neue Ausblicke, sind Ausdruck für eine geistige Entwicklung und für ihre Richtung selbst. All dieses im Volk lebendige und für den Einzelnen als notwendiges Bestandteil des Ganzen wertvolle Schaffen wird gelenkt und geschult durch eine Schau, durch ein Vorbild, das in sich zu tragen hat all die geistigen Merkmale, die Träger ewiger Jugend sind.

Unsere Zeitschrift „Jugend“ schart um sich von jeher all diese Mittler, die geistiges Gut weitertragen zum Zweiten, Dritten — zum Ganzen. Und jeder, der sich dieser Aufgabe bewußt ist und sich ihr unterzieht, mag an sich selbst arbeiten, sich selbst formen, um ewige Jugend zu bewahren, um seinem Mitmenschen Werte zu geben, die in seine Welt gehören und ihn in eine geistige Verbindung bringen zum Ganzen, zur Gesamtheit seines Volkes. Dies entbindet den Einzelnen nicht seine Eigenart und sein Besonderes auszuprägen und auszuwirken. Die eigene Note im freien Schaffen wird gerade immer den Wert des Gebenden ausmachen, und sie wird umso wertvoller sein, je mehr sie in den Rahmen einer eng verbundenen Ganzheit fällt.



Weiden

Aufn. G. Isert

ZUM FILM „DIE JUGEND-SÜNDE“:



Elise Eisler und Georg Bauer

Aufn. Tobis-Roto

Rosl, oder das Profil einer Diva

Sie hieß Rosl und war sehr schön. Wenn sie im grünen Grase lag und gedankenvoll vor sich hinsah, schauten sich alle nach ihr um. Aber sie achtete nicht darauf.

Der lange Aufenthalt in der Bergeinsamkeit hatte ihre Gedanken nach innen gelenkt. Ihr Blick hatte etwas Ergreifendes. Geduld, Beschaulichkeit, Sanftmut lagen darin, und keiner war da, der angesichts dieses seelenvollen Ausdrucks auf unreine Gedanken gekommen wäre. Wer Rosl lange und konzentriert ansah, wurde ein besserer Mensch.

Aber da passierte eines Tages etwas Furchtbares:

Zu der Einsamkeit, die Rosl umgab wie ein Tempel ein Heiligtum, kam eine wilde Horde herauf. Sie entstieg mehreren heftig lärmenden Kraftwagen und war gerüstet mit Gerät, wie es Rosl noch nie erblickt hatte. Wie ein Hornissenschwarm kamen die plötzlichen Besucher.

Einer, der einen Augenschirm in die Stirn rückte und den die anderen anblickten, wie Soldaten ihren Feldherrn ansehen, blieb vor Rosl stehen. Sie erschaute vor diesem Blick. Aber sie verlor ihre stolze Ruhe

nicht, blieb liegen und wandte dann den schönen Kopf langsam ab. Der Mann mit dem Schirm aber ärgerte sich nicht, er geriet im Gegenteil in Entzücken. Das Profil Rosl's hatte es ihm angetan!

„Kochi!“ rief er und deutete auf Rosl, und der Mann, der jetzt näherkam, sah wirklich aus, als ob er die Rosl in einen Brühkessel stopfen könnte. Und dann winkte er seine Gehilfen heran, die ein auf drei dünnen Beinen stehendes Gerät näherschiebten und vor Rosl aufbauten. Da endlich wurde es ihr zuviel. Sie erhob sich langsam und mit betonter Geringschätzung und ging davon, stolz auf ihre Hinterfront. Die Euter schlugen dabei gravitatisch hin und her. Verzeihung! Warum soll eine Filmdiva keine Euter haben? Rosl, der es so überraschend beschieden war, gefilmt zu werden, hatte prachtvolle Euter. Die Milch aus diesen Naturbehältern war süß und schäumend, und das Quantum litt nicht unter der Qualität.

Als Rosl derart dem Stall zuschritt — sie ging nicht, o nein, sie schritt! — da war es für alle ihre Mitkühe und -ochsen wie ein Befehl. Auch sie erhoben sich und gingen. Bei der vorhersehenden Hitze war es ohnehin ihr gutes Recht, unruhig zu werden.

Jetzt, im Beisein so vieler unnützer Gäste, vergaßen sie es, daß die ruhige Heiterkeit und besonnene Gemütsart der Rindvieher auf der Wallbergalm im ganzen Tegenseegebiet sprichwörtlich war. Sie strebten ihrem Stall zu.

Die Sennerin kam und blieb vor Rosl stehen, und Rosl wiederum hielt vor der Sennerin an. Beide kannten sich gut und mochten sich leiden. Die Sennerin fuhr der Rosl über das Maul, und ihre Hand schmeckte nach Salz. Rosl hob den Kopf und den Schwanz. Salz! Das kam nicht oft auf ihre Zunge. Salz! Die fremden Männer hatten es hurtig verstreut, die ganze Alm schmeckte salzig. Und ein großes Schrecken begann.

Da rannten die Männer an ihr Gerät und drehten, rannten hier hin und dort hin und immer drehten sie und schluchteten dabei vor Vergnügen. Aber da war die Wiese mit einem Male abgeschleckt, radikal abgeschleckt, und nun gab es für Rosl und ihren Anhang kein Halten mehr. Jetzt konnte auch die Sennerin nichts mehr daran ändern. Wenn Kühe heimgehen, dann gehen sie eben heim.

Allen voran Rosl. Sie glich darin durchaus ihren menschlichen Kolleginnen: wenn

eine Filmdiva nicht will, kann sich der Regisseur auf den Kopf stellen. Mit dem Stolz von Königinnen schreiten sie davon, und damit punktum.

Man muß zugeben, daß Rosl einen Grund hatte. Was ging ihr der Anzengruberfilm „Die Jugendsünde“ an, was wußte sie von der Majestic und von der Tobis Rota? Ahnte sie, daß ihr Auftritt nur ein kleines Intermezzo blieb und daß die Kühe auf der Wallbergalm nur Komparsen waren, sie, die Rosl nicht ausgenommen? Ah, sie war also gar keine Diva, auf deren Profil es ankam?

Können wir ihr's verdenken, daß sie einen salzigen Geschmack im Munde hatte? Edelkomparsin! Einmal im Leben eine Großaufnahme, und dann wieder Schluß.

Am nächsten Morgen hatte Rosl alles wieder vergessen. Die Milch der frommen Denkungsart floß wieder ungestört in die Euter, süß und schäumend. Und die Leute von der Schultesbühne, die Hauptdarsteller des Films „Die Jugendsünde“, tranken sie zum Frühstück und lobten sie.

Miesbacher Dampfnudeln

In seinem lustigen Einakter „I. Klasse“ spöttelt Ludwig Thoma über die reichlichen Kartoffelmahlzeiten der „Preißer“. Der Berliner, der sich diesen Spott gefallen lassen muß, kannte Oberbayern nur wenig, sonst hätte er sofort Revanche nehmen können. Es gibt nämlich — und die Leute zwischen Tegernsee und Schliersee haben das Lied selbst auf ihrem Programm — einen humorvollen Kantus auf die „ewige Mahlzeit“ dieser Gegend:

Auf die Dampfnudel.
Im Miesbacher Bezirk, zu dem Tegernsee und Schliersee gehören, singen sie ein Spottlied, das so anhebt:

Dampfnud'In ham mir gestern g'habt,
Dampfnud'In ham mir heit',
Dampfnud'In ham mir alle Tag',
So lang oageiht',
Dampfnud'In in der Zwetschgenbrüh'
Oder mit Kraut,
So lang as no Dampfnud'In gibt,
Wird neig'haat.
Wie größer die Dampfnud'In san,
So größer die Freud',
Weil a große Dampfnud'Inud'l
Besser ausgeiht,
Weil a große Dampfnud'Inud'l
Besser ausgeiht.
Dampfnud'Inud'l, Dampfnud'Inud'l...

Der Refrain geht dann noch eine ganze Weile „Dampfnud'Inud'l“ und kann, wenn noch ein Atemzug Luft in der Kehle sitzt, mit einem Juchzer beendet werden. Was ist nun eine Dampfnudel?

Im Miesbacher Bezirk unterscheiden sie zwei Sorten, eine festliche und eine alltägliche. Die Dampfnudel vom Montag bis Samstag wird nach folgendem Rezept hergestellt:

Ein Hefenteig wird wacker durchgeknetet, mit Eiern und mit Zucker angesetzt, angehen lassen und dann rund geformt. Milch und Schmalz wird in einen eisernen Tiegel getan und der Teig hineingelegt. Der Ofen muß eine leichte Wärme haben. In dem luftdicht zugedeknten Tiegel entwickelt sich bald ein Dampf, der, weil er drin bleiben muß, die Nudel „hebt“. Die Dampfnudel ist fertig — oder sie ist verdorben. Wenn der richtige Augenblick



Zwei Szenen mit Max und Bertl Schultes

Aufn. Tobis-Rota



verpaßt ist, dann gibt es keine Dampfnud'Inud'l sondern „oan Tatschen“. Die festliche Dampfnudel ist eine „ausgezogene“, das heißt, sie ist von innen nach außen so gezogen, daß sie eine Wulst rings um die runde flache Masse bildet. Innen ist sie schön buttergelb, außen leicht gebräunt. Und solche Dampfnudeln gibt es zur Kirda, zur Kirchweih. Eine Kirdanud'l hat jede Dirn im zusammengeknöteten Sacktüch'l, wenn sie am Montag nach einem Fest ins nächste Dorf wandern muß. Unterwegs macht's dann Rast, vielleicht hinter einem Heumandl, wenn sonst kein Schattenspendler in der Nähe ist.

Und was ist, Kruzitürken, ein Heumandl? Ein Heumandl ist ein Aufbau Heu, das bei regnerischem Wetter auf dem Boden nicht recht trocken werden will und das deshalb auf einen Stiefl, einen Stiefler, einen Holzstab mit Armen, aufgeschichtet wird, so daß ein Mandl entsteht, eine Figur wie ein Mann. Oft stehen ganze Reihen solcher Heumandeln auf den abgemähnten Wiesen, ausgerichtet wie Soldaten auf dem Kasernenhof.

Hinter einem solchen Heumandl versteckt sich — in dem Tobis-Rota-Film „Die Jugendsünde“ — Else Elster. Sie ist die Horlecherlies, die ein Verhältnis mit dem

Wastl hat und die es nun so einzurichten weiß, daß der Wastl ahnungslos an das Heumandl herantritt, um das Heu abzunehmen und es über den Boden auszubreiten. In dem Augenblick fährt die Harlachlerlies herum: „Was ist denn das für ein Lackl? Net amal seine Nudl kann man in Ruh' essen!“

Derart verkehren in der Miesbacher Gegend die Liebesleut' miteinander! In der Wirklichkeit und im Film. Und dann sitzt Else Elster in einer Drehpause wirklich hinter einem Heumandl und verzehrt ihre Kirdanudl. Schmeckt's? Der Hunger „treibt's neil!“

Jaja, die Luft daheroben macht hungrig. Und weil sie hier allweil „vüüzvüü“ Hunger ham, deshalb gibts hier Dampfnudl'n heit' und morgen.

Mit und ohne Refraingesang

Eingeschnitten
Aufn. W. Schmitz



MÄRKISCHE ANEKDOTEN

Anatomie

In einer kleinen Dorfschule. Anlässlich einer naturkundlichen Anschauungsstunde kommt der Lehrer auf den Menschen zu sprechen und erwähnt in diesem Zusammenhange die weise und großzügige Haltung der Natur, die stets einen gütigen Ausgleich schaffe, wenn sie sich einmal nicht so großzügig verschenkt habe. Deshalb sei recht oft körperlich schwächlichen Geschöpfen ein treffender Witz und überraschende Schlagfertigkeit eigen. Nach diesem einleitenden Vortrag fordert er die Bauernkinder, Jungen und Mädchen, auf, ihm weitere Beispiele in dieser Richtung zu geben. Die blonden Köpfe versinken in stummer Nachdenklichkeit. Da meldet sich in einer der hinteren Bankreihen ein kleines Mädchen. „Na, Dörte?“

Die Kleine schluckt ängstlich. „Da Blinden, die haben deför een feiner Gefühl.“

„Hm, sehr schön. Wer weiß noch etwas. Überlegt mal. Hans, ja?“
„Uns Knecht Peter, dä heit een kurzet Been, deför is dat anner um so länger.“

Eine gute Entschuldigung

Bauer Rotenhahn saß wieder im Vorgarten des Kruges, paffte seinen Krüllschnitt in dem Langrohrgeschütz aus Weichselholz, daß die Umgehend meinen mußte, ein Krautfeuer qualme im Hofe, und betrachtete aus struppigen Brauen kritisch sein Bier. Einmal hätte es ja wohl durchgehen können, aber heute wurmte es ihn doch, denn es war nun schon der dritte Tag, an dem er die Beobachtung machte, und so leicht ließ sich ein märkischer Bauer die liebe tägliche Gewohnheit nicht vergären. Schließlich rief er den Wirt.

„Sag mal, Krüger, düsse trübe Brüh hier im Glas, schall dat Bier sund?“

Der Wirt hob das Glas prüfend gegen die Sonne und lächelte dann beschwichtigend: „Nä, Buer, dat Bier is nich trübe, dat Glas is man blos dreckig.“

Das Rätsel

Vorm Krug „Zum schmalen Giebel“, im schattigen Jasmingarten an grünem Tische, hocken Sonntagmittag Krischan Borg und Jan Kunze, die weitaus ältesten Bauern im Dorfe, die längst den Altersitz bezogen hatten, blinzeln in all das weißliche Licht und die tönende Ruhe, die feierlich durch das dämmrige Grün

fällt, und lauschen dem stolzen Gackern der Glucke im Hofe. Nach längerem Schweigen wendet sich Kunze von seinem schäumigen Tonkrug weg mit listigem Schmunzeln an Krischan, dem gerade über all der sonntäglichen Stille die Fensterladen zufallen wollen und sagt:

„Paß ens op, Krischan, et is schwarz, fliegt dörch de Luft un kraiht. Wat is dat?“

Der Angesprochene reibt die schläfrigen Augen und lächelt spitzbübisch. „Wat schall dat sünd, een Kraih (Krähe) is dat, Jan.“ Kunze macht ein maßlos enttäuschtes Gesicht und bewegt lautlos und schnappend die bartumgürteten Lippen. Trübsinnig starrt er in seinen Bierkrug. Nach einer Pause meint er: „Krischan, häh, du oller Schlaumeier kanntest et schon?“

Das Wunder

Der alte Hegemeister Kreihboom aus Krahnepuhl in der Mark, der trotz seiner 77 Herbstste noch immer sein strammes Dutzend Piepen Tabak am Tage versmökerte und mit jedem guten Tropfen auf du und du stand, worauf nicht zuletzt die rosige Weintraube mitten in seinem heiteren, bartumkranten Gesicht schließen ließ, kehrte eines Nachts spät nach einer feuchten Sitzung vom Stammeck beim Ortskrüger heim. Die Chaussee lag schwarz und tot und er hielt sich gerade noch mit Anstand und behelfs mehrjähriger Übung an seinem Handstock aufrecht; von der Grandezza, die er so oft großsprecherisch im Munde führte, war nichts mehr zu merken.

In erheblichem Zickack und gewissermaßen in Raten erreichte er schließlich den einsamen Hof. Die Pforte stand auf. So, nun nur leise, daß die Alte ihn jetzt gar hörte. Er klinkte an der Tür. Ei verflucht wo sind die Schlüssel. Endlich. In der Diele schlüpfte er aus den schweren Zugstiefeln; dabei hatte er das Pech, daß er sich ein wenig um die eigene Achse drehte und außer Kurs kam. Wo war nun das Zimmer? Er schob die Arme vor sich in das schwarze Nichts und tastete mit gestreckten Händen sachte vorwärts... Hier mußte ja wohl eigentlich — ah, verdamm! Polternd war er mit dem empfindsamsten Teil des Gesichts gegen die Kante der offenstehenden Tür gestoßen. Jäh war alle Angst vor der Alten einem schäumenden Ingrimme gewichen und sein Baß gellte wie der zänkische Brunnstschrei eines Zwölftenders durch das nachtsille Haus.

„Tjäh, zum Deubel, is denn de Nas länger as de Aerm?“



Insel Hiddensee

H. Kistler

Nietzsche und das Heiraten

Der vierundvierzigjährige Nietzsche schrieb im Januar 1888 während eines Aufenthaltes in Nizza an seine zu dieser Zeit fern in Paraguay lebende Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche in einem langen Briefe:

„Nun muß ich Dir aber ein kleines Erlebnis erzählen: als ich gestern meinen gewohnten Spaziergang machte, hörte ich plötzlich auf einem Nebenwege jemand sprechen und warm und herzlich lachen (es klang fast, als ob Du es wärest) und als dann der Jemand zum Verscheln kam, war es ein reizendes braunäugiges Mädchen, das mich sanft wie ein Reh anschaute.

Da wurde es mir einsamen armen Philosophen ganz warm ums Herz — ich gedachte Deiner Heiratspläne und konnte mich auf dem ganzen Spaziergange nicht von dem Gedanken an das liebe-liche junge Mädchen losreißen. Gewiß, es würde mir wohl-tun, etwas so holdes um mich herum zu haben — aber würde es ihr wohl-tun? Würden sie meine Ansichten nicht unglücklich machen? und würde es mir nicht das Herz brechen (vorausgesetzt, daß ich sie liebte) ein so liebliches Wesen leiden zu sehen?...

Aber Du denkst auch mehr an einen guten Kameraden. Meinst Du wirklich, daß eine solch Emanzipierte mit ihrer flötengegangenen Weiblichkeit ein guter Kamerad oder als Ehegattin überhaupt nur erträglich sein könnte? Du ver-gißt, daß ich trotz meiner schlechten Augen einen stark ent-wickelten Schönheitssinn habe, ganz abgesehen davon, daß mir solche verbitterten Frauenzimmer zuwider sind und mir die Laune und die ganze Atmosphäre verderben. Viel Geist bei einer Frau ist für mich immer noch sehr wenig, und meistens ist dieser sogenannte Geist, von dem sich nur oberflächliche Männer dүpien lassen, nichts als die lächerlichste Anmaßung.

Nichts ist ermüdender, als solch eine geistreiche Gans, die nicht einmal weiß, wie langweilig sie ist. Denke an Frau O., wobei ich aber zugeben muß, daß Fräulein X. ungleich ange-nehmer ist. Aber trotzdem Du glaubst, daß sie die Liebe ver-ändern würde, aber ich glaube nicht an irgend welche Verände-rung durch Liebe. Übrigens Du hast sie viele Jahre nicht gesehen, offenbar hat sie sich nach der häßlichen unweiblichen Seite hin entwickelt. Glaube mir, wenn Du sie jetzt sähest — der Gedan-ke an Liebe und Ehe würde Dir bei ihrem Anblick ebenso absurd erscheinen wie mir.

Glaube mir, für Menschen, wie ich bin, würde immer noch eine Heirat im Stil unseres Goethe das Beste sein, d. h. eine gute Haushälterin heiraten! Aber auch diese Vorstellung macht mich schauern! Nein, sicherlich, eine Frau fehlt mir nicht, eher schon eine junge lustige Tochter, für die ich ein Gegenstand der Ver-ehrung und Fürsorge wäre. Das Beste aber wäre, ich hätte mein gutes altes Lama (das war sein altes scherzhaftes Kosewort für seine Schwester) wieder. Eine Schwester ist für einen Philo-sophen eine sehr wohlthätige Einrichtung, vorzüglich, wenn sie heiter, tapfer und liebevoll ist (kein alter Sauertopf, wie die Schwester von Gottfried Keller!) — aber solche Wahrheiten erkennt man meistens erst, wenn es zu spät ist.

So, das war eine schöne Heiratsplauderei mit dem Lama. Mit vielen warmen Wünschen und Grüßen an Dich und Deinen Bernard.

F.“
So schrieb der große Denker in dem Jahr, in dem seine Schaffens- und Gestaltungskraft keine Grenzen hatte, da seine bedeutendsten Werke erschienen, als das erste Buch der „Um-wertung aller Werte“ vollendet wurde. Diesem innersten Erleben, dieser Übersteigerung seines Ichs folgten schon kaum ein Jahr später die ersten Anzeichen unaufhaltsamen Zusammenbruches seines übermenschlichen Geistes.

E. H.

Aber auch noch eure beste Liebe ist nur ein verzücktes Gleichnis und eine schmerzhaft Glut. Eine Fackel ist sie, die euch zu höheren Wegen leuchten soll. Über euch hinaus sollt ihr einst lieben! So lernt erst lieben! Und darum müßet ihr den bitteren Kelch eurer Liebe trinken. Bitternis ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Übermenschlichen, so macht sie Durst Dir, dem Schaffenden! Durst dem Schaffenden, Pfeil und Sehnsucht zum Übermenschlichen: sprich, mein Bruder, ist dies dein Wille zur Ehe?

Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe!

Friedrich Nietzsche

Frauen-Gedanken

Der Heimatliebe heiligstarkes Band,
als Kindesliebe hat es angefangen,
Wer seinem Vater innig anhangen,
der hängt auch treu an seinem Vaterland.

Frieda Schanz

Es bedarf Genie, um seine Zeit zu wecken —
Charakter, um sie dauernd umzuformen.

Ellen Key

Kultur sind Momente, wo volksverbundene und volksverhaftete Menschen in die Schöpferwerkstatt Gottes schauen dürfen.

Gertrud Scholz-Klinck

„Frauenschaftstagung-Reichsparteitag 1936“

Deutsches Handwerk — Deutsche Volkskunst



Blaudruck aus Niedersachsen, ein Weinkrug aus Schlesien und ein Wein aus der Pfalz — ein köstlicher Dreiklang!

„Jeder Handwerker gleicht ein wenig dem großen Schöpfer der Welt, wenn er aus der rohen Masse ein Ding erschafft, das vorher nicht da war und nachher den Menschen dient. Wer die Kunst liebt, muß vorher das Handwerk ehren; denn alle Kunst ist nichts anderes als ein Handwerken aus dem Geiste. Mit dem ersten Werke seiner Hand schied sich der Mensch vom Tiere, und mit dem letzten und höchsten Dinge seiner Hand, wenn Geist und Seele sie lenken, nähert er sich dem Schöpfer und dient Gott und den Menschen.“

Hermann Burte

KROKUS AM FENSTER

Noch keine Wolke, die schweifend ins Blaue rudert. Bräunliche Hecken, silbern bereift und bepudert, halten an Hängen im Wald den weißen Winterrest. Noch sind Blätter aus Eis an die Scheiben gepreßt, aber dahinter haben in diesen grauen Tagen Blumen wie Kinder die Augen aufgeschlagen. Lang war die Nacht. Nun konnten sie nicht mehr warten, wollten wach sein im schmalen Fenstergarten.

Ach, ihr zierlich Geäderten, bläulich Behauchten, die wie die Kinder so wenig zum Spielen brauchten — mattes Glas, das den Tropfen aus Gold verhüllt, tiefer, zärtlicher Kelch, heimlich mit Süße gefüllt — Bleibe mir mild und offen, schließe dich nicht: Aus deinem Becher trinke ich Lächeln und Hoffen und erstes Licht.

Lina Staab

Teppiche machen die Wohnung schön und warm

Die Behaglichkeit, die warme Wohnlichkeit eines Raumes, in dem ein schöner Teppich lag, haben wir alle schon empfunden. Ja — ein Teppich, schöne Fenstervorhänge und Gardinen — da braucht gar nicht mehr so sehr viel in den Raum hinein, um ihn als wohn-

lich zu empfinden. Und manchmal tut es schon eine Brücke in unserer Lesecke, vor der Couch, vor dem Kamin, um das Zimmer behaglicher, wohnlicher zu machen.

Es gibt ja heute so vielfältige Muster in Bouclé, Velours und Velvet, auch sind Teppiche nicht mehr so unerschwinglich teuer wie ehemals. Man findet sie in allen Mustern, in allen Farben und Farbönen, in herrlichem Braun, Blau, Grün und Rot. Immer sind sie passend zu unserem Raum, seiner Tapete, seinen Möbeln zu finden. Und sind wir selbst in der Wahl nicht so sicher, so beraten uns die Innenarchitekten der Fachgeschäfte aufs beste. Besonders edel, schön und haltbar — aber auch nicht minder kostbar sind die Teppiche des Orients. Bei ihnen verleihen die Farben und deren harmonische Zusammenstellungen in symbolischen Mustern einen ganz besonderen Reiz. Nie werden wir uns an diesen Teppichen übersehen. Sie sind immer — unbegrenzt schön. Der Anschaffungspreis für echte Orientalen ist freilich hoch, durch ihre lange Haltbarkeit und unverwundliche Schönheit machen sie sich aber bezahlt.

Jedoch — wir müssen ja nicht unbedingt einen echten Perser, einen echten Smyrna haben — bei der großen Auswahl an schönen deutschen Fabrikaten, die immer vielfältiger auf den Markt kommen. Da finden wir bald in jeder Preislage einen großen Teppich, der allen Ansprüchen genügt, für unser Wohnzimmer, eine schöne Umrandung für unser Schlafzimmer, eine farbenfrohe Vorlage fürs Kinderzimmer. Und gerade im Winter, in dem wir mehr als im Sommer in unseren Räumen wohnen, empfinden wir die wundervolle Wärme, die von unseren Teppichen ausgeht.

M. H.R.

Engros-Bestellung

Als die große Schauspielerin Sarah Bernhardt eine Gastspiel-Tournee durch Kalifornien antrat, wurde ihr Sam Davis, Redakteur vom „Carlson-Appeal“, als Pressemann beigegeben. Er schrieb auch für den „Examiner“ in San Francisco. Davis war ein entzückender Mensch. Die geniale Diva fand ihn so sympathisch, daß sie sich während der ganzen Tournee von niemand anderem interviewen lassen wollte. Alle Mitteilungen an die Presse besorgte er.

Es kam der Tag, wo der Salonwagen die große Frau wieder nach New-York zurückbringen sollte. Als die Lokomotive das Zeichen gab, legte die Diva ihre Arme um Davis' Schultern, küßte ihn auf jede Wange, und dann noch auf den Mund und sagte dabei:

„Die rechte Wange für den „Carlson-Appeal“, die linke Wange für den „Examiner“, und den Mund, mein Freund, für Sie selbst!“

„Madame!“ sagte Davis mit sichtlicher Ergreifung: „Ich vertrete auch noch die „Associated Press“, welche 380 Zeitungen westlich von Kansas bedient.“

Dicke Frauen machten Weltgeschichte

Wenn die schlanke Linie nun auch schon seit geraumer Zeit nicht mehr als das „Maß aller Dinge“ bei der Beurteilung der Frauenschönheit gilt, so überrascht es doch, daß die Mehrzahl jener Frauen, die in der Geschichte eine große Rolle gespielt haben, geradezu dick gewesen sein sollen.

So wird von der schönen Kleopatra, die jetzt wieder im Film ihren Siegeszug durch die ganze Welt ant, gesagt, daß sie im Widerspruch zur heutigen Darstellung auf der Leinwand, bereits eine Frau von vierzig Jahren war, als sie Marc Anton bezau-

berte, und daß man sie keinesfalls als zierlich und schlank bezeichnen kann.

Auch die berühmten Frauen der Mediceer, die in der italienischen und französischen Geschichte große Bedeutung erlangten, waren recht stattlich, wie wir aus ihren Bildnissen erkennen können. Vor allem Katharina von Medici, die das Blutbad der Bartholomäusnacht herbeiführte, war ebenso wie ihre berühmte Namensschwester auf dem Thron der russischen Zaren höchst umfangreich, und von der Königin Anna von England und ihrer Schwester, der Königin Marie, wurde ohne Umschweife gesagt, daß sie dick gewesen seien.

Auch die Königin Viktoria sah keinesfalls aus wie eine Engländerin von heute, und sowohl Lady Hamilton wie Madame Pompadour, deren Schönheit man rühmte, besaßen ein stattlicheres Äußere als die schlanken Filmschauspielerinnen, die sie im Verlauf der letzten Jahre dargestellt haben.

Der Urheberrechtsschutz für Modeschöpfungen.

Der Pariser Kassationshof, die oberste Berufungsinstanz der französischen Rechtsprechung, hat ein Urteil gefällt, das für alle Modefirmen von größter Bedeutung ist. Das Urteil bestätigt die früheren Entscheidungen unterer Instanzen, nach denen Entwürfe für Modemodelle die urheberrechtlichen Schutzmaßnahmen genießen, die nicht nur industriellen Erfindungen, sondern auch künstlerischen Schöpfungen zugesprochen werden. Der Urheberrechtsschutz ist damit für alle Modedesigns wesentlich ausgedehnt worden. Der Prozeß, der mit der Klage gegen die beiden bekannten Häuser Chanel und Madeline Vionnet begann, hatte 7½ Jahre gedauert. Der Ausgang, der ein vollkommener Sieg der Schneider ist, erschwert den bisher so eifrigen Modepiraten das Geschäft außerordentlich.



Aufn. H. Beck

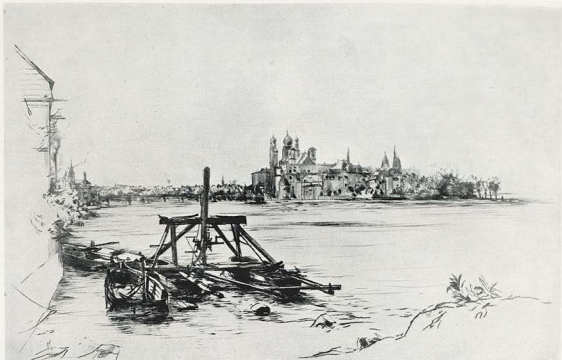
KINDERMUND

Fritzen

„Meinst du nicht auch, daß unser Fritzen mit seiner Trommel, die er zu Weihnachten bekommen hat, die Nachbarn stört?“
„Scheinbar ja! Schulzes von nebenan haben ihm schon ein Taschenmesser geschenkt!“

„Mutti, ist das Wasser im Fluß nach dem Regen noch nasser, als es vor dem Regen war?“

Fritzen kommt zum Kaufmann und verlangt ein Stück Seife.
„Soll es Waschseife oder Toilettenseife sein?“ fragt der Verkäufer.
Meint der Knirps: „Waschseife natürlich — auf der Toilette haben wir Papier!“



Passau

Max Mayerhofer

DER ROTE WÜRFEL

Von RUTH STORM

Auf der Dorfstraße spielten die Kinder mit Murneln. Sie hockten auf dem Boden umher, und wenn eine der bunten Kugeln das kleine Erdloch erreicht hatte, stießen sie ein anhaltendes Geheul aus.

Am Fenster der warmen Schankstube des Ortskretschams saß ein schweigsamer Mann, der dem Spiel der Kinder zusah und ihrer Begeisterung dankbar war. Er fühlte sich dank ihrer Nähe und Fröhlichkeit nicht so einsam, und ihre Unbekümmertheit in den Ausbrüchen der Freude machte seine Stirn frei von Sorgenfalten. Auch die tiefen scharfen Züge um den blassen Mund gingen in eine schmerzliche Weichheit über; niemand sah sie, denn der Wirt hatte sich mürrisch zurückgezogen, da der stille Gast immer noch vor dem ersten halbvollen Glas Bier saß.

Nun sank die Sonne über den hügeligen Wäldern in frühe Abendnebel, und Kühle wehte vom fernen Gebirgzug herüber, daß die Kinder allmählich auseinandergingen. Still und dämmerig wurde die breite Landstraße, die Spuren der Wagenräder wurden frosthart, und vor dem verlassenen Murreloch lag eine vergoldete Kugel, wie das verlassene Glück.

Als der Wirt mit einigen Waldarbeitern die Schankstube betrat, wandte sich der Fremde langsam dem Inneren des Raumes zu und leerte endlich den Rest seines Glases aus.

Die Männer erzählten von einem gewaltigen Windbruch oben in den Bergen, und der Älteste von ihnen berichtete mit lebhaften Bewegungen, daß der Fremde das Gefühl hatte, als schaue der Mann öfter prüfend zu ihm herüber, als müsse auch er in ihm den Entwurzelten sehen.

Unter diesen abschätzenden Blicken fühlte er seine Armut so schmerzhaft, daß er in die Tasche griff, um das Bier zu bezahlen. Doch wie sehr er auch in den Taschen suchte und Wellen der Scham glühend durch seinen Körper liefen, gelang es ihm nicht, selbst aus der geheimsten Falte ein Geldstück aufzutreiben. Nur ein kleiner Glückswürfel geriet aus tiefer Verstecktheit zwischen

seine Finger, und er warf den dunkelroten Kubus auf die frisch-gescheuerte Tischplatte, so daß er mit sechs weißen Augen vor ihm liegenblieb.

Je länger er auf den Würfel starrte, um so größer wurde er, um so bedeutender schien ihm die Zahl zu werden. Er vergaß seine Mittellosigkeit und den Zweck seiner Wanderschaft, seine Gedanken eilten zu einem frühlingwarmen Aschermittwoch zurück, an dem er als Knabe unter den staubigen Faschingsresten im Müllkasten eines herrschaftlichen Mietshauses den kleinen Würfel entdeckt hatte.

Dieser Fund bedeutete dem Jungen damals mehr als zehn Äpfel und ein ganzer Teller voll mit Wurstbrot. In unbeobachteten Augenblicken zog er ihn oftmals am Tage aus der Tasche und warf ihn beglückt im wechselnden Fall der Augenzahl von einer Handfläche in die andere. Später dachte er nicht mehr an den Würfel, obwohl er ihn in einer Art Gewohnheit bei sich trug. Jetzt aber hatte er ihn aus der Verborgenheit wieder hervor-gezaubert, und das Nachdenken über seinen Ursprung machte ihm das Blut warm, ja, er bat den Wirt um ein neues Glas Bier, ohne an die Unmöglichkeit der Bezahlung zu denken.

In diesem Augenblick betrat ein neuer Gast das Wirtshaus. Es war ein Fuhrmann aus der Umgegend, der sich mit einigen brennenden Schnäpsen für die Weiterfahrt in den frostkalten Abend rüsten wollte. Er nahm am Tisch des stillen Träumers Platz, und indem er ein paarmal neugierig auf den Kubus geschaut hatte, fragte er geradezu, was das für ein merkwürdiger roter Würfel sei.

Der stille Gast, der einen kleinen Mantel von Wichtigkeit um sich legen wollte, log, daß es ein Glückswürfel wäre. Zum Beispiel würde es ihm ohne weiteres gelingen, dreimal hintereinander die höchste Zahl zu werfen.

Sogleich forderte ihn der Fuhrmann auf, damit zu beginnen, und wenn seine Behauptung sich bewahrheiten würde, käme es ihm

nicht darauf an, die Zeche des Fremden zu begleichen. Er hatte die Worte laut in den Raum geschickt, und die Waldarbeiter mit dem dickbäuchigen Wirt kamen voller Neugierde zu ihnen herüber, um an dem Schauspiel teilzunehmen.

Dem Fremden wurde es etwas bänglich zumute, er schaute starr von einem zum anderen, machte auch einige Ansätze, um sich ihnen zu offenbaren; aber die Blicke des einen Mannes, der vorher von dem Windbruch so lebhaft berichtet hatte, waren so freundlich und vertrauensvoll auf ihn gerichtet, daß er herzhalt nach dem gereichten Lederbecher griff, den Würfel hineinwarf, das Gefäß kräftig schüttelte und mit einem kühnen Schwung ausschleuderte.

Der Kubus rollte eine ganze Strecke auf der Tischplatte dahin und blieb mit sechs weißen Punkten liegen, was eine Begeisterung bei den Männern hervorrief, so daß einige nahe daran waren, unter sich Wetten abzuschließen.

Der Fuhrmann aber ließ sich durch diesen Erfolg nicht irre machen, ergriff gleichmütig den Würfel und reichte ihn dem Besitzer zurück, dessen Herz bis in den Hals schlug. Und wenn der freundliche Waldarbeiter ihm nicht ermutigend zugewinkt hätte, würde er seine Prahlerei vielleicht noch preisgegeben haben. So aber griff er wiederum nach dem Becher, ließ den Würfel mehrmals darin tanzen und kippte dann das Gefäß um. Erst nach einigen spannenden Sekunden hob er vorsichtig den Lederbecher von dem Würfel... und er lag wiederum mit sechs weißen Augen vor ihm.

Einige Männer schlugen sich begeistert gegenseitig auf die Schultern. Der Fuhrmann drängte zum letzten Wurf. Alle schauten gespannt auf den fremden Menschen, aus dem alles Blut gewichen war. Mechanisch griff er nach dem Becher und holte fröstelnd zum letzten Wurf aus. Er sah noch den kleinen Würfel quer über den Tisch rollen, und obwohl sich einer der Arbeiter schützend an die Kante des Tisches stellte, sprang der rote Kubus an ihm vorbei auf den Boden.

Gelächter, Geschrei erhob sich zugleich von allen Seiten, selbst der Wirtshund kam bellend hinter dem Büffelt hervor und umklaffte die Menschen, die auf den Dielen herumsuchten, mit ihren Stöcken unter Stühle, Tische und Schränke fuhren, ohne den Würfel zu finden.

Nachdem eine Zeit mit erfolglosem Suchen vergangen war, meinte der älteste Waldarbeiter, daß die Behauptung des Fremden durchaus ernst zu nehmen sei und nur durch einen unglücklichen Zufall nicht zum Erfolg geführt habe, daher wäre er als Sieger anzusprechen.

Die Männer, die auf die Meinung des alten Gebirglers viel gaben, pflichteten dem bei, und da sich der Wirt in solch einem Falle der Stimme enthielt, war auch der Fuhrmann einverstanden. Er war ein gutmütiger Mensch und schon ein wenig in Sorge um seine durchschwitzten wartenden Pferde. Er zahlte daher auch den Anteil des Fremden und verabschiedete sich sogar mit einem freundlichen Händedruck von dem verdutzten Gast, der den glücklichen Ausgang noch gar nicht so recht begriff.

Nach und nach gingen auch die anderen Männer, nur der alte Waldarbeiter blieb als letzter zurück. Er hatte sich gemächlich eine Pfeife gestopft und lehnte nun schwer quälend am warmen Kachelofen, ohne ein Auge von dem unschlüssigen Fremden zu lassen.

Nach einer Weile ging er langsam auf ihn zu, beugte sich weit über den Tisch und fragte ihn, ob er sich auf Wanderschaft nach Arbeit befände. Der Mann bejahte es und meinte, daß er sich noch ein recht bescheidenes Nachtquartier suchen müßte. Er wollte noch etwas sagen, aber ein bitteres Lächeln verschloß seinen Mund, und er stand schwer seufzend auf, warf einen abgetragenen Militärmantel flüchtig über, ergriff einen selbst geschnittenen Stock und nahm sein kleines Bündel kärglicher Habe, um weiterzuziehen.

Der Waldarbeiter bot ihm seine Begleitung an, er habe noch einen fernen Weg bis zu seiner Hütte, sie könnten ein gutes Stück zusammengehen, wenn er zur böhmischen Grenze wolle. Dem Fremden war es recht, und so traten sie beide hinaus auf die Landstraße.

Sternenklar trat die Nacht über den fernen Bergketten hervor, die Reinheit der Luft trug die Geräusche weit ins Land hinein. Die beiden Männer gingen stumm nebeneinander her, aber je

weiter das Dorf hinter ihnen lag, und je mehr die dunklen Bergwäldungen an sie herantraten, um so freier schien ihr Sinn zu werden. Ja, der Alte blühte in einer Jugendlichkeit neben dem heimatlosen Wanderer auf, daß dieser durch das laise Pfeifen seines Begleiters in eine frohe Stimmung geriet, wie nie zuvor. Er vergaß seine Not, seine Arbeitslosigkeit und das unstete Wandertum.

Zwischen den Nadelbäumen leuchtete ein matter Schein auf, und der Alte sagte, daß sie an Ort und Stelle wären. Jetzt gäbe es erst etwas zu essen, und morgen könne er mit ihm in den Windbruch gehen, da sei an ihm die Aufgabe, Entwurzelte zurechtzulegen, ihnen eine neue segensreiche Bestimmung zu geben. Mit diesen Worten reichte er dem Fremden die Hand, und der kräftige Gegendruck bestätigte ihm, wie einverstanden der andere war.

Doch als sie die Hände lösten, fühlte der Wanderer einen kleinen viereckigen Gegenstand in seiner Rechten, und brennende Rote sprang in seine Wangen. Nun wurde die Tür der Hütte geöffnet, ein altes Mütterchen leuchtete ihnen mit der Laterne entgegen. Der Alte lächelte ihr zu und stapfte schnellen Schrittes voran, während der Fremdling immer noch sinnend stehenblieb; und in dem matten Laternenschein erkannte er seinen eigenen Glückswürfel wieder. Aber statt sechs Augen leuchtete ihm nur ein weißer Punkt entgegen, wie sein eigenes kleines einmaliges Ich, das in dem blutigen roten Auf und Ab des Lebens ein reiner klarer Kreis bleiben muß, um dem Ewigen gleich zu werden.

Er sah bewegt zu den Sternen auf, warf dann den kleinen Würfel mit einem freien Schwung in die Nacht hinein, hinunter in das schweigende Tal. Nur zweimal hörte er ein helles Aufklirren und Wiederabspringen, dann wurde alles ganz still, und er trat feierlich in die weit geöffnete Tür der Hütte.

Jeder Fotoamateur muß lesen:



Deine Kamera geht Geld verdienen

Das wertvolle Fotobuch mit 100 Adressen für den Bilderverkauf RM 0.75

Auf die Belichtung kommt es an

von Jos. Drausinger RM 1.10

VERTRIEB: G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Zeitschriften-Vertreter

zum Vertrieb bekannter und lohnender Hefte gesucht. Angebote unter J 216 an den Verlag der „Jugend“.

Vielleicht erstehen solche Leser wieder unter der Jugend

Aus dem Begleitschreiben bei Übersendung eines Buches an eine Freundin*)

— Sie lieben einen fröhlichen Gang durch Wald und Wiesen, über Berg und Tal. Die Natur ist nicht immer freundlich, aber sie ist doch immer — natürlich.

Ein erzählendes Buch lesen Sie gerne, wenn es Sie wie solch ein Gang in der freien Natur anmutet, — am liebsten, wenn Sie sogar unter grünen Bäumen lesen möchten. Aber auch in der engen Stube am trauten Winterabend oder an stillen Regentagen auf dem Lande nehmen Sie gerne einen Roman zur Hand, welcher Sie in gemütliche Stimmung versetzt und Ihnen zwischendurch ein behagliches Lächeln entlockt.

Sie suchten die Natur noch in der Kunst und vermögen sich noch an einer Sonate oder einem Quartett von Haydn oder Mozart herzinzu zu erquickern, wie nicht minder an einer Zeichnung von Schwind oder Richter.

Sie haben noch Sinn für eine Kunst, die mehr anregt als aufregt, für eine Kunst, die uns erwärmt, was doch etwas anderes ist, als wenn es einem fortwährend heiß und kalt wird. Ich freue mich, Ihren Geschmack zu teilen.

Sie lesen ruhig und langsam, mit Pausen, das Gelesene überdenkend.

Sie erfreuen sich darum an wohlgegliederten Büchern, deren kleine und große Abschnitte für sich ein künstlerisch gerundetes Ganze sind und doch zur Einheit sich verweben. Es ist angenehm, wenn man ein Buch leicht weglegen kann und ebenso leicht wieder dazu zurückkehrt.

Die geschlossene Form in der Sonate hat ihren Reiz für Sie noch nicht verloren. Auch der Roman hat — gleich der echten Novelle — seine Sonatenform.

Kurze Bücher, bei denen der Leser zuletzt bedauert, daß sie schon zu Ende, sind Ihnen angenehmer als lange, bei denen man sich quält, fertig zu werden.

Sie bewegen sich gerne in guter Gesellschaft, auch wenn Sie einen Roman lesen.

Sie rühmen es als ein besonderes Behagen, daß man sich bei einem fesselnden Roman einspinnen könne in die Zustände eines fremden Ortes, den wir nie besucht, und in den Verkehr mit Menschen, die wir nie gesehen haben, daß wir mit diesen vertraut werden, wie mit Freunden und zuletzt bedauern, wenn der Verkehr zu Ende ist. Heitere Bilder, die Ihnen das Sonntagsgesicht der Menschen zeigen, sagen ihnen mehr zu als Marterbilder, die uns all die Schlichkeit und Verkehrtheit grausam offenlegen. Man soll keinen Roman schreiben, den man vor seinen Kindern verstecken muß. So sagten Sie einmal. Darum braucht man doch noch lange keinen Roman für Kinder zu schreiben.

Ein gesunder Roman bei dessen Lektüre es dem Leser recht wohl von Herzen wird, dünkt Ihnen der zeitgemäße. Denn solcher Bücher haben wir nur wenige und brauchen ihrer viele.

Sie begehren nicht politische, soziale, religiöse, ästhetische und andere Tendenzen in einer erzählenden Dichtung. Sie fordern nur, daß eine inhaltreiche Geschichte, bei der man sich etwas denken kann, schön und gut erzählt werde. Sie sind noch jung; trotzdem weiß ich nicht, ob es selbst unter den alten Leuten noch viele gibt, die so köstlich und altmodisch lesen und beurteilen wie Sie. Vielleicht erstehen solche Leser wieder unter der Jugend.

In Betracht Ihrer seltenen und seltsamen Gedanken vom Bücherlesen wage ich es, Ihnen meinen neuen Roman zu übersenden, hoffend, daß Sie ihn — lesen werden, und nicht hinterdrein bereuen, ihn gelesen zu haben.

Leo Weismantel: „Dill Riemenschneider. Der Roman seines Lebens.“ Mit einem Titelbild. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, 1936. 304 Seiten. In Leinen 4,20 RM.

Lange genug hatte man den großen Würzburger Bildschnitzer vergessen — kaum daß man sich noch seines Namens erinnerte. Beginn man doch erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts das in das Dunkel dieses versunkenen Lebens, dessen Werke noch heute herrlich leuchten, einzudringen. Liebevoll ist der fränkische

Dichter allen Spuren nachgegangen, die seitdem nur in spärlichen Urkunden aufgefunden wurden. Wir besitzen weder Aufzeichnungen von seinen Zeitgenossen, noch sind uns Niederschriften von seiner eigenen Hand überliefert. Nun wissen wir, daß Riemenschneider einer der ersten deutschen Meister gewesen ist, die ihre Werke nach lebenden Vorbildern geschaffen haben. Seine Wandlung zu neuer Kunstauflassung erleben wir wie ein zartes Wunder durch die reine Gewalt der Sprache in einem Kernstück dieses Buches. Es ist Weismantel gelungen, den Roman dieses Lebens voller Mühe und Arbeit, voll häuslicher Trübsal neben Art, Ehre und künstlerischem Erfolg, das in Undank und düsterer Tragik endete, das an dem Zwiespal zwischen innerlichem Künstlerschaffen und politischer Führeraufgabe zerbrach, glaubhaft und wahrscheinlich zu gestalten. Eingebettet in das oft düstere Geschehen seiner Zeit strahlt Dill Riemenschneiders Stern hell in diesem visionären Buche wieder auf. Wir erfahren beglückend, daß wahre und große Kunst nicht für den Augenblick geschaffen wird, daß sie und der sie schuf wohl in Vergessenheit geraten konnten, aber vierhundert Jahre später aus starker dichterischer Kraft das Bild seines Lebens wieder vollendet wird. Leo Weismantel hat mit seinem neuen Werke eine alte deutsche Schuld getilgt. Erich Homuth

Leo Weismantel:

Wie Dill Riemenschneider seine „Eva“ nach dem Leben schuf.

An einem dieser Tage, da Meister Dill hinweggegangen war, führte seine Frau Anna die Magd-Lene hinunter in die Werkstatt und zeigte ihr dort ein Bildnis aus Stein.

Es war ein Jüngling. Da stand er nackten Leibes von wunderbarer Reinheit. In ihm war keine Sünde, — kein Fehl. Das Mädchen erschauerte, wie ihre Blicke diesen Leib betrachteten.

„Dieses Bild soll an der Südpforte der Marienkapelle stehen, der Rat hat es ihm aufgetragen“, sagte Frau Anna. „Sieh, er hat einen jungen Adam geschaffen; derweilen sonst an den Kirchen Adam als ein greiser Mann steht mit einem Bart, wolt Dill einen jungen schaffen, noch eh' die Sünde ihn in seiner Schönheit hätt' zerstört.“

Sie haben im Rat lange beraten, ob Meister Dill dies dürfe“, sagte Frau Anna lächelnd. „Ist einmal einer gekommen und hat dieses Bild gesehen und ist in den Rat gelaufen und hat die Herren vom Rat durcheinander gebracht, Dill schüfe einen Adam ohne Bart und es müßt einer sein mit Bart, — ein alter. Da sind etliche Ratsherren gekommen und haben das Bild angesehen, und dann haben sie im Rat einen Beschluß gefaßt und es auch in eine Urkunde geschrieben und besiegelt, daß es dem Meister Dill sollt' gestattet sein, einen jungen Adam und ohne Bart zu schaffen.“

Über Magd-Lenes Gesicht huschte ein Lächeln.

„Und nun such“, fuhr Frau Anna fort, „Meister Dill ein Mädchen, das er als Eva schaffen könne, doch ein schönes und reines Geschöpf, Magd-Lene!“

Sie sprach so sonderbar, da horchte Magd-Lene auf und sah der Frau ins Gesicht.

„Er meint, der Dill, er wüßt kein Mädchen, dem Gott einen so schönen Leib gegeben hätte als dir, — Magd-Lene.“

Die schlug die Augen nieder.

„Und ich weiß“, redete Frau Anna weiter, „er wünschte dich zu sehen, so wie du stündest als Eva nackten Leibs an der Pforte der Marienkapelle.“

Sie schwieg — und wartend lag ihr Blick auf Magd-Lene. Da blickte das Mädchen zu ihr auf und nickte. Frau Anna griff ihre Hand und zog sie an sich.

„Willst du? Sieh, ich bin alt, ich kann ihm nur die Kerze halten, daß er's vollende, aber von dir muß er die Kraft haben.“

Da legte Magd-Lene sanft ihren Kopf Frau Anna an die Brust.

„Oh wie Ihr mir vertraut!“

Und Frau Anna nahm Magd-Lene in den Arm und führte sie empor zur Kammer.

Es war am andern Tag ein Sonntag, und Frau Anna hatte die alte Magd mit den Kindern fortgeschickt und ihrem Eheherrn, Meister Dill, gesagt, es käme noch Besuch, dann wollten sie zusammen hinaus in den Wald. Wer denn noch komme, fragte Meister Dill. Er solle sich nur gedulden, sagte Frau Anna und lächelte.

Es war ein Schmerz in diesem Lächeln und zugleich sieghafte Freude. Dill sah es wohl, doch verstand er es nicht.

*) Aus dem Roman „Ein ganzer Mann“ von W. H. Riehl (1897), erschienen bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

So ging er zu der Stunde, da Frau Anna ihn hinwegschickte, in die Werkstatt und wartete. Er kramte in seinen Bildern und Plänen.

Er hörte einmal die Tür oben gehen, da kam Magd-Lene und brachte Margarethe Rappold mit. Sie gingen in Frau Annens Kammer, und als sie hervorkamen, war Magd-Lene mit einem großen Tuch umhüllt.

Sie gingen die halbdunkle Stiege hinab, Frau Anna ging voran. „Kommi!“ sagte Magd-Lene zu Margarethe Rappold. Doch die blieb scheu zurück. Es lag eine seltsam verschwiegene Stille im ganzen Haus.

Bei Meister Dill lag vom Hof her die Sonne auf dem Tisch. Es war, als hielte die Welt den Atem an. Da hörte Dill ein leises Knacken und drehte sich um.

Frau Anna hatte die Tür geöffnet.

„Ich bring dir etwas, Dill. — Kommi!“ sagte sie zurück ins Dunkel, und Dill sah erstaunt, da kam mit zagen Blicken Magd-Lene. Und wie sie etliche Schritte gegangen war, blieb sie stehen und löste den Blick von Meister Dill, sah vor sich hin ins Wesenlose.

Frau Anna trat zu ihr hin und nahm das Tuch von ihren Schultern und zeigte Meister Dill Magd-Lenens Leib.

Einen Augenblick wollte Dill emporspringen voll Überraschung, dann drückte er sich selbst zurück auf seinen Stuhl, sah unverwandt über den Tisch, auf dem die Blätter lagen, hinüber zu diesem wundersamen, knospenden, jugendlichen Frauenleib.

Der linke Fuß stand leise vor, als wollte er noch einen Schritt hingehen zum Meister und zög' sich zögernd dann wiederum zurück.

Die rechte Hand hatte Magd-Lene empor zu ihrer Brust geschoben, als wolle sie die Knospen ihrer Brüste bedecken, doch schob sie die Hand wieder hinweg.

Die linke aber wollte den Zipfel fassen jenes Tuches, das sie verhüllt hatte, als wolle sie es halten und der Entschleierung sich versagen.

So stand sie, und sein Blick glitt über ihren Leib und sah das Pochen ihres Herzens. Sein Blick glitt über ihr Antlitz hin, über ihre Augen, die fort schauten, ganz weit fort.

Sie war zum Bilde geworden, sie war nicht hier, sie war dort an der Pforte der Marienkapelle, wo sie in Stein gehauen stehen sollte.

Sie war über alle Zeit erhoben, und sein Blick glitt von diesem Gesicht nieder zu den knospenhaften Brüsten, — nieder zu den Hüften, — zu den schlanken Beinen, die wie Säulen aus Eichenholz standen, und da gewahrte er, wie der Leib zu zittern begann. So trank er ihn ein, und dann schloß er die Augen und ließ das Haupt auf seinen Arm fallen, als habe er das Gesicht empfangen und berge es in sich, wie ein Acker das Korn.

Frau Anna legte das schützende Tuch über Magd-Lenens Schulter und führte sie hinweg.

Sie waren fortgegangen, die drei Frauen, und hatten Dill allein gelassen. Nur Frau Anna hatte ihm durch die Tür noch zugerufen, wenn er sie suche, sie gingen in den Weingarten zum Steinberg. Es war schon gegen Abend als er kam. Und da sie sich begegneten, lag ein glückliches Lächeln über ihren Gesichtern. Von dem Wunder, das ihnen geschehen war, sprachen sie nicht, sie wußten darum und trugen es in ihren Herzen.

Über das andere Jahr gegen den Herbst wurden die beiden Bildnisse Adams und Evas an der Südpforte der Marienkapelle aufgestellt, und das Volk kam herbei, die neuen Bildnisse zu sehen, Adam den Jüngling, und Eva, die Mutter der Menschen, noch wie eine Jungfrau. — — —

Das Volk kam und schaute scheu dort hinauf. Jene aber, die sich kundig dünkten, rühmten die Bildnisse und sagten, nie habe eines Künstlers Hand den Leib des Mannes und des Weibes, wie er, der Wunder und der Keime des künftigen Geschlechtes, der Schönheit voll, aus Gottes Hand hervorgegangen sei, so wunderbar zu gestalten und nochmals wie eine Offenbarung vor das Volk hinzustellen vermocht, wie es hier Meister Dill getan.

Aus: Leo Weismantel, „Dill Riemenschneider“. Verlag Herder, Freiburg/B. 1956.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.50

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verleger, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Franz Fritz: Humor in Versen

Ein Vortragstuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimerlein werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10





Waldandacht

Carl Spitzweg

DAS LOCH IM KLEINEN HOFKONZERT

Von HANS REIMANN

„Das kleine Hofkonzert“ ist ein Lustspiel aus den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, geschrieben von Anton Impekoven und Paul Verhoeven. Mit entzückender Musik von Edmund Nick. Die Uraufführung stieg 1935 an einer süddeutschen Bühne. Dann wurde das Stück dreimal wöchentlich wiederholt, und von einer

dieser Wiederholungen handelt mein wahrheitsgetreuer Bericht. Das dritte Bild sieht folgendermaßen aus: Marktplatz einer kleinen Residenz, links der Stammisch (der warmen Witterung halber unter freiem Himmel, im geblättranten Gärten des „Silbernen Mondes“), im Hintergrund ein Brunnen, rechts die Apotheke

Zur Nachahmung empfohlen

Ein Zahnarzt schrieb an eine Patientin, die vergessen hatte, ihre Rechnung zu bezahlen: „Sehr geehrte Frau Schulze! Wenn Sie das Gebiß, das Sie von mir bekommen haben, nicht in nächster Zeit bezahlen, so sehe ich mich leider genötigt, folgende Anzeige in der hiesigen Zeitung erscheinen zu lassen: Ausgezeichnete Reihe falscher Zähne zu verkaufen! Jederzeit zu besichtigen bei Frau Schulze, Lange Str. 16.“ Die Rechnung wurde am nächsten Tage bezahlt.

Seltenes Glück

Ein alter Ehejubililar berichtete einem Zeitungsreporter: „Ein einziges Mal nur war meine Frau einer Meinung mit mir.“

„Bitte, erzählen Sie doch.“

„Das liegt aber schon sehr lange Zeit zurück. Es müssen wohl dreißig Jahre her sein, da brannte es in unserer früheren Wohnung und meine Frau wollte zugleich mit mir die Feuerleiter runter.“

Er hält sein Wort

„Hält denn Ihr Gatte alles das, was er Ihnen versprochen hat, als Sie noch Brautleute waren?“ wird eine Frau von einer anderen gefragt.

„Er hält sein Wort. Damals sagte er immer, er wäre nicht gut genug für mich, und das beweist er mir jetzt gründlich.“

An sich großartig

Müller saß beim Friseur.

Haarschneiden, Kopfwaschen.

„Wünschen Sie Alkohol?“ fragt der Friseur.

Müller nickt: „Gern! Ein großes Glas.“

Keine Befürchtung!

„Unser Kurtchen hat ein Fünfundmarkstück verschluckt und muß operiert werden. Glauben sie wohl, daß man Dr. Jung Vertrauen schenken kann?“

„Und ob! Dr. Jung kenne ich. Der ist vollkommen ehrlich.“

Langt nicht

„Wie steht es denn mit deiner beabsichtigten Verlobung?“ wurde der schüchterne junge Mann von einem Freunde befragt.

„Ach Gott, ich wage immer nicht, meinen Antrag vorzubringen.“

„Ermutigt sie dich denn gar nicht?“

„Doch, sie bietet mir jedesmal einen Kognak an, aber weiß der Kuckuck, einer ist nicht genug.“

Kunststück!

„Ich habe ein Ballettmädchen gekannt, das es fertig gebracht hat, daß der Mann, den sie heiratete, nach einem Jahr eine Million besaß.“

„Merkwürdig. Was besaß er denn vorher?“

„Viele Millionen.“

Am Stammtisch sitzen der Bürgermeister und der Apotheker. Hinzu tritt der Wirt und stellt einen gestern angekommenen Gast vor, den Kommissionsrat Zunder aus Meissen, einen Krakeler, der sich beim Obersten von Flumms beschwerten will. Zunder hockt sich zu den zwei Herren und schimpft auf die trostlosen Zustände, die in der Residenz herrschen. Vor allem ereifert er sich über ein Frauenzimmer, das die gleiche Extrapost benutzt hat wie er und vom diensttuenden Offizier in geradezu empörender Weise bevorzugt wurde.

Der Offizier, ein junger Leutnant namens Anegg, hat in Begleitung des Kammerherrn die Szene betreten, schnappt Zunders letztes Wort auf und stellt den giftigen Kommissionsrat zur Rede. Der Dialog lautet:

Anegg: „Sprechen Sie von Mademoiselle Holm?“

Zunder: „Wenn Sie damit das Frauenzimmer meinen, dem Sie von Ihren Soldaten die Koffer ins Quartier tragen ließen, so haben Sie es erraten.“

Anegg: „Ein Lump, wer eine wehrlose Dame beschimpft!“

Zunder: „Feine Dame, das, die nicht einmal ihren Vater kennt.“

Anegg: „Attention, mein Herr! Mademoiselle steht unter meinem Schutz.“

Zunder: „Das habe ich längst bemerkt.“

Kammerherr: „Frechheit!“

Bürgermeister: „Meine Herren, vergessen sie nicht, wo wir sind! Herr Leutnant, diese Szene kann Sie Ihren Degen kosten.“

Anegg: „Ich erinnere mich nur an meine Pflicht.“

Bürgermeister: „Ihr Verhalten diesem Herrn gegenüber war unkorrekt. Und ich finde es sehr merkwürdig, daß Sie eine Dame verteidigen, die offensichtlich das Ansehen der Residenz herabsetzt.“

Anegg: „Zur Sache, entschuldigen Sie sich!“

Zunder: „Fällt mir nicht ein!“

Anegg: „Zum letzten Male — — —!“

Kammerherr: „Stop, Walter, nicht so hitzig!“

Anegg: „Genugtuung, oder es setzt Ohrfeigen!“

Bürgermeister: „Herr Leutnant!“

Apotheker: „Das ist stark.“

Zunder: „Mit welchem Recht spielen Sie sich hier auf?!“

Anegg (zum Degen greifend): „Treiben Sie es nicht zu weit!“

Zunder: „Sie greifen mich an... Meine Herren, bitte!“

Apotheker: „Ich muß es bezeugen.“

Bürgermeister: „Herr Leutnant, Ihr Verhalten ist beispelloos.“

„Beispelloos“ ist das Stichwort für den Obersten, der in diesem Augenblick, kurz vor dem Fallen des Vorhanges, auftritt und, wie man so sagt, die Bombe zum Platzen bringt. Er stelzt in Bühnenmitte und schnarrt: „Was gibt’s?“

Aber er stelzte nicht, er schnarrte nicht, er trat gar nicht auf. An diesem Abend wenigstens war es so.

Und es entstand ein Loch.

Zunächst wiederholte der Bürgermeister seinen Satz und fand das Verhalten des Leutnants beispelloos, im allerhöchsten Grade beispelloos.

Dann war er mit seiner Weisheit zu Ende.

Die übrigen fanden das Verhalten des Leutnants weit weniger beispelloos als das Verhalten des Obersten, aber sie trompeteten es nicht in alle Winde, sondern waren ratlos wie Schiffbrüchige auf dem weiten Ozean.

Als erster faßte sich der Kammerherr, der Schleumeier. Er stürzte davon und schrie mit ungeheurer Stimmenaufwand, er wolle nachsehen, wo der Oberst bleibe. Er schlug zwei Fliegen mit einer Klappe: Indem er den von Gefahren strotzenden Schauplatz verließ, hatte er hinter der Bühne genügend Bewegungsfreiheit, den verschollenen Obersten aufzutreiben.

Es stand nunmehr im Rampenlicht ein Häuflein von fünf aufrechten Schauspielern, die sich blitzgeschwind darüber ins Klare gekommen waren, daß das Wohl und Wehe der Aufführung ganz allein von ihnen abhängt, und so begannen sie, von einer jähigen Bangnis gepackt, wild draufloszuimprovisieren. Zunder brüllte dem Leutnant ins Gesicht, daß er den Saustall nicht länger mitmache. Daraufhin erbot sich der Leutnant, er könne einen solchen Affront nicht auf sich sitzen lassen, sondern werde es dem

Fürsten melden. Zunder, immer mehr in echte Wille geratend, schrie, er gehe bis zum Geistesgericht, und der Fürst könne ihn kreuzweise gernhaben. Beistandendehischend wendete sich der Leutnant an den Bürgermeister. Der aber, ein korpulenter Mann, trippelte unablässig unter den Geisblättern herum und keuchte: „Jetzt bin ich seit sechszwanzig Jahren bei diesem Beruf, aber so etwas hat die Welt noch nicht erlebt!“ Die Souffleuse schwitzte Stecknadelkuppen. Der Wirt leistete dem Leutnant Beistand, indem er treuerzueig versicherte, er werde den unverschämten Gast noch heute an die Luft setzen. Alsdann warf sich der Apotheker, um auch seinerseits ein Scherflein beizutragen, mit großer Wucht auf den dicken Bürgermeister und beleidigte ihn dadurch aus Gröblichkeit, daß er einen mehrfach wiederholten Garderobenzwist zum Austrag brachte, der darin verankert war, daß der Bürgermeister die in jeder Pause fällige Torkelpartie zwischen Apotheker, Kammerherrn und Leutnant in tückischer Weise zu stören pflegte. Der seit Wochen aufgespeicherte private Groll brach hemmungslos aus dem Apotheker heraus, und nicht dem Bürgermeister blieb die Luft weg, sondern Herrn Behrens, der ihn spielte. Leutnant, Wirt und Zunder bildeten im Nu eine geschlossene Front und erstickten mit knapper Not ein drohendes Handgemenge.

Noch immer keine Spur von Oberst Flumms!

Volle drei Minuten waren verstrichen. Der Inspektor schoß wie ein wahnsinnig gewordenes Huhn hinter den Kulissen umher und raulte sich die Glatze.

In Bühnenwerken läuft der Hühner anders als im Leben. Wenn Nestroy den Kniern, den Zwirn und den Leim schlafen gehn, angenehm träumen und nach Verlauf einer kompletten Nacht wieder erwachen läßt, so vollzieht sich das in drei Minuten. Im allgemeinen ist dies keine lange Zeit. In einem durchlochten Theaterstück dehnen sich drei Minuten zur Ewigkeit.

Zwischen Apotheker und Bürgermeister war eine Versöhnung erzielt worden, die auf Verdacht schwimmenden Schauspielern verbrüdeten sich in sinnloser Weise und gelobten einander ewige Treue bis übers Grab hinaus. Denn nun war ihnen alles einmütig, und jeder einzelne schwätzte drauflos. Die Hauptsache war, daß innerhalb des Loches keine neuen Löcher entstanden. Die Souffleuse schielte vor Verwunderung, hatte die Hände gefaltet und betete zum Himmel. Da stürzte der Kammerherr auf die Bühne, putterot, den gezogenen Säbel schwingend und krähte: „Er kommt, er kommt!“ während Bürgermeister, Leutnant, Apotheker, Wirt und Zunder, ehrlich erleichtert, ein „Na endlich!“ oder „Gott sei Dank!“ stammelten, fühlte sich der Kammerherr bemüht dem Publikum eine einigermaßen glaubwürdige Lüge zu versetzen und fuhr, übermütig geworden, fort: „Der Herr Oberst ist vom Pferde gestürzt und mußte erst Umschlänge machen!“ Da endlich trat der Oberst auf — eilig und forsch. Als er von seinem Unfall erfuhr, entartete er flugs zur humpelnden Ruine.

„Was gibt’s?“ schnarrte er.

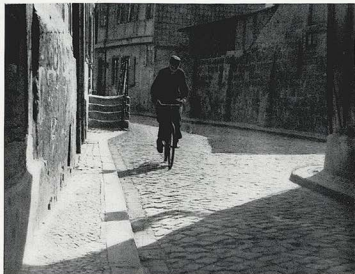
Der Bürgermeister hatte die Geistesgegenwart, das Verhalten des Leutnants von Anegg abermals beispelloos zu finden, die Souffleuse gewann den Verstand wieder, die Schauspieler krochen zurück in ihre Rolle, der Dialog ging weiter, der Vorhang fiel ordnungsgemäß, die Leute klatschten.

Hinterm Vorhang sanken sich aufgelöste Gestalten um den Hals. Jeder einzelne hatte einem Theaterskandal ins Auge geschaut. Dann ging die Fragerlei los, und alle begeherten zu wissen, wieso sich dieses unglaubliche Vorkommnis ereignen konnte.

Sehr einfach. Das zweite Bild hatte sich als lang erwiesen und war gestern durch den Dramaturgen gestrichen worden. Sämtliche Mitwirkende wurden benachrichtigt. Nur den zu den Außenaufnahmen eines Filmes beurlaubten Darsteller des Obersten hatte man vergessen. Als sein Stichwort fiel, daß er, geschminkt und zu zwei Dritteln verkleidet, in einer dem Bühneneingang gegenüberliegenden Wirtschaft und vertilgte Schweinswürst mit Kraut.

Kein Mensch im Publikum hat irgend etwas bemerkt. Im Gegenteil. Die Szene war als besonders echt und lebendig empfunden worden.

DIE FOTO-„JUGEND“



Im Lichtfleck

Exakta, $\frac{1}{1000}$ Sek., Blende 5,6, Peromnialfilm
Aufn. Gerh. Isert

Im Lichtfleck

Unternehmen wir einmal, wenn die Sonne draußen vom blauen Himmel leuchtet, einen Spaziergang durch die Straßen. Auf der Suche nach neuen Motiven natürlich. Da werden wir plötzlich irgendwo — vielleicht in der Altstadt — eine Straßenecke finden, wo die Sonne das gleichmäßige Grau belebend unterbricht und auf dem Straßenpflaster ein lichter Fleck entsteht, der rings von Schatten umgeben wird.

Dieser Lichtfleck stellt ein ausgezeichnetes fotografisches Motiv dar. Denn er ist in sich geschlossen, liegt im Zentrum des Bildes und bietet insbesondere unter Einbeziehung einer Staffage beste Knipsgelegenheit.

Da stellen wir uns einmal so auf, daß uns die Sonne entgegenscheint, wobei wir selbst uns natürlich im Schatten befinden. Denn sonst ist der Lichtfleck nach vorn

zu offen und büßt wesentlich an Wirkung ein. Die Gegenlichtblende wird in diesem Falle natürlich überflüssig, weil das Objektiv der Kamera ja im Schatten liegt.

Und dann stellen wir auf einen bestimmten Punkt im Lichtfleck scharf ein, den wir uns am besten am Straßenpflaster merken, und warten der Dinge, die da kommen.

Es wird nicht lange dauern, bis Passanten, Radfahrer und Fuhrwerke sich an unserer Einstellmarke befinden, und wenn die Wirkung günstig ist, so wird rasch der Verschluss betätigt und das herrlichste Gegenlichtmotiv festgehalten. Wenn die Bewegungsrichtung mit der Aufnahme-richtung zusammenfällt, so genügt $\frac{1}{500}$ Sekunde; zuweilen reichen auch längere Zeiten, so daß selbst die ganz billige Box-Kamera zu einer tadellosen Schnappschußkamera werden kann.

Das also wäre eine Gelegenheit, wo selbst der Ängstlichste das Schnappschließen

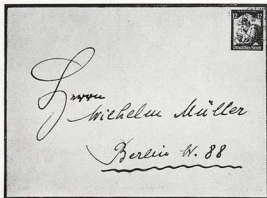
bestens erlernt und zugleich ohne jede Schwierigkeiten zu wirksamen Aufnahmen kommt, die durch ihre besondere Lichtwirkung Freude bereiten. Zugleich ist das etwas für Fotostunden, die man möglichst ruhig, aber mit guter Ausbeute verbringen möchte. Denn man wartet ohne Anstrengung und Hetze — wie ein Angler. Nur mit dem Erfolg, daß gewöhnlich mehr Motive anbeißen, als das bei unserem Kollegen die schlaunen Fische tun. Womit gleichzeitig keine Geduldsproben zu veranstalten sind!

Infrarotentschleiert Geheimnisse!

Daß man mit Infrarot-Aufnahmematerial klare Fernsichten, Nachteffekte und vieles mehr fotografieren kann, ist längst bekannt. Heute aber sei auf etwas ganz Geheimnisvolles hingewiesen: Die Infrarot-Fotografie entziffert ungeöffnete Briefe, einfach durch den Briefumschlag hindurch!

Und daß man dies mit großen Ansprüchen anwenden kann, zeigt unser Bildbeispiel. Denn die Infrarot-Aufnahme erfolgte durch einen schwarz gefütterten Briefumschlag hindurch. Wir empfehlen unseren Foto-Interessenten lebhaft, das selbst einmal auszuprobieren. Wenn die technischen Kenntnisse fehlen, der mag sich vorher das Buch „Fotografieren mit Infrarot“ von Gerhard Isert (Im G. Hirth Verlag AG, München, RM. 1,40) durchlesen, damit er über das Wesen der Infrarot-Fotografie unterrichtet ist.

Hoffentlich führt diese Tatsache nicht zu einer Verschlichung des Liebesbriefstils...!



Agfa-Isochromplatte, Nitralicht



Agfa-Infrarotplatte 850, Schwarzfilter Nr. 85 vor dem Objektiv, Nitraphotlicht

Beteiligen Sie sich an der Foto-Preisfrage, die Sie in Heft 2/1937 der „JUGEND“ finden!

J U G E N D

NUMMER 6/1937

PREIS 60 PFENNIG



Steinach am Brenner

E. Brauneis

ADAGIO

Zwischen den doppelfarbenen Seiden
tasten die irren, trunkenen Träume,
sinken im Abendnebel wie Leiden,
tropfen in Silberschalen und meiden
nicht die im Lichte strahlenden Räume.

Träume, Geliebte, tasten im Sehnen,
tasten wie zärtlich bebende Hände,
wenn in des Freundes Augen die Tränen,
und sich die Stunden endlos noch dehnen,
dunkler als unbeleuchtete Wände.

Träume in doppelfarbenen Seiden
gleichen dem Schimmer alter Opale,
heute zur Lust geschaffen uns beiden,
einstens zur Zier den Schwertern der Heiden,
trunken im Glanz der silbernen Schale.

Rudolf Ernst Berger

EINSAME FAHRT

Skizze von Ruth Storm

Steif blies der Ostwind über die verharschten Schneefelder. Die Sonne stand wie eine gelbe Scheibe hinter trüben Wolken. Grau und weiß war die Landschaft, nur vereinzelt dunkle Flecke — frierende Krähen.

Ein Soldat, der Holsteiner Orge Marsch, saß steifgefroren auf dem schmalen Holzbrett unter der Plane des schiefen Bauernwägelchens, ein graues Wolltuch fest um den Kopf geschlungen, daß nur die Augen sichtbar waren. Die Fäuste mit den starren Leinen hatte er in seinen Taschen vergraben, die beiden struppigen Panjeperldchen stolperten mit gesenkten Köpfen voran. Wie weit war der Weg, wie endlos schien der Himmel hier in diesem fremden Land zu sein. Stundenlang war Orge schon unterwegs, aber immer noch stand die gelbe Scheibe über der Ebene, als wenn sie sich nicht gerührt hätte, der Weg sich um sie herum gekrümmt hätte, wie ein Rad sich um seine Achse dreht. Ja, und so hatte man ihm auch geraten zu fahren: „Du brichst früh auf, die Sonne vor dir, aber dann so um die Mittagszeit wirst du dich westlicher halten, wieder der Sonne zu!“

Ja, der Kamerad hatte gut reden, in Wirklichkeit sah alles anders aus! Orge Marsch legte sich etwas zurück und hielt die Pferde an, wickelte sich aus der Decke und kletterte schwerfällig aus dem Wagen. Es knirschte und klirrte unter seinen schweren Stiefeln. Am Tage vorher hatte es geregnet, Löcher, tiefe Wagenspuren und Hufabdrücke waren mit Eis gefüllt, gleich klirrendem splittenden Glas.

Er ging um den Wagen herum, aber nach allen vier Richtungen war die Erde gleich weiß, der Himmel gleich grau, der Sturm gleich pfeifend von keinem anderen Laut unterbrochen.

Orge Marsch stieg wieder ein, und wenn nicht vor ihm die beiden nickenden Pferde gewesen wären, aus deren Nüstern der Dampf des Lebens strömte, dann hätte er geglaubt, daß er in die Endlosigkeit führe, auf dem Wege zu Gott — so losgelöst von aller Erdhaftigkeit erschien ihm die Fahrt. Und weiter schwankten die Räder über das brechende klingende Eis, im Schrittempo. Warum sollte er auch schnell fahren, bei dieser Gräue, diesem Sturm. Wußte er doch nicht mehr, wo hier das Ende war. Ach, einmal in aller Ruhe zurückdenken, zurück!

Ganz weit im Nordwesten, dachte Orge Marsch, zwei Eisenbahn-

tage weit, liegt der Heugerhof. Auf den Wiesen steht jetzt noch das Vieh, es wird diesig sein, vom Meer tönt das Nebelhorn. — Orge Marsch lächelte unter dem grauen Wollschal. Wie blond seine Haare sind, Anna Twenhaart, so blond wie die gelbe Scheibe hier hinter den Wolken Rußlands. Groß ist Rußland, größer als das Meer nach Island hin, wo dein Vater und die Brüder einst die schweren Netze zogen. Ich fahre in dieser Einsamkeit für dich, Anna, nein, nicht für dich allein, sondern für unsere Kinder, für Heuger und Ines Marsch, aber auch vielleicht nicht für sie, sondern für unser Geschlecht, für unsere Art, stolze Anna Twenhaart, ich bin Soldat! Soldat —

Und wie das Wort ihm leise über die Lippen sprang, wurde der Weg vor ihm sichtbar bis zum Horizont. Er sah Rauch aufsteigen und eng aneinander gedrückte Hütten — die feindlichen Stellungen. Er riß die Leinen hoch, schwenkte rechtsum auf das Feld, schwang die Peitsche über den Pferden und feuerte sie mit heiseren Lauten an, Hitze durchpulste seinen Körper bis zu den steil gefrorenen Zehen. Im scharfen Trab lenkte Orge sein Fuhrwerk über die zugefrorenen Wiesen und Sümpfe westlicher der Sonne der deutschen Front entgegen.

Das Tuch war unter sein Kinn gerutscht, verwehte das Lächeln, die hellen Augen waren hart, zusammengezogen und stechend. Als er den ersten Posten erreichte, hielt er die dampfenden Tiere an. „Bist du verheiratet, Kamerad?“ sagte er und wuschte sich über die nasse Stirn.

Nein, er wäre erst zwanzig Jahre alt!

Orge Marsch beugte sich vor und sah in das junge Gesicht des andern. Ja, dann wußte der sicher nicht, wie froh er wäre. Orge wies auf ein paar Löcher, kreisrunde Löcher, hinten in der Plane.

„Stehen die so nahe?“ fragte der Posten und wandte seinen Blick nach der Richtung, aus der er gekommen war. Aber die Nebel hatten sich wieder verdichtet.

„Gott steht näher, Kamerad, Gott steht näher!“ Orge Marsch lachte von innen heraus, er nahm die Zügel in die Rechte und schritt neben dem Wagen her, dem nahen Quartier zu. Vor ihm stand die gelbe Sonnenscheibe, leicht nach Westen geneigt, dort wo die blonde Anna Marsch-Twenhaart aus der schweren eichenen Haustür trat, den Blick sinnend nach Osten gerichtet.



Fischerhütte am Haff

H. Kistler

Galgenhumor

Am Tage der Enthauptung des Thomas Morus erschien bei ihm ein Barbier und fragte, ob er ihm das Haupthaar scheren solle. „Das wollen wir lassen mein Freund“, sagte Thomas Morus, „ich mag keine Ausgaben für einen Kopf machen, der mir nicht gehört!“

Als Cromwell seinen Einzug in London hielt, begrüßten alle Bürger ihn auf den Straßen und Plätzen.

„Seht, wie das Volk sich drängt, Euch zu sehen!“ sagte einer der Freunde. „Ganz London ist heute auf den Beinen. Ihr könnt Euch Glück wünschen lassen hierzul!“

Cromwell entgegnete trocken: „Glaubt Ihr nicht, daß ebenso viel Volk versammelt wäre, wenn man mich zum Galgen führte?“

Zwei chinesische Geschichten

Ein Eilbote sollte eine wichtige Botschaft befördern, und der Beamte, dem es um die schnelle Besorgung der Botschaft zu tun war, übergab dem Boten ein Pferd. Bald darauf traf jemand den Boten auf seinem Wege, zu Fuß gehend und das Pferd vor sich hertreibend. Er fragte: „Warum reitest du nicht und kommst schneller davon?“ — „Ich habe mir die Sache überlegt“, war die Antwort des Boten, „und ich bin zu der Einsicht gekommen, daß sechs Füße schneller vorwärts kommen als vier.“

Die Chinesen nennen einen Menschen, der grundsätzlich das Gegenteil von dem tut, zu dem man ihn auffordert, den „Pao-lao-yeti-örze“, den „Sohn des Herrn Pao“. Folgende reizende Geschichte liegt dieser Bezeichnung zu Grunde:

Herr Pao hatte einen Sohn. Teils zum Pössen, teils aus Widerständigkeit tat dieser stets das Gegenteil von dem, was sein Vater verlangte. Als nun Herr Pao zum Sterben kam, war sein sehnlichster Wunsch, in einem Steinsarg begraben zu werden. Da er aber den Charakter seines Sohnes kannte, sagte er zu ihm: „Mein Sohn, höre meinen letzten Wunsch. Ich habe eine große

Abneigung gegen Steinsärge, deshalb bitte ich dich, laß mich in einem hölzernen Sarge bestatten.“ Dann starb der Herr Pao. Da dachte sein Sohn: „Während des ganzen Lebens meines Vaters habe ich das Gegenteil von dem getan, was mein Vater wünschte. Seine letzte Bitte will ich aber erfüllen.“ So bestattete er seinen Vater in einem hölzernen Sarge und der Herr Pao hatte wieder seinen Zweck nicht erreicht.

Der Teilhaber

Man sagt, daß Wilhelm Busch im Grunde seines Wesens eine ernste Natur gewesen sei und daß der Humor in seinem Privatleben keinen Platz hatte. Aber es gibt manche kleine Geschichte, die zeigt, daß dem Maler und Dichter der Schalk im Nacken saß. Das Gesetz kennt keine Unterschiede, das mußte Wilhelm Busch einsehen. Er bekam alljährlich eine Steuererklärung zugeschickt, die bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgefüllt werden mußte. Wilhelm Busch tat es gewissenhaft wie nur einer. Er setzte sich hin, rechnete, setzte Zahlen ein und beantwortete jede Frage genau.

Als er dabei auf die Frage stieß, ob jemand an seinem Unternehmen beteiligt sei, da schrieb er klar und deutlich hin: „Die Steuerbehörde!“

Geselligkeit

Wenn feine Leute eine Gesellschaft geben, laden sie feine Leute dazu ein. Als Quintessenz der Gasterei machen sie sich meist mit einem berühmten Geiger, einem bekannten Tenor wichtig. Und dann erwartet man von dem berühmten Gast — „Sie werden uns doch sicher mit einem Lied erfreuen, Meister?“ „Gern. Aber erst nach dem General.“ „Nach dem General?“ „Ja. Ich seh unter Ihren Gästen auch einen General der Artillerie. Jedem sein Teil. Wenn ich singe, muß er auch zur Unterhaltung der Gäste mit der Kanone schießen lassen.“



Lil Dagover und Wolfgang Kieling
als Mutter und Sohn in „Kreutzerersonate“

Aufn. Ufa/Weiße

ZUM FILM:

„KREUTZERSONATE“

Eine Sonate, die der Meister Beethoven auf der Höhe seines Schaffens komponierte zu Ehren des Violinvirtuosen Kreutzer, der damals die ganze europäische Musikwelt mit seinen Phantasien bezauberte.

Ein Buch, das der alternde Tolstoi aus verstiegener östlicher Philosophie heraus schrieb, um seine Abneigung gegen die geschlechtliche Liebe an dem Einzelfall einer russischen Familientragödie zu dokumentieren.

Ein Film, der dem Dichter Tolstoi gerecht werden will, ohne jedoch seine Theorien, die längst überholt und von einer das Leben bejahenden Generation über den Haufen geworfen sind, erneut zur Diskussion zu stellen.

In diesem Film, den die Eva Leidmann schrieb,



Lil Dagover und Albrecht Schoenhals
in „Kreutzerersonate“

Aufn. Ufa/Weiße

dessen Regie Veit Harlan führte, dessen Bild Otto Baecker meisterte, klingt die ewige Melodie Beethovens und überzeugt von der gewaltigen Macht, die das Reich der Töne über die Menschheit ausübt. Die Gewalt des Schicksals, das die Herzen der Menschen, die füreinander bestimmt sind, zusammenführt, waltet zwischen dem Virtuosen Gregor Tuchatschewsky und Jelaina Posdnyschew, die ihrem Mann zuliebe eine große künstlerische Laufbahn aufgab und glaubte, im Familienfrieden eines ländlichen Daseins ihrer Bestimmung entgegen zu können. Der Besuch des berühmten Gelgers Gregor Tuchatschewsky weckte alles in ihr auf, was sie längst erstorben wähnte. Es beginnt die Tragödie dreier Menschen, die auch durch das Kind, den Knaben Wassja, den Jelaina über alles liebt, nicht mehr gebannt werden kann. Der Dämon der Eifersucht entzündet sich an der aufwühlenden Musik, die zwei Menschen zusammenführte. Vergebens versucht Jelaina, den Weg zu ihrer Familie zurückzugehen, vergebens Tuchatschewsky, in äußeren Erfolgen einer glänzenden Konzertlaufbahn Betäubung zu finden. Wie zwei Sterne am Himmel müssen sie in ihrer Bahn bleiben, die früher oder später zur Vereinigung führt.

Der Schuß, den Andrej Posdnyschew auf seine Frau abgibt, zerstört diese Entwicklung, aber bedeutet nicht das Ende. Denn nun wird Posdnyschew, auch wenn die Gerichte ihn freisprechen, für immer das Bewußtsein seiner Schuld behalten. Im Angesicht des Todes erkannte er die innere Tragödie seiner Frau und so sind seine letzten Worte: „Ich habe während der 11 Monate im Gefängnis oft nachgedacht, warum ich nicht die nächste Kugel für mich genommen habe. Es wäre wohl zu bequem für mich gewesen. Die drei Hauptrollen werden im Film durch Lil Dagover, Peter Petersen und Albrecht Schoenhals verkörpert. G. H.



Albrecht Schoenhals,
Peter Petersen und Lil Dagover Aufn. Ufa/Weiße



Im Wirbel des Krekowiak, aus dem Ufa-Film „Der Bettelstudent“

Tanz durch Jahrhunderte im Film

Seitdem es Menschen gibt, gibt es auch den Tanz. Wir alle sind durch die Jahrtausende der Weltjahre dem Tanz verbunden. Die Natur ist selbst Vorbild und Führerin. Ist es nicht Tanz..., wenn Schneeflocken vom Himmel wirbeln, in unzähligen Piouetten wie glitzernde Sternchen zur Erde schweben, wenn das Laub vom Herbst bunt gefärbt in langsamen Schwingungen vom Baume sinkt..., wenn goldene Ährenfelder auf und nieder schwanken? Sind wir nicht umgeben vom Tanz, verwoben mit dem Rhythmus der Erde, welcher in dunklen Wellen auch durch unser Leben wogt?

Tanz ist die überall verständliche Sprache, die Brücke zwischen allen Nationen, der Anfang aller Kunst, von Natur zu Natur, zur Wahrheit führend. „Als ich geboren wurde, tanzte ein Stern“, sagt Shakespeares Beatrice... das klingt schön: tanzte ein Stern! Wir sprechen ja auch von Sternentreuen, vom Tanz der Wolken auf blauem Himmel, von hüpfenden Lämmern auf satter Weide. Aus den primitiven Anfängen des Tanzes entstand der Paartanz, einem Liebeswerben gleich und durch Jahrhunderte auch so empfunden. Im 15. Jahrhundert tauchte der erste Reigen auf... die viele Menschen beherrschende Fröhlichkeit versinnbildlichte der gemeinsame Tanz. Dichtkunst und Theater reichten sich die Hände und nahmen den Tanz (nun schon als Kunsttanz gewertet) in ihre Mitte.

Und so griff der Film, das technische Wunder unserer Generation,



Menuett aus
„Das schöne Fräulein Schragg“
(Ufa)

zum Tanz. Verbindend leitet der Tanz in Stimmungen über, ist ein wichtiger Behelf der Dramaturgie des Films geworden. Mehr als Bilder, als Worte gibt der Tanz ein Spiegelbild seiner Zeit. In den prunkberauschten Tagen der Renaissance, in dieser sinnfrohen Buntheit liebte man es, seine Feste mit Tanzdarbietungen aus der Zeit der Antike zu krönen. Mädchen und Jünglinge in lichten Gewändern stürzten in den Saal, Faune und Nymphen verfolgen sich... Maskenfest am Hofe von Ferrara,

das der Ufa-Tonfilm „Boccaccio“ als Höhepunkt des Filmgeschehens wiedergibt. Wirbelnd, übermütig, überschäumend die prachtvolle Lebensfreude des polnischen Rokoko charakterisierend, zeigen sich Mazurka und Reigen im „Bettelstudent“. In spiegelnde Säle, unter leicht flackernde Kerzenlüster führt uns der Tanz des deutschen Rokoko. („Das schöne Fräulein Schragg“). Ganz zart berührt sich die behandschuhften Fingerspitzen, eine weite Spanne trennte Tänzerin und Tänzer. Doch bei den vielen Knixen und Verbeugungen des Menuetts sah man sich tief in die Augen, der weite Reifrock knisterte wie eine verstohlene Liebkosung... die graziöse Anmut dieser Zeit ward glücklich mit dem „Ländler“ (dem deutschen Bauerntanz, Mitte des 16. Jahrhunderts) verbunden.

Der schönste Tanz aller Zeiten... der Walzer, wurde erst 1815 bekannt. Im Empire drehte man sich schon nach diesem glückhaften Dreivierteltakt („Der höhere Befehl“), aber zum wirklichen Wienerwalzer, dem Walzer unserer Zeit, war noch ein großer Schritt.

Im Biedermeier, dessen süße, verträumte Grazie für die meisten Kostümfilm den Hintergrund abgibt, war der Tanz beinahe zum Alltag geworden. Wenn man „Werke!“, dem geliebten Leierkasten, sich die Kinder an den Händen faßten und den Tanz der Großen zum Spiel machten, wenn bei allen Landpartien ein Tänzchen den Abend schloß, dann war wirklich die „gute, alte Zeit“ ein Vorbild für folgende Generationen. („Das Hofkonzert“). Um die Jahrhundertwende kam auch der Gesellschaftstanz immer mehr in Mode. Vor dem Krieg, von Paris ausgehend, kamen fremde Melodien und Rhythmen zu uns. Der „Cancan“ feierte Triumphe. Um diese Zeit stellte sich die Operette, die bisher als kleine Stiefschwester der Oper galt, auf den Tanz um. Es entstanden die großen Duette, Soubrette und Komiker tanzten zu den schmissigen Refrains Polka, Walzer und Grottesko. Eine lustige Erinnerung an diese Zeit unserer Väter bringt „Ein Mädel vom Ballett“ mit Anny Ondra. Erste Nachkriegszeit! Amerika triumphierte, die Neger-Jazz kicherte und lachte mit schrillen Saxophonsolis über die Körperverrenkungen einer an sich selbst irr gewordenen Menschheit („Menschen ohne Vaterland“).

Reste von diesen Tagen findet man in Hafenschenken über dem Ozean, in Tanzbars, welche gescheiterten Existenzen die Illusion einer besseren Zeit vorzuspiegeln versuchen. („Unter heißem Himmel“).

Im Film geht der Tanz noch einen Schritt weiter als am Theater. Er wird zum Mittler und Vermittler, er führt Menschen aneinander und zwischen Tango und Englisch-Walz entspinnt sich der schicksalsschwere Dialog. („Verräter“). Herzen finden sich im Tanz, trennen sich beim letzten Strich der Geigen. Der unendliche Zauber der Musik, des Tanzes, reizt das Publikum immer neu zu spontanem Beifall. (Man erinnere sich an die unschreibliche Wirkung des Walzers der Wessely mit Wohlbrück in „Maskerade“).

Im Karneval erlebt der Tanz eine neue Auferstehung und Masken aus allen Zeiten, Feste unter den verschiedensten Mottos bringen die Vergangenheit in das Erleben der Gegenwart zurück.

L. St.

MOND

Von Rudolf Ernst Berger

In den letzten Julitagen kaufte ich ein kleines Segelboot, das ich „Karin“ nannte. Von Chiati fuhr ich aus, fluchte schon nach wenigen Tagen über die Hitze und die Einsamkeit auf dem Meere, konnte mich aber nicht entschließen, die Fahrt abubrechen. Und zwischen Ancona und Senigallia geschah es: Der Mond stand hoch. Und im Westen flimmerten kleine Lichter. Das waren die Dörfer an der Küste. Ich schaltete den Scheinwerfer ein und ließ seinen Lichtkegel über das Wasser gleiten, da hier, nahe dem Ufer, Klippen sein konnten und ich die Fahrtstrecke nicht kannte. Plötzlich polterte etwas am Bug herum. Ich befestigte die Pinne, belegte die Schot und kroch steuerbords an der Kajüte vorbei. Der Anker lag umgestürzt da und ich stellte ihn auf. Da verlorste die Öllampe, die beim Ruder hing, das Boot wendete halb und fuhr mit Dsarswind weiter. Ich spuckte ins Meer hinunter, verfluchte den mir unbekannten Windgott und tastete mich zur Pinne zurück. Da sah ich das seltsame Mädchen. Es wandte sich mir zu und

lächelte. Silberblondes Haar glitt über die weißen Schultern, und ich hätte schwören können, daß die Augen groß und blau waren, obwohl ich die Farbe nicht erkennen konnte.

„Wer bist du?“
„Ich heiße Karin!“

Sie blickte zum Mond empor und sprach ein friesches Volkslied. Ich glaube, Karin konnte nicht singen, denn immer sprach sie ihre Lieder mit seltsamer, dunkler Stimme. Dann wandte sie sich mir zu, lachte, stand auf, holte die Sardinanengel aus der Kojе, warf die Schnur aus und wartete auf den Fang.

Vor einigen Tagen hatte uns in Comacchio ein Fischer beim Weine erzählt und er schwor bei den Gebeinen der heiligen Lucia, die Wahrheit zu sagen) er hätte in Venedig im Canal Grande zwei Walfische gesehen. Und so fischte Karin seit drei Tagen schon die Wasserriesen des Nordens in der Adria. O ja, heiter, sehr heiter waren die Tage, die Karin bei mir war.

Der Anker zum Beispiel war bisher ein Anker gewesen, nicht mehr. Karin jedoch hatte ihm einen Namen gegeben. Otto hielt er nun. Und sie sagte, das wäre ein geeigneter Name für ihn: Otto könnte man auch von rückwärts lesen und es hieß wieder Otto. So ähnlich wäre es auch mit dem Anker: Den könnte man vom Bug oder vom Heck ins Meer werfen, immer würde er sich festhaken. Der Großbaum aber hieß Olaf und das Thermometer an der Kojenwand Joachim.

Karin lag am Bug des Bootes und ihre weißen Arme griffen ins Meer hinunter.

„Karin, woher kommst du?“

Sie blickte nicht auf, und tonlos fast war ihre Stimme:

„Denke dir, der Mond hätte mich geschaffen, hätte eine Nixe entzaubert, die zu dir kam!“

Ich legte mich neben das Mädchen, streckte meine Arme ins Meer. Und Karin bat:

„Schließ die Augen!“

Ich tat es. Das morgenkühle Wasser umspülte meine Arme. Vor zwei Jahren, als ich mit dem alten Kapitän Niels Larsen im Norden Wale jagte, liebte ich dieses kalte Wasser. Und mittags, wenn die Sonne hoch stand, sprang ich ins Meer, erkletterte schroffe Klippen. Dort oben im Norden war die Sonne meine milde Freundin, hier aber brannte sie den Leib aus, ließ ihn in wilden Feuern erheben. Der Mond war hier mein Freund. Und wieder hörte ich des Mädchens Stimme:

„Wir wollen nach dem Norden segeln!“

Die fernen Wolken sammelten sich, schwer und grau, stoben auseinander dann, jagten zerrissen dahin. Aber noch war das Meer glatt und das Segel ohne Wind.

Ich holte den kleinen Außenbordmotor, befestigte ihn achtern, kurbelte an, steuerte westwärts, dem Lande zu.

Karin blickte auf:

„Warum änderst du den Kurs?“

Ich deutete auf die Wolkenfronten.

„Bist du feige?“

„Feige? Nein! Aber der Sturm...!“

„Glaube! Glaube an mich!“

Ich wußte wohl, verrückt war, was ich tat, aber ich konnte nicht anders, mußte es tun! Ich stellte den Motor ab, reffte das Großsegel, holte das Fock ein.

Die Wellen wurden größer, immer größer, rollten uns schäumend entgegen, der Ständer klatschte, Sturm peitschte Segel, Mast krachte, Wellen schlugen bootsüber.

Ich riß die Pinne herum, steuerte westwärts. Aber Karins Hand berührte meine. Und wieder hörte ich des Mädchens dunkle Stimme:

„Wir wollen nach dem Norden segeln!“

Und willenlos gehorchte ich.

Der Mond nahm ab, Nacht für Nacht. Einmal stampfte uns ein kleiner Dampfer entgegen. Die „Annemarie“ war es, meines Freundes Niels Larsens Schiff. Ich sah den Menschenklotz auf der Kommandobrücke stehen und brüllte ein „Ahoi!“ hinauf. Der Alte erteilte einige Befehle, grelles Scheinwerferlicht traf mich, und ich hörte Niels Larsens Lachen:

„Ahoi, Dichter! Gut Wind!“

„Danke, Kapitän!“

„Wollt Ihr an Bord?“

„Wenn es möglich ist, gern!“

Matrosen ließen ein kleines Boot herab und pulten auf uns zu. Ich dirkte das Großsegel, sagte zu Karin, ich würde den Kapitän ersuchen, uns für einige Meilen ins Schlepptau zu nehmen, und sprang in das Boot, das inzwischen beidrehend hatte.

Niels Larsen saß selbst am Steuer und seine Riesenhand preßte meine. Die Matrosen stießen ab. Der Kapitän lachte:

„Sagt, was habt Ihr da für einen komischen Kahn in der Pfütze liegen?“

„Melde gehorsamt, Herr Kapitän, fünfunddreißig Quadratmeter-Jollenkreuzer „Karin“, zwei Mann Besatzung, davon die Hälfte weiblichen Geschlechtes. Bestimmungshafen Triest!“

„So? Karin heißt der Kahn? Einen besseren Namen konntet Ihr wohl nicht finden?“

Wieder lachte ich:

„Außer „Annemarie“ keinen!“

Doch der Alte brummte:

„Nee, mir ist nicht zum Spaß!“

Wir legten an, kletterten das Fallreep empor.



FOTOS MIT NITRAPHOT
+VACUBLITZ

Jetzt

werden alle Kunstlicht - Foto - Sorgen beseitigt, wenn Sie dieses Buch zur Hand nehmen. Ihr Buchhändler zeigt es Ihnen.

Preis RM 1,60

Erschienen im

G. HIRTH VERLAG AG.,
MÜNCHEN 2 NO.

„Kommt mit in meine Kojel! Ich will's Euch erzählen!“

Niels Larsen leerte sein Glas und stopfte die Pfeife, die aus seinem Stoppelbart lugte.

„Hört zu! Da gibt es in unserem Innern ein verdammtes Gefühl, das drängt uns immer, den Kahn zu wenden und südwärts zu gondeln! Sind wir dann, weiß Gott, so weit schon, daß wir fast an dreckseliges Land stoßen, an Bone oder Tunis oder meinestwegen auch an Tripolis und wie die Nester alle heißen mögen, dann ist es, als hätte unser Inneres ein Leck erhalten, so groß wie das der seligen „Titanic“, und all das verdammte Gefühl flöße heraus. Dafür aber kriecht ein anderes Gefühl in uns hinein, größer noch als das erste. Bei meinem Jungen — Gott sei seiner Seele gnädig! — rief's der Mond wahr, der das größte Luder auf Gottes weitem Himmel ist. Bei Knut Jürgens Sohn war's ebenso und...“

„Kapitän, Ihr sprecht weise wie ein Buch, aber was hat das alles mit dem Namen meiner Jolle zu tun?“

Der Alte tat gekränkt:

„Wenn Ihr so redet, erzähl ich es Euch nicht! Ihr haltet auch nicht Euren Kahn, sondern wendet hübsch bedächtlich!“

„Schon gut, Kapitän, sprecht nur weiter, wie Ihr es für richtig haltet!“

Niels Larsen hieb mit beiden Seemannsfäusten auf den kleinen Tisch.

„Neel! Nun sollt Ihr's gleich wissen! Euer Kahn heißt „Karin“! Das ist ein Name ebenso gut wie „Annemarie“! Aber hier in der Adria ist Karin ein böser Name, hier zwischen Triest und Sausal Mein Junge — Gott sei seiner Seele gnädig! — ging an Karin zu Grundel! Er kreuzte mit seiner Wanne hier im Süden und in einer Vollmondnacht schwamm das Weib auf ihn zu. Sein Tagebuch hab ich gelesen — er konnte schön schreiben, acht Jahre lang war er zur Schule gegangen — richtig verliebt war er in die blonde Hexe. Nur mehr nichts segelten sie. „Der Mond ist kühl, er ist mein Freund!“ schrieb er damals in sein Tagebuch. Anfangs war es gut, aber als Neumond war, zerschellte sein Kahn — er hatte ihn inzwischen umbenannt, statt „Seeschwein“ hieß er nun „Karin“ — an den Felsen von Lipari. Und Knut Jürgens Jungen kroch sie ebenfalls an Deck, riet ihm nordwärts zu segeln. Im Sturm ersoff er vor Chioggia!“

Ich stand auf.

„Kapitän, Ihr seid verrückt!“

„Meint Ihr? Ich hab schon verrückteres Zeug von Euch gelesen! Glaubst mir, es ist besser, wenn Ihr Euren Kahn einen anderen Namen gebt!“

„Kapitän, ich habe ein Mädchen an Bord!“

Der Alte spuckte durchs offene Bullauge backbords.

„Die Karin vielleicht gar?“

Ich log:

„Nein! Sie heißt... Lore heißt sie!“

Niels Larsen knurrte:

„Lore? Hübscher Name! Fast so schön wie Annemarie!“

„Kapitän, ich muß nun zurück, Ihr versteht...!“

Der Alte nickte, drückte mir die Hand:

„Aber vergeßt nicht, den Namen Eures Kahnes zu überpinseln! Nennt ihn Lore!“

Karin fand ich nicht wieder im Boote. Niels Larsens „Annemarie“ stampfte davon. Allein blieb ich mit meiner Jolle auf dem weiten Meer. Ich wechselte den Kurs und hielt auf Rimini zu. Dort versenkte ich mein Boot und verließ Italien.

Alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus.

Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen?

Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet.

Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht kümmern, sondern nur immer das Gute tun.

Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde.

Goethe

Fritz Schneider: „Kolibri. Ein Liebesmärchen.“ Mit 17 Zeichnungen und einem farbigen Titelbild von Prof. Hans Meid, H. Hugen-dubel Verlag, München, 1937. 168 Seiten. Leinen 3,80 RM.

Zart wie ein im Sommerwind verwehendes süßes Lied umschmeichelt uns oft diese meisterhafte Erzählung, die uns in ein südliches Traumland entführt. Sommer ist es — Hochsommer in Italien — glühende Hitze bebt um uns. Nina, eine junge Tänzerin, zum ersten Male ganz auf sich selbst gestellt — als „Kolibri“ — die Blumenküsserin“ angekündigt —, ist aus der großen Stadt in ein abgelegenes stilles Bergnest gekommen. Marettio — inmitten grüner Weinberge und roter Felsen unweit des blauen Meeres träumt in einem unbeschreiblich schönen Sommer dahin. Seine Menschen entzünden sich an dem Ereignis, das der Einzug der Tänzerin in seiner engen Welt bedeutet. Der Erfolg ihres Auftretens ist unerwartet groß. Allen Männern verdreht sie die Köpfe und die Frauen steigen sich in tolle Eifersucht. Kolibri wird für diesen Sommer schicksalsbestimmender Mittelpunkt für eine ganze Gemeinde. Es kommt zu köstlichen turbulenten Szenen, wie sie in solchen Nestern in fünfzig Jahren nicht wieder vergessen werden. Wir freuen uns an dieser kleinen bunten Welt und erleben in ihrer spannungsreichen Atmosphäre das Märchen von Ninas und Antonios Liebe bis zu seinem guten Ende als des folgenden köstlichen Herbstes herrlich reife Frucht: Nina bleibt für immer in Marettio.

„Kamst du aus dem Asphalt? Aus den Fabriken, Maschinen? Barga dich schützend ein Schrein? Wehte ein Wind dich zu mir? Oder warst du ein Traum, schlaflichen Stunden entsprossen? Warst du der Blick einer Frau? Warst du ein Lächeln? Ein Kuß? Ewig jung, ewig alt, Märchen v o g e l, du bunter, Fort bist du wieder — doch blieb bei mir zurück dieses Lied.“ Professor Hans Meid zaubert in 18 Zeichnungen Stätte und Wirklichkeit dieses märchenhaften Erlebens uns vor Augen. Verliebt euch auch ein wenig in die entzückende kleine Kolibri und schenkt dieses schöne beschwingte Buch allen, die lieben oder einmal geliebt haben. Erich Homuth

Fritz Schneider:

Antonio findet zurück und gewinnt Kolibri

Am Abend des sechsten Tages, nachdem die Straße ohne viele Umschweife ein paar Vorhöfen überglitten hat, wächst eine Bergwand aus dem Dunst der Dämmerung. Antonio läßt Nidano hinter sich, ohne rechts und links zu blicken. Er beachtet auch Marettio kaum, das sich nun allmählich nähert. Und er hat sich doch so geschmückt, prunkt mit so vielem Licht, segelt wie ein helles Schiff der Freude in die Nacht. Entsest! denkt er nur und stapft weiter. Lärm, Gesang, Schüsse, Lachen, Musik, Tanz, vielleicht gar ein Karussell — soll er sich nicht seitwärts in das Gras legen? Aber es ist seine Heimat, die vom Berge nach ihm ruft. Heimat, das Letzte, was ihm blieb. Er geht schneller, immer schneller. Er muß sich zwingen, daß er nicht zuletzt noch lächerlicherweise zu laufen beginnt.

Als die Straße den entscheidenden Ansturm zur Höhe nimmt, macht er zögernd halt. Wie tot liegen die Häuser am Hang, aber oben, ja oben feiert man wie in jedem Jahre. Das schreit und knallt und singt und eine Orgel braust laut und leichtfertig, also steht auch das Karussell wieder auf dem Markt. Da verläßt Antonio die Straße, die sechs Tage hindurch sein

Begleiter war. Ein schmaler Pfad hebt ihn mildtätig ins Dunkle und führt ihn im Bogen um das Fest an die Rückseite seines Hauses.

Währenddem sitzt Kolibri in der Küche. Sie säubert Gemüse, hat die Türen geschlossen und singt sehr laut, damit der Lärm von draußen sie nicht verführe. So viele Tage sind auf dem Kalender schon getilgt, aber acht Striche stehen noch da, sieben schwarze und ein roter. Dann kommt er zurück! jubelt sie und singt noch lauter, was ihr gerade einfällt.

Paß doch auf, Täubchen! Ein Einbrecher ist im Hof. Hörst du denn nicht, wie er Tür nach Tür öffnet und Beute sucht? Weiß Gott, du bist eine schlechte Wächterin.

„Und den ich liebe, erwarte ich
Er wird mir kommen sicherlich
Wird sagen mir: Ich liebe dich!
Wird bei mir bleiben ewiglich.“

Immer lauter ist ihre Stimme geworden, die letzten Wort schreit sie fast. Hat sie Angst?

Ahnt sie den Mann vor der Tür, der nach der Klinke greift, sie losläßt, sie wieder faßt...?

Und nun tut sich die Tür auf. Vom Markt der Lärm und die Tür schwingt auf und sie knirscht ein wenig, und da steht ein Mann. Ein Seutzer preßt sich aus Kolibri. Sie zuckt auf. Alle Blätter und Stiele rutschen auf den Boden. Sie zittert, sie weicht bis zur tröstenden Stütze der Wand zurück, ihre Augen sind weit auf-unbehehrten. Ihr Herz tat einen gewaltigen Sprung, nun rast es unbeherrschten...

„Antonio!“
Was aber bedeutet das alles neben der Hilflosigkeit des Mannes. Über den Hof schleichend hörte er den Gesang, da wurden ihm die Knie weggezerrt, er taumelte, er keuchte wie in Atemnot. Nun steht er da und starrt das Wunder an. Tränen blenden seine Augen. Sein Herz torkelt im Sturm. Der ganze große, starke Mensch beginnt zu torkeln.

Antonio fällt vor Kolibri nieder. Sein Kopf wühlt sich in ihr Kleid. Seine Hände pressen sie, noch immer ungläubig. Dann ringt sich ein Schrei aus ihm, ein wunder Schrei:

„Kolibri!“

Dröhne, du Orgel! Schieß Salut, bis die Gewehrläufe glühen! Entfacht Freudenfeuer! Schreit, bis der Berg in alle Tiefen hinein aufgewühlt ist, und der große Pan aus den Felsen brecht, zottig



Aut „Kolibri“

Prof. H. Meid

den Bart, Weinlaub im Haar, sein wildestes Lied auf der Flöte spielend

Denn Antonio hat Kolibri wiedergefunden, die für ihn bestimmt war und um ihn gedient hat eine lange harte Zeit.

Immer wieder umschlingen sich die beiden, wie eine Flamme lodert die Liebe über ihren Häuptern. Wer wollte sich wundern, würde das Haus zum Feuerbrand und als Fackel über aller Welt stehen.

Was sind Sekunden, Minuten, Stunden! Ein Lied nach dem andern pault die Orgel. Endlich trennen sich die beiden, und aus ihrem Stammeln werden Worte.

Ja, nun kann Antonio sehen, wie Kolibri zu seiner Frau gewachsen ist.

„Deine Hände, so hart und rau.“

„Ich habe gearbeitet, Liebster.“

„Und die große häßliche Schürze...“

„Damit mich die Arbeit nicht schmutzig machte, habe ich sie getragen, Liebster.“

„Und deine Haare, was hast du mit deinen Haaren gemacht?“

„Sie sind gewachsen, weil auch sie auf dich warteten, Liebster.“

Da löst er den Knoten in ihrem Nacken und wirft die Schürze fort, da nimmt er sie auf seine Arme und trägt sie singend in ihr Zimmer.

Immer lauter bumst es von draußen herein und quetscht und dudelt und ruft.

Geduld, hab Geduld! Erst muß Kolibri doch feingemacht werden, und hastige Männerhände sind schlechte Kammerjungfern. Auch gibt es stets wieder einen Kuß und ein ausgelassenes Haschen und aufs neue einen Kuß.

Endlich sind sie bereit. Oh, Kolibri ist wieder wahrhaft Kolibri. Die Freude hat sie verwandelt, daß sie die schönste Frau geworden ist, die je lebte.

„Kolibri!“ ruft auf dem Markt erstaunt der erste, der sie erkennt. Da jubelt die Orgel auf, und das Karussell kreist heran in aller Pracht und Herrlichkeit.

Dann aber ruft jemand „Antonio!“ Nein, er schreit es, er brüllt es. Da tut der Berg, der uralte gewaltige Berg einen Sprung, daß alle Herzen ihm spüren.

„Antonio!“ nimmt eine zweite Stimme den Ruf auf. Und „Antonio!“ fällt der Chor ein, daß alles Orgelgedröhn zum Winseln wird. „Antonio ist wieder da! Zurückgekommen ist Antonio! Hoch Antonio! Hoch Kolibri!“

Ach, wie schwer ist es, die Worte so zu setzen, daß den Glanz dieser Stunde recht beschreiben. Da sie zeigen, wie zwischen den Bäumen plötzlich eine Flut heranschlägt und die beiden Glücklichen hochhebt. Wie sie getragen werden und schwanken im Geschrei, das sie umtost. Wie das Licht sie überfunkelt. Wie das Karussell sie erfaßt und sie herumwirbelt und sie gleich einem Strudel in seine Mitte zwingt, auf die kleine

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

runde Fläche, welche unbewegt den eiligen Kreis der hölzernen Pferde um sich jagt.

Da oben stehen sie. Tausend rote und braune Gesichter sind glücklich im Widerschein ihres Glückes. Tausend Minder rufen: „Kolibri! Tanze Kolibri!“

„Tanze, Kolibri!“ ruft auch Antonio und verschwindet mit einem Sprung.

Nun ist nur noch das Mädchen im hellsten Licht. Es lacht. Es breitet die Arme...

Kolibri tanzt.

Seht, schöner könnte man dieses Liebesmärchen nicht beschließen als mit ihrem Tanz auf dem Karussell. Alle Menschen, die sich im Umkreis drängen, haben Kolibri warten sehen. Haben gewußt, daß sie für den Mann arbeitete, der um ihretwillen ins Gefängnis gegangen war. Haben gemerkt, daß sie tapfer war und mit dem hochherzigen Vorsatz, nie den Geliebten aufzugeben, jede Last ihren schmalen Schultern aufbürdete.

Nun ist Antonio zurück, und sie empfängt ihren Lohn. Weiß Gott, einen gerechten und verdienten Lohn. Und Antonio erntet die schöne Frucht seines mutigen Einstehens für sie. Sie wird ihm gegönnt. Von ganzem Herzen wird sie ihm gegönnt. Kolibri tanzt. Sie flattert und trippelt und winkt und weht, kleiner Vogel, von Blüte zu Blüte, von Freude zu Leid, von Leid zu Freude...

Machtvoll rauscht die Orgel dazu und machtvoll beginnt das Kolibrillied zu erklingen.

„Kleiner Vogel Kolibri,
Flatterst über tausend Blüten,
Warum, sag mir, küßt du sie?
Sollst die Lippen besser hüben
Für den einen Mann, der sie
Nimmt und niemals wieder freigibt,
Der dich mehr als alle Welt liebt,
Kleiner Vogel Kolibri!“

Nein, keine Orgel ist es mehr, die da singt, auch keine Menschenstimmen. Der große alte Pan selbst hat sich erhoben, hat die Nacht von sich getan und den Schlaf, gewaltig und ewig thront er nun über dem Markt und stimmt Maretos Lied an. Da erwachen die Stimme der Erde. Das Meer dotted die Pauke. Das Wasser gellt die Trompete. Die Gärten streichen die Geigen. Die Sterne läuten die Glöckchen. Dann steht Kolibri einen Augenblick unbeweglich, umflutet vom hohen Lied der Liebe.

Sie breitet die Arme.

Tausend Arme antworten begeistert.

Doch sie weiß ihren Weg. Nichts kann sie mehr beirren. Zwei

Arme sind ihr aufgetan wie ein Tor.

Und Kolibri springt in ihr Glück.

Aus: Kolibri. Ein Liebesmärchen von Fritz Schneider. Mit Zeichnungen von Hans Meid. H. Hugendubel Verlag, München. 1937.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Albin Hentze: Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatzsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

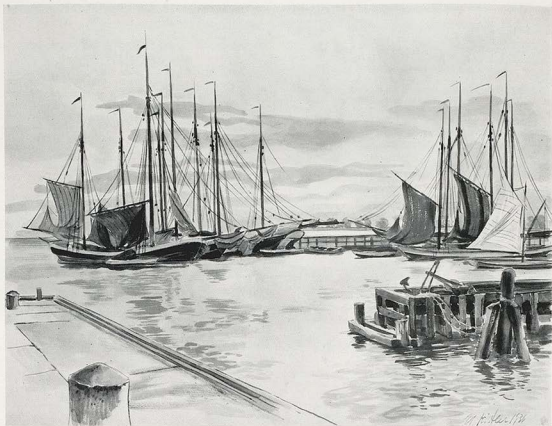
Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10



Von der Fahrt zurück

H. Kistler

„Bin bitterböse, Frau Krause“

Heitere Skizze von J. H. Rösler

Frau Krause vermietet möblierte Zimmer. Zwei Stück hat sie davon. Eines mit Erker, worin der Flügel steht. Und ein Zimmer neben der Küche, auf den Hof hinaus. Erst vermietete Frau Krause das Hofzimmer für dreißig Mark und das Erkerzimmer für vierzig, denn es war weitaus schöner und ließ einen gewissen Komfort nicht vermissen. Dann aber entschied sie, daß es einfacher wäre, beide Zimmer zum gleichen Preis zu vermieten, und verlangte für jedes Zimmer vierzig. Dies wiederum sah der Mieter des Hofzimmers nicht ein. Gleiches Geld für ungleiche Dinge? Eine Erwägung, die Frau Krause einging und für das Komfortzimmer fünfzig Mark verlangte ließ. Mit der Zeit aber war ihr der Unterschied zu schwierig, und sie entschied sich, es wieder wie früher zu machen und jedes Zimmer zum gleichen Preis abzugeben. Nur gleich sie nochmals nach oben aus, so daß jetzt auch das Hinterhofzimmer fünfzig Mark kostete. Und in diesem Zimmer wohnte Hugo Götte.

„Das Zimmer ist teuer“, dachte Hugo Götte. „Dafür muß es sicher andere Vorteile haben. Denn umsonst erhält ja Frau Krause nicht diesen enormen Preis. Sicher, ganz bestimmt hat es andere Vorteile!“

Es hatte keine. Es gab weder eine Tochter im Haus, noch wurde mehr als einmal am Tage aufgeräumt und von den drei Birnen im Kronleuchter brannte immer nur eine. Wenn Hugo Götte Frau Krause brauchte, war sie nie daheim. Wenn er sie aber nicht brauchte, was höchst selten vorkam — denn Hugo Götte war ein ordentlicher Mensch — stand sie mit beleidigtem Gesicht in der Tür.

Einmal aber brachte Hugo Götte am Abend drei Freunde mit.

Man feierte Geburtstag, braute einen Punsch und spielte zum Schluß Karten. Kurz nach Mitternacht trennte man sich. Bei Frau Krause brannte noch Licht. Am nächsten Morgen lag ein Zettel auf dem Tisch:

„Meine Wohnung ist kein Wirtshaus. Bin bitterböse! Frau Krause.“ Das ging nun Hugo Götte über die Hutschnur. „Meine liebe Frau Krause“, sagte er, „schließlich darf ich doch wohl in meinem Zimmer wohnen?“

„Was? Ich höre schwer.“

„Ich meine nur...“

„Wie?“

„Also gut, ich ziehe aus.“

Hugo Götte sagte das leise. Aber schon hatte es Frau Krause gehört.

„Was wollen Sie? Ausziehen wollen Sie?“ schimpfte sie los. „Ziehen Sie nur! Am Ersten hätte ich Ihnen sowieso gekündigt. Meine Zimmer stehen nie leer. Bei mir wohnen nur bessere Herren. Ich habe überhaupt nicht nötig zu vermieten. Sie glauben wohl, sie finden anderswo etwas Besseres?“

Hugo Götte fand etwas Besseres. Ein wunderschönes Zimmer bei einer Frau Meier. Das Zimmer war licht. Das Zimmer war sauber. Frau Meier war freundlich. Man vertrug sich ausgezeichnet und Hugo war glücklich, dieses Zimmer gefunden zu haben.

Eines Tages läutete es an der Flurtür.

Frau Krause stand draußen.

„Ach, Sie wohnen hier?“ sagte sie, als sie Götte entdeckte.

„Sie wohnen bei meiner Schwägerin? Na, Luise, an dem Herrn wirst du noch deine Freude erleben. Der Herr hat auch bei mir gewohnt. Aber nur vier Wochen. Dann war es aus mit der Herrlichkeit. Du weißt doch Luise, ich habe nur Dauermieter; wer einmal bei mir gewohnt hat, kommt immer wieder — aber jener Herr kommt mir nicht wieder, der Herr nicht! Paß nur auf Luise — du wirst noch dein blaues Wunder an ihm erleben!“

Frau Meier schaute mißtrauisch auf ihren Mieter.

„Nun, Herr Götte —“ sagte sie ein wenig spitz.

„Aber Frau Meier“, erwiderte Hugo Götte, „Sie kennen mich doch nun schon geraume Zeit, wir haben oft abends zusammen Halma gespielt, ich habe Sie in die Oper mitgenommen, ich habe Ihren Hund ausgeführt, wir haben uns doch immer ausgezeichnet verstanden.“

Frau Krause lachte grell auf:

„Schön reden kann er, was Luise! Mich hat er auch damit getäuscht, der Herr Hugo Götte! Aber nicht lange. Dann habe ich ihm einen Zettel geschrieben!“

„Einen Zettel? Was stand denn darauf?“

Frau Krause stemmte ihren Schirm in den Teppich: „Meine Wohnung ist kein Wirtshaus. Bin bitterböse. Frau Krause.“

Frau Krause, die sonst nie ihre Schwägerin besucht hatte, erschien jetzt jeden Tag und erkundigte sich nach den Erfahrungen, die man inzwischen mit jenem Herrn gemacht hatte. Das Leben wurde für Hugo Götte zur Hölle. Was blieb ihm übrig? Er zog aus. Er zog gleich in eine andere Stadt, um ja jener Frau Krause nicht einmal mehr auf der Straße begegnen zu müssen.

In dieser Stadt fand er ein wohllich möbliertes Zimmer und verbrachte mit seinen Wirtstleuten prächtig. Drei Monate vergingen. Da mußte eines Tages die Wirtin verreisen und versprach ihrem Mieter, eine gute Freundin von ihr würde von auswärts kommen und für ihn sorgen. Die Freundin traf ein. Es war Frau Krause. Schon am ersten Tage — Hugo Götte hatte die vertretende Freundin noch nicht zu Gesicht bekommen, — da er erst spät

abends heimkehrte — sollte das Unheil hereinbrechen. Hugo Götte saß über einer größeren Arbeit und schrieb die ganze Nacht durch bis zum Morgengrauen.

Am nächsten Morgen fand er einen Zettel durch die Türspalte geschoben:

„Wir maßen das Licht auch nicht! Kaufen Sie sich eine Kerze! Bin bitterböse. Frau Krause.“

Hugo Götte lief, was ihn die Beine trugen.

„Nie wieder möbliert wohnen!“ schwor er sich. „Ich heirate!“ Und er ging zu jener schönen blonden Verkäuferin, die er schon lange in sein Herz geschlossen hatte, und fragte:

„Isolde, willst du meine Frau werden?“

„Ja, Hugo!“

Sie flog ihm um den Hals.

„Was für ein wundervoller Zufall!“ rief sie dann.

„Ein Zufall?“

„Ja. Ich kann dich gleich meiner Mutter vorstellen.“

„Ich denke, deine Mutter wohnt nicht in dieser Stadt?“

Isolde lachte.

„Tut sie auch nicht, Hugo. Aber gestern ist sie zu Besuch nach hier gekommen. Ich will gerade zu ihr gehen. Gehst du mit?“

Hugo Götte ging mit.

Er hätte nicht mitgehen sollen.

Isolde Mutter war Frau Krause. . .

Mitleid

Tante Tilde hat ein Klavier bekommen.

Vom Nachbar Busse.

Nachbar Busse wußte nicht, was er getan.

Eines Tages kam Tante Tilde.

„Denken Sie sich nur, Herr Busse, in dem Klavier sind Holzwürmer!“ Brummte Busse:

„Die armen, armen Tiere!“

WODAN, MEIN KAMERAD

Von OTTO WOHLGEMUTH

Als ich das Alter hatte, kam ich in den Schacht hinein: „Pferdeführer wirst du“, sagte mein Steiger Brandegge zu mir; und es schwoll mir die Brust, „treibst also bei mir in der östlichen Richtstrecke, siebte Sohle, führst mit dem Wodan. Nimm dich in acht, das ist ein alter, ruppiger Satan, haut schwer nach hinten aus. Schaff dir beizeiten eine zünftige Wuchte an.“

So lernte ich ihn also kennen. Ein starker, struppiger Berghengst, auf einem Auge blind. Das hatte er sich, so hieß es, an einer scharfen Felsenacke ausgestoßen.

Die anderen Gänge, die Duckmäuser, zählten, wenn sie anzogen. Wenn es mehr wie zehnmal in den Bindehäken knackte, schüttelten sie mit dem Kopf, fingen an zu tanzen, wollten nicht. Wodan aber, mein Kamerad, der fragte nichts danach, ich durfte ihm ruhig zwölf dahinterknablen, fünfzehn, da machte er sich gar nichts daraus und haute ab, als wäre das alles für ihn eine Kleinigkeit.

Er stamme vom alten Wilmingsbauernhofe im Thun, sagte Voßhenrich, der greise Stallknecht, wo sie immer diese schweren ostfriesischen Landpferde gezogen hätten, diese ruhigen, sicheren Gänger. Auf der Koppelweide an der Donnerbecke, wo es runter zu nach Rauendal hingeht, da sei er groß geworden. Achzehn Jahre lang hauste er nun schon bei den Bergleuten in der Tiefe, als ich mit ihm durch die langen, einsamen Strecken fuhr. Zwei Jahre war er also schon in der Erde, bevor meine Mutter mich geboren.

Und wie ich ihn gern hatte, diesen knurrigen, trotzigen, treuen Halunken. Achzehn Jahre lang, hin in die Abhau, her zum Schacht, schwere Lasten ziehend durch enge Löcher, Monat für Monat, Jahr für Jahr, und niemals Sonne, Blumen, Gras auf der Wiese, Winterwind, Mondenschein, das ist schon etwas, Wodan, und ich bin stolz darauf, du schweisames Tier, daß ich dein Kumpel geworden bin.

Oft brachte ich ihm von Hause her ein paar Stück Zucker mit, sommertags in meinem Brotsack ein Hümpel duftendes Gras, ein paar Pfälpfel, Pferdetränken klate ich der Mutter daheim, oder am liebsten einen derben Knapp hausbackenes, schwarzes Brot.

Wenn ich mit ihm allein durch die stundenweiten, einspurigen Stollen fuhr, geheimnisvolles Pochen und Sausen, auf der Querstange des ersten Wagens saß ich, hatte die Lampe in mein festgeknottes Halstuch eingehängt, und der dampfende Pferdeleib und die Wagen strichen dann dicht so an den morschen Hölzern vorbei, über denen die Berge sich lagerten, die durchgesprengten Felsenbänke. Wenn uns die Finsternis seltsam entgegenkuckte, wenn es im Scheine meines Lichtes von den kristallinen Kanten und grauen Steinbänken glitzernd niedertroff — o du tiefe Einsamkeit, du heiliges Bewußtsein der inneren Stimme bei Mensch und bei Tier.

Und ganz hinten in den Abgründen die aufgeregten Berge, wie sie sich zum Kampfe zusammenziehen, die lauernden Schweigsamkeiten.

Wir beide trabten oder gingen schrittweis. Wenn manchmal meine Lampe vom dicken Atem der Bergnacht ausgedrückt war, lag ich bäuchlings im Kohlengrus des ersten Wagens, klammerte meine Hände an den eisernen Kastenecken fest, grub mich hinein in die Kohle, damit ich nicht abstürzte, tief drückte die Angst meinen Nacken nieder, denn das Schwarze lastete so unendlich schwer.

Dann klirrten die Ketten, polterten die Schienenverbindungen in der sappigen, abschüssigen Gleisbahn, dann war alle Welt, alles Erdelicht in Dreck und Dunkelheit. Wodan wußte ja im Finstern den Weg, der lief, zog, stemmte sich durch die Kurven, der ging streng vorwärts, durch, Kerl, Kerl, sei vernünftig und lauf, stolpere nicht, du kannst ja doch auch wohl im Dunkeln sehn, damit uns der Nachtbleiche nicht packt! —

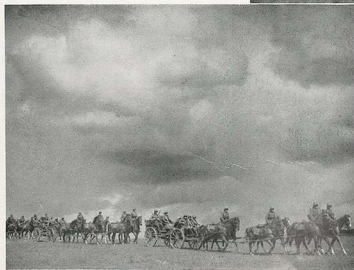
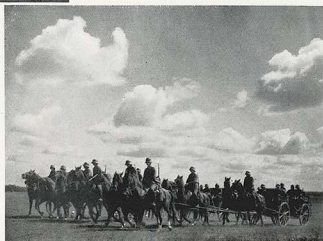
Und jetzt erzähl ich. Sieben Monate war ich schon mit ihm zusammen. In der Morgenschicht, am Tage nach Neujahr, geschah es. Mit zwölf Leeren kam ich vom Schachte her den langen Streckenweg in das Revier gezogen. Nach einer halben Stunde fuhr ich hin unten angelangt, da ging alles rund wie sonst, alles war in Ordnung, das Hämmern, Schallen und Rollen in seinem gewohnten, sicheren Trott.

„Du Himmelsgewitterhund“, krakehlte Brandegge, „Junge, halt



Ausritt

Drei stimmungsvolle Fotos
von der
deutschen Wehrmacht
Von Gerhard Dargel



dich doch besser dabei! Los, angekoppelt, umgedreht den Satsen, fahrt ab!"

Und wieder mit zwölf vollen Wagen trabte ich los. Dem Schacht zu liefen die Wagen gut, meinem Gaul sprang ich voran, pliff mir eins, warf bei der Girondele schnell die Geisweiche um, ruckruckruck, mit Schall und Schwung sauste und knatterte die Flucht der schwerbeladenen Hunde das abschüssige Gefälle die Strecke hindurch, ich mußte laufen, was ich konnte, der Gaul in den klirrenden Ketten und der dumpf grollende Kohlenzug hinter mir her.

Grubenlampen scheinen nicht weit — verdammt, was war das? Die Strosse staute sich, das schwarze Grubenwasser klatschte um meine Füße, das war doch soeben bei der Hinfahrt hier nicht gewesen.

Plötzlich, dort hinter einer Biege, fünf bis sechs Meter voraus, ich meinte, ich sollte erstarrten — der Gang war zusammengebrochen, die überhängenden Felsen waren durch die Hölzer hereingestürzt, viele meterdicke, scharfkantige Blöcke lagen dort wirr, sperrten mit einem Schlage die Welt ab — das erfaßte ich in einer Zehntelsekunde wahnwitzig schnell im Gespensterschein des Entsetzens.

Ich sprang in den Wassergraben, hielt mein Licht hoch, damit es von der Wasserrucht nicht ausgeschlagen werde, duckte mich in der Enge bergend an den Stoß, dann sauste es heran, der jagende, vorstürzende Zug — mein Pferd!

Es konnte ja nicht wenden noch weichen, die Klüfte drängten sich dicht und eng, jetzt, jetzt war es vorbei, jetzt mußte es kommen.

Und im nächsten Augenblick brüllte das Schauerliche an, packte mich an! Ich stand dort, ohnmächtig in meinem Inneren bebend wie zum Sprunge bereit, geduckt unter einem zerknickten Holz. Das Gebirge dröhnte, es brach, barst und umprasselte mich, Scherben rissen mir Kopf und Schulter blutig, meine Hände klammerten sich in die Stempelsplitter, in die Steine hinein —

jetzt krachten und donnerten die Wagen aufeinander, erbarungslos.

Meinen Kameraden, den es in einem Hui rettungslos in die Falle hineintrieb, hörte ich springen, scharren, hörte ich mit den Hufen stoßen, um sich schlagen, daß die Funken stoben; gewaltig im Riemen- und Kettenspannzeug reißen, hörte sein Schnauben, das sich zum Todeswienern steigerte, einen grauenhaften, gellenden Pferdeschrei! — Daß es mich durch alle Fibern meines Seins jagte, aufpeitschte — ich stürzte hinzu, Herrgott, da lag mein Kumpel, in der Zäumung verklammert, mit dem Vorderleib hoch in den Bruch hineingedrängt — da! — zwischen der Kante des ersten Wagens und einem schräg liegenden, gewaltigen Felsenbarren, es starrte mich an: Das eine Hinterbein saß dazwischen, war glatt abgehauen, dunkles, rotes Blut lief, ein dampfender, lebendiger Bach, in die schwarze Grubenwasserflut.

Das Pferd wendete seinen Kopf nach mir um, zerrte noch, wollte auf! — konnte nicht. Diesen Getreuen hatte es zum Letzten, Unerbittlichen gepackt, und es hielt ihn fest.

Da sah er mich mit seinem Auge so tief, so traurig an, daß es mich glühend heiß anhauchte, das Entsetzen, die Verzweiflung der grauen Scheidenot, im Abgrunde des Leides schmerzlich, als müßte es mir zerspringen, mein aufgewühltes Herz — es war zu plötzlich gekommen, das Unheil, es war zu viel — schreien mußte es in mir, Tränen stürzten aus meinen Augen: Du! Du, mein starker, guter Kerl! Du, mein Freund! Wodan!

Dies war die erste schwere Opferschicht in meiner Jugendzeit. Du dunkler Strom des Blutes in den leise hämmenden Herzen bei Mensch und bei Tier. Auch du gehörst mit dazu, du immer bereite, tapfere, stumme Kreatur. Wie sollte uns denken, verantwortungsbewußten Menschen nicht um so tiefer, eindringlicher die Wahrheit, die Notwendigkeit, die Erkenntnis des Lebens packen: Laß es uns restlos wahr leben und ernst das Rechte tun und ganz dabei sein, damit das Große, Selbstverständliche geschieht, und sich auch in unserem Opfer erfülle das Wunder der Ewigkeit.

Reichswinterhilfe Sotterie



LOSPreis
50
PFENNIG

Auch
du mußt dabei sein!

3525000 GEWINNE
UND 6000000 RM

4200000 RM
SOFORTIGER GEWINNENTSCHEID

Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung

48. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

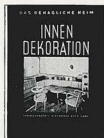
Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Hefen reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73



DIE LUSTIGE „JUGEND“

Erfolg

„Heute abend will ich ins Theater. Gibt's in dem neuen Lustspiel auch ordentlich was zu lachen?“

„Da können Sie schon an der Kasse lachen, wenn Sie überhaupt noch eine Karte bekommen.“

Vertrag

„Du hättest mir doch aber sagen sollen, daß sich das Mädchen vom Soldaten küssen ließ!“ warf die Mutter ihrem kleinen Kurt vor.

„Sie hat mir aber versprochen, daß ich keinen Lebertran zu nehmen brauche, wenn ich nichts sage.“



Scherben bringen nicht immer Glück
Walter Busch



Eile mit Weile: Wagen bleibt hier!

H. Kistlor

Nichts zu machen

Frau Müller und Herr Müller sitzen am Tisch und schreiben eifrig Briefe. Plötzlich blickt Herr Müller ärgerlich auf.

„Was hast du denn?“ fragt Frau Müller.

„Ja, Pottzuteufel, es lag mir schon auf der Zunge, und jetzt kann ich es nicht mehr finden.“

„Hab' doch Geduld. Denk nur einen Moment nach, dann fällt es dir sicher wieder ein.“

„Das wird kaum etwas helfen. Ich meine nämlich die Briefmarke, die mir fortgefallen ist.“

Naturkunde-Unterricht

Lehrer: „Hänschen, woraus sind deine Stiefel gemacht?“

„Aus Leder.“

„Und wo kommt das Leder her?“

„Vom Ochsen.“

„Also, was für ein Tier ist es, das dich mit Schuhen versorgt und dir Fleisch zu essen gibt?“

„Mein Vater.“

Triftiger Heiratsgrund

Ein Schotte heiratete. Das Mädchen war alles andere, nur keine Schönheit. „Warum heiratest du gerade dieses Mädchen?“

„Wir haben die gleiche Schuhnummer.“

Alterskennzeichen

Noack ist Junggeselle. Er sitzt mit Nowack zusammen bei einem Glase Bier.

„Ach ja, man wird alt.“ seufzt Noack.

„Man merkt es immer deutlicher.“

„Wieso denn?“ will Noack wissen.

Erklärt Noack: „Früher fragten mich die Damen immer: Warum heiraten sie nicht, Herr Noack?“

„Na und...“

„Heute fragen sie mich: Warum haben sie nicht geheiratet?“

Treffende Antwort

„Wie nennt man solche Leute, die sich freuen, wenn es ihren Mitmenschen schlecht geht?“

„Pfandleiher, Herr Lehrer.“

Duft und Klang

Anekdote von Hans Balzer

Aus Anlaß eines großen Festes, zu dem viel Volk zusammenlief, hatte ein Wirt auf der Festwiese einen Ochsen an den Bratspieß gesteckt und röstete ihn, um die hungrigen Mäuler gegen gutes Geld mit saftigem Rindsbraten zu stopfen.

Unter den Neugierigen, die das Schauspiel dieser delikaten Braterei mit offenen Mündern und schnuppernden Nasenflügeln umstanden, befand sich auch ein armer Schelm, dem das Wasser bei diesem Anblick im Munde zusammenlief. Da er aber nicht nur ein armer, sondern auch ein drolliger Kauz war, kroch er unter der Leine, mit der die Gaffer von der Bratstelle abgesperrt waren, durch, zog einen Kanten Brot aus der Tasche und hielt ihn, indem er der grinsenden Menge listig zuwinkerte, in den Bratdunst. „Vielleicht schmeckt's ein bißchen danach“, sagte er.

Der Wirt ließ ihn zunächst gewähren; als aber der kulinarische Zeugst wieder in der Menge untertauchen wollte, faßte er ihn beim Kragen und rief: „Zuerst zahlen!“ „Wofür?“

„Für meinen Bratenduft.“ Der arme Schlucker kräute sich hinter den Ohren. „Oh weh“, sagte er, „das wird mich mein Vermögen kosten.“ Dann suchte er in seinen Taschen umher, brachte schließlich ein Kupferstück zum Vorschein und überreichte es dem Wirt mit kläglichem Mienenspiel.

„He, Wirt“, rief ein ehrbarer Mann aus dem Haufen, „bringst den armen Schlucker nicht um seine ganze Barschaft! Ich werde seine Zeche bezahlen.“

Der Wirt kannte den Rufer und wußte, daß der den Geldbeutel auf dem rechten Fleck trug. So gab er dem Schelm seinen Heller zurück und machte dem Herrn, der nun an den Zahltisch trat, eine tiefe Verbeugung über seinen dicken Bauch.

Klirrend warf er ein Silberstück auf den Tisch und fragte: „Wird das reichen?“

„Das ist ein lieblicher Ton in meinem Ohre“, antwortete der Wirt und wollte das Geld einstreichen. Aber bevor er dazu kam, ließ der Mann das Stück wieder in seinem Sack verschwinden und sagte unter dem Hohnlaut der Menge: „Wer den Duft seines Bratens verkauft, muß zufrieden sein, wenn er mit dem Klang des Geldes bezahlt wird.“

Kritik

Mayers Frau will zum Theater.

„Hat sie schon einmal gespielt?“

„Mit einer blendenden Kritik!“ erzählt Mayer stolz. „Sie soll so gut gewesen sein, wie die berühmte Dezenien?“

„Die Dezenien? Wer ist denn die Dezenien?“

Meint Mayer:

„Keine Ahnung! Aber die Kritik schrieb damals: sei Dezenien hat keine die Rolle so vollendet gespielt.“



Menschen sehen dich an!

Walter Busch

Der Artigste

Vater: „Nun sagt mir mal, Kinder, wer in der letzten Woche am artigsten war und alles getan hat, was Mutti wollte?“

Antwortet Rolf: „Das warst du, Papi!“

Lebensretter

„Warum du den vielen Kognak hinter die Binde gießt? — Du solltest mehr an deine Gesundheit denken!“

„Der hat mir schon mal das Leben gerettet.“

„Wieso?“

„Stell dir vor: Ich kletterte vom Gerüst, um mir einen Kognak zu holen, und wie ich weg bin, stürzt die Bude ein.“

Darum —

Trudl und Hans begegnen einem Hund. Der Hund hat es eilig. Hetzt an den beiden vorbei.

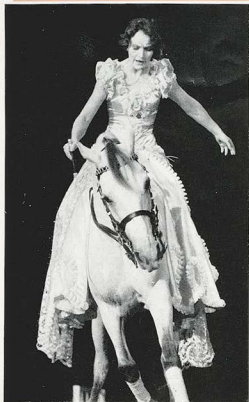
Fragt Trudl ihren Hans: „Warum hängt denn dem Hund die Zunge so weit heraus?“

Antwortet Hans: „Damit er das Gleichgewicht mit seinem Schwanz hält.“

Neue Krankheit

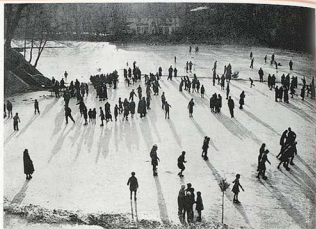
Nachdem das neue Mädchen seinen Dienst angetreten hatte, sagte die gnädige Frau: „Also, Julia heißen Sie. Na, hoffentlich haben sie keinen Romeo.“

„O na, gnä' Frau, ich bin ganz gesund.“



Variété

Aufn. Artur Grimm



Aufn. Dr. Libora mit Leica

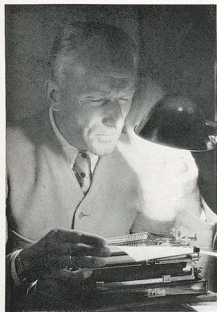
Was und wo man jetzt knipsen kann

Daß die Kamera immer und auf allen Wegen treuer Begleiter sein soll, steht in allen Lehrbüchern. Und mancher Amateur nimmt seine Kamera auch während der jetzigen Zeit zur Hand, um nach Motiven auszuschaun. Doch kehrt er enttäuscht wieder heim. Enttäuscht deshalb, weil all die Motive-Ideale doch in der Großstadt scheinbar nicht so recht zur Darlegung kommen. Und damit wird jede Buchweisheit ungültig, jede Anregung und Aufmunterung unnötig. Die Fotografie ruht, bis der Frühling seinen Einzug hält.

Und das ganz zu Unrecht. Denn auch jetzt können wir fotografieren. Und weil wir viele Motive finden, die später nicht vorliegen, ist es grundfalsch, die Kamera irgendwo beiseite zu legen und fasten zu lassen. Richtige Anregungen — das ist es, worauf es bei jeder fotografischen Tätigkeit ankommt, und richtige Anregungen werden insbesondere jetzt nötig sein.

Sehen Sie sich einmal das vorliegende Jugend-Heft im Hinblick auf die fotografischen Beilagen besonders gründlich an! Oder betrachten Sie sich diesen bunten Bilderbogen auf der Foto-Seite genauer. Da ist eine fabelhaft geschickt erliefte Variété-Aufnahme darunter, entdecken Sie ein neuartiges Heimporträt, das den bekannten Fotoschriftsteller Windisch zeigt, eröffnet eine Eisfläche mit ihren Schlittschuhläufern eine interessante und übersichtliche Perspektive und gibt unser Skiläufer einen lebendigen Schnappschuß.

Das sind ein paar Anregungen für Innen- und Außenaufnahmen. Bei allem aber wollen wir beachten, wie das Licht zum wesentlichen Gestalter wird. Aufstäubenden Schnee, Zigarrenrauch, eine glitzernde Eisfläche — das alles ist gerade mit Hilfe des Lichtes durch eine richtige Wahl der Beleuchtungsrichtung klar zur Darstellung gebracht und gibt diesen Motiven ihren besonderen fotografischen Wert.



H. Windisch

Aufn. S. Reiserer



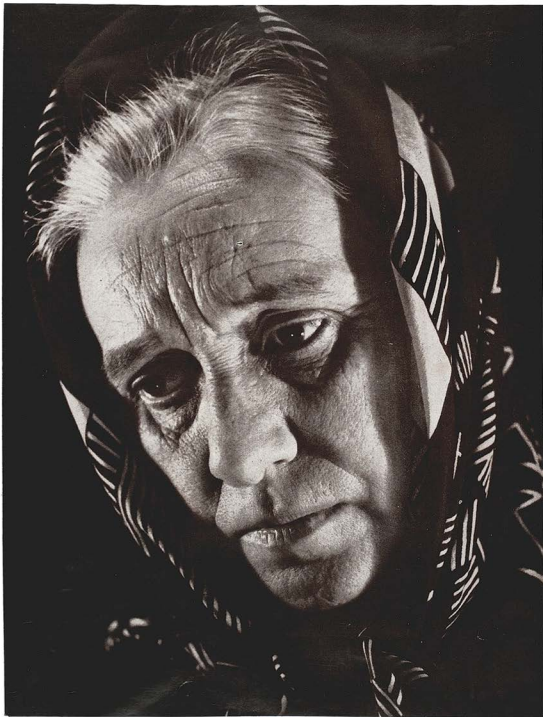
Spitzkehre

Aufn. Prof. Krückenhaus

J U G E N D

NUMMER 7 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Und das Leben war Mühe und Sorge

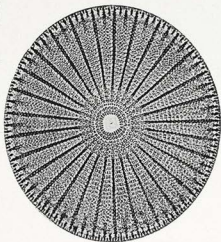
Aufn. Otto Jilauer

KUNSTFORMEN IN DER NATUR



Oben:
Diatomeen, eine Fundgrube
für reizvolle Formgebilde

Rechts:
Arachnidiscus (200X)

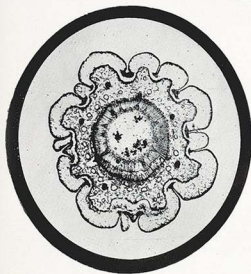


Noch immer viel zu wenig schöpfen wir Anregungen aus dem Reiche der Natur, wo sie uns in zahlreicher Vielseitigkeit geboten werden. Wir haben es dabei nicht nötig, geschulter Biologe zu sein, um die Einzelfunktionen aller Teile zu wissen; viel wichtiger ist Schauen, ist ein offenes Auge für die Schönheit von Formen und Linien.

Ein Blick an das Mikroskop läßt aus einer zunächst bunt durcheinander erscheinenden Vielheit klare Gebilde erstehen. Wunderbare Rundformen z. B. liefern Diatomeen und Querschnitte. Durchweg geht es um immer neue und andere Gebilde.

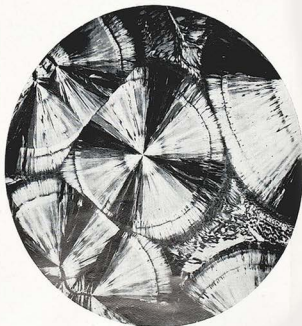
Nicht Systematik und Pedanterie dürfen von einer Naturbetrachtung zurückhalten. Denn das ist für uns nicht das Wichtigste. Wesentlich bleibt, daß wir Formen von reiner Klarheit sehen, die unser Verstehen und Schaffen schulen, uns der Empfänglichkeit für elementaren Gehalt näher bringen, über den allein wahre Kunstwerke entstehen.

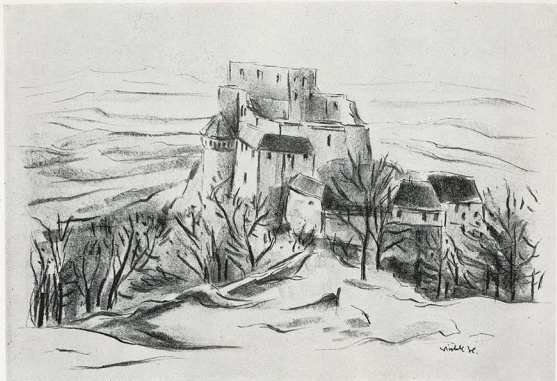
4. Aufl. R. Wesche, Barleben



Oben:
Picea excelsa (18X)

Rechts:
Sallcin-Rosetten in polarisiertem Licht (30X)





Ruine Rechberg im Schwäbischen

Reinh. Winkle

ADRIENNE UND DIE GLÜHLAMPEN

Erzählung von Hermann Knothe

Es war in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts. Wolfram Gaffel schrieb an einer Oper in drei Akten. Das Werk war in großen Zügen festgelegt. Im Grunde fehlte dem Komponisten nur noch eine volksliedhafte Melodie, die seine Heldin Adrienne zu Beginn des zweiten Aktes singen sollte. Gaffel wünschte, daß es eine ganz einfache Weise sei, aber so einschmeigend und berückend, daß niemand am Abend der Aufführung das Opernhaus verlassen könne, ohne dieses Thema zu summen. Gaffel mühte sich tagelang, wochenlang, die rührende Melodie zu finden. Vergeblich. Das Großstadtleben schenkte ihm die Eingebung nicht.

Eines Tages traf er das Ehepaar Freytag auf der Straße. Diese Freunde besaßen im Taunus ein kleines Waldhaus, in dem Gaffel schon manche Wochen komponierend zugebracht hatte. Kaum waren ein paar Worte gewechselt, da wurde dem Tonsetzer klar, daß er sein Adrienne-Lied finden würde. Er bat Freytags um Erlaubnis, seinen Wohnsitz wieder für einige Zeit dorthin verlegen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gern erfüllt.

Das Haus der Freytags lag tief versteckt im Walde. Bahnstation war eine hübsche kleine Taunusstadt. Von dort mußte man noch eine halbe Stunde zu Fuß gehen. Wer vom Dasein des verschwundenen Schloßchens nichts wußte, würde es kaum jemals gefunden haben.

Gaffel langweilte sich auf der Bahnfahrt. Ihm gegenüber im Abteil saß nur ein weibliches Wesen von so unscheinbarem Äußeren, daß er keine Lust empfand, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Schließlich fuhr der Zug, der sich niemals schnell vorwärts bewegt hatte, noch langsamer. Gaffel und seine Reisegefährtin erhoben sich, um das Gepäck aus dem Netz zu nehmen. Die Lokomotive hielt, und die Abteiltüren wurden geöffnet.

Die Dame, ein kleines und anscheinend sehr leichtes Köfferchen in der Hand schwingend, begann, während sie sich zum Aussteigen anschickte, eine Melodie vor sich hinzusummen.

Gaffel horchte auf wie ein altes Soldatenpferd, das ein Signal wiedererkennt. Das — das war es, was er brauchte! Diese Weise; schlicht, süß, ohne süßlich zu sein...

Verflucht! Wo war die Sängerin geblieben? Dort, schon weit weg auf dem Bahnsteig! Gaffel sprang ihr nach. Da war sie schon durch die Sperre. Er zwängte sich rücksichtslos in die Menge ein. Da war sie schon verschwunden.

Gaffel ließ sein Gepäck an der Bahn, rannte in das Städtchen und begann aufs Geratewohl zu suchen. Natürlich war alles Nachforschen vergeblich. Sollte er die Menschen anhalten und auskundschaften: Haben Sie vielleicht ein weibliches Wesen von unbestimmtem Äußeren und unbestimmtem Alter gesehen? Höchst mißmutig bezog Gaffel sein Waldhaus. Er versuchte, die ersehnte Melodie aus den paar Tönen, die ihm haften geblieben waren, aufzubauen. Fruchtloses Unternehmen!

Gaffel war ein armer Teufel. Er hatte in seinem jungen Leben schon manches Gute geschrieben. Zwar ertönte er „klingenden“ Lohn, aber er klang selten nach Münze. Jeden Morgen mußte er selbst in das Städtchen hinuntergehen, um das Essen für den Tag einzukaufen. Er war sein eigener Koch, sein Stubenmädchen. Sparsam leben, nichts unnötig ausgeben, mit allen Anschaffungen warten, bis einmal „Adrienne“ etwas abwerfen würde! Das Haus im Wald war dunkel. Gaffel liebte helle Räume. Dennoch erlaubte er es sich erst am Abend, eine Arbeitslampe anzustecken. Das Licht, das er verbrauchte, mußte er selbst bezahlen; außerdem war die Mehrzahl der Kohlenfadenbirnen, die man damals benutzte, dem Ende ihrer Spendekraft näher als dem Beginn.

Gaffel dachte gar nicht mehr über sein Adrienne-Lied nach; alles Bemühen war doch umsonst. Er schrieb an anderen Teilen der Oper. Doch noch niemals war, ihm der Genius dieses Ortes weniger hold gewesen als jetzt.

Eines Nachmittags erschienen Herr und Frau Freytag. Das war



Dämon Winter

Aufn. Othmar Tatzel

eine angenehme Unterbrechung der Einsamkeit. Gaffel wollte es sich in seiner Freude etwas kosten lassen. Zu Ehren der Gäste schaltete er das Licht in allen Räumen ein, damit sie ihr Haus in seiner ganzen Schönheit sähen. Kaum hatte die Besichtigung der wohlvertrauten Räume begonnen — da klingelte es von neuem an der Haustür. Allgemeine Überraschung! Wer konnte sich in diese Einsiedelei verirrt haben? Gaffel öffnete. Der Telegraphenbote, der vom Städtchen heraufgekommen war! Neues Erstaunen; wer schickte dem einsamen Junggesellen in seine Zuflucht eine Depesche? Der Direktor der Oper drahtete, er interessiere sich lebhaft für „Adrienne“; Gaffel möge sofort zurückkommen und aus dem Manuskript vorspielen.

Der junge Tonsetzer war außer sich vor Freude. Der Telegraphenbote bekam ein dickes Trinkgeld, Freytags wurden in einem Jubeltanz herumgewirbelt. Die Freunde verstanden Gaffels Erregung. Damit er in seiner frohen Stimmung nicht allein bleibe, beschlossen sie sogleich, mit ihm zu fahren. Gaffel warf seine Siebensachen in den Handkoffer, in größter Hast wurde das Haus verschlossen, und im Laufschrift ging es an die Bahn.

Es verstrichen einige Wochen. Gaffel gab die fertigen Teile von „Adrienne“ zu Gehör und hatte großen Erfolg. Aber jedesmal, wenn der glückliche Komponist Beifall erntete, pflegte er, ver-schämt lächelnd, zu sagen: Sie kennen noch nicht das Lied, das Adrienne am Anfang des zweiten Aktes singt...!

Dann, wenn er allein war, überkam ihn Verzweiflung. Denn dieses vielversprechende Lied gab es noch nicht und — was schlimmer war — wollte sich auch nicht einfinden. Die Melodien, die ihn heimsuchten, waren entweder zu schwer oder zu leicht oder nicht zart genug.

Gaffel versuchte es noch einmal mit ein paar Tagen im Freytagschen Waldhaus. Nach den Wochen der Aufregungen tat ihm bereits die Bahnfahrt wohl; am meisten erfrischte der Aufstieg durch die einsame Schneise. In gehobener Stimmung schloß er die schwere alte Pforte des Landhauses auf.

Aber er prallte zurück. Hier sind Einbrecher! Lichter brannten. Gaffel war nicht feige. Doch er hatte keine Waffe bei sich. Auf Zehenspitzen schlich er sich ein. Von Zimmer zu Zimmer suchte er in Nischen und hinter Türen Deckung. Nichts regte sich. Kein besonderer Laut und keine fremde Erscheinung. Gaffels Herz, das anfangs wütend gepocht hatte, begann, sich zu beruhigen. Der junge Mensch fing an, nachzudenken. Sein Blick umfing eine Birne, die vor ihm brannte. Sie leuchtete trüb wie ein Öllämp-

chen, und das Glas hatte schwarzen Beschlag. Eine andere, die daneben, an der gleichen Krone angebracht war, brannte nicht; dafür war sie so dunkel, als decke sie ein Trauerflor...

Mit einem Schlage erkannte Gaffel, was geschehen war. Damals, als das Telegramm kam und man in größter Eile das Haus verließ, hatte er sämtliche Lichter brennen lassen!

Zuerst empfand er tiefe Freude darüber, daß er es nicht mit Einbrechern zu tun hatte. Dann überfiel ihn ein Schrecken. Wieviel Schaden hatte seine Hast angerichtet! Die meisten Birnen waren ausgebrannt, die anderen flackerten nur noch. Und der Strom, der in der Zwischenzeit verbraucht worden war!

Gaffel überzählte seine Barschaft. Ein wahres Unglück. Jetzt mußte er sein bißchen Geld für neue Glühlampen ausgeben. Und wovon sollte er nachher leben?

Er kämpfte mit sich. Er beschloß, wenigstens einige neue Birnen zu kaufen.

So heiter, wie er heraufgekommen war, so bedrückten Herzens stieg er die Schneise hinab. Am Eingang des Städtchens erkundigte er sich nach Läden, in denen man Glühlampen kaufen könne. Es gäbe nur einen dieser Art, erklärte man ihm und wies ihm den Weg.

Gaffel betrat das kleine Geschäft und fragte nach dem Preis der Birnen. Es wurden ihm einige Lampen vorgelegt.

„Wie bitte?“ In seiner Zerstreuung hatte er kein Wort verstanden. „Wie bitte?“ Der Preis, der ihm genannt wurde, schien ihm riesig hoch.

Er sah vom Ladentisch auf. Plötzlich stieß er einen Schrei aus. Die Person, die ihm die Lampen anbot, war das Fräulein, das beim Verlassen des Zuges sein künftiges Lied geträllert hatte! Wenige Minuten später stand die alte Volksweise, die jenes Mädchen in der hessischen Heimat erlernt hatte, auf Gaffels Notizblock. Und sofort war ihm klar, wie er die Melodie umstellen würde.

Halb außer sich vor Siegesbewußtsein kaufte er so viel Birnen, wie ihm seine Barschaft erlaubte.

„Sie wissen gar nicht, was Sie mir mit diesem Lied für ein Geschenk gemacht haben, Fräulein... Wie heißen Sie denn? Mit dem Vornamen, meine ich!“

„Och“, entgegnete die Verkäuferin zögernd, „ich habe so einen komischen Namen.“

„Na, wie ist er denn?“

„Adrienne.“

DIE FILM - JUGEND

CONDOTTIERI:

Der deutsch-italienische Gemeinschaftsfilm „Condottieri“ ist ein Hochgesang auf alles Große und Schöne, auf die Tapferkeit und auf die Lauterkeit der Herzen. „Condottieri“ ist die Verwirklichung eines Traums des Darstellers und Regisseurs Luis Trenker, der mit diesem gigantischen Werk zeigen will, was der Film von heute vermag, wenn eine große Idee und ein großes Können ihm Richtung und Gestalt geben.

Luis Trenker

Der Kämpfer und Künstler

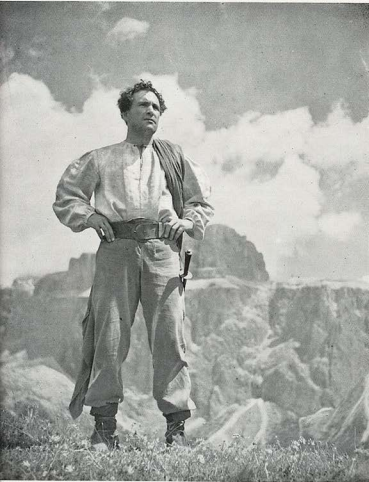
Wer mit Trenker arbeitet, lernt den „Götz“ auswendig. Und Trenker hat Grund dazu, das klassische Zitat reichlich anzuwenden. Den Grund und auch das Recht, Luis Trenker mißt alles an seiner eigenen Leistung. Was kann er dafür, daß die anderen da nicht mitkommen?

Er ist einer der vitalsten Menschen unseres Jahrhunderts, eine von den kernigen Naturen, die nicht umzubringen sind. Aber niemals vergeudet Trenker seine Kräfte im Genuß. Sein Leben gehört der Arbeit.

Es passiert bei jedem Film hundertmal, daß seine Mitarbeiter wie die Fliegen umfallen, vor Müdigkeit und Hitze und zu

wenig Schlaf. Luis Trenker ist dann noch springlebendig. Er stutzt dann wohl ein wenig und zieht die Stirne kraus, weil er eigentlich weiterarbeiten wollte, aber dann packt er seine Leute ins Auto und schofiert sie ins Quartier, auf Straßen, die einen geüben und ausgeruhten Wagenlenker grau und zittrig machen können.

Dieser schier beispiellose Kräfteüberschuß bestimmt auch das Schaffen des Künstlers Luis Trenker. Der Film wurde für ihn der große Daseinsinhalt. In verblüffend kurzer Zeit wurde aus dem Darsteller Trenker der Spielleiter, der Filmschöpfer. In seinen Händen wurde und wird alles zum Leben erweckt, wird das Kleine und Kleinste ein



Ereignis und ein Stück von einem großen Ganzen. Dieses Wirken im Universellen hat zuletzt die internationale Bedeutung Luis Trenkers entschieden.

Ohne Kampf ist dies Leben undenkbar. Das Leben schenkt uns nichts, und auch Luis Trenker mußte zugreifen und mit dem Engel des Tobias ringen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Ein Kampf um des Kampfes willen wäre längst verblasst und versandet, Trenker jedoch hat ein Ziel, das des immer neuen Einsatzes wert ist. Und dieses Ziel ist die Verteidigung alles Großen und Edlen in der Welt gegen den Ansturm des Gemeinen und Flachen und Müßigen. Das ist wie eine Flamme, die Trenker auf seinem Wege vorangeht.

Jeder seiner Filme ist ein Bekenntnis dieser hohen und idealistischen Weltanschauung. Und das ist das Große an Trenker: er debattiert nicht, er trägt nicht vor, er gestaltet! Er zwingt uns seine Auffassung vom Dasein auf, indem er das, was wir wollen, uns vorlebt. Und darum ist Luis Trenker immer sein eigener Darsteller, darum genügt es ihm nicht, ein Drehbuch zu schreiben. Er weiß, daß er alles von Anfang bis Ende selbst schaffen muß, alles! Dieses „Muß“ ist ihm nie eine lästige Verpflichtung. Er ist unermüdlich aus Begeisterung, aus einem inneren Drange. Luis Trenker hat die Unrast des Schöpfers, der nur zu gut weiß, daß er nie vollenden kann. „Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß!“ Das Dichterwort ist ihm aber keine Beruhigung und kein eitles Spiegelbild, es setzt nicht Fett bei ihm an, es wird ihm täglich zu immer neuem Antrieb.

CONDOTTIERI — Inhaltsangabe

Zwei Monate schon belagert Cesare Borgia die Burg des Herzogs von Lombar-do, aber noch immer widersteht die Feste. Da trifft ein gut gezielter Schuß den Herzog, und Catarina, sein Weib, kann ihm nur noch die Augen zudrücken und ihm das Schwert aus der Hand nehmen. Ihr Entschluß, die Burg weiter zu verteidigen, wird zunichte gemacht: ein Soldat Borgias hat die Mauer an einer abgelegenen Stelle überstiegen und Giovanni, ihr einziges Kind, geraubt. Giovanni in den Händen der Belagerer, als Tauschobjekt! Um das Leben ihres Kindes zu retten, gibt Catarina die Burg auf, verläßt mit ein paar Getreuen die Gegend und wandert dann, trotz der Versicherung des ungehinderten Abzugs, heimlich in die unwegsamen Berge. Hier reift Giovanni zum Manne heran. Wohl gleicht er, als er nach dem Tod seiner Mutter von dannen zieht, eher einem Bauern als einem Herzog, aber der alte Stolz derer von Lombar-do ist in ihm rege, und es ist sein Wille, die Burg seiner Väter zurückzugewinnen.

In der Lombardei rasseln die Trommeln der Werber, der Condottieri Malatesta lagert in der Gegend von Florenz, und zu ihm stößt Giovanni. Er gibt den Söldnern, die ihn wegen seines Aussehens hänseln wollen, ein schneidige Lektion, und sein Draufgängertum macht die vier Haudengen Pedro, Birbo, Barbo und Sanzio zu seinen Freunden. Aber Giovanni wird nie einer von den Soldknechten werden, nach dem ersten Rausch des Blutes und des Beutemachens meldet sich sein besseres Ich, und es gelingt ihm, seine vier Freunde zu überreden, mit ihm nach der Lombar-den-burg zu ziehen. Der Vogt des Kastells wird überrumpelt, bald geht die Fahne Giovanni auf dem höchsten Turm der Burg hoch.

Malatesta, Borgia und die anderen Gegner der Lombar-di setzen es durch, daß der Rat von Florenz Giovanni auffordert, sich vor Gericht zu verantworten. Und während Nino, ein Troubadour, auf Giovanni Geheiß das Land durchzieht, ein Lied singend, das nur noch eine kennt: Maria, Giovanni kindliche Spiegelgefährtin, reitet der junge Lombar-do nach Florenz und entkräftet dort die gegen ihn vorgebrachten Anklagen.

Auch Giovanni stellt eine Miliz auf, einen Heerhaufen aus Freiwilligen, die nicht dem Loos des Soldes, sondern der Parole: „Für ein geeintes und größeres Vaterland!“ folgen. Im Gegensatz zu den bunten Söldnerscharen der anderen tragen Giovanni Anhänger eine einheitliche Tracht. Sie schwören einen feierlichen Eid bis zum letzten Blutstropfen für ein geeintes Vaterland zu kämpfen.

Der starke Zulauf, der Giovanni Haufen vergrößert, erschreckt die Condottieri. Malatesta schickt seine schöne Kurtisane Tullia zu Giovanni, damit sie heimlich Gift in seinen Becher trüffle. Aber Tullia, von einer immer stärkeren Zuneigung zu dem jungen Lombar-do erfaßt, entdeckt ihm das Komplott. Am nächsten Morgen reitet Giovanni mit den Seinen nach Florenz, der Rat der Stadt soll einmal erkennen, was wirkliche Soldaten sind! Gewaltig ist der Eindruck, den die straffe Disziplin der schwarzen Scharen macht, aber Malatesta und seine Umgebung



erzwingen es, daß Giovanni des Hochverrats beschuldigt und in den Kerker geworfen wird. Ein übermächtiges Aufgebot hält Giovanni Leute in Schach, sie laufen verwirrt und enttäuscht auseinander. Nur die vier Freunde Giovanni sind auf dem Posten. Sie dringen nachts in den Kerker ein, machen die Wächter nieder und bringen den Getriebenen in Freiheit. Unterdessen zieht Nino mit seinem Marienlied durch die Lande. Ein zweites Lied hat er gelernt: das große Werbelied für Giovanni, für die Freiheit und für die schönere Zukunft. Und überall wird seine Stimme gehört und sein Wort verstanden. Giovanni aber wandert mit seinen vier Getreuen in die Berge von Savoyen. Auf einer Hochgebirgspalm findet er die Gefährtin seiner Kindheit, Maria. Das Lied, das sie sang, hat sie ihm verraten. Die so lange Getrennten nähern sich nun in einem traumhaften Wiedererkennen. Maria folgt ihrem Giovanni im Kleid eines Pagen, auch dann, als dieser im Heerhaufen des französischen Condottieri d'Argentiere nach Florenz marschiert. Und hier, in Florenz, stößt Giovanni mit seinem alten Gegner Malatesta zusammen. Ihr wütender Zweikampf ist das Signal zu einem ungeheuren Aufbruch. Aus allen Gassen strömen die Anhänger Giovanni herbei. Malatesta ist im Duell unterlegen, aber

Giovanni hat ihm, einem Rat Marias folgend, das Leben geschenkt. Freudenfeuer verkündeten den Triumph Giovanni und seiner guten Sache. Der Heilige Vater in Rom gibt ihm den Segen, und jetzt kann der junge Lombar-do Maria zum Altar führen. Eine ganze Nation genießt das Glück eines längst verdienten Friedens. Aber Malatesta hat inzwischen Verbündete gefunden. Ein gewaltiger Heerwurf dringt in das Land ein. Giovanni führt ihm seine Truppen entgegen. Fürchterlich ist die Schlacht, und schon neigt sich das Kriegsglück Malatesta zu. Giovanni ist von einer Kugel getroffen und muß sich den Arm amputieren lassen. Das Siegesgeschrei der Feinde dringt bis in sein Zelt. Da läßt der todwunde Mann sich sein Schwert geben und erhebt sich mit seiner letzten Kraft. Der eine Arm, der ihm geblieben ist, trägt das Schwert. Und dieses Schwert schleudert er den Feinden entgegen. Für die Seinen ist das ein Signal, wie ein Keil in die Front der Gegner vorzustößen, und ehe der Tag verdammt, ist die Schlacht für Giovanni entschieden. In Giovanni's Zelt aber stehen Offiziere und Soldaten um ein Totenbett. Drei Kerzen brennen zu Häupten Giovanni und geben seinem Antlitz die Majestät des Todes und die steinerne Größe der Unsterblichkeit.

WILHELM RAABE über Lesen und Bücher

Erst durch Lesen lernt man, wieviel man ungelesen lassen kann.

Man soll nur Bücher lesen, vor denen man in den großen Krisen des Lebens keinen Ekel empfindet.

Es gibt gewachsenen Boden und aufgeschütteten.
Es gibt Werke, die aus gewachsenem und solche, die auf aufgeschüttetem Boden gewachsen sind.

Durch die wirklichen Bücher fassen wir den Geist, der außerhalb von soundsoviel Drucklettern, soundsoviel Druckpapier und des mehr oder weniger bunten Umschlages steht, und sagen einfach, d. h. mit bebendem Herzen: „Da haben wir ihn!“

Ein drollig Buch, das sich durch Generationen lebendig erhält, ist immer ein ernst anzusehendes Buch.

Es ist am Ende doch nur der Ernst in den Büchern, welcher sie erhält.

Hans Arthur Thies und Alfons von Csibulka: „Der deutsche Soldat in der Anekdote“. Mit Buchschmuck von Otto Resch. Verlag Braun & Schneider, München, 1936. 120 Seiten in Taschenformat. Geschenkeinband Ganzleinen 2,80, geheftet 1,90 RM.

Hindenburgs Wort: „Erstes erlebt der Soldat genug; aber sich freuen und wieder einmal lachen will der Mann!“ ist diesem Buche verpflichtend vorangestellt. In einer geschlossenen Meisterleistung, der Otto Resch mit sparsamsten Mitteln wirken den Buchschmuck einfügte, haben seine Verfasser das Wort unseres größten Feldherrn befolgt. Im gesamten deutschen Soldatenschrifttum gibt es kein Werk — sei es auch noch so gründlich und umfassend —, das, wie dieser unscheinbare schmale Band, uns den Geist wahre Soldatentums aus drei Jahrhunderten so trefflich nahebringt vermöchte. Den alten und den jungen Soldaten wird beim Lesen, oder wenn daraus vorgelesen wird, das Zwerchfell schütteln oder das Herz höher schlagen. Denn es ist ein Buch — nach Form und Inhalt ein echtes Brevier —, das man gern, auch in Brotbeutel und Tornister, mitnehmen wird, um daraus vorzulesen. In stiller oder lauter Freude wird sich jeder einreihen in die lachende Mannschaft, die für Deutschland seit je marschiert.

In dem Bilde des Soldaten, das hier in elf herrlich geschlossenen Stücken*) geschaffen wurde, wird jeder, der mit Leib und Seele Soldat war oder ist, sich, die Kameraden und seine Führer wiedersehen und erkennen. Das Vorbild, das die junge Mannschaft aus diesem Buche anspricht, ist verpflichtend für das ganze Leben: „Seid ihr — wie wir! Werdet echte Soldaten — ganze Männer!“

So wünscht die „Jugend“, daß dieses Soldaten-Brevier besonders der Jugend in die Hand komme. Ihr Jungen — nehmt es mit auf eure Fahrten, eure Märsche — bildet euch an diesem Vorbilde, das euch ergreift und erhebt! Lernt daraus, daß karge Worte im Leben des Soldaten Taten bedeuten und seine Taten viele Worte erbringen können!

Erich Homuth

Hans Arthur Thies:

Auf dem Feldherrnhügel

Der Marquis d'Argens besuchte Friedrich II. gegen Ende des Siebenjährigen Krieges in Leipzig, zu einer Zeit, wo nach des Königs eigenen Worten alles drunter und drüber ging. Der Marquis fand den königlichen Feldherrn in einem Zimmer auf dem Boden sitzend und — seine Hunde füttern. Mit einem Stöckchen hielt er Ordnung, daß jedes Windspiel sein Teil bekäme, und der erstaunte d'Argens schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Wie werden sich doch die fünf großen Mächte



von Europa, die sich wider den Herrn von Preußen verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt tun! Sie werden etwa glauben, er mache einen gefährlichen Plan zum nächsten Feldzug, er sammle Gelder, oder er besorge die Magazine für Mann und Pferde, oder er entwerfe Negotiationen, um seine Feinde zu trennen und sich neue Alliierte zu schaffen. Nichts von alledem! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde.“

Diesen Gleichmut bewahrte der König auch in der Stunde, wo die Würfel fielen. Als

er mit seinem Heer in der Neumark stand, den Russen gegenüber, die sich am jenseitigen Flußufer sammelten, ritt er, nur begleitet von seinem Adjutanten und einem Reitknecht, hinunter an den Fluß. Der Adjutant machte ihn auf die Gefahr aufmerksam; aber er richtete sein Fernrohr aus und begann zu beobachten. Sofort eröffnete eine vorgeschobene russische Batterie von drüben das Feuer, und die Kugeln schlugen ringsherum ein. „Euer Majestät sind hier in augenscheinlicher Gefahr!“, riefte ihn der Adjutant am Rock, „Hut und Mantel sind schon grau von der spritzenden Erde!“ Immer beobachtend, murmelte Friedrich: „Wenn Er sich fürchtet, so reißt Er nur zurück!“ Erst als alle Beobachtungen gemacht waren, sagte er zum Reitknecht: „Nun ist's gut, nun kannst du zusammenpacken!“ Und ritt leicht und unbekümmert durch den beständigen Kugelregen zurück. Vor der Schlacht bei Leuthen gab er — nach seiner berühmten Ansprache — dem Offizier, der ihn mit einem Reiterzug während der Kämpfe decken sollte, den Auftrag: „Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich dem Feinde nicht in die Hände falle. Bleibe ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht weiter, und der Feind — der wird geschlagen!“

Das Beispiel dieses „Lehrmeisters der Kaltblütigkeit“ wirkte auch auf anders gartete Temperamente nach. Der alte Blücher war gewiß kein Mann der Seelenruhe und des Generalstabes, sondern ein wilder Haudegen und Draufgänger; aber wenn ihn die Ruhe überkam, dann gründlich, dann wurde sie zur Nilpferdhaut. Bei Großgörschen ging es hoch her, aber „mittlen mang“ stand Blücher, in aller Seelenruhe seine Pfeife rauchend. War sie leer, so reichte er sie über die Schulter zurück, und sein treuer Piepenmeister Hennemann gab ihm eine frischgestopfte. Blüchers Umgebung drängte schon lange von dem gefährlichen Pfaster weg; aber der Marschall stand bombenfest und paffte weiter. Plötzlich rief alles: „Exzellenz, eine Granate!“ und eine Erdfontäne ging hoch. Aber der Alte sah nur mit verächtlicher Gebärde zu, wie sie kreperte, und sagte: „I, so laßt doch den Deubel!“ Und reichte seine Pfeife über die Schulter.

In dem Gefecht bei Hainau gab er dieser Gemütsruhe gerade im brenzlichsten Augenblick drastisch Ausdruck. Ein Adjutant kam auf den Feldherrnhügel gesprang und rief in höchster Aufregung mit schicksalsschwanger Stimme: „Mein Kommandeur

lächelt Ihnen melden: die Franzosen stehen in ihren Rücken. Napoleon dringt in Eilmärschen vor!“ — „Sagen Sie Ihrem Kommandeur, ich sei sehr erfreut“, antwortete Blücher, „denn wenn das stimmt, so ist der Racker von Napoleon auf dem rechten Wege, mir eine besondere Ehre zu erweisen, zu der er nur von hinten kommen kann!“

Im belagerten Kolberg fand Gneisenau Anlaß, seine Offiziere mit einer knappen Bemerkung zusammenzureißen. Als Major und Festungskommandant gab er gerade im Kreise seiner Offiziere die Befehle aus, als plötzlich zwei französische Kanonenkugeln heulend und fauchend durch die Luft flogen. Damals flogen die Kugeln noch langsamer, und so konnte man ihnen wohl auch einen Begleitterzug unterlegen. Diese zwei nun flogen so dicht über die Köpfe weg, daß es in den Ohren dröhnte und einige Offiziere sich umsahen. Da sagte



*) Inhalt: Bunt ist der Rock / Drauf mit Blücher / Nur mit der Ruhe / Ein rauher, aber herrlicher Ton / Auf dem Feldherrnhügel / Husarenstreich / Der Lorbeer des Soldaten / Ein rechtes Wort am rechten Ort / Und dann die kleinen Mädchen / Soldaten-Diplomaten / Einer für alle — alle für einen.

Gneisenau streng: „Meine Herren, ich bitte, hier auf nichts weiter zu hören als auf das, was ich ihnen diktiere!“

Selbst ein König kann einmal die Nerven verlieren. Als in der Schlacht bei Königgrätz die preußischen Batterien zurückfuhren und das berühmte Haar, an dem alles hängt, immer dünner und dünner wurde, ging die Erregung auch auf König Wilhelm über. Er trommelte mit den Fingern auf dem Tisch: „Wie wird das ausgehen?“ — und nur Moltke bewahrte in der allgemeinen Spannung seine unerschütterliche Gelassenheit. Er wandte sich zum König und sagte: „Euer Majestät gewinnen heute nicht nur eine Schlacht, sondern den ganzen Feldzug.“ Das brachte einige Aufklärung. Als aber nach längerer Zeit das strategische Barometer wieder von Veränderlich zu Schlechtwetter schwankte, empfand sogar Bismarck das lebhafteste Bedürfnis, etwas klarer zu sehen. Da er aber wußte, daß Moltke, der große Schweiger, jetzt zu keinem weiteren Wort mehr zu bringen sein würde, dachte er sich einen Meisterstreich aus. Er ging zu dem Feldherrn, zog sein Zigarrenetui, in dem sich nur zwei Zigarren befanden und hielt es ihm hin. Moltke nahm sich eine Zigarre. Obwohl nun keine Silbe gefallen war, kam Bismarck sichtlich beruhigt, geradezu vernünftig zurück. Am Abend, nach gewonnener Schlacht, gab er die Erklärung: „Moltke suchte in aller Seelenruhe die bessere aus — und da hab' ich mir gesagt, wenn er das noch kann, dann muß es ja sehr gut um uns stehen!“ Und er fügte hinzu: „Ich habe dann die schlechte selber geraucht; aber ich kann versichern, daß mir noch nie eine Zigarre so gut geschmeckt hat!“

Im Januar 1871, als Garibaldi den Franzosen zu Hilfe eilte und der General von Werder aufzudeckende Berichte von der Lisaine schickte: daß es besser wäre zurückzuweichen, sich zu sammeln, neue Pläne zu fassen, sagte Moltke nur: „Euer Majestät werden wohl genehmigen, daß dem General von Werder geantwortet werde, er habe einfach stehenzubleiben und den Feind da zu schlagen, wo er ihn findet“

Diese „Ruhe in der Unruhe“, das unschätzbare Erbe aus einer harten Schule, hat im Weltkrieg ihre sichtbarste Verkörperung in Hindenburg gefunden.

Zu Füßen der Anhöhe, auf der Hindenburg während der Schlacht bei Tannenberg mit seinem Stabe stand, kamen fliehende Bauern vorbei, die in höchster Aufregung riefen: „Macht euch fort! Die Russen sind durchgebrochen! Sie kommen!“ Anfangs zollten die Offiziere diesen Rufen keine Aufmerksamkeit, zumal sie sahen, wie ruhig Hindenburgs Gesicht blieb. Als aber bald wieder Schwärme von Flüchtlingen mit Sack und Pack vorüberhasteten und schrien: „Die Russen sind da! Sie kommen! Sie sind hinter uns!“ ging doch eine gewisse Unruhe durch die Umgebung. Man blickte auf Hindenburg, gespannt, was er sagen würde. — Der Marschall machte nur eine kleine Handbewegung zu seinem Adjutanten: „Da, unter meinem Tisch, steht so schöne blaue Erika. Man soll einen Strauß davon pflücken und meiner Frau nach Hannover schicken.“ Das rann wie Knochenleim in alle Glieder, und von da an sah keiner mehr den anderen zittern. Dem gewöhnlichen Sterblichen bleibt diese Härting der Nerven zu „Stahlbändern der Seele“ immer ein Rätsel, und so braucht es uns nicht zu wundern, daß der eine oder andere zu gegebener Stunde versucht hat, hinter das teure Geheimnis zu kommen. Indes, die besten Geheimnisse können bekanntlich nicht verraten, sondern müssen erlernt werden. Ein Zivilist fragte Hindenburg einmal, was er zu tun pflege, wenn er aufgeregt sei. „Nun, da pfeife ich!“ antwortete der Feldmarschall. Das genügte dem Wißbegierigen noch nicht; er bohrte weiter: „Aber ich erinnere mich gar nicht, Exzellenz jemals pfeifen gehört zu haben!“ — „Stimmt!“ lächelte Hindenburg, „Ich reg mich auch nie auf!“

Aus: H. A. Thies und A. v. Cizbulka: „Der deutsche Soldat in der Anekdote“ Verlag Braun & Schneider, München, 1956. Ganzleinen 2,80 RM.

Aus polizeilichen Protokollen

Infolge seiner vorerhellten Wirkkraft war seine Ehe schon nach einem Vierteljahr mit einem Zwillingsspaar gesegnet...

Er schoß den Jäger ins hintere Bein...

Mein Sohn war zuvorkommend und schlug ihm mit dem Säbel auf den Kopf...

Er ist der einzige Auswuchs von sieben Geschwistern. Die anderen sind alle brav...

Der Verletzte befindet sich in großer Lebensgefahr, denn er steht in Behandlung von Dr. Weber...

Er ergriff den Müller und, nachdem er ihn tüchtig gebeutelt hatte, auch die Flucht...

Meier genoß früher den schlechtesten Ruf, ist aber seit einiger Zeit unheilbar geisteskrank...

Schulz ist ein roher, unbotmäßiger Mensch, der jeden Sonntag seine eigenen Gendarmen nötig hat...

Er besitzt vier Kinder und ist sonst über geschlechtliche Ausschweifungen nichts bekannt...

Auch erfuhr ich, daß sie schon als unbescholtene Mädchen hinter der Maske der Schwangerschaft Zigaretten geschmuggelt hat...

Die „JUGEND“ im Urteil der Presse:

Mit Beginn dieses Jahres hat diese bekannte Zeitschrift eine wesentliche, erfreuliche Umgestaltung erfahren. War sie bisher vor allem auf Unterhaltung eingestellt, so hat sie jetzt eine bedeutsame Erweiterung erfahren, indem sie vor allem junge Talente fördern will und Film und Foto, Theater und Bühne noch mehr einbezieht. Die beiden ersten Hefte sind ein guter Beweis für diesen neuen Geist.

Stuttgarter N.S.-Kurier vom 22. 1. 1937

Auch, wenn er nichts sagte, sah man ihm an, daß er die Unwahrheit sprach...

Vorher hatte er schon durch das Hinabwerfen Meiers über die Treppe angedeutet, daß er wenig mit ihm zu tun haben wollte...

Es ist schon vorgekommen, daß er an zwei oder drei Tagen in der Woche den blauen Montag feierte...

Auffallend war mir sofort, daß dem Beschuldigten das Bewußtsein des Meineids aus den Augen leuchtete...

Ich füge noch hinzu, daß mit dem Stock so heftig auf Hausmann eingeschlagen wurde, daß dieser in seinem oberen Teile zerbrach...

Er hieb so unarmherzig auf den Ochsen ein, bis es der gehorsamste Unterzeichnete nicht mehr aushalten konnte...

Aus Eingaben wegen des arischen Nachwuchses: (Gesammelt bei der Polizeidirektion München)

Bitte senden Sie mir meine arabishe Großmutter mit Geburt und Tod...

Wegen Instandsetzung des Beamtengesetzes brauche ich meine Großmutter...

Da ich in Hannover keine Kennntnisse besitze, komme ich zu Ihnen mit meiner Geburt...

Ich bitte um gefl. Auskunft, ob im dortigen Sterberegister mein toter Großvater erscheint. Er starb von 1821 bis 1860...

Heute komme ich zu Ihnen mit einer Angelegenheit, die Sie eigentlich gar nichts angeht: Ich brauche meine Großmutter, aber amtlich ist sie noch nicht gefordert...

Mein Schwiegervater gibt an, arisch zu sein. Müdlich kann man das nicht glauben, aber schwarz auf weiß kann man nicht daran zweifeln...

Ich quäle mich nun schon seit Jahren mit der Geburt meines Großvaters. Wollen Sie mich dabei unterstützen?

Gesammelt von Rolf Koeppel

DIE SEITE FÜR DIE FRAU

Frauenleben und Frauenwerk im gestalterischen Schaffen

ERDE UND ICH

Von Ina Seidel

Erde, du bist nicht älter als ich,
Wir sind in einer Stunde geboren.
Als ich dem Mutterschoße entwich,
Rolltest du aus äthernen Toren,
Strotzend bunt und dumpf.
So geschah es!
Staunend stand und stumpf
Ich und sah es.

Ja, da warst du mir hingerollt,
Großer Ball voll Saft und Farbe,
Strahlend meerblau, grün und gold,
Traubensüß in jeder Felsenarbe.
Und so durch und durch mit blanken Erzen
Angefüllt, mit Feuer und Kristall
Bis zu deinem flüß'gen Lava Herzen —
Muscheln, Apfel, Blumen überall!

Erde, als ich dich nun entdeckte,
Selig wann wir alle zwei!
Als ich meine Orpheusee weckte
Und der Wildnis Tiere zog herbei:
Die Gazellen und die Schlangen,
Pelikan und Kolibri,
Der Magnolie Blüten sangen,
Tönend, schwingend aufgezogen,
Löwen blickten sanft auf sie.
So geschah es.
Niemand kam dazu.
Erde, ich und du!
Und ich sah es.

Als ich Berge Flammen speien ließ
Und das Wort „Oase“ fand
Und dort Dattelpalmen sein ließ
In dem weißen Wüstenbrand!
Als ich die Eiszeit erdachte!
Und mit meiner Stimme Ton
Auf den Inseln Menschen machte
Als den einz'gen Robinson!

Erde, oh, dann quoll es über
Wimmelnd zwischen dir und mir.
Brütend lieg' ich wie im Fieber
Endlos über dir,
Ewige Brahmanen ruf ich,
Und mit meinem Hauch
Alle deine Völker schuf ich —
Die Chinesen auch. —

Aus: Ina Seidel, „Die tröstliche Begegnung“, Gedichte. Zweite, stark vermehrte Ausgabe der Neuen Gedichte. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin, 1933. 125 Seiten. In Leinen gebunden 2,50 RM.

Ina Seidels Werk Eine Übersicht

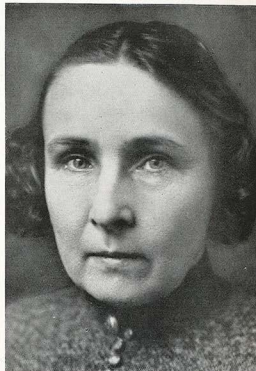
„Das sparsam ausgeführte Netz der äußeren Lebenslinien mag sich für den Leser meiner Gedichte mit dem farbigen Schmelz des Erlebens füllen.“ Aus diesen Worten, mit denen Ina Seidel ihren „Abriß des äußeren Lebens“ abschließt, wissen wir, daß die Gedichte für sie der Kern ihres Lebenswerkes sind. Durch ihre Gedichte hat sie sich schon früh bedeutungsvoll neben Ricarda Huch gestellt.

Nach vier Bänden lyrischer Gedichte: „Gedichte“ (1914), „Neben der Trommel her“ (1915), „Weltinnigkeit“ (1918) und „Neue Gedichte“ (1927), die vergriffen sind, entstand, stark vermehrt um Neues, ein Auswahlband des Bleibenden: „Die tröstliche Begegnung“ (1933 / 3,50). Dieser schmale Band umfaßt in strenger Auslese, was in ihrem Werk neben dem lyrischen Erbe unserer Großen in der Dichtung Bestand bedeutet, und die große Linie fortführt, die durch Goethe und Nietzsche, in der Musik durch Schubert gebildet wurde. Die Größe ihrer Gedichte ist in deren Innigkeit gegründet, die das starke Gefühl des Novallis und die volle Hingabe des Franziskus einschließt.

Der Erde fühlt sich Ina Seidel nahe und im Innersten verwandt. Der Erde gilt vor allem ihr Lied. Die Erde ist ihr die Mutter, die alle ihre Geschöpfe in sicherer Hut trägt. Ihr kosmisches Empfinden ist der Ausdruck starken Gottesglaubens. „Wenn Gott mir nah ist, bete ich zur Erde — — — ans Herz des Waldes leg ich meine Hände.“ Im Sicheinsfühlen mit aller Kreatur verspürt sie ergreifen Gottes Walten. Ihre „Dankgebete an die mütterliche Erde, ihre kultisch-sakralen Sänge, ihre inbrünstigen Jubelsalmen und verzückten Hymnen bergen erhebende und beglückende Klänge.“

Auch in ihrem erzählenden Werk ist Ina Seidel stetig gewachsen. Begonnen ward es mit dem Roman „Das Haus zum Monde“ (1916 / 4. Aufl. / 4,—), — mit dem wir die Entwicklung vier sehr

(Fortsetzung auf der folgenden Seite)



Aufn. Atlantic

Abriß des äußeren Lebens

Ich bin 1885 in Halle a. d. S. geboren, wo mein Vater damals als junger Arzt bei Volkmann arbeitete. Mein Vater war Mecklenburger und ein Bruder des Schriftstellers Heinrich Seidel. Meine Mutter stammt aus Riga; ihr Stiefvater war der Ägyptologe Georg Ebers — uns Kindern ein unvergleichlich gütiger Großvater, mit dessen Sommerheim in Tutzing am Starnberger See sich meine schönsten Erinnerungen verknüpfen. 1886 zogen meine Eltern nach Braunschweig, wo ich bis zu meines Vaters Tode, 1895, sehr glückliche Kinderjahre verlebte. Meine Mutter ging mit meinen Geschwistern und mir zunächst nach Marbach a. L., dann nach München. Hier habe ich in den Jahren 1897 bis 1907 meine stärksten und entscheidendsten Jugendeindrücke empfangen: München war zu jener Zeit das künstlerische Zentrum Deutschlands, und seine Atmosphäre mochte für jeden Keim einer Begabung günstig und triebkräftig sein. Ernstlich zu arbeiten aber begann ich erst nach einer schweren Krankheit, die mir in meinem 23. Jahr die Bewegungsfreiheit für lange Zeit raubte. —

Ich lebe seit 1907, verheiratet mit meinem Vetter, dem Pfarrer und Schriftsteller Heinrich Wolfgang Seidel, in Berlin, mit der Unterbrechung eines neunjährigen Aufenthalts in der märkischen Waldstadt Eberswalde.

Dies sparsam ausgeführte Netz der äußeren Lebenslinien mag sich für den Leser meiner Gedichte mit dem farbigen Schmelz des Erlebens füllen. Von meinen Prosabüchern stehen mir selbst „Das Labyrinth“ und „Das Wunschkind“ am nächsten.

Ina Seidel

unterschiedlich gearteter Kinder in einer kleinen Stadt erleben — als Auseinandersetzung mit der Frage: Zwang der Vererbung oder Leben aus eigener Freiheit? Nach einem Novellenbände „Hochwasser“ (1920 / 2. Aufl. / 4.—), in dem Menschen in innerlichster Einheit mit ihrer Landschaft geschaut werden, gewann die Dichterin schon mit dem dritten ihrer erzählenden Werke eine überraschende Höhe und Reife.

„Das Labyrinth. Ein Lebenslauf aus dem 18. Jahrhundert“ (1922 / 12. Tsd. / 8.—) entwirft den Lebensfaden Georg Forsters. Nach ihrem eigenen Bekenntnis steht Ina Seidel dieses Werk und „Das Wunschkind“ besonders nahe. Georg Forster (1754–95), der, schon in seiner Jugend ein Wunderkind, in jungen Jahren an Cooks zweiter Weltumsegelung teilnahm, der schon mit zwanzig Jahren als europäische Berühmtheit galt und eine Universitätsprofessur erhielt, hatte sein eigenes Leben als Labyrinth empfunden. Er geriet in die Wirren der französischen Revolution und starb arm und ausgezehrt, erst 41 Jahre alt, von allen verlassen, aber innerlich frei „nackt und bloß beim Minotaurus in der Kammer“. Die ganze Welt seines Jahrhunderts hat Ina Seidel in diesem Werke zu neuem Leben erweckt. „Denkmal eines starken Frauengeistes, wie wir deren nicht viele besitzen“, hat man es genannt.

Die vier zwischen 1922 und 1929 entstandenen Werke seien in diesem knappen Rahmen auch nur kurz erwähnt. In der historischen Erzählung „Die Fürstin reitet“ (1925 / 18. Tsd. / 2,30) wurde ein politischer Stoff aus der russischen Geschichte, die Thronerhebung der Großen Katharina II. in genialem Erfassen tief ausgearbeitet. — Der Roman „Brömsesholm“ (1927 / 9. Tsd. / 5,25) erzählt uns eine herbe Familiengeschichte aus der Nachkriegszeit, einen Erbschaftsstreit um einen Bauernhof, dessen Erbe bei seiner kaum noch erwarteten Heimkehr erleben muß, daß er ein Fremder wurde. — „Eine Junglingsgeschichte“ ward die Erzählung „Sterne der Heimkehr“ (1928 / 4. Tsd. / 6.—) genannt. In dem Erleben dreier Junitage wird alle Schönheit und Romantik der Jugend offenbar. — In der Erzählung „Renée und Rainer“ (1930 / 6. Tsd. / 4,80) werden die Fragen geistiger Führung und die Spannungen zwischen den Generationen und Geschlechtern durchleuchtet von letztem Verstehen dargestellt.

Das zweite erzählende Hauptwerk Ina Seidels „Das Wunschkind“ (1930 / 190. Tsd. / 6,50) wird die „Krone aller neueren deutschen Frauenbücher“ genannt. Auf mehr als tausend Seiten erzählt sie von einer Mutter und ihrem Kinde in chronikhaftem Stil, der zu-

tiefst diesem Stoff gerecht wird. Es ist unmöglich, auch nur annähernd die Fülle des Geschehens in diesem Buche wiederzugeben, das 1792 einsetzt und bis in die Befreiungskriege reicht. Vom Reitergefecht zu Aumetz, in dem Cornelias Mann fällt, bis zur Schlacht bei Groß-Görschen, die das Leben des Sohnes, des Wunschkindes, fordert, rollt — sich spiegelnd im Schicksal dieser Mutter und ihres Kindes — das gewaltige Geschehen einer sich neu ordnenden Welt in einer Fülle weltanschaulicher Kämpfe vor uns ab. In dieser Prüfung wächst Cornelia, die Mutter, weit über alles hinaus. Das letzte Wort dieses Werkes mag für das Ganze zeugen: „Aber der Tag wird kommen — und er muß kommen — da die Tränen der Frauen stark genug sein werden, um gleich einer Flut das Feuer des Krieges für ewig zu löschen. Der Tag, da der Geist — die Taube — unter dem heiligen Regenbogen über der wiedergeborenen Erde schwebt.“

Seit 1930 ist nur noch ein erzählendes Werk Ina Seidels erschienen. „Der Weg ohne Wahl“ gestaltet das unausweichliche Schicksal dreier Menschen, eines Geschwisterpaares und seines Freundes, beginnend in den letzten Vorkriegstagen 1914, das unter dem ungeheuren Erleben des Krieges eine heroische Steigerung erfährt. Die Wandlung des verlogenen Lebensstiles der Eltern durch unerbittlichen Kampf der Kinder wird zu erlösendem Ausklang geführt. Die Eindringlichkeit der Darstellung seelischer Spannungen, die die letzten Möglichkeiten ausschöpft, ließ ein Werk entstehen, das besonders hervorgehoben werden muß.

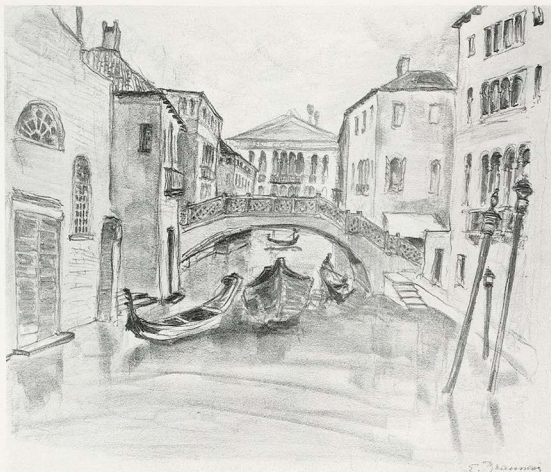
Ausgewählte Vorträge und Aufsätze bringt der Band „Dichter, Volkstum und Sprache“ (1934 / 4,25) als Stellungnahme und zuchtvoll gestaltetes Eingreifen in die geistige Entwicklung der Zeit bis in die Gegenwart, beseelt aus den verpflichtenden Kräften der Vergangenheit und Ewigkeit unseres Volkes. — Mit dem letzterschienenen Werk „Meine Kindheit und Jugend. Ursprung, Erbe und Weg“ (1935 / 15. Tsd. / 3,50) gewährt uns Ina Seidel einen Einblick in die entscheidenden Jahre ihres Werdens. Wir erkennen, daß die Kräfte des Erbgutes in dieser begnadeten Dichterin so stark strömten, daß innerem Gesetz gehorchend ein Gesamtwerk von wahrhaft europäischer Bedeutung in herrlicher Geschlossenheit entstand. E. H.

(Alle in dieser Übersicht genannten Werke Ina Seidels, mit Ausnahme des Bandes „Die Fürstin reitet“, der in den Rembrandt-Verlag, Berlin, überging, sind im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin, erschienen.)



Formvollendetes Glasgeschirr

Aufn. Jenaer Glaswerk Schott & Gen.



Aus Venedig

E. Braunois

Formvollendetes Glasgeschirr

In Lehrbüchern der Ästhetik können wir es lesen: Ist ein Ding zweckmäßig, dann ist es auch schön. Und erlesen schön und zweckmäßig ist das feuerfeste Geschirr aus Jenaer Glas. Das, was uns Frauen daran so begeistert, sind seine vielseitige Verwendbarkeit und die edlen Formen, die eine Zierde jeder Häuslichkeit sind.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß wir die ersten Backschüsseln, die ersten Teegeschirre aus Glas bewunderten. Wir wußten schon lange, daß es Flaschen für den Säugling, Gläser der verschiedensten Art für den Chemiker aus diesem feuerfesten Glase gibt. Aber solche Becher, Tassen, Kannen, Schüsseln — ja, Schüsseln, in denen man richtig backen und das Gebackene darin gleich auf den Tisch bringen kann, solche fabelhaft schöne Suppenterrine und Töpfe für Eierspeisen, Aufläufe, Gemüse und Puddings — die waren neu. Diese Auflaufform vom Feuer einfach in einen Teller gesetzt und schon ist fertig angerichtet.

Freilich, wir müssen da ein Vorurteil in uns überwinden. Denn mit dem Glas verbinden wir leichte Zerbrechlichkeit und äußerste Empfindlichkeit, wenn es mit heißer Flüssigkeit oder gar mit dem Feuer in Berührung kommt. Glas unmittelbar auf die offene Flamme? — Ja, das geht wirklich! Haben wir nur erst einmal aus eigener Erfahrung dies Vorurteil überwunden, dann werden wir uns auch gern all diesen schönen, zweckmäßigen Dingen aus Glas mit Freuden zuwenden.

Wenn man die Speisen ohne weiteres vom Herde auf den Tisch bringen kann, bleibt viel Zeit und Verdraß erspart, und die Speisen verlieren nicht mehr durch das Umfüllen ihr angenehmes Äußere.

Die Formen dieses Glasgeschirrs sind so vollendet schön, daß sie gutem Porzellan in Nichts nachstehen. Besonders für den Tee, für den wir hauchdünnes Porzellan so lieben, ist dies herrliche, durchsichtige Glas der rechte Werkstoff, das uns sein Aroma in köstlicher Reinheit ahnen läßt. Man braucht nicht unbedingt die Glastassen, man kann auch bei den feuerfesten Teegläsern bleiben. Aber reizend sieht ein Teetisch aus, der ganz mit Glas gedeckt ist. Und den Vorteil, daß man die Teefarbe ausgleichen kann, hat die gläserne Teekanne noch obendrein.

Der Gebrauch formvollendeten feuerfesten Glasgeschirrs ist ein Kennzeichen fortschrittlicher, kultivierter Häuslichkeit geworden.

Maya Homuth

Ein Buch für die fotografierende Mutter:

KINDER IM LICHTBILD

von Gerhard Isert. 6. Tausend, RM —.40

Das ist endlich die quiklebendige Anregung, die immer fehlte.

Im Vertrieb: OTTO KLEMM, LEIPZIG, Salomonstraße 16



Plattdütsche Dööntjes van usen Stammdisch

Use Stammdisch steit in'n bannig gemütliche Eck in usen Kroog. Wecke Kroog dat is, dat muggen ji woll wäten; awer dat geit nims wat an. Wi käänt d'r got henfin'n in drapt us dor jeden Sunnabend. Regelmäßig kamt Inspektor Meldörp, Meister Stürmann, Sekertär Dicke un Propertär Neemann. Ick höör d'r ok to. Luter junge Kiris twüschen töstig un achtig. Towielen kaamt ok noch woll'n paar meer. Wi sünd kien Vereen un hebbt ok kien Satzung; awer fiew Punkte, de stat fast: 1. Wi willt vergnügt wesen; 2. Aewelnemen is nich; 3. Wi willt us duzen; 4. Wi snackt platt; 5. Politik ward nich dräwen. Jeder möt wat bistörn to Unnerhoofen, un dat dot se ok. Ick hebb wecke van de Dööntjes, de dor so vertellt wur sünd, upschräwen. Sünd ok woll ole Dööntjes twüschen; awer dat schadt' jo nich, wi hebbt d'r äwer lacht, un väl anner Lü schält d'r ok noch woll äwer lachen. Un Lachen is jo gesund.

1. Us' Trina

Meister Stürmann fung an to vertelln: „Wi harrn is mal'n Dirn.“ Dicke: „Ji hebbt jo gar kien Dirn.“ Stürmann: „Swieg rein still, Dicke, wat kennst du dorvan. Also, wi harrn mal'n Mäken, se heede Trina un stammde her van Beentoomer un weer'n Perle van Dirn; awer ers müß se noch väl leern. As se den ersten Dag bi us weer, gung se abens so slipesteerts na'n Bett un sä nix. Na, an'n annern Morn sä us Moder to ä, so weer dat nich recht, se muß gonacht (gute Nacht) seggen. De Dag gung hen, de Abend keem, un as de Klocke tein slog, keem Trina in de Dör un sä ganz lud: „Go'n Nacht ok!“ Wi harrn just so'n lütje Sellschup, Mannslü un Froonslü, un allthop lachten un gnickerden se. Un an'n annern Morn sä us Moder to ä, so weer't ok noch nich recht wesen. So wat muß man lise seggen. Na, de Dag gung hen, un de Abend keem. Us Moder weer ut, se muß na de Froensschup hen, un ick harr'n poor Frün'n bi mi. Wi späiden'n Skat. Un as de Klocke tein slog, kummt Trina rin, bögt sick na min Oor dal un seggt ganz lise: „Ich gehe nun zu Bett, gute Nacht!“

Dicke: „Do büst du woll schaamvigelett wur'n?“

Stürmann: „Swieg rein still, Dicke, du bü'n Däm'rack!“

Meldörp: „Ick hebb jo Trina woll kennt, dat weer würklich 'n Perle. Afer Süster is bi us wesen, ok'n fixe Dirn. As se'n paar Wäken bi us weer, schunk min Fro ä'n Theaterbiljet, Parter, eerste oder tweede Reeg, 'n Eckplatz, ganz mojen Platz. Abens, as se los geit, verkliert min Fro eer ganz genau, wo se hengaen möt. Awer na'n Stunn weer se wedder dor. Un as min Fro ä, dat ganz verwunnert fragt, wo dat keem un wo dat wesen weer, do fung se an to vertelln: „Ja, dat weer ganz mol, dar weer'n groten Saat, so gro't hebb ick noch kienen seen. Un dor weern ganz väle Lü, all weern se fein antagen. Wecke seten ok baben up'n Bään. Dor weer ok moje Musik. Do wurd'n Vorhang uptagen, un do seten dor ganz feine Lü an'n Disch un wecke stunn dor, un se snackden all döranner. Wat se säen, dat kunn ick nich recht verstaan. Awer dat wurd ümmer leter. Se schülln sick richtig, un de een Fro trappelste mit de Föt. Do bün ick up staan un weggaan. Denn us Moder seggt ümmer, wenn anner Lü Stried hebbt, denn deit man am besten, man geit weg. Anners kummt man dor noch twüschen un hett d'r blot Verdreet van.“ Ik.

2. Ehre, dem Ehre gebührt

Sekertär Dicke weer an de Reeg un vertellde:

„Mien Vader hett noch den olen Schoolmeester Albers in'e Bockerner Gegend kennt. De weer dor as junge Kiril henkamen un harr de School kregen. Van Huus ut weer he Snieder. Un mien Vader wuß nich, weer he us Snieder un bito Schoolmaster, oder weer he Schoolmaster un bito Snieder. Na, is ok eenendood. Disse Albers harrn Fro kregen, de all bi een in'e School gaan harr. So'n ganz jungest Ding. As he sick mit eer verlobt harr un eer küssen wull, do harr s' ers nix darvan weten wullt, so säen de Lü. Awer dat harr se doch fix leert. Bloos ers sä se ummer „Se“ to em. Do hett he eer seggt: „Nu mößt du ok „Du“ to mi seggen, nu büs du doch mien Bruut.“ — „Na“, hett se antwurt, „nä, Ehre, dem Ehre gebührt, Römer am darteinsten.“ (Römer, im 13. Kapitel.)

Nebenstehende Aufnahme ist von Hilde Schlichter, Berlin, aus „Photo-Graphik“, Verlag Kodak, Berlin SW 68

As se tein Jaar wieder weern, do harr se aver de Büxen an, un as se noch tein Jaar wieder weern, do föörde se'n ganz stramm Regiment. Dat weer ok got, denn he weer man'n lichten Vagel. Eenmol, do weer mien Vader dor in'n Huus, un Albers woll gern mit, so eben na'n Kroog. Awer sien Fro, de frog ganz scharp: „Wo is dat mit Scholpepers-Fiet sien Bux, is de glor'ig?“ — „Ja, Moder, sü, hier hangt se. Kumm, mien Deern, nu kiv mi ok'n poor Groten, dat ick'n lütjen Stück drinken kann.“ — Twee Groten woll se em geven. „Och, noch'n paar meer, nich, mien Deern.“ — „Ja, wenn du Geld hebben wullt, denn kannst du „mien Deern“ seggen. Nä, meer kriggst nich. Anners kumste mi wedder duun an'n Huus, duun as'n Hingst.“ Meer kreeg he ok'n nich.

3. De Puls hett't verran

„Den olen Medizinalrat Meinerits hebbt ji woll nich kennt“, fung Inspektor Meldörp an. „Dat weer'n düchtigen Doktor, un de Lü harr'n groten Respekt vör em. Eenmal woll he verreeisen un harr'n jungen Doktor annehmen, de schull em vertrieben, wenn he weg weer. De müß in'n Sprechstunn bi em sitten un muß ok mit üpe Tour, wenn he de Kranken besöken dee. Dat he eer kennen leerde.“

Eenes Dags kamt se denn bi den olen dicken Propertär Alrichs.“ „Du seggst dat so, as woff all Propertärs dick sünd“, reep Propertär Neemann dat afschicken.

„Neemann, swieg rein still“, sä Meldörp, „du büs jo ok nich dick.“ Do lachden se all, denn Propertär Neemann, de wog got sien 240 Pund.

Meldörp vertellde wieder: „Also, se kamt bi den dicken Propertär Alrichs an. De sitt in'n Leenstool, grode Deek aver de Been'n un puß't, as wenn'm döschden deet. „Na, wo is't denn vandag, Alrichs?“ fragt Doktor Meinerits em.

„Ja, man slecht, Herr Medizinalrat. Ich bün so benaut. Ick glöw, ick hebb dat Fever.“

„Denn laten S' mi den Puls mal fölen“, seggt de Medizinalrat; faat de Frist un föölt den Puls un kikt na de Klock.“

„Seer unruhig“, seggt'e un denn ganz ernst: „Alrichs, ik fööl an den Puls, dat se wedder Eier äten hebbt. Un ik harr doch utdrücklich seggt, dat schull'n Se nich!“

„Ja, mien Fro meende ...“, stöterde Alrichs.

Do fung de Medizinalrat an to schelln: „Wer is hier denn krank? Se oder eer Fro? Un weer schall hier verordnen? Ik oder eer Fro?“

„Ik will't ok ganz gewiß nich wedder don, Herr Medizinalrat; nu wesen Se man nich bö.“

„Ja, Alrichs, wenn Se nicht hört un doot, wat ik eer segg, denn kann ik nich wedderkamen.“

Darmit gung de Medizinalrat hennut, un sien Assistent achter em an. As se nu bi'nanner in'n Wagen seten, frog de Assistent: „Aber Herr Medizinalrat, konnten Sie das am Puls fühlen, daß der Mann ein Ei gegessen hatte?“

„Och wat, dumm Tüß. Hebbt Se denn nich seen? De Kiral harr jo slackert, un up sien West dor seet noch wat van't Ei.“

4. Scheet'n dot

Propertär Neemann vertellde:

„As de Baan van Olmborg na Wilhelmshaven boot weer, dat weer jo woll 1867, do seet eens Daags de ole Koopmann Meyer mit sien Fro in'n Zug. Se woll'n na Olmborg. Up de anner Siet in eer Afdeel dar seet blot noch een Keerl. De seet sitt in'e Eck un harr de Ogen to. He sleep jo woll. As se'n Ruus säten harrn, stödde Fro Meyer eern Mann in'e Siet un flüsterde em to: „Ik glöw, ik hebb 'n Flo in'n Strump.“

„Fang em doch.“

„Dat geit doch nich. — Dar sitt jo de Keerl.“

„De sloppt jo.“

Fro Meyer bückt sick, tütt den Kleerrock 'n bäten hoch, schuwt den Strump wat dal un fingerde dar unnen wat rum. Bi dat Bücken aver fung dat in eer Liev an to rumoorn un to bullern, un do gung dar wat achter ut, wat man nich gern hören lett. „Dat is recht, Fro Meyer, scheeten se'n dot, anners kriegt se'n doch nich.“

Un de Keerl seet in sien Eck un de, as wenn'e sleep.“

Entgleisungen

Aus dem Programm einer landwirtschaftlichen Ausstellung:

9 Uhr: Ankuft des Rindviehs, 9.30 Uhr: Feierlicher Empfang der Ehrengäste, 12 Uhr: Gemeinsames Mittagessen.

Von einer süddeutschen Dorfgemeinde ging nachstehende eigenartiger Meldung an ihre vorgesetzte Behörde:

„Gehorsamste Schafanzeige alle Frühjahr wegen der Schafzucht in der Gemeinde Odenburgfelden.

Es zeigt pflichtschuldigst an, daß die Gemeinde heuer 197 Scharfe stark ist, wovon nur ein rüdigiger Hammel. Der gehorsamste Gemeindevorsteher Rase.“

Bekanntmachung: „Es wird hierdurch jedermannlich verboten, sein Vieh mit brennenden Pfeifen oder brennenden Zigarren zu füttern! Das Schultheißenamt.“

Das Ohlauer „Kreis- und Stadtblatt“ brachte folgenden sinnigen Glückwunsch: „Unserem hochverehrten Vorsitzenden Herrn A... nebst Frau Gemahlin zu ihrer Silberhochzeit ein dreifach donnerndes „Gut Wurff!“ Ohlau, den 21. Juli 1926. Kaninchenzüchterverein Einigkeit für Stadt und Land Ohlau.“

Bataillonsbefehl: „Von morgen an sind alle Hunde, vom Feldwebel abwärts, in den Kasernen untersagt!“

Im Jahresbericht des Hamburger Tierschutzvereins vom Jahre 1866 wird mitgeteilt: „Ein Tischlerlehrling wird zu zwei Tagen Arrest verurteilt, welcher eine an einer Leine befestigte Katze so lange ins Fleet tauchte und wieder herauszog, bis sie krepierete und sich dessen noch rühmte.“

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei einer Hundezählung in Baden die Ergebnisse an die Behörden gemeldet werden mußten, schrieb ein biederer Ortsvorsteher: „Untertänigster Hundebereicht. Der Verwalter — ein Hund. Der Doktor — ein Hund. Der Schullehrer — ein Hund. Zusammen drei Hunde.“

Vom Kasernenhof: „Müller IV, wie kommt du dazu, das Pferd ein dummes Sauvie zu nennen?! Das Pferd ist ein kluges und edles Tier! Merk dir das, du saudummes Roß!“

Weiter Weg

„Ich bin in Nürnberg geboren und in München zur Schule gegangen.“ „Sie Ärmster... Jeden Tag solch weiten Schulweg!“

Brief ohne Worte

In Übersee erhielt ein Matrose einen Brief, aus dem er einen leeren Bogen Papier herauszog, den er nachdenklich betrachtete. „Nanu?“ fragt sein Kamerad. „Tja“, sagt der andere, „in Colombo habe ich nicht geschrieben, und seitdem spricht meine Frau nicht mehr mit mir.“

Einladung

Ein Schotte trifft seinen Freund auf der Straße. „Großartig, daß ich dich endlich wieder einmal sehe!“ sagt er strahlend. „Weißt du was, damit wir uns in Ruhe etwas erzählen können, komme ich heute abend zum Essen zu dir.“

„Glänzend!“ sagt der andere. „Paß auf: Du gehst hier die Hauptstraße herunter, dann links, dann rechts bis Nummer 66, dann steigst du zwei Treppen hinauf und stößt die zweite Tür links mit dem Fuß auf...“

„Wieso mit dem Fuß?“ „Na, unter dem Arm hast du doch die Pakete für das Abendessen.“



(Walter Busch)

Aberglaube: Spinne am Morgen

Nicht nötig

„Ach nein, in Dresden waren Sie auch? Da haben Sie doch sicher die Gemädegalerie besucht?“ „Nicht nötig, brauchen wir nicht. Unsere Tochter malt selbst.“

Doch nicht leicht!

Lehrer: „Es gibt keine Schwierigkeit in der Welt, die nicht überwunden werden kann.“ Karikatur: „Haben Sie schon mal versucht, Herr Lehrer, herausgedruckte Zahnpasta wieder in die Tube zu bringen?“

Bedingung

„Glaubst du, daß dir dein Vater erlauben wird, das Klavier mitzunehmen?“ „Er hat es sogar zur Bedingung gemacht.“

Darum —!

Bums — Krach — Tsching! „Was ist denn los?“ „Ein Auto wollte in eine Seitenstraße einbiegen.“ „Na und —?“ „War aber keine da.“

Anpassung

Bäuchle wiegt seine zweieinhalb Zentner. Besitzt einen besonders stattlichen Bauch. Treibt natürlich keinen Sport. Wieso auch? Sein Bauch stört ihn nicht. Doch plötzlich — „Nanu, Bäuchle?“

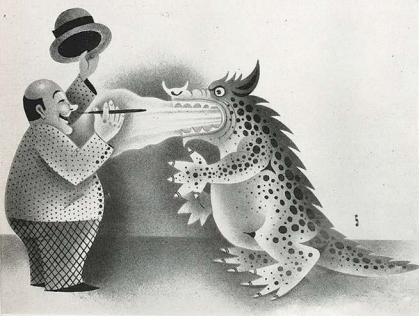
Bäuchle müllert, springt, hüpfet, rennt und stemmt.

Sein Schweiß rinnt in gewaltigen Bächen. „Treibst du also doch Gymnastik, Bäuchle?“ Bäuchle stöhnt: „...“

„Muß ich. Habe einen Kleinwagen gewonnen, muß ihn bis Sonntag wegfahren, komme aber so nicht hinein.“

Darf ich um Feuer bitten?

(Bold)





Balkon-Geplüster

Toni Bichi

Verspätung

Treffpunkt Normaluhr. Sturz wartet. Wartet schon ewig. Endlich kommt sie: „Entschuldige, ich habe 20 Minuten Verspätung.“
Sturz: „Du hast dich aber im Tag geirrt. Ich warte seit gestern.“

Derjenige, welcher

Verärgerter Besucher: „Wer, zum Teufel, ist in diesem Büro eigentlich der verantwortliche Mann?“
Stift: „Wenn Sie den Mann meinen, der immer alles ausbaden muß, dann bin ich es.“

Donner und Doria

Der kleine Georg kommt zum Nachbarn gelaufen.
„Herr Schulz, Herr Schulz, wir haben Zwillinge gekriegt! Sie heißen Donner und Doria.“
„Wie heißen Sie?“
„Donner und Doria.“
„Das sind doch keine Namen, mein Junge!“
„Aber doch, Vater hat gerufen: Donner und Doria.“

Inkognito

Müller saß am Steuer.
Fuhr wie ein Verrückter.
Der Verkehrsschutzmann hob den Arm.
Hielt ihn an.
„Ihren Führerschein!“
Müller stottert: „Pardon, ich fahre Inkognito.“

Leidenschaften

Friedrich Schleiermacher wirkte als junger Prediger in Tegel, das damals noch ein kleines Dorf bei Berlin war. Eines Sonntags predigte er in der Dorfkirche über die Leidenschaften, ihre Folgen und ihre Bekämpfung.

Als die Andacht vorüber war, kam eine Bäuerin zu ihm und sagte: „Ich danke Ihnen auch schön für die Predigt, Herr Pastor. Sie haben mir heute so recht aus dem Herzen geredet. Ich habe nämlich auch fünf Leidenschaften zu Hause.“

„Wie?“ fragte Schleiermann erstaunt, „fünf Leidenschaften gleich?“

„Ja“, erwiderte die Frau, „fünf Leidenschaften! Fünf kleine Kinder, die alle die Mäsen haben...“

Hockewanzel.

Vom böhmischen Wenzel Hocke den sie dort Hockewanzel nennen, erzählen die Bauern von Klein-Pocken allerlei lustige Streiche. Der Hockewanzel hatte sich ein Pferd zugelegt, als er einmal drei Gemeinden auf einmal betreuen mußte. Das paßte einem neidischen Ortsvorsteher nicht. Er sagte, daß Christus nur auf einem Esel geritten sei, der Pfarrer aber brauche ein Pferd.

„Ja, die Welt ist anders geworden!“ erwiderte Hockewanzel. „Seit bei uns der Esel Gemeindevorsteher werden, muß man auf Pferden reiten!“

Das prachtvolle Winterbuch

von DR. PAUL WOLFF

SKIKAMERAD TONI

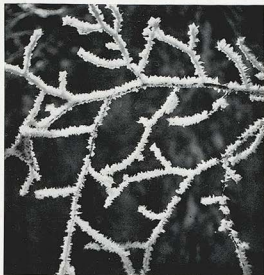
Winterfahrten um Garmisch-Partenkirchen
Hochgebirgsfahrten mit der Leica

76 meisterhafte, reizvolle Bilder von den hayerischen Bergen, großes Format 24x28 cm, Ganzleinen mit zweifarbigem Schutzumschlag

RM 6.40

Glitzernder Schnee, klarblauer Himmel, verschneite Berge und Wälder. fröhliche Menschen beim Wintersport in Schnee und Eis, alles wird zum eindrucksvollen Erlebnis durch diese herrlichen Aufnahmen von Dr. Paul Wolff und die fröhliche sportliche Plauderei von Burghard von Resnick. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

H. BECHHOLD VERLAG, FRANKFURT AM MAIN



Rauhreif — Aufn. mit Perutz-Persensofilm von Ernst Baumann

Heran — Großaufnahmen

Warum wohl die meisten Fotoamateure so schrecklich schüchtern sind? Ihr Dreibein immer möglichst weit vom Aufnahmeobjekt entfernt aufstellen und im wahrsten Sinne des Wortes Mikrofotografie betreiben? Mikrofotografie deshalb, weil alles so klein auf den Film kommt, daß man zur Betrachtung bald ein Mikroskop heranziehen müßte.

Auf diese Weise kommen immer tausenderlei Dinge auf das Bild. Von jedem ein bißchen. Aber im Grunde halt doch zu viel und vor allem Sachen, die nichts miteinander zu tun haben.

Sparsamkeit ist das zwar schon. Wo andere einen ganzen Film durch den Bauch ihrer Kamera jagen, genügt ein einziges Bild, — wenigstens mengenmäßig. Ob es in der Qualität hinreicht — Fragezeichen!

Das wird letzten Endes schon deshalb nicht möglich sein, weil da manche Dinge auf das Bild kommen, die im Grunde nichts miteinander zu tun haben. Jedes wäre eher für sich allein ein geschlossenes Ganzes, das seine eigenen Werte besitzt, für sich schon so schön ist, daß andere Dinge zwar im wahrsten Sinne des Wortes mehr bringen, aber dafür das Eigentliche verdecken. Und dann springt es auf dem fertigen Bilde nicht recht in die Augen, man sucht nach motivischen Dingen, und findet sie vielleicht endlich irgendwo im schönsten Dornröschenschlaf.

Das also muß ganz anders werden. Jede Kamera mit Auszug läßt sich mindestens bis auf einen Meter einstellen. Das soll man ausnutzen. Soll dann und wann auch noch näher an das Motiv herangehen, unter Umständen Vorsatzlinsen oder den doppelten Bodenauszug zu Hilfe nehmen. Wer es sich leisten kann, kauft ein Telesobjektiv.

Warum wirken wohl die meisten Aufnahmen eines Tonfilmes so gut? Einfach deshalb, weil man mit der Kamera dicht herangeht, weil man das Großbild vorzieht, ein paar charakteristische Gegenstände aus einer Vielheit herausnimmt.

Und das können wir in der Amateurfotografie auch. Für uns ist es sogar oft noch besonders einfach, weil das Moment der Bewegung fehlt, weil wir Zeit haben, weil wir allein für uns arbeiten. Freilich ist es schwer, den Übergang vom Totalbild zum Großbild zu finden. Der Mensch trennt sich außerordentlich schwer von scheinbaren Reichtümern. Es fällt ihm nicht leicht, nun auch noch diesen Baum wegzulassen, den Weg vorn zu kürzen, auf diese Regenplütze zu verzichten und weitere Entbehrungen auf sich zu nehmen. In Wirklichkeit sind diese Entbehrungen aber überhaupt keine Entbehrungen, sondern die Schere eines Meisters, der gestaltet, der das Wesen einer Sache erkennt und diese eigentliche Sache hervorhebt, klarstellt und formuliert.

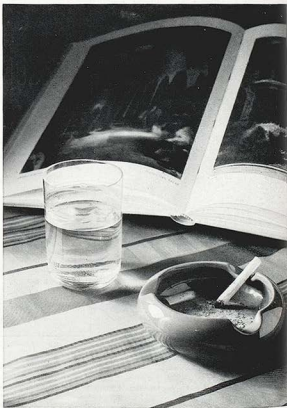
Man wird grundsätzlich fragen können, weshalb sich denn nur schwer oder zuweilen auch überhaupt nicht bestimmte natürliche Eindrücke als Totalität wiedergeben lassen. Diese Frage ist zugleich immer wieder der Kernpunkt, über den man schwer hinwegkommt, weil die notwendig verneinende Antwort viele Erfahrungen voraussetzt. Und doch liegt die Antwort klar.

In der Schwarz-Weiß-Fotografie fehlt die Farbe, regiert aber der Tonwert. Damit ist die optische Skala in einer Richtung eingegrenzt, elementarisiert. Daraus folgt notwendig, daß auch das Motiv elementarisiert d. h. vereinfacht werden muß. Es muß ein lineares, ein Helligkeits- oder ein Formmoment als Zentrum herausgegriffen werden, um das sich alles andere schart. Das wiederum ist nur möglich, wenn wir unsere Umwelt zergliedern, hier eine Baumgruppe mit Wolken darüber, dort eine Waldblume, hier das Porträt eines Menschen, dort das Portal einer Architektur erfassen. Es geht also darum, daß der Ausschnitt für die Gesamtheit spricht, die Baumgruppe mit Wolken von einem schönen Sommertag berichtet, die Waldblume Schönheit und Reichtum des Waldes veranschaulicht, das Porträt das Menschen als Spiegel seiner Seele erfährt wird, das Portal in perspektivisch richtiger Wiedergabe den Stil einer Zeit verdeutlicht.

Ganz gewiß fehlt dabei für das eine Bild irgend etwas anderes. Aber es läßt sich ja eine zweite, eine dritte Aufnahme machen. Andererseits wird man diese Lücke nicht verspüren und nicht als nachteilig empfinden, wenn der dargestellte Ausschnitt mit wirklicher Liebe erfährt wurde, unter Heranziehung aller fotografischer Mittel vollendet zur Darstellung gelangte.

Die Großaufnahme ist also ein Stil, den die Schwarz-Weiß-Kunst notwendig vorschreibt. Als Haupt-Aufgabe bringt er Beschränkung auf das Wesentliche mit sich. Er zwingt zu überlegter Arbeit. Und deshalb liegt in der Fotografie noch ein höherer, ein gestalterischer Wert.

GI-1



Aufn. Fritz B o r s t, Schönbach-CSR. Ideal-Kamera 10x15, Tessar 1:4,5, f = 16,5 cm, 12 Sek., Blende 25, Opallampe 200 Watt

JUGEND

Postort: München
NUMMER 8 / 1937
PREIS 60 PFENNIG



Der Hagestolz

Hans Best

BEKENNTNIS

Du bist der Firm,
zu dem ich rastlos strebe —
und bist der Strom,
auf dem mein Blick verschweift,
die Erde — Du —
und Heimat — Himmel — Wolke —
und Land und Volk,
mit meinem Blut verwirkt —
bist Wind und Sturm,
mit dem ich mich erhebe —
und Kraft und Maß,

als Sinn mir zugemessen —
und bist der Mund,
der mir Dein Wesen deutet
als Bild und Wort,
das mich zu Deinem Inbild formt. —
In Demut bist
Du letztlich mir Gefäß,
gefüllt mit Mäßigkeit zum Tranke,
daraus ich Lied
und Leid und Lust und Leben schöpfe.

Paul Gräbau

DAS DUFTENDE TÄUBCHEN

VON JOS. CL. LOHR

Meinem Freund Urban geht's wie uns allen, er hat einen Onkel. Seiner ist ein fürchterlicher Geizhals. Dabei hat er niemand, der ihn einmal beerben könnte als eben Urban. Warum soll der nun warten, bis er alt und grau wird?

Schon oft hat Urban dem Alten diesen Umstand auseinandergesetzt, aber die Antwort des Geizhalses blieb immer die gleiche: „Wart' nur Urban, bis ich sterbe! Dann bekommst du ja alles.“ Was war da zu machen? Urban pumpte weiter bei mir und meinte, ich solle mir mein Geld doch bei dem Alten selbst holen. Es war sehr freundlich von Urban. Ich fuhr auch hin zu dem Onkel, der ein großes Gut bewirtschaftet.

„Ja, ja, der Urban! Kann er's denn gar nicht mehr abwarten? Wer weiß wie lange ich noch lebe!“ Das bekam ich zur Antwort. Weiter war nichts zu machen. Wir gingen dabei über den Hof, wo schöne, dickkröpfige Tauben herumirrten.

Ich deutete mit der Hand auf die zutraulichen Tierchen: „Ein schönes Erlebnis habe ich einmal gehabt mit so einem Täubchen! Im Felde. Das ist schon 'ne Ewigkeit her.“

Der Alte, der Tiere liebte, ermunterte mich die Taubengeschichte vom Stapel zu lassen, wie er sich ausdrückte. Wir setzten uns auf seine Terrasse, ließen uns von der milden Sonne des Herbstes bescheinen, zwischen Kapuzinerkressen und einem freundlich gedeckten Tisch. Der Alte warf eine warme Decke über die Füße... „Sechzehn war's“, begann ich mühsam und ohne rechten Zusammenhang, „in einer ganz gemächlichen Stellung. Der Feind ließ uns leidlich in Ruhe und wir hatten genügend Zeit, uns näher miteinander zu beschäftigen. Es ist nur natürlich, daß sich die acht Mann, die bei uns die kleinste Gemeinschaft bildeten, in- und auswendig kannten. So hatten wir da einen dabei, einen älteren Mann schon, Spitzbart hieß er. So sah er auch aus. Sehr stolz war er darauf, weil vor allem seine Base das Bärtchen gern sah. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, sie zu heiraten. Warum es immer nur bei dem Heiratsplan blieb, haben wir nie erfahren. Dieser Spitzbart nun zeigte sich als ein elender Geizhals. Im Dienst war nichts an ihm auszusetzen. Immer der erste, der Sauberste, der Tüchtigste, ein Mustersoldat. Wenn nur der verfluchte Geiz nicht gewesen wäre!“

„Ja...“, war der Alte ein, „was hat denn Ihr Spitzbart, sein Geiz, was hat denn das alles mit der Taube zu tun?“ Ich beruhigte ihn, sagte, daß ja der Spitzbart zu der Taubengeschichte gehöre.

„Eines Tages bekam Spitzbart von seiner Base eine sorgsam verpackte Konservendose. Zwar sollte sie schon zu Weihnachten ankommen. Da wir aber inzwischen den Schauspielplatz gewechselt hatten, erschien sie etwas zu spät. Wir schrieben März. Spitzbart drehte die Dose in seinen Händen, putzte und striegelte sie, verbreitete sich dabei über seine brave Base und... packte die Gabe weg.“

Eines Tages wurde Spitzbart Gefreiter. Ein festlicher Tag für ihn,

an der Löhnung gemessen. Zur Mittagszeit deckte er feierlich den hölzernen Tisch, stellte die Büchse darauf, Messer, Gabel und Öffner. Schnitt sich eine Scheibe vom Brot und war gerade dabei die Büchse zu öffnen, als zum Essenholen gerufen wurde. Spitzbart ließ alles stehen, rannte mit seinem Kochgeschirr zur Küche und faßte Graupen mit Rindfleisch. Die Vorspeise meinte er. Als er den Pott bis auf den Grund geleert hatte, sagte er, er wäre jetzt satt, und packte die Dose abermals weg.

„Heute nicht mehr, morgen eß' ich das Täubchen“, sprach Spitzbart. In der Dose war nämlich ein Täubchen. Die Landser, die ihren Spitzbart ja kannten, schlossen Wetten ab über den Zeitpunkt, an dem Spitzbart das Täubchen zu verzehren gedachte.

Es vergingen Tage und Wochen, von dem Täubchen war nicht mehr die Rede. Ostern kam heran. Ein freundlicher Tag, wir saßen draußen im Freien. Gabelten unsere Rüben, bei Spitzbart stand das Täubchen zu Tisch. Lange besah er sich seinen Besitz. Sang ein Loblied auf die treue Base. Sprach wieder vom Urlaub und seiner Heimat und hatte keinen Mut, die Büchse zu öffnen. „Verdammt, mir ist gar nicht gut heute! Ich hebe die Büchse doch noch etliche Tage auf... bis Pfingsten.“ So sprach Spitzbart und packte sie abermals weg.

Eines Tages — es war im Graben, und Pfingsten lange vorbei — kam der Leutnant des Zuges in den Unterstand, schnupperte mit der Nase, schüttelte sich und meinte zu den Landsern: „Kinder, das stinkt aber bei euch. Man meint, ihr hättet Litise hier!“ „Das ist der Erdgeruch, Herr Leutnant!“ antwortete der Gefreite Spitzbart. Der Leutnant sah ihn schief an und verschwand schleunigst.

Der Gestank blieb, wurde unerträglich von Tag zu Tag. Das Maulen hub an. Das ging solange, bis der Landser Rabe die Behauptung aufstellte: „Das ist gar nichts anderes als die Büchse von Spitzbart.“

Jetzt mußte sie 'raus. Das Herz brach Spitzbart im Leibe. Er kramte in seinem Tornister. Eine Welle Gestank kam heraus und die Dose.

Ein Öffner wurde geholt und siehe da: faul und verwesend lag das Täubchen vor uns.

Bei näherem Hinsehen konnte man feststellen, daß die Dose mit einem feinen Geruch, wie es die Ärzte gebrauchen, auf das sorgfältigste angebohrt worden war.

Klar, daß einer, der seine Wette verloren, dem Spitzbart einen Streich spielen wollte. Und nicht mit Unrecht. Spitzbart gebärdete sich, als hinge von dem Täubchen die ewige Seligkeit ab. Er jammerte und tobte um seinen Braten. Aber da war nichts mehr zu machen. Die Base im übrigen bekam er auch nie... „

„Den Rest, mein Lieber, können Sie sich ersparen“, unterbrach mich der Alte, der bisher ruhig zugehört hatte, und legte mir seine Hand auf den Arm: „Wieviel braucht denn der Urban? Die Anbohrung meines Geldbeutels ist ihm glänzend gelungen. Sagen Sie ihm das nur!“



Dorle

H. Barrenscheen

ZUM FILM »SEIN BESTER FREUND«

Harry und die Tiere

Kein Mensch, der nicht schon einmal Filmaufnahmen selber mit-erlebt hat, kann sich einen Begriff davon machen, was es bedeutet, Tiere in einem Film mitspielen zu lassen.

Für das Tier, für den Regisseur, den Kameramann und jeden einzigen überhaupt.

Wir zweibeinigen Herrschaften müssen für die Filmarbeit schon allerhand Nerven mitbringen, um in all dem Lärm, dem Staub, der Hitze und dem unsäglichen Betrieb, der in so einem Film-steller herrscht, eine künstlerische Konzentration zustande-zubringen.

Und nun erst Tiere.

Wer mal seinen Hund beobachtet hat, wenn viele Menschen, fremde womöglich, zu Besuch kommen, der weiß es, wie nervös so'n armer Köter da wird.

Stellen Sie sich bloß Ihren Hund als Filmstar vor! Unter lauter wildfremden Beleuchtern in Kitteln, die nach allen möglichen und unmöglichen Baustoffen, nach Kleister und all solchen Kram riechen, unter Tonneleisern, die da urplötzlich hupen wie ein Monstre-Autobus, unter Scheinwerfern, die einem mit ihrem hellen Licht die dicken Tränen in die Augen treiben können, na und so weiter, — Kinder! Er ist ja gar nicht auszudenken!

Und nun denke man mal an Harry Piel, der seit Jahren immer wieder in seinen Filmen Tiere zu seinen Partnern wählt, und nicht immer nur von der Zivilisation bereits vorbeleckt, sondern auch solche, die sich noch in ziemlichem Urzustand befinden! Er hat es mit den Tigern, Panthern und Elefanten genau so gut und gern gehalten, wie mit einem Schäferhund, — etwa jetzt in dem neuen Film, den er für die Tobis Rota dreht: »Sein bester Freund«.

Es ist keine Neuigkeit, daß man Tiere lieben muß, um mit ihnen umgehen zu können. Ja aber, mit der Liebe ist das auch so eine Sache! Es gibt ja auch unglückliche Lieben?

Man sage nicht, ein Harry Piel liebt nicht unglücklich! Das wäre! Nein! Ein Harry Piel erkämpft und ertrotzt und ergaunert sich, wenn es der gute Zweck erheischt, aber die Gegenliebe derer, auf die er es abgesehen hat! Was, Harry?

Man behauptet, daß jemand, der Angst hat, einen ganz bestimmten Geruch ausstrahlt, der die Tiere maßlos reizt.

Nun, ich glaube, daß Harry diesen Geruch zum Beispiel schon mal nicht ausstrahlt!

Man behauptet ferner, daß Tiere den Herrn im Menschen spüren wollen.

Nun, ich glaube, bei Harry spüren sie ihn! Das ist wohl das Geheimnis, und daß er sich mit ihnen eben richtig männlich auseinandersetzt! Ach Kinder, es geht doch nichts über ehrliche Auseinandersetzungen, sie haben schon manchmal zu den besten Freundschaften geführt.

Ein Tiernaler hat mir mal erzählt, wie er sich mit einem Affen im Zoo regelrecht geprügelt hat, ehe der ihm erlaubte, ihn zu malen! Ja, so ist das! Damit, daß Harrys Partner, der Schäferhund Greif, hervorragend dressiert ist, damit allein ist es bestimmt noch nicht getan!

Herrschaften, warum haben wir denn eigentlich den Harry so gern? Was? Das hat ja wohl seine Gründe, nicht wahr!

Na, und so schlau wie wir sind die Tiere nämlich noch lange! Komm Harry! Woll'n wir Freunde sein!

Walter Lieck



Aufn. Tobis-Rota



Zeichnung G. Brinkmann

Polizeihund Greif vom Film zurück

Wieviele zweibeinige Wesen träumen wohl von einer glanzvollen Film-Karriere? Und wie wenigen wird sie zuteil? Oh heiliger Kientopp!

Die vierbeinigen Wesen träumen sicher von ganz anderen Sachen, dieweil die meisten von ihnen gar nicht erst ins Kino gehn.

So'n richtiger Hund träumt sicher lieber von Leberwürsten, welche er schon längst mal gerne ganz allein verspiessen hätte, oder anderen ähnlichen Köstlichkeiten. So verschieden sind nun einmal die Geschmäcker!

Darum passierte es auch wohl bisher nur wenigen Vierbeinigen, daß sie zu Filmstars wurden, wie der gute Rin-tin-tin es erlebte. Der scheint jetzt einen Nachfolger bekommen zu haben in Gestalt des deutschen Schäferhundes Greif, den Harry Piel die Titelrolle in seinem neuen Tobis-Rota-Film „Sein bester Freund“ spielen läßt.

Dieser Greif wird ja nun wohl von seinesgleichen ähnliche Ovationen erhalten wie unsere Filmstars von uns, denn die Hunde sollen ja allesamt einen guten Riecher haben, und Greifs junger Ruhm wird ja vielleicht manchem von ihnen in die Nase stechen.

Er wird ganzen Rudeln wißbegieriger Spürhunde Interviews gewähren müssen, und Autogramme wird er auch geben an allen Ecken und Wänden.

Er wird voller Stolz berichten von seinem großen Freunde Harry, und mächtig renommieren mit der stolzen Stellung, die er im Atelier genoß. Hoffentlich wird er nicht zu hochnäsigt werden, der Gute!

Sowas soll ja bei Filmstars schon manchmal vorgekommen sein.

Er wird den lauschenden Hundedamen die

aufregenden Abenteuer gewiß nicht vorenthalten, die er mit Harry gemeinsam bestand, und er wird hoffentlich ehrlich genug sein, auch zu berichten, wie er ein einziges böses Mal seinem Harry die Treue brach!

Nun, er konnte doch nichts dafür!

Daß sein plötzlich wieder aufgetauchter früherer Herr ein übler Gangster und Harrys bitterster Gegner war, das konnte er ja doch nicht riechen! Aber trotzdem! Wenn es auch nur Film war, so wird Greif sicher bei der bloßen Erinnerung an diese seine Schande den Schwanz einkneifen und sich noch nachträglich wünschen, lieber als Zwergrehpinscher an der Leine dieses Kerls gegangen zu sein, so klein, daß ihn kein anständiger Hund überhaupt hätte erblicken können!

Der gute Greif wird aber schließlich mit Genugtuung das Interview schließen mit der Bemerkung, daß er gottlob seinen verhängnisvollen Irrtum hat wiedergutmachen können, indem er sich selber für den Harry geopfert hat!

Aber da er ein lebensfroher Hundesohn ist, wird er sich doch freuen, daß es nur ein Filmtdot war, den er gestorben ist. Denn darin sind Zweifüßler, Vierfüßler, Tausendfüßler und Wasweißichwievielfüßler sich gleich, daß sie sagen: Wenn wir nun schon mal leben, dann bleiben wir auch ganz gern dabei!

Na gewiß doch!

Mein lieber Greif, verehrter Filmkünstler... Du sollst leben!

Hoch!



Aufnahmevorbereitungen (Edna Greyff und Harry Piel)

Aufn. Tobis-Rota



LAND AN DER GRENZE

VON W. G. SCHWARZ-SELB

Wenn der böhmische Wind weht, von Osten her durch den schwarzen Wald, dann schüttelt er die steilen Pyramiden der Fichten und die breiten Schirmkronen der Föhren, daß sie bis in ihre Wurzeln beben. Aber er ist ihnen der Bruder Wind; er zauste sie schon, als sie noch ganz klein waren; nun klammern sich ihre Wurzeln wie Eisen in den Granit, wie der Bohrer des Steinhauers drangen sie in Fugen und Risse des Felsens. Nun kommt der Wind heraus aus dem Wald auf die braunen Felder; er ist noch nicht müde geworden im Spiel mit den Bäumen, er fährt über die graugrüne Flut des Getreides im Sommer oder über Stoppeln und geworfene Schollen im Herbst und wellt das dunkle Wasser der Teiche. Der Bauer rückt den breiten Hut tiefer in die Stirne, faßt den Pflugsturz fester und zieht die Furche gerade und unbeirrt über die sanft geschwungene Wölbung des Ackers.

Ruhlos fegt der Wind weiter; er kommt in die straßabgekehrten Vierecke der Gehöfte, in die verstreuten Dörfer und in die verlorenen kleinen Städte. Die Ebereschensbäume an den Straßen rauschen auf, und die hängenden Birken und Pappeln zittern unter ihm, noch lange, wenn er vorüber ist. In den Straßen wirbelt er den Staub hoch; auf den Schneckelinien der Säule tanzen Blätter, Zweige und Papierfetzen, an den Fenstern rüttelt er im Takmaß des Webstuhls, der dahinter klappert; aus den Porzellanöfen reißt er das Feuer hoch wie eine blutrote Fahne und drückt den Rauch dann wieder tief hinunter in die schmalen Gassen. Er fährt dir, wenn du um eine Hausecke bleichst, so unversehens ins Gesicht, daß du einen Atemzug lang zurückweichst vor seiner Gestalt, bis du dich schräg gegen ihn gestemmt seiner Heimtücke entgegenwirfst.

Der böhmische Wind fragt nichts nach den Grenzpfählen und Steinen; auch die Menschen weht er herüber. Er warf durch die Lücken des Gebirgs die Hussiten herüber zu uns, daß sie wie ein Heuschreckenschwarm ins Land fielen und alles kahl ließen, als sie wieder heimzogen. Und auch heute noch lassen sich manche treiben von ihm; sie kommen von drüben, um sich Arbeit zu suchen. Durch die Tore der Porzellanfabriken gehen sie dann ein und stehen in der Masmühle oder am Kollergang, am Brennofen und an der Drehscheibe, oder gießen, stanzen, formen, malen und glazieren.

Auch Marie Kirschneck kam „von drüben“, heiter und bereit, das Leben zu zwingen. Sie war fünfzehn, als sie kam, dürr und langaufgeschossen, und sie war sechzehn, voller geworden trotz der Arbeit, die auch ihre Wangen nicht zu bleichen vermocht hatte, als sie den Männern zu gefallen begann. Die Liebe ist rasch bei uns, denn das Leben ist kurz: „Ist der Porzellaner dreißig Jahr, legt man ihn auf die Totenbahn“, sangen die Jungen noch ihr altes Porzellanlied, als Marie herüberkam. Rasch wird genossen, und schnell altern die Frauen zwischen Werksaal und Kinderstube. Aber Marie verzettelte sich nicht, um sie mühte man werben, sie flatterte nicht von einem zum anderen — und es dauerte manchem zu lange, weil man es ja wo anders schneller haben konnte. Wie sonderte der Bauer einst die Spreu vom Korn? Er warf die volle Schaufel Getreide gegen den Wind, das schwere Korn sank zu Boden, die Spreu trug der Wind weg in hohlvollen Wirbeln. Wie soll man es in der Liebe anders machen? Laß fliegen, was so leicht ist, hatte die Mutter ihr gesagt; was wert ist, bleibt. Dem jungen Dreher wurde ihre Probe fast zu lang. Sie entsann sich noch mit Lächeln eines Maitages, als sie durch den Buchendom des Berges zusammen wanderten; auf dem roten-braunen, raschelnden Laub des Vorjahres waren tausende kleine, grüne Falterchen verstreut: die jungen, eben sich entrollenden Buchenpflänzchen. Der Mann zertrat in unverhohlenen Groll mit seinen derben Stiefeln einen der heilgrünen Falter nach dem anderen, das Gesicht auf den Boden gehetzt. „Wann wirst du's endlich sagen, Marie?“ hatte er gefragt. „Wann wirst du endlich klug?“ hatte sie geantwortet. „Wär ich heut mit dir gegangen,

wenn ich nicht ...“ Seitdem waren mehr als ein Dutzend Jahre vergangen; sie hatten Kinder bekommen, ein paar starben jung, drei waren ihnen geblieben.

Der Älteste stand in seinem dreizehnten Jahr, als von drüben die Nachricht kam, daß die Großmutter gestorben sei; schnell und ohne lange Krankheit hatte sie sich davongemacht. Die Großmutter mit den tausend kleinen Fältchen um die Augen — aber bei ihr waren sie nicht von den Sorgen gekommen, deren sie ein volles Maß getragen hatte, sondern vom Lachen. Aus den kleinsten Dingen hatte sie Freude gezogen, es hatte im Dorf keine frohere Frau gegeben als sie. Oft hatte sie die Tochter und ihre Familie besucht, oder die Kinder mit der Mutter waren drüben bei ihr. Nun lag sie in ihrer Kammer zum letzten Schlaf. Marie ging mit ihrem Sohn hinüber zum Begräbnis. Niemand brauchte die Großmutter zu fürchten, auch die Kinder nicht. Sie lag in ihrem Sonntagsgewand im offenen Sarge, von Blumen umstellt. Zu Häupten brannten Kerzen und in den gefalteten Händen hielt sie ein Kreuz. Aber in ihrem Gesicht hatte sich nichts verändert. Sie lag wie im Schlaf, ganz still hielten sich die Kinder.

Dann trug man sie hinaus in den Friedhof am Berghang. Der böhmische Wind grüßte sie zum letztenmal, als man die steile Straße am Dorfausgang hinaufstieg. Die Männer mußten ihre hohen Hüte festhalten und den Frauen riß er die schwarzen Schleier zur Seite.

Am übernächsten Tag endlich nach dem Mittagessen brach die Frau mit ihrem Sohn auf. Sie schritten zuerst auf steinigem Weg in langsamer Steigung gegen Westen; zu karg nur trugen die Felder und an mancher Stelle ragte der graue Buckel eines Granitfelsens aus ihnen heraus. Dann begannen sich wie die Vorposten des großen Forstes spitze Waldstücke zwischen die Äcker zu schieben; der Weg wandte sich nun abwärts in den Grund eines schmalen Rinnals; das Wasser hüpfte lustig plaudernd über Granitgeröll und lag dann wieder ruhig und gleichsam veratmend in winzigen Tümpeln. Der Weg war zum Pfad geworden; an dunklen Teichen ging es vorbei, baum- und buschumstanden, mit glatter Oberfläche, aus der sich nur hier und da die träge Rückenflosse eines Karpfens hob. Die Mutter sprach wenig, und auch der Knabe überließ sich seinem Sinnen. Auch die Mutter, ging es ihm durch den Kopf, wird man einmal so begraben wie vor zwei Tagen die Großmutter; man wird dann nachher in der Stube sitzen bei Brot und Bier, Lärm wird sein und niemand wird mehr von ihr sprechen. Ihm wurde weh zumute; er wollte den Gedanken von sich schieben; wollte nicht mehr leben, wenn man die Mutter begrub, er wollte nicht dabei sein. Aber sie ging noch jung vor ihm. Es war nur das schwarze Gewand, das sie ernst erscheinen ließ. Und ein wenig gebückt schritt sie auch. Der Weg war nicht mehr weit. Im schmalen Tale des Bächleins aufwärts bis zur Höhe, dann kam die Grenze, und wenn man den Hochwald noch durchschritten hatte, trat man hinaus auf die große Landstraße, die geradewegs hinführte. Da aber wandte sich die Mutter, als der Pfad eben wieder von der linken Seite auf die rechte Seite des kleinen Gerinnes hinüberwechseln wollte, aus dem Tale heraus, einen kleinen begangenen Steig nach links.

Sie mochten einige hundert Schritte gegangen sein, dann kamen sie an die Grenze: eine schnurgerade Schneise. Die weißen Grenzsteine leuchteten aus dem zerrupften Grase. Manchmal lief der Pfad auf der einen, manchmal auf der anderen Seite. Einsam und verlassen war es hier, solange man durch den Wald ging. Aber nach einer Weile schob sich der Fohr zurück und wurde schmaler, so daß das Licht durch die hohen Stämme fiel. Ein Moorgrund kam mit Weibern, die ihr Wasser einer in den anderen weitergaben, von der deutschen zur böhmischen Seite hinüber. Der Grund ist breit und der Boden unter dem Fuß weich, als schritte man über einen Teppich, und wie er durchmessert ist, kommt der Wald nicht weiter. Felder sind auf einmal da. Mühsam geordnete Felder zwar nur, die Krume ist dünn über dem Granit, der überall den Untergrund bildet; der Rain ist von Birken umstanden, deren blaßgrüne Zweige leicht wie Gefieder

Nebenstehende Studie ist von Hilde Schlitter, entnommen der „Photo-Graphik“, Verlag Kodak, Berlin

abwärts hängen. „Wir sind da“, sagte die Mutter stehenbleibend und ohne sich um das fragende Gesicht des Jungen zu kümmern. Ihr Blick ging in unbewegtem Schauen über das Feld, das vor ihnen lag.

Lange Furchen ziehen nach rechts über die leichte Krümmung des Hanges, und nach links laufen sie ebenso lang über die andere Wölbung: aber zwischendurch, Furchen und Feld zerschneidend in zwei Hälften, führt auf schmalem, grasbestandenem Rain der Grenzpfad. Zwei Pfluggespanne, hüben und drüben eines, schneiden die Furchen in die braune Erde. Und der Bauer auf der linken Seite treibt und lenkt sein Vieh mit den gleichen Worten wie der auf der rechten. Und wenn die beiden am Grenzpfahl wenden, so kommt es vor, daß dies einmal zu gleicher Zeit geschieht; sie wenden dann den Pflug, aber sie verruhen ein wenig, sie und die Tiere, und wechseln ein paar Worte miteinander, während sie ihre Pfeifen neu stopfen. Auch den Tabak tauschen sie wohl einmal dabei. Mutter und Sohn saßen etwas entfernt; sie sahen zu, wie im scharfen Schnitt der Pflugschar die Schollen sich wendeten und fielen. Die Frau wies im Bogen nach links und dann nach rechts über beide Felder. „Dies da, das war einst, vor langer Zeit, unser Acker. Hier wuchs unser Brot. Aber dann, wer weiß, wie lange es her ist, als Fürsten und Herren den Bauer und sein Feld verhandelten wie Kaufmannsware, da wurde der Acker geteilt. Aber da wir drüben wohnten, so blieb die Hälfte.“ Und sie deutete auf das Land jenseits der Grenze. „Dem Großvater gehörte sie noch bis zur großen Webernot. Dann mußte er den Acker verkaufen.“ Die Dämmerung begann ins Feld zu fallen. Der Himmel wurde

leer und hoch. Die beiden Pflügenden endeten fast gleichzeitig ihre Arbeit. Sie stellten die Pflugschar hoch, setzten sich auf die Gabel und riefen sich „Gute Nacht“ zu, ohne daß sie beide, nun an den äußersten Enden ihrer Felder, wegen der Neigung des Bodens mehr voneinander sahen als ihre Häupter. Dann fuhren sie heim.

Rehe traten aus dem Wald in der Ferne, sich vorsichtig umblickend, um dann zu äsen; die Grenze kümmerte sie nicht. Die Mutter hatte sich jetzt erhoben, der Sohn folgte ihrem Beispiel. Sie ging jetzt ganz nahe an den Acker, nahm Erde aus den feuchten Schollen und zerbrach sie zwischen ihren Händen. Dann warf sie die Krumen nach der anderen Seite. Und auf der linken Hälfte des Ackers tat sie das gleiche. „Es ist dieselbe Erde, hüben und drüben, die gleiche Erde und die gleichen Menschen. Drüben lebt mein Bruder, und herüben lebt mein Vater. Dieselben Menschen und die gleiche Erde, getrennt nur durch den Strich mit den weißen Steinen. Drüben liegt die Großmutter und all die anderen, herüben dein Großvater und die vor ihm waren. Mitten durch unseren Acker schneidet die Grenze.“

Noch einmal faßte ihr Blick das Land hüben und drüben; die Schatten waren lang geworden und der Himmel leuchtete rot und violett vom Westen her. Aus den Gründen der Moore und Weiher stiegen die Nebel, zuerst wie dünne wogende Schleier, die sich kaum über den Boden erhoben; dann wurden sie dichter und dichter wie flockiger Mull. Fröstelnd zog die Mutter das Tuch enger um den Hals. Aber dem Knaben war es, als ob er im Nebel Gestalten sähe, die sich die Hand reichten oder voneinander gingen — wer konnte es sagen?



Treppenaufgang im Würzburger Schloß

phot. Prof. W. Hege, Weimar



Über die Kunst des Lesens

Wer aber die Kunst des richtigen Lesens inne hat, den wird das Gefühl beim Studieren jedes Buches, jeder Zeitschrift oder Broschüre augenblicklich auf all das aufmerksam machen, was seiner Meinung nach für ihn zur dauernden Festhaltung geeignet ist, weil entweder zweckmäßig oder allgemein wissenschaftlich.

Sowie das auf solche Weise Gewonnene seine singemäße Eingliederung in das immer schon irgendwie vorhandene Bild, das sich die Vorstellung von dieser oder jener Sache geschaffen hat, findet, wird es entweder korrigierend oder ergänzend wirken, also entweder die Richtigkeit oder Deutlichkeit desselben erhöhen.

Legt nun das Leben plötzlich irgendeine Frage zur Prüfung oder Beantwortung vor, so wird bei einer solchen Art des Lesens das Gedächtnis augenblicklich zum Maßstabe des schon vorhandenen Anschauungsbildes greifen und aus ihm alle die in Jahrzehnten gesammelten einzelnen diese Frage betreffenden Beiträge herausheben, dem Verstande unterbreiten zur Prüfung und neuen Einsichtnahme, bis die Frage geklärt oder beantwortet ist.

Nur so hat das Lesen dann Sinn und Zweck.

Adolf Hitler, „Mein Kampf“

J. Daniel Chamier: „Ein Fabeltier unserer Zeit.“ Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien, 1937. 404 Seiten, geheftet 5,75, Leinen 7,50 RM.

Das kühne und feurige Einhorn, das von den verfolgenden Hunden zu Boden gerissen wird, das in der Heraldik (wie im englischen Wappen) und in den alten Sagen als Symbol der Reinheit und der uneigennütigen Gesinnung gilt, ist J. Daniel Chamier, ein Engländer der jüngeren Generation, Leitbild für sein Werk über die Politik Deutschlands in Vorgeschichte, Ausbruch und Verlauf des Weltkrieges gewesen. Schwer ist es zu entscheiden, was wir an diesem Buche mehr bewundern sollen: den Willen zur Sachlichkeit, auch wo sie dem Engländer wehe tun muß, und den großen geschichtlichen Blick seines Verfassers, — seine in achtjährigem Studium gewonnenen umfassenden Kenntnisse dieses schwierigen Stoffes, die er mit gesunder Unbefangenheit aufnahm — oder seine große literarische Leistung.

Mit ungewohntem psychologischen Feingefühl und starker intuitiver Urteilskraft hat dieser Engländer seiner Nation mit diesem schon 1934 unter dem Titel „Fabulous Monster“ erschienenen Buch einen wirklichen Schlüssel zum gerechten Verständnis der deutschen Politik von der Gründung des Zweiten Reiches bis zur Novemberrevolution von 1918 in die Hand gegeben. Wir müssen diese vorurteilslose, geistvolle Arbeit als ein Zeichen des guten Willens zum Verstehen des unausweichlichen deutschen Schicksals werten, das ihr Verfasser vor allem in der Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. begründet sieht. Es ist von hohem Reiz, diese englische Auffassung von der Bedeutung der Gestalten in der Politik jener Epoche in klarem und sicherem Urteil kennen zu lernen.

Darum ist das Erscheinen der deutschen Übersetzung, die vortrefflich gelungen ist, freudig zu begrüßen. Alle jungen Deutschen, denen eine gesunde Entwicklung der Beziehungen zwischen den germanischen Brudervölkern England und Deutschland am Herzen liegt, mögen durch die Verbreitung dieses Buches Verantwortung beweisen.

Eine große Leistung aus solcher Gesinnung: gegen Versailles und Kriegsschuldfrage erkennen wir dankbar an.

Erich Homuth

J. Daniel Chamier:

Die graue Eminenz und ihre Clique.

... Doch es gab ein Insekt unter dem Stein, das noch gefährlicher war als Waldersee.

Erst viele Jahre später wurde der Geheimrat Fritz von Holstein eingebettet in der deutschen Geschichte entdeckt, wie eine Kröte in den aufgedeckten Fundamenten der Wilhelmsstraße sitzend. Einsam, miträuchend bis zur Manie — er wollte sich keinen Bedienten halten, weil der Kerl doch bestochen sein könnte, ihn zu ermorden —, mächtig, aber die Verantwortung scheuend, Ämter und Orden zurückweisend und vor allem seinem aufrechten Souverän aus dem Wege gehend, so saß der Vortragende Rat, den Eingeweihte den Reichsjesuiten und die Graue Eminenz nannten, in der Dunkelheit und zog nicht nur die geheimen Drähte der deutschen auswärtigen Politik, sondern hatte es als selbsternannter ungesehener Nachfolger Bismarcks auch unternommen, dem Kaiser das Rückgrat zu brechen. Es war nicht der übliche Versuch eines ältlichen Ratgebers, den jungen Monarchen zu beherrschen, sondern eine vollkommen überlegte bürokratische Offensive gegen die Macht der Krone, und zwar unter vielversprechenden Umständen. Der Zeitgeist, der der monarchischen Gewalt feindlich und derjenigen der Minister und Bürokraten günstig gesinnt war, wurde unterstützt durch das Maß, in dem die persönliche Autorität Wilhelms II. durch die Angriffe älterer Leute unterminiert worden war. Einem Manne wie Holstein mußte solch ein junger Tor wie Friedrichs Sohn und Bismarcks Schüler als leichte und ihm zukommende Beute erscheinen. Mit der vorgefaßten Meinung, daß Wilhelms sämtliche Handlungen, auch diejenigen, welche von wohlbedachtem Entschluß Zeugnis ablegten, nur Ausbrüche leidenschaftlicher Unbesonnenheit seien, rechtfertigte Holsteins Gewissen seinen Ehrgeiz. Das Einhorn war ein großes trampelndes Füllen, das über die von ihm gespannten feinen Fäden herüberstolperte, also konnten diese Fäden zu Recht in ein Netz gewoben werden.

Der Plan war für das Land ebenso nützlich wie die Wirkamskeit des Holzwurms für die Balken eines Gebäudes. Die Verfassung der Regierung wurde nicht von außen her angegriffen, um in der Richtung der Demokratie ausgebaut zu werden; sie wurde von innen durch die Übergriffe von Beamten ausgehöhlt, die ebenso wenig durch Wahl ernannt waren wie der Monarch selbst. Das Ziel war unmoralisch, die Mittel waren verräterisch, weil weder Holstein noch sonst jemand den Mut hatte offene zu ersinnen. Die Ressorts waren in der Hand einer gleichzeitig furchtsamen und empfindlichen Gesellschaft, die Angst hatte, dem Kaiser ent-

gegenzutreten, aber nicht damit zufrieden war, sein Werkzeug zu sein.

Marschall von Bieberstein, der Staatssekretär des Äußeren, und Kiderlen-Wächter vom Auswärtigen Amt waren ein Herz und eine Seele mit Holstein.

Eine feste Opposition fand die Clique nur bei Wilhelms Busenfreund Philipp Eulenburg, dem sie dies mit dem Vorwurf vergalt, er bestärke Seine Majestät in extravagantesten Vorstellungen von der Unabhängigkeit der Krone. Eulenburg hatte insofern Einfluß beim Kaiser, als ihm dessen Freundschaft um der zwölf Jahre willen, die er älter war, nach Belieben zu schelten und zu mahnen gestattete. Er machte davon Gebrauch, um die Sache der Minister zu vertreten; als er aber den Feldzug gegen die Krone erkannte, wandte er sich von dieser Gruppe ab. In dem Bewußtsein, daß die Schwächung der Monarchie die Gewalt nicht in die Hand des Volkes, sondern einfach in die Holsteins legen würde, und in der Überzeugung, daß Leute, die das Regierungssystem mißbilligen, in den hohen Staatsämtern nichts zu suchen haben — eine Ansicht, mit der er offenbar unter seinen deutschen Kollegen allein stand —, sah Eulenburg nicht ein, weshalb er die verfassungsmäßigen Rechte seines Freundes bescheiden lassen sollte, damit sie in die Klauen der „Drachenbrut“ übergingen. In diesem Maße war er der Königstreue

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. S. Brand. Mit einem unveröffentlichten Uchbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.50

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verleger, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Michel Vomland: Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater

Ein Geschenkbuch von besonderer Art; in mehrfarbigem Umschlag. Preis Mk. 1.50

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden aufs Angenehmste unterhalten wird.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Einladung zur Vorausbestellung

Paul Grabau Der Sonnenbogen

Eine Dichtung

Die Frucht Der Baum

Die Heimat Der Glaube Die Wiedergeburt

45 Gedichte in 5 Kreisen

In würdiger Ausstattung kostet der festliche Leinenband für den Vorbesteller RM 2.— (statt 2.60)

Verlag Hermann Böhlhaus Nachf. Weimar



schuldig. Weit davon entfernt, den König zu einer Übertreibung seiner Rechte zu treiben, war er jedoch ängstlich besorgt, daß dieser nichts derartiges tun sollte, denn das war ja gerade das Netz, das die Drachenbrut ausgelegt hatte, um seine Majestät sich darin verstricken zu lassen.

Wenn irgend etwas Holsteins Verachtung für seines Herrn jugendliche Torheit noch steigern konnte, so war es der helle Blick der blauen Augen, der über ihre Maulwurfsarbeit unbewußt hinwegglitt. „Der arme Kaiser“ — wie ihn Eulenburg in dieser hohen Zeit seiner Jugend und Hoffnungen gewohnheitsmäßig nannte, beinahe zu Tränen bewegt von den ungesesehenen Gefahren seiner Lage — gab sich, unbelehrt durch eigene unerfreuliche Erfahrungen, der glücklichen Überzeugung von der Aufrechterhaltung seiner Bürokraten, den Talenten seiner Minister und dem Korpsgeist aller seiner Beamten hin. „Ausgezeichnet! ... Vortrefflich! ... Bravo! ... Gut gemacht! ... Telegraphieren Sie ihm meinen Dank!“ das strömte aus seiner Feder, wenn er die Berichte seiner Botschafter las; bei jeder denkbaren Gelegenheit hieß es: „Gratuliere Kiderlen und Marschall und dem Auswärtigen Amt zu diesem schönen Erfolg.“ Sein lächerliches Vertrauen zu der menschlichen Natur reizte den gelehrten Professor Liman, der meinte, er müßte nachgerade wissen, daß „die Triebfedern fast allen Handelns“ Egoismus, Haß und Neid sind. Darauf würde Seine Majestät aber ungehalten geantwortet haben, er wisse sehr wohl, daß das Leben, jedenfalls das öffentliche Leben, voll von Lug, Trug und Egoismus ist — Männer des öffentlichen Lebens, in die er unbedingtes Vertrauen setzte, hätten ihm das oft genug gesagt.

Die Wegelagerer folgten seiner sorglose Bahn mit grimmer Befriedigung, die sich hinter patriotischer Besorgtheit versteckte. Die zum Ausdruck gebrachte Besorgnis war aber nicht überall unecht, die Angst, die man empfand, war nicht künstlich. Die Geheimräte und Bürokraten,

die niemals noch vorher
Geritten worden so wie jetzt,
Sie wunderten sich mehr und mehr,
Welch Ding sich da heraufgesetzt.

Aus einer kleinen schwäbischen Stadt

Reinh. Winkler



Der Müllkarren

v. Weiden



Piz Palù von der Diavolezza-Hütte gesehen

Aufn. Dr. Ottomar Schweitzer

ZUR FRÜHJAHRSGLETSCHERFAHRT VON DR. OTTOMAR SCHWEITZER

Wenn der Winter im Flachland in diesen Wochen sich seinem Ende nähert, wenn die Straßen unserer Städte und Dörfer ihr, oft recht spärliches Winterkleid, endgültig abgelegt haben, dann tauchen sehnsüchtige Wunschträume in den Herzen des ganzen „zünftigen Skivolkes“ auf.

Zuerst drängen sich schüchterne Vorstellungen von viel... viel glitzerndem Schnee in unsere Gedanken —, dann nehmen die Schneemassen Formen an —, es entstehen weiträumige Flächen, — Hügel, Berge, ja sogar Gletscher mit Spalten und spiegelnden Eisflächen. — Und dort hinauf, in vielen Windungen, Schleifen und Kehren, zwischen Brüchen und Spalten hindurch führt, die sich von der Umgebung scharf abhebende Spur. — Unsere Spur! — Unser Weg! — Der Weg, der Sehnsucht und Gedanken hinauf führt zur Sonne, zur verheißungsvollen, traumverlorenen winterlichen Bergeinsamkeit.

Bis der Traum zur Wirklichkeit wird, bis die Zeit gekommen, da die Hoffnungen greifbare Formen annehmen, werden viele solche Träume, Erwägungen und auch Kämpfe des Skiläufers Herz und Geist erfüllt haben. Dann aber —, wenn der schwere Rucksack auf dem Rücken sitzt, Skier, Steigeisen und Eispickel auch nicht fehlen, und es schwer beladen durch die nächtlichen Großstadtstraßen in Richtung „Bahnhof“ geht, dann ist die Erfüllung aller Wunschträume nahe. Hoffnung, Sehnsucht und Traum werden dann von dem gleichmäßigen Stoßen des Eisenbahnwagens hin- und hergeschüttelt und beginnen mit der Wirklichkeit zu verschmelzen.

Schnell vergessen sind die hell erleuchteten Großstadtstraßen mit ihren hastenden Menschen und Fahrzeugen, wenn am nächsten Morgen das Ziel unserer Sehnsucht — die winterliche Bergwelt — im ersten Sonnenstrahl zu uns herunter winkt. Der Weg ist oft für manche weit, doch Mühe und Opfer lohnen sich, und zwar umso mehr, je mehr es gelingt, den Alltag abzuschütteln und inneren Menschen frei und ungebunden der Natur allein zugänglich zu machen.

Die letzte Brücke vom Alltag und seinen Sorgen zur Erholung in winterlicher Bergwelt schlägt der Annarsch auf steilen Almwegen hinauf zur Schneegrenze. Wenn der erste kalte Hauch vom Gipfel zu uns herabweht, dann schickt uns die eisige Welt dort oben den ersten Willkommensgruß. Freudig den Gruß erwidern wollen

und sollen wir uns aber bewußt sein, daß wir beim Anschnallen unserer lieben „Brett!“ ein Reich der ungezähmten Naturgewalten betreten. Naturgewalten, die sich dem Willen des Menschen nicht unterordnen und über die der Einzelne keine Gewalt hat. Wir müssen, schon vor dem Betreten des Gletschers, auf die Stimme der Natur lauschen und auf Mahnrufe mit Aug und Ohr achten. Nicht umsonst läßt der ferne Berg sein dumpfes Grollen hören; nicht umsonst verschleiert er sein Gesicht mit einem kleinen oder gar undurchsichtigen Nebelgewand; nicht umsonst künden die Millionen und aber Millionen Schneekristalle unter unseren Füßen durch dumpfe Geräusche an, daß ihnen ihre Lage unbequem geworden, daß sie sich aus ihrem alten Bett freimachen wollen, um in lustiger Fahrt zu Tale zu fahren. Die eisige Bergwelt ist eine Welt für sich und spricht ihre eigene Sprache, dabei aber verlangt sie, daß derjenige, der ihre Schönheit und Reinheit schauen und erleben darf, ihre Sprache versteht.

Offenen Herzens und mit geschärftem Blick betreten wir über die Endmoräne die Region des ewigen Eises und Schnees, worauf wir in kraftvollem Gleichmaß unsere scharfe Spur auf den Rücken jenes stumm hinfließenden Gletschers legen, den die Giganten vor uns in tosenden Nächten gebaren. So geht es aufwärts, Stunde um Stunde verrinnt in der Lust des Schauens. Einmal sind es die tausend glitzernden und gleißenden Diamanten, die unsere Skier behutsam beiseite schieben, welche unsere Blicke auf sich ziehen; bald sind es die blauen Eispiegel, die links und rechts zu uns herüber blinken und zu einer näheren Betrachtung einladen; dann wieder ist es ein drohender Bruch, der mit wärmenden Eistürmen und überhängenden eisigen Spiegeln uns zur Wegänderung zwingt, um in ehrfurchtsvollem Bogen dieses Naturschauspiel zu umgehen. Mitten in der Vielheit der Naturereignisse hier oben müssen wir erkennen, daß auch die zu Eis gewordene Welt nicht schläft, wie unsere Väter glaubten. Vater und Großvater kannten nur den Winter des Flachlandes, der wohl die Vegetation schlafend macht, aber die Größe und Lebendigkeit der Erscheinungsformen nicht so deutlich erkennen läßt. Wir müssen staunend sehen und bewundernd feststellen, daß die eisige Natur nur ein uns zuerst etwas ungewohntes, unbekanntes, aber auch manchmal recht lebendiges Leben lebt. Aus den Millionen reinen Kristallen, die freudig oder windgepeitscht zur Erde fallen, wird blaues Eis gebildet, das nicht



Berninamassiv von der Diavolezza

Aufn. Dr. Ottomar Schweitzer

Vom Piz Palü stürzt eine Eislawine (links unten)

spröde, kalt und tot daliegt, sondern es zieht und wandert, physikalischen Gesetzen folgend, in unaufhörlichem Zug von des Himmels Höhe, bis hinab ins Tal. Und wenn wir unseren Weg in vielem Hin und Her, in Windungen, Bögen und Kehren, zwischen Türmen hindurch und über Spalten hinweg in mühevoller Anmarsch suchen, dann hören wir unter uns oft das Gurgeln, Rauschen, Tropfen und Klopfen —, die Sprache des Gletschers, seine warnende Stimme —!

Die Seile werden strammer gehalten; langsam, vorsichtig die Unterlage abtastend, geht es hinein in das märchenhafte Labyrinth der schillernden Türme und Gänge. Nichts als Eis um uns her! — Eis, in allen Farben und Schattierungen; über uns in tiefem Blau der winterliche Himmel, der nur dann und wann einen Sonnenstrahl zu uns hereinschickt, der sich tausendfältig an eisigen Flächen und Kristallen spiegelnd bricht. Schweigen —, tiefes Schweigen. Wie im Märchenland schreiten wir die Gänge des verwunschenen Schlosses entlang und warten wie in Kinderträumen, bis irgendwo eine Tür aufspringt und leise Harfentöne an unser Ohr dringen, um uns den Weg zum König jenes Märchenreiches zu führen. Es muß ein mächtiger Herrscher sein, der sich all diese Gänge, Höhlen und Schluchten bis hinab in unabsehbare Tiefe, all diese Säulen, Türme und Gänge, erbaute und hier regiert in funkelndem Edelsteinpalast. Aber nichts ist von ihm selbst zu sehen. Schweigen, — tiefes Schweigen. Nur das Zucken des Seils, das Knirschen des Eises und das Pochen des Herzens — das allein verrät Leben; verrät Verbundenheit mit den Kameraden — verkettete Freundschaft, — in eisigem Schweigen.

Und weiter geht's, weiter Schritt für Schritt, Seillänge um Seillänge, bis auch das Labyrinth durchquert ist und die strahlende Sonne spukhafte Märchenräume von Eiskönig und seinem Schloß vertreibt. Das letzte große Schneefeld, vor dem Einstieg in eisbehangenen Fels, liegt vor uns in wärmender Mittagssonne. Unsere Sehnsucht aber gehört nicht der Befriedigung irgendwelcher Rekordlust, sondern allein dem Beschauen und Erleben der Eiselwelt, und so muß das letzte Stück — der Gipfel des eisumhüllten Giganten — unerklommen bleiben. Es werden, statt der Kletterei auf den Gipfel, nach kurzer Zeit an die schweren Schuhe nur die Steigeisen geschallt, die ihre spitzen Zähne knirschend in den windgepeitschten, harten Schnee treiben um uns sicher auf den anliegenden Grat zu führen. Einen Blick doch wollen auch wir tun hinüber ins jenseitige Tal. Auch wir wollen, trotzdem wir uns den

Gipfel versagen, unsere Blicke von oben in die Ferne schweifen lassen, in der sich Gipfel an Gipfel reiht.

Die nachbarlichen Spitzen und Zacken, Grate und Brüche grüßen noch freundlich, im Sonnenglanz liegend, zu uns herüber; in der Ferne aber verschmelzen Licht, Luft, Fels und Eis vor unseren Augen zu gleichförmigem Dunst. Berge, riesige Berge, vereinen sich gleichsam symbolisch mit Himmel und Sonne. Sie lassen unseren Gedanken offenen, hemmungslosen Weg von der Erde — bis — zur Sonne.

Und unter uns, ganz tief unter uns, dort liegt dann die Wirklichkeit, die uns herausreißt aus unserem stummen Betrachten und aus unserem Gedankenflug hinaus in die unergründliche weite Welt. Dort unten ziehen silbrige Wasserstreifen in vielen Bogen und Windungen an Bäumen, Wiesen und Häusern vorbei, hinaus in die Welt. Elemente, die vor Jahren auch hier oben lagen, wo wir im Augenblick stehen, wurden sich in Sonnennähe der Kraft ihrer Naturgewalt bewußt und wanderten hinab ins Tal, um dort ihre Aufgabe zum Segen der andern Welt zu erfüllen. Auch die Schneekristalle unter unseren Füßen müssen die einsame Welt hier oben verlassen und hinab wandern, um dort unter leitender Menschenhand ihre, in soniger Höhe aufgespeicherten, Kräfte, zu nutzen. Und so müssen auch wir, die wir von der andern Welt in das Reich der stummen Sammlung von Kräften heraufgekommen sind, wieder hinab.

Es gilt einen Entschluß, ein Losreißen von träumerischer Beschaulichkeit, ein Erinnern an das Zurück — und der erste Schritt zum Rückweg ist getan.

Wie bei den sonnendurchglühten Eiskristallen, geht es dann bald langsam, bald in hurtiger Fahrt, hinab ins Tal. Nicht viel später wird dann auch die verbindende und im tiefgründigsten Sinne des Wortes „kettende“ Leine zwischen den Kameraden gelöst, wobei ein letzter Händedruck die Verbundenheit über die Seilschaft hinaus besiegelt. Dann aber abwärts, immer weiter abwärts geht der Weg, dem Tal entgegen. Schon vereinzelte Krokusse, die Kinder nun erwachenden Lebens und Naturgeschehens, stehen an unseres Weges Rand. Der kraftvoll sprudelnde Quell, der gleich uns von eisiger Höhe herabzog, hat sie zu neuem Leben erweckt.

Und gleich dem munteren Bächlein, treten auch wir hinaus ins Tal, neuem Erleben und neuen Taten entgegen.

Punkt für Punkt Theobald...

Eine durchnummerierte Lachgeschichte.

Von Walter Westendorf-Gotha.

1.
Nachts, kurz nach halb zwei Uhr, kommt die Depesche: „Eintreffen heute nacht halb drei. Theobald.“ Hermann springt aus dem Bett. Er zieht sich an. Dabei erzählt er seiner Frau Jutta von Theobald. Sie schläft noch halb. Der Vetter sei ein ausnahmsweise reizender Mensch. Theobald und er hätten zusammen die Schulbank gedrückt. Dann sei Theobald nach Amerika gegangen. Ehe Hermann hinausläuft, sagt er noch, Jutta solle sofort aufstehen und Kaffee kochen.

2.
Gegen halb drei betritt Hermann den Bahnhof. Er stellt fest, daß er fast eine halbe Stunde auf Theobald zu warten hat. Etwas genauer hätte Theobald schon despeschieren können. „Heute nacht halb drei —!“ Hermann geht auf und ab. Lustig warst du Theobald! denkt er. Und ein Draufgänger. Hast mir damals nicht das Ännchen weggeschnappt? Einen Schimmer von Selbstsucht konnte man dir vielleicht nicht abstreiten. Treibst du mich heute nicht aus dem Bett? Muß zu Hause Jutta nicht Kaffee kochen?

3.
Eine Frau tritt herzu. Sie sagt etwas. Hermann schnautz sie an. Sie verschwindet. Ob Theobald die Frau wohl auch angeschaut hätte? Aber ist man denn Theobald? Nein. Zum Glück: nein!

4.
Hermann und Theobald waren bei derselben Firma Lehrling. Die Lehrlinge der Firma vertraten sich gegenseitig, wenn einer von ihnen mal am Dienst verhindert war. Hermann war auf Theobalds Kosten neunmal am Dienst verhindert, Hermann hat darüber Buch geführt — Theobald aber auf Hermanns Kosten siebenundvierzigmal!

5.
Ein Fremder spricht Hermann an. Es ist ein Engländer. Hermann antwortet englisch. Der Fremde grinst über dieses Englisch. Jählings wendet er sich wieder ab. Seine Schultern zucken. Hermann geht eilig auf und ab. Wer hat mich auf den Bahnhof gelockt? denkt er.

6.
Hermann kommt an der Tür eines Wartesaales vorbei. Die Tür fliegt auf — ein Mann heraus — gegen Hermann. Beide wälzen sich am Boden. Beide ächzen empor. Ein zweiter Mann stürzt mit geballten Fäusten aus der Tür und hinter dem entfliehenden ersten her. Schon ist Polizei zur Stelle. Hermann muß seine Personalien angeben. Man macht ihm Aussicht, daß er vor Gericht erscheinen darf.

7.
Hermann steht. Er stöhnt. Er krümmt sich. Er reibt sich den Rücken. Und denkt: Wer hat auf der Schule von mir abgeschrieben? Theobald... Wer hat mir Ännchen gestohlen? Theobald... Wer hat mich um ungezählte Urlaube betrogen? Theobald...

Wer treibt mich nachts auf den Bahnhof? Theobald... Wer hetzt die böse Großstadt auf mich? Theobald... Wer macht mich einer auswärtigen Großmacht zum Gelächter? Theobald... Wer haut mich auf den Steinfußboden, daß mir das Rückgrat verrenkt? Theobald... Wer schleppt mich vor Gericht? Theobald...

8.
Hermann fährt nach Hause. Mag Theobald kommen. Unabgehoht. Man wird ihm Kaffee vorsetzen. Aber man wird mancherlei nicht unausgesprochen lassen. Hermann betritt die Wohnung. Sie ist stockfinster. Sollte Jutta nicht aufstehen und Kaffee kochen?

9.
In der Garderobe liegt eine zweite Depesche: „Muß erst ausschlafen. Komme morgen nachmittag. Theobald.“ Theobald...

10.
Anderen nachmittags warten Hermann und Jutta auf Theobald. Eine Postkarte kommt: „Was soll ich denn bei Euch? Ich fahre

nach Thüringen und dann zu einem Freund nach Italien. Du, Hermann kannst mich besuchen, wenn du willst: Rom, Via Garibaldi 19.“

11.
Rrumbautz... Vierzig-Zentimeter-Granaten zerkrachen in Hermanns Hirn. Wohin mit der Wut?
„Weshalb hast du heute nacht keinen Kaffee gekocht, Jutta?“
„Wo der Mensch doch gar nicht gekommen ist?“
„Wo der Mensch doch gar nicht gekommen ist?“ brüllt Hermann...

12.
Jutta ließ sich scheiden. Irrtümlicherweise wurde nicht Theobald, sondern Hermann für schuldig erklärt.

Problem!

„Diese Ruine, meine Damen und Herren, ist über dreitausend Jahre alt.“
„Wie ist denn das möglich? Wir haben doch erst 1937!“



Der Frühstücksstand

Aufn. H. Reeck

Das Messer

Ein Barbier hat den Kunden eingeseift und beginnt zu schaben. „Das Messer kratzt!“, sagt der Kunde. Darauf der Barbier: „Mal nachschärfen.“

Geht hinter einen Verschlag, trinkt aus der bereitstehenden Flasche einen kräftigen Schluck, scharrt mit dem Fuß und kehrt mit dem ungewetzten Messer zu dem Kunden zurück. Fängt wieder an zu schaben.

Der Kunde sagt: „Es kratzt noch immer“, „Nochmal nachschärfen“, sagt der Barbier. Geht hinter einen Verschlag, trinkt aus der bereitstehenden Flasche einen kräftigen Schluck, scharrt mit dem Fuß und beginnt wieder mit dem ungewetzten Messer zu schaben.

Der Kunde sagt: „Es kratzt leider immer noch etwas“. Der Barbier beginnt an seiner Menschenkenntnis im allgemeinen und am Verstand des Kunden zu zweifeln, sagt aber geduldig: „Das macht nichts, nochmal nachschärfen.“

Geht hinter den Verschlag — siehe oben — nimmt einen kräftigen Schluck aus der Flasche und fängt aufs neue mit dem ungekräftigten Messer zu schaben an.

Der Kunde schweigt. Der Barbier fragt teilnahmsvoll: „Ist es jetzt gut?“ — „Ausgezeichnet“, erwidert der Kunde. Der Barbier hat die Ruhe wiedergewonnen im Vollbesitz seiner Menschenkenntnis.

Elit sehr

„Emma, bestellen Sie mir sofort das Buch „Wie bleibe ich jung und schön!“ — „Ja, gnä' Frau, ich werde sagen, daß es sehr eilig ist.“

Billige Kur

Fox kommt zum Doktor und sagt: „Herr Doktor, ich möchte eine Kur machen, aber ich will nicht viel dafür ausgeben. Wozu raten Sie mir?“

„Machen Sie eine Hungerkur.“

Schwere Wahl

Die junge Frau ging zum Fleischer. „Ich habe morgen Gäste, geben Sie mir ein schönes Stück Fleisch.“

„Was für ein Fleisch wünschen Sie?“

„Was raten Sie mir wohl? Was mag am besten zu meinem Meißner Geschirr passen?“

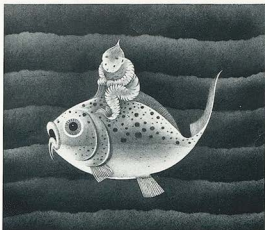
Kein Schmutzleck

„Und dieser Schuh ist also wirklich echtes Krokodillsleder.“

„Unter Garantie, gnädige Frau. Ich selbst bin sogar mit dem Mann befreundet, der das Tier geschossen hat.“

„So? Ja, aber sehen Sie, hier an der Spitze ist ein Schmutzleck.“

„Das ist kein Schmutzleck, gnädige Frau. Das ist die Stelle, wo das Krokodil auf der nassen Erde aufschlug, als es vom Baume fiel.“



Fischreiter

Bold

Sein Vermächtnis

Mayer macht einen Kondolenzbesuch.

„Ich war ein großer Verehrer Ihres Mannes“, sagte er, „ich möchte gern eine Erinnerung an ihn haben. Hat er nichts hinterlassen?“

Die Witwe lächelt leise: „Nur mich, mein Herr.“

*

Elfriede malte. Elfriedes Mann sah das nicht gern.

„Jetzt hat er ihr sogar das Malen verboten.“

„Seitdem er eines Tages statt der Zahnpaste versehentlich eine Farbtube erwischt hatte.“

Nach Coué

Coué, der Mann, dem es von Tag zu Tag besser ging und der trotzdem gestorben ist, fragte einmal eine Krankenschwester

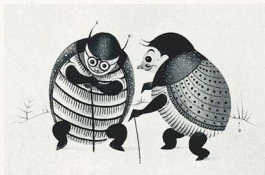
nach dem Befinden eines seiner Patienten.

„Es geht ihm schlecht!“, antwortete die Schwester. „Sehen Sie, Schwester“, sagte der große Optimist, das dürfen Sie nie sagen. Sie haben von mir noch nichts gelernt. Sie müssen sagen: „Der Kranke glaubt, daß es ihm schlecht geht!“ Am nächsten Morgen kommt Coué wieder. Gleiche Frage an die Schwester nach dem Befinden jenes Patienten. Die Schwester aber — eines besseren belehrt — antwortete: „Der Kranke glaubt, daß er gestorben sei.“

Guter Grund!

Otto kauft eine Briefmarke. Leckt die Marke an. „Da ist doch kein Klebstoff drauf!“

Spricht die Briefmarkenverkäuferin: „Ich weiß, Sie sind schon der Zehnte, der dies heute bei dieser Marke gesagt hat.“



Die Käfer

Bold



Leica-Aufnahme

Verfasser unbekannt

Tauwetter wird fotografiert

Allen Wünschen über eine lange Haltbarkeit des Schnees zum Trotz setzt doch irgendwann einmal Tauwetter ein. In der Stadt ist das schlimm. Da fließt so eine undefinierbare braune Tünche über die Straßen, wird uns gegen Schuhe, Strümpfe und Mäntel gespritzt und spendet uns nasse Füße, die eine prächtige Erkältung im Gefolge haben.

Aber man soll über diese Besonderheiten auch einmal kühn hinwegblicken. Von den Foto-Fanatikern wenigstens muß man es verlangen. Und wer ein Foto-Fanatiker werden will, muß einmal durch die dicke Straßentünche gewatet sein, um zu erleben, daß das schöne Bild auch Überwindung kostet.

Schöne Bild?

Schneeschmelze vermischt mit Straßenschmutz gleich ein schönes Bild?

Eine seltsame Formel, nicht? Aber sie ist richtig, grundrichtig sogar! Wir müssen nur einmal über die persönlichen Unannehmlichkeiten hinwegsehen und allein das betrachten, was mit der Fotografie zusammenhängt. Da werden wir zuerst prächtige Glanzlichter finden, die auch bei trübem Wetter vorhanden sind und im Grunde das eigentliche Wesen der beherrschenden Stimmung gut erfassen.

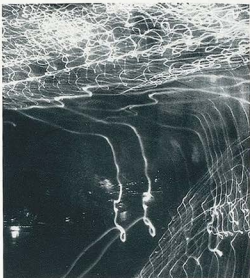
Diese Glanzlichter bringen Leben in das Ganze. Einen an sich völlig trüben Tag lassen sie irgendwie glitzern, wenn es natürlich auch nicht um Sonnenschein geht. Aber dieses Glitzern ist typisch für Pfützen und Straßenschmutz. Und da wir in der Fotografie ja mit Licht arbeiten, ist es wichtig, daß wir die Schneeschmelze unter diesem Gesichtspunkte sehen.

Dieses Glitzern also ist immer da. Auch bei trübem und grauem Himmel. Und da es typisch ist, müssen wir es rein mengenmäßig auch überwiegend auf das Bild bringen. Wir nehmen also ein gutes Stück Erdboden mit in das Bildfeld. In diesem Falle erfassen wir damit nicht eine tote Fläche, wie das im Sommer möglich ist, sondern das Typische, das ja jetzt gerade auf dem Erdboden liegt: Pfützen, schmelzende Schneehaufen, ausgetretene Spuren. Besondere technische Maßnahmen sind im Grunde nicht zu treffen. Hat man die seltsamen Vorstellungen von der Schlechtwetterfotografie erst überwunden und ein Paar wasserdichte Stiefel angezogen, so wird man sich wundern, in wie reicher Zahl die Motive auf Straßen und Wegen auf uns warten und wie sie es eigentlich gar nicht verdienen, stiefelmütterlich behandelt zu werden.

Höchstens eine Gegenlichtblende wird man auf das Kameraobjektiv setzen. Hier hat sie den Zweck, Wasserspritzer abzusichern, die leicht von vorbeifahrenden Fuhrwerken kommen können.

Neben mehr ersten Studien sind natürlich auch lebendige Schnappschüsse möglich. Man muß nur zupacken, die Augen aufmachen und auch einmal ein Stück Film riskieren.

So also hat jede Jahreszeit und jedes Wetter fotografische Möglichkeiten. Wir müssen nur das für die Fotografie Gemäße, für die Lage der Dinge aber gleichzeitig Typische herausaussuchen, um so in jedem Falle zu guten Ergebnissen zu kommen.



Was ist hier passiert?

Eine neue Preisfrage der Foto-Jugend

Sehen Sie sich einmal dieses Bild an. Da laufen so merkwürdig abgezielte Linien über die Bildfläche, die sich nebeneinander ganz regelmäßig wiederholen. Natürlich ist hier dem Fotografen irgendein Fehler unterlaufen.

Aber was für ein Fehler?

Man hat uns die Aufgabe zugesandt und im Begleitbrief geschrieben, wir sollten selbst einmal raten, wie dieses Bild, eine Nachtaufnahme, entstanden wäre. Damit nun unsere Fotofreunde auch etwas von dieser Gehirnsarbeit haben, wollen wir eine Preisfrage daraus machen. Nach Ablauf der Frist will uns der Einsender dann auch sein Geheimnis preisgeben.

Wir stellen 150 Literatur-Prämien zur Verfügung. Bei der Verteilung spielt es keine Rolle, ob der Einsender unbedingt das Richtige trifft. Denn es werden nach den vorhandenen Preisen auch die falschen Antworten nach dem Los ausgezeichnet. Also eine ganz kuriose Sache. Kurios in der Aufgabe und vielleicht auch (das hängt natürlich von den Einsendungen ab) in der Prämierung.

Schreiben Sie uns bis zum 21. März (Poststempel) auf einer Postkarte Ihre Ansicht auf, die Sie an die Jugend-Schriftleitung im Isert-Verlag, Magdeburg, Halberstädter Str. 98 richten. Die Preisträger werden noch im März einzeln benachrichtigt. Die Lösung wird in der Foto-Jugend bekanntgegeben. Der Entscheid der Schriftleitung ist unanfechtbar.

J U G E N D

NUMMER 9 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Gipfelrast

R. Popp in der Schule Prof. Klein, München

Dichtung und Dichter

Was wir heute als Erkenntnis über die Dichtung haben,
das stammt nur von den Dichtern her, von Lessing und
Klopstock bis auf Hebbel.

Den Schatz dieser Erkenntnis zu mehren, sollte eine
Nebenaufgabe jedes Dichters sein.

Und Sache der Nation wäre es, eine Nutzbarmachung
dieser Erkenntnisse zu verlangen.

Paul Ernst

VOM RASTEN ZUR GELOSTHEIT

VON PAUL GRABAU

Vor einem aufnahmefreudigen Kreis von Hörern hatte ich Gedichte
gelesen. Es war Winter gewesen. Die Natur hatte draußen Rast
gehalten. Mitten im Lesen war in mir das schöne Empfinden
wach geworden, daß sich auch meine Zuhörer der Rast hinge-
geben hatten. Aber darnach, als ich geendet hatte, war es mir
gewesen, als ob sie sich umso gelöster gegenseitig erschlossen
hätten. Und gleichsam war mir die Erkenntnis gekommen, daß
sich die Menschen viel öfter der Rast hingeben sollten, als es die
in aller Welt bewegte Zeit erlaubt. Um wie gelöster könnten
sie sich auch dann den immer gesteigerten Anforderungen des
Lebens erschließen.

Nicht jeder hört auf den Ruf der Natur, und nicht jeder weiß um
ihre wundersamen Zusammenhänge zwischen Rast und Gelöstheit.
Es ist Aufgabe des Dichters, und vornehmlich des lyrischen Dich-

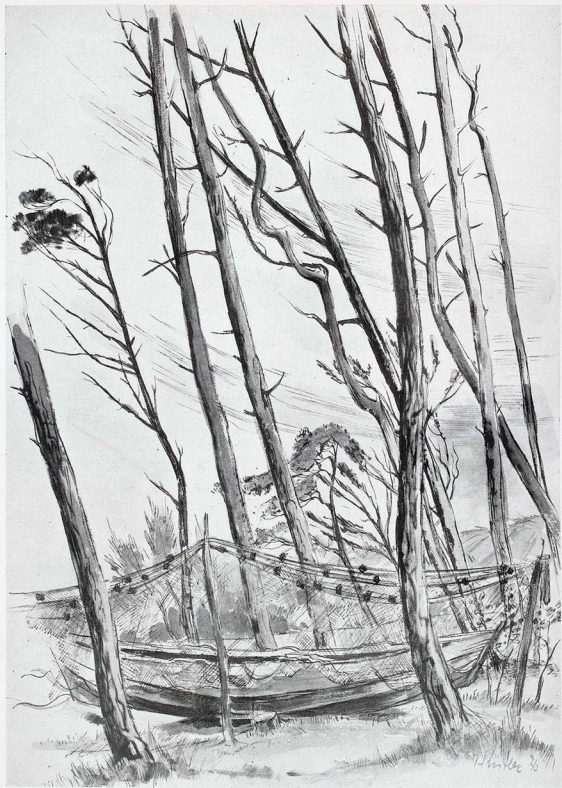
ters, sie uns nahe zu bringen, und noch mehr: ihre Saiten in uns
zum Schwingen anzuschlagen, damit das Edle erklinge.

Es war März geworden, als ich dieses niederschrieb. Das ist die
eigentliche Jahreszeit unserer Landschaft, darin uns die Sonne
von der Rast des Winters löst. Da lockt sie uns in die feuch-
webenden Parks vor der Stadt und weckt in uns die wohlige
Wärme der Gedanken und Empfindungen. Den rastlosen dunklen
Strom hat sie mit silbernen Schuppen bedeckt und altgolden die
schwebenden Weiden über seinen Ufern verfärbt. An den Ufer-
hängen und dahinter, aus den vergilbten Gräsern, hat sie die
knappen grünen Teppichrasenspitzen hervorgezaubert, und in
ihrem lobenlockenden Hauche picken die Amseln das junge Erd-
gewürm und tollen sich die übermütigen Meisen von Zweig zu
Zweig. Und draußen auf den Feldern reckt aus erdvertieftem



Arlberg-Winter

Prof. Kruckenhauser



Hinter der Düne

Heinz Kistler

Schnee sich straff die Wintersaat. Der braune Schollenglanz löst herb den Erdgeruch.

Verschweift der Blick sich dann zurück zur Stadt, so schaut er licht den Rauch zu Wölkchen silbern sich verkäuseln, der sonst aus Essen fallend mit den Nebeln sich vermischt.

Solche Eindrücke nehmen wir dankbar in uns auf, und aus unseren Gesichtern blickt der junge Zug: Wo unser Ohr noch aus der Stille junger Tage im Versinken den zagen Lockgesang der Amsel eingefangen hat, da lauschen wir auch wachsam in die Nacht.

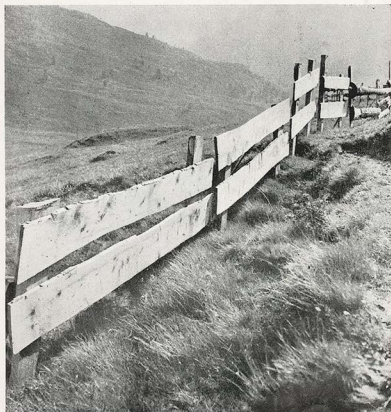
Und wir suchen nach rechten Worten, all das zu sagen, was uns ob der ahnenden Fülle bewegt. Wir suchen sie aus dem tönenden Blau zu ergründen, fragen die gelösten Gewässer nach ihrem eilenden Lauf und auch wohl ein sinnendes Augenpaar nach dem Grunde der Seele. Die Antwort finden wir aber letztlich nur in uns selbst. Doch wem beschwingt ein Lied auf Lippen schwebt, macht sich des Dichters Verse auch zu eigen. Denn der lyrische Dichter spricht zu uns in Worten, die auch das Unsagbare wesentlich erschauen lassen. Er stellt uns nicht das Ringen um die Dinge des Lebens voran, wie der Dramatiker, er führt uns auch nicht erst auf verwundenen Pfaden durch die Dinge des Lebens hindurch, wie der Epiker. Beiden bleibt die Natur vornehmlich Rahmen für ihre Handlungen. Zuweilen nur streuen sie Blätter und Blüten in die Geschehnisse hinein: ihre Helden heben sie auf, um sich damit zu schmücken, und die Dämonien trinken ihren Duft.

Dem lyrischen Dichter geht es um anderes. Ihm sind die Zusammenhänge zwischen dem Rasten und der Gelöstheit und alle Wechselbezogenheiten der Natur zum Menschen nicht nur Rahmen, sondern Bild und Gleichnis, denen er den Rahmen des Gedichtes gleichsam gibt. Ihm ist es nicht so sehr um die Erkenntnis der Dinge des Lebens, als um ihre Aufgeschlossenheit zum Harmonischen — dem lebensbejahenden Da-Sein — zu tun. Wenn er spricht, so hat er den Kampf mit dem Irdischen schon überwunden. In seinen Gedichten deutet er ihn wohl noch in

den letzten Phasen an, aber nur, um uns an die Köstlichkeit des Siegestrankes zu gemahnen. Er führt uns also nicht erst durch die Wirrnisse hindurch, sondern er geleitet uns sogleich steil zu den Höhen des Lebens empor, wo er uns die schönsten Bilder der Landschaft erschließt, damit wir gläubig darin wurzeln. Nicht daß er in der alltäglichen Sprache zu uns redet, aber auch nicht, daß er sie schöngestaltig blaß verfarbt oder mißverständlich verschraubt, ist seine gestaltende Aufgabe, nein daß er die Dinge denkbar einfach sagt und formt und ihre Bilder so als Gleichnis in uns spiegeln läßt: das ist sein reifes Können.

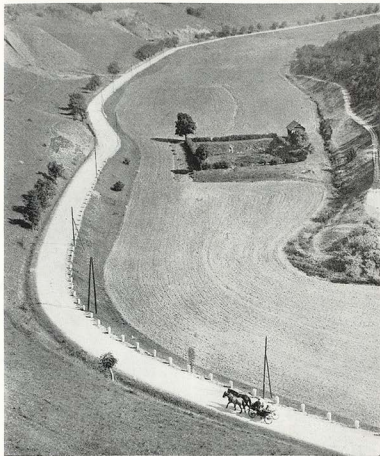
In seiner Sprache ist nicht nur jeder Satz, sondern im Satze jede Silbe und in der Silbe jeder Laut zum Leben verdichtet. Gemeinsam fügt er sie zum Rhythmus seiner Verse und legt darin den Akkord seiner Seele, damit sie ineinander als Musik der Sprache schwingen. Wo uns solche Sprache im Innersten berührt, da fühlen wir das wahre Dichtertum. Selbstlos schenkt es uns das Köstlichste und Letzte, so wie es auch die Natur uns allen gleichermaßen gibt, ohne nach dem Würdigsten zuerst zu fragen. Wissen wir aber auch um die zehrende Flamme, die im lyrischen Dichter brennt? Er fühlt sie nur im Innersten als sein Gesetz und fragt nicht, ob sie sein Innerstes verzehrt. Ihm ist es nur bewußt zu schenken. Und dennoch wird er dabei maßvoll bleiben und niemals denken, daß es sein Höchstes, sein Vollendetstes gewesen sei, was er uns als Letztes gab: immer strebt er nach dem Höheren. Und immer schreitet er am Grate seiner Höhen, unter sich das Irdische, darüber das Unermeßliche, rastlos im Suchen und Überwinden, der Heimat verwurzelt und gleichsam ihr Kündiger. Rast ist ihm schöpferische Schau, Gelöstheit schöpferisches Werden. Was wissen wir darum? Sein Höchstes zwingt besinnlich uns zu rasten, und seine dichte Flamme soll Gelöstheit in uns zünden. Wo uns die Schönheit seines Werkes aufgeschlossen ist, sind wir gemeinsam ihm erschlossen und suchen tiefer noch in ihm zu lesen, was uns im Innersten ergänzen soll.

Er liest im schöpferischen Werden nur in sich selbst. Die Bücher kann er dann nicht erst befragen. Aber nichts entbindet ihn davon, um alle Dinge seines Wirkens seinen — Gott zu befragen.



Der Zaun

Verf. unbekannt



Straßen, Felder und Bäume

A. Tondera

MÄRZWUNDER

Es wird mir irgend etwas offenbar,
seitdem die Sonne licht sich wendet
und sich im Märzengold verschwendet:
nur faßt mein Sinn das Wesen noch nicht klar.

Wohl schaue ich, wie weich das Blau sich dehnt
und fühle, wie's mich warm durchzittert,
und wie mein Herz das Blühen wittert,
danach es sich im Innersten geseht.

Doch kaum vermag ich tiefer noch zu sehn. —
Wie sollte sonst, eh sich erfüllt,
was sich als Wunder nur enthüllet,
die Sehnsucht ewig fort in uns bestehn?

Obgleich sich alles so vertraut erschließt,
schwankt noch der Sinn, vom Licht geblendet,
faßt nur das Schauen, das irdisch endet
und irrt, wo alles Glänzen göttlich fließt.

Doch wo das Herz sich gläubig tief verschweift,
fühlt es erwachend sich geweitet,
wo es am Wesen noch gedeutet:
hier faßt es ganz das Wunder und — begreift.

Paul Grabau

Lob des Artisten-Films

Es ist etwas merkwürdiges um die Artisten-Filme. Die Geschichte des Films kennt kaum einen Versager unter ihnen. Sie tragen gewissermaßen den Erfolg im Tornister. Dabei ist in den zwei Jahrzehnten Spielfilm das Variété- und Zirkus-Milieu wirklich nicht wenig ausgewertet worden. Woran liegt der Zauber des Artisten-Films? Es müssen da besondere Gesetzmäßigkeiten, vielleicht mit dem Milieu, der Dramaturgie, der Darstellung zusammenhängend, im Spiele sein. Es muß eine gewisse Verwandtschaft des Artisten-Themas mit dem innersten Wesen des Filmischen vorliegen.

Der Artisten-Film, am bekanntesten in der Spielart des Zirkus-Films, vereint die Anziehungskraft zweier für sich bestehender und genügender Unterhaltungsmittel: ein vollwertiges Zirkusprogramm ist mit einem vollwertigen Filmprogramm gekoppelt. Dazu ist die Zirkus- und Variété-Nummer an sich in ganz besonderem Maße filmisch. Film ist Bewegung und Variété und Zirkus sind in einer ausgezeichneten Art Bewegung. Film ist Tempo und die Manege kann man sich ohne Tempo nicht denken. Film ist Überwindung des Gesetzes der Schwere, des Gesetzes von Raum und Zeit und wer überwindet diese Gesetze als Beruf: der Artist. Der Jongleur, der Akrobat, der Trapezkünstler, der Equilibrist, der Kunst-Radfahrer, der Zauberer, der Tierbändiger: sie alle stellen unentwegt die Gesetze der Physik auf den Kopf. Sie sind Wunder und Spannung zugleich. Denn Film ist auch Spannung: und

was ist spannender als die Entwicklung eines artistischen Kunststücks, die Steigerung vom kleinen Trick zum großen. Das Hartvorbei-am-Tod, beim Salto mortale!

Dazu kommt folgendes. Die Welt des Artisten ist eine ausgesprochen männliche Welt. Tapferkeit, Männlichkeit, Disziplin sind ihre tragenden Kräfte. Der Artist selbst ist ein Bild der Männlichkeit: der Mann, der nicht viele Worte macht, der durch die Tat spricht. Sein Leben ist harte Arbeit, ununterbrochenes Training, Entbehrung um eines bestimmten Zieles wegen. Seine Leistung bedarf keiner Erläuterung, sie ist mit dem Auge zu erfassen, sie ist ganz Bild, stumm, in sich geschlossenes, bewegtes Bild. Und darum so unvergleichlich filmisch! So ist der Artist auch als Filmschauspieler eben filmisch „besonders wertvoll“. Er spielt nicht, er handelt. Das Gesicht führt nicht, es begleitet. Artisten sind fast immer gute Filmschauspieler gewesen. Sie waren mit die besten Schauspieler des Stummfilms. Auf seinem Reichtum an Artisten beruhte das Übergewicht der amerikanischen Darsteller-Parks im Stummfilm. Die Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit der amerikanischen Filmdarsteller geht auch heute noch teilweise auf ihre Herkunft aus artistischen Berufen zurück. Und von der Bühne kommende Schauspieler bekommen in der Umwelt der Manege und der Variété-Bühne etwas ab von ihrer wohlthuenden Sachlichkeit und Sportlichkeit.

Der Artisten-Film war meist einfach gebaut. Meist hatte er zwei Höhepunkte; in der Mitte einen und einen am Schluß. Diese sind gekennzeichnet durch die großen Schaumannern des Zirkus oder

Szene aus „Die gläserne Kugel“ Aufn. Alexander Schmolli/Bavaria





Paul Henckels und Sabine Peters in „Die gläserne Kugel“

Aufn. Alexander Schmolli/Bavaria

des Varietés. Vom ersten Höhepunkt gehts abwärts in die Tiefe der Not und des Elends, der Tragik. Der Artist ist etwa durch eine Frau um seine Kraft, seine Konzentration, die Härte seines Trainings und die Sicherheit seiner Balance gekommen, verunglückt, und steigt nun in langen Wirren wieder empor zu seiner früheren Höhe; zum zweiten Höhepunkt, zum Happyend. So waren viele Artistenfilme früher gebaut. Heute hat die Sprache diese Themen aufgelockert und allerhand interessante Abwandlungen ermöglicht. Eine solch eigenartige Abwandlung liegt vor in dem neuen Bavaria-Film „Die gläserne Kugel“. Der Titel bezeichnet die große artistische Nummer des Helden: er schließt sich in eine gläserne Kugel ein und läßt sich darin eine Looping-Bahn mit Todesschleife hinabrollen. Ein Artist hat sich diese Nummer ausgedacht, fühlt sich aber mit seinen Nerven nicht mehr stark und kühl genug, um sie auszuführen. Ein Aristokrat, der sich für eine Frau geopfert und ihre Strafe im Gefängnis abgesehen hat, gerät auf der Suche nach Arbeit, nach einem Selbstmordversuch, an den Artisten und läßt sich für diese Todesnummer verpflichten.

H.S.

Wechsel der Gesichter!

Gespräch mit Paul Henckels

VON HETENEBEL

Am Rande der Großstadt, da wo der Westen schon in die Kiefern des Grunewalds hineinwächst, steht das Häuschen des Schauspielers Paul Henckels. Es liegt abseits der Straßen in stiller Abgeschlossenheit. Das warme Leuchten eines Kaminfeuers schimmert gegen die breiten Fenster des Arbeitszimmers, in dem Paul Henckels seinen Besuch empfängt.

Die angeborene Herzlichkeit des Rheinländers und die vornehme Haltung des Schauspielers, der mit so unaussprechlicher Grazie die Herren mit den grauen Schläfen darstellt, bezaubern sofort und lassen jene selbstverständliche Vertrautheit aufkommen, die jede Fremdheit überwindet. Man ist schnell „zu Hause“ in diesem Künstlerheim.

Wir planen dies und das. Bis man dann plötzlich vor der Frage

haltmacht, die den Besucher besonders interessiert: die neue Rolle. Paul Henckels spielt jetzt in dem neuen Bavaria-Film „Die gläserne Kugel“ mit Albrecht Schoenhals zusammen die Hauptrollen — — — „Wie gefällt Ihnen die neue Arbeit?“ — — — Ein leicht abweisender Zug spielt über das kluge Gesicht des Schauspielers.

„Ich spreche an sich nicht gern über eine Rolle, die ich noch schaffend erlebe. Es ist etwas Scheu und etwas Aberglaube dabei im Spiel. Doch ich will mal eine Ausnahme machen.“ Henckels hat sein herzliches offenes Lachen wieder, als er nun erzählt: „Dieser abseitige, etwas abenteuerliche Sprößling eines reichen Hauses, den ich jetzt spiele, ist einmal wieder eine ganz erste Rolle. Der Mann, der seinen eigenen Träumen nachgeht bis zur jenseitigen Grenze des bürgerlichen Lebens, der schließlich als Manager einer Zirkussensation auftritt, dieser Mensch läßt sich aus der Wahrhaftigkeit des Lebens aufspüren. Eine solche Rolle zu erleben, sie in einer edlen Lebensnähe nachzuzeichnen, das ist die Freude an dieser Aufgabe. Im Wechsel des Schaffens fallen mir ernste und heitere Rollen zu. Hier in der „gläsernen Kugel“ kann ich mal wieder still und menschlich sein. Ich kann wohl sagen, daß mir eigentlich jede Rolle Freude macht und daß ich während der Arbeit immer von jeder behaupte, sie sei die Schönste. Es ist aber tatsächlich so, daß in diesem Film mich Milieu und Charaktergestaltung ganz besonders interessieren. Die Aufnahmen in der Artistenwelt, besonders die Szenen um die gläserne Kugel und die große Looping-Bahn, waren äußerst interessant. Unser Regisseur, Peter Stanchina, macht jung, frisch und unbekümmert seinen ersten großen Film und es ist ein herrliches Arbeiten mit ihm. Schon manchen Film habe ich bei der Bavaria gedreht im Wechsel von Ernst und Scherz. Da war die interessante Rolle des gütigen Prokuristen in „Das Erbe von Pretoria“, dann wieder der mit dem Leben kämpfende Bäckermeister Schmittke in „Die große und die kleine Welt“. Nun wieder diese schöne ernste Aufgabe, die Rolle mit dem starken menschlichen Hintergrund — — —

Das Kaminfeuer prasselt lustig, und nachdenklich sehen die klugen Augen des Schauspielers in die Glut. Man merkt ihm die stille Freude an der Arbeit an.

Schlaflied

Die Nachtigall, das Vögelein
singt süß und zart und leise
eine wunderschöne Weise:
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!
Denn sieh, schon hat's gedunkelt.
Am Himmel aber funkelt
der Mond in seiner Pracht.
Mein Liebling, gute Nacht.

(11 Jahre)

Zur Nacht

Nun legt mein Schiffelein an
im dunklen Hafen;
der müde Tag verrann,
nun will ich schlafen. —
Der Anker ruht im Grund,
im Reich der Wogen;
es schweigt, was meinem Mund
am Tag entflohen.

Und was nicht gut an mir,
floh in die Ferne;
es steht vor meiner Tür
nur stille Sterne. — —
Mein Schiffelein, lege an
im dunklen Hafen,
der müde Tag verrann,
nun will ich schlafen.

(15 Jahre)

Heut ist die Welt so grau

Heut ist die Welt so grau,
es brach die goldne Stangen,
dran sonst der Mond gehangen
im golddurchwirkten Blau.

Und eine dunkle Frau,
löst ihres Haars Spangen,
drin war die Nacht gefangen,
nun herrscht sie auf der Au.

In einer Hand von Erz,
da pocht mit leisem Bangen
ein kleines Menschenherz,
das sich darin gefangen,
nun müht es sich mit Schmerz
zum Lichte zu gelangen.

(14 Jahre)

Am Morgen

Ist das Grau der Nacht vernonnen,
steigt der erste Morgenschein
aus des Ostens Zauberbrunnen.
Und am blauen Wolkenrain,
wo die weißen Schäfchen traben
hüllen sich die finstern Raben
sanft in Purpurschleiern ein.
Und des Morgens Widerschein
leuchtet mir aus Deinem Blick,
und ein großes reines Glück
zieht in meine Seele ein.

(14 Jahre)

HILDE JENDRECAK

geboren 21. 12. 1921

Eine große lyrische Begabung, das darf man gewiß mit Recht von Hilde Jendreczak sagen, die als kleines Schulfeld von zehn Jahren ihre Mutter mit der Behauptung überraschte: „Mutter — ich kann dichten!“ Die Mutter, ein fleißige Schafferin in Haus, Stall und Feld fand keine Zeit über diese kühne Behauptung ihres zweitjüngsten von sechs Kindern lange nachzusinnen und ihr auf den Grund zu gehen, hielt sie auch wohl für törichtes Kindergeplapper. Ungezwollt, denn sie ist bei aller Einfachheit ihrer Lebensverhältnisse eine kluge Frau und gute Mutter, gewiß aber auch nicht zum Unsegen, hat sie damit der Zehn-jährigen den Mund verschlossen, in der nun ganz heimlich, von niemand gewußt und von niemand geahnt der poetische Quell sprudelt, von keiner Hand berührt und geführt, ganz aus eigener Kraft ursprünglich.

Der Vater ist Grubenarbeiter mit knappem Verdienst, der ganz in der Sorge um die Seinen aufgeht. Seine Mutter, so weiß er, soll Gelegenheitsgedichte in polnischer Sprache gemacht haben. Die Familie wohnt abseits des Dorfes Sommersdorf, am Rande der Holmstedter Kohlenmulde in einem Siedlungsgrundstück, das sich der Vater als ruhiger Mitarbeiter des bekannten Siedlungspioniers, Hauptmann Schmude, mit Fleiß und Sparsamkeit hat schaffen können. Dort ist Hilde am 21. 12. 1921 geboren. In der einklassigen katholischen Volksschule ist sie vom ersten Schultage an „die Beste“. Von ihrem heimlichen Dichten erfährt Haus und Schule nichts.

Ein „Zufall“, ich gehöre nicht ihrer Kirche an, ließ mich mit Hilde bekannt werden. Ich bot ihr an, sie in Kurzschrift zu unterrichten. Freudig war sie bereit und dabei. In dieser gemeinsamen Arbeit gewann ich ihr Vertrauen. Das scheue bescheidene und zurückhaltende Mädchen schrieb mir auf meine Bitte, alle Gedichte, die es je gemacht, in Kurzschrift in ein besonderes Heft. Sie tat es, obwohl sie alles „ganz schrecklich“ fand, das eigentlich kein andrer lesen dürfte und auch nicht gelesen habe. In den zierlichen Kurzschriftzeichen, die sie so schnell zu formen gelernt, las ich ihre Gedichte, die gewissenhaft, wie erbeten, mit dem Jahr des Entstehens bezeichnet waren. Ich las und wußte nur das eine zu sagen: Ja, ist denn dieses Wunder Wirklichkeit? Fühlte: es ist nicht nur überwältigendes erzieherisches, es ist tief künstlerisches Erleben, denn diese Verse sind keine künstlichen Gebilde, sondern Ausdruck einfältigster Begabung. Echtheit und letzte Begabung, die immer aus der Tiefe gesunden Volksstums kommt.

Und Hildes weiterer Lebens- und Entwicklungsgang? Mit Hilfe hochsinniger Menschen ist es gelungen, ihr den Bildungsgang einer gehobenen Schule zu sichern. Wir hoffen und wünschen, daß das alleseitig begabte, geistig und körperlich so gesunde Menschenkind den Weg finden und gehen möge, auf den es das Gottesgeschenk seiner Begabung weist.

Bernhard Jülich

Vorfrühling!

Es schmilzt der Schnee am Ackerrain,
es weicht der Frost,
da ziehet in mein Herz hinein
ein süßer Trost,
es streicht durch meine Seele hin
ob früh, ob spät,
es will mir nicht aus Herz und Sinn:
Der Frühling naht!

(13 Jahre)

Sonntag

Tiefe Stille auf den Fluren,
eines Vögleins frommer Sang,
und der Blüten leises Surren,
keiner Arbeit harter Klang.
Ähren stehn so feierlich,
schwere goldne Häupter neigen
tief, ganz tief zur Erde sich,
Mücken tanzen ihren Reigen.

An den Wegen Blütensterne
nicken leicht auf grünem Stiel,
und der Wald winkt aus der Ferne,
winkt mit zartem Blätterspiel.
Und der Herr geht durch die Welt,
segnet Bäume, Blumen, Samen —
still, ganz stille ruht das Feld,
nur die Winde lispeln: Amen!

(13 Jahre)

Die Nacht

Sie schleicht so leis durch die Felder,
es flattert ihr graues Gewand.
Im Schlaf schon murmeln die Wälder,
es träumet die Birke am Strand.
Die Nacht geht durch die Häuser und Höfe,
hüllt alles in schweigende Ruh,
deckt Sorgen und Kummer und Nöte,
deckt alles mit Dunkelheit zu.
Sie streicht mit leisem Gefieder
verhüllend manch heimliches Leid,
sie senket auf brennende Lieder
ein Träumen von goldener Zeit.
Es flammen so leuchtend die Sterne
am Dunkel der nächtlichen Wand.
Ein Engel schwebt leis durch die Ferne
und segnet das schlafende Land.

(13 Jahre)

Mein Herz

Mein Herz ist eine wilde Burg,
ein Felsen ragt sie auf,
und klopft wer mit Ungestüm,
die Tür geht niemals auf.

Und reiß ich auch mit ganzer Kraft
an meines Herzens Tor,
ich hab es doch noch nie geschafft,
ein Riegel liegt davor.

Und stehst auch einstens du dafür,
mußt selbst du Pförtner sein.
Vor deinem Blick sprengt Tor und Tür,
schon ist die Festung dein! —

(14 Jahre)



Aufn. Ernst Linck, Zürich

Kleine Selbstbiographie

Das Haus des Arztes in einem bernischen Dorfe war mein Vaterhaus; aber der Geist in diesem schlichten Hause war so, daß der damals für ein Mädchen noch ungewöhnliche Weg durch Knabengymnasium, Hochschule und Doktorexamen natürlich schien und daß ich mich später im Leben überall dort heimlich fühlen konnte, wo es weitherzig, großzügig und geistig zuging. Denn mein Vater war ein heimlicher Philosoph und meine Mutter eine heimliche Dichterin, und Menschen wie Theodor Kocher, Ferdinand Hodler, Georg Finsler waren die treuen und häufigen Gäste des Hauses.

Eigentlich erst in Zürich, dieser betriebsamsten Schweizerstadt, lernte ich die andere Seite des Lebens kennen, den gewerblichen, gewichtigen, nazielligen Alltag. Allein neben den Mühsalen einer Redaktion öffnete sich mir die weitgespannte Wissenschaft meines archäologischen Gatten, neben den Haushaltssorgen das Paradies der Kinderstube, und aus aller Bedrängnis des Wirklichen fand ich den beglückenden Ausweg in das eigene dichterische Schaffen. Die Züricher Malerin aus der Wende des 17. Jahrhunderts, Anna Waser, eine Vorfahrin meines Gatten, zeigte mir die Richtung: Ihr galt mein erstes Buch. Andere folgten, und mein jüngstes wird nicht mein letztes sein, sofern das Leben dauert; denn, wenn ich meine Arbeitszeit aus einem hochbelasteten Alltag schwer genug abringen muß, ich werde mir immer irgendwie meine Traum- und Schaffensstunden erobern, denn Dichten heißt für mich heimkehren, und wer vermochte einem den Heimweg zu verlegen, wenn die Heimat ruft?

Maria Waser

MARIA WASER:

Ewige Jugend, Gotterlebnis und Dichtung

Gott hat mich durch die große Dichtung erfaßt, aufgewühlt und zu Gelüben getrieben zu einer Zeit, wo ich noch diesseits seiner Macht stand. Aber auch sein Tag erschien. Und da er ein wahrer Gott ist, führte er mich zuerst durch den Schmerz, den großen heiligen, der uns läutert; denn die dunklen Wellen des Herzeleids tragen weit, und Augen, die in Abgrundnacht des Zweifels und der Verzweiflung blickten, sehen die Dinge anders; diese sind nicht länger Abglanz unseres Wesens, sie fangen selber zu leuchten an. Von innen her.

Wenn man den Gott aber einmal gesehen hat von Angesicht und ihn innerlich erkannte, dann entdeckt man seine Züge überall im Gegenwärtigen und im Vergangenen. Ich verstand, daß es kein Diesseits der Liebe gibt, daß er schon immer dabei gewesen: damals als der erste Sonnenstrahl in meine Wiege und das kleine Herz einbrach, damals als mir das goldene Vögelchen sang und als das Sonnenhäuschen sich auftrat und sein Garten erwachte. Und als die fremde Frau mir die Todesangst um das Schwesterchen vom Herzen lächelte; aber auch dann war es dabei, als das genesende Schwesterlein mir eine falsche Himmelssehnsucht von der Seele lachte. Und er saß neben mir am Schultisch der Mutter und wanderte mit durchs Juradorf und wartete auf mich in der Mohnwiese, und aus allen Sternen des Himmels sah er zu mir her. Und es war seine Stimme, die ich aus der „Teilung der Erde“ vernahm, und er war dabei, als wir über den roten See flogen und von der Tapferkeit redeten. Und im Walde war er dabei, damals beim Sonnenhymnus der Vögel und als der Großvater singend durch die grünen Hallen zog und ach, als aus den tausend weißen Blumensternen der eine den Weg von Hand zu Hand nahm... Jedesmal, wenn uns ein großes Gefühl über uns selber hinausreißt, überall wo der lebendige Strom spürbar wird, daß wir uns eins fühlen mit den anderen, mit dem Ganzen, überall ist er dabei, der große Zauberer, Verzauberer, Verwandler Eros...

Er ist der allmächtige Sinngeber des Lebens, und sein Sinn heißt Bindung. Das Einzelwesen hineinbinden ins Ganze, das begrenzte Leben hineinflechten ins Unbegrenzte des Ortes und der Zeit, das ist sein Wille. Und seine Bindung ist zugleich Befreiung; denn er sprengt die Bande der Einzelhaft und führt das Geschöpf hinaus aus seiner vergänglichen Einzigkeit in die dauernde Gemeinschaft. Und wo er am strengsten bindet mit unentrinnbaren Banden, da zeigt er sich als der mächtigste Befreier.

Denn ist jene Liebe, die unser Schicksal an ein anderes schmiedet für alle Zeit, die das Mädchen (o freie, unbelastete, tanzselige Mädchenzeit!), die das seelenheiterste Geschöpf zum verantwortungsbewußten, zur Gattin und Mutter macht, ist diese Liebe nicht die unerbittlichste Räuberin der Selbständigkeit? Denn unser Leben löst sie auf in ein anderes Leben, unsere Gegenwart gibt sie dahin an das Zukünftige und schmelzt unser Wesen ein in ein neues Wesen. Die Freiheit der Selbstbestimmung, die Freiheit der Bewegung ist dahin. Wir sind abhängig geworden, unentrinnbar hineingespant ins strenge Gewebe des Notwendigen. Wir sind uns abhänden gekommen, zurückgebunden ins große Gefüge der Natur. Und doch lernt man eines Tages begreifen, daß diese Gefangennahme eine Weitung, eine Befreiung bedeutet, neben der jede andere Freiheit erscheint. Das geht uns auf an dem Tage, wo unsere Zweifelt endet und der Leib nicht länger Instrument der Seele, nicht Regent der Seele, sondern selber Seele geworden ist, und an dem Tage, wo wir über dem erwachten anderen Leben in uns selber zum Wurzelgrund des Lebens, in engster Schicksalsgebundenheit selber Schicksal werden, und an dem Tage, wo das Kind an unserer Brust uns zur Quelle macht, tiefdrisch aller Kreatur verwandt. Und an jenem Tage zeigt es sich, wo wir mit dem Kleinen an der Hand unter die Menschen gehen und es auf einmal ist, als ob wir zwischen lauter Schwestern und Brüdern wandelten;



Aufn. Kruckenhauser

denn die Gesichter sind offen, zugewandt und warm, wie von einem Zauberschlüssel erschlossen, und man spürt, daß wir alle zusammengehören — um dieses Kindleins willen. Und an jenem Tage geht es uns auf, wo die großen Kinder uns verlassen und wir entdecken, daß es für uns keine Trennung mehr gibt, weil wir mit und in ihnen weiterwandeln. Und nun wissen wir, daß wir nicht mehr in uns wohnen, daß wir längst ausgezogen sind und mit dem neuen Geschlecht schon in eine andere Zeit und Welt einziehen, ehe wir die unsere zu Ende gelebt haben.

Denn so hat es der Gewaltige mit uns vor, daß das Ich sich weitet zum Du, zum Wir, das Hier zum Überall, das Jetzt zum Immer, daß wir unsere Einzigkeit hinzufügen ins Ganze. Und alle jene Augenblicke, da er uns anrührte, daß wir das Staunen spürten und Begeisterung uns nahm, war nur Vorprobe für dieses Entscheidende; aber auch dieses wiederum nur Vorbereitung auf das endgültige Zurücktauchen in den urewigen Strom des Lebendigen. Un deines Tages wird man nicht mehr sagen wie in der Zeit des Blühens, daß die Liebe der Gott des Daseins ist, sondern kommt zurück zu der einst vernommenen, jetzt erfahrenen Wahrheit: Gott ist die Liebe.

Der ewige Strom des Lebens. Für die, denen Mutterwerden mehr bedeutet als ein Kind bekommen, die das Mysterium der Menschwerdung wahrhaft erlebten, die in jedem Blutstropfen Notwendigkeit und Heiligkeit des Lebens erfuhren, für sie verstummt die Frage nach dem Sinn des Lebens; denn ihnen ist wie jenen großen Geistern, die sich zur Erfassung des Weltganzen aufschwangen, Sinn und Leben eins.

Aber nie verstummt wird die Frage nach dem, was unser Leben von uns, was es mit uns will.

Muß ich, um sie für mein Dasein zu beantworten, noch weiter darin forschen und mich vom Lichtzeichen der Erinnerung auch durch die anderen Zeiten führen lassen? Die strengen Jahre der Reifung, die reichen der Reife, die sichtenden des Alterns? Wohl würden sich neue Sinnbilder zeigen mit dem Wechsel des Schauplatzes und der Zustände, und jene Lichtsignale würden sich umstellen und von meiner immermehr in den Hintergrund rückenden Person übergleiten auf die anderen — winzige Händchen, die sich einst in die meinen legten, damit ich sie halte und führe, nun seid ihr groß und stark geworden, daß die meinen daneben sehr lützel erscheinen; auf euch fällt nun das Licht, starke, junge geliebte Hände, denn ihr seid es, die am Werke weiterbaut, von dem die meinen langsam zurückzusinken beginnen. Und dennoch, es gäbe doch immer wieder die selbe Geschichte zu erzählen, die Geschichte jenes Weges, dessen Ausgang und Ziel sich versinnbildlicht in der ersten und letzten Wohnung meines bisherigen Daseins: braunsummes Erdgeschloß, himmelspiegelndes Giebelzimmer. Unter hundert Erscheinungsformen immer wieder derselbe Weg, aus der Höhle in die Helle, aus dunkler Gefangenschaft in heitere Weite. Wie einst aus der Dampfhülle meines Geburtshauses ins Sonnenhäuschen, aus Tunnelschwärze durchs blaue Tor in die Weite des Vaterlandes, aus der Enge einer erstarrten Kirche in die freie Gotteswelt, aus dem Distelzwang der Stadt- und Schulkäfige in geistige

Weite, so später aus den Grenzen des Fachwissens in die Größräume der Kunst, aus Landesenge in die weite Welt, aus dem Beruf ins Leben, aus seichter Alltäglichkeit in die Tiefen der Freude und des Schmerzes, aus Selbstenge in die Weite der Liebe. Und eines Tages, als die Einheckung durch äußere Pflichten unentrinnbar wurde, ist auch jenes Tor aufgesprungen, das aus dem Gefängnis der Wirklichkeit und Gegenwart hinausführt ins Unbedingte. Denn dichten heißt auswandern ins Land der Seele; das aber ist alt wie die Welt und ewig zukünftig, alle Reiche gehören ihm an, und es kennt keine Schranken.

Aus: Maria Waser, „Sinnbild des Lebens“ Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin, 1956. 405 Seiten. Leinen 6,75 RM.



Aufn. Angermayer



Aufn. Kruckenhauser

Vorspruch

Räder rollen,
die Schiene dröhnt.
Männer wollen —
und sind versöhnt,
wenn das Werk braust,
der Riemen saust,
die Motoren rattern,
Feuer brüllen,
Hämmer knattern.
Wenn an Kranen Lasten schwingen,
sind wir frei von trüben Dingen.
Wie ein Riese
möchten wir das Werk umfassen
und es nimmer lassen. — — —

Maschinengesänge
im Eisengestänge.
Orgellieder sind hehr.
Arbeit ist weit mehr, —
Wer sich so mit Leib und Leben
ganz der Arbeit hingeben,
der kann auch nach dem Tun —
ach — so glücklich ruhn.
Wer das nicht kann — o große Not!
Das beste dann: er wäre tot.

Die Lokomotive

Dich liebe ich — du Ungeheuer,
weil du mich zum Wachsein verpflichtest,
weil du falsche Träume vernichtest.
Dich lieb ich — Kamerad — du treuer,
weil mit dir ich Tag und Nacht
hab schaffend auf dem Werke zugebracht.

Dich liebe ich — du schwarzer Renner,
deine Glut, deine rhythmische Kraft,
die mir Art und Wesen strafft,
Dich liebe ich — du Menschenkenner.
Der Starke wird dich zur Leistung zwingen,
dem Schwachen wird das nie gelingen.

Dich liebe ich — du Traum aller Jugend!

„Wenn dein Sohn Verse macht, dann
prügele ihn so lange, bis er es läßt —
oder — — —
ein ganz großer Dichter geworden ist.“

Ich las den Satz noch einmal und sah ihn
fragend an.

Da legte er mir seine harte Hand auf die
Schulter:

„Du hast zu wenig Prügel gekriegt —
mein Sohn — — —!“

Kokerei

**Seilbahnwagen kehren wieder
leer zu uns hernieder.
Rastlos wirbeln alle Räder,
treiben Kohle ins Geäder.
Breite Riemen sausen,
mächtige Bälge brausen,
starke Träger tragen,
wuchtige Hämmer schlagen:
daß die Funken sprühen:
Arbeit läßt die Herzen glühen.**

Vater hat Recht!

Mein Vater blies eine gewaltige blaue
Wolke gegen die Decke.
Dann zog er nachdenklich sein Notizbuch
aus der Tasche.
„Ich habe meine Brille vergessen. Lies
selber!“
Lichtenberg schrieb einst diesen Satz:

AM BAHNDAMM

Flach wie ein Teller ist die Umgebung. Der
Bahndamm liegt etwa einen Meter höher
— wie die endlosen Äcker und Wiesen.
Ein schmaler hart getretener Pfad schlängelt
sich an den Doppelpfosten der Tele-
graphenstationen entlang. Diesen stillen
Weg liebe nicht nur ich allein. Oft —
wenn ich hier ging oder auf einer Wiese
zwischen Blumen und summenden Bienen
lag und träumte, kam mir mein Junge nach.
Nur allein ging er den Weg nie.
„Vater — warum klingen die Drähte so
fröhlich, wenn du bei mir bist?“

„Die Drähte tönen immer gleich. Vielleicht
nur leiser oder lauter. Du bist es — Junge,
der im Ton einen anderen Klang hört.“
„Sieh mal dort. Weit in der Ferne die
kleine weiße Wolke über den Schienen!“
Sie ist kaum zu erkennen. Nun wird sie
immer größer und mächtiger.
Die Wolke flattert wie eine Fahne.
Die Erde schüttelt. Die Luft dröhnt.
Immer stärker spüren wir es.
Der Junge schmiegt sich an mich. Das
Dröhnen wird in den Ohren zum Brausen.
Es durchbebt uns. Keuchend umklammert
mich der Junge. Mit zwei Maschinen

braust es ungeheuer an uns vorbei.
Ein Signalarmer klappt herunter — wippt ein
paarmal. Langsam wird es ruhig.
Daß mich das immer wieder so erschüttert.
Ich liebe das. Mein Junge auch — er
meint, da könne man alles vergessen.
Meine Frau und mein Mädchen können es
nicht ertragen, sie müssen dann immer
weinen. Sie singen lieber ein schönes Lied.
Aber meinem Jungen — dem geht es wie
mir.
Gedankenvoll schaue ich dem D-Zug nach:
der Junge furchtdurchzittert, —
ich atemlos erschüttert.

DAS WIESEL

Meinungsverschiedenheiten führen zu Aus-
einandersetzungen, die je nach Veran-
lagung der daran Beteiligten ausgetragen
werden und die Größe der Feindschaft
erkennen lassen.
Zwischen dem Wiesel Flick und dem Kater
Fleck bestand eine Todfeindschaft.
Fleck gehörte auf einen Bauernhof in
nächster Nähe des riesigen Koksberges,
dem Ausgüßlagerplatz der Kokerei. Der
Kater hatte hier nichts zu suchen — das
Wildern lag ihm im Blut. Ewig nur Ratten
und Mäuse — das war ihm zu langweilig,
und so geriet er in das Revier des Flick.
Unversöhnlich haßten sich beide.

Flick war im Recht — er war der Polizist
auf den Odflüchen zwischen den Werken.
Wenn er auch zuweilen ein wildes Kanin-
chen schlug, dann war es krank gewesen.
So tat Flick dem Geschlecht der Kaninchen
nur einen Dienst. Seine Sippe sorgte dafür,
daß alles wirklich Schwache und Schäd-
gende fiel. Denn nur der Gesunde und
Starke soll seine Art erhalten. Gewiß —
jeder will gerne leben. Aber Fleck war
ein grausamer Mörder. Ihn trieb es nicht
sein nur selbst zu erhalten. Ihn trieb die
Gier — die reine Mordlust.
Sprang er doch an jenem Abend nach
einem zweiten Kaninchen. Doch es entkam
— aber ein Ohr mußte es lassen. Nun

läuft es zum Gespött umher. Es ist eine
Schande. Seinen Denkartel bekam er aber
doch. Der blonde Kranführer warf ihm
einen spitzen Stein an den Kopf.
„Ich war zu weit entfernt — sonst hätte
ich ihn ein wenig zur Ader gelassen.“
Er entkam. Schade — ewig schadel Wer
weiß, wann sich solch eine Gelegenheit
wieder bietet. Er mordet auch noch mich.“
So belauerte Flick den ganzen Sommer
den Fleck.
Der Winter kam. Der Koksagerplatz glich
einer winterlichen Gebirgslandschaft. Phant-
astische Schluchten — messerscharfe, ver-
harschte Schneewehen, auf denen nur
Flick schleichen konnte, um Fleck zu

belauern. Über alles spannte der riesige Kran mit der fahrbaren Laufkatze seinen gewaltigen Bogen.

Flick duckte sich in eine Schneewehe. Der Kran fuhr über ihn hinweg. Nach oben blinzeln sah er ein bekanntes Gesicht. Ein freudiger Schreck durchfuhr ihn: Das war doch der Blonde vom Sommer. Einmal hat er mich in ein Rohr gejezt. Er hätte mich vernichten können. Aber er tat es nicht. Auch wohl nur aus Feindschaft gegen Fleck. Schade, daß man sich nicht mit ihm verständigen kann. Aber warum schaut er nur so gespannt? — Der schwere Greifer am Kran über mir ist doch etwas ungemütlich."

„Was ist denn das? da unter mir — das ist doch der Kater! Richtig — und ein Kanin. Hier sitzt man nun, hungert, friert und dort kommt so ein wollüstig settes Blest. Es duckt sich zum Sprung!“ Oben im Kran holte der Blonde aus zum Wurf. Drei Augenpaare funkelten. Ein Kanin döste schläfrig.

„Erbärmlich mager, aber immerhin — warmes Blut“, dachte wohl Flick.

Fleck dagegen vergaß vor Mordgier alle Vorsicht. Der Schwanz peitschte den Schnee, der Rücken spannte sich im Sprunge.

Durch die Luft wirbelte ein großer Schlüs-

sel, traf Fleck am Kopf und drückte seine Pfoten durch den Schnee fest an den Koks. Wütend und voll Schmerz schaute er hinauf.

Da sprang ihm Flick wie ein Schatten an die freie Kehle. Ein Pfeifen, ein Biß.

Der Blonde oben lächelte.

Fleck gurgelte Blut in den Schnee. Wehmütig dachte er an sein Lager im warmen Pferdestall, an seine Milchschiene, die er sich aufgehoben hatte. Wenn nur die Pfoten nicht so entsetzlich... Mit einem gewaltigen Ruck warf er sich herum. Endlich kann er nach dem Luder schlagen.

Flick hatte sich langgestreckt auf Flecks Rücken verkrallt. „Wie warm und fett das Biest ist und sein Blut — wie Milch so süß.“ Er konnte nicht mehr, wollte instinktiv ablassen. „Doch das wäre der Tod, der sichere Tod! — Also saugen... saugen!“ Blut schäumte durch seine Lippen in den Schnee. „Es geht wirklich nicht mehr. Es muß! Das freie Revier und dann das stolze Gefühl, einen Tyrannen erledigt zu haben.“ „Saugen — saugen...“

In wilder Flucht entkam ein Kaninchen mit einem Ohr.

Nachdenklich steckte sich der Blonde eine Zigarette an.

„Ich glaube Kleiner — ich muß dir helfen. Der Kater ist bald stärker in seinem Man-

gel als das Wiesel in seinem Überfluß. Und dann muß ich ja meinen Schlüssel wieder haben.“

Eine Flanke aus dem Stand über das Gelände. Tief hinunter durch die schnell entsetzt entflohen das Wiesel.

„Ja Kleiner — bei aller Freundschaft — man muß immer wachsam sein. Eine Sekunde nur unachtsam und es ist vorbei.“ Das Leben ist zu schön — darum sei wach! Fleck der Kater hatte schon wieder Mut. Das gewaltige Aufsetzen eines aus fünf Meter Höhe herabwuchsenden Körpers ließ ihn noch einmal aufschreien.

Ein Griff nach dem Schlüssel. Ein Hieb — ein Röcheln — ein letztes Zucken.

Oben auf einer Wehe putzte sich Flick das Wiesel seine Lippen... äugte noch einmal... schlich seinem Lager zu.

Die Sirene heulte auf. Die Schicht war zu Ende. Der Blonde wurde von seinen Arbeitskameraden umringt. Helle Begeisterung bei allen... am meisten beim alten Heizer. Der trägt das Fell in seiner Weste.

Mit seinem Rheuma ist es seitdem besser. Aus der Milchschiene im Pferdestall das Bauernhofes nährt sich ein Sohn vom Fleck, der ihm in allem gleicht.

HEINZ W. KRAUSE

Nun laßt uns marschieren

Nun laßt uns marschieren und singen,
und mutig die Trommeln gerührt,
laßt weithin die Lieder erklingen,
damit auch der letzte es spürt:
Wir stürmen voran! Nichts hemmt den Schritt,
die Ketten sind klirrend zerrissen,
wer mutig ist, zieht mit uns mit,
die Fahne der Zukunft zu hissen.

Laßt die Fahnen im Sturmwind fliegen,
heißt seht, wie sie trotzig schon wehn,
Kameraden! Wir werden siegen,
wenn wir alle zusammenstehn.
Wir stürmen voran...

Wir ziehen durch Sturm und durch Regen,
uns stört nicht Sonne noch Wind,
denn wir ziehn auf langen Wegen,
bis am großen Ziele wir sind.
Wir stürmen voran...

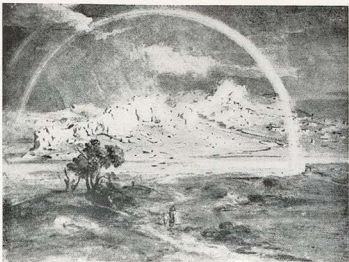
Wir

Über die Straßen haltet unser Schritt,
Arbeiter und Bauern marschieren mit,
Millionen an Millionen,
Schulter an Schulter und Mann an Mann,
stürmen wir gläubig — die Fahne voran,
in endlos langen Kolonnen.

Wir stürmen voran und einer führt,
und keiner ist, der nicht mit marschieret,
mit uns, des Reiches Soldaten.
Wir sehn nicht nach Ständen und Klassen,
die den Geist unserer Zeit erfassen,
sind unsere Kameraden.

Wir glauben stolz an die neue Zeit,
mag kommen, was wolle, wir sind bereit,
und kennen kein Fürchten und Zagen.
Wir tun mutig unsere Pflicht
und werden die Fahne in das Licht
der ewigen Zukunft tragen.

(16 Jahre)



HOLDERLIN: HYPERION

Ich wollte nun aus Deutschland wieder fort. Ich suchte unter diesem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt, von unerbittlichen Beleidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter solchen Menschen sich verblute.

Aber der himmlische Frühling hielt mich auf; er war die einzige Freude, die mir übrig war, er war ja meine letzte Liebe, wie konnt' ich noch andre Dinge denken und das Land verlassen, wo auch er war?

Bellarmin! Ich hatt' es nie so ganz erfahren, jenes alte, feste Schicksalswort, daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigallgesang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt. Denn, wie mit Genien, lebt' ich jetzt mit den blühenden Bäumen, und die klaren Bäche, die darunter flossen, säuselten, wie Götterstimmen, mir den Kummer aus dem Busen. Und so geschah mir überall, du Lieber! — wenn ich im Grase ruht, und zartes Leben mich umgrünte, wenn ich hinauf, wo wild die Rose um den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel ging, auch wenn ich des Stroms Gestade, die luftigen, umschiffte und alle die Inseln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirgs stieg, durch die schlafenden Blumen, aber, vom süßen Schlummer gesättigt, neben mir die lieben Vögel aus dem Busche flogen, im Zwiellicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun schon die Gebete der Täler, die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jetzt das hohe Licht, das göttlichheite, den gewohnten Pfad daherkam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt und all ihre Kinder wieder sich fühlten — o wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Lust des Tags zu teilen, so stand ich Einsamer dann auch über den Ebenen und weinte Liebestränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden. Oder des Abends, wenn ich fern ins Tal hineingeriet, zur Wiege des Quells, wo rings die dunkeln Eichhohn mich umrauschten; mich, wie einen Heiligsterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die Erd' ein Schatten war, und unsichtbares Leben durch die Zweige säuselte, durch die Gipfel, und über den Gipfel stieg die Abendwolke stand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir das Himmels Strahlen wie die Wasserbäche flossen, um den durstigen Wanderer zu tränken — „O Sonne, o ihr Lüfte“, rief ich dann, „bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!“

So gab ich mehr und mehr der seligen Natur mich hin und fast zu endlos. Wä'r ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr

näher zu sein, hätt' ich so gern doch weniger gewußt und wäre geworden, wie der reine Lichtstrahl, um ihr nahe zu sein! o einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der allesversuchenden Menschheit! Wie Eis, zerschmolz, was ich gelernt, was ich getan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhalten in mir; o ihr Lieben, die ihr ferne seid, ihr Toten und ihr Lebenden, wie innig Eines waren wir!

Einst saß ich fern im Feld, an einem Brunnen, im Schatten epheu-grüner Felsen und überhängender Blütenbüsche. Es war der schönste Mittag, den ich kenne. Süße Lüfte wehten und in morgendlicher Frische glänzte noch das Land und still in seinem heimatlichen Äther lächelte das Licht. Die Menschen waren weggegangen, am häuslichen Tische von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. „Diotima“, rief ich, „wo bist du, o wo bist du?“ Und mir war, als hörte ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einst erheitert in den Tagen der Freude —

„Bei den Meinen“, rief sie, „bin ich, bei den Deinen, die der irre Menschengestalt mißkennt!“

„O liebes Wort aus heiligem Munde“, rief ich, da ich wieder erwacht war, „liebes Rätsel, fass' ich dich?“ Und einmal sah ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurück und schauert' und weinte vor Freuden, daß ich so selig war, und Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren, wie das Feuers Rauschen, wenn es aufsteigt und die Asche hinter sich läßt —

„O du“, so dacht' ich, „mit deinen Göttern, Natur! ich hab' ihn ausgeträumt, von Menschendingen den Traum, und sage, nur du lebst, und was die Friedenslosen erzwingen, erdacht, es schmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen!“

„Wie lang ist's, daß sie dich entbehren? o wie lang ist's, daß ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seligstillen!“

„Es fallen die Menschen, wie faule Früchte, von dir, o laß sie untergehen, so kehren sie zu deiner Wurzel wieder; und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umarme mit all deinen knospenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchsen wir aus dem goldenen Samenkorn herauf! „Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr Adler und das brüderliche Licht! wie alt und neu ist unsere Liebe! — Frei sind wir, gleichen uns nicht ängstig von außen; wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? wir lieben den Äther doch all und innigst im Innersten gleichen wir uns.“

„Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und die Tränen um dich verstreuen es nicht. Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wolllaut, Natur! wer reißt den? wer mag die Liebenden scheiden? —

„O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbar! du entzückend! mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist denn der Tod und alles Wehe der Menschen! — Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geschiehet doch alles aus Lust, und endet doch alles mit Frieden.

„Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder.

„Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist alles.“

So dacht' ich. Nächstens mehr.

Aus den 21 Schmalen-Büchern

Hölderlin, Hyperion oder der Eremit von Griechenland. Mit Bildern von K. Rottmann. In Halbleinen M. 5.—.

Eine Ausgabe von Hölderlins „Hyperion“ reißt sich der oben genannten des Werthor an (G. Hirsh, München); sie ist mit einer größeren Anzahl griechischer Landschaftsbilder geschnitten; ausgezeichnete Lichtdrucke nach kaum bekannten Originalen v. K. Rottmann; es sind Blätter von jener Reinheit der darstellenden Gestaltung, die das Beste der malerischen Spätromantik war, und von einer unvergleichlich anmutigen Sehnsucht und Hingabe durchseelt; gleichen Urquells wie Hölderlins eigene Griechenliebe, tönen die Blätter mit der Dichtung zu einem bezaubernden Klang zusammen. Dürerburg

D I E B Ü C H E R - J U G E N D

Wilhelm Hausenstein: „Buch einer Kindheit. Zehn Erzählungen.“ Societäts-Verlag, Frankfurt a. M., 1936. 275 S., Leinen 5,80 RM.

Wilhelm Hausenstein, einer unserer besten Kunstgeschichtsschreiber, dessen Ruf weit in die Welt hinausdrang, hat sich durch den hohen Stil seiner Veröffentlichungen und viele Vorträge schon einen großen Freundeskreis geschaffen. Mit seinen, im gleichen Verlage wie das letzte Werk erschienenen Büchern: „Land der Griechen. Fahrten in Hellas“ (1934, 4,50) und „Wanderungen. Auf den Spuren der Zeiten“ (1935, 7,50) haben wir ihn auch als meisterhaften Schilderer deutscher und antiker Kulturlandschaft kennengelernt und dankbar manche Anregung für ein empfindsameres Reisen empfangen. Nun überrascht uns sein erstes erzählendes Werk mit einer so vollkommenen Leistung, um deretwillen man ihn künftig unter den großen deutschen Erzählern nennen wird. Zehn Erzählungen — Jugendgedenken — wirken im „Buch einer Kindheit“ als vollendetes Ganzes, das durch seine Schlichtheit tief ergreift. Die Vorzüge seines Stils: die Eindringlichkeit des Ausdrucks, die uns eine fast bildhafte Vorstellung vermittelt, ein scharfes Unterscheidungsvermögen und die große Wärme des Vortrags — sind hier gesteigert durch die Spannung innerlichsten Erlebens. Es dürfte schwer sein eine vergleichswürdige Veröffentlichung im deutschen Schrifttum zu finden, die die Eingangserzählung „Das Bildnis des Vaters“ in der Kraft der Einfühlung und Treue der Erinnerung erreicht, (wovon die folgende knappe Probe aus der 33. Seiten umfassenden Erzählung Zeugnis gibt). Erich Homuth

Wilhelm Hausenstein: Das Bildnis des Vaters

Es steht ein Eckhaus aus gelbem Sandstein da mit einer kleinen Freitreppe. Ich sehe die Treppe; sie stellt sich im Blick meiner kindlichen Augen, die das Nahe und Niedrige annehmen. Ich sehe nicht die Höhe des Hauses; sie scheint mir beträchtlich, bleibt jedoch unbestimmt. Die Hauskante mit der kleinen Treppe ist ins Rund abgestumpft. Die Mauer, die an der Ecke zusammenlaufen, machen keinen rechten Winkel, sondern einen schmaleren: er gleicht dem eines Bügeleisens.

Ich hebe die Hand und wische die Nebelflöhe weg, die vor dem Bilde hangen oder hin- und herziehen. Flocken bleiben an den Fingerspitzen, aber das Bild wird nicht eindeutig. War das Haus geformt wie ein Bügeleisen? Habe ich heute, nach fünfzig Jahren, den wahren Begriff und das echte Wort für einen Gegenstand, der dem Kind, lange vor allem Bewußtsein, nur an die Empfindung drang — an ein Gefühl, das auch vom Sichtbaren nicht mehr empfing als eine Ahnung? Doch ob das Haus nun so geformt war oder nicht: sogar das Ungewisse von damals besitzt mir bis auf diesen Tag eine seltsame Festigkeit — als ob es das Gewisse wäre. Ich bewahre jene Vorstellung auch dann, wenn sie sich auflöst, lösche sie wieder, wenn die schwankende sich erneut — und eben in solcher vertrauten Unsicherheit geht sie mir zu Herzen.

Indes genug: von diesem Hause rede ich ja nur, weil es das Haus gewesen ist, wo die Eltern lebten. Die Wohnung war im Erdgeschoß. Ich spielte auf dem Bürgersteig, vier Jahre alt, in jenem sandfarbenen englischen Leinenkleidchen mit Plissees, das mir seitdem in einer kleinen Photographie oft bestätigt worden ist; ich hielt einen kleinen roten Sonnenschirm über mich und zog einen rotgesattelten Elefanten aus grauem Filz hinter mir her. Wie ich einmal wieder um die Ecke bog, kamen Ar in Arm die Eltern zum Ausgang die kleine Treppe herab: der Vater groß,

breit und dunkel, die Mutter zierlich in einem salmfarbenen Tuchkleid mit Aufschlägen aus weinrotem Samt. Von heute her würde ich hinzufügen: es war ein Kleid nach der Mode jenes Jahrzehnts, das die Taille liebt. Damals war es ein Kleid ohne Zeit; zwar wunderbar gebauscht und ausgeputzt, aber ohne Grenzen der Gültigkeit.

Die kleine Mutter stand und ging im Bereich des Begreifbaren; sie gleich ein wenig, so wollte mir's vorkommen, einer Nippflur, wie sie auf der Kommode standen. Anders der Vater. Sein hohes Haupt war über mir wie das Haupt des olympischen Zeus über den Griechen. Ob ich nicht den Mut hatte, ob ich's nicht konnte, da es dem unten lebenden Blick des Kleinen nicht natürlich war: ich nahm in jenem Augenblick das Gesicht des Vaters noch nicht recht in mich hinein. Dies geschah ein andermal. Ich spielte wieder vor dem Haus auf der Straße, einzeln wie meist. Da ging ein Fenster des Erdgeschoßes auf; die Flügel wurden gleichmäßig zurückgezogen; im Fensterh Rahmen erschien das Brustbild des Vaters. Es hielt still, recht als ein Bildnis; es schaute ruhig zu mir herab, freundlich, aber auch mit jenem Gleichmut gegenüber dem Leben, in das jegliches Bild entrückt scheint. Der Vater sah mich an. Ich sah ihn an. Es war wohl das erste Mal, daß ich ihn anschaute. Ich erkannte das Gesicht, das gesund, kräftig und ernst zwischen schwarzen, zurückgekämmten Männerlocken und einem dunklen Vollbart stand; ich faßte die Schönheit des Vaters genau, in ihrer Eigentlichkeit, ob ich auch nicht imstande war zu wissen, daß sie die Schönheit einer antiken Bildsäule glich; ich stand im dunkelbraunen Schein der Augen wie unter einem schweren Licht; im schwarzen Rock war mir die Vollkommenheit dieser Brust nicht verborgen, obwohl ich nicht denken konnte, was eine Brust war und was Vollkommenheit. Ich stand und staunte. Eine unmeßbare Zeit verging — die Dauer einiger Sekunden, die Dauer eines ganzen Lebens... Mit einem Male war das Bild verschwunden. Der Vater hatte sich zurückgezogen. Aber obgleich er absichtlich im Fenster erschienen und ohne Absicht ins Zimmer zurückgetreten war, dehnte sich mir das Bild ins Schauspiel, das Schauspiel in die Hintergründe geheimnisvoller Bedeutung: als sei dies gleichsam mechanische Erscheinen und Verschwinden nicht von ungefähr geschehen, sondern im Zusammenhang einer Unendlichkeit von Ursachen und Wirkungen. Jetzt finde ich den Ausdruck. Damals besaß ich die kindliche Ahnung; aber sie bedrängte nicht weniger, als der Zustand der Einsicht jetzt vermag... Da war der Vater — doch nun war er nicht. Angst ergriß mich, und ich lief weinend ins Haus. Es schien mir, wie ich aus der Sonne in den Flur trat, kalt und dunkel über die Maßen...

Ich habe ein ganzes Menschenalter gewartet, bis ich den Mut faßte, den Vater vor mir selbst darzustellen. Ich habe gewartet, bis ich zehn Jahre mehr zählte, als der Vater hatte da er starb. Sein Leben endete nach neununddreißig Jahren.

Unlängst habe ich wieder das Grab besucht. Das Grab war ein Grab; ich hatte keine Verbindung damit. Es war ins Ungreifbare entrückt, so nahe es dalag. Doch in dem Maß, in dem die Decke des Grabes schwindet, aufersteht das Bildnis des Vaters selbst — und nun habe ich dem Verlangen, es nachzumalen, nicht mehr widerstehen können. Das Grab ist tot. Der Vater lebt. Ich schneide eine Garbe Dahlien und schicke sie dem Grab — doch geschieht dies fast wie eine Sendung ohne Adresse.

Nun sitze ich tegelang zwischen dem braunen Novemberlaub, unter der Herbstsonne auf der Terrasse und schreibe, schreibe...

Es ist, wer sollte es denken, noch dieselbe Sonne, die unsere Rücken in einem einzigen Schmelze vergoldete, als wir zusammen auf der Kräuterrasse am Rand des Fichtenwaldes saßen und den Schwalbenschwanz im weißen Mullnetz mit Chloroform betäubten und vom Leben brachten. Ich schreibe. Ich rede dem Kind in die Erfahrungen hinein; ich mische die Gesichte des Großen mit den Gesichtern des Kleinen. Aber nein: ich sitze hier, um die taubstummen Erfahrungen des Kindes im erzählenden Wort endlich zu vollziehen. In der Tat, es läßt sich am Ende zweifeln, ob man die Erfahrungen in dem Augenblick macht, in dem man sie zu machen meint — unterm Zeiger der Uhr, unter der Zahl des Kalenders. Man macht Erfahrungen zuweilen dreißig und fünfzig Jahre nach dem Augenblick, da sie sich in die dunklen Gänge der Seele gesenkt haben, um zu schlafen, lange zu schlafen und nach einer unwahrscheinlichen Frist der Inkubation aufzusteigen. Ich war wieder im Odenwald. Ich war in des Vaters Gemüse-

garten; ich habe die späten Nachkommen der Gemüse gesehen, aus denen er die köstliche Suppe bereiten ließ, die mir ein Leibgericht ist aus seinem Erbe. Den langen Flur vor dem Amtszimmer habe ich gemieden. Aber ich habe zum Fenster der Amtsstube hinaufgesehen, aus dem Gemüsegeräten, zwischen Bohnenblüten und Erbsenblüten, die wie Schmetterlinge an wuchernden Grünen saßen. Im Fenster hing noch der Blick des Vaters. Die Flügel gingen auf wie die eines Falters; das Bildnis stand dazwischen als ein weißer Schatten — und indem es hersah, unsichtbar und dennoch kenntlich, sagte es weder ja noch nein zu mir.

Aus: Wilhelm Hausenstein: „Buch einer Kindheit. Zehn Erzählungen.“ Societäts-Verlag, Frankfurt a. M., 1936, 275 Seiten, Leinen 5,80 RM. — Inhalt: Das Bildnis des Vaters. Die Kancelstiege. Brezeln aus Niederwasser. Der nährische Becker. Herbstlaub. Onkel Vore, der Douglas, oder Die Geschichte eines Spiels. Der Traum vom Zwerg. Der Ahn. Engelmann oder Die Geschichte eines Schulkameraden. Evviva Garibaldi!

Endkampf.

um die letzten Dase der:



Reichswinterhilfe Lotterie

SOFORTIGER
GEWINNENTSCHEID



Weltliteratur

Romane, Erzählungen
und Gedichte
aller Zeiten und Völker

Schriftleitung Dr. Gellert Langebucher
Monatlich ein Heft XII. — 30

„Eine äußerst praktische und gefeierte Einrichtung. Sie dient in gleicher Weise dem Leser wie dem Buche, indem sie beide miteinander bekannt macht. Nicht zeitraubend, sondern auf dem einfachsten Wege einer literarischen Stippvisite. Sie überläßt es dem Leser, diese kurze Bekanntschaft weiter auszudehnen und zur Freundschaft zu vertiefen, und sie gibt ihm so Gelegenheit, mit literarischen Erscheinungen zusammenzukommen, die ihm sonst fernere gelegen haben und die er auf anderem Wege vielleicht nie kennen gelernt hätte.“
Frankfurter Zeitung

Bestellen Sie ein Probevierteljahr zu XII. — 30 durch Ihren Buchhändler oder durch den Verlag, Berlin W 9, Eichhornstr. 30

Der Jugend-Verlag setzt Prämien aus

Von Tag zu Tag nimmt auf der ganzen Erde das Heer der Amateur-Fotografen zu. Die Lichtbilderei ist eine Form geworden, die jedem gestalterische Tätigkeit gestattet, die vielerlei Interessen unter zahlreichen Absichten und Möglichkeiten erfüllt.

Kamera, Film, Dunkelkammer allein tun es aber noch nicht, wenn die fotografische Tätigkeit wirklich vollen Erfolg bringen soll. Es gehört ein stetiger Führer dazu, der über alle Neuheiten kritisch und objektiv, frei von einseitiger Industrie-Reklame, berichtet, laufend Anregungen gibt und die besten Lichtbilder zeigt und erklärt.

Diese Aufgabe hat die preiswerte Kunstdruckzeitschrift DIE FOTOWELT übernommen, die monatlich zum Preise von 25 Pfg. im Verlag der Jugend erscheint. Hier ist ein wirklicher Berater geschaffen, der für keinen eine finanzielle Belastung bedeutet.

Deshalb werden es alle Amateure begrüßen, wenn sie die FOTOWELT kennen lernen und stets daraus Nutzen ziehen können.

Um hier diese Zeitschrift immer weiter ihrer Aufgabe und Bestimmung zuzuführen, werden hiermit unsere Leser aufgefordert, uns Adressen von fotografierenden Freunden und Bekannten aufzugeben, an die wir Probehefte versenden, oder aber selbst den Versand durchzuführen, um einen vielleicht noch besseren Erfolg zu haben. Insbesondere auch die in Kleinstädten und Dörfern wohnenden Amateure sollen auf diese Weise erfaßt werden.

Selbstverständlich ist die Tätigkeit nicht umsonst. Für jeden neuen Abonnenten der FOTOWELT, der die Zeitschrift wenigstens ein Jahr lang bezieht, stellen wir dem Werber nach freier Wahl für RM. 2,50 Bücher aus unserem Verlage zur Verfügung.

Werbe-material, d. h. Prospekte und Werbehefte, stellen wir jedem gern unverbindlich und kostenlos zur Verfügung.

Wir bitten um eine recht tatkräftige Mithilfe und um Anfordern der Unterlagen zur Werbung vom Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg, Halberstädter Str. 98.

Ihre Kamera hat Anrecht darauf!

Wenn Sie des Abends im Theater, Kino oder sonstwo Ausspannung, Abwechslung und Erholung suchen, so hat Ihre Kamera ein Anrecht darauf, hier gemeinsam mit Ihnen die Vorführung zu besuchen. Dieses Anrecht wird bedingt durch technische Möglichkeiten, die sich inzwischen in ganz extremer Weise für die Kunstlichtfotografie entwickelt haben.

Lichtstarke Optik und höchstempfindlicher, besonders für Rot sensibilisierter Film sind die Voraussetzungen dafür. Hiermit reichen Belichtungszeiten von $\frac{1}{25}$, $\frac{1}{50}$ Sekunde und sogar oft noch kürzeren Zeiten voll aus, um gut durchbelichtete Negative zu ergeben.

Genaue Belichtungsdaten lassen sich selbstverständlich nicht angeben. Denn die Verhältnisse sind im Einzelfall so verschieden, daß man nach kurzer Übung ein gewisses Gefühl bekommen muß, nach dem man sich richtet. Liegt Unsicherheit vor, so werden halt zwei oder mehr Aufnahmen gemacht, von denen dann eine bestimmt gelingt. Film ist ja heute billig, und wer mit Kinefilm arbeitet, wird in seiner Fotokasse Doppelaufnahmen kaum spüren.

Da ist zunächst das Theater, wo sich gute Bühnenaufnahmen anfertigen lassen. Gewisse Gefahren liegen in der oft gestellten Wirkung der Bilder, die durch das Spiel bedingt ist. Man muß also im voraus lebendige Augenblicke aussuchen, wo die Gruppierung der Darsteller allein schon interessant wirkt.

Diese Schwierigkeiten gibt es beim Variété nicht. Hier ist im Gegenteil die Bewegung so schnell, daß man nach ruhigen Augenblicken suchen wird. Sie werden am ehesten gegeben durch Umkehrpunkte in der Bewegungsrichtung, wo für einen kurzen Moment Ruhe herrscht. Gute Beobachtung ist also auch hier nötig — wenn auch in anderer Richtung als beim Theater. Ähnlich wie im Variété sind die Aufnahmen im Zirkus. Günstig wirkt sich hier oft die Perspektive von oben aus, die einen Überblick über das Ganze zuläßt. Wer ein Teleobjektiv besitzt, ist oft im Vorteil. Denn damit lassen sich Einzelszenen aus dem Ganzen groß herausheben, was im Vergrößerungsverfahren doch nicht restlos gelingt, weil das Silberkorn eine Grenze im Vergrößerungsmaßstab setzt.

Auch im Kino kann man fotografieren, sich Paul Hörbiger, Heinz Rühmann und wie sie alle heißen ganz nach Wunsch von der

Leinwand herunterholen. Man wird im allgemeinen $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{10}$ Sekunde zu belichten haben, muß also eine ruhige Szene, möglichst dabei eine Großaufnahme abwarten. Gut ist es dazu, wenn man den Film schon vorher kennt.

Auch im Café kann man natürlich fotografieren. Belichtungszeiten von $\frac{1}{5}$ Sekunde, die im Normalfall anzuwenden sind, genügen vollkommen, um gut durchzeichnete Negative zu ergeben. Zugleich hat man mit dieser Zeit schon allerlei Möglichkeiten, wenn man insbesondere wieder den Umkehrpunkt der Bewegung zu Hilfe nimmt.

Höchstempfindliche panchromatische Filme kann man nicht gerade als ausgesprochen feinkörnig bezeichnen. Denn feinkörniges Material wird immer eine mittlere oder geringe Empfindlichkeit haben. Es liegt also an der Entwicklung des Materials, ein feines Korn zu erzeugen. Das bewährteste Rezept ist hier eine möglichst kurze Entwicklung, die das Bild weich erscheinen lassen soll. Hartes Papier schafft ja ohne weiteres den Ausgleich und holt alle Tonunterschiede gut heraus. Sollte trotzdem das Korn störend zur Geltung kommen, dann wird auf einem rauen Papier vergrößert, das in zarter Körnung durchaus angenehm wirkt und sich — bei einer Verwertung der Aufnahmen — ebenso zur Klischeeanfertigung eignet, wie der Hochglanz mit seinen vielen Nachteilen.

Die Kamera hat also ein wirkliches Anrecht darauf, mit Ihnen gemeinsam die Stunden der Erholung zu verbringen. Sie halten das Schöne nicht nur für immer fest, sondern haben auch neue Möglichkeiten, die bestimmt Freude bereiten.

Für alle Fotofreunde der „JUGEND“

wird gerade das Märzheft der Amateur-Zeitschrift „Die Fotowelt“ etwas besonderes bieten. Da gibt Ihnen ein Aufsatz über „Schnappschüsse auf dem Wochenmarkt“ Anregungen für Außen- und Innenaufnahmen, „Stadt in der Nacht“ ist bestimmt für solche Amateure, denen im wesentlichen der Abend für ihre Liebhaberei zur Verfügung steht. Weitere Anregungen für Kleinstadtaufnahmen, Handwerksbilder, Innenfotos werden gegeben. Dazu wird ein Kinotell gebracht, dem ein umfangreicher Neuheitenkatalog folgt. Das reich illustrierte Kunstdruckheft ist in jeder Buch- oder Fotohandlung für 25 Pfg. erhältlich. Ein kostenloses Probeheft versendet gern der Gerhard Isert Verlag in Magdeburg-Sudenburg.

So urteilt die Presse über die beiden Bücher von Gerhard Isert:



RM. 1.60

Fotos mit Nitraphot und Vacublitz

... Auch ein Buch, das in die Bibliothek eines jeden Amateurs gehört. Foto-Kunst, Antwerpen.

Fotografieren mit Infrarot

Ein Buch, das sich durch leicht verständliche und umfassende Darstellung auszeichnet und ausgezeichnet bebildert ist. Foto-Magazin, Wien.



RM. 1.40

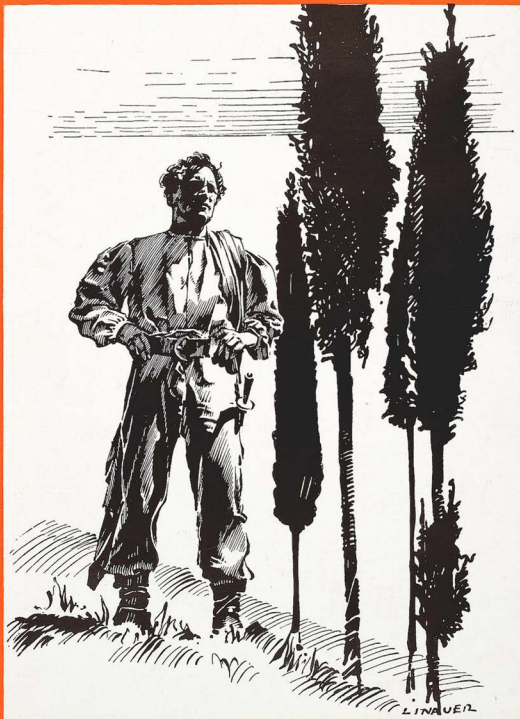
Also zwei Bücher, die Sie sich bei Ihrem Foto- oder Buchhändler zeigen lassen sollten.

G. HIRTH VERLAG G. MÜNCHEN 2 NO

JUGEND

NUMMER 10 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Zum Film „Condottieri“

DER SCHWARZE TOD

VON BERT WERNAU

Es locken die Geigen, es funkelt der Wein,
Es tanzen die Masken; das Stöhnen und Schrein
Der Sterbenden dringt nicht zum Schlosse,
Denn Herzog Prospero feiert ein Fest.
Wer spricht da vom Sterben, wer spricht von der Pest?
Die Pest wütet nur in der Gosse.
Die Pforten verschlossen, die Riegel versperret,
Was kümmern den Prinzen die Armen.
Die Fenster verriegelt, der Eingang verwehrt,
Herr Prospero kennt kein Erbarmen.
Und laut ruft der Prinz, daß es gelte durch den Saal
„Auf das Leben der Pest leer' ich diesen Pokall“

Die Glocke schlägt zwölf. Da wird es so still.
Gespensterhaft flattern die Kerzen.
Gestört die Musik, gestört die Quadrille;
Ganz plötzlich vorbei mit den Scherzen.
Da lacht Don Prospero gellend auf
Und greift an seines Dagens Knauf:
„He da, ihr Gäste, tanzt und springt!
Laketen Wein! Ihr Sänger singt!
Wer stört das Spiel! Wer stört das Fest?
Zum Zweikampf fordere ich die Pest!
Herein mit ihr in diesen Saal!
Herein mit ihr! zum letzten Mall!“

Die Gäste stehen bewegungslos.
Da! Eine Maske — riesengroß —
Erscheint urplötzlich in dem Saal.
Die Augen leer; das Antlitz fahl;
Und alles weicht und weicht zurück
Vor diesem todesleeren Blick! —
Herr Prospero aber höhnisch spricht:
„He Maskel! Das war gut gemacht!
Doch weiß ich noch nicht, wer du bist,
Die ich als schwarze Pest begrüß!
Ich sah dich vorhin nicht beim Tanz!
Herunter mit dem Mummenschanz!“

Längst schweigen die Geigen. Mit einem Mal
Verlöschen die Lichter der Leuchter im Saal!
Der Prinz weicht zurück und die Maske folgt nach —
Von Zimmer zu Zimmer, von Gemach zu Gemach!
Herr Prospero läuft! — Und die Maske läuft mit,
Treppauf und treppab, auf Schritt und Tritt.
Auf Tritt und Schritt; treppab und treppauf.
Da hemmet der Prinz seinen furchtbaren Lauf
Und steht und starret — dem Tod ins Gesicht
Dem grinsenden Tod — dem Gottesgericht!
Und wanket und sinkt zu Boden — und stirbt!
Die Maske verschwand; doch seit dieser Zeit
War Rom von der schwarzen Pest befreit, —

SEIN SONNTAG

VON FRITZ ERTLER

Ein Bergsonntag.
Über dem lieblichen Priental liegt der farbenfrohe Zauber des Herbstes.

Stolz stümen die schroffen Zacken der Kampenwand und des Zellerhorns das seidige Blau des Himmels.

An der Türe eines stolzen Bauernhofes lehnt ein hochgewachsener Bauer. Die braunen Fäuste stecken in der Tasche der gammlernen Hose, Kraft und Selbstbewußtsein, Stolz auf die eigene Scholle, atmet die Gestalt des Burschen, eine überströmende, ihm vielleicht selbst unbewußte Kraft. Der alteingesessene Bergbauer, der gleichsam das Adelsgeschlecht des Bergvolkes ist, spricht aus der Art des Burschen, aber der Ausdruck seines Gesichtes ist mißmutig; grübelnd starrt er vor sich hin.

„An was denkst denn, Loisi?“ Ein frisches Mädel hat sich dem Burschen genähert. Zwei breite blonde Zöpfe umrahmen ein schmales Gesicht, aus dem große blaue Augen leuchten. „Fort möcht ich!“ Der Bursche hat es leidenschaftlich hervorgestoßen.

„Fort —!“ Unter der Türe erscheint ein stämmiger Bauer, dessen verjüngtes Ebenbild der Bursche ist. In dem Gesicht des Alten ist ein gefährliches Wetterleuchten. „Gefällt dir wohl nicht mehr daheim, seit du draußen in München warst“, sagt er langsam. „Hab auch erst g'sehn, was leben heißt, seit ich draußen war“, stößt der Bursche leidenschaftlich hervor. „Zum Verzweifeln sind die Sonntage mit ihrem ewigen Einerlei.“

„Ich bin seit zweiundsechzig Jahren auf dem Hof“, entgegnet der Alte zornig, aber der Sonntag war immer „mein Sonntag“. Die ganze Woche hab ich mich gerackert und die ganze Woche hab ich mich auf meinen Sonntag g'freut. Ich hab immer Unterhaltung genug g'habt.“

Monika ist ängstlich abseits getreten. Sie weiß, daß die beiden, Vater und Sohn, die gleichen Hirzköpfe besitzen und sie weiß, daß bei ihnen ein Zusammenprall so rasch kommen kann wie ein Bergwetter, das, kaum gesichtet, auch schon mit voller Wucht zerstörend heranrast.

„Komm, geh'n wir ein wenig nach Aschau 'neil!“ Monika will den Burschen von der Türschwelle fortziehen.

„Laß mir mein Ruah!“ Loisi hat den Arm des Mädels unsanft beiseite geschoben und will sich, ohne nach ihr und seinem Vater zu sehen, vom Hofe entfernen. Da steht der Alte hochaufgerichtet vor ihm.

„Ich will dich net halt'n“, sagt er, und in seiner Stimme ist etwas, das den Burschen tief erbleichen läßt. „Ich will dich net halt'n, wennst glaubst, daß du zu gut für einen gestandenen Bauer bist. Geh 'neil in die Stadt! Aber geh bald! Geh bald, damit ich dich nimmer seh!“ schreit der Alte jetzt in schrankenlos ausbrechendem Zorn seinem Buben ins Gesicht.

„Vater!“ Moni hängt bittend am Arm des Alten.
Da lacht Loisi höhnend auf. Dann wendet er sich um und stürzt die knarrende Treppe hinauf in seine Kammer. Kurze Zeit später schreitet er mit einem kleinen Bündel im Arm vorbei an dem Vater und der weinenden Monika und steigt vor ihren Augen in den Postwagen, der eben an der Autobushaltestelle angelangt ist.

Der Alte achtet nicht auf das laut weinende Mädel. Langsam geht er durch den Garten und pflückt Blumen, die noch als späte Gäste des Sommers ihre Blütenköpfchen in der Abendsonne wiegen. Einen großen Strauß brennender Blumen pflückt er, dann geht er mit diesem Strauß langsam und schwerfällig hinüber nach dem Kirchhof und legt ihn auf ein stilles Grab. „Muatter“,



Der Lech bei Landsberg

E. Brauneis

sagt er, während zwei scheue Tränen über seine wetterharten Züge rinnen, „Muatter, jetzt muußt halt du wieder aufpassen auf unseren Einzigen, sonst kommt unser Hof in fremde Händ!“

Und wieder ist ein leuchtender Sonntag im stillen Priental. Zwei Jahre sind vergangen, seit Loisl in unüberlegtem Jähzorn dem Hofe seines Vaters den Rücken gekehrt hat, zwei Jahre, seit der Vater seinen einzigen Buben in die Stadt schickte. Nichts hat sich geändert in der Heimat des Loisl seit dieser Zeit. Nach wie vor brüllt das herrliche Vieh im Stall, läuten die Glocken melodisch in die leuchtende Morgensonne oder durch den verträumten Abend.

Treu hält die Kampenwand Wacht über Aschau und sieht hinaus auf den blitzenden Spiegel des Chiemsees. Nur der alte Bergbauer, der Vater des Loisl, hat sich verändert. Seine hohe Gestalt ist gebückt, und wenn der Wind aus Tirol herüberstreicht über den weiten Hof, dann ist es, als ginge ein Wehklagen durch das große Haus.

Monika steht mit dem Alten unter der Haustüre. „Jetzt wird das Postauto gleich kommen, Vater“, sagt sie müde, und ein trockenenes Weinen schüttelt sie. „Heute sind es zwei Jahre, daß er fort ist — nichts hat er hören lassen, die zwei Jahre, gar nichts! Am Sonntag ist es immer doppelt schwer!“

Der Alte nickt. „Daß mich die Muatter so lang' warten laßt, bis sie ihn zurückschickt“, sagt er gedrückt.

Da tönt das scharfe Tuten eines Kraftwagens durch die tiefe Stille des Sonntags. Monika preßt die Hand aufs Herz. Aber dort, um die grünen Hügel biegt nicht das gewohnte Postauto; ein großer schwarzer Wagen, an dessen Vorderfront ein rotes Kreuz leuchtet, kommt langsam und doch viel zu schnell näher.

Dann öffnet sich die Türe des dunklen Wagens und aufstöhnend bricht der Berghofer vor der schmalen Tragbahre, auf der sein Einziger gebettet liegt, in die Knie.

„Sonntag ist's, Vater!“ flüstern die blutleeren Lippen des Loisl, und seine abgemagerte Hand streicht zärtlich über das weiße Haar des Alten. „Dein Sonntag, Vater!“

Längst ist der dunkle Wagen wieder abgerollt. In der Kammer des Loisl sitzt der Alte bei seinem Buben. Er fragt nichts, der Bergbauer. Er hält nur die fiebernde Hand seines Buben und sieht ihm glücklich in die Augen.

Draußen vor dem Haus aber steht ein blondes Mädel und hat eine lange Unterredung mit dem Tod, der absolut über die Schwelle will. Doch selbst dieser hartnäckige Geselle kann der heißen Bitte, die in den Blauaugen steht, kein „Nein“ geben. Er hat auch viel zu tun und er weiß, daß er mit Frauen, die ihm den Kampf angesagt haben, immer sehr schlecht fertig werden kann. Deshalb wendet er sich ab und verläßt den Hof.

Und wieder läuten die Glocken wehevoll einen Sonntag ein. Schwer stützt sich Loisl auf die starken Schultern seines Vaters, der wieder aufrecht und gerade durch den Hof geht, und zärtlich blickt er in die Augen seines blonden Mädels.

Der Winter hat seinen Einzug gehalten, flimmernd liegt der Schnee vor den blitzsauberen Fenstern der Stube. „Sonntag is' und Weihnachten is' auch bald, Monika“, sagt Loisl glücklich. „Weihnachten, daheim!“

„Ist es dir draußen so schlecht ergangen, Loisl?“ Es ist das erste Mal, daß Monika schüchtern an Vergangenes rührt.

„Schlecht!“ Loisl sieht sinnend vor sich hin. „Erst hat mich alles g'freut“, sagt er langsam. „Ich hab Arbeit g'funden und hab

leicht verdient, was ich braucht hab! Aber dann sind die Abende kommen, Monika, die Abende in den Steinmauern der Stadt. Da hab ich plötzlich unsere Glocken gehört, wie sie das Gebet geläutet haben, da hab ich den Vater gesehen, wie er durch den Stall gegangen ist und nochmals nach dem Vieh geschaut hat, und da hab ich plötzlich gemerkt, wie schrecklich allein ich bin. Wenn dann ein Sonntag gekommen ist, da hab ich sie gesehen, unsere Burschen und Mädels, hab daran denkt, wie lustig wir waren und uns nach dem Amt bei der Kirche noch unterhalten haben. Dann hab ich auch deine lieben blauen Augen und deine blonden Zöpfe gesehen", sagt er und streicht der erglühenden Monika über die Haare. "Immer schlimmer ist das Heimweh geworden, immer stärker hat es mich heimgezogen zu euch, und ich hab gewußt, daß ich noch zugrunde geh' drinnen in der Stadt. Aber ich war zu stolz", fährt er dumpf fort, "zu stolz um heimzukommen, nachdem mich doch der Vater fortgeschickt hat. Bleib, Vater", bittet Loisl warm, als sich der Alte jetzt entfernen will. "Da bin ich vor ein paar Monate an einem Sonntag auf

einen großen Friedhof in der Stadt gegangen, hab eigentlich net gewußt, warum; ich glaub, ich hab das Grab von der Mutter gesucht. Da ist sie plötzlich vor mir gestanden und hat mich traurig angeschaut. Gejagt hat's mich da, 'naus aus dem Friedhof. Net rechts und net links hab ich g'schaut, immer nur die Augen von der Mutter waren vor mir, und ich hab auch nicht das Auto gesehen, unter dem ich auf einmal gelegen bin. Wie ich im Krankenhaus zu mir gekommen bin, hab ich immer den Arzt bettelt. Immer schlechter ist es mit mir geworden, bis der Arzt gesagt hat: 'Wir müssen ihn transportieren, wenn er gesund werden soll!' Eine tiefe Stille ist zwischen den drei Menschen. "Und jetzt, Loisl, jetzt, bleibst du jetzt bei uns?" fragt Monika bang. "Wenn mich der Vater noch mag und du meine Bäuerin wirst", sagt Loisl weich und sieht den beiden glücklich in die Augen. Der alte Bergbauer geht langsam zur Türe und sieht nochmal zurück. "So schön wie heut war er noch gar nie, mein Sonntag!" sagt er und verläßt die Stube.

DER ERSTE KRACH

Skizze von Felicitas von Reznicek

Gerda steht in der Küche und gießt zum vierten Male die Braten-tunke über das Fleisch. Sie ist schon immer weniger geworden, und je mehr leckere Düfte die Küche durchziehen, um so knuspriger wird das Fleisch in der Pfanne, die Kartoffeln sind bald zu Schips geworden und das Gemüse wird auch immer weniger. Diese Unpünktlichkeit! Sie hat Rudi doch wirklich oft genug gesagt, daß es für eine Hausfrau nichts Schlimmeres gibt, als einen unpünktlichen Mann zum Essen. Das heißt, gesagt hat sie es eigentlich gar nicht. Sie hat ihm nur erzählt, wie schrecklich mühsam es ist, wenn man alles immer herauszögern muß. Sie hat es beiläufig nicht so gesagt, daß er es unbedingt auf sich beziehen muß. Nur so im allgemeinen. Aber wenn Rudi nur ein wenig nachdenkt, wird er bemerken, daß sie ihm damit zu verstehen geben will, wie verhaßt ihr Unpünktlichkeit ist.

Aus diesen Gedankengängen ist klar zu ersehen, daß Gerda noch sehr jung verheiratet ist und wenig Erfahrung mit Männern hat. Männer lesen und hören ungern zwischen den Zeilen. Erstens merken sie nie etwas und zweitens wollen sie nichts merken. Also die Kartoffeln kommen jetzt vom Feuer herunter. Sie sind sonst wirklich nicht mehr eßbar. Wenn man das Gas unter dem Gemüse nur noch etwas kleiner drehen könnte!

O Gott, diese Unpünktlichkeit! Überhaupt ist Gerda auf Rudi böse. Gestern hat er ihr von den kleinen Füßen ihrer Freundin Helene vorgeschwärmt und er sollte doch wissen, daß ihr so etwas schrecklich ist, denn sie leidet sehr unter ihrem großen Fuß. Und am ersten Weihnachtsfeiertag hat sie sich auch über ihn geärgert. Da hatte er auf einmal erklärt, er müsse unbedingt einige Bücher wegen der bevorstehenden Bilanz durchsehen, und sie hatte allein unterm Baum gegessen, am ersten Weihnachtsfeiertag, am ersten Weihnachtsfest überhaupt in ihrer jungen Ehe. Gerda gießt zum fünften Male die Bratentunke über das Fleisch. Und Silvester, um zwölf Uhr, hatte er zuerst der sehr schönen und auffallenden Hausfrau zugeproestet, nicht seiner Gerda.

Heute ist aber ihre Geduld gerissen. Sie wird ihm die Meinung sagen. Sie wird ihm einen richtiggehenden Krach machen. Alles, was sie auf dem Herzen hat, wird sie ihm hinpacken, und dann wird er zerknirscht sein und wird sehen, was für ein Untier er ist. Gerda dreht die Suppe aus, füllt die, recht zusammengekochte, aber um so köstlichere Brühe in die Tassen und stellt Gemüse, Fleisch und Kartoffeln zum Wärmen in den Backofen. Sie geht nicht sehr sanft mit den Schüsseln um, und die eine Porzellantasse bekommt auch wirklich einen Sprung. Es ist eine von den guten weißen, mit dem Platinrand, erste Wahl. So war es eigentlich nicht gemeint, und dies kleine Mißgeschick kühlt Gerdas Wut etwas ab. Sehr sanft und sorgfältig stellt sie die Tassen auf den Mittagstisch und faßt gerade die Blumenvase behutsam an, um die Tafel zu schmücken, als ihr im Augenblick einfaßt, daß sie böse ist und keine Blumen auf den Tisch stellen wird. Rudi soll gleich beim Eintreten merken, wie ihre Laune ist.

Hoffentlich kommt Rudi noch eine Viertelstunde später, damit die Suppe ordentlich ausgekühlt und Fleisch und Gemüse auch schon ein bißchen abgestanden wirken. Dann wird der Haustyrann über das Essen schimpfen und dann wird er etwas von ihr zu hören bekommen.

Leider klappert der Schlüssel schon im Schloß, Rudi tritt strahlend lächelnd ins Zimmer, gibt Frauchen einen Kuß und setzt sich mit den Worten: "Wie schön, das Essen schon auf dem Tisch", auf seinen Platz.

Die Suppe hat gerade die richtige Temperatur, und der Hausherr schlürft sie behaglich.

"Einfach wunderbar, die Brühe", lobt er wohlwollend. Es entgeht Rudi, daß Gerda höchst energisch aufsteht und ebenso energisch mit Braten, Kartoffeln und Gemüse wiederkehrt. Sie ist sehr ärgerlich, weil ihr Rudi bisher keine Gelegenheit gegeben hat, ihre Szene zu landen. Aber jetzt, bei den überknusprigen Kartoffeln, kommt es sicher soweit.

"Der Braten ist so ausgezeichnet, so saftig und geschmackvoll, daß man wahrhaftig keine Tunke dazu braucht", bemerkt Rudi harmlos und ahnt nicht, wie sich 'grauenvolles Gewitter über seinem Haupt schwebt. "Weißt du, eigentlich schmecken die Kartoffeln, wenn sie so knusprig sind, doch sehr gut. Bisher wollte ich sie nie versuchen, doch jetzt kannst du sie gern öfter machen."

Ziemlich ratlos, immer noch angriffsbereit, aber nicht mehr ganz so am Rande der Explosion, wie zu Anfang der Mahlzeit, sitzt Gerda ihm gegenüber.

"Und die Bohnen hast du endlich so gemacht, wie sie Mama immer kochte, eine Idee angebrannt. Das ist das Geheimnis." Rudi erhebt sich, angenehm gesättigt und schließt Gerda mehr als wohlwollend in die Arme. "Bist doch meine Goldpuppe!" Das auch noch! Wie Gerda diesen Kosamen haßt. Auch das hat Rudi nicht gemerkt. Liebevoll schiebt er seinen Arm unter den ihren und, anstatt in wilder Hast ins Geschäft zurückzustürzen, steuert er in sein Arbeitszimmer.

"So ein reizendes Mittagessen haben wir überhaupt noch nicht gehabt. Laß du das Abräumen und ich gehe erst um vier wieder ins Geschäft. Jetzt machen wir's uns gemütlich."



Weltliteratur

**Romane, Erzählungen
und Gedichte
aller Zeiten und Völker**

Schriftleitung Dr. Hellmut Langenhove
Monatlich ein Heft XII. — 30

"Es kann nicht erst und noch genug auf dieses weltweite Kulturunternehmen eingewiesen werden. Hier steht für wenige Menschen glückiger Distanz der Weltliteratur ein Leben herausragend, der nur noch größer sein will. Die jeweilige Auswahl ist vorzüglich. Jedes Heft ist in sich abgeschlossen, es ist zugleich darauf gerichtet, ob es in Verbindung steht zu unserer Gegenwart und unserer Zeit. Ein Lektüreheft mit der 'Weltliteratur' ist um so viel wichtiger als andere programmatische Heft, wie 'Jede Zeit wichtiger ist als die letzte Theorie. Mit dieser Zeitkritik wird obere Bildungsarbeit am Gesamtwerk geteilt. Möchte sie einen freigeordneten Zwecken dienen."

Gerhard F. Hering in der *Magdeburgerischen Zeitung*

Bestellen Sie ein Probevierteljahr zu XII. — 30 durch Ihren Buchhändler oder durch den Wiking Verlag, Berlin W 9, Eichhornstr. 10

DIE FILM-JUGEND

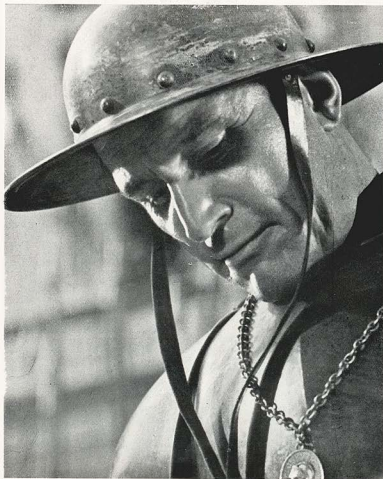
Die schwarze Schar

Im Burghof liegen die Schatten des Nachmittags. Die provisorische Kantine unter dem Säulengang einer breiten Galerie hat längst ausverkauft. Es war ein heißer Tag. Jetzt ruft ein Hornsignal zum Sammeln. Antreten zum Einkleiden! Im Gleichschritt rückt eine Korporalschaft nach der anderen heran und baut sich vor der Kleiderkammer auf.

Dieser Raum hat sicher schon edleren Zwecken gedient als zur Aufnahme eines Magazins. Decken und Wände sind mit Malereien geschmückt. Auf Kalk gemalte Halbgötter blicken starr auf die Berge von Kostümen und Bein-Armschienen, auf die Stapel von Helmbarden und Streitäxten, die hier umherliegen.

Durch die geöffneten Fenster sieht man auf die weite Hügellandschaft links und rechts von dem ausgetrockneten Bett des Flusses Parma hinaus. Kommandoworte schallen herauf. Auf den grünen Hängen der Burg reiten die im benachbarten Langhirano stationierten Kavalleristen Galopp. Sie sind bereits eingekleidet. Bunt sind ihre Uniformen, kunterbunt, wie nur die Gewänder der Söldnerscharen zu Beginn unseres Zeitalters sein konnten.

Wie ganz anders sind die Kostüme beschaffen, die hier oben an das Fußvolk ausgegeben werden! Jeder Mann erhält ein schwarzes Wams, eine breitkrempige Sturmhaube aus dunklem Erz, und selbst die langen Schwerter stecken in schwarzen Scheiden. Die Soldaten legen oben in der Galerie ihre modernen Uniformen ab und ziehen die Schwarzhemden an.



Nicht die Schwarzhemden der Faschisten Mussolini! Nein, die Uniformen des Condottieri Giovanni di Lombardo, der jetzt, geformt aus Dichtung und Wahrheit, seine filmische Auferstehung feiert: in Luis Trenkers neuem Film „Condottieri“. Dieser Giovanni, dem Trenker selbst das Format und das Gesicht gibt, ist gleichsam ein Vorläufer des Faschismus, ein Kämpfer gegen die Eindringlinge, die aus Italien Jahrhundertlang den wunden Spielball fremder Mächte machten, der Begründer eines einigen und starken Italien, ein Mann, der sein Leben einsetzt für den Begriff Vaterland und für den Frieden, der endlich aus einem Kriegsschauplatz ein blühendes Paradies schafft.

Bunt wie ihre Kleidung waren die Söldnerscharen jener Tage zusammengewürfelt. Aus allen Nationen waren sie gebildet, und bunt war auch die Fahne, die ihnen vorgetragen wurde und auf der das eine Wort geschrieben stand: Profit! Wer am besten zahlte, dem dienten diese Söldner und ihr Condottieri, ihr „Feldherr“. Von dem Italiener Attendolo bis zu Wallenstein — alle waren sie käuflich, alle betrieben sie den Krieg als ein profitables Geschäft. Die Schwarzhemden aber trugen ihre einheitliche und schmucklose Uniform zum Zeichen dafür, daß sie nicht für Condotta käuflich waren, sie fragten nicht nach Sold und Beute, sie waren die Kämpfer für eine höhere Sache. Von dem Vorkämpfer für

Luis Trenker in „Condottieri“

Aufn. Tobis-Roto

ein größeres Italien. Giovanni, diesem oberitalienischen Abbild des Römers Rienzi, bis zu den Schwarzhemden des Duce geht eine große Linie. Sie ist beabsichtigt, sie ist von Trenker erkannt und in dem Film „Condottieri!“ gestaltet — mit der Mentalität des Deutschen von heute, der an die jüngste Geschichte seines eigenen Vaterlandes denken muß und an die schwarze Garde, die das Banner mit dem Hakenkreuz über einem geeinten Deutschland aufgeföhnt hat. Und wahrlich, die Schwarzhemden des Films „Condottieri!“ sind nicht allein der poetischen Legende entstieg. Auch die Geschichte des deutschen Freiheitskampfes kennt solche „schwarzen Scharen“, solche Elitetruppen des Kampfes. Ein Name steigt aus dem Dunkel der Historie und hält in der Rechten das blutige Schwert, in der

Linken die zerrissene schwarze Fahne: Florian Geyer, der schwarze Ritter, der seine schwarzen Scharen gründete, um sie als das Kernstück der bewaffneten Bauern den Soldnern des Condottieri Frundsberg entgegenzuwerfen. Die Soldaten, die oben im Hof der Burg von Torrechiera eingekleidet werden, ahnen nichts von den Dingen, die beim Anblick ihrer schwarzen Hemden lebendig werden. Es genügt, daß sie bereit sind, einem Befehl zu folgen. Und dieser Befehl heißt: Avant! Vorwärts!



Arzt und Schauspieler

Albrecht Schoenhals' Weg von der Wissenschaft zur Kunst.

Wenn in einer Familie die männlichen Vertreter fünf Generationen hindurch Ärzte waren, dann ist es wohl nicht verwunderlich, wenn der jüngste Sproß denselben Beruf ergreift. Für Albrecht Schoenhals war es eine Selbstverständlichkeit und er kam garnicht auf die Idee, daß er auch noch andere Begabungen haben könnte. Gebürtig in Süddeutschland, absolvierte er in Freiburg das Gymnasium und begab sich nach

Berlin zum Studium. Die Hochschule für Militärärzte nahm ihn auf. Schoenhals nahm seine Arbeit sehr ernst. Je schwieriger die Probleme, umso größer wurde sein Interesse. Endlich war er soweit fertig, um ins Examen zu steigen. Seine Dissertation über die „Fingerkontraktur“ fand bei der Kommission großen Anklang. Das Examen war bestanden und Schoenhals führt seither den Titel eines Doktor med. Nach Absolvierung des Pflichtjahres als Assistenzarzt in der Berliner Charité ging Schoenhals als junger Arzt in die Garnison Metz, um dort Kriegsdienst zu tun. Für

Tapferkeit und Opfermut wurde ihm das Eisener Kreuz I. verliehen. Schwer verwundet kam er 1918 in die Heimat zurück, schloß sich aber schon bald darauf dem in Döberitz stehenden Freikorps an. Erst 1920 zog sich Schoenhals vom militärärztlichen Dienst zurück und ging als Arzt zur Berliner Schupo.

In den Nachkriegsjahren vollzog sich langsam und stetig seine innere und äußere Wandlung zum Schauspieler. Obwohl er mit Freude und Begeisterung Arzt gewesen war, fühlte er in diesem Beruf doch nicht die letzte Befriedigung, die er ersuchte. Immer stärker wurde der Wunsch Schauspieler zu sein. Schließlich machte er dem Kampf Arzt oder Schauspieler ein kurzes Ende. Er ging zu dem schon damals sehr bekannten Bühnenkünstler Eduard von Winterstein und ließ sich prüfen. Damit war der entscheidende Schritt getan. Winterstein erkannte die Begabung und gab ihm nicht eher frei, als bis er bühnenreif geworden war.

Die Feuerprobe des ersten öffentlichen Auftretens bestand der junge Doktor med. a. D. am Theater in Halberstadt. Am gleichen Theater machte er die Bekanntheit mit einem anderen Anfänger — Gustaf Gründgens. Von den folgenden Jahren ist nicht viel zu berichten. Schoenhals setzte sich rasch durch, sein Spiel wurde immer sicherer, der Erfolg wuchs. Er spielte in Frankfurt a. M., in Dortmund und an den Kammerspielen in Hamburg. Hamburg wurde für Schoenhals in zweifacher Hinsicht zum Ausgangspunkt großer Ereignisse. Einmal fand er dort seine Lebensgefährtin, Anneliese Born, die bekannte Schauspielerin. In den Kammerspielen lernten sich beide kennen. Das zweite Ereignis war die Entdeckung zum Film. Ein Produktionsleiter, der wieder einmal auf der Jagd nach einem neuen Gesicht war, sah im Thalia Theater Albrecht Schoenhals. Sein herbes geschlossenes Wesen, die männlich kraftvolle Darstellung und nicht zuletzt die Gepflegtheit der Sprache machten solch starken Eindruck auf ihn, daß er Schoenhals sofort für die



Albrecht Schoenhals im Film
„Die gläserne Kugel“

Aufn. Bavaria

Titelrolle in „Fürst Woronzoff“ verpflichtete. Schoenhals spielte die schwierige Doppelrolle vor Kamera und Mikrophon mit einer Sicherheit, die man wohl kaum von einem Filmneuling erwartet hätte.

In den zwei Jahren, die Schoenhals im Film tätig ist, sahen wir ihn in den verschiedensten Rollen. Immer aber waren überlegene Ruhe und Sicherheit die besonderen Merkmale seiner Schauspielkunst.

Unter den vielen Filmen aus dieser Zeit seien genannt „Einer zuviel an Bord“, „April, April“, „Stützen der Gesellschaft“, „Warum lügt Fräulein Käthe“ und vor allem „Arzt aus Leidenschaft“. Hier spielte er die Titelrolle und kehrte damit vorübergehend zu seinem früheren Beruf zurück. Gerade dieser Film hat Schoenhals sehr befriedigt, konnte er doch die Atmosphäre eines Krankenhauses, das Leben und die

Arbeit des Arztes schildern, wie es auch in der Wirklichkeit ist.

Eine besonders dankbare Rolle spielte Schoenhals in dem Bavaria-Film „Hannerl und ihre Liebhaber“ als Partner von Olly von Flint. Nach diesem Erfolg wurde Schoenhals jetzt für den Bavaria-Film „Die gläserne Kugel“ verpflichtet, wo er zusammen mit Hilde von Stolz, Sabine Peters, Theodor Loos usw. spielt.

Der Amtsdienier Taubenberger

VON WILHELM LICHTENBERG

Es gibt viele Menschen — oberflächliche, gedankenlose —, die behaupten, ein Amtsdienier — sagen wir zum Beispiel der Amtsdienier Taubenberger — hätte keine besonderen Leistungen zu vollbringen. Zugegeben, dem äußeren Anschein nach hätten sie recht. Aber wer sich nur die Mühe nimmt, ein wenig über die Welt und ihre Gebräuche nachzudenken, muß dahinter kommen, daß es viel leichter ist auf der obersten Stufe einer Hierarchie zu stehen, als auf deren unterster.

Denn der Amtsdienier Taubenberger hatte überhaupt nur Vorgesetzte. Er war wie ein Radfahrer, der wohl ein Gubernäl, aber kein Pedal hatte; er mußte sich immerzu bücken und konnte niemals treten. Und daß er dieses harte Los mit überirdischer Fassung und Geduld durch vierzig Dienstjahre hindurch ertragen hatte, bewies die allgemeine Wertschätzung seiner Vorgesetzten. Alle sagten, wenn von Taubenberger die Rede war: „Oh, Taubenberger...! Eine Perle...! Unersetzbar...! Oh...!“

Die Agenden eines Amtsdieners sind bestimmt nicht so hervorregende, daß er sich diese Begeisterung einfach nur durch seine reglementierte Tätigkeit erringen könnte. Die Leute abwimmeln, Würstchen bringen und bei den Akten Bescheid wissen, trifft bald einer. Aber Taubenberger übte die höhere Kunst eines Untergebenen. Er hatte sich bei den übergeordneten Stellen angenehm gemacht. In diesen vierzig Jahren war er zum Gedankenleser geworden, der sofort erriet, welches Lächeln, welche Antwort, welchen Freudenanbruch, welche Beileidsbezeugung die Herren haben wollten. Und wirklich beliebt können sich in diesem Leben immer nur die Gedankenleser machen, die Leute, die das Gras wachsen hören, noch ehe es aus dem Boden sprießt. So einer war Taubenberger. — Ja.

Jeder Vorgesetzte — und, wie gesagt, er hatte naturgemäß nur solche — unterhielt sich gern mit ihm, sie teilten ihm ihre kleinen Freuden und Leiden mit, sie wollten auch ab und zu seinen Rat, den Rat eines schlichten Mannes aus dem Volke. Und weil er in sich eben die höhere Kunst des Gedankenlesens ausgebildet hatte, sprach er immer das, was die Herren gerade hören wollten. Denn wenn sich jemand an den andern um einen Rat wendet, will er ja immer nur seine eigene Auffassung von der Sache, die ihn gerade beschäftigt, hören. Taubenberger wußte das nicht so genau, aber er fühlte es mit dem Instinkt eines Radfahrers, der dazu verurteilt ist, alles nur oben und nichts unten zu haben.

Wenn ihn zum Beispiel der Herr Adjunkt ins Zimmer rief und sagte: „Geben Sie acht, Taubenberger, da läßt mich vorhin der Oberoffizial kommen und...“ Weiter wurde der Adjunkt nicht mehr erzählen; denn schon bei Nennung des Herrn Oberoffizials brumte Taubenberger ein abfälliges „Naja!“. Das gefiel dem Adjunkt, weil er den Oberoffizial nicht ausstehen konnte. Taubenberger wußte es nicht. Beileibe nicht. Er erriet es nur. Und das war seine Stärke.

Aber auch der Herr Oberoffizial hatte das Bedürfnis, dem wackeren Taubenberger sein Lied zu klagen. Er mußte nur beginnen: „Stellen Sie sich vor — unser Adjunkt...“ Und Taubenberger sagte sofort mit einem Seufzer: „Jajaja, Herr Oberoffizial...“ Dieses „Jajaja“ legte von vornherein fest, daß der Herr Oberoffizial und der Amtsdienier verwandte Seelen seien. Der Herr Amtsrat zum Beispiel erzählte gerne Witze. Mein Gott, das war seine kleine, bescheidene Passion. Er erzählte nur Witze, die sowohl alt als auch schlecht waren, er erzählte sie miserabel und vergaß außerdem auch noch immer die Pointe. Und während die anderen Menschen seinen Witzen kaum zuhört, schüttelte sich Taubenberger vor Lachen, schon beim ersten Satz. Er konnte wie ein Schauspieler lachen, jeder Komiker hätte von ihm lernen können. Und die Pointen, die der Herr Amtsrat vergessen hatte,

erriet er regelmäßig. Und wenn der Herr Amtsrat irgendwo einen Witz hörte, sagte er: „Den muß ich mir merken, um ihn dem Taubenberger erzählen zu können.“ Wenn man ihn fragte, wer dieser Taubenberger sei, verdrehte er verzückt die Augen und sagte nur: „Oh, der...!“

Der Herr Rechnungsrat wieder erzählte gerne aus seiner Familie und seinem weit ausgedehnten Bekanntenkreis. Und Taubenberger hatte seine Zwischenbemerkungen dazu zu machen. Aber seine „Ohgott!“, „Neinsowas!“, „Alsoausgezeichnet!“, „Skandalös!“ saßen so richtig, daß es dem Herrn Rechnungsrat jedesmal warm ums Herz wurde. Er wechselte zwar seine Ansichten über Familienmitglieder und Freunde sehr häufig, aber Taubenbergers hellseherische Fähigkeiten trafen jedesmal das Richtige.

Der Herr Oberfinanzrat wieder war ein leidenschaftlicher Tarockspieler. Taubenberger hingegen kannte keine Karte. Aber wenn er um elf Uhr vormittags mit den heißen Frankfurtern beim Herrn Oberfinanzrat erschien, apostrophierte ihn der Vorgesetzte regelmäßig: „Geben Sie acht, Taubenberger, Sie sind ja selbst ein ausgezeichnete Tarockspieler! Also, wenn Sie fünf Herz mit König, Dame haben, spielen Sie da zuerst die Dame oder den König?“ Einmal antwortete Taubenberger: „Selbstverständlich den König, Herr Oberfinanzrat!“ Das anderemal: „Nur die Dame!“ Und — oh, Wunder! — es stimmte immer. Der Oberfinanzrat sagte wohlwollend: „Sie verstehen es eben, Taubenberger! Aber meine Partner und Kiebitze sind alle Tarockidioten.“

So ging es die Amtsstunden hindurch. Und es wird sicher viele geben, die sagen werden, Taubenberger sei eine unauffrichtige Natur, ein Spichelleck, ein Zummundredner. Falsch! Taubenberger war ein Pflichtmensch. Und da der Kreis seiner Stammpflichten sehr eng gezogen war, hatte er sich einen größeren Wirkungskreis selbst geschaffen. Einem solchen Amtsdienier wird der Dienst nicht leicht. Telepathen, die am Variété auftreten, haben nur zwanzig Minuten zu arbeiten; Taubenberger arbeitete täglich sieben Stunden lang. Er mußte stets jede Miene seines Gesichtes, jeden Ton seiner Kehle, Lachen und Weinen, Zustimmung und Ablehnung in der Gewalt haben. Oh, Taubenberger vollbrachte eine übermenschliche Leistung. Und jetzt, nach vierzig Dienstjahren, fühlte er bereits, wie seine Kräfte nachzulassen begannen.

Denn einmal, als ihn der Herr Adjunkt ins Zimmer rief und ihm mitteilte: „Geben Sie acht! Vorhin, als ich beim Oberoffizial...“, lachte Taubenberger auf: „Oh, der Herr Oberoffizial! Ein wunderbarer Mann!“ Der Adjunkt fuhr auf seinem Drehsstuhl herum und starrte den Amtsdienier entgeistert an: „Was? Was sagen Sie?“ Und dann meinte er sehr ungnädig: „Sie können schon gehen, Taubenberger!“

Der Herr Amtsrat erzählte ihm einen Witz. Und Taubenberger hatte plötzlich Tränen in den Augen und schluchzte: „Ach, es ist ja alles so traurig! So fürchterlich traurig!“ Der Herr Amtsrat saß mit offenem Mund da und stammelte: „Was haben Sie denn, Mensch? Sind Sie überschüssig?“ Er erzählte ihnen einen Witz und Sie finden alles traurig? Taubenberger wankte aus dem Zimmer und fiel draußen weinend auf einen Stuhl. Seine Nerven versagten einfach.

Der Herr Rechnungsrat erzählte ihm aus seinem Bekanntenkreis: „Da hat nämlich die Mizzi, die Schiebert-Mizzi, jetzt wieder einen neuen Verlobten...“ Und Taubenberger sagte dazu: „Ne, warum nicht? Es muß ja nicht gleich der erste Bräutigam der richtige sein...“ Der Herr Rechnungsrat erlachte auf, denn er hatte sich erst gestern über die Schiebert-Mizzi wahninnig aufgeregt. „Was? Was sagen Sie? Seit wann haben Sie so unmoralische Ansichten? Glauben Sie, daß man seine Bräutigame wech-



Porträtskizze

H. Mayerhofer-Passau

seln kann wie die Hemden?" Und dann befahl er ungnädig: „Gehen Sie, Taubenberger! Denn ich sehe, daß Sie auch schon von dieser modernen Zeit angekränkt sind!“

Geradezu tragisch wurde es beim Herrn Oberfinanzrat. Er begann — während er seine Frankfurter verspielte — wie gewöhnlich: „Sie sind ja selbst ein ausgezeichnete Tarockspieler. Wenn Sie also kein Trullstück in der Hand haben und finden in einem Talon den Sküs, im andern einen kurzen König — welchen Talon nehmen Sie da?“ Gedankenlos antwortete Taubenberger, um nur etwas zu sagen: „Den mit dem Sküs.“ Jetzt aber bekam der Herr Oberfinanzrat einen roten Kopf. „Was? Was erlauben Sie sich? Sind Sie auch schon so wie meine Kiebitze? Den Sküs nehmen Sie? Und wer zahlt Ihnen dann die Prämie für „Ohne Trull“? Gehen Sie, Taubenberger! Ich habe Sie immer für einen guten Tarockspieler gehalten! Aber jetzt sehe ich, daß Sie keine Ahnung haben! Keine Ahnung!“ Und grollend fügte er noch hinzu: „Na, Sie werde ich noch einmal fragen...! Lieber unterhalte ich mich mit meinem Schreibtisch!“

Am nächsten Tage erschien Taubenberger, zum erstenmal seit vierzig Jahren, nicht im Amte. Er hatte sich krank gemeldet. Und alle Vorgesetzten meinten, daß sie an dem Amtsdienster schon seit längerer Zeit so merkwürdige Dinge wahrgenommen hätten...

Etwas sei bestimmt mit ihm los. Und der Oberfinanzrat sagte es rund heraus: „Ich glaube, der ist im Kopf nicht mehr ganz richtig... Er gibt in letzter Zeit so verworrene Antworten.“

Taubenberger versuchte es wohl noch einmal, aber es gelang nicht mehr. Seine große Zeit war endgültig vorbei. Beim Herrn Rechnungsrat brachte er stets ein falsches „Ohgott“ oder ein nicht passendes „Naja“ an, die Pointen der Witze des Herrn Amtsrates erriet er nicht mehr, und der Herr Oberfinanzrat kam ihm jetzt, nach so vielen Jahren, darauf, daß er überhaupt kein Kartenspieler sei.

Taubenberger wurde pensioniert. Er verfügt jetzt über viel freie Zeit und versucht nachzuholen, was ihm diese vierzig Fronjahre vorenthalten hatten. Aber die Leute schütteln den Kopf über ihn, und alle meinen, daß er im Oberstübchen nicht ganz richtig sei. Ein Mensch, der Tränen in die Augen bekommt, wenn man ihm Witze erzählt...! Und den ein Lechkrampf schüttelt, wenn irgend etwas Tragisches passiert ist...!

Der alte Taubenberger weiß es besser, was mit ihm los ist. Er teilt es auch seinen intimsten Freunden mit: „Wenn eine Maschine sehr abgenutzt ist, sitzen die Teile und Schrauben nicht mehr so richtig. Und dann funktioniert eben alles falsch. Da kann man nichts machen...“

Eugen Roth — heitere Verse eines Weisen

Bücher

Ein Mensch, von Büchern hart bedrängt,
An die er lang sein Herz gehängt,
Beschießt voll Tatkraft, sich zu wehren,
Eh sie kaninchenhaft sich mehrten.
Sogleich, aus äußerster Ergrimmtheit,
Er ganze Reih'n von Schmökern nimmt
Und wirft sie wüst auf einen Haufen,
Sie unbarmherzig zu verkaufen.
Der Haufen liegt, so wie er lag,
Am ersten, zweiten, dritten Tag.
Der Mensch beäugt ihn ungerührt
Und ist dann plötzlich doch verführt,
Noch einmal hinzusehn genauer —
Sieh da, der schöne Schoppenhauer...
Und schlägt ihn auf und liest und liest,
Und merkt nicht, wie die Zeit verfliehet...
Beschämt hat er nach Mitternacht
Ihn auf den alten Platz gebracht.
Dorthin stellt er auch eigenhändig
Den Herder, achtundzwanzigbündig.
E. T. A. Hoffmanns Neu-Entdeckung
Schützt diesen auch vor Zwangs-Vollstreckung.
Kurzum, ein Schmöcker nach dem andern
Darf wieder auf die Bretter wandern.
Der Mensch, der so mit halben Taten
Beinah schon hätt' den Geist verraten,
Ist nun getröstet und erheitert,
Daß die Entrümpelung gescheitert.

Eugen Roth: „Ein Mensch — — — heitere Verse.“ Alexander Duncker Verlag, Weimar, 1937. Sechste Auflage. 124 Seiten, Kartoniert 2,—, Leinen 2,80 RM.

Kein Geringerer als Hans Carossa hat dieses heiter-ernste Versbüchlein als „wahrhaftes Labsal“ gepriesen. Sein Wunsch: „Ein Mensch — — — wird vielen Freude bereiten; herzlich Glück-wunsch!“ hat sich schön erfüllt. In schneller Folge der Auflagen konnte der Verlag schon das 30. Tausend herausbringen. Was könnte besser für diesen kleinen Freudenbringer sprechen? Wohin dieses Buch auch kommt — es wird mit Begeisterung aufgenommen und immer wieder vorgelesen. Leicht prägen sich die beschwingten, sinnfälligen Verse ein. Das Bändchen wandert von Hand zu Hand und erregt in jedem den Wunsch, es zu besitzen. Und wer sich für den Frohsinn seiner Freunde verantwortlich fühlt, wird es — so billig wie es ist — oft verschenken und darf stets dankbarer Erinnerung gewiß sein. Hier bedarf es nicht vieler lobender Worte: wer es versäumt, dieses Büchlein zu erstehen, bringt sich und die ihm nahestehen um eine dauernde Freude. Eugen Roth widmete es: *Hominibus bonae voluntatis*. Darum — seid auch guten Willens — erwerbt und verschenket diesen untrüglichen Spiegel! „Ein Mensch — — —“ und erkennt Euch in ihm selbst. Ihr lacht und gesundet! E. H.

Inhalt: Kleine Abenteuer / Fußenspiegeln / Hülfe des Lebens / Begegnungen und Gleichnisse / Literatur / Einsichten / Zeitspiegel / Von der Liebe / Nachtstücke / Tiefgeschürftes / Selbstbildnisse.

Hoffnungen

Ein Mensch, der eben auf gut Glück
Versandte ein Theaterstück,
Erwartet nunmehr Tag für Tag
Gespannt die Antwort vom Verlag.
Die Träume schweiften weit, die kühnen,
Und rechnen schon mit tausend Bühnen,
Sie werden dreist und immer dreister.
Man wird ihm schreiben: „Hoher Meister...“
Was, schreiben — drahten wird man gleich:
„Erbitten Rechte ganzes Reich!“
Nur manchmal denkt der Mensch beklommen,



Eugen Roth: „Die Frau in der Weltgeschichte.“ Mit 60 vielfarbigen Bildern von Fritz Fliege. Alexander Duncker Verlag, Weimar, 1937. 3. Auflage, 95 Seiten. Kartoniert 2,50, Leinen 3,50 RM.

Auch dieses weisheitsvolle-tolle Büchlein Eugen Roths, der sich damit als arger Spötter seinen großen Vorbildern in der Weltliteratur: Aristophanes und Wieland gewachsen, wenn nicht gar überlegen zeigt, stellt uns schon unsäglich durch die Verse, die er ihm zum Geleit gab:

Ein Mensch, auf sturen Ernst erpicht,
Liest dieses Buch am besten nicht.
Die gute Absicht, zu erheben,
Die brächte der gewiß zum Scheitern.
Dies Buch kennt keinerlei Verpflichtung
Zur Weltgeschichte oder Dichtung:
Es ist ein Scherz, der seinerzeit
Bei lustiger Gelegenheit
Als Lichtbildvortrag manchen freute,
Und will auch gar nicht mehr sein heute
Als ein bescheiden Versuch —
Es schaut bloß aus, als wär's ein Buch.

Wir können auch bei dem Berichte
Vom Weibe in der Weltgeschichte
Uns sittliche Bedenken sparen:
Die Sitten stets bedenklich waren
Und sind es noch viel mehr vielleicht,
Wo's nicht zur Weltgeschichte reicht.

Wenn heutzutage unsereiner
Als Zeitgenosse nur, als kleiner,
An seiner Frau muß zu sehr leiden,
Dann läßt er sich, wenns hoch kommt, scheiden;
Dann wird es vielleicht amtsgerechtlich,
Doch keines Falles weltgeschichtlich.
Kein Krieg wird's, wenn wir keine kriegen,
Wir müssen nur uns selbst besiegen.
Jedoch wenn Könige und Fürsten
Nach unrechtmäßigen Weibern dürsten,
Beziehungsweise darauf dringen
Rechtmäßige wieder anzubringen,
Dann füllen sie mit Glanz und Glorie
Die dicken Bände der Historie.
Ob schuldig, ob nur Opferlamm:
Um Frauen geht's: Cherchez la femme!

Wie dies von Fall zu Fall gewesen
Mag jedermann nun selber lesen.

Danach erübrigt sich jedes weitere Wort der Warnung oder des Zuredens. Gesteigert wird der geistreiche Spott der Verse — Ironie ist ja stets ein gewaltiger Antrieb (zur Besserung?) in allem Menschenwerk gewesen — durch viele bunte Bilder Fritz Flieges, die sich mit den köstlichen Versen zu höherer Einheit zusammenfügen. Wer sich (er muß, wie im Geleit zu lesen, dem Buch gewachsen sein) — entgegen ließe, was Eugen Roth, dieser „neue ungezogene Liebhaber der Grazien“, von der Frauen Wirkung und Wesen seit den Zeiten der Bibel und der Antike, bei den Germanen, im Mittelalter und endlich in der Neuzeit reizvoll zu reimen versteht, der brächte sich und seine Freunde um viele froh-gelaunte Stunden. E. H.

Die Antwort müßte rascher kommen.
Jedoch, mit Träumen so gefüllt,
Bleibt sein Vertrauen unerschüttert.
Sehr pötzlich liegt dann auf dem Tisch
Sein Drama nebst gedrucktem Wunsch:
„Man habe für die p.-p. Sendung
Hochachtung leidend nicht Verwendung.
Womit jedoch in keiner Richtung
Man zweifle an dem Wert der Dichtung!“
Der Mensch, der eben noch im Geist
Und Flugzeug nach Berlin geriet,
Um zu erobern sich die Welt —
Notlandet schlicht auf freiem Feld.

HUND GEGEN HUND ERZÄHLUNG VON JOACHIM FELDE

Wir waren auf einem Gut hier in der Gegend zu Gast. Der Gutsherr hatte uns seinen Hof gezeigt, die vollen Scheunen, das pralle Vieh, Schweine, Kühe und Pferde, daß es eine Pracht war. Endlich standen wir vor dem Hundezwinger.

Man hatte ja des öfteren davon gehört, daß der Herr ein „Hunde-narr“ war, — aber was wir nun sahen, übertraf unsere Erwartungen bei weitem. In geräumigen, weiß gekachelten Ställen wimmelte es von den herrlichsten Geschöpfen der Gattung Hund: von an die vierzig großen und kleinen deutschen Doggen. Ein Tier immer schöner als das andere, eins stärker als das nächste, mit Bernstein gelben Augen, mit roten Lefzen, mit sehnigen Beinen, schlanken Leibern, mit Köpfen, die wie aus Holz geschnitten, hart und kantig, diese lebenden Wunder krönten.

Abends saßen wir in der Halle des Gutshauses. Es war natürlich, daß das Gespräch auf die Hunde kam. Von ihrer Treue sprach man, von ihrer Zähigkeit, von ihrem Mut. Und gerade hier, als vom Mut die Rede war, nickte der Hausherr bedächtig mit dem Kopf, als habe er in dieser Hinsicht seine besonderen Erfahrungen. „Mutig“, sagte er, „mutig sind sie, das kann man behaupten. So mutig sogar, daß sie ihre eigenen Artgenossen vernichten, wenn diese sich in Gefahr nicht tapfer erweisen. — Ich kann Ihnen da etwas erzählen — es klingt fast unglaublich, aber ich habe es mit eigenen Augen gesehen.

Es war im Winter 1927. Wir hatten damals eine sehr strenge Kälte, ich weiß nicht, ob Sie sich daran erinnern.

Ich bin gewöhnt, einen Teil meiner Meute täglich persönlich mit mir ins Freie zu nehmen. Da die Tiere mich genau kennen, sind sie zu mir wie fügsame Kinder, sie gehorchen auf jeden Wink und jedes Wort — es ist also gefahrlos für die Umgebung, sie aus dem Zwinger zu lassen, wenn ich bei ihnen bin.

An einem Wintertag ging ich mit acht meiner größten Hunde über Land. Ich habe, wie Sie wissen, ein Vorwerk dort drüben hinter der Elbe; die Schafe kampieren dort. Und ich wollte wie-

der einmal nach dem Rechten sehen. Die Hunde tummelten sich und erfreuten sich an den dicken Schneeflocken, die die ganze Gegend einhüllten. Sie balgten sich vor Lust und wälzten einander im weichen Schnee.

So kamen wir ans Ufer. Um mir den Umweg über die nächste Brücke zu ersparen, der eine gute halbe Stunde Zeit gekostet hätte, beschloß ich, quer über das Eis zu gehen. Das erschien mir um so unbedenklicher, als ich gesehen hatte, daß man Eisschollen von 40 Zentimeter ausgehoben hatte, daß man sogar mit Fuhrwerk und Autos hinüberfuhr.

Aber ich hatte nicht mit den Hunden gerechnet. Sie haben nämlich, weiß der Kuckuck warum, einen Abscheu gegen Eisflächen. Es mag ihnen zu glatt darauf sein und sie finden mit ihren Krallen keinen rechten Halt, es mag außerdem daran liegen, daß die Ballen zwischen ihren Zehen sehr empfindlich sind und allzu leicht zusammenfriren — kurz und gut: sie streikten. Sie wollten nicht. Ich war bereits mitten auf dem Fluß — die ganze Bande stand immer noch miefend und jaulend am Uferdamm, wippte in den Knien und führte allerlei seltsame Tänze auf — aber keiner von ihnen machte Anstalten, mir zu folgen. Ich rief, ich pfliff — es machte keinen Eindruck auf sie. Ihr Heulen nahm höchstens noch zu; aber sie blieben am Ufer.

Erst mußte ich lachen, als ich ihre Eiertänze sah. Tiere, dachte ich mir, die Bäume ausreißen können — und vor ein bißchen Glätte strecken sie die Waffen.

Dann ärgerte ich mich. Schlecht dressiert, warf ich mir vor. Zu gutmütig behandelt, nicht streng genug gewesen. Denn schließlich hat man oft genug von Hunden gehört, da oben in Grönland, die nichts weiter kennen als Eis und Gletscher und Schnee, und dennoch unverzagt ihre Schlitten schleppen und sogar noch Wettrennen veranstalten.

Ich überlegte mir gerade, daß ich umkehren und sie mit einem Knüttel zum Gehorsam zwingen wollte.

Aber da merkte ich plötzlich, wie das Eis unter mir knirschte und knackte. Riesige Risse liefen von allen Seiten blitzschnell auf meinen Standort zu, Wasser sickerte hindurch, Blasen erschienen — und ehe ich es versah, gab das Eis nach, brach mit einem dumpfen Knall — und schon lag ich bis an die Schultern im Wasser. Eingebrochen!

Eine widerwärtige Situation! Es kam mir vor, als hängten sich Gewichte an meine Füße und zogen nach unten. Und wohin ich immer mit den Händen griff, brach wiederum jeder Halt in Splittern zusammen.

Meinen Leib hinauf kroch eine schneidende Kälte, dann war mir, als hätte ich die Beine verloren.

Was tun?

Ich weiß noch, daß ich zuerst wie ein Wilder schrie. Ich weiß, daß ich dann die Besinnung zurückfand. Ruhe, sagte ich mir, vor allem Ruhe, es gibt hier keine Rettung mehr ohne Ruhe... Wieder brach etwas aus der Scholle heraus, und nun wurden auch meine Schultern in die Tiefe gezerrt.

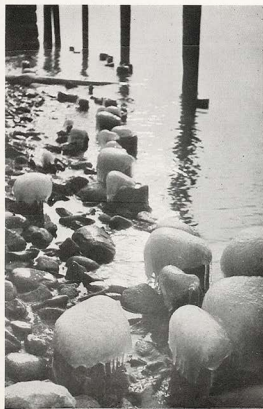
Ich zog mich noch einmal hoch. Aber nun merkte ich, daß es nicht mehr lange dauern könne.

Da sah ich ganz in der Ferne meine Hunde. Ob sie die Brücke suchten, die ihnen von früheren Märschen ja bekannt war? Ich weiß es nicht. Sie hatten sich jedenfalls so weit entfernt, daß ich Zweifel bekam, ob sie mich hören würden. Dennoch schrie ich. Mit der letzten Kraft meiner Lungen schrie ich sie an! „Hasso“, schrie ich, „Minerva“, „Wotan“ — all ihre Namen schrie ich ganz laut und langgezogen durch die eisige Stille.

Und dann hatten sie mich gehört! Und dann kamen sie! Wie eine Herde pretschten sie heran. Von weitem schon vernahm ich das Trappen ihrer Füße auf dem Eis. Hörte ich heiseres Jachtern, ihr Ächzen — Galopp, mit einem Höllentempo, halb rutschend, halb auf dem Bauche gleitend, so kommen sie näher und näher. Und dann haben sie mich.

Am Kragen packen mich zwei, an den Schultern fühle ich ihre Zähne, ein Jaulen dringt an meine Ohren wie ein wilder Jubel — und dann hat mich die Gesellschaft mit Zerren und Rucken aus meinem Grabesloch gezogen. Auf dem Rücken liege ich, heiße Zungen lecken mir über das Gesicht, die Tiere wedeln und springen, und als ich mich nach einer Pause mühsam aufrichte, halb erstarrt und ziemlich unbeweglich, tanzt die ganze Bande geradezu einen Freudentanz vor mir.

Die — ganze Bande, sage ich. Aber nein, nicht die ganze —



S. Lauterwasser

Wie ich mit ihnen nun dem Ufer zugehe und die Tiere zähle, merkte ich, daß eins fehlt. Ein besonders schöner Kerl, Hasso — Ich rufe, ich pfeife. Nein, Hasso ist nicht da.

Erst am Ufer sehe ich ihn dann. Aus einem Weidengebüsch kommt er zitternd und stumm mir entgegen, den Leib auf dem Boden; die Ohren hängen, ohne Laut rutscht er an mich heran. „Na, Hasso — du hast doch nicht etwa Angst gehabt“, sage ich und will mich zu ihm beugen.

Aber da bricht die Meute los. Wie irrsinnig stürzen sich die übrigen Hunde auf ihn. Schon hängen zwei ihm an der Kehle, schon sehe ich, daß einer seine Zähne tief in Hassos Schenkel schlägt — Ich schreie sie an: sie tun, als ob sie nicht hörten. Ich schlage mit einem dicken Weidenast auf sie ein: wenn ich mich nicht selber auf den Hasso geworfen und sie damit von ihrer Beißerei abgehalten hätte — der Hund wäre nicht lebendig vom Platz gekommen.

Endlich ging ich nach Haus. Meine sieben Lebensretter hatten sich im Rudel um mich geschart und trotteten neben mir. Weit hinter uns, den Kopf tief zu Boden gesenkt, schlich Hasso. Blicke ich stehen, legte er sich zehn Schritt vor mir und den Sieben auf die Erde und nahm den Kopf zwischen die Pfoten, als wollte er nichts sehen. Rief ich, drohte ein wildes Knurren der Sieben — und er wagte nicht zu kommen. Eine merkwürdige Sache — und mir wurde schon damals auf dem Heimweg klar, daß die Hunde so etwas wie ein Urteil gefällt hatten — gegen einen der ihren, der versagte.

Der Gutsherr schwieg. Auch wir anderen fanden nicht gleich ein Wort, um die Unterhaltung weiterzuführen.

Aber die Gutsherrin sprach nun. „Mein Mann“, sagte sie, „bekam dann eine heftige Erkältung. Gleich, wie er hier eintraf, hatte er Schüttelfrost und Fieber. Und dann lag er nahezu vier Wochen im Bett. Ja — und inzwischen —? Von uns hier wußte ja niemand etwas über das seltsame „Hundeurteil“. Einer der Knechte nahm die Meute in Empfang und brachte sie, wie stets, in ihren Zwinger. Man fütterte sie, tränkte sie, nichts Besonderes geschah. „Hasso hat überhaupt nichts gefressen“, wurde mir am Abend noch gemeldet. Aber ich hatte ja schließlich mit meinem kranken Mann zu tun und achtete nicht auf diese Meldung. Und am nächsten Morgen war es zu spät.

Ganz früh schon weckte mich der Hundepfleger. Ich ging mit ihm in den Zwinger. Unter Stroh, halb verscharrt, lag mit durchbissener Kehle Hasso...

Der Gutsherr hatte sich erhoben und ging ein paarmal durch die Halle.

„Ein Todesurteil also“, sagte er dann. „Sie verstehen. Daß er sie



S. Leuterwasser

in Stich ließ, als ihrem Herrn Gefahr drohte, das haben die Tiere dem Hasso nicht vergessen. Und sie vollzogen das Urteil noch in der gleichen Nacht...

DAS FREMDE KIND

VON ALBERT LEITICH

Vor der Haustüre leuchtete Doktor Martin Lienert noch unbeweglich, wie angewurzelt dem Geräusch des davonrollenden Wagens... er nahm seine letzte Hoffnung mit.

Die Kollegen aus der Kreisstadt hatten seinem kleinen Johannes zwei Einspritzungen gemacht mit Serum... ohne Resultat... sie hatten alles versucht, und waren am Ende ihrer Kunst angelangt. Nun schritt er in sein kleines Ordinationszimmer zurück, ehe er zur Frau hinüberging, die am Lager des kleinen Sterbenden wachte. Da durchblätterte er hastig ein Buch nach dem anderen, warf es beiseite, suchte sich zu sammeln, um seiner Wissenschaft irgend eine rettende Idee, ein Geheimnis abzutrotzen.

Der Tag ging zur Neige. Durch das Erkerfenster sah er auf einer Seite die Höhenrücken des Wienerwaldes, auf der anderen den Marktflecken mit seinen Giebelhäusern, dem alten, bastionartigen Kirchturn, den engen Gassen und ehrwürdigen Holzbrücken über den Gebirgsbach.

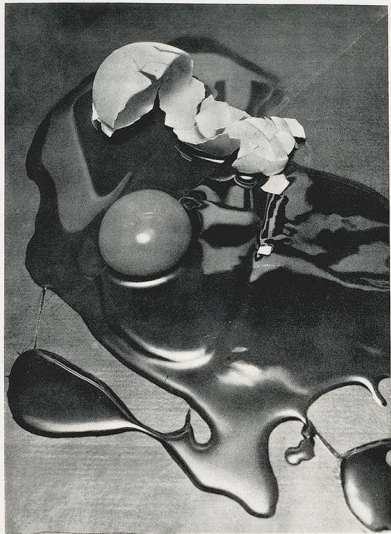
Warum war er auch in dieses verwunsene Tal gekommen, wo ihm das Schicksal so übel mitspielte! — In wenigen Augenblicken rechnete er seine letzten Jahre zusammen, blitzartig, wie dies eben in tragischen Momenten, wo alles Blut dem Gehirne zuströmt, zu geschehen pflegt. —

Die Notwendigkeit, das Mühsen hatte sein Leben regiert — beherrschte es nicht die meisten Menschenleben? — Jung, ohne Vermögen und Protektion hatte er keine Zeit, in einer größeren Stadt eine gutzahlende Kundschaft abzuwarten.

Der Marktflecken hatte einen Arzt dringend gebraucht... das

Fehlen jeder Konkurrenz, das Auskömmliche der materiellen Existenz, alles Nützlichkeitsrücksichten hatten ihn zu seinem Entschluß bestimmt... man hatte ihn wie einen Retter empfangen... seine Irene, die ein tiefes Gefallen an diesem Erdenwinkel hatte, blühte hier prächtig, sie sang den heiteren hellen Tag... hier brauchte sie nicht mit allen Eitelkeiten den Leuten zu gefallen suchen.

Sie hatte ihrem Manne einen hübschen, kräftigen Knaben geschenkt... nach und nach konnte er auch die Erfolge seines Wirkens überschauen, es gab weit im Umkreis kein Dorf, keine Heimstätte, wo er nicht schon irgendein Übel beschworen... dieses Tal war reich an Kindern, aber man verlor sie leicht, es mangelte an Gesundheitspflege, den Müttern fehlte es an der einfachsten Kenntnis der vorbeugenden Mittel... hier hieß es oft dem Tode die wenig widerstandsfähige Beute abzurufen. Aber wie schlecht belohnte ihn jetzt das Geschick für seine Hingabe seit sieben Jahren. Da wurde sei: kleiner Johannes von der Diptheritis ergriffen; er hatte schon so viele andere geheilt, mit Lufttröhrenschnitt und Serum... aber der Zustand des Kleinen hatte sich während einer beruflichen Abwesenheit mit schrecklicher Eile verschlimmert, die Erstickenfälle mehrten sich... Welche Heimkehr! Er kam aus einem weitentlegenen Dorfe, weiß vom Schnee gestöbert... er hatte dann unten im Landstädtchen noch angehalten, um für Johannes einige Spielsachen einzukaufen, er kam heim mit einem hölzernen Schimmel und einer Kindertrompete... er lachte vergnügt vor



Stilleben

Verfasser unbekannt

sich hin, wie er an die warme, gemütliche Stube dachte, an die behagliche Ruhe nach getaner Pflicht...

„Endlich kommst du, Martin!“ — hatte ihn seine Frau bleich und verstört angerufen.

„Was gibt's denn?“ — „Komm schnell, der Johannes...“ Sogleich hatte er den Ernst seines Zustandes erfaßt und alles mögliche versucht... es half nichts. Am Morgen schickte er nach der Kreisstadt um zwei Ärzte zur Konsultation. Die Herren waren nachmittags gekommen... und nur, um ihre Ohnmacht zu konstatieren... jetzt konnte man nichts mehr anderes tun, als abwarten... aber was?

Langsam, nachdenklich schritt er ins Krankenzimmer zurück. Er faßte die Hand seines Knaben, neigte sich über ihn, betrachtete ihn lange. Auf dem Bettchen lagen Schimmel und Trompetchen verschmält.

Beim Schritt ihres Gatten wandte sich Irene um; sie hatte alles erraten, und doch fragte sie: „Was haben sie gesagt?... es ist nichts mehr zu machen... nicht wahr?“ Er wiederholte die Worte des Primararztes: „Man weiß nie... man muß abwarten...“

Er saß ihr gegenüber an der anderen Seite des Bettes. Der kleine Johannes lag da, ganz müde und abgespannt, fast ohne Fieber, er wurde immer schwächer, dann und wann hob er noch langsam die Augenlider, ohne mit seinen großen Augen etwas zu verstehen und zu begreifen... Die Erstickungsanfälle häuften

sich, sie brachen ihm fast die Brust... nach jedem lauschten Vater und Mutter auf die Wiederkehr des dünnen Atems... bis zum letzten Augenblick wollten sie still den Todeskampf abwarten. — Die Nacht war hereingebrochen. Irene erhob sich mit großer Anstrengung. „Wohin gehst du?“ fragte der Arzt. „Die Lampe anzünden...“ „Weshalb denn?“ „Um ihn noch leben zu sehen.“ Und unter der Lampe deren Licht sie mit dem Schirm dämpfte, nahm sie wieder ihren Platz ein.

Um sieben Uhr öffnete das Mädchen leise die Türe zum Krankenzimmer und sagte: „Herr Doktor, es ist ein Mann da von Haselbach, er will mit Ihnen sprechen.“

„Ich will niemand sehen. Agnes... schicken Sie ihn fort!“ Sie kam nach wenigen Minuten wieder. „Er will nicht gehen, er müsse unbedingt mit dem Herrn Doktor sprechen.“ — Der Doktor erhob sich, um den lästigen Menschen selbst wegzuschicken.

Es war ein Bauer, der im Flur stand. Der Schnee, der auf den Achseln seines Lodenrockes lag, schmolz und sammelte sich auf den Steinfliesen des Bodens zu Wasserlachen.

„Ah, Ihr seid, Wendriner, was wollt Ihr denn von mir?“

„Mein Jüngster will erstickten, Herr Doktor!“

„So...“ machte der Doktor, „ich werde zeitlich früh nachsehen.“ Der Bauer schüttelte den Kopf. „Ohne Ihre Hilfe wird er die Nacht nicht überleben, Herr Doktor.“

„Mann Gottes, ich kann an diesem Abend nicht fort... mein

Knabe liegt gerade im Sterben.“ Die beiden Männer schwiegen, jeder dachte nur an sein Unglück.

„Das ist ja begreiflich... Herr Doktor, Sie können den Ihrigen retten...“

„O, der Meinige ist verloren...“

Von neuem Stillschweigen... von neuem begann der Bauer: „Sie sagen, der Ihre ist verloren. Der Meinige ist noch nicht verloren... und ich habe ihn als alter Mann bekommen... es kommt keiner mehr nach...“

„Zeitlich früh werde ich kommen... ich verspreche es Ihnen, Wendriner.“

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Ohne Sie wird er die Nacht nicht überleben, Herr Doktor.“

„Laßt mich meinem Jungen doch erst die Augen zudrücken... um Mitternacht vielleicht...“

„Aber wenn Sie hier doch nichts mehr ausrichten können...“ wagte der Bauer wieder einzuwenden. Bei diesen Worten fuhr der Doktor auf: „Ob ich es am Ende doch kann?... Was versteht Ihr davon... er lebt immer noch... und solange er lebt, werde ich nicht fortgehen — versteht Ihr!“

Der Mann zerknüllte seinen alten Filz mit beiden Händen, zögerte, dann ging er der Tür zu. Murrend, ohne Empörung, so wie man sich ins Unvermeidliche fügte, wollte er sich langsam entfernen.

„Wartet!“ befahl der Doktor. „hustet er immer... heftige Anfälle, nicht wahr?“

„Anfangs viel, hernach weniger... ist das ein gutes Zeichen?“

„Nein... wie atmet er?“

„Mit Pfeifen geht der Atem aus und ein und dann nimmt's ihn an der Gurgel, auf einmal... als ob er ersticken würde. Ist er verloren, Herr Doktor?“

„Nicht gerade... das ist eine Frage der Zeit... und des Glückes... man kann doch eine Einspritzung mit Serum probieren... und im Falle des Ersticken einen Luftröhrenschnitt... oder das Einsetzen eines Röhrchens...“

Der Bauer faßte dieses Hin und Wider in den Schluß zusammen: „Herr Doktor, um Christi Barmherzigkeit bitte ich Sie — Sie vermögen nichts mehr für Ihr Kind, aber für meines könnten Sie noch was tun.“ — Der Arzt schaute ihn mit erschrockenen Augen an... Dann antwortete er mit fester Stimme: „Wartet auf mich... ich komme mit Euch!“

Er ging ins Zimmer zurück. Das Kind atmete kaum, es war schon so bleich, daß es keinen Tropfen Blut mehr zu haben schien.

„Höre, Irene, laß ihn von Zeit zu Zeit an diesem Fläschchen riechen... das ist alles.“

„Warum gibst du mir diesen Auftrag?“

„Weil ich fort muß.“

„Du... in dieser Nacht...?“

„In Haselbach liegt ein kleiner Junge im Sterben, vielleicht kann ich ihn noch retten.“

„Und der Unsrige?“

„Das Leben unseres Johannes steht nicht mehr in Menschenhand, was noch zu tun ist, kann auch du besorgen.“

„Verlaß uns nicht, Martin!“

„Ich muß!“ Sie richtete sich am Rande des Bettes auf wie eine Wölfin, die ihr Junges verteidigt.

„Du liebst den Johannes nicht... Du liebst mich nicht... geh nur!“

Also unverständlich, neigte er sich nochmals über sein Kind, seine Wangen war noch warm trotz der Wechselfarbe, und schnell, ohne sich umzukehren, als fürchte er, seinen Willen zu verlieren, verließ er das Zimmer. —

Auf dem Schlitten wechselte er mit Wendriner nicht ein Wort. Der Weg ging durch eine waldige Schlucht, tief unten zwängte sich die Hagenbachklamm über Geröll und Eisbänke.

Endlich hielt der Schlitten vor einem alleinstehenden Hause. Unter der hellerleuchteten Tür stand die Frau mit der Magd. „Ah, der Doktor ist gekommen!“ seufzte sie erleichtert auf, und ging den beiden in die Kammer voraus, in der der Kleine röchelte.

Anderthalb Stunden später packte Doktor Lienert seine Instrumente zusammen und schickte sich an zum Fortgehen.

„Er ist gerettet, nicht wahr, Herr Doktor?“ sagte die Frau.

„Ich glaube ja; ich werde morgen wiederkommen.“

Der Bauer klaubte aus seiner Brieftasche eine Banknote heraus, die er sich für den Arzt eingekauft hatte. Dieser aber wies sie zu seinem größten Erstaunen zurück mit den Worten: „Nein, mein Lieber! Niemand auf der ganzen Welt kann mir den Gang dieser Nacht bezahlen!“ —

Die Heimfahrt ging einsilbig vor sich. An der Straßenkreuzung von Gugging beleuchteten zwei Windlichter ein großes steinernes Bild des Gekreuzigten, auf dessen Armen Schnee lag. Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt — erinnerte sich der Doktor aus seiner Jugendzeit. Seit der Wegfahrt von Haselbach suchte er sich wieder in seinen Schmerzen und inneren Aufruf zu vertiefen — aber er fand ihn nicht mehr bitter — ein unbekanntes Gefühl von Befriedigung, Heiterkeit und süßer Freude war in sein Herz eingezogen.

Er dachte allerdings an seinen kleinen Johannes, den er wohl nicht mehr lebend antreffen würde, und er wunderte sich, daß er ohne Bitterkeit daran denken konnte. Er nahm seinen Schmerz hin in seiner natürlichen Einfachheit, ohne ihn durch Auflehnung gegen Gott und die Menschen zu vergiften.

Als er nach Hause zurückkehrte, sah er seine Frau stillos über dem Bett des Kleinen liegen, neben ihr lag der Tod. Die letzte Nacht hatte ein paar tiefe Leidensfalten in ihr Gesicht gezeichnet und die blauen Augen standen wie zwei Tränen darin. Mit Güte, aber doch bestimmt hob er sie auf: „Meine liebe Irene!“ sagte er. „Du warst nicht da...“ schluchzte sie.

Betroffen über seine Ruhe schaute sie ihn fragend an. Dann erhob sie sich und lehnte sich an ihn, den starken Mann, dem die Pflicht über alle Liebe ging. —

KURIOSA AUS ALLER WELT

Was kostet eine Frau?

Vor dem Kriege wurde einmal eine „Preisliste“ veröffentlicht, in der die „Preise“ angegeben wurden, die in verschiedenen Weltteilen für eine „standesgemäße“ Frau bezahlt werden mußten. Es handelt sich dabei naturgemäß um außereuropäische Gebiete.

In Uganda kostete eine Frau vier Stiere, eine Schachtel Patronen und 6 Nähnadeln; man konnte aber auch billiger davonkommen. So bekam der Forscher Wilson eine Frau für ein Paar Schuhe. Bei den kalifornischen Keroks verlangten die Eltern gewöhnlich für die Tochter eine halbe Schnur Muschelgeld, wenn sie besonders geschickt und hübsch ist und Eichelbrot bereiten kann, zählt man bis zu einer ganzen Schnur. Eine Kafferndame ist je nach der gesellschaftlichen Stellung ihrer Familie 2 bis 10 Kühe wert. Für eine Navaja in Neu-Mexiko muß man schon 12 Pferde in Zahlung geben, in der Tartarei wird die Frau mit Butter aufgewogen; der samojesische Schwiegervater zieht Renttiere vor, und die indischen Kisans sind mit etwas Reis und einer Rupie zufrieden. Bei den Mihms hat ein reicher Mann für seine Frau 20 Rinder zu zahlen, ein armer Mann bekommt seine Frau schon für ein Schwein. In Tiroland kann man sich nicht verheiraten, wenn man nicht Elefantenzofbähne in Zahlung geben kann, bei den Fignern tut es schon ein Walfischzahn. In Unoyo ist man fortschrittlich: man kann dort eine Frau auf „Abzahlung“ bekommen. Aber der „Verkäufer“ ist vorsichtig, denn er liefert die Frau erst nach der Zahlung des ganzen Betrages aus.

Bei vielen Volksstämmen in Afrika, Asien und Amerika bleibt der Schwiegervater als Diener beim Schwiegervater. Die Frau wird ihm nach und nach vom Lohn abgezogen, bis sie ganz bezahlt ist. Andere Völker, andere Sitten!

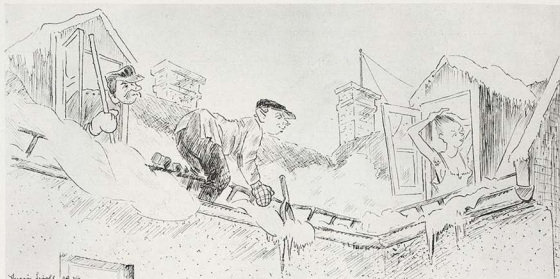
Von sonderbaren Grabschriften.

Aus früheren Zeiten sind uns des öfteren eigenartige Grabschriften überliefert worden, die manchmal einer beißenden Ironie nicht entbehren.

So meldet uns das Werk „Thesaurus Palatinus“, das im 18. Jahrhundert entstand und im Münchener Hausarchiv verwahrt wird, von einer Grabschrift aus Walldorf (bei Heidelberg), aus dem

Wie die Gangster in Chicago,

so treiben in Ihrem Mund unzählige Bakterien ihr gefährliches Unwesen. Die amerikanische Regierung hat ein Heer von hervorragenden Detektiven, die G-Men, gegen die Gangster mobilisiert. Und was tun Sie gegen die Feinde Ihrer Gesundheit? Sie haben es bequem und billig: morgens und abends Chlorodont — denn bleiben Sie Sieger über die Bakterienfeinde, und Ihre weißen Zähne erhalten Sie nebenbei.



„Fräulein, gehn S' vom Fenster weg —
wenn mei' Freund ausrutscht, san Sie am Betriebsunfall schuld.“

Toni Blich

Mittelalter, die heute im Original leider nicht mehr vorhanden ist. Es handelt sich um ein Grabmal das eine Herrschaft ihrer Magd setzen ließ, und in besonderer Weise die Eigenart dieser Magd gefielte. Die Grabinschrift lautet in ihrer eigenen Schreibweise:

„Hier liegt unsere Magd Anna
sie hat gar selten geputzt die Pfanne
der Herr sey ihr gnädig
sie war sehr unflätig
im Leben hat auch gar oft gezankt
bis sie der Kuckuck hat gelangt:
Lieber Leser, geh weg von hier:
Sie zankt sonst aus dem Grab mit dir.“

Aus dieser Inschrift ist zu entnehmen, daß es sich um ein gar streitsüchtiges Faktotum gehandelt haben muß, das sich auch bei der Dienstherrschaft durchzusetzen wußte und sich durch nichts beirren ließ.

Ein Bürgermeister-Original.

Bekanntlich war das Jahr 1911 ein sehr gutes Weinjahr in Qualität und Quantität. Zur Zeit der Weinlese gab der 80jährige Bürgermeister eines elsässischen Weindorfes folgenden originellen Erlaß heraus:

„Ich berichte Sie, daß der Herbst anfängt am Montag, 18. September. Jetzt ist der viel geliebte und gute Wein ‚vom Jahre 1911‘ angekommen. Schon vor vielen Jahren haben die Hoch-

gelehrten gewissagt, es wird nicht mehr so heiß wie früher, die Sonne hat Flecken. Aber dieses Jahr sind die Flecken verschwunden. Also ist es noch nicht so gefährlich mit der Sonne, daß sie verschwindet. Auf diese Hitze hin hoffen wir bessere Weinjahre. Verzagst nicht, die Welt geht noch nicht unter! Diefenthal, den 15. September 1911.
L'honorable Marie Biß, Ritter des Königl. Kronenordens, 83 Jahre alt, 40 Jahre Bürgermeister ohne unterbrochen.“

Ernst Moritz Arndt und der schwedische König

Als Ernst Moritz Arndt seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“ herausgegeben hatte, da tobten die pommerschen Edelleute gegen ihn und sandten seine Schrift dem schwedischen König zu, nachdem sie verschiedene Stellen, die ihnen zu freie und ungebührliche Urteile darstellten, rot unterstreichen hatten. Der König befahl daraufhin dem damaligen Generalgouverneur von Pommern, „den frechen Schriftsteller zur Verantwortung und Untersuchung zu ziehen.“

Ernst Moritz Arndt wurde vor ihn geladen. Er ließ sich aber nicht einschüchtern, und auf die Frage des Gouverneurs, wie er sich aus der Klemme zu ziehen gedenke, bat er ihn um Übergabe des Buches, strich viele Stellen, die über die Greulichkeit und Ungerechtigkeit der Leibeigenschaft berichteten, an und bat ihn, dem König nun auch die von ihm angestrichenen Stellen zur Kenntnisnahme vorzulegen.

Darauf kam vom schwedischen König die Antwort: „Wenn dem so ist, so hat der Mann recht.“

Sowas gibt's

„Ich war“, erzählt Herr Pfeifer, „ich war auf meiner letzten Reise auch in eine Stadt gekommen, da gab es einen Nebel, der war so dicht, daß man am hellen, lichten Mittag auf der Straße nicht die Zeitungen lesen konnte.“

„Das ist gar nichts“, entgegnete ein Zuhörer. „Vergangenes Jahr war ich in einer Stadt, da gab es plötzlich einen so starken Nebel, daß ich mittags, mitten im Juli, meine Hand nicht erkennen konnte, wenn ich sie dicht vor die Augen hielt.“ „Donnerwetter“, wunderte sich Pfeifer. „Und wie hieß die Stadt?“

„Das weiß ich natürlich nicht“, erwiderte der andere. „Der Nebel war so dicht, daß

ich nicht sehen konnte, in welcher Stadt ich mich befand.“

*

Fritzchen wird zum Einkaufen geschickt. Er soll ein viertel Kilogramm Salami holen, seine Lieblingswurstart. Fritzchen bleibt lange, sehr lange. Endlich nach langem Warten, läßt sich Fritzchen ohne Wurst erblicken. Vater nimmt ihn deshalb in ein strenges Verhör: „Fritz, wo hast du die Wurst?“ Fritzchen wird verlegen. Endlich scheint er einen Ausweg gefunden zu haben. Er stottert: „Verloren.“ Vater ist aber nicht zufrieden. „Und das Papier?“ fragt er streng. Worauf unser Fritzchen in aller Seelenruhe erklärt: „Auch mitgegessen!“

„Gestern am Stammtisch wollte jemand eine Flasche Wein für denjenigen stiften, der wahrheitsgemäß behaupten könne, er hätte niemals während seiner Ehe eine andere Frau geküßt. Stell dir vor, kein einziger konnte das!“

Sie: „Aber warum hast du dich denn nicht gemeldet?“

Er: „Oh... du weißt doch, ich trinke lieber Bier!“

Die drei Lehren

Kalif Manzur ließ sich einst vom Hofdichter Thalebi Verse vortragen.

Ein Gedicht gefiel dem Kalifen so sehr, daß er entzückt ausrief:

„Dieses Poem ist wundervoll und ver-

dient preisgekrönt zu werden. Wähle, was dir lieber ist: Soll ich dir 300 Goldtoman geben oder drei weise Lehren, von denen jede unter Brüdern 100 Goldtoman wert ist?"

Um sich die Gunst des hohen Herrn zu erhalten, erklärte der Dichter nach kurzem Bedenken:

„Weise Lehren haben bleibenden Wert, deshalb ziehe ich sie dem Gelde vor.“
„So höre die erste Lehre“, versetzte der Kalif. „Wenn dein Chalat fadenscheinig wird, so lasse ihn nicht mit einem neuen Lappen flicken, denn dieses Kleid wird einen schlechten Eindruck machen.“

Die Gesichtszüge des Dichters verdüsterten sich und er sprach belächelnd: „Nun habe ich 100 Toman eingebüßt.“

Der Kalif lächelte und fuhr fort: „Merke auf, denn nun folgt die zweite Lehre: Wenn du deinen Bart selbst, so achte darauf, daß das Ende desselben trocken bleibt, damit der Kragen deines Gewandes nicht beschmutzt wird.“

Beim Anhören dieser Alltagsweisheit stieß der Dichter einen schmerzlichen Seufzer aus. O Allah, nun sind 200 Toman beim Teufel, dachte er.

Wieder lächelte der Kalif und sprach: „Und nun kommt die dritte Lehre.“

Da unterbrach ihn der Dichter mit den Worten: „Oh, Ehrwürdiger, ich flehe dich an, behalte diese Lehre für dich und schenke mir dafür die 100 Toman, die mir mehr als alle Weisheiten der Erde wert sein sollen.“

Da lachte der Kalif und ließ dem Dichter 500 Goldtoman auszahlen.

Darum möglich

„Anna, gestern habe ich gesehen, daß Sie dem Milchmann in der Küche ein Stück Braten gegeben haben. Wie ist das möglich?“

„Weil Sie durch das Schlüsselloch geschaut haben, gnädige Frau.“

Die Antwort

„Was würdest du wohl sagen, wenn ich dir einen Kuß gäbe?“

„Nichts. Wie soll ich denn sprechen, wenn ich küßel?“

Einkauf

Betty schleift ihren Mann von einem Schaufenster zum anderen. Hier ein Modemagazin, dort ein Taschenladen, da ein Hutgeschäft.

„Schau, dieses entzückende Kleid!“

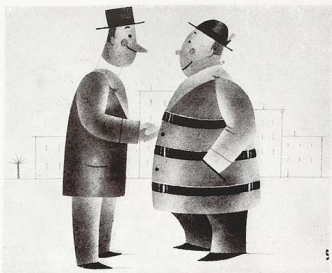
„Sieh diese fabelhafte Tasche!“

„Guck, den wunderhübschen Hut!“

So geht das den ganzen Nachmittag. Der Mann ist völlig wirr im Kopf. Endlich aber ist der Abend da, die Schaufenster werden dunkel. Man geht nach Hause.

Plötzlich ruft Betty: „Sieh einmal, den schönen Mond!“

Da ruft ihr Mann nervös: „Na gut, kauf ihn dir schon. Was kostet er?“



Bold

„Warum läufst du denn mit Faßreifen herum?“
„Ja weißt du, ich leide an Platzangst.“

Grund genug

„Was, Sie haben Ihre Verlobung von der hübschen Lehrerin aufgehoben?“

„Ja, denken Sie bloß, eines Tages konnte ich nicht zu unserer Verabredung kommen, und da verlangte sie, daß ich am nächsten Tage eine schriftliche Entschuldigung von meiner Mutter mitbringen sollte.“

Deshalb!

Marie klopft Teppiche.
Sie klopft sehr sanft mit ihrem Klopfstock.
Die Gnädige ruft vom hohen Balkon:
„Sie müssen stärker klopfen, Marie.“

„Geht nicht, gnädige Frau.“
„Wieso nicht, Marie?“
„Dann staub's, gnädige Frau.“

Das Problem

Zwei Goldgräber im Innersten Alaska haben sich bei ihrem letzten Besuch in der Stadt ein Kochbuch mitgebracht. Nach kurzer Durchsicht pfeffert Tom den Band gegen die Wand des Blockhauses.
„Ist wohl nichts damit?“ erkundigt sich sein Freund.
„Völliger Blödsinn. Gleich am Anfang steht: Man nehme einen sauberen Kessel.“

Ihre Filme können Sie gewinnen

und damit Ihren Lieblingssport - das Fotografieren - verbilligen, wenn Sie sich am Fotowelt-Rötel beteiligen. Jeden Monat neue Gewinnaussichten! Wollen Sie sich das nicht einmal das neueste Fotowelt-Heft für 25 Pfg. kommen lassen?

Übrigens bringt die Monatschrift Fotowelt daneben natürlich laufend neue Anregungen, kritische Berichte, gute Bilder, aktuelle Aufsätze. Sie ist die Zeitschrift, die auch Sie brauchen.

Monatlich ein mindestens 24 Seiten starkes Heft in Kunstdruck für 25 Pfg.

DIE FOTOWELT

ZEITSCHRIFT FÜR AMATEUR-FOTOGRAFIE

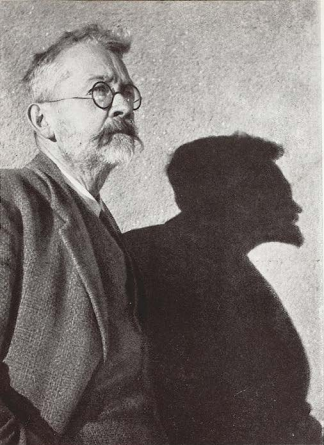


DIE FOTOWELT

ZEITSCHRIFT FÜR AMATEUR-FOTOGRAFIE



Diese Zeitschrift müssen auch Sie lesen! Probehefte erhalten Sie von der
G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO



DIE FOTO-JUGEND

in den Vordergrund und fällt uns besonders in die Augen. Der Gegenstand tritt plastisch hervor, hebt sich vom anderen ab, erscheint von der Fläche losgelöst — klar und lebendig. Fotografie ist Gestaltung mit Licht. Und das verpflichtet! Licht ist unser Werkzeug, unser Schreibgerät, das uns heilig werden muß. Und etwas Heiliges verschwendet man nicht. Wir müssen es hüten als großen Schatz, als unseren Reichtum. Und daraus erkennen wir ohne weiteres, daß das Spitzlicht das Wichtigste im Bilde werden muß, daß es den Puls des Ganzen darstellt. Nicht, indem es quantitativ in großen Massen auftritt! Sondern indem es Akzent wird.

Gib deinen Bildern Leben! Schenke ihnen ihre Dynamik mit Hilfe des Spitzlichtes. Komponiere mit Licht. Doch das ist nicht der einzige Weg, um unsere Fotos lebendig werden zu lassen. Von ebenso großer Bedeutung ist das Moment der Klarheit.

Wenn unsere Bilder verworren sind, dann werden sie kaum lebendig sein. Dann sind sie chaotisch. Es lassen sich mit einem Foto nicht mehrere Motive zugleich formulieren. Ein Bild ist eine geschlossene Ganzheit für sich und verlangt, daß ein Motiv zu gestalterischer Vollendung kommt.

So finden wir die Methode zu lebendiger Darstellung. Sie fordert das Erkennen des einen Motivs und Beherrschung der Technik zur Erfassung eines dem Motiv entsprechenden Tonumfanges. Dieser ist in der Natur eng gebunden an die herrschende Stimmung. Mit Kunstlicht müssen wir ihn von uns aus schaffen, indem wir entsprechend der Idee, dem Motiv, den Tonumfang empfinden, der Natur nachgestalten. Hier findet das Verlangen nach tonwertrichtiger Fotografie seine Begründung.

Das große Geheimnis des Lichtbildes ist lebendige Darstellung. Und ein Erlösen des Lichtes, dieses mehr oder weniger abstrakten Etwas, wird nötig, um im Lichtbilde zu formulieren, auszudrücken und zu berichten.

Gib deinen Bildern Leben!

Leben ist Bewegung. Auch ein Film kann langweilig wirken, obgleich er Bewegung festhält.

Leben bedeutet mehr! Leben ist Wechselwirkung der Tonwerte, ist Linienführung, Bildaufbau und Stimmung. Auch der sachlichsten Studie ist Leben eigen, wenn sie interessant aufgebaut ist. Und wie soll ein Bild angelegt sein, damit es lebendig wirkt? Für viele wurde der diagonale Bildaufbau Universalrezept. Man weiß, daß sich so ein bestimmter Schwung ins Bild bringen läßt, und es wird versucht, das Ganze in dieses Schema zu pressen. Man vergißt, daß die Diagonale Ausdruck für einen Inhalt ist, der aber nicht als sinnlos angewandtes Rezept Verwendung finden darf. Dem Lebendigen haftet etwas Bewegliches zugleich an. Und dem widerspricht die starre Formel. Das Lichtbild soll nicht mathematisch konstruiert sein. Wir sollen es empfinden, von innen her schaffen. Und dazu werden uns alle Mittel dienlich sein müssen. Nach der Gesamtheit also gilt es zu suchen.

Primäre Bedeutung hat der Tonumfang. Doch nicht in dem Sinne, daß wir nach einer Fülle von Tonwerten streben, die sich erstrecken vom tiefsten Schwarz bis ins reine Weiß. Größere Bedeutung kommt der Mengenteilung zu. Danken wir an eine Nebelstimmung. Hier haben wir ja fast nur graue Töne, die eben das Charakteristische ausmachen. Funkelt jetzt aber durch diesen grauen Schleier ein leuchtendes Spitzlicht, so gibt das dem Ganzen ein Stück Leben. Der Künstler nennt so etwas: einen Akzent.

Und auch im fotografischen Bilde spielt der Akzent eine wesentliche Rolle. Er wirkt wie ein kleiner Schwingungspunkt, der die Gesamtheit erklingen läßt.

Fotografie ist Gestaltung mit Licht. Da wird es nicht Wunder nehmen, wenn unsere Akzente gerade von den hellsten Partien des Bildes, eben den Spitzlichtern gebildet werden. Denken wir im besonderen an Gegenlichtaufnahmen. Dabei erscheinen die Gegenstände vom Licht umflutet; sie werden umgeben von einem Schimmern. Nehmen wir ein Porträt: Das Profil läßt sich nicht besser betonen als gerade durch Gegenlicht. Und haben wir eine fein ausgeprägte Profilinie, dann werden wir ohne Bedenken zum Gegenlicht greifen. Wir lassen dabei dieses Profil Akzent werden. Und damit rückt das Wesentliche des Bildes

Allerlei von Bedeutung

Allenthalben muß immer wieder beobachtet werden, wie dem Negativ als kostbares Gut nicht die gebührende Sorgfalt gewidmet wird. Bei der Aufbewahrung sowie Ausarbeitung heftet es über die Ausarbeitung wurde erst kürzlich berichtet, so daß hier für die Aufbewahrung ein paar Sätze von Bedeutung bleiben: Registrierung ist wichtig, um Ordnung zu schaffen und einen Überblick zu haben. Die Aufbewahrung in zusammengerollten Filmstreifen ist ebenso unzweckmäßig wie ein wirres Durcheinander von Einzelnegativen. Denn auch das trockene Negativ ist empfindlich. Zwar nicht gegen Licht, sondern gegen mechanische Verletzungen, insbesondere gegen Schrammen.

Deshalb werden Einzelnegative zumindest in Bergamintinschen aufbewahrt, wenn schon die Anschaffung eines Ordners als zu kostspielig empfunden wird. Filmstreifen zerschneidet man. Dann auch beim Aufrollen entstehen Kratzer.

Fingerabdrücke entstehen auch, wenn die Hände angeblich trocken sind. Denn die Gelatine nimmt aus den Hautporen begierig die Feuchtigkeit auf. Deshalb faßt man nicht nur Platten, sondern auch Filme nur am Rande an.

Die Haltbarkeit der Aufnahmen ist abhängig von guter und ausreichender Wässerung. Das bezieht sich sowohl auf das Negativ als auch auf das Positiv.

Einen bedeutenden Anteil hat hierbei der Zeittakt. Denn die Fixiersalze müssen aus der Gelatine entfernt werden, wobei es chemisch zu einem nicht unbedeutlichen Teile um Diffusion geht. Schalenwässerung ist schlecht, wenn die Aufnahmen lange Zeit unbeweglich liegen bleiben und Positive sich womöglich dabei überdecken. Häufiger Wasserwechsel ist deshalb am Platze.

Da die Fixiersalze schwerer sind als Wasser, sinken sie nach unten. Somit können die Aufnahmen auch in einem tieferen Behälter an Korkkammern schwimmend gut auswässern.

Die Wässerungsdauer von einer Stunde soll man im allgemeinen nicht kürzen.

GOLDENE FOTOWORTE

Diese wichtige Folge beginnt in der nächsten „JUGEND“

J U G E N D

Postort: München
NUMMER 11 / 1937
PREIS 60 PFENNIG



Studie

Hans Best

Der Dichter und sein Volk

Ein Dichter muß von der Natur die Begabung haben, — von sich selber den Willen, diese Begabung zu steigern und sich die Form für sie zu schaffen, — von seiner Nation und Zeit, die Anerkennung, welche ihn trägt und ihn die inneren Schwierigkeiten überwinden läßt, — und endlich eine seiner Arbeit angemessene Lebensstellung.

Es ist selbstverständlich, daß ein Dichter, der eben nur Dichter ist, sehr langsam zu seinem Volke durchdringen kann. Er wird hier und da an den verschiedensten Orten Freunde finden, aber es wird lange Jahre, unter Umständen sogar nach seinem Tode

dauern, bis diese vereinzelt Kreise sich so erweitert haben, daß man von einem Durchdringen sprechen kann. Unser größter nachklassischer Dichter war wohl Hölderlin, zugleich wohl der einzige, der in die Zukunft wies und so eine lebendige Verbindung mit der Gegenwart hat. Kaum zwei Jahrzehnte ist es her, daß das Volk ihn angenommen hat, über ein Jahrhundert nach seinem geistigen Erlöschen.

Die Kritik ist entstanden, damit sich die Menschen in der Fülle der Kunsterscheinungen irgendwie zurechtfinden können, wird also desto wichtiger, je größer diese Fülle ist.

Paul Ernst
„Tagebuch eines Dichters“



Mittagsruhe

F. Walcha

Baumstudie

G. Heinsen



MARIA WASERS WERK

Eine Übersicht

Maria Wasers Schicksal wurde es, eine geistige Strömung — die Frauenbewegung der Schweiz tragen zu müssen und von ihr getragen zu werden. In solcher Schicksalsgebundenheit steht diese Frau mit dem hellsten Bewußtsein. Ihr Schauen und Begreifen der großen Zusammenhänge und Hintergründe des Lebens steigert sich in ihrem dichterischen Werk zur Überwindung und Befreiung, zur Verklärung.

Wie Ricarda Huch begann sie schon früh mit einem akademischen Studium. Geschichte und Literaturgeschichte waren darin auch ihre Fächer. Mit einer Doktorschrift über „Die Politik von Bern, Solothurn und Basel im Mülhäußer Krieg 1466/68“ promovierte sie 1901 in Bern. 1904 folgte eine Studie über Lessings Leben.

Jedoch erst nach langen Jahren und vielen Studienreisen in Deutschland, Frankreich, Italien und Griechenland entstand ihr erster großer Roman. „Die Geschichte der Anna Waser. Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts.“ (1923/37. Tsd./4,80) ist ein Meisterwerk deutscher Erzählfkunst. Anna Waser, die als Malerin eine begnadete Künstlerin war, die fest mit ihrem Lebenskreise verbunden — doch weit über die geistige Haltung dieser Zürcher Patrizierfamilie hinauswuchs, hat am Ende doch ihre wahre Größe im Verzicht beweisen müssen. Dreimal weitete sich dieser Frau der Weg zu freier Kunstentfaltung, doch der Vater und einmal der Geliebte — rissen sie zurück. Als sich das Schicksal zum vierten Male ihrem Willen günstig zeigte, traf sie das Unglück, dessen unentrinnbare Folgen Unvollendung und Verzicht waren. „Werdet schicksalsbereit!“ das ist die Antwort auf die Frage des Lebens der Anna Waser — die heroische Mahnung an uns. „Wir Narren von gestern. Bekenntnisse eines Einsamen.“ (1922/21. Tsd./7,50) gestaltet ein viel schwereres und verworreneres

Leben als das der Anna Waser. In enger Ehe verströmt sich die Kraft einer verbitterten Frau allein im Dienste des Mannes, der nur Forderungen an sie kennt. Der Grundton dieses gänzlich unsentimentalen Frauenbuches ist der einer tiefen Trauer über diese und jede unerfüllte Ehe, die doch innerlichstes Einssein zweier Menschen werden sollte. Auch diese Frau überwindet das Schwere der Enge durch ihre eigene innere Weite, „daß keine äußere Beschränkung ihr fürderhin etwas anhaben konnte.“ „Wende. Roman eines Herbstes“ (1928/11. Tsd. 6,25) erzählt nach der vorangegangenen Geschichte vom Ewig-Männlichen, dessen vermeintliche Stärke nur Schwäche ist, die Geschichte vom Ewig-Weiblichen, das in ihr seine Deutung erfährt. — Zwischen den großen Werken erschien ein kleines schmales Bändchen: „Scala santa“ (1919/9. Tsd. 3,80) ein hinreißender Hymnus auf die erdgeborene sich in der Mutterschaft himmelwärts entfaltende Frau. Der Band „Von der Liebe und vom Tod. Novellen aus drei Jahrhunderten“ (1918/9. Tsd. 4,50) umfaßt vier Erzählungen aus dem Bauernleben und der Schweizer Geschichte, in denen die Geschichtsforscherin und die Dichterin in herrlicher Einheit das Leben ihres geliebten Volkes mit knappen Mitteln außerordentlich eindringlich gestaltet.

Nach langen schöpferischen Pausen — „Wachsenlassen“ heißt es in einem ihrer Bücher — überrascht uns Maria Waser als wesentlich Gewandelte.

So trat sie 1927 gleich mit drei neuen Werken hervor, durch die sie über alle Problematik der früheren Werke hinauswuchs. Hodler, dem größten aller Schweizer Maler —, Josef Viktor Widmann, dem großen Dichter ihrer Heimat — und dem Griechentum sind diese Arbeiten gewidmet. Besonders das letzterschienene Werk dieses so ungemünz fruchtbaren Jahres: „Der heilige Weg. Ein Bekenntnis zu Hellas“ (1927/4. Tsd. 3,—) verdichtet das Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit aus einem in gründlicher Selbstschulung gewonnenen vielseitigen klargegliederten Wissen zu dem, was Wissenschaft „ihrer Wesenheit nach stets sein sollte: ein sprudelnder Quell für die nach Lebensinhalt und Wahrheit dürstende Menschheit.“ — Ihre auch noch 1927 aus Anlaß der großen Schweizer Frauen-Ausstellung erschienene Schrift „Die Sendung der Frau“ war schönster Beweis ihrer hohen Eigenschaft als Führerin in die neue Zeit.

„Land unter Sternen. Roman eines Dorfes.“ (1930/12. Tsd. 6,75).

Mit diesem treuen Bilde ihrer Heimat schuf Maria Waser das Buch ihrer Kindheit. Alles kindliche Erleben ist schon in diesem Werke sinnbildhaft gedeutet. Die Lebensgemeinschaft des bernischen Dorfes mit seinen vielfältigen Menschen, ihren Schicksalen und seiner einzigartigen Landschaft umfaßt in Treue und Wärme das Kind und seine Eindrücke und Erlebnisse. Das mit dem Großen Buchpreis der Schweizer Schillerstiftung ausgezeichnete auch typographisch schöne Buch ist die herrlichste dichterische Schilderung schweizerischen Lebens der Gegenwart.

„Begegnung am Abend. Ein Vermächtnis.“ (1933/13. Tsd. 6,75) ist das Lebensbild eines großen Arztes, des Hirnanatomen und Psychiaters Constant von Monakow, durch die ihm im Erfassen des Lebens geistesverwandte Dichterin, gedeutet aus tiefstem fraulichem Verstehen.

Die Frage nach dem Sinn und der Vollendung ihres Lebens, wenn nicht gegenwärtigen Menschenlebens überhaupt, beantwortet Maria Waser in ihrem letzsterschienenen Werk: „Sinnbild des Lebens“ (1936/8. Tsd. 6,75), das aus einer überquellenden Fülle der Erlebnisse ihrer Kindheit und Jugendzeit geschöpft ist. Vor allem die entscheidenden Ersterlebnisse, die die Entwicklung bestimmend beeinflussen, sind in aller ihrer Zartheit und doch zwingenden Gewalt mit überraschender Erinnerungskraft erzählt und gedeutet. Die Gesetzmäßigkeit im Lebensgeschehen in den wachsenden Stufen des Reifens, auf denen Ähnliches immer wieder Ähnliches bewirkt, offenbart des Schöpfers Willen und seine Erfüllung. Das Gleichnishaftes ihres Lebens als Sinnbild alles Lebens, geformt auf der reinen Höhe eines bald sechzigjährigen Lebens, stärkt unsere Kräfte und unseren Glauben und läßt auch uns den Sinn unseres Lebens erkennen. Die Bildhaftigkeit und Klarheit, Großblütigkeit und Gründlichkeit, die herrliche Einswerdung wahrer Wissenschaft und Kunst im Leben und Werk Maria Wasers gewannen in ihrem „Sinnbild des Lebens“ vollkommene Gestalt.

Das heroische Beispiel der Selbstüberwindung im Leben dieser Frau durch tiefes Erfassen des Lebens ist von hinreißender Gewalt. Die Zeit für ein stärkeres Durchdringen ihres Werkes ist gekommen.

Erich H o m u t h

Die in dieser Übersicht genannten Werke Maria Wasers sind mit Ausnahme des Bandes „Scala santa“ und der „Wege zu Hodler“, die bei Rascher & Co. in Zürich verlegt wurden, im Verlage der deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin erschienen

Warum blindrasieren?

Rasiere ohne
Seife, Pinsel, Schaum
mit
Rappid
kein Brennen
kein Spannen
Bohrerweichung
in 20 Sekunden
DERMATOLOGISCH
fachärztlich geprüft

Kein Depilatorium,
unschädlich, geruchlos, hautpflegend.

Sparpackung (ca. 200 Rasuren) nur
M. 1.65 und Porto vom Alleinhersteller:
PHARMAKON G.m.b.H., München,
Herrnstr. 10/1 Postsch. München 4722
Verkaufsstellen an Friseur- und Fach-
geschäfte u. Vertretungen zu vergeben

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Darliegendes Heft

gibt Ihnen ein kleines Bild

unferer Leistungsfähigkeit

Graphische Kunstanstalt W. Schütz

München 2110 Herrnsstraße 10 Fernsprecher 20763



Das schöne Fräulein Schragg

Anna Maria Schragg war der strahlende Mittelpunkt der Berliner Gesellschaft in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts, die sich nach den langen Jahren der schlesischen Kriege langsam wieder bildete und aus Hofbeamten, märkischem Adel und vornehmerem Bürgertum zusammensetzte. Die junge Tochter des Geheimen Rates Schragg ist, gerade in die Gesellschaft eingeführt, noch ohne Erfahrungen und Enttäuschungen, ein lebensfrohes, heiteres, bezauberndes, junges Ding, dem alle Herzen zufliegen. Ihre Verlobung mit dem Leutnant von Meerheimb, der im Gegensatz zu ihr selbst ein über die Jahre ernster und schwerfälliger Mensch ist, findet nicht den Konsens des Königs, der nicht will, daß seine Kavallerieoffiziere so früh heiraten sollen. Meerheimb will seine Braut zur Flucht veranlassen, aber er wartet vergeblich auf ihr Kommen und macht aus Liebesgram seinem Leben ein Ende. — Dieser dramatische Auftakt leitet den neuen Peter Ostermayr-Film der Ufa ein, der dann die Entwicklung eines jungen, in den engen Schranken gesellschaftlicher Konvention erzogenen Mädchens zu einer tapferen Frau aufzeigt, die das Leben und die wahre Liebe kennengelernt hat. Das Berliner Erlebnis veranlaßt ihren Vater, sie zur Erholung zum Vetter nach Morochen in Ostpreußen mitzunehmen, wo er in väterlicher Eigenschaft die Beschwerden des Adels über dort angesiedelte Kolonisten zu untersuchen hat. Diese Siedler, mit denen der große König sein gegenseitiges Schlimmswerk in Ostpreußen durchführte, kämpften gegen die schlimmsten Vorurteile und Gehässigkeiten der ansässigen Bevölkerung, besonders der dort

allmächtigen Großgrundbesitzer. Es sind frühere Soldaten, wegen eines geringfügigen Vergehens bestraft und vom König begnadigt. Zwischen dem jungen Fräulein Schragg und dem Siedler Krüll, einem früheren Theologiestudenten, keimt eine Liebe auf, mächtiger als alle Standesvorurteile. Ein Hindernis nach dem anderen türmt sich auf, aber Anna Maria wächst mit dem Widerstand und kämpft für ihr Lebensglück.

Hansi Knoteck war sehr froh über diese Rolle: „Sie gibt mir die Möglichkeit, mein bestes Können einzusetzen. Die Aufgabe lockt mich: das Fräulein ist kein fertiger Mensch, sondern es gilt, eine Entwicklung aufzuzeigen, die Verwandlung, die ein kleines, junges Mädchen durch die wahre Liebe macht.“

Der Film läßt die Zeit und die Welt des großen Königs lebendig werden. Wir erleben den alten Fritz in Sanssouci, wie er sich um die große Politik nicht weniger kümmert als um die kleinen Sorgen seiner Getreuen. Er ist es auch, der zum Schluß den gordischen Knoten durchschlägt und zwei Menschen glücklich werden läßt, die Gott füreinander bestimmt hat.

Behutsam führte Hans Deppe Regie in diesem Film, der den Sieg des Herzens über die Welt der Vernunft zeigt. Nach dem Roman von Fred Andreas schrieb F. Dalman das Drehbuch. Otto Gebühr, Paul Klinger, Hans Knoteck, Hilde Schneider, Carla Rust u. a. m. wirken mit. G. H.

Links: Carla Rust und Paul Klinger;

unten: Schlettow, Stock, Rust und Passarge in

„Das schöne Fräulein Schragg“ Aufn.: Ufa — v. Harbou



Psychoanalyse

Marlene Dietrich, die rassistisch-schöne Interpretin anrüchiger Frauencharaktere, saß eines Abends mit einem Psychoanalytiker zusammen. „Ihre Kunst“, forschte der Arzt, „scheint zu tiefst in dem Unterbewußtsein zu wurzeln, Ihr der Hemmung unterworfenen, verbrecherischen Wunschphänomen durch öffentliche Darstellung zu verdrängen, sich seiner durch mimische Preisgabe an das Publikum zu entäußern. Erinnern Sie sich nicht eines innerlich, wenn auch nicht faktisch zur Tat gewordenen Verbrechens?“ „Doch“, antwortete die schöne Marlene nach langem Besinnen, „ich hatte einmal als Schulkind den Wunsch, meiner Freundin einen Apfel zu klauen.“ „Bravo!“ rief erfrucht der Psychoanalytiker, „und vom kleinen Wunsch, den Sie als Kind hatten, bis zum Film ist nur mehr ein Schritt.“

Zeitschriften-Vertreter

für lohnende Hefte mit umfangreichem Programm gesucht. Angebote unter J 314 an den Verlag der „JUGEND“ erbeten.



Weltliteratur

Romane, Erzählungen
und Gedichte
aller Zeiten und Völker

Schriftleitung Dr. Hellmut Langenbuder
Monatlich ein Heft XII. — 30

„Wie die Zeitschrift sich in ihrer bewußt einfachen Aufmachung, nur durch ihren Inhalt wirkend, ihre Stellung bei einem weiten Leserkreis wieder erobert hat, so ist ihr auch in der literarischen Welt eine wachsende Anerkennung zuteil geworden. Man kann heute unbefangt sagen, daß ein Heft der „Weltliteratur“ einen wirklichen Überblick über das wesentliche Schrifttum bekommt.“

Wochenschrift am Rhein

Bestellen Sie ein Probevierteljahr zu XII. — 90 durch Ihren Buchhändler oder durch den **Wiking Verlag**, Berlin 9, Eichhornstr. 10

Dr. Erwin Pulay: Der überempfindliche Mensch. Überempfindlichkeit des Körpers und der Seele¹⁾. Verlag Otto Lorenz, Wien-Leipzig, 1936. 279 Seiten. Kartiert 4,—, Leinen 5,— RM.

„Das Eine, das Unbegrenzte, das Wesentliche und das, was in allem und überall enthalten ist, ist das Allgegenwärtige selbst. Daher fällt die unbegrenzte Dimension da, die nicht Größe ist, mit dem Individuum zusammen, so wie die unbegrenzte Menge, da sie nicht Zahl ist, mit der Einheit zusammenfällt.“ — Dieses Wort des Giordano Bruno hat der Verfasser als Richtweisern seinem „Versuch vom überempfindlichen Menschen“ vorangestellt. Es ist hier nicht der Ort, die wissenschaftliche Leistung des Arztes und Bahnbrechers zu würdigen. In großer Schau werden uns die Ergebnisse medizinischer Forschung vor Augen gestellt, die aus dem Willen unserer Zeit, das Ganze wieder ganz zu sehen, gewonnen wurden. Getreu seinem Bekenntnis, daß ihm das Leben das Wunder und die Offenbarung sei, gelang es Pulay, ein überzeugendes Bild forschenden Strebens zu gestalten. Er führt uns zu der Erkenntnis, daß wahre Kultur „auf einer besonderen spezifischen Überempfindlichkeit beruhe, während die Zivilisation in einer herabgeminderten Empfindlichkeit ihre Voraussetzung habe.“

Eine neue biologische Deutung der stark gespannten Persönlichkeit, als einer Summe aus Begabung, Temperament und Charakter, — beeinflusst ebenso durch die Blutdrüsensteuerung, das innere Milieu genannt, — wie durch die Umwelt, das äußere Milieu — erschließt uns das Verständnis für das Wesenhafte der Überempfindlichkeit. Wir begreifen am Ende: die inneren Gesetzmäßigkeiten im Leben und Schaffen des künstlerischen Menschen „die Anziehung, die Vittoria Colonna auf Michelangelo auszuüben vermochte, wir verstehen, daß Sokrates seine Xanthippe wählte, und erkennen die Tragik, die der Bindung des femininen Chopin mit der exaltierten maskulinen George Sand von Haus aus mitgegeben war.“

Aus der Zweigeschlechtlichkeit alles menschlichen Schaffens und Geschehens, aus dem Streben des überempfindlichen Menschen nach Harmonie wird uns das Phänomen der Kultur als dessen Leistung offenbar. Pulay ist auf dem Wege, den er zu diesen Erkenntnissen führt, allem Philosophisch-Spekulativen ausgewichen. Er zeigt uns nach Goethes Wort: „Leben wird am besten durch Lebendige belehrt“ — die Richtung, in der die Medizin zu heute gehen muß, wenn sie nicht nur die menschliche Krankheit, sondern den ganzen Menschen in seinem biologischen Schicksal erfassen will.

E. H.

Dr. Erwin Pulay:

Das Schöpferische und das Schaffende

... Der Tagträumer ist die Vorstufe zum künstlerischen Schaffenden, wie ja überhaupt jede schöpferische Tätigkeit auf dem Prinzip eines geänderten Geschehens beruht. Aus diesem geänderten Geschehen strömt alle Phantasie, die immer dem heterosexuellen Anteil in uns entstammt. Zwischen all diesen Zustandsformen bestehen natürliche und fließende Übergänge. An anderer Stelle wurde schon gesagt, daß wir aus der Rindenperson heraus schaffen, aus dem tiefenpersönlichen Anteil in uns aber schöpfen. Ist die Rindenperson der Tiefenperson gleichgeschaltet, so resultiert jenes seelische Gleichgewicht, das den produktiven Menschen, den schöpferischen Geist, den Künstler charakterisiert. Die Traumvorstellungen seiner Phantasie nehmen im Bewußtsein ihre Gestalt und Formen an. Auf diesem Prinzip beruht letztlich Endes jede künstlerische Leistung.

Wie der Künstler selbst seinen Schöpfungsakt in gleicher Richtung erkannt hat, sei mit einigen Stellen belegt. So sagt Hebbel: „Die geistige Zeugung geht, wie die leibliche, am besten im Dunkeln von statten und auch der Dichter erfährt erst von der Hebamme, ob seine Kinder männlichen oder weiblichen

Geschlechtes sind.“ Hier sehen wir einen klaren Hinweis des Dichters selbst auf das Dunkle, also das Nachtgebundene geistiger Zeugung; seine Werke vergleicht er mit dem Geburtsakt und bringt sie mit den Sexualhormonen in Analogie. Und wenn er an einer anderen Stelle sagt: „Das Schaffen ist bei mir eine Art von Nachwandelnd und schließt jede andere Tätigkeit aus“, so könnte dies geradezu als eine Bestätigung gewertet werden für die von mir hier angeführte Änderung im Geschaltetsein zwischen Rinden- und Tiefenperson. Dieses Gleichgeschaltetsein von Tiefen- und Rindenperson entspricht der Unendifferenziertheit im Sexuellen und findet sich ähnlich wie im Künstler, nur noch im Kinde. Daher begegnen wir auch beim Kinde einem gesteigerten Phantasieleben. So sagt Goethe: „Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt, solange die Lust daran währt. So habe ich in meiner Jugend gespielt und bewußt, so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben.“ Goethe vergleicht hier die künstlerische Betätigung mit dem kindlichen Spiel und verweist eindringlich auf das Unbewußte, als Sitz der freien Phantasiebetätigung. Diese Verschiebung von Rinden- zur Tiefenperson läßt auch die Natur des Künstlers problematisch werden. Es finden sich in der geistigen und körperlichen Beschaffenheit des Künstlers stets Besonderheiten, die ihn mit dem Leben in Konflikt geraten lassen; Besonderheiten, die dem Interesse entsprechen. Aus diesen Konflikten flieht er — in seine Kunst. „Das im Leben ungelöste Problem auf ein Problem zurückzuführen, das er in der Kunst löst“, sagt Benedetto Croce.

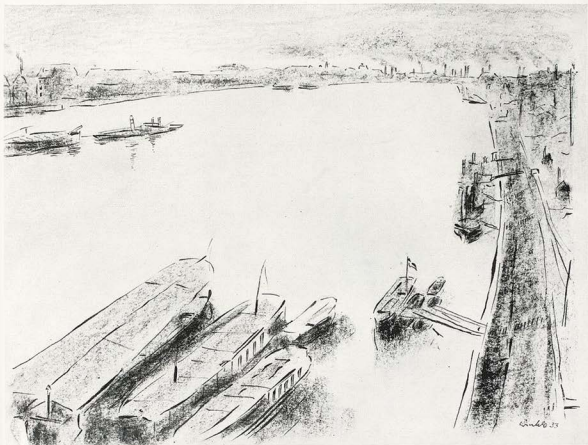
Diese geänderte Schaltung bewirkt ein Gesteigertsein des Bewußtseins. Das gesteigerte Ich im Künstler beruht auf Sensibilisierung seiner Rindenperson. Das gesteigerte Empfindungsleben führt zu einer erhöhten Reizbarkeit. Auf diesem Wege nähern wir uns der Auffassung Lombrosos, der die Behauptung vertritt, daß hohe und höchste Begabung auf einer geistigen Erkrankung beruhe. In dieser Form werden wir wohl diese Auffassung nicht mehr aufrechterhalten, hingegen aber die nahe Verwandtschaft zwischen Genie und Irrsinn aus dem gemeinsamen Mechanismus der hier entwickelten Schaltungsvorgänge verstehen.

Die gesteigerte Sensibilität im Künstler und ihre Beziehung zur erhöhten Erkenntnis wurde von Schopenhauer richtig erkannt und festgehalten, wenn er sagt: „Beim Schaffenden erhält sich das Leben hindurch in abnormer Weise ein Überwiegen des sensiblen Systems und der erkennenden Tätigkeit.“

Diese gesteigerte Sensibilität bedingt die Überempfindlichkeit im Künstler, seine Intoleranz. In der Intoleranz liegt aber gleichzeitig seine erhöhte Verletzlichkeit verankert. Auch in diesem Zusammenhang lassen sich aus der Literatur Belege erbringen, die unsere Auffassung zu stützen vermögen. Balzac sagt: „Der Ursprung dessen, was man so unzutreffend Talent heißt, ist wohl in meiner übermäßigen Empfindsamkeit zu suchen, in meinem einsamen Leben und dem Unglück, das mich beständig verfolgte. Gegen meinen Willen in allen möglichen Berufen herumgeworfen, errang ich mir eine große Beobachtungsfähigkeit und als ich dann in den oberen Kreisen der Gesellschaft verkehrte, machte ich alle Phasen des Leidens durch; denn nur verkannte Seelen, nur die Entbehrten vermögen zu beobachten, weil alles sie verwundet und weil Beobachten aus Leiden entspringt. Nur Schmerzen prägen sich tief dem Gedächtnis ein. Darum erinnern wir uns auch so deutlich an eine große Freude, denn Lust ist mit Leiden nahe verwandt.“ Hier sehen wir, wie Balzac selbst sein Talent an die erhöhte Empfindsamkeit gebunden hält und das ambivalente Verhalten der Gefühle aus der nahen Verwandtschaft von Lust und Leiden zur Gänze erfährt. So ließen sich unzählige Hinweise aneinanderreihen, die zeigen, wie sehr der schaffende Mensch selbst den Schöpfungsakt in eine Beziehung mit seinem Phantasie- und Traumleben, mit der Nachtgebundenheit seiner Person rückt. Wie klar hat Richard Wagner diesen Zusammenhang erkannt, wenn er in seinen Meisterliedern von Hans Sachs dem Walter Stolz zusingen läßt: „Al! die Dichtkunst und Poeterei ist nichts als Wahrtraumdeuterei.“

Ist künstlerisches Schaffen an die aus der Tiefenperson quellende Phantasie geknüpft und wie diese selbst nachtgebunden, so ver-

^{1) Inhalt:} Der sensibilisierte Mensch / Hormonale Steuerung der Persönlichkeit / Der intersexuelle Mensch / Vitamine / Überempfindlichkeit (Allergie) / Allergie der Seele / Tiefenperson und Rindenperson / Das Dynamische in der Person / Person und Umwelt / Anpassung und Einsparung / Die Eingliederung der Person / Der musische Mensch / Kultur und Zivilisation / Kulturmittel und Kulturtätiger / Die Kollektivseele / Beeinflussbarkeit der Masse / Der überempfindliche Mensch.



Rhein-Hafen

Reinh. Winkler

den wir in der Gleichschaltung von Rinden- und Tiefenperson die Grenze des Normalen erkennen. Diese Grenze aber ist überschritten und bereits ins Krankhafte umgebildet, sobald die Rindenperson gegen die Tiefenperson geschaltet ist. Das Überwiegen der Tiefenperson über die Rindenperson, die Dominanz der vegetativen Strömung führt zur Überschichtung unseres bewußten Seins durch das Unbewußte; wandelt in uns den Tag zur Nacht. Diese Steuerung führt in die Irre, in den Wahn...

So hätten uns die Überlegungen über den Schaltungsmechanismus, der die Verbindung zwischen Rinden- und Tiefenperson ordnet, zu weiten Erkenntnissen geführt. Vom normalen Menschen zum Künstler und über diesen hinweg zum Umnachteten.

Hier aber wollen wir den Gedanken abschließen. Und mit tiefer Bewegung erkennen wir, in welcher seltener Weise unsere Sprache all die tiefen Zusammenhänge erfährt und erfüllt. Sprechen wir denn nicht tatsächlich von der „Umnachtung“ des Geistes? Sprechen wir nicht von der Finsternis, von dem Dunkel, das den Geist des an Wahnsinn Erkrankten umhüllt? Ja, das Denken, der Geist sind umnachtet. Umnachtet, weil Nachtgeschehen, die Tiefenperson, sich über das Taggeschehen, die Rindenperson, erhebt. Die in uns lebende Gefühlswelt wird nicht mehr zu unserer Empfindungswelt. Eine Umkehr ist eingetreten, die Gefühle sind keiner Korrektur mehr fähig; der Hemmungsapparat fehlt und damit ihre Überleitung in die bewußte Wahrnehmung der Empfindungen.

Der Kontakt zur Außenwelt beruht auf dem ergischen Prinzip, auf der Fähigkeit zu empfinden. Das Geschaltetsein der Rindenperson gegen die Tiefenperson bedeutet den Verlust unserer normalen Seelenlage und führt in die Verwirrung und nicht mehr in ihre Verirrung.

Verwirrung, Umnachtung; auch sie sind gebunden an jenen Schaltungsmechanismus, der normales Denken, normales Empfinden bestimmt und den Ausgleich herzustellen bemüht ist zwischen dem Tag- und Nachtmenschen in uns; eine Störung dieses Mechanismus läßt Nachtgebundenes zum Tagerlebten werden. In einem umgekehrten Geschaltetsein zwischen Rinden- und Tiefenperson liegt das Wesen aller Formen krankhafter Seelenlage.

Der Mensch, die Erscheinung, das Sein, ist geschaltet und gerichtet. Geschaltet in Bezug auf unser Innenleben und gerichtet in Bezug auf unsere Außenwelt. Im Gerichtetsein sehen wir die Funktion der Rindenperson zur Umwelt; im Geschaltetsein die Funktion der Tiefenperson zur Rindenperson.

So bleibt jede höchste geistige Produktivität dem Willen entzogen. Gleichviel, ob sie nun zum Aufbau oder zum Untergang der Persönlichkeit führen mag. Sie stammt aus dem Tiefenpersönlichen in uns und bildet sich krankhaft als Wahn ab, während sie im Gesunden zu Höchstleistungen führt. Und so wüßte ich dieses Kapitel nicht besser zu beschließen, als mit einem Ausspruch Goethes: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Empfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut wie es beliebt, und dem er sich bewußt hingibt, während er glaubt, er handele aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme des göttlichen Einflusses.“



Am Fenster

Aufn. E. Hase

JAGD MIT LISELOTTE

Skizze von Werner Jörg Lüdecke

Naumann war an der Reihe mit dem Erzählen, Willi Naumann, Kaufmann in der Textilbranche. Wirklich, wir waren gespannt auf seine Geschichte, zumal er von Anfang an damit einverstanden gewesen war, daß jeder etwas aus seinem Alltag erzählen sollte.

„Ihr alle kennt doch Liselotte.“

Natürlich kennen wir sie, Liselotte war sein Auto. Ein Kleinwagen älteren Modells, der für sein Alter noch verteuft viel hergab. Wir nickten eifrig: „Ja ja, natürlich.“

„Nun also — die Heldin der Geschichte, die ich jetzt erzählen möchte, ist Liselotte, und die Sache selbst ereignete sich im vorigen Herbst in Süddeutschland.“

Mein treuer Begleiter saß am Steuer. Schmidtmann ist ein ausgezeichnete Fahrer, der mich an Ruhe und Sicherheit bei weitem übertrifft. Wir bummeln so im 40-Kilometer-Tempo durch die Gegend. Hin und wieder begegnen wir einem Fuhrwerk, einmal auch einer Herde Schafe, und wir drosseln unsere Geschwindigkeit auf fünfzehn oder gar zehn Stundenkilometer. Dann kam die Dämmerung über die Berge und mit ihr eine Stimmung, aus der ich mich ungern stören lasse. Deshalb auch war ich recht unangenehm berührt, als hinter uns das Brummen eines Wagens näher kam. Ich wandte mich um. Ein großer Tourenwagen mit fünf oder sechs Insassen näherte sich rasch. Der Fahrer hupte mehrere Male ungeduldig. Schmidtmann lenkte die Liselotte so weit nach rechts, wie es auf dem schmalen Wege möglich war. Die anderen schoben sich an uns heran, und wir lagen dann einige Augenblicke auf gleicher Höhe. Ich konnte die Insassen gut erkennen. Dann waren sie vorbei.

Nun haben wieder Schmidtmann noch ich den gefährlichen Ehrgeiz, schneller zu sein als andere Wagen. Dennoch drehten wir nach einigen Sekunden auf und fuhren dann vierzig Minuten lang das tollste Verfolgungsrennen, das ich je erlebt habe. Denn — als der Wagen etwa zwanzig Meter vor uns war, bemerkten wir beide zu gleicher Zeit, daß sein rechtes Hinterrad locker war und bereits stark schleuderte. Schmidtmann schaltete sofort den nächsten Gang ein, während ich laut und anhaltend

hupte. Im Nu waren wir aufgerückt, lagen fünf Meter, vier Meter, drei Meter hinter dem fremden Wagen. Die Insassen wandten sich um. Wir konnten sehen, wie sich ihre Gesichter an der Rückscheibe der Limousine zusammenrängen. Ich winkte. Jetzt waren wir auf gleicher Höhe. Ich winkte — und brüllte jetzt auch. „Hallo! He! Ihr Rad ist los!“ Aber meine Stimme ging vollkommen verloren. Der fremde Fahrer sah flüchtig zu uns herüber. Er lachte jetzt ganz offen und voller Spott. Dann schaltete er, gab Gas — und ließ uns einfach stehen. Zwanzig, dreißig, fünfzig, hundert Meter. Schmidtmann sah mich an und zuckte die Achseln. Dann deutete er mit dem Kopf nach vorn: „Oben in den Kehren! Hier ist nichts zu machen.“

Wir achteten nun darauf, daß der Abstand von dem gefährdeten Wagen nicht allzu groß wurde. Wieder hatte ich Gelegenheit, die Sicherheit meines Begleiters zu bewundern. Er hatte den Blick geradeaus gerichtet und fuhr ein phantastisches Rennen. Nicht einmal versuchte er, näher an den Wagen als auf hundert Meter heranzukommen. Denn es war sicher, daß unser Vordermann unsere Absicht mißverstehen — und wieder Gas geben würde. Und selbstverständlich stieg mit der Erhöhung der Geschwindigkeit auch die Größe der Gefahr, wenn das Rad sich plötzlich lösen würde. Wir sprachen kein Wort die ganze Zeit. Endlich waren wir in den Bergen. Hier konnte die Liselotte zeigen, was in ihr steckt, denn sie ist wendig und klettert wie eine Gemse. Und wieder erwies sich Schmidtmann als glänzender Taktiker. Er hielt auf der ersten Steigung sauber seine hundert Meter Abstand — und plötzlich, als unser Vordermann hinter einer Biegung verschwand, schaltete er, gab Gas, und mit einem Schuß war unsere Liselotte vorn. Fünfzig Meter, vierzig, dreißig — wenn doch erst wieder eine Kurve käme! Da — nun hatten wir die Bescherung. Der Fahrer vor uns hatte wieder Gas gegeben, und wir „standen“ wie eine Wanne. Mein Begleiter pustete heftig die Luft aus den Backen. Ich selbst war vollkommen in Schweiß gebadet. Fünfzig Meter — sechzig Meter — achtzig — hundert und das Rad schleuderte, daß man meinte, es müßte jeden Augenblick im hohen Bogen abspringen.

Dann wieder eine Kurve. Der große Wagen stoppte stark das Tempo ab und bog unbeholfen ein. Wieder tat die Liselotte einen mächtigen Schuß nach vorn. Jetzt aufgedreht! Ich stürzte auf den Geschwindigkeitsmesser. 70 — 75 — 80 — 85 — 90 — 92 — 90 — mehr gab die Liselotte nicht her. Der Vordermann war wieder verschwunden. Eine neue Kurve! Langsam nahm Schmidtmann das Gas weg, die Bremsen kreischten, wir lagen in der Kurve wie ein Rennwagen. Jetzt raus — da! Wir hatten ihn. „Gas!“ brüllte ich. „Mehr noch mehr!“

Wir sind heran auf zehn Meter. Acht Meter — drei Meter — ich stehe auf und brülle und winke. Den Damen habe ich auf den elektrischen Signalknopf. Jetzt haben uns die Leute gehört. Sie gucken herüber, und einer tippt bezeichnend auf die Stirn. Er ruft dem Fahrer etwas zu, und er dreht wieder auf. Sechs — acht — zehn Meter.

Barmherziger Himmel, das Rad! Es muß ja jede Sekunde abspringen! Da — wieder eine Kurve, Schmidtmann sieht starr nach vorn. „Höre“, sagt er. „Wir sind zwel, und das sind sechs. Und zwar Kinder. Soll ich was riskieren? Es kann schief gehen.“ — „Los, Mensch, riskier schon!“

Schmidtmann duckt sich über das Steuer, tritt fast den Gashebel durch, und die Liselotte schießt nach vorn. Zwanzig Meter, fünfzehn, zehn, acht. Unser Zeiger pendelt zwischen 97 und 100. Jetzt die Kurve. Der große Wagen stoppt und geht nach innen. Schmidtmann nimmt alles Gas heraus, wir gehen heran und schneiden dem schweren Tourenwagen die Kurve von innen einfach ab. Ich höre wie unsere Schutzbleche aneinander knirschen, die Bremsen schreien. ... Dann stehen wir, und hinter uns hält die große Limousine. Im Nu sind die Leute heraus und stürzen wütend auf uns los. Aber in diesem Augenblick geschieht das, was wir während des ganzen tollen Rennens befürchteten: Das rechte Hinterrad löst sich ab, rollt zur Seite und bleibt im Graben liegen. ...

Wir haben einen Berg von Einladungen bekommen, so für eine Seereise mit einer Privatjacht nach Norwegen. Aber man kann ja leider nicht so, wie man möchte. Nur ein neues Schutzblech für die Liselotte habe ich angenommen.“

Kinderfrau auf zwölf Stunden

Von André Baron Foelckersam

Meine Schwester fährt fort und legt mir im letzten Augenblick Erika in den Arm. „Vergiß nicht!“, ruft sie noch aus dem Wagen, „daß sie zum zweiten Frühstück ihren Griesbrei bekommt, und paß auf, daß sie nicht in den Springbrunnen fällt, und nicht zum Stall läuft, und daß sie kein rohes Obst ißt, und keine nassen Füße bekommt, und wenn sie nach der Mutti weint, gib ihr Zuckerwasser, und um punkt sieben muß sie schlafen gehen.“ Und schon ist meine Schwester fort. Ich aber hatte Erika im Arm und bin zwölf Stunden Kinderfrau, denn das Fräulein hat heute ihren freien Tag.

Daß Erika nur nicht weint, denke ich, daß sie bloß nicht zu heulen beginnt! Ich weiß, bei kleinen Kindern ist es wie bei Landregen: wenn sie sich eingeheult haben, kann es viele Stunden lang dauern. Sie sind Rekordschläger, die nicht einmal viel Training brauchen.

Schon verzieht Erika den Mund, kraust die Nase — ich kenne diese Stille vor dem großen Gebrüll. Gleich, gleich geht es los. Aber plötzlich besinnt sie sich, droht mir mit dem Finger und sagt: „Paß auf, daß Erika nicht fall, paß auf, daß Erika nicht verliert geht!“

Erika ist eine Art pausbäckige rosa Tulpe und duftet nach Kinderseife und Milch. Mit Engeln ist Erika befreundet, mit Fröschen, Hunden, Pferden, mit dem Mond, mit Schmetterlingen, Schnecken, Regenwürmern und allem, was man im Kinderzimmer nicht findet. Damit Erika auf fröhlichere Gedanken kommt, schleppe ich sie schnell ins Kinderzimmer, zu ihren Puppen. „Sieh mal, wie schön diese die Augen auf und zumachen kann!“

„Will nich, Puppel!“

„Aber guck mal, wie der Ball springt!“

„Will nich Ball!“

„Ach, was das für ein lustiger Teddybär ist! Hör mal, wie er quietschen kann!“

„Will nich Teddybär!“

Jetzt erst begreife ich Erikas Wünsche. Ich flüstere ihr etwas ins Ohr. Aber meine zarte Anfrage beleidigt sie. Erika stampft mit dem Fuß. Ich fange an, auf allen Vieren zu kriechen, belle wie ein Hund, miaue und beobachte dabei die Wirkung auf Erikas Laune. — Sie verzieht das Gesicht und kraust die Nase. Kein Glück! Ich sehe ein, daß ich mich lächerlich gemacht habe, und gehe ein Bilderbuch holen. Ich komme zurück, Erika ist fort. Ich stürze ans offene Fenster — Erika ist verschwunden. Ich laufe die Treppe hinunter — ein Glück daß sie zum Hinunterutschen auf dem Geländer noch zu klein ist, diesen Sport betreibt sie noch nicht. Ich rufe, ich renne umher — vergebens — Erika bleibt verschwunden.

Ich stürze in den Garten zum Springbrunnen und kann es gar nicht begreifen, wie ich meiner Schwester versprechen konnte, zwölf Stunden lang ein dreijähriges Kind zu hüten. Und jetzt ist erst eine halbe Stunde vergangen!

Da, in diesem Augenblick höre ich jemand hinter den Fliederbüschen singen. Eine hohe krähe Stimme. Das ist Erika, das kann nur Erika sein!

Wahrhaftig, unter dem alten Birnbaum sitzt sie mit Tobi, dem Foxterrier, im hohen feuchten Gras und verzehrt mit Wohlgefallen unreife Birnen. Dazu kräht sie ein selbstkomponiertes Lied.

„Erika“, sagte ich vorwurfsvoll, „wieviel unreife Birnen hast du gegessen?“ Und ich freue mich, daß Erika die Zahl ihrer Sündenfälle wahrscheinlich nicht kennen kann. Erika tut, als hätte sie nichts gehört, und geht, blitzschnell, heiter und liebenswürdig, auf ein angenehmeres Thema über: „Guck, da macht sich die Spinne eine Hängematte.“

Auch ich vergesse gern. „Erika“, sagte ich, „deine Puppen warten auf dich!“ Beim Wort „Puppen“ tritt eine unheimliche Veränderung in Erikas Gesicht. „Also, was willst du?“ frage ich ratlos. „Zu den Pferdchen!“ erwidert Erika mit leuchtenden Augen.

Mir fällt ein, daß der Stall ein verbotenes Paradies ist, aber ich weiß auch, daß wir beide trotzdem hingehen werden, auf Umwegen, damit Anna, die Köchin uns nicht ertappt. Ist man einmal vom rechten Wege abgekommen, dann verliert man ihn bald — und hat weniger Sorgen!



Im Stall rennt Erika begeistert von einer Box zur anderen, hockt sich hin, sagt „Ah!“, klatscht in die Hände und erklärt, daß sie auf dem weißen Pferd reiten muß. Ich setze Erika aufs Pferd. Erika strahlt und singt mit schwindelnd hoher Stimme eine Pferdehymne. Die Pferde spitzen die Ohren und hören zu. Danach begeben wir uns zu den Schweinen. Dort wird gerade gefüttert, und mir fällt dabei ein, daß Erika ihr zweites Frühstück bekommen muß. Aber beim Frühstück kutschiert Erika nur mit ihrem Löffel im Griesbrei herum und verlangt nach unreifen Birnen. Nimmt aber schließlich gnädigst Schokolade ein. Nach dem Essen wird heute mittag nicht geschlafen wie sonst: Es muß nach Regenwürmern gegraben werden, später entstehen Kanäle. Überschwemmungen, zu denen Gießkannen schnell verhalten, und im Teppichbeet vor dem Hause baut Erika den Fröschen eine Laube. So haben wir alle Hände voll zu tun, bis zum Abend. Zuletzt muß noch die Puppenwäsche im Springbrunnen gewaschen werden: Erika liegt mit dem Bauch auf dem Steinrand und wäscht, und ich halte sie an den Beinen.

Dann beginnt es plötzlich zu regnen. Ich schlage Erika vor, ins Haus zu gehen, aber sie rennt davon, rollt auf der Wiese durchs nasse Gras und kreischt vor Vergnügen. Als an Erika nichts mehr trocken ist, beschließen wir, nach Hause zu gehen. Im Kinderzimmer verlasse ich sie einen Augenblick, um trockene Wäsche zu holen. Wie ich zurückkomme, hantiert Erika mit Stecknadeln, in souveräner Ruhe, wie ein Fakir. Im selben Augenblick kommt Tante Lucie ganz unerwartet hereingeschnellt. „Großer Gott, das arme, arme Kind!“ ruft sie, entreißt Erika die Stecknadeln und sieht mich empört an. „Wie kann man auch Kinder einem jungen Mann anvertrauen!“ — Erika und ich empfinden Tante Lucie als Störung.

Als Tante Lucie endlich gegangen ist, machen wir eine Kissen-schlacht. Und errichten schließlich aus allen Möbeln des Kinderzimmers einen Turm. Ganz oben steht Erika und springt, wenn ich „drei!“ sage, mit einem Wonneschrei herab, und ich fange sie auf. Bei diesem schönsten Spiel des ganzen Tages, das uns

beide restlos beglückt, merken wir nicht, wie meine Schwester ins Zimmer kommt.

Stumm entreißt sie mir Erika, nimmt sie zu sich auf den Schoß und erkundigt sich bei ihr, ohne mich nur eines Blickes zu würdigen, wie sie den Tag verbracht hat.

Da begann Erika treu und begeistert genau zu berichten. Ich verließ eilfertig das Zimmer.

Meine Schwester hat, wie viele Mütter, unerschütterlich feste Prinzipien über Kindererziehung. Obgleich ich versucht habe, ihr zu erklären, daß ein Kind wie ein junger Indianer oder ein Welp aufgezogen werden muß, will sie nichts davon wissen — und wieder geht ein junges Pädagogentalent in aller Stille zugrunde.

Das unverbindliche Stelldichein

Von Wilhelm Dietl

Wutzig ging über eine Brücke, sein Schritt schwankte etwas, er hatte Bier getrunken, nicht sehr viel, aber immerhin, sein Schritt schwankte. Auf dem Brückengeländer saß ein steinerne Herkules, im muskelstrotzenden Arm Pfeil und Bogen, und eine Steinjungfrau mit kleinen Kinderbrüsten und hohen gewaltigen Schenkeln. Wutzig blieb stehen, strich vertraut mit der Hand über einen solchen Schenkel, besann sich aber gleich wieder, sah kurz um sich und ging weiter.

Bogenlampen waren kleine Monde. Aber wo war der Mond selbst? Er verbarg sich hinter einer Kirchturmspitze. Wutzig ging durch eine enge Straße, las auf einem Pappkarton „Tanzunterhaltung“, öffnete die Haustür, an der der Pappkarton hing, trat in einen gedämpft erleuchteten Raum mit runden Tischen, und sah um sich, sah Männer und wieder Männer, ein großer Herrenzirkus, fast keine Damen. Gab es denn keine Frauen mehr auf der Welt. Er setzte sich, trank von dem Wein, den ein flinkes, strohblondes Mädchen mit fernem Lächeln ihm hinstellte, sah in einen Spiegel an der Wand, aus dem ein Mann mit idiotischen Augen ihn anstierte, und erkannte an der Art, wie der Mann sich soeben mit den Fingern durch die Haare fuhr, daß dieser Mann er selbst war: Ein Tier sieht dich an. Ein Gramola knarrte, und im vorderen Teile des Saales tanzte man. Wutzig erhob sich und knirschte: „Ich werde tanzen, ich muß tanzen.“

Er verbeugte sich vor einer Dame in Blau, sah Gesichter in die Höhe gehen, Männergesichter am Tische, starr wie Masken. Er sah die Dame eine Kaffeetasse zum Munde führen, sah ihre Linke zum Abfangen wegsinkender Tropfen vorsorglich darunter

gebreitet, und erstarrte in einer verbindlich seinsollenden Haltung, das Gesicht ernst, fast streng — ein Fotograf hätte um eine freundlichere Miene gebeten. Die Männer am Tische gleichen Wachfiguren aus einem Panoptikum.

„Ich bitte“, sagte er, seine Verbeugung wiederholend. Die Dame erhob sich, sie war kleiner als er dachte, eine Sitzgröße also. Sie berichtete gleich zu Beginn des tänzerischen Vergnügens, daß es sehr heiß im Saale sei, was er bestätigten konnte, und erklärte im weiteren Verlaufe noch, daß er sehr gut tanze. Ihre großen runden Kinderaugen in einem nicht mehr ganz glatten Gesichte glänzten dabei auf.

Der Tanz war zu Ende, ob er auch um den nächsten bitten dürfe, fragte er vorsorglich.

„Gerne“, sagte sie.

Er bekam jeden Tanz von ihr. Ein liebenswürdiges Geschenk bei dem Überfluß an Männern im Saale.

Mitternacht war längst vorüber, als sie sich verabschiedeten. Nein, er brauche sie nicht nachhause zu führen, sie nehme einen Wagen.

Die Musiker packten ein. Er saß allein an seinem Platze, er saß sehr bequem, er konnte die Beine einmal so und einmal so überschlagen, und sich denken er sei ein Staatskerl. Er durfte sie wiedersehen, nein, nicht auf der Straße, in einem Lokal bitte, ja? — Gut, sehr gut.

Schließlich war er nur noch der einzige Gast im Saale. Die Lichter waren bis auf wenige Lämpchen abgedreht. Auf den leeren Tischen wurden bereits mit hartem Knall die Stühle aufgesetzt. Ganz hinten im Saale bewegte sich ein Kehrbesen. Es roch nach kaltem Rauch, nach Parfüm und nach Schweiß. Das halbvolle Glas auf dem Tische schob er mit einem Ekel von sich. Die Garderobebefrau, die ihn vom Saaleingang aus beobachtet hatte, trat zu ihm, eine Hand auf seine Schulter legend. Er griff sich gequält an den tobenden Schadel.

„Kopfschmerzen?“ fragte sie. „Ich bringe Ihnen etwas.“ Sie brachte ihm ein Glas Wasser und auf einem Teller eine Tablette Pyramidon. Er zerkaute wild die Pille, und spülte sie mit einem Schluck aus dem Glas hinunter.

Draußen an der Garderobe setzte er den Hut verkehrt auf. Daheim in seinem Zimmer merkte er es, als er in den Spiegel sah. Ein Tier sieht dich an. —

Er saß in der Ecke eines Kaffeehauses, vor sich auf dem Tische ein illustriertes Blatt, im Munde eine Zigarette.

Er las nicht, und besah sich auch die Bilder nicht, die er Seite für Seite aufschlug, er rückte und zog an seiner Kravatte: er war nervös, er erwartete eine Frau, ein Mädchen, das er liebte, zu lieben glaubte, an das er seit acht Tagen dachte, mit Stolz dachte, besitzerfro.

Er sah auf die Uhr, die Uhr zeigte sieben. Um sieben soll es sein. Vielleicht kommt sie nicht, sicher kommt sie nicht, es ist gut, daß kein Mensch weiß, daß man auf ein Mädchen wartet. Man ist hier um eine Tasse Kaffee zu trinken, und ein illustriertes Blatt zu lesen.

Als er wieder einmal aufblühte, stand einige Schritte vor ihm unbeweglich eine Gestalt. Er sah sie starr an, machte eine Bewegung sich zu erheben, und die Gestalt eine solche, sich zu nähern. Auf halbem Wege trafen sie sich.

„Ich sehe schlecht“, sagte sie Platz nehmend.

Er wartete, bis die Kellnerin die Bestellung abgenommen hatte, dann bot er ihr Zigaretten an, aber sie rauchte nicht.

Nachdenklich betrachtete er sie. Sie lebte anders in ihm, frischer, jünger, und auch hübscher. Es fiel ihm ein, daß er halb betrunken war, als er sie kennen lernte.

Ob sie viel tanze, fragte er.

„Selten, ganz selten“, sagte sie, unter seinem forschenden Blicke errötend.

„Laufen Sie auch Ski?“ fragte er. Im illustrierten Blatt lief ein Mädchen im Badetrikot Ski. Er suchte andere neue Vorzüge an ihr, für die verloren gegangenen rein äußerlichen.

Sie hob erstaunt den Kopf, ihr Gesicht färbte sich dunkler, ihre Augen sahen prüfend in die seinen, suchten ein verräterisches Aufleuchten darin, das auf einen Scherz hinarwies, aber nein, er scherzte nicht.

Kühl, beinahe schroff, verneinte sie.

„Nicht, weshalb nicht?“

Wochenmarkt

Aufn. F. Kleinschmidt



Sie beugte den Nacken, seine Frage, eindringlich, hart, traf sie wie ein grausamer Schlag.

„Der Arzt hat es mir verboten.“

Er warf einen prüfenden Blick auf breite, fast männliche Schultern. Vielleicht ein Herzklops, dachte er.

„Für mich hat so ein Zusammentreffen beinahe etwas Aufregendes“, sagte er nach einer Pause mit einem betont glücklichen Lächeln, um eine Enttäuschung, die er glaubte, daß sie an ihm wahrgenommen werden könnte, nicht merkbar werden zu lassen. „O, so etwas ist doch ganz unverbindlich“, sagte sie.

Er senkte rasch den Blick auf den Tisch, auf das illustrierte Blatt. Die Filmschauspielerin Soundso, die Besitzerin übermenschlich schöner Schenkel genoß Badefreuden. Er sah wieder auf, lächelte mit starren Lippen sehr unverbindlich. Das war nun aus.

In einer Ecke saß die Kellnerin, die Hände im Schoße, das Kinn auf der Brust. Sie schlief oder schien zu schlafen, vielleicht hing sie auch einem Kummer nach, einer Sorge, einer Sorge um eine Liebe, um eine ganz unverbindliche Liebe.

Er sah unter dem Tisch auf seine Armbanduhr.

Sie schien die Bewegung gesehen zu haben und sagte rasch: „Ich muß leider bald gehen.“

Er fühlte wie eine Beklemmung von ihm wich, er machte aber doch eine höflich bedauernde Miene.

Beim Verlassen des Lokals schoß ihm eine brennende Röte ins Gesicht. Er nahm ihr rasch den kleinen Koffer ab, den sie bei sich trug. Sie bemerkte seine Verlegenheit, die minutenlang anhält, und lächelte fein.

An einer Ecke trennten sie sich.

Sie ging tapfer die Straße hinunter, aber bei jedem Schritt, den sie ging, nahm sie beide Arme bis in Brusthöhe hoch, neigte den Oberkörper stark nach rechts, und zog den linken Fuß nach. Ein derartiges Zusammentreffen ist doch ganz unverbindlich. Er drehte sich nach einem Mädchen mit flinken schlanken Beinen um und nannte sich „Kerl!“ und nochmals „Kerl!“.

JAWOHL, VIER JUNGENS . . .

Erzählung von Christel Broehl-Delhaes.

Thora saß mit untergeschlagenen Beinen im Bett und horchte zum Treppenhause hin, denn sie hatte des Arztes schnelle, fröhliche Stimme schon in der Diele vernommen. Auf den gedämpften Stiegen klang männlich und wohlabgemessen sein rascher Schritt, sein Finger pochte an die Tür.

Die strahlende Thora rief zum Eintritt, sie blieb in ihrer Stellung und glich so eher einer lieblichen Tempelgöttin als einer bedauernswerten Patientin. „Ich bin gesund!“ rief sie, noch ehe die Gestalt des Doktors den Raum erobert hatte, noch ehe sein Blick ihren Zustand beurteilen konnte. „Schnell! Schreiben Sie mich gesund, Herr Doktor!“

Die Mutter, die den Arzt begleitete, traute so viel überwindender Jugend einfach nicht, und sie klagte ohne Verstehen: „Dieses Kind! Seit zwei Tagen quält es mich um aufzustehen. Solch ein Leichtsinns!“

Doktor Brodehäft nahm den dargebotenen Stuhl, faßte Thoras Hand zur Begrüßung und hielt gleichzeitig den Puls . . .

„Hm“, sagte er schmunzelnd vor diesem Bild aus Jugend, Schönheit, Kindlichkeit und Kraft, „dann hätten wir das also wieder einmal geschafft. Das Kind ist tatsächlich gesund.“ Sich zurücklehnd zu der behutsamen Mutter, welche die Arme müde auf das gewölbte Fußende des Bettes aufgestützt hielt: „Es ist kaum zu glauben, was alles der junge blühende kräftige Mensch zu überwinden vermag. Unglaublich, unglaublich —“. Einen Finger machte er zu Thora hin: „Aber trotzdem nicht mehr so unbesonnen mit den Kräften wirtschaften! Auch der stärkste Körper kann einmal ernstlich Schaden nehmen, wenn ihm ein Zuviel zugemutet wird.“

„Ich sage es immer“, fiel schnell die Mutter ein, froh, daß der Arzt dieses eine Mal zu ihren Ansichten sich aussprach, „diese anstrengenden Arbeiten! Daneben immer noch Studien, Versuche außer der Reihe.“

„Diese großartigen Berufe, die der Mann mit seiner in jeder Hinsicht stärkeren Verfassung leichter ausüben kann!“ Der Arzt zeigte ein finsternes Gesicht. „Ein schönes, gesundes Mädchen heiratet! Und hat damit sofort den schönsten Beruf!“



Thora wußte nicht recht, was sie wohl antworten sollte. Jählings hatte das Gespräch eine Wendung genommen, gegen die ihre Schlagfertigkeit nicht gewappnet war. „Sie sind auch verheiratet?“ fragte sie zwecklos, erörte und dachte, daß sie eins vorlaute und unnütze Frage getan habe. „Gewiß.“ Wirklich, seine Antwort klang einigermaßen erstaunt.

„Und Kinder, nicht wahr?“ fragte sie weiter, auf Glatteis geraten und nun hilflos weitergleitend. Selbst die ratlosen, beschwörenden Blicke der Mutter konnten ihr nicht helfen.

„Auch das!“ antwortete der Arzt freundlich.

„Jungens?“

„Lauter Jungens.“

„Wieviele?“

„Vier!“

„Hau!“ Sie legte das Köpfchen schief, die kleine, schmale Schönheit mit ihren unerfahrenen, neunzehn Jahren; bei jeder ihrer Bewegungen hüpfen kleine, braune Ringellöcher um Hals und Wangen, die Helle ihrer Augen lachte. „Das müssen aber lustige Jungens sein. So wie Sie! Wenn ich Ihr Lachen am Hauseneingang hörte, wurde mir schon besser. Ich meine dann, das Fieber sei gesunken und die Schmerzen hätten nachgelassen. So haben Sie wohl auch Ihre Jungens erzogen? Sind sie laut und wild?“

„Ziemlich“, gestand der Arzt und lachte mit dem ganzen Munde vor Freude über dieses Mädchen.

„Ich möchte sie wohl einmal sehen . . .“, setzte Thora ihr Gespräch fort, „solche Jungens, so wie Brüder, ich habe leider nie welche gehabt —“

„Thora“, warnte die Mutter, „du bist wirklich lästig, finde ich.“ Wiederum trat der Arzt für das Mädchen ein. „Wieso denn? Kommen Sie nur einmal zu uns, Fräulein Thora, wenn Sie die ersten Ausgänge unternehmen, und sehen Sie sich bei dieser Gelegenheit meine Jungens einmal an! Ob sie bestehen können?“

„Oh, ich verstehe etwas von Kindern“, trumpfte Thora auf und übersah den Zorn ihrer Mutter. „Ich kann sofort feststellen, welcher gut und welcher schlecht erzogen ist!“

„Meine armen Jungens — hoffentlich kommen Sie nicht gerade, wenn ich Sprechstunde abhalte oder Besuche mache, denn nun möchte ich Ihnen die Kerls selber vorführen.“

„Gemacht!“ schrie Thora übermütig und federte aus ihrer hockenden Stellung. „Einen Kurz vorläufig an die Prachtkerl!“

„Gemacht!“ erwiderte der Doktor, entsann sich erschrocken seiner anderen Patienten, denen er verpflichtet war, gab den Druck seiner Hand und gute Ermahnungen an Thora, mit ihnen einen Hauch seines aufrichtenden und erhellenden Wesens zurück-

lassend in dem Raume, den einige Wochen lang die Seufzer und Klagen, das rasche Atmen und leise Stöhnen eines heftig erkrankten Menschenkindes durchweht hatten.

Thora Bremer stand schnell wieder auf ihren flinken und mutigen Füßen, nähergerückt der Wirklichkeit nach vielen langen Fieberträumen, schon wieder dicht am Alltag mit seinen harten und unbarmherzigen Forderungen. Zwei Wochen noch, und sie würde ihre alte Stelle wieder innehaben. Und da klappte nun plötzlich eine kleine Lücke, zwischen der Gegenwart und dem Kommenden. Beruh! Der Doktor hatte andere Dinge gemeint! Richtig: Der Doktor. Wollte sie nicht seine Kinder besuchen?

Sie machte sich an einem Nachmittag früh auf den Weg. Unterwegs nahm sie aus mehreren Verkaufsläden freundliche Dinge mit: Knabenbücher, Bastelzeug und Leckereien. Darf man je zu Kindern ohne Gabe gehen? Auch die Erwachsenen sollten beschenkt werden, nicht nur die Kinder, und nicht nur zwei- bis dreimal im Jahr mit großen Dingen, nein, mit kleinen Sachen außer der Reihe. Und sie nahm für die Frau des Hauses Blumen mit.

Solch ein Märchenwesen, wie es heute an des Doktors Tür klingelte: Halb Wintertraum in ihrem mottigen Pelz, halb Frühlingselfe mit den Blumen und den buntverschürten Paketen.

Ein junger Mann trat zu ihr, betrachtete sie staunend und meinte: „Es ist keine Sprechstunde heute.“

„Ich weiß wohl!“, sagte Thora und besuchte ihn nicht weiter. „Ich will nur die Kinder sehen.“

„Ach, Sie haben Kinder drinnen?“ forschte überrascht der junge Mann.

„Ich nicht! Der Doktor! Er weiß Bescheid.“ Und dann wußte sie nicht, warum sie diesem fremden, jungen Mann Auskunft geben sollte.

„So darf ich Ihnen wohl aufschließen?“ fragte der junge Mann. Nun gab sie sich die Mühe, ihn anzusehen? „Sie gehören zum Hause?“

„Allerdings!“

Diese Antwort nun fand Thora schnippisch, mindestens reichlich überlegen. Aber er sagte das mit den gleichen lachenden Augen wie der Doktor, mit dem gleichen heiteren Mund, mit den raschen Bewegungen.

„Dann will ich Sie also meinem Vater melden.“

„Sie? Ihrem Vater?“ stammelte Thora verständnislos. „Machen Sie doch keine Witze!“

„Witze?“ empörte sich der junge Mann. „Mit welchem Recht zweifeln Sie daran, daß Doktor Brodehäft mein Vater ist?“

„Aber die Kinder?“ flüsterte Thora und sah keinen Ausweg mehr aus dem Labyrinth der Lächerlichkeit, in das sie hineingelaufen war. „Wo sind denn die Kinder?“

„Welche Kinder?“

„Seine Kinder.“

„Das jüngste ist — siebzehn.“

Eine Hand, von der Neugier geleitet, zu erfahren, was wohl da draußen sich zutragte unter erhobenen Stimmen, öffnete eine

Der Jugend-Verlag setzt Prämien aus

Von Tag zu Tag nimmt auf der ganzen Erde das Heer der Amateur-Fotografen zu. Die Lichtbilderei ist eine Form geworden, die jedem gestalterische Tätigkeit gestattet, die vielerlei Interessen unter zahlreichen Absichten und Möglichkeiten erfüllt.

Kamera, Film, Dunkelkammer allein tun es aber noch nicht, wenn die fotografische Tätigkeit wirklich vollen Erfolg bringen soll. Es gehört ein stetiger Führer dazu, der über alle Neuheiten kritisch und objektiv, frei von einseitiger Industrie-Reklame, berichtet, laufend Anregungen gibt und die besten Lichtbilder zeigt und erklärt.

Diese Aufgabe hat die preiswerte Kunstdruckzeitschrift DIE FOTOWELT übernommen, die monatlich zum Preise von 25 Pfg. im Verlag der Jugend erscheint. Hier ist ein wirklicher Berater geschaffen, der für keine eine finanzielle Belastung bedeutet.

Deshalb werden es alle Amateure begrüßen, wenn sie die FOTOWELT kennen lernen und stets daraus Nutzen ziehen können.

Um hier diese Zeitschrift immer weiter Ihrer Aufgabe und Bestimmung zuzuführen, werden hiermit unsere Leser aufgefordert, uns Adressen von fotografierenden Freunden und Bekannten aufzugeben, an die wir Probehefte versenden, oder aber selbst den Versand durchzuführen, um einen vielleicht noch besseren Erfolg zu haben. Insbesondere auch die in Kleinstädten und Dörfern wohnenden Amateure sollen auf diese Weise erlaßt werden.

Selbstverständlich ist die Tätigkeit nicht umsonst. **Für jeden neuen Abonnenten der FOTOWELT, der die Zeitschrift wenigstens ein Jahr lang bezieht, stellen wir dem Werber nach freier Wahl für RM. 2,50 Bücher aus unserem Verlage zur Verfügung.**

Werbematerial, d. h. Prospekte und Werbehefte, stellen wir jedem gern unverbindlich und kostenlos zur Verfügung.

Wir bitten um eine recht tatkräftige Mithilfe und um Anforderung der Unterlagen zur Werbung vom Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg, Halberstädter Str. 98.

Zimmerter. Es war Doktor Brodehäft selbst, der nach draußen trat...

„Das Fräulein Thora! Sieh da, meine kleine Genesene! Herzlich willkommen, liebes Kind! Meine Jungens haben schon tagelang auf Sie gewartet.“ Und es polterte hinter ihm, rechts und links von ihm, und über seine Schulter hinweg spähen Gesichter: Zweilundzwanzig, zwanzig und siebzehn, fast achtzehn Jahre alt.

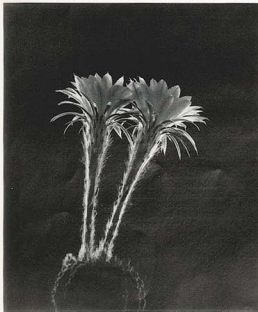
„Und hinter Ihnen der Älteste!“ erklärte der Arzt. Thora hatte von atemlosem Entsetzen, von Enttäuschung und Schrecken sich gefaßt und sagte nun mit einer ganz zaghaften Stimme: „Das also sind die Jungens... ich dachte, es wären — Kinder.“

„Das habe ich denn gesagt!“, schmunzelte der Doktor. „Laut sind sie doch und wild dazu, und famose Brüder können sie auch sein.“ Da platzte der Packen unter Thoras Arm und goß seinen Inhalt über den Boden der Diele aus: Basteleien, Abenteuerergeschichten, bunte Karamellen. Selbst der nie verlegene Doktor schaute entgeistert.

„Was ist denn das bloß?“ fragte er. Thoras Gesicht flammte in Scham und Trotz. „Geschenke für die — Kinder!“ stieß sie heraus, mit klammer Kehle, mit schwimmenden Augen.

Mit Trara stürzte sich der Siebzehnjährige auf die Räuberpistole. „Klotzig!“, rief er jubelnd, „einfach großartig!“ Und gab einen tollen Schuß ab. „Tantenbesuch im Kinderzimmer! Juchhe! Er bekam einen Lachkrampf, den die Karamellen noch verschlimmerten die er sich haufenweise in den Mund stopfte.“

Die Schnelligkeit des Geschehens hinderte den Doktor, in die Szene einzugreifen und Thora aus tödlicher Scham zu befreien.



Mein Junge

Aufl. F. Lötterer

Zu überraschend kam ihm selber der Besuch. Von jungen Menschen hat er gesprochen, Kinder erwartete sie. Und als sie sich wendete, entzückend im wilden Tanz der zitternden Löckchen, fliegend an allen Gliedern, mit todwehem Ausdruck in vertrauenden Augen, vermochte sie nicht Wort noch Geste von ihm zu erreichen und zu halten, aber dem ältesten Sohne donierte er es zu, ihm, der schon Assistent war an einem Krankenhause und dereinst des Vaters Praxis übernehmen sollte: „Ihr nach! Du mußt sie einholen! Und bring' sie zurück! Unbedingt!“

Des Doktors Söhne waren Kerls! Und so überredete auch Kurt Brodehäft ein weinendes, ganz und gar eingeschüchtertes Mädchen, brachte es heim an seinem Arm, so daß es der Frau des Hauses doch noch den Blumenstrauß überreichen konnte, erglühend wie ein Frühlingsmorgen vor der aufsteigenden Sonne, einen Stinkfuß empfangend dafür von der gütigen Frau. Thora saß dann unter den jungen Leuten, eine zarte Schwester, bald von männlicher Ritterlichkeit umgeben, die dem Entzücken und der Bewunderung entsprangen über den lichten und seltenen Besuch in ihrer von derben Scherzen und brüderlichen Puffen erfüllten Gemeinsamkeit. —

Nach manchem Weggang Thoras aber war es ein Jung' von den Jungens, der älteste der Brüder, der das Mädchen immer wieder zurückholte, in das von strahlendem Leben und heiterer Behaglichkeit durchsonnte Doktorhaus. Er holte sie so oft, bis sie nie mehr wegging.



DIE LUSTIGE „JUGEND“

Der gelehrige Papagei

Aus besonderen Gründen wollte Herr Meier seinem Papagei das Wort „Tante“ beibringen. Der sonst sehr gelehrige Vogel weigerte sich hartnäckig, das Wort nachzusprechen. Aus besonderen Gründen lag Herrn Meier jedoch sehr viel daran. Der Papagei beherrschte viel schwierigere Worte, aber „Tante“ sagte er nun einmal nicht. Herr Meier verlor die Geduld, zauste und schüttelte den Papagei: „Willst du wohl ‚Tante‘ sagen!“, schrie er ihn an. Das Tier schwieg verstockt. Herr Meier, immer wütender, haute dem Papagei rechts und links um den Schnabel: Willst du wohl ‚Tante‘ sagen! Willst du wohl ‚Tante‘ sagen!“ Über diesen vergeblichen Versuchen war es Abend geworden. Kochend vor Wut, sperrte Herr Meier den Papagei zur Strafe in den Hühnerstall. Als Herr Meier am nächsten Morgen nach dem hoffentlich gebesserten Papagei sah, lagen elf Hühner verendet am Boden, und das letzte, zwölfte, schüttelte und zauste der Papagei, wobei er ihm rechts und links um die Ohren hieb und in einem fort schrie: „Willst du wohl ‚Tante‘ sagen! Willst du wohl ‚Tante‘ sagen!“

Mutter ist in das Kinderzimmer gekommen, um gute Nacht zu sagen.

„Es ist so kalt, Mutti“, sagte Hannchen.

„Ja, Liebling“ erwiderte die Mutter. „Aber decke dich gut zu, die Engel halten dich warm.“

Hannchen tat, wie ihr gesagt wurde. Aber nach einer kurzen Überlegung blickte sie wieder zu ihrer Mutter auf.

„Mutti, kann ich statt des Engels eine Wärmflasche bekommen?“

Herr Adam fährt nach London, mietet ein Zimmer, schreibt an die Türe: Adam.

Daraufhin nennen ihn die Leute nach englischem Gebrauch Edem.

Nanu? denkt Adam, aber ihm soll's gleich sein, nimmt einen neuen Zettel, schreibt an die Türe Edem.

Natürlich nannten ihn die Engländer von nun ab Idem. Verflucht, dachte Adam, was soll man tun? Egal, nennen wir uns Idem. Und er schreibt seinen neuen Namen an die Türe.

Worauf man ihn schnurstracks Edem titulierte. Da packte ihn die Wut, er holte ein Stück Kreide und schrieb groß an die Türe Adam.

Gelehrteglück

Vor einem halben Jahrhundert las der Naturwissenschaftler Professor Leipert an der Universität Genf über Zoologie. Als Achtzigjähriger hielt er seine Abschiedsvorlesung.

Der Professor gab seinen Hörern einen Überblick über seine wissenschaftlichen Bestrebungen, die hauptsächlich dem Leben der Kleintiere gewidmet waren.

Mit erhobener Stimme zog er den Schlußstrich über sein Lebenswerk: „Zieh ich das Fazit meines Lebens, so kann ich mit Genugtuung sagen: Der Traum meiner Jugend wurde die Eingeweidewürmer, und der Abend meines Lebens wurde durch die Wasserflöhe verschönt...“

Ein unerwarteter Erfolg

Der englische Arzt Dr. James Fulton, gleicherweise durch seine sicheren Prognosen wie durch seine Zerstreuung berühmt, wurde einmal zu einem Millionär gerufen, der an Hypochondrie litt und von dem man sagte, er habe noch nie in seinem Leben gelacht. Der Arzt trat an das Bett des Kranken, fühlte nach dem Puls, zog die Uhr heraus und zählte vor sich hin: „Sieben, acht, neun, zehn, Bube, Dame, König, As...“

Der Millionär brach über diese seltsame Zählmethode des zerstreuten Arztes, der leidenschaftlich gern Karten spielte, in Lachen aus, faßte Vertrauen zu ihm und wurde geheilt.

Steigerung

Träumerisch sagte er: „Nach einem anständigen Glas Mosel siehst du nochmal so schön aus.“
„Ich habe doch aber gar keins getrunken.“
„Nein, aber ich.“

Fritzchens Laute

„Muti, sieh einmal, ich habe mir aus einer Zigarrenkiste eine feine Laute gemacht!“
„Ist ja großartig, Fritzchen. Aber woher hast du die Saiten?“
„Die sind aus dem Klavier.“

Der wahre Grund

Sie: „Max, dein Haar wird dünn. Ich glaube, das kommt von deinen Hüten.“
Er: „Nein, von deinen Hüten.“

Schottischer Krieg

So um das Jahr 1800 herum führten die Schotten einen Krieg. Zum Kriegsminister kam ein Erfinder. Er sagte:
„Sir, ich melde ein Patent an, das die Kriegskosten auf ein Zehntel vermindert.“
„Und das wäre?“
„Befestigen Sie vor dem Abschuss an jede Kanonenkugel eine lange Eisenkette. So können wir die Kugeln immer wieder daran zurückziehen, wenn sie getroffen haben.“



Die verkannte Perforcejagd
„Geh“, laß's mich mitspielen.“

L. v. Horvath

Versöhnung

„Kurtchen“, sagte die junge Frau in den Flitterwochen, „sei doch nur nicht böse! Minna hat den Braten anbrennen lassen! Kann dich ein Kuß versöhnen?“
„Na gut, ich bin ja schließlich kein Unmensch. Hole sie her.“

Grund genug

„Meinen Schülern habe ich jetzt verboten, daß sie das Kino besuchen.“
„Verstehe ich nicht, Historische Filme bilden doch.“

„Das schon. Aber auf die Frage, wer Katharina die Große war, bekomme ich zur Antwort: Marlene Dietrich. Wenn ich wissen will, wer August der Starke gewesen ist, so sagen sie: Michael Bohnen.“

Stimmt doch!

„Sehen Sie sich einmal meine Muskeln an! Sache, was? Damit kann ich einen fahrenden D-Zug anhalten.“
„Sie sind der größte Schwindler, der mir je begegnet ist.“
„Das gerade nicht — aber Lokomotivführer.“

Das Rezept

Zwei Väter unterhalten sich über ihre Söhne. Klagt der eine:
„Da habe ich nun Tausende ausgegeben, um den Jungen in die Höhere Schule zu schicken. Aber der Bengel nimmt sich nicht einmal die Mühe, mir zu schreiben.“
„Komisch, ich bringe es immer fertig, daß mein Junge mir schreibt.“
„???“
„Ich schreibe ihm, daß ich ihm anliegend zehn Mark schicke. Ich vergesse dann bloß, den Schein beizulegen.“

Der Pianist

„Wie gefällt Ihnen der Pianist?“
„Er erinnert mich ein bißchen an Schiller.“
„Aber erlauben Sie mall Schiller war doch kein Pianist.“
„Denken Sie, der hier vielleicht?“

Sicher ist sicher!

Eine ältere Frau vom Lande erscheint beim Fotografen und will sich fotografieren lassen. Bevor die Aufnahme gemacht wird, bindet sie sich unten den Rock zu. Der Fotograf erklärt, daß er sie so doch nicht fotografieren könne. Darauf entgegnet die Frau:

„Bildn Sie sich vielleicht ein, ich weiß nicht, daß ich auf der Mattscheibe kopfstehe?“

Das Examen

Medizinische Prüfung. Der Kandidat ist ein Ungar. Der Prüfende zeigt auf ein Organ und fragt: „Was ist das?“

„Das ist das Leber.“

Der Prüfende meint: „Erstens sagt man nicht Leber, sondern Leber. Zweitens heißt es nicht das Leber, sondern die Leber. Drittens ist es nicht die Leber, sondern die Milz.“

Soll warten

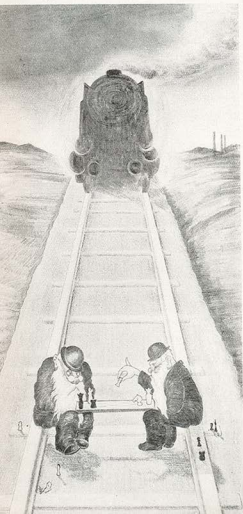
Bei Professor Tiefsinn ist Nachwuchs angekommen. Das Kindermädchen teilt dem Professor das Ereignis mit: „Herr Professor“, sagt sie, „es ist ein Knabe.“
„Ich bin im Augenblick stark beschäftigt“, meint der Professor. „Er soll nachher nochmal wiederkommen.“

Neun für zehn

Gewaltiger Sturm. Haushohe Wogen. Das Schiff krachte in allen Fugen. Der Kapitän fragt die Mannschaft: „Wer von Euch kann beten, Jungen?“
„Ich, Kapitän.“
„Dann bete, mein Junge. Wir sind zehn Mann und haben nur neun Rettungsringe.“

Wachsam

Käufer: „Der Hund gefällt mir gut. Ist er auch wachsam?“
Verkäufer: „Und wie! Er braucht bloß bei dem kleinsten Geräusch geweckt zu werden, und schon bellt er aus Leibeskräften.“



„Ja, wenn Sie den Zug machen, bin ich allerdings verloren!“

L. v. Horvath

Unbedingt Klarheit

Richter: „Nun frage ich Sie, Zeuge, haben Sie oder haben Sie nicht zu dem vorhin angegebenen Zeitpunkt oder bei einer anderen Gelegenheit, früher oder später gesagt oder angedeutet, dem Angeklagten gegenüber oder einer anderen Person, mit der Sie am 12. März oder am Tage vorher oder nachher zusammengekommen sind, daß ihr Schwager zu seiner Frau gesagt hat, daß der Unfall, sei es nun verschuldet oder nicht, auf keinen Fall mit dem Unglück vom 21. Januar verglichen werden kann, weswegen der Verteidiger schon den Angeklagten gefragt hat, ob er oder sein Chauffeur verantwortlich sei? Antworten Sie deutlich: Ja oder nein!“ Zeuge: „Ja oder nein!“

Darum!

Das große Boxmatch steht bevor. Müller kauft sich einen Punchingball. Trainiert den ganzen Tag. Er droht auf den Ball, sprang, hüpfte, schlug rechte Geraden, linke Geraden, Haken von unten und von oben.

„Was ist los, Müller?“

„Ich trainiere.“

„Wozu?“

„Zum Boxmatch.“

„Wie, du machst mit?“

„Das nicht. Aber ich will einen guten Platz im Zuschauerraum bekommen.“

Falscher Paß

„Bedaure sehr, meine Dame, aber die Personalbeschreibung in Ihrem Paß stimmt nicht.“

„Weshalb denn nicht?“

„Hier steht, daß Sie dunkles Haar haben, und Sie sind doch hell.“

„Weiter nichts? — Bitte wollen Sie es ändern, oder soll ich das tun?“

Immer derselbe

In den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. In Bonn sollte das Beethovendenkmal eingeweiht werden. Zu den Feierlichkeiten hatten sich auch König Friedrich Wilhelm IV. und die Königin Viktoria von England eingefunden. Die Einweihungsrede war gehalten, der Augenblick der Enthüllung war da. Aber es gab einen kleinen Zwischenfall. Als die Tücher gefallen waren, da mußte man feststellen, daß der große Musiker dem Platze der Majestäten den Rücken zuekehrte.

Allgemeines Gelächter. Alexander von Humboldt aber, der dem Festausschuß angehörte, fand die rettenden Worte: „Majestät wissen, daß Beethoven zu seinen Lebzeiten stets ein grober Mensch war. Er hat es auch im Tode nicht gelernt, höflich zu sein!“

Die Reliquie

Ein Engländer besuchte die Witwe des schottischen Dichters Robert Burns und bat sie eindringlich, sie möchte ihm doch zur Erinnerung an den schottischen Barden, wie er sich ausdrückte, einen Papierstreifen mit einigen Worten ihres verstorbenen Gatten oder was es sonst irgend sei, geben. Mrs. Burns bedauerte, sie habe leider schon alles, was sie von der Art besaß, an Freunde und Verehrer des Dichters ausgeteilt, sie habe durchaus nichts mehr und könne seinem Wunsche nicht entsprechen.

Als sich indessen der autogrammsüchtige Gentleman damit noch nicht abweisen ließ, sagte sie endlich: „In der Tat, mein Herr, wenn Sie mich nicht nehmen wollen, so gibt es weiter keine Reliquie von meinem seligen Manne, die ich Ihnen geben könnte.“

Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung



48. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,20 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1,50

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Hentze: Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkriegs eine bedeutende Rolle spielte.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

1937 / JUGEND Nr. 11 / 16. März 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. — Hauptschriftleiter: Gerhard Isert, Magdeburg. — Verantwortlich für die Bücher: „JUGEND“: E. Homuth, Magdeburg. Für den Frauenanteil: Maya Homuth-Bies, für die Münchener Schrittleitung u. Anzeigen: Georg Posselt, München. — Verlag: Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Südend. — Vertrieb: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrnstraße 10. — Druck: Graphische Kunstanstalt W. Schütz (Plächer der Druckerei G. Hirth Verlag AG.), München. — Für Herausgabe u. Schrittleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa i. Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wolzelle 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg. — O. A. Vj. 36: 5700. Pl. 2 — Manuskripte sind nur an die Schrittleitung der „JUGEND“, Magdeburg, Halberstädter Str. 98, zu richten — Rücksendung erfolgt nur bei beigefügtem Porto.

DIE FOTO-„JUGEND“

Goldene Fotoworte

Die Aufnahme

Vor allem Ruhe bewahren. Nicht herumhaspeln und auch keine langen Vorträge halten. Denn das muß auffallen, und dann stellen sich die vielleicht mehr als Schnappschuß zu Erhaschenden bestimmt wie hingepflanzt vor die Kamera und machen krampfhaft Anstrengungen, ein schönes Gesicht aufzusetzen.

Die einzelnen Handgriffe müssen wie selbstverständlich ablaufen. Blende, Verschlussgeschwindigkeit und ungefähre Entfernung sind bereits im voraus eingestellt, Filter und Sonnenblende haben wir aufgesetzt. Da braucht im Höchstfalle nur noch die Einstellung ein wenig nachreguliert zu werden. Im übrigen sitzt die Aufnahme.

Und sollte man uns trotzdem im Falle eines Schnappschusses ertappen, so tun wir so, als seien wir entweder blutige Anfänger oder wollten etwas ganz anderes fotografieren. Das wirkt meist. Wenn zwar auch nicht immer hundertprozentig.

Die Scharfeinstellung erfolgt immer auf den Vordergrund, d. h. auf die Stellen, die der Kamera am nächsten liegen. Das darf getrost als eine Regel genommen werden, wenn man sich auch sonst möglichst von allen Fotoregeln freimachen soll.

Den Hintergrund erfassen wir durch eine entsprechende Verkleinerung der Blende scharf. Das kann entweder auf der Mattscheibe kontrolliert oder von der Tiefenschärfetabelle abgelesen werden.

Geneigte Kamerahaltung wird schädlich, wenn wir Architektur-Fotografie betreiben, wo nachher unbedingt alles stimmen muß. Läßt sich eine Kameraneigung dabei nicht vermeiden, so kann man die hierdurch entstehenden „stürzenden Linien“ später im

Vergrößerungsverfahren wieder aufrichten. Das Aufstellen eines Stativs auf Straßen und Plätzen ist unerwünscht. Es liegt ja auf der Hand, daß es verkehrstörend wirken muß. Und wir kommen auch ohne Stativ aus, zumal wir doch in den meisten Fällen Momentaufnahmen machen werden, die man bis zu $\frac{1}{250}$ Sek. gut aus der Hand belichten kann. Begabte schaffen es sogar bis zu einer vollen Sekunde.

Auf die Beleuchtung achten! Für die Schwarz-Weiß-Fotografie ist gerade das Licht von größerer Bedeutung als alles andere. Am günstigsten sind Seiten- und Gegenlicht. Denn da entstehen prächtige Schatten, die unbedingt zur Belebung des Bildes erforderlich sind und für die Fotografie — der Darstellungsform mit Licht — ureigenstes Element bedeuten.

Also mehr abstrakt sehen. In Linienführung und Helligkeiten auswählen und wiedergeben.

Die Belichtung

Wenn eine Aufnahme einigermaßen richtig belichtet wurde, so ist sie schon halbgelungen.

Dieses „einigermaßen richtig“ setzt eine unbedingt als Grenze zu nehmende Belichtungszeit voraus, die für gewöhnlich durch unsere Belichtungsmesser angezeigt wird. Sie kann getrost zehn- und zwanzigfach überschritten, darf auf keinen Fall aber auch nur für ein Fünftel unterschritten werden.

Sind wir einmal im Zweifel, so belichten wir lieber zu lange als zu kurz. Reichliche Belichtung hat auch noch einen weiteren Nutzen. Sie gestattet kurze Entwicklungszeiten, womit notwendig die Erzielung eines feinen Silberkornes verbunden ist,

das ja mit länger werdender Entwicklungszeit an Größe immer mehr zunimmt. Das ist ein wichtiger Weg zum Feinkornnegativ.

Grundsätzlich sollen wir auf die Schatten belichten. Denn wir werden es kaum schön finden, wenn sie zulaufen, schwarz wie Pech erscheinen. Mit einem elektrischen Belichtungsmesser haben wir es in dieser Hinsicht ja leicht; da gehen wir ganz dicht an den Aufnahmegegenstand heran und suchen uns die dunklen Partien zur Messung aus. Bei Benutzung einer Tabelle werden wir z. B. eine Architektur mit beschattetem Portal nicht unter „Architekturen in der Sonne“, sondern unter „Architekturen im Schatten“ suchen. Die Belichtung „nach Gefühl“ ist eine riskante Angelegenheit. Gewiß kann man einige Übung bekommen. Doch man soll lieber einmal mehr als einmal zu wenig zum Belichtungsmesser sehen.

Einprägen soll man sich, daß die Belichtungszeit von Blendenzahl zu Blendenzahl, die bei jeder Kamera angegeben sind, um das Doppelte zu- bzw. abnimmt. Wir müssen also z. B. bei Blende 11 doppelt so lange belichten wie bei Blende 8 (die größere Zahl bezeichnet immer die kleinere Öffnung).

Ebenso nimmt die Empfindlichkeit des Aufnahmematerials jeweils von 3 zu 3^o Sch. bzw. $\frac{2}{125}$ zu $\frac{2}{125}$ DIN um das Doppelte zu bzw. ab, so daß auch danach eine entsprechende Umrechnung möglich wird.

Helle Filter verlängern im allgemeinen 1,5 bis 2fach. Der Sicherheit und Bequemlichkeit halber wird man im allgemeinen einfach verdoppeln. Das ist immer richtig. Zumal ja diese geringe Überbelichtung nicht schadet. Und nach der Belichtung immer sofort den Film weitertransportieren. Nur so vermeidet man mit Sicherheit Doppelbelichtungen und hat eine immer schußbereite Kamera.

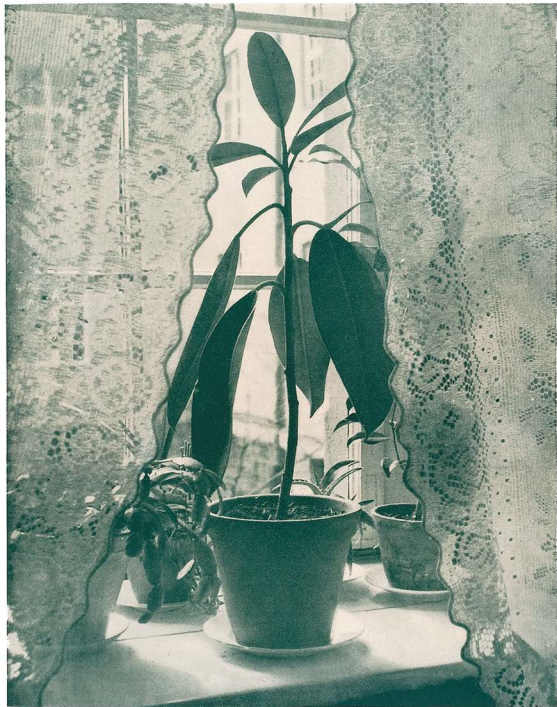
Haben Sie schon herausbekommen, was das komische Bild in „Jugend“ 8 darstellt?

Es gibt viele Foto=Preise!

J U G E N D

NUMMER 12 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Auf dem Fensterbrett ist schon Frühling

Gerhard Dergel



Aufn. Agla

DER FÖHN

Es war ein Föhn aus Süden geweht
über das Land,
als ob der Herrgott darüber geht
mit offner Hand.

Auch über den See, die Tiefe klar,
er wärmend strich
und über die Welt, der Wärme bar,
und über mich. — —

Und als seine Hand, ganz lind und sacht,
mein Haar berührt,
hab ich die Güte, selig entfacht,
in mir gespürt.

Paul Grabau

DIE BUGA VON GERHARD SCHELCHER

Durch weiches, welliges Gras der Savanne trabt mein Brauner. Der Morgenwind streicht singend über die weite Fläche, schüttelt die nächtlichen Tauperlen, die wie glitzernde Diamanten an den Halmen hängen, herab und verwandelt die unabsehbare Fläche in ein leicht wogendes Meer, auf dem einzelne Baum- und Strauchgruppen wie verlorene Inseln schwimmen. Aus flacher Niederung haben sich weißliche Nebeldünste, kaum dem feuchten Boden entstiegen, werden sie von den Strahlen der rasch steigenden Sonne zerrissen, aufgesogen und zerflattern wie irrende Vögel im leichten Winde, nur die kleine Felskuppe dort oben oder jene mächtige Adansonie fängt noch einen kleinen Fetzen ein, um ihn für kurze Augenblicke festzuhalten.

Lange Ketten Perlhühner stehen mit lautem Plärrn auf, als ich eine Baumgruppe umreite, und fallen einige hundert Meter weiter ins Pori ein. Dort werden ein Paar Duiker, die zerlieferten Antilopen der Steppe, von der Größe eines Hasen, hochgeschleucht und flitzen in graziosen Sprüngen durch das niedere Buschwerk. Gespenstisch, auf lautlosen Sohlen kreuzt eine Hyäne meinen Weg. Sie hatte sich wohl am Aase bei nächtlicher Mahlzeit verspätet und sucht nun eilig ihren Schlupfwinkel auf. Denn die Tiere der Steppe lieben nicht das grelle, unbarmherzige Licht des Tages, erst die kühle Nacht lockt sie aus ihren Verstecken im dichtesten Busch, in Felsspalten oder unter weit überhängenden Überhängern der jetzt trockenen Regenflüsse hervor.

Ein Gefühl nie gekannter Freiheit weitet mir die Seele in der großen Einsamkeit der Buga. Alle Sorgen und Nöte der Menschen, alle Hast und Unrast des täglichen Lebens scheinen so fern und unbedeutend, so unwirklich in der gewaltigen Natur. Ziellos, zeitlos trabt mein Brauner hinein in den goldenen Tropicentag. Die Sonne läßt unsern Schatten kürzer und kürzer werden. Ich blicke in die Runde. Ringsum gewaltigste, erschütternde Monotonie. Ein leiser Schauer durchdringt mich. Wo bin ich, was bin ich kleiner Wurm, und wie soll ich wieder hinausfinden aus diesem göttlichen Meere der Ewigkeit, das nicht Weg und Steg erkennen läßt, dessen immer gleiche Wogen mich willenslos dahinzutragen scheinen in unmeßbare Fernen?

In der endlosen Buga, der afrikanischen Steppe, überfällt uns mit bis ins Tiefste erschütternder Wucht die Erkenntnis der Hoffungslosigkeit, niemals Zeit und Raum begreifen zu wollen. Sie sind Worte, nichts als Worte. Was ist Raum, wenn ich nicht weiß, wo er endet, was Zeit, wenn ich nicht weiß, wie lange sie währt? Ich halte auf kleiner Anhöhe. Weit, unfassbar weit dringt der Blick in der klaren Luft, aber es ist unmöglich, in der Ferne für das Auge einen Ruhepunkt zu finden. Nirgend ein Ende, eine Begrenzung, die Gegenstände scheinen wie Schatten immer weiter zu-

rückzuweichen, um sich schließlich im Wesenlosen, Undefinierbaren aufzulösen, zu zerfließen. Einige tausend Meter vor mir erkenne ich noch Bäume, Sträucher. Felsen, weiter fort noch vage Schatten, deren Konturen in ewig unruhigem Fließen zu zerrinnen scheinen. Dahinter nur noch eine graue Wand ohne Substanz, durch die hindurch das Auge in unfassbare Weiten zu dringen vermag.

Ich blicke auf zum stahlblauen Himmel, der sich wie ein Dach aus hartem Glas über mir wölbt, meine, ich müßte diese gewaltige Kuppel irgendwo den fernen Rand des kleinen Planeten berühren sehen. Vergebens! — Das reine Blau des Gewölbes wird matter und matter, vermählt sich mit dem Grau der fernen Steppe, ich weiß nicht, ob die rätselhaften Dunstgebilde, die da weit draußen dem Blick einen Halt zu bieten scheinen und ihn doch immer tiefer in sich einsaugen, noch die Unvorstellbarkeit des Alls oder die Feste der Erde sind.

Eine namenlose Angst überfällt mich urplötzlich. Es ist als wanke der Boden unter mir, als sei ich selbst nur ein Atom im Wesenlosen, Unfaßbaren, das rund um mich alles Vorstellbare zu verflüchtigen, in sich aufzulösen scheint. Mir ist's, als hätte mich für einen kurzen, unmeßbar kurzen Augenblick die Ewigkeit mit ihren Flügeln gestreift, als hätte ich einen verbotenen Blick in das sakrosankte Heiligtum der Unendlichkeit getan, und was ich dort sah — nein, ahnte, hat mich zutiefst erschüttert.

Das Maultier spitzt die Ohren, bläht die Nüstern. Ist auch ihm die tiefe Einsamkeit des Alls unheimlich, oder wittert es einen verborgenen Feind? Ich treibe es an und lasse ihm die Zügel. Soll ich mich vermessen, dem Geschöpf einer unbegreifbaren Natur die Richtung zu weisen hinaus aus dem urewigen Kreislauf des Alls, zurück zur kleinen, begrenzten Welt der Menschen? Bin ich doch nur ein winzig Tröpfchen in dem endlosen Meere, in dem ganz aufzugehen höchste Lust sein müßte, — wenn nicht die furchtbare Angst vor dem Unbekannten mir die Brust zuschnüren wollte.

Willenlos überlasse ich mich dem Instinkt des Tieres. Es wendet und trabt an. Durch wogendes Gras und lichten Busch, über Hügel und durch Niederungen trägt es mich sicher, ruhig, als sei es in seinem Element, bis zur Rechten Telegrafentangen sichtbar werden. Einen Augenblick verharre ich an einem dieser fremden Pfähle, höre in seinem Innern ein leises Summen. Zu meinen Häupten zieht ein feiner, in der Mittagssonne rot leuchtender Kupferdraht durch die Wildnis, ein dünner Faden nur, kaum sichtbar in dem Pflanzengewirr des Pori, doch ein untrüglicher Wegweiser bis zu dem kleinen und doch so mächtigen Geschlecht der Menschen. — In schlankem Trabe geht es längs der Linie ins Lager. Ich hatte für den Bruchteil einer Sekunde eine andere Welt erschaut — oder meinte ich es nur? — und war bis in die tiefste Seele erschrocken.



San Nicolo in Komiža-Dalmatien

Zwischen den Grenzen

Mit dem Zusammenbruch des deutschen Widerstands im Jahre 1918 war eine ganze Welt aus den Angeln geraten. Aber während der Vormarsch der Alliierten im Westen ein durch Jahre von der Heimat getrenntes Volk wieder mit seinem Mutterland verband, griff im Osten nach den von den Deutschen geschützten baltischen Gebieten die gierige Hand des Bolschewismus. Aber noch schob sich ein letzter Wall zwischen den Anmarsch der Roten und die Kultur Mitteleuropas, deren Vorposten im Baltikum stehen. Eine kleine Truppe deutscher Kämpfer, mißverstanden, geschmäht und verleugnet von der eigenen Regierung, stand als eiserne Division im Nordosten, vereint mit den Landeswehren, und kämpfte bis zum letzten Atemzuge für die Rettung Europas. Der Film „Menschen ohne Vaterland“ soll das Hohe Lied dieser harten Männer des Freikorps sein, die in eiserner Zeit als letzte und verantwortungsbewußte Soldaten auf dem Posten standen. Ihnen verdankte es Europa in erster Linie, daß die Welle des Bolschewismus an den Grenzen neu sich bildenden Randstaaten Halt machte und nicht die ganze europäische Kultur hinwegschwemmte.

Nach dem Roman „Der Mann ohne Vaterland“ von Gertrud von Brockdorff schrieben Walter Wassermann und Ernst v. Salomon, der bekannte Freikorpskämpfer, das Drehbuch. Herbert Malsch wurde vom Produktionsleiter Bruno Dudy mit der Regie des Films beauftragt, der zahlreiche Außenaufnahmen beanspruchte. Die Filmexpedition weilte wochenlang im Rhinluch, wo Landschaft und Atmosphäre den tatsächlichen Schauplätzen der Handlung am besten angeglichen schienen. Hier entwickelt sich ein echtes Lagerleben im Geiste der Kameradschaft, wie sie auch die Kämpfer im Baltikum besetzt hatte. Die beiden männlichen Hauptrollen spielen Willy Fritsch und Willy Birgel. Während Willy Fritsch den draufgängerischen Freikorpsführer verkörpert, spielt Willy Birgel einen deutschrussischen Aristokraten, der durch die Irrungen und Wirrungen der Zeit aus seinem Lebensgang geworfen und zu einer zwiespältigen Persönlichkeit geworden ist. Zwischen beiden Männern steht die Figur einer jungen Deutschen, die aus Petersburg flüchten mußte und nun in Libau unter den falschen Verdacht gerät, eine russische Spionin zu sein. Maria v. Tasnady spielt hier nach ihrem ersten Erfolg in „Schlußakkord“ diese Rolle, die sehr starke schauspielerische Möglichkeiten bietet. Ein Kreis tüchtiger Schauspieler ist für diesen Film aufgebogen, darunter Siegfried Schürenberg, Grete Weiser, Josef Sieber, Lissy Arna, Alexander Gölling, Werner Stock. An der Kamera stand Konstantin Irmen-Tschet.

G. H.



Maria v. Tasnady und Willy Birgel

(Ufa-Klitze)



Willy Fritsch, Grete Weiser und Maria Loja

(Ufa-Klitze)

Zwei Szenen aus „Menschen ohne Vaterland“

Der bessere junge Herr im Film . . .

badet nie in einer einfachen Wanne, sondern stets in einem in der Erde eingelassenen Marmorbade, vor dessen blitzenden Spiegeln Batterien in- und ausländischer Kosmetika ein farbenprächtiges Dasein führen;

nimmt zum Frühstück kein Brötchen mit Marmelade und eine schnell hinuntergegossene Tasse Kaffee zu sich, sondern bekommt regelmäßig nur mal eben kaltes Huhn, ein halbes Dutzend Austern, vier Hummern, Eier, Obst und Salat in großen Mengen serviert, in denen er mit gelangweilter Miene herumstochert; erhält vom Postboten niemals das gekritzelt gewöhnlich Sterblicher überreicht, sondern stets ungummierte Briefe mit einer Buchhalter-Schönchrift; schreibt keineswegs wie ich und du auf einer einfachen Schreibunterlage, sondern regelmäßig auf einer wunderbar geputzten Ledermappe;

sinkt auch nicht darüber nach, was er schreiben soll, sondern läßt seine Feder dreimal über das Papier schweben und schon ist — zum Neid aller Schriftsteller — ein vier Seiten langer Brief fertig;

hat es nicht so leicht wie unsereins, die wir in den Anzug steigen und an die Arbeit gehen, sondern muß vielmehr qualvolle Minuten vor einer endlosen Galerie Herrenanzüge verbringen, weil er nicht weiß, für welchen er sich heute entscheiden soll;

telefoniert nie mit einem banalen Allerweltsprecher, sondern ausschließlich mit einem elfenbeinfarbenen Luxus-Telephon; braucht sich nicht wie alle anderen Menschen an Jagdgesetze und Schonzeiten zu halten, sondern kann zu jeder Tages- und Jahreszeit Rebhühner, Hasen, Wildenten und Rehböcke abschießen; kennt nicht die Mühe des Kofferpackens, sondern legt Kleidung und Anzüge gleich mit Bügel in den Koffer, wobei für ihn die Arbeit erledigt ist, denn Strümpfe, Wäsche und Krawatten nimmt er augenscheinlich nicht mit auf Reisen;

ist ein grundsätzlicher Gegner des Portemonnaies; er steckt sein Geld vielmehr hundertmarktscheinweise in die rechte untere Westentasche;

liest — wenn er in ein Lokal kommt — aus Prinzip keine Weinkarte, sondern bestellt egalweg Sekt — offenbar die Hausmarke; braucht keine einzige Sportart zu erlernen, sondern beherrscht auf Anhieb Tennis, Bridge, Fliegen, Langstreckentauchen und Schweißsprung;

hat es prinzipiell nicht nötig, sich mit der leidigen Beschäftigung des Geldverdienens abzugeben, sondern verbringt seine Tage damit, Geld von seinen verschiedenen Bankkonten abzuheben; womit wir zusammenfassend feststellen müssen, daß keiner der Wirklichkeit so haargenau abgelauscht ist wie der bessere junge Herr im Film. Zwar stimmen weder die Kleinigkeiten noch die entscheidenden Merkmale des menschlichen Schicksals — aber sonst ist alles wie im Leben! Jawohl, genau wie im Leben!

Wilhelm Rauch

der Dichter der Magdeburger Börde

Wilhelm Rauch entstammt einem alten Bauerngeschlecht. Geboren am 16. April 1871 in Altenhausen im Kreise Neuhaldensleben des Magdeburger Landes — lebt er als vorbildlicher Anreger neuen bäuerlichen Kulturlebens frisch und stark mit der Jugend. Seine Wanderjahre führten ihn nach Thüringen und Mecklenburg, aber auch schon nach Gutenswegen in die Magdeburger Börde, wo er als Inspektor tätig war und seine Frau fand. Nach 14 Jahren, in denen er als Administrator im Mansfeldischen wirkte, ging er wieder nach Gutenswegen. Dort wirtschaftet er seitdem auf dem Hof seiner Frau als Bauer.

Schon seit langen Jahren — seit seiner Inspektorzeit — schreibt er Geschichten und Gedichte in seinem geliebten Altenhäuser Heimatplatt zum Lobe seiner Heimatlandschaft und zur Erhaltung und Neubelebung ihres Brauchtums.

Auch als plattdötscher Bühnendichter ist er mit Erfolg hervorgetreten. Sein Bauerndrama „De wittte Rausenstrutz“ ging nun schon bald hundert mal über deutsche Dorfbühnen. In der Hauptstadt seiner Heimat — in Magdeburg — wurde dieses Drama gelegentlich einer Erntedankfeier in der Stadthalle aufgeführt. Die plattdötschen Einakter „Op Friersäuten“ und „Bursenrecht“ sind viel gespielte und gern gesehene Bauernstücke.

Wilhelm Rauchs Leben und Schaffen, in Verkörperung rechter kernhafter Bauernart, wird getragen von großer Heimatliebe, ist vor allem Dienst am alten bäuerlichen Brauchtum. Seine innigen, von starker Daseinsfreude zeugenden Erzählungen, Märchen, Plaudereien und Verse, wie er kurz sagt: seine „Vortelljen“ sind in strenger Auswahl als vorbildlich ausgestattetes Mundartbuch unter dem Titel „Minschen, Lue un Kinner. Vortelljen ut de Magdeburger Börde“ 1929 (191 Seiten, in Edelappband 3,50 RM.) im verdienstvollen Heimatverlage der bedeutenden



Der Tag neigt sich

Rolleiflex-Foto

Officin von August Hopfer in Burg bei Magdeburg erschienen. Die unten abgedruckte Erzählung „Osterwater“, die von den starken Bindungen der Menschen ihrer Landschaft an das alte Brauchtum zeugt, ist diesem Bande entnommen.

Durch das Buch Wilhelm Rauchs führt ein Weg zum Herzen des echten Volkstums der deutschen Mitte.

Erich Homuth

Wilhelm Rauch, Gutenswegen:

OSTERWATER

Ene Vortellje ut de Madeborjer Börde

Den Am'nd vorr Ostern war't. Trine war bi't Afwaschen von dat Am'ndbrotsgehirre, de Frue hulp se dabi.

„Düt is nu dat Letzte, wenn wi damit fertig sünd, is alles blank, denn kan't Ostern wenn“, seggt de Frue. „Leg dich man freu henn, damit du morgen freu utslapen hast — du wist doch de Ostersonne danzen sei'n?“ — Trine deh, als härre se dat nich ehört.

„Oder hast de dick dat all wer anders owerlegt?“ —

„Nä, Tante, dei will ick ok danzen sei'n, doch segget mick mal, wur is dat mit dat Osterwaterhalen ut't Osterspring, wurgengen hilpt dat?“ —

„Wenn man sick damit wascht, krigt'n ne recht schiere Hut, un wer davon drinkt, ward dat ganze Jahr nich krank, un wat de Hauptsache is, manniges Mäken hatt all sienen Breddigam in dat Springwater esei'n!“ —

„Hilpt dat ok gegen Hölderpläcke?“ —

„Dat ward et woll! — Doch du wist doch etwa würklich nich lossahn un Osterwater halen?“ —

„A doch, mick argern all miene ro'n Haare, denn kriege ick jeden Sommer ok noch sönnen lütten Hölderpläcke an de Nase rumm, un dei mügte ick geern los sien!“ —

„Ach du bist nich rechte klauk, de süht'n, wat de Jugend eitel is. Diene ro'n Haare kleen dick wunderschön, un von Hölderpläcke bin ick noch nist gewahr e worn; un Trinecken, dei lat de man ruhig sitten, wer dick süß dut is, lacht doch!“ —

Doch Trinecken schiene andere Meinung te sien, öht fung richtig an te schrei'n. De Trahnen kulderden öht mana ümmer de Backen dal, un under Snucken und Schrei'n sah se:

„Tante, ji wetten gar nich, wie dat einen deht, jung te sien und ro'e Haare un Hölderpläcke te hemm'n, nä, ick bin je tu un unglücklich, mick kann jo kein Minsche gut sien“, un dabi schreie öht ümmer dulder. —

„Trine, erst hewwe ick dat forr Spas e holl'n, doch es schient dien vule Ernst te sien. Dr bläskt hier un hast' keinen Grund tau. Dick sitten diene ro'n Haare in Wege, un wettest gar nich, wie gut se dick stanno. Du bist dat smuckste Mäken wiet un siet, un dat bloß, weil du ro'e Haare hast. Du hast ne Hut wie luter

Sie'e, un ne Farwe, wie Melk un Blaut — un härst all lange 'n Breddigamm, wenn du man einen wollt härst. Wenn du erst einen hemm'n wist, wart sick schon dei richtige finn'n! — Ick segge dick, teine forr einen!“ —

Trine harre sick ok all wer'n betchen beruhigt, se sä awer doch, als öht den letzten Teilder in de Bänke stell'n dehe: „Un Osterwater hale ick mick morgen freu doch!“ —

„I, dat kannst du jo“, sä de Tante mit Lachen, „doch denn most du awer forr Dau un Dag opstahn, denn dat Osterwater mot erfüllt wern, wenn de Ostersonne opgeiht, un, du wettest, dat Osterspring is op unse Holtwiesche, dat is'n langen Weg! Ick stelle dick hier in de Küche ne Eernbeirpulle henn, da kannst du jo dat Osterwater inne füll'n, un denn wecke ick dick ok bi Tieten. Wenn du dick denn dei Sache anders beslapen hast, kannst du jo liggen bliem'n!“

„Wenn du denn morgen freu von dien Waterhalen trügge bist, un hast dien Vieh besickt, feuhrt dick Phillip na Hut, un bringet Annecken mit. — Ow dei sick ok Osterwater halt?“ —

Nu lache Trinecken wedder, se gaw de Frue de Hand, sä gun Nacht un gung op öhr'n Slapbodd'n, — Trine sä tau de Frue „Tante!“ — Dat kamm daher, dat öht bloß als Husdichter in Howwe war, muste awer alle Arbeien maken, dei ne richtige Maget taukümmt. Annecken war in datsüwiltige Verhältniß bi öhre Öldern. Phillip war dei Sohne hier in Howwe.

Den Ostermorgen bruke de Frue bloß ganz liese te raupen: Trine, un foorts war se hoch ewst. Mannigen Morgen war öht nich sau fienhörig öht Raupen west. Öht trecke sick rasch an, namm de eern Pülle, dei ap'm Führeherd stund, un gung los. Se gung dorch'n Gaarn, damit öht kein Minsche in Dörpe sei'n sulle. — Als öht in Holte war, fungt erst an te dager. Et war öht derh mick sau einerlei, bier ölleene in Holte rum to lopen; doch in Holte war se jo sicher e naug, da war jo kein Minsche, noch dertau opp'n Ostermorgen. In Holte war't sau stille, wie in ne Kirche, bloß ganz boben op ne enzele Barke sa't'n lütten Vöggel, un gung ümmer dulder. Je näher se kamm, desto iwiger harre heit't mit sien Singen. Un wat war dat, kunne se denn man hüte Morgen de Vögelsprake vorstahn, oder drömmte öht mit open Ogen? Se harre sick all öfters ower den Kramts-



Der letzte Schnee

Aufn. R. Künzel

vöggel siene veelen Singsang-Vortelligen efreut, awer non niemals davon vorstahn. Doch ganz düttlich röpt hei allewiele:

Ick kieke wiet, ick kieke wiet! —
Wat ick wer seihe, is sau olt wie nient! —
Se sünd sick be'le von Harten gut,
Sei härre öhm geern tum Breddigam,
Hei öhr ter Brut! —
Sei deiht sick noch zieren,
Hei deiht sich schenieren! —
Pillipp — Pillip, düit is ne ganze Aparte,
Krieg se bi'n Kopp un drück öht ant Hartel!
Hewwe Mut — hewwe Mut, giw'n Kuß,
Denn is alles gut! —

Öht schüddede mit'n Kopp, war denn sauwat möglich, de Vöggel-sproke te vorstahn? — Bet allewiele war öht nist davon gewahr e wor'n, o'r höre dat mit tau'n Ostermorgen. Wen muchte dei Vöggel mit 'Pillip' meinen, doch woll nich öhren Pillip in Howwe? — Dat dei ne Brut hemm'n solle, har öht non nich e markt. Hei war jo os ömmer sau schütern! — Nö, dei harre ganz bestimmt noch keine Brut. In Sömmmer war't e west, o den-süwtigsten Weg, den sei eben gung. Se wollten beide tum Heu drögen; als se vorn in dei hohgen Bäukn kamen, wolle hei öhre Harke dragen, doch se wolle nich, se harre meint, da sleepe se sick nich dod anne. Denn harre hei öht bi de Hand e fat't un se waren ok'n ganz Schuer Hand in Hand egahn, wat ok ganz schöne west war. Doch mit'n male war da hinder ne grote Bäuke sien Vader harvorr ekomm'n, da harre öht sick los eretten un war e lopen, dat öht mit'n ganz heiten Kopp op de Wiesche anekomm'n war. — Sei härre öhm jo ganz geern, denn hei war'n smucken Burssen, doch siet dei Tied harre hei sick nist wer eüert. — Hei harre sick gewiß ne hübschere utesocht, un nich sönnne Rothaarge mit Hölderpläcke! — Doch wat reip de Vöggel eben? Öht harre bi öhr Simmellieren gar nich mehr op sienem Gesang acht egeem'n.

Judit, Judit, mien Wiew, mien Wiew
Is vorrück't, is vorrück't! —
Statt Brie te koken stiew, stiew,
Will se koken Baldrian! —
Aha, aha! —

Und mit lachen war se weg eflögen. Düit is jo'n spaßigen Vöggel — Erst vortellt hei wat von Pillip'n, denn von Judit'n sien Wiew! — 't is doch en snurrigen Ostermorgen. — Nu war öht under dei hohgen Bäukn, da wur öht in Sömmmer Pillip'n weg elopen war. Dat dröge Low raschele um de Fäute. Doch ut dat dröge Low kiekten luter lütje blaue Blaumen rut. Bi'e' Wiedergahn bücke öht sick un plücke sich lütje Strütze, dei öht sick ganz in Gedanken under öhre ro'e Haarkrone stok. Allewiele süht mick nieck Minsche, da kann ick mick jo 'n betchen smuck maken, naher nehme ick se wer von'n Kopp raff. Sau harre öht sick 'n himmelblauen Kranz un öhre goldene Krone legt. — Doch da war jo de Wiesche all, un an den gällen Palmwienbusch dat Osterspring. Öht kieke na'n Himmel. Nöch is de Sunne nich oppegahn, alsau kamm öht ok ter rechten Tied. Öht mußte erst-

mal in't Water kiekken, um te sei'n, wur öhr dei Lewwerblauen-kranz klee'n dehe. Dat Spring lag wie ne Dischplatte grot etwas deiper in den swarten Wischenbodd'n. Wie ne Speigelschiewe, sau glatt un ruhig lag et da. Öht kniee sick henn, stemme öhre beiden Arme op den Wischenrand un bücke sick nu dal, öhr Bild te sei'n. Richtig, dat war öht, un wur dat hübsch utsahg, dei blaue Kranz und dat ro'e Haar! — Mit de rechte Hand stok öht sick noch einige Blaumen under dei Haarkrone, denn speigele öht sick wedder in't Water. — Doch — wat war dat? — Öhr true sick keinen Aten te halen, ok nich rechts un links te kiekken, öht war wie fest ebant. — Da — in dat Water war jo noch 'n Kopp te sei'n — 'n Mannsminsche, un — „Pillip“ schreie öht op, un wörre vor Schreck in't Water efall'n, wenn Pillip nich hoch esprungen un öht oppefängt härre. Nu sat hei neben öht, harre öht in siene Arme, un harre öht all einen Kuß na'n andern egeem'n. Trinecken kunne wieder nist seggen, als: „Wi mick mien Harte pucker! — du hast mick jo to dulle vorföhrt. Dat härre ick doch nich edacht, dick in't Water te sei'n!“ — „Wen wost du denn sei'n?“ —

„Ick hewwe ewerhaupt an keinen Mann edacht, ick wolle jo blöde miene Blaumen!“ — dünn dachte öht an dei Blaumen, un dat öht sick den Kranz under dei Fiechte stoken harre. Öht word fierört un wolle sick dei Blaumen da weg maken. — „Bei letst du sitten, du wetst jo gar nich, wur schön dick dat klee'd, du, miene Säute, mit'n blauen Brutkranz under diene goldene Krone!“

Denn namm hei öht wer in'n Arm un gaw öht einen Kuß na'n andern. Mit'nmale word öht ernsthaftig un frau: „Wist du dick denn würklich eine frie'n mit ro'e Haare un Hölderpläcke?“ —

„Ja, Trinecken, wenn du dei ro'n Haare nich härst, härre ick dick gar nich edacht, un dei paar Hölderpläcke snütgere ick dick balle weg! — Doch nu will't wi Osterwater füll'n, denn de Sunne is bi't Öpgahn.“ —

Als se wer hochstünn'n, un sick Arm in Arm na de Sunne drehten, make de Ostersonne würklich drei Freudensprünge, denn Trinecken hat se dorch de Freudentrahnen würklich tanzen sei'n. In de hohge Elder sat awer wedder de Kramtsvöggel un reip:

Pillip, — Pillip, düit war ter rechten Tied,
Wenn't sau makt, ist't sau olt wie nient!
Tan komm'n Ostern is öht dien Wiew,
Hewwe öht liew, hewwe öht liew! —

Ein fröhliches Osterbuch: **Der Mupfinger Wastl geht zum Bauerntheater**
von Michel Vomland

Für RM. 2,50 bei ihrem Buchhändler

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO



Affenfamilie

F. Walcha

Schlagfertig

Max Regers schlagfertiger Witz war ebenso bekannt wie gefürchtet. Einmal meinte der Komponist Volkmarr Andrä zu ihm, wenn er seine (Regers) Musik höre, werde er nie reger, sondern im Gegenteil matter. Worauf Reger trocken erwiderte: „Und wenn ich deine höre, dann hör' ich immer andrä.“

Die Beschwerde

Zu Kaiser Joseph II. kam einst die Frau eines breven Kammerdieners und beschwerte sich über die angebliche Unleidlichkeit ihres Mannes. Der Kaiser aber fiel ihr bald ins Wort und sagte: „Was ihr in eurer Ehe miteinander habt, das geht mich nichts an!“ Die Frau wollte sich indessen nicht abfertigen lassen und versuchte nun ihren Mann der Hinterhältigkeit und Unverschämtheit gegen den Monarchen anzuklagen. Aber auch diesmal gab ihr der Kaiser kein Gehör und sagte kurz: „Was ich mit meinem Diener habe, das wiederum geht Sie nichts an, adieu!“

Musiker-Geschichten

In Leipzig erzählt man mit einem wohlwollenden Lächeln eine kleine Anekdote, die dem Pianisten Teichmüller und seinen Bruder, den Cellisten, betrifft. Das Cello des Bruders war so baufällig, daß Geheimrat Epich, der die Brüder oft bei sich sah, regelmäßig, wenn die Brüder eintrafen, in die Küche rief: „Emmal Die Brüder Teichmüller sind da — kochen Sie Kaffee und Leim!“

Der bekannte Violinvirtuose Kreisler wurde in Gesellschaft von einer Dame gefragt, weshalb die Geiger so verstimmt seien, wenn ihnen eine Saite reißt. Sie hätten doch noch drei andere. Kreisler lachte und sagte: „Sehen Sie, gnädige Frau, man könnte sagen, wir sind wie die kleinen Kinder. Am liebsten spielen wir auf allen Vieren.“

Der verstorbene Dirigent und Komponist Max von Schillings hörte in einer Gesellschaft einen jungen Tenor damit prahlen, seine Konzerte seien so gut besucht, daß das Publikum sogar in den Gängen stehen müsse. Nachdem er eine Weile schweigend dabei gestanden hatte, wandte er sich an den jungen Mann und sagte lächelnd: „Mein lieber Freund, das ist noch gar nichts, in meinen Konzerten muß sogar ich stehen!“

Was gedruckt ist, ist gedruckt

Marc Twain erzählt: „Als ich in Nebraska noch Sekretär des Gouverneurs war, hatte ich viele politische Feinde. Diese gewissenlosen Kerle ließen eines Tages, um meinen Ruf zu schädigen, eine Notiz in die Zeitung, genannt „Der gellende Kampf des Westens“, setzen, daß ich in schwerer Trunkenheit in den Fluß gefallen und erdrossen sei. Wütend begab ich mich zum Redakteur des „Gellenden Kampftrufes“, stellte mich als lebendig vor und ihn zur Rede. Dieser Zeitungsmann aber sagte: „Was gedruckt ist, ist gedruckt. Wir nehmen nie etwas zurück. Diese Blöße geben wir uns nicht. Alles was wir tun können, ist eine neue Geburtsanzeige von Ihnen einzusetzen. Preis einen Dollar.“

Der galante Bismarck

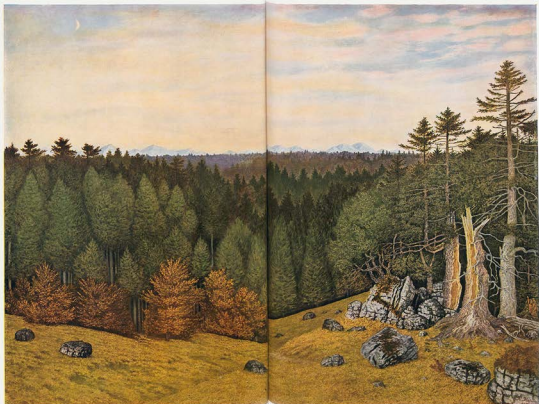
Bismarck erhielt einmal von einer ihm gut bekannten Dame einen Brief, der mit Bleistift geschrieben war. Die Schreiberin bat ihn deshalb um Entschuldigung. „Weshalb entschuldigen Sie sich?“ sagte Bismarck beim nächsten Zusammentreffen. „Mit Bleistift geschriebene Briefe gleichen Gesprächen im Flüsterston!“

Aalglatt

Die bis in ihr Alter leidenschaftliche und anerkennungssüchtige Frau von Staal machte eines Tages mit ihrer Tochter und dem Herzog von Talleyrand eine Bootsfahrt auf dem Genfer See. Plötzlich richtete sie an den Herzog, der ihr allzu eifrig mit der Tochter flirtete, die heikle Frage, wen er wohl im Falle eines Bootsunglücks zuerst retten würde, sie die Mutter, oder ihre Tochter. „O“, erwiderte der aalglatte Talleyrand, „bei einer Frau, die soviel Talente besitzt und so berühmt ist wie sie, würde ich nicht einmal anzunehmen wagen, daß sie nicht auch schwimmen könnte. Ich würde daher zunächst Ihr Fräulein Tochter retten!“

Etwas umständlich

Der Freiburger Philosoph Heidegger, der wegen seiner komplizierten Ausdrucksweise ebenso bekannt wie unverständlich ist, wurde eines Tages von einer Dame beim Tee gefragt, ob er lieber Milch oder Zitrone nehme. Seine Antwort lautete: „Entweder sowohl als auch, oder aber weder noch.“



Über allen Gipfeln ist Ruh'

Karl Haidler

Kunst und Künstler

Die Wahrheit und Einfachheit der Natur sind immer die letzten Grundlagen einer bedeutenden Kunst gewesen.

Was in der Kunst Form geworden ist, das hat ewige Dauer, mag auch Inhalt und selbst Gehalt den Menschen nichts mehr bedeuten.

In der Kunst gilt nur das Erhebende, das uns nach oben führt.

Die Kunst ist jenseits jenes Seins, in welchem Behaglichkeit und Wärme erflaut.

Man muß sich deutlich machen, daß das große Kunstwerk an sich durchaus gegen die Instinkte der Menschen geht.

Es gibt keinen absoluten Maßstab des Könnens in der Kunst, sondern jedes Kunstwerk hat seinen eigenen Maßstab.

Ein Kunstwerk wird immer nur von einem gemacht und von einigen wenigen gefühlt; die große Masse merkt überhaupt nichts von der Kunst.

Ein ernstes Kunstwerk verlangt Vertiefung, Anspannung, Zeitopfer, Überwindung des Ungewohnten... das nur Menschen leisten können, die Muße haben, Gesinnung besitzen, sich verantwortlich fühlen als Gesittungsträger.

Ein Kunstwerk ist eine Einheit, — einen von der „Form“ zu trennenden „Inhalt“ hat es nicht.

Das eigentliche Kunstwerk braucht als Stoff... immer die Gefühle in ihrem stärksten Ausdruck und muß deshalb fast immer das Leben erhöhen, weil im Leben, wo die Menschen eben untereinander auskommen müssen, die Gefühle abgeschwächt werden.

Man mache sich klar, daß ein Künstler das, was er geben muß, nicht durch das bequeme Mittel des Gedankens mitteilen kann; sondern daß er ein neues Weltbild in sich trägt, welches er gestaltet, so gut er vermag. Paul Ernst

Wilhelm Fraenger: „Matthias Grünewald in seinen Werken. Ein physiognomischer Versuch.“ Rembrandt-Verlag, Berlin 1936. 152 Seiten mit 90 (zum Teil bunten) Abbildungen. Kartiert 5,80, Leinen 7,50 RM. = „Kunstbücher des Volkes“ Band 15.

Der Rembrandt-Verlag, dem für den vorbildlichen Ausbau seiner großen Reihe der „Kunstbücher des Volkes“ hohe Anerkennung zu zollen ist, hat Wilhelm Fraengers physiognomischen Versuch zur Deutung der Persönlichkeit Matthias Grünewalds aus seinen Werken in diese immer unentbehrlicher werdende Sammlung aufgenommen. Die starken inneren Spannungen der Kunstformen, die das Grünewald-Problem auch durch diesen Beitrag noch nicht in voller Klarheit zu lösen vermochte, werden damit in bewegter Auseinandersetzung mit den Auffassungen und Deutungsversuchen auf diesem, im Zweifelsfall liegenden Forschungsfeld offenbar. Wie schwer es ist, in das Dunkel eines hinter seinen herrlich leuchtenden Werken versunkenen Lebens Licht zu tragen, erfahren wir im Bekanntwerden mit den Wegen und Ergebnissen der Forschung, die — vorangetrieben durch viele wertvolle Erkenntnisse — durch große aussichtslose Irrtümer leicht in eine Sackgasse gerät.

Seit die Forschung des Meisters rechten Namen: Mathis Gothart-Nithart wiederfindet, ist sie, vor allem durch die Klärung der Fragen, welche die mit Recht oder zu Unrecht als seine Selbstbildnisse angesehenen Werke aufwarfen, auf dem Wege, das Rätsel seiner Persönlichkeit zu lösen. Die Legende: der Sebastian des Isenheimer Altars sei Grünewalds Selbstbildnis — und ihr Schluß: der Meister habe sich als kaum Dreißigjähriger zu diesem Scheitelpunkt deutscher Malerei erhoben — wurden zerstört. Nach Fraengers Beweisverfahren ist mit größerer Gewißheit zu vermuten, daß diese gewaltigste Schöpfung deutscher Malerei „die reife Summe eines Lebens darstellt, das schon die Fünfzig überschritten hatte.“

Das Selbstbildnis

(Aus dem Göttinger Museumsmagazin auf 1923)

Ich, Claas van Thuyne, armer Leute Kind, (das bleibt — prägt sich um Stirn und Wangenbein unlöslich aus) — warf dies Gewirr von Schwarz und Weiß am sechsten Julius im Jahr des Heiles Sechzehnhundertzwanzig früh um sieben nach verwachter Nacht aus Blatt...

Durchs offene Fenster trug der Morgenwind vom frisch gemähten Meedland herben Ruch, und meines Gartens Weiden neigten sich — im Spiegel — tief aufs helle Rosenbeet und die betauten Malven längs des Pfads, den hart der Rahmen schnitt.

Und sah der Blick zu scharf schier aus dem Bilde, das er hielt, indes des Kinnes vollgeschwelltes Rund, der reifen Lippen Trotz verschwist schien dem satten Leben des erwachten Tags. Und, seltsam schwankend, ging die Nadel bald dem zarten Spiel der frühen Lichter nach, bald grub sie um der wissenden Augen Bucht den brüchig kalten Schatten, der verneint, was weich, gerundet, in sich selber ruht; die Rune Haß, Verachtung, bitt're Sucht, sich selbst zu schmerzen, fade Gier und Lust — was in dem dunklen Grund der Seele tief verborgen ruht, ihr selber unbewußt, bis graunvoll es ein Sturm nach oben wühlt: Strandgut am Strand Erkenntnis.

Und ich warf die Nadel hin und sah, todfremd mir selbst und fröstelnd vor mir selbst, die graue Sphinx, des großen Künstlers armes Pluschwerk Mensch.

Moritz Jahn

Doch läßt es sich Fraenger mit dem Versuche zur Klärung der Bildnisfragen nicht genügen. Im zweiten, stärkeren Teile seiner Arbeit gelangt er z. B.: aus überzeugender Anwendung des Vergleichs mit dem Aufbau der römisch-katholischen Liturgie zu einer neuen, einzig glaubwürdigen Auffassung der Weihnachtstafeln des Isenheimer Altars. Grünewalds ganzes Werk wird als Ausdruck seiner reizverwunden, überempfindlichen Persönlichkeit aus den kulturellen Voraussetzungen seiner Zeit weltanschaulich sicher gedeutet. Der gelungene erscheinende Nachweis von der Übereinstimmung der Daseinsansicht des Meisters mit der zwischen Hölle-Erde-Himmel eingespannten Weltanschauung des ausgehenden Mittelalters — weckt die Überzeugung, daß Grünewald: treu dem Gesetz, nach dem er angetreten, seinen Weg gegangen und auch der letzten Entscheidung, dem tragischen Verzicht auf seine Kunst nicht ausgewichen ist, daß Grünewald, dem, als einzigem der deutschen Meister jener Schlüssel Faustens in die Hand gegeben war, der zu dem ewigen Bereich der Mütter führt, da er mit seinem schrägen Haupt (im Blick auf sein Erlanger Selbstbildnis) als ein zum Äußersten Entschlossener dem Gebot gehorcht:

Versinke denn! Ich könnt auch sagen: steige!
S' ist einerlei. Entlieh dem Entstandenen
In der Gebilde losgebundene Räume...!

Wer einen wesentlichen Begriff von der gewaltigen geistigen Auseinandersetzung gewinnen will, die seit Grünewald bis in den Umbruch unserer Zeit noch nicht zur Lösung kam, — wer den Mut hat, der unentrinnbaren Zwiespältigkeit eines solchen Versuchs sich zu stellen, — der greife zu diesem reich und sorgfältig ausgestatteten, preiswürdigen Buche, in dem Wilhelm Fraengers sicher führende Arbeit durch den Rembrandt-Verlag ihre schöne Gestalt erhält.

Erich Homuth

Wilhelm Fraenger:

Matheus Gothard-Nihart, Grünewald genannt

Albrecht Dürers großer Gegenspieler: Mathis Gothard-Nihart steht nicht als solche klar umrissene Gestalt und fest geprägter Meistername in der Kunstgeschichte. So leidenschaftlich überzeugend er das eigene Ich in seinen Bildwerken zum Ausdruck brachte, verfiel er doch gerade als Persönlichkeit solcher Verknennung und Vergessenheit, daß nicht einmal sein bürgerlicher Name sich behauptet hat. Erst durch die jüngste Forschung, die mit dem wahren Namen eine erste Spur seines verschollenen Lebens aufgefunden hat, wurde er zurückgefunden.

Jedoch wie fragmentarisch blieb die bisherige Kunde, wonach er — ungewiß in welchem Jahr — zu Würzburg auf die Welt gekommen, um die Jahrhundertwende (1500) sich in einer mainfränkischen Kleinstadt sesshaft machte: Seligenstadt, dem alten Wallfahrtsort, wo er als Hofmaler und Ingenieur zweier Kurmainzer Erzbischöfe zeitweilig seine Werkstatt unterhielt, um schließlich — durch die Reformation dem Mainzer Hofe und der Malerei entfremdet — als Wasserbaumeister in Halle seinen Tod zu finden. Wann und von welchen Eltern er geboren wurde, welchem Generations- und Schulzusammenhang er angehört, wohin ihn seine Wanderjahre führten, wie ihm der Isenheimer Auftrag zugekommen, kraft dessen er sich unversehens zu dem Scheitelpunkt der deutschen Malerei erheben sollte, und welche innerste Erschütterung ihn kurz vor seinem Ende zu dem evangelischen Bekenntnis zwang: all diese Grundtatsachen seines Lebenslaufes sind dahingesunken, wie auch die Fundamente seiner Werkgeschichte durch eine trümmerhafte Überlieferung zerrüttet sind. — — —

(Besonders eine Frage wurde aufgeworfen, ohne daß sie bis jetzt zu einer Klärung kam: Wie hat Matthias Grünewald ausgesehen? Wilhelm Fraenger unternahm es, den Meister in seinen Selbstbildnissen zu deuten. In der Ruine einer echten Zeichnung Mathis Gotharts, die auf der Erlanger Universitätsbibliothek verwahrt wird, erkennt er ein Altersbildnis des Meisters:)

Das in der Lieblingstechnik dieses Meisters — in weicher Kreide — angelegte Blatt ist leider äußerst schlecht erhalten: sein Papier verbräunt und durch mehrfache Faltungen verstoßen, das Bildnis selbst durch eine spätere Hand entstellt, welche das kreidig lockere Strichgeflecht der ursprünglichen Zeichnung mit brauner Tinte nachgezogen und mit dem Pinsel übergangen hat. An Wangen, Hals und Schläfe des Gesichts läßt sich die alte Kreidemodellierung noch genau verfolgen, wie auch bei den verschlungenen Initialen unter der braunen Strichverstärkung die eigenhändige Signatur noch deutlich sichtbar blieb. Dagegen ist das Datum 1529, das bestenfalls das Todesjahr des Meisters (und dieses noch ein Jahr zu spät) bezeichnen könnte, eine spätere Zufügung. — — —

— — — Trotz aller stümperhaften Retuschierung spricht uns das ursprüngliche Eigenleben der Erlanger Zeichnung noch so heftig an, daß man sich davon ebenso befremdet als eigentlichem angezogen fühlt. Nicht nur, daß uns ihr Antlitz durchaus ungewöhnlich und irgendwie ins Schwärmergeistige überspannt erscheint: auch dessen rein formale Auffassung ist derart eigenwillig, daß sie sich mit dem Typus landläufiger Selbstbildnisse nicht vereinen läßt: Sonst pflegen Selbstbildnisse dadurch charakterisiert zu sein, daß sich ihr Blick geradewegs auf den Beschauer richtet und ihn mit jener bohrenden Genauigkeit fixiert, womit der Maler bei der Arbeit in den Spiegel schaute. Statt dieses selbstbeobachtenden Spiegelblickes finden wir auf der Zeichnung Gotharts einen Augenaufschlag, der sich von dem Beschauer gänzlich abgelöst und allem Umstehenden weit entzogen hat: Mit einem Ausdruck selbstvergessener Entobehtheit, als fühle er sich völlig unbeobachtet und unbelauscht, richtet der Zeichner seinen Blick ins Weite, wo er in ferner Höhe etwas zu erschauen oder zu errahnen scheint. Ob dies ein körperhaftes oder geistiges Gebilde sei, bleibt ungewiß, da wir den Zielpunkt seiner Wahrnehmung oder die Quelle seiner Eingebung nicht sehen können. Doch ist an den Reflexen seiner Miene und Gebärde deutlich abzulesen, daß diesem Manne eine heftige Gemütsbewegung widerfährt: In einer tief erwartungsvollen Spannung gibt er sich dem von oben einwirkenden Wesen hin und die Zusammenziehung seiner muskulären und spirituellen Kräfte ist soweit getrieben, daß sie schon ungeduldig zur Entladung drängt. Sehen wir doch, daß seine rechte Hand bereits den Griffel zückte, um das Empfangene sogleich aufzuzeichnen.



Selbstbildnis Matthias Grünewald
Aus dem Grünewald-Buch von Wilhelm Fraenger

Um diesen schwer deutbaren Seelenzustand begrifflich schärfer zu erfassen, wollen wir zunächst an dem Formgefüge des Gesichtes zu ermitteln suchen, wie dessen Ausdrucksübersteigerung zustande kommt.

Der Eindruck von formaler Überspannung wird durch die Wechselwirkung des emporgestemten Kinns und des tief eingezogenen Genicks erzeugt. Im Nacken ruht der Angelpunkt der Formbewegung, welcher den Spiegel des Gesichtes ganz ins Schräge zieht, während das Kinn den ausstrahlenden Umschlagplatz der Formbewegung bildet.

Scharfwinkelig stoßen zwei energische Diagonalen an dem Kinn zusammen: die Muskeln des emporgereckten Halses und die steile Achse, die von dem Scheitel zu dem Kinnrand zieht. Diese rapide Winkelbrechung wird durch die Umriss der Hakenase — sogar noch zugespitzter — wiederholt, so daß ein kleinerer, nachgeschärfter Keil sich in den größeren hineinklemmen und ihn noch heftiger voranzutreiben scheint. — Wird schon durch diesen „übers Kinn gebrochenen“ Winkel der Eindruck von Gewaltsam-

Morgens und
erst recht abends
Chlorodont

keit hervorgerufen, so wird er noch verstärkt durch die Konturenführung, die von dem Kinnrand zu der rechten Wange und der Schläfe steigt: In einem denkbar eigensinnigen Verlauf gleitet der ausschweifende Umriss des Gesichtes — hier eingewölbt, dort ausgebeult — zu dem Scheitelwirbel, um sich nach rechts in die Verkräuselungen der lang herabwallenden Haare aufzulösen.

Mit einem inneren Koppaß, der ihm nur das Selbst Erlebnis stellen konnte, steuert der Zeichner all den Buchten des Profils nach, wie er auch auf der Binnenseite des Gesichtes sehr feinnervig verzweigte Einzelheiten festgehalten hat: die aderklopfend dünn gespannte Haut der linken Schläfe und die tief eingegrabenen Krähenfülle um den Augenwinkel, die sich durch eine anhaltende Einklemmung der Augenlider bei nachsichtiger Beobachtung gebildet haben.

Sehr eigentümlich ist der Augenaufschlag mit seinem himmelnden Nach-oben-Schweifen, das bis zum Schielen überspannt erscheint, trotzdem jedoch wie ziellos und verloren wirkt. Wir kennen diese Schauen aus dem Alltagsleben, wo man es bei Kurzsichtigen gewahren kann, die selbst auf nahegelegene Gegenstände wie ins Leere starren, wobei die Achsen ihrer Augen auseinandergleiten, so daß der Eindruck eines fassungslosen Blicks entsteht.

Doch wird durch solche Feststellungen das ausdruckschaft Spezifische noch nicht berührt, das uns erst in der Tatsache gegeben scheint, daß dieser Zeichner seinen Gegenstand von unten her zu fassen oder — nach einem Fachbegriff der Künstlersprache — aus der Froschperspektive aufzunehmen sucht. Solch einer Untersicht aus tiefem Winkel fehlt alles willensmäßige Beherrschenswollen und Zielstrebigkeit der Beobachtung, die — nach dem strengen Wortlaut des Begriffs — ihren Gegenstand „von oben her betrachtet“ oder unmittelbar geradeaus fixiert,

wogegen der hier Dargestellte sich in empfindungsmäßiger Nachgiebigkeit und ganz gelöstem Schauen den einströmenden Wahrnehmungen überläßt, die ihm — im eigentlichen Wortverstand — als einem „Nehmenden“ zu widerfahren scheinen. Von hier aus angesehen stellt sich unsere Zeichnung als ein psychodramatisches Gebilde in zwei Akten dar. Denn dem formalen Widerspiel von Kinn und Nacken entspricht jetzt eine zweite, innerliche Wechselwirkung; die Auseinandersetzung zwischen Hand und Auge, auf der die Ausdrucks- spannung dieses Bildnisses beruht.

Die Rechte ist mit angespannter Energie emporgehoben. Mit straffen Knöcheln preßt sie ihre Finger an den Griffelschaft, wobei die stoßbereite Federspitze auf einen ganz bestimmten Punkt: wohin der nächste Federstrich zu setzen ist, fixiert erscheint. Diese Gebärde ist ein Inbegriff der äußersten, schon von der Ungeduld gestachelten Aufmerksamkeit und Tatbereitschaft.

Zu dieser scharf herabzielenden Handbewegung steht die zerstreut emporschweifende Blickbewegung in einem merkwürdigen Widerspruch: Denn dieser Augenaufschlag scheint uns dadurch letztlich charakterisiert zu sein, daß er nicht mit aktiver Strahlung sein Objekt durchdringt, sondern in einem passiv hingegenommen — man möchte sagen: einsaugenden Schauen die Welt der Gegenstände sich zu eigen macht.

Zwischen den aufnahmebereiten Augen und der tatbereiten Hand schwebt die entscheidende Sekunde, worin die anflutenden Wahrnehmungen zu einer darstellbaren Ein-Bildung verdichtet werden. Wer aber könnte diesen schöpferischen Augenblick in seinem Wesenswiespalt zwischen passiver Bildempfängnis und aktiver Bildgebung derart unmittelbar zum Ausdruck bringen als der Meister selbst?

Der Streit um des Esels Größe

Von Horst Biernath

„Mein lieber Herr Doktor“, sagte Gymnasialdirektor Schimmelpfennig mit abgründiger Ruhe zum Tierarzt Bolutus, „schließlich gehört mir der Esel seit fünf Jahren, und seit dieser Zeit füttere und sehe ich ihn tagaus und tagein, nicht wahr... Und wenn ich Ihnen sage, daß er im Rist handbreit größer ist als dieser Tisch hier, dann ist er es auch!“

„Mein lieber Herr Direktor“, entgegnete der Tierarzt mit unendlicher Geduld, „schließlich bin ich Tierarzt, um zu wissen, wie groß ein Esel zu sein hat. Und wenn ich Ihnen sage, daß er nicht höher als der Tisch hier ist, dann ist er es auch nicht!“

Dieser Meinungsstreit fand in der Konditorei von Rakowski in H. statt. Ostpreussische Kleinstadtkonditoreien, muß man wissen, haben nicht nur die Schankrechte für Kaffee und Milch, sondern kredenzen ihren Gästen auch alkoholische Getränke jeglicher Art, so daß sie von Männern ebenso sehr besucht werden wie von der Damenwelt. — Vor beiden Herren standen trotz der sommerlichen Wärme von achtundzwanzig Grad im Schatten dampfende Groggläser, und es war die dritte Auflage dieser Art, die der Kellner vor die Herren hingestellt hatte, seit der Streit über des Esels Größe entbrannt war. Besagter Esel gehörte dem Direktor. Der alte Herr war Junggeselle und bevölkerte seine Einsamkeit mit einer ganzen Menagerie, der er seine Liebe und freie Zeit zuwandte. Neben dem Esel hielt er sich einen Affen, mehrere Papageien und auch einen Kranch, der nach des Direktors ein wenig pessimistischer Meinung klüger war als eine ganze Sekunde von begabtem Durchschnit.

Kurz und gut, da sich die Herren über die Größe des Esels nicht einig werden konnten, entsandten sie einfach den Hausknecht Johann, den Esel herbeizuschaffen, und während der Johann unterwegs war, wetteten die Herren in eigensinniger Verbrissenheit auf zwei Flaschen Rotwein über tischhoch oder handbreit darüber, wobei der Direktor auf „handbreit darüber“ beharrte. —

Wenige Minuten später traf der Hausknecht mit dem Esel ein, und da die Konditoreiräume zu ebener Erde lagen und der Esel sehr gut erzogen war, bestanden keine Bedenken, den Grauen ins Lokal zu führen und die Probe auf seine Größe an dem Tisch vorzunehmen, an dem die beiden Herren saßen. Der Esel wurde neben den Tisch gestellt — und der Tierarzt gewann seine Wette. Der Esel war genau tischhoch. Gelemt ist eben gelemt. — Da der Tierarzt seinen Grog stets ohne Zucker trank, standen drei Schälchen mit je vier Würfeln vor ihm, die er nach und nach an den Esel zur Belohnung für sein Normalmaß und die gewonnene Wette verführte. Der Esel stand brav und stumm zwischen den beiden Herren, muffelte seinen Zucker und nahm im übrigen mit dem Aroma des lieblich aufsteigenden Grogdampfes vorlieb. — Indem ging die Tür, und der Bezirksbauinspektor Kapust aus der Kreisstadt betrat das Lokal. Da er beiden Herren wohl bekannt war, und mit jedem von ihnen schon manchen Skat gedroschen hatte, war anzunehmen, daß er an ihrem Tisch Platz nehmen würde. Er kam auch schnurstracks auf sie zu... stutzte aber plötzlich, fuhr sich über die Augen, verlor sichtlich die Farbe, und verschwand nach einem kurz hingemurmelten verstörten Gruß im Hinterzimmer, wo er sich eine Tasse Kaffee bestellte, die er hastig hinunterstürzte. Kurze Zeit darauf verdrückte er sich ebenso blaß rasch und wortkarg, wie er gekommen war und sowohl der Direktor Schimmelpfennig als auch Doktor Bolutus fanden dieses Betragen im höchsten Maße merkwürdig. —

Einige Wochen später begegnete der Tierarzt dem Baumeister zufällig in der Kreisstadt, und war, kaum daß er ihn erblickt hatte, auch schon fest entschlossen, ihn wegen seiner damaligen auffälligen Flucht zur Rede zu stellen. Ging also auf den Baumeister zu und sagte: „n Tag, Kapust — ich muß mal in aller Ruhe mit Ihnen ein kleines Huhn prüfen. Also kommen Sie mit — nehmen wir einen Kornus hinten Schlips.“

Sagte der Baumeister: „Nichts für ungut, Doktor, aber ich schlage Ihnen eine Tasse Kaffee vor.“

Wunderte sich der Doktor, der den Baumeister als trinkfrohen Mann kannte: „Gottsdonner, seit wann sind Sie denn unter die Milchtrinker gegangen?“

Ewiderte der Baumeister: „Ach wissen Sie, das ist so eine Geschichte. — Muß ich Ihnen doch mal erzählen. Also wie das so geht in meinem Beruf — da ist hier ein Neubau zu besichtigen, und da ein Neubau zu besichtigen, und manchmal drei und vier am Tage... und überall wird man eingeladen, Herr Inspektor hier und Herr Inspektor da. Und dann ein Schnaps, und nein sagen will man auch nicht gerade, warum auch, nicht wahr... und dazwischen ein Bierchen und dann wieder ein Schnaps, — ja mein Gott und dieses Lied nun jahrein, jahraus... Na ja, also wie ich da neulich bei Ihnen in H. war, Sie besinnen sich doch noch, wie, bei Raskowski...“

Sagte der Doktor: „Und ob ich mich besinne!“

Druckte der Baumeister plötzlich und wollte nicht mit der Sprache heraus, — zog den Tierarzt schließlich am obersten Jackenknopf näher heran und flüsterte, während er sich scheu umsah: „Da muß ich doch wohl ein bißchen zu viel eingenommen haben, — oder es hatte sich gerade so summiert, von all den Jahren her auf jenen Augenblick. Aber geben Sie mir vorher Ihr Wort, daß die Geschichte unter uns bleibt. — Der verfluchte Schnaps, also denken Sie nur, wie ich Sie so mit dem Direktor sitzen sehe, was glauben Sie, was mir plötzlich erscheint? — Lebendig, ausgewachsen und grau vom Schwanz bis zum Kopf: Ein Esel! Steht zwischen Ihnen beiden und ist nicht aus den Augen zu wischen. Ein Esel! — Verstehen Sie, und schwor ich mir und hab's gehalten, wenn's auch verflucht schwer war: Von jetzt ab keinen Tropfen mehr!“

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Dortliegendes Heft

gibt Ihnen ein kleines Bild

unferer Leistungsfähigkeit

Graphische Kunstanstalt W. Schütz

München 2110 Fernstraße 10 Fernsprecher 20763

Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung



48. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

Die „JUGEND“ im Urteil der Presse:

Stuttgarter N. S. Kurier 19. 2. 37.

„Jugend“. Die neueste Nummer bringt einige hübsche Ausschnitte aus dem neuen Ufa-Film „Kreutzerzone“ nach dem bekannten Werk von Tolstoi. Außerdem finden wir einige gute Bilder von Brauneis und Kistler. Auch die kleine Erzählung findet eine stärkere Berücksichtigung als früher. (Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Sudenburg.)

Fotofreunde!

Der Frühling lockt Sie und Ihre Kamera ins Freie; ausschließlich gute Aufnahmen werden Sie erzielen, wenn Sie nachstehende Fachliteratur beherrschen:

Auf die Belichtung kommt es an
von Jos. Drausinger RM. 1.10

Richtiges Entwickeln
von Gerhard Isert RM. 1.—

Panchromatische Fotografie
von Gerhard Isert RM. 0.45

Zu haben bei Ihrem Fotohändler
oder im Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstr. 10

In der Schule wurden die Gesetze der Optik durchgenommen. Der Professor ordnete: „Mit einem Auge kann der Mensch wohl Gegenstände sehen, aber sie nicht plastisch erfassen und aus diesem Grunde keine Entfernungen abschätzen. Das beste Beispiel hierfür liefert Ihnen die Odyssee. Als der Riese Polyphem nach dem Schiff des Odysseus mit einem Felsblock warf, verfehlte er sein Ziel, weil er einäugig war und deswegen die Distanz nicht richtig einschätzen konnte.“

Hier unterbrach der Primaner Brann, der sich stürmisch meldete: „Herr Professor! Das eine Auge, das Polyphem hatte, war ihm doch von Odysseus mit einer glühenden Stange ausgebrannt worden!“ „Richtig, richtig!“ beschwichtigte ihn der Professor, „das kam freilich auch noch hinzu!“

Nicht immer handeln die schottischen Witze von Geldangelegenheiten. Der schottische Bauer hat einen trockenen Humor, der sich ab und zu in einem beißenden Satz äußern kann. An einem dunklen Winterabend traf ein Landmann unterwegs einen seiner Knechte mit einer Stalllaterne bewaffnet. „Wo willst du denn noch mit der Laterne hin?“ fragte der Bauer.

„Zu meiner Braut!“ war die Antwort. „Als ich meine Braut besuchte, habe ich keine Laterne mitgenommen!“ sagte der Landmann stolz.

„Nein, das habe ich mir gleich gedacht, als ich Ihre Frau sah!“ war die Antwort des Knechtes, der daraufhin seinen Weg fortsetzte.

Kinz und Kunz sind nicht nur Nachbarn, sondern auch gute Freunde. Kinz ist verheiratet und mit einer Schar Kinder gesegnet. Kunz ist Junggeselle.

Kinzes Kinder spielen oft auf dem Grundstück von Kunz und toben mächtig in dessen Garten herum. Kinz ist dies peinlich. „Sag mal, Kunz“, spricht eines Tages Kinz zu Kunz, „stört es dich nicht, wenn meine Kinder immer in deinem Garten spielen?“

„Aber, Kinzi!“ antwortet Kunz. „Ganz und gar nicht! Du weißt doch: Meiner Freunde Kinder sind auch meine Kinder!“

Die Hausfrau zeigte auf den großen Teppich im Eßzimmer und sagte zu dem bärtigen Mann an ihrer Seite: „Ich gebe Ihnen 25 Pfennig, wenn Sie diesen Teppich klopfen. Sie müssen sich aber beeilen!“ „Keine Angst, meine Dame“, gab ihr der Mann zur Antwort, „für 25 Pfennig bin ich in fünf Minuten fertig!“

Die Kartenschlägerin las aus den Karten: „Ein schwarzer Mann wird zu Ihnen kommen — er hat es nur auf Ihr Geld abgesehen —“

Der Kunde seufzte: „Ich weiß. Das ist der Kohlenhändler, der seine Rechnung bringt.“

Willem hatte sich in fünfzigjähriger, treuer Arbeit vom Laufburschen bis zum Direktor der Firma heraufgearbeitet. An seinem Ehrentage wurde er gefragt, welchen besonderen Eigenschaften oder Leistungen er seinen Aufstieg verdankte.

Willem lächelte. „Das war gar nicht so schwer“, sagte er. „Ich habe es immer gemerkt, wenn meine Vorgesetzten einen Fehler machten — aber ich habe es niemals gesagt.“

Erich hat in seiner Ehe nichts zu lachen. Die Frau schreit den ganzen Tag. Das Haus dröhnt von ihrem Gezänk. Heute schreit sie wieder: „Du lügst, Erich! Eine innere Stimme sagte es mir!“ Stöhnt Erich entsetzt: „Was? Eine innere Stimme hast du auch noch?“

Busse traf seinen Freund.

Der Freund hatte ein blaues Auge und eine ziemlich lädierte Nase. Rief Busse: „Nanu, Karl, seit wann bist du denn verheiratet?“

Das Bähnle schnaufte schon ungeduldig und furchterregend, als ein Herr mit seiner besseren Hälfte ins Abteil stürzte. Gottlob, es war noch Platz. Aber gerade auf dem Eckplatz lag eine kleine Reisetasche. Deshalb wandte sich der neue Fahrgast an den Herrn, der gegenüber saß:

„Mein Herr, wollen Sie wohl so freundlich sein, die Tasche wegzunehmen? Meine Frau würde gern den Eckplatz einnehmen.“ „Nol, mei gut's Herrie“, sagte der Schwabe höflich aber bestimmt, „das Täschle werd' i net wegnehmen.“

Der Fremde war erbost: „Sie wollen sie nicht wegnehmen? — Nun, ich denke auch



Der Frühling ist da — — —



die Bäume schlagen aus!

F. B.

nicht daran. Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als den Schaffner zu rufen.“ Listig bilnzelte der Schwabe. „Rufen Sie nur den Schaffner!“

Der Schaffner kam, übersah die Lage und sagte freundlich: „Sie müssen aber doch das Täschchen wegnehmen!“

„Noi, sel tu i net — i nehm's net weg!“

„Was soll das heißen?“

„Ja, 's ischt scho so, i nehm's amol net weg!“

Da nahm der Schaffner Haltung an: „Mein Herr, ich frage Sie noch einmal, ob Sie das Täschchen wegnehmen wollen?“

„Noi, Herr Schaffner, des tu i beschmitt net!“

Bestürzung und zorniges Augengefunkel, während der Schwabe gemütvoll den Dingen, die da kommen sollten, entgegensteht. Der Schaffner versucht noch einmal: „Aber warum wollen Sie denn das Täschchen nicht wegnehmen?“

Da schmunzelte der Schwabe: „Ja, bei meiner Seele, weil's net mein ischt, — i werd doch a fremd's Täschle net wegnehmen — i bin ja koi Dieb!“

Da kam auch der Fahrgast, dem das „Täschle“ gehörte und der für kurze Zeit das Abteil verlassen hatte, wieder.

Sparsamkeit

„Ob Sie es glauben oder nicht — monatelang habe ich meiner Frau Vorträge über Sparsamkeit gehalten...“

„Und hatten Sie Erfolg damit?“

„Gewissermaßen indirekt; ich mußte mir das Rauchen abgewöhnen.“

Wirkliches Übel

„Das ist ein wirkliches Übel mit meinem Mann.“

„??“

„Wenn ihm nicht gut ist, trinkt er einen Schnaps, und wenn er einen Schnaps getrunken hat, so ist ihm nicht gut.“

Prüfung

„Aber Herr Kandidat, Sie wissen nicht einmal, wo Ihre Milz sitzt?“

Natürlich ungefähr da, wo Sie Ihre Uhr tragen.“

„Das ist unmöglich.“

„Wieso denn?“

„Ich trage eine Armbanduhr.“

Der Ausweg

Im Eisenbahnzug. Müller sitzt mit einem Herrn allein im Abteil. Ist nervös. Plötzlich stoppt der Zug die Geschwindigkeit. Sagt Müller: „Ach du lieber Himmel! Jetzt habe ich plötzlich die Notbremse gezogen! Dieser Spaß kostet mich runde hundert Mark.“

Meint sein Gegenüber: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Herr Nachbar. Zahlen Sie mir die Hälfte, und ich kriege einen kleinen Tropenkoller und laufe Amok.“

Ski-Unterricht

Nach einigen Stunden fragt der Skilehrer: „Welches ist die beste Bindung?“ und sieht Fräulein Marga an.

Fräulein Marga erwidert sofort: „Die Ehe!“

Noch nicht so weit!

„Denke dir bloß, sie hat ihren Mann dabei überrascht, wie er das Dienstmädchen küßte. Um sie zu versöhnen, hat er ihr ein neues Kleid gekauft.“

„Nun hat sie natürlich das Mädchen zum Teufel gejagt!“

„Bis jetzt noch nicht. Sie braucht noch einen neuen Hut.“

Im Zoo

Karl wird von seiner Tante in den Zoo geführt. Vor einem Käfig bleibt er stehen. „Schau mal, Tante, was das für ein komisches Tier ist?“

„Das ist ein Wasserschwein, — ein Schwein, das ins Wasser geht.“

„Aber Tante, wenn es ins Wasser geht, ist es doch kein Schwein.“

Vergleich

„Mein Mann ist wie der Mond.“

„Nanu?“

„Mal nimmt er zu, mal nimmt er ab, mal ist er voll.“

Der siebente Himmel

„Als ich der Erika gestern einen Heiratsantrag machte, sagte sie, ich würde sie in den siebenten Himmel entführen.“

„Stimmt haargenau! Sechsmal ist sie schon geschieden.“



A. Fiebig

„Schatz, wir müssen nochmal umkehren, jetzt hab' ich doch die Goldfische vergessen!“

Gewesene Zwillinge

„Herr Müller, Sie und Ihr Fräulein Schwester sind doch Zwillinge, nicht?“

„Gewesen, gewesen! Heute ist meine Schwester fünf Jahre jünger als ich.“

Der Grund

„Mein Mann sagt, ihm ginge die Arbeit besser von der Hand, wenn er an mich denkt.“

„Habe ich geahnt, als ich ihn gestern Teppiche klopfen sah.“

Zeitschriften-Vertreter

zum Vertrieb bekannter und lohnender Hefte gesucht. Angebote unter J 216 an den Verlag der „Jugend“.

Was ist das?
Lebensbund
Die älteste, beste, beliebteste, bewährteste Groß-Organisation d. Sichfindens u. sichnahens 25 Jahre ein faktischer, gesetzmäßiger, heiliger, ewiger Bund. Keine Gewerkschaft. Vornämlich: Anerkennung von kirchl. Behörden, Kantonen, Bistümern, Aufklärungssch. d. s. 24 P. 10. d. Bundesgesetz. Verlag Beierle, Nr. 67

Harnsäure

Gelinde abführend u. wasserfreiend entfernen Apotheker Fajching Harnsäurepfilen aus dem Körper die überflüssige Harnsäure, (Ursache von Verdauungsstörungen, Hautausschlägen, Augenentzündungen, Fieberabkühlungen, Herz- u. Gefäßkrankheiten, Arteriosklerose, Gicht, Nerven- und Muskelschmerzen, Diät, Rheuma, Podagra, Nierensteinen.) Schadlos! Ausreichend für 50 Tage Mk. 1.50. — Ganze Kur Mk. 4.—. Nur in Apotheken. Verlangen Sie folgendes Prospekt vom Hersteller Schützen-Apotheke, München 2NW

DIE FOTO-JUGEND

Die Osterente

Aufn. Gerhard Isert



Goldene Fotoworte

NEGATIV-TECHNIK

Grundbedingung ist Sauberkeit. Denn die Entwicklung ist ein chemischer Vorgang, der mit größter Sorgfalt durchgeführt werden muß.

Alle fotochemischen Vorgänge sind abgestimmt auf eine Temperatur vor 18–20° C. Es muß also besonders in den warmen und kalten Jahreszeiten darauf geachtet werden, daß die Böden entsprechend temperiert sind.

Bei der Entwicklung bildet sich aus dem belichteten Bromsilber metallisches Silber. Der Vorgang erfolgt allmählich. In der Emulsion entstehen zunächst kleine Silbergebilde, die sich nach und nach vergrößern und schließlich miteinander in Verbindung treten können. Das bedeutet praktisch eine Zunahme der Korngröße, die von der Entwicklungsdauer abhängig ist.

Feinkornentwicklung ist deshalb zu einem Teile kurzfristige Entwicklung, die eine nicht zu knappe Belichtungszeit voraussetzt.

Die Entwicklung muß heute als ein im wesentlichen automatisch erfolgreicher Vorgang angesehen werden. Individuelle Entwicklung ist überholt und durchaus überflüssig. Denn die Erfassung eines weiten Tonumfangs erfolgt bereits von der Emulsion her und wird durch reichliche Belichtung wirksam unterstützt. Zu beachten bleibt allerdings, daß für Umkehr-Emulsionen (Schmalfilm, Farbfotografie) weder reichliche noch kurze Belichtung günstig ist, sondern hier auf

absolut richtige Belichtung Wert gelegt werden muß.

Die Entwicklung wird man im wesentlichen nach Zeit vornehmen, wobei dann und wann eine kurze Kontrolle im Dunkelkammerlicht eingeschaltet werden kann. Manchen Entwicklern liegen Entwicklungstabellen bei, die gute Anhaltspunkte insbesondere auch für die Dosenentwicklung geben. Die Wahl des Negativentwicklers ist vom Material abhängig. Für kleine Formate ist Feinkornentwickler vorzuziehen, der auch bei großen Formaten für den Fall einer Ausschnittvergrößerung wesentlich wird. Rapidentwickler sind bei knappen Belichtungszeiten (Sportaufnahmen usw.) von Nutzen, Kontrastentwickler steigern die Tonunterschiede und haben in der Reproduktionsfotografie Bedeutung.

Zum Selbstansatz eines Entwicklers ist nicht zu raten. Denn ein solcher Entwickler fällt niemals gleichmäßig aus und wird auch nicht wesentlich preiswerter als eine fertige Handelspackung. (Ausführliche Angaben in „Richtiges Entwickeln“, Fotowelt-Bücherei Bd. 1.)

Für Roll- und Kleinfilm ist Dosenentwicklung zweckmäßig und sauber. Es gibt Geräte für ausschließliche Dunkelkammerarbeit, für Dunkelkammerladung und übriger Verarbeitung im Tages- bzw. weißem Kunstlicht und für völlige Tageslichtentwicklung.

Nur Dosenentwicklung vermeidet bei Filmstreifen (Rollfilm, Kleinfilm) mechanische Schichtverletzungen sowie Luftschleier (Grauschleier).

Solche Entwicklungsgeräte gestatten Entwicklung, Zwischenwässerung, Fixage und

Schlußwässerung in denkbar sauberer Weise.

Einzelaufnahmen auf Platten und Schnittfilm werden für den Amateurbetrieb nach wie vor am besten in Schalen entwickelt und fixiert.

Fixierentwicklung stellt ein Einbadverfahren dar, indem mit einer Lösung zugleich Entwicklung und Fixage erfolgt. Unter genauer Beachtung der Gebrauchsanweisungen werden gute Ergebnisse erzielt.

Im Zweibadverfahren ist eine scharfe Trennung von Entwickler und Fixierbad zur Vermeidung von Fehlergebnissen wichtig. Schon geringe Mengen haben schädigenden Einfluß (Herabsetzung der Intensität, Farbschleier, Kraftlosigkeit).

Die Fixierdauer beträgt im allgemeinen 10–15 Minuten. Allzu starke Beanspruchung des Fixierbades ist nicht am Platze (1 Liter Fixierbad reicht für etwa 80 Platten 9x12 cm).

Gute Wässerung ist für die Haltbarkeit der Negative Vorbedingung. Für Einzelaufnahmen sind Wässerungskästen zu empfehlen, für Filmstreifen findet gleichzeitig die Entwicklungsdose Verwendung.

Die Aufbewahrung der Negative erfolgt am besten in besonderen Ordnern oder einzelnen Pergamintaschen. Nur so werden Kratzer vermieden und ist übersichtliche Zusammenstellung möglich. Filmstreifen sollen nicht in Rollenform aufbewahrt werden, da auch hier die Gefahr von mechanischen Verletzungen besteht. Am besten werden Filmstreifen in Stücke zu drei, vier oder fünf Aufnahmen zerschnitten und plan in entsprechenden Ordnern verwahrt.

J U G E N D

NUMMER 13 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Die Tänzerin Senta Maria

H. Barrenscheen

OTTO LUDWIG

Deutsche Mahnung

Werdet Männer doch, bei Christ!
Bleibt nicht knabenhaft!
Unerschöpflich Bergwerk ist
Deutschen Sinnes Kraft,
Hängt euch nicht an fremdes Wort,
Kehrt zu euch zurück!
Mutig schreitet fort und fort,
Vorgewandt den Blick!
Deutsch sei euer Tun und Buch,
Freunde folget mir!
Byron wart ihr lang genug,
Seid nun einmal ihr!



1813–1865

Gruß an das neue Deutschland

Und Millionen Stimmen
Aufjubeln nah und fern;
Es steigt mit neuem Flimen
Des Vaterlandes Stern.
Dann laßt die Dränger kommen
Von Ost und Nord und West —
Was soll den Drängern frommen,
Steht Deutschlands Einheit fest?

Drei Dichterwitwen¹⁾

Novelle von Ottomar Enking

Über die Affodillwiesen des Elysiums schwebten drei Frauen-seelen dahin. Sie hatten die Arme ineinander verschränkt, und die beiden äußeren neigten der mittleren das Haupt zu.

Nun trafen sie auf einen Hain, an dessen Rande ein Bach plätscherte. Sie senkten sich hernieder, ließen sich los und saßen still beisammen.

In ihren Augen glitzerte der Widerschein des schnellen Gewässers. Und in ihnen für die es keine Zeit mehr gab, ward bei diesem Anblick ein Schimmer der Erinnerung wach an jenes Leben, das im Zeitlichen verfließt und dem die Zeit ihr Dasein dankt.

Eine Schau tat sich vor den Frauen auf, ein bewegtes, menschen-erfülltes Gemälde, und jede von ihnen sah eine Gestalt, mit der sie sich eins wußte.

Und sie, die der Gott mit dem Flügelstab von den dreien zuletzt auf diese Gefilde geführt hatte, hub an:

„Da stehe ich, das reife Weib, auf hoher Bühne. Mein Schleier weht. Die Locken ringeln sich um die Schläfen. Weit aus laden die Arme. Mein Schritt ist erhaben. Leid liegt mir auf dem Antlitz, Schuld brennt in der Brust, und ich bin selbst das Geschick, das mich vernichtet. Unter der Menge, die, von der Wucht meiner Sprache erschüttert, bleiche Gesichter zu mir emporstreckt, vernimmt mich auch der, dessen Wesen mich anstrahlt, obgleich ich ihm nie zuvor begegnet bin. Das Band ist geflochten, ehe wir es ahnten, — es hat nicht nur fesselnde Kraft, wir lernen es kennen, was es heißt: von Urbeginn zueinander gehören.“

So spricht sie. Ihre Züge sind geformt von getragener Rede und von den fest ausgeglichenen Spuren der Falten, wie sie dem Menschen das späte Alter einzeichnet. Eine Heldin.

Und die Zweite, Jungendlichere, am frühesten hier Gelandete, begann weichen Tones:

„Ein Mädchen steigt zaghaft mit seiner Schwester hinter der Mutter die Treppe hinauf zu einer engen Stube. Es empfängt sie ein Jüngling, — oder muß man ihn schon einen Mann nennen? — von seltsam zwiespältigem Aussehen. Adel auf der Stirn, gewaltiges Leuchten in den Augen, um den Mund etwas, wovor das Mädchen erschrickt. Nur eine kurze Weile. Keine Wärme entwickelt sich zwischen den beiden. Abschied und doch der Anfang.“

Die Dritte aber, lieb und schlicht, ein Hauch milden Greisentums geht von ihr aus:

„Im lauschig einsamen Tale lustwandle ich mit meinem Vater. Da trifft mich ein Blick, wie suchend. Ich spähe auf: im Vorübergehen streift mich ein stattlicher Mensch. Schön der Kopf unter dem breiten Hute. Er grüßt die Unbekannten, er bleibt stehen, und als mein Vater an der Biegung des Weges sich umwendet, sieht er jenen noch immer stehen, uns versonnen betrachtend. Und nie mehr hat mich etwas von ihm getrennt.“ Sie kam nicht lange vor der Heldhaften auf die Insel der Schönheit.

Und wieder nahm die Zweite das Wort:

„Schwestern! Emilie und Christine! Von da an war es für uns alle Drei das Gleiche.“

¹⁾ Diese Jahreszahlen zeigen, wie verhältnismäßig kurz die Ehen waren.

Schiller	Charlotte	Ludwig	Emilie	Hebbel	Christine
geb. 1759	geb. 1766	geb. 1813	geb. 1826	geb. 1813	geb. 1817
verh. 1790 (31 Jahre)	verh. 1790 (24 Jahre)	verh. 1852 (39 Jahre)	verh. 1852 (26 Jahre)	verh. 1846 (33 Jahre)	verh. 1846 (29 Jahre)
gest. 1805 (46 Jahre)	verw. 1805 (39 Jahre)	gest. 1865 (52 Jahre)	verw. 1865 (39 Jahre)	gest. 1863 (50 Jahre)	verw. 1863 (46 Jahre)
	Ehe 15 Jahre		Ehe 13 Jahre		Ehe 17 Jahre
	gest. 1826 (60 Jahre)		gest. 1903 (77 Jahre)		gest. 1910 (93 Jahre)
	Witwenzeit 21 Jahre		Witwenzeit 38 Jahre		Witwenzeit 47 Jahre

„Das Gleiche, ja, Charlotte“, entgegneten die beiden anderen. Die drei Seelen schwiegen. Ihre Teil des Volkes am ehrerbietigsten. Es war nur noch ein Hineindenken in die eigene Welt, die verklungene und dennoch, trotz des Letzterkrankes, unvergessliche, denn es war ein Muttertraum, den die Frauen durchlebt hatten, und keiner Mutter schwindet in alle Ewigkeit das Gedächtnis an ihr Kind.

Kinder, hilfsbedürftige Kinder — die Männer, denen sich das Volk neigte und der beste Teil des Volkes am ehrerbietigsten. Reine Geistigkeit im schnell zerfallenden Leibe. Macht des Gemütes, — Schwäche der Glieder. Überquellendes Schöpferium, — trostloses Versieken der Kraft, die von der Seele festgehalten wird, daß sie sich ihrer als des Mittels zur Zeugung bediene. Ein Verzweifeln, aber nie ein Verzicht, denn das Göttliche ruft auch dem düstersten Nein sein siegend strahlendes Ja entgegen. Werk! Immer wieder das Werk! Die Schmerzen für dich, Weib, die Freude für die Menschheit.

Das eine vollendet, das andere auftauchend.

Der Zweifel für dich, du Gute, die leuchtende Gewißheit für die andern alle.

Mißmut. Haß dem vermeinten eigenen Unkönnen...

Alles Heftige für dich, du Liebe, Harmonie für Mitwelt und Nachwelt. Unaufhaltsamer Flug ins Weite und dabei ein zitterndes Sichanklammern an dich!

Stolz in die Höhe, wo es keine Grenze gibt, fromme Demütigkeit vor der Weibsmutter, der Notwendigen, alles Verstehenden, alles Hegenden, alles erst in ihren feinen Sinnen Befruchtenden. Aufsteigen. Hoffen. Der Erfolg deht die Jahre. Die Sehnsucht nach seinem Wachsen macht sie reich, die Enttäuschung gibt ihnen Farbe.

Ernstfroh ist das Frauenherz bei solchem Helfen. Hat es nicht aber auch schwere Stunden?

Die Schatten durchschauert es.

Die schwerste Stunde zieht auf grauem Fittich an ihnen vorüber. Charlotte sieht sich auf dem Fieberlager, — verschwommen die Sorgenmiene ihres Schiller über ihr. Jetzt — der Herzschlag überstürzt sich, bald kann er nicht mehr so ungeheuerlich rasen. Ohnmächtiges Umdunkeltwerden, fast wohlthätiges Hinscheiden, und doch das eine furchtbare Weh: ihn verlassen? Da nimmt sich das Herz zusammen und zwingt sich zum ruhigeren Weiterschlagen. Christine Hebbel steht am Fenster. Gleich muß der Wagen heranrollen, der die Nordländerin bringt. Sie ist verblüht, sagt er. Aber warum? Weil sie, die Uppige, ihr den Mann ihres ganzen Liebes- und ihres ganzen Opferwillens geraubt hat. Gleich muß sie da sein. In der Erwartung zerquält sich das Gewissen der Künstlerin. Tat sie nicht Sünde gegen ein edles Menschenkind? O wäre der erste Händedruck schon gewechselt! Emilie hat mit ihren Söhnen, — denn Ludwigs wollen umziehen, — den Hausrat eingepackt. Da fordert der Dichter die Kiste mit den Entwürfen. — „Verbrennt sie“, so lautet sein Befehl, „die Seelen aus meinen Damenplätzen stehen nachts an meinem Bett und fordern ihr Leben von mir. Dem muß ich ein Ende machen. Ich bin zu krank, ich kann den Seelen ihren Leib nicht mehr schaffen.“ — Emilie nimmt es auf sich, sein Geheiß zu vollziehen, und bevor sie Heft auf Heft dem Feuer übergibt, streichelt sie es und küßt es. Sie hat an jedem mitgedacht, mitgeschrieben, in jedes ihre unermüdete Frauenzuversicht, ihren Glauben an das Aufschwollen des Keims zur Größe mit hineingebracht. — Als ob sie ihr Fleisch und Blut auf den Scheiterhaufen legt. Es muß sein!

Die Jahre, fast gesprengt von innerer Herrlichkeit, brechen ab, — früher oder später unvollendet bleibt das zweite Jahrzehnt.

Schiller. Hebbel. Ludwig.

Der Tod kommt.

Ist es wahr, was der Dithmarscher sagte: „Kein Mensch verläßt die Erde, so lange sie ihn in Rücksicht auf Geist und Herz noch verändern kann; der Tod hat nur Macht über das Gewordene.“ Ob wahr oder nicht. Der Tod ist da.

Und aus der Mutter wird die Bewahrerin, die Hüterin, die Priesterin.

Ja, das ist das Heiligende: des Mannes Sterben weicht die Frau. Die drei Schatten bebten. Sie faßten einander wieder an.

„Für uns Drei abermals das Gleiche“, sagte Charlotte, „lange Jahre, länger als das Gemeinsame.“

„Trauer und doch Glück“, fügte Christine hinzu. „Die entglittene Feder schrieb weiter, freilich nur in uns, wir aber erlebten im Herzen noch Werk auf Werk, wie sie es schaffen wollten. Wir wußten, was sie planten, wir brachten es mit hierher.“

„Ja“, flüsterte Emilie, „ob es den Menschen leuchtet, ob es für sie unsichtbar im Ather bleibt, wo ist da ein Unterschied? Es ist da!“

Zu den Scheitern der Frauen rauscht es.

Riesen und Riesinnen in dichtem Zuge wallfahrten einher. Kämpferische und dulddende Erscheinungen, schreiend, schluchzend, frei und in Ketten, den Stahl in der Kehle, das Gift im Kelch, mit güldenen Schätzen und mit köstlicher Entsagerhoheit, wunderbar gewandt und kaum einen Fetzen auf der Blöße. Ein Gewirr von höchster Ordnung.

Ein Gedränge, ein Getriebe, eine Geschäftigkeit. Lachend, trotzend, wimmernd, in Königsrüstung und im verführerischen Schleier, Weisheit verkündend, Torheit austreuend.

Die Gedankenbilder, die Gleichnisse der Ideen, die im Hirn der Dichter entstanden und in die Frauen hinübergeglitten sind.

Ein Zug, die Erde hätte ihn nimmermehr gelaßt.

Vorbei wie eine Sonnenfinsternis.

Blau der Himmel.

Die drei Frauenseelen erhoben sich von ihrem Sitze am Waldbache und schwebten über die Affodillwiesen dahin.

Sie hatten die Arme ineinander verschränkt, und die beiden äußeren neigten der mittleren das Haupt zu.

Drei Dichterwitwen

Aus dem „Otto-Ludwig-Kalender“ (Böhlau-Verlag, Weimar)

Albrecht-Dürer-Haus in Nürnberg

Ikolfex-Aufn. — F. Lengenfelder, Nürnberg





Ottomar Starcke

Goethe

Die Leiden des jungen Werther

Aus dem ersten Buche:

Am 10. Mai

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Tal um mich dampft, und die hohe Sonne an der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen den Heimen, die unzähligen, ungründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alllebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält! Mein Freund, wenn dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehe ich mich oft und denke: Ach! könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund! — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinung.

Am 13. Mai

Du fragst, ob du mir meine Bücher schicken sollst? — Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß sie mir vom Halse! Ich will nicht mehr gelehrt, ermuntert, angefeuert sein; braus' dieses Herz doch genug aus sich selbst; ich brauche Wiegesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörendes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstät hast du nichts gesehen als dieses Herz. Lieber! brauch' ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung, und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen! Auch halte ich mein Herz wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet. Sage das nicht weiter! es gibt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 30. Mai

Was ich dir neulich von der Malerei sagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunst, es ist nur, daß man das Vortreffliche erkenne, und es auszusprechen wage, und das ist freilich mit wenigem viel

gesagt. Ich habe heute eine Scene gehabt, die, rein abgeschrieben, die schönste Idylle von der Welt gäbe; doch was soll Dichtung, Scene und Idylle? muß es denn immer gebesselt sein, wenn wir Teil an einer Naturschau nehmen sollen? Wenn du auf diesen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwartest, so bist du wieder übel betrogen; es ist nichts als ein Bauerbursch, der mich zu dieser lebhaften Teilnahme hingerissen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, denk' ich, übertrieben finden; es ist wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das diese Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Gesellschaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil sie mir nicht ganz anstand, so blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerbursch kam aus einem benachbarten Hause, und beschäftigte sich an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir sein Wesen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach seinen Umständen; wir waren bald bekannt, und wie mir's gewöhnlich mit dieser Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bei einer Witwe in Diensten sei, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er sprach so vieles von ihr, und lobte sie dergestalt, daß ich bald merken konnte, er sei ihr mit Leib und Seele zugetan. Sie sei nicht mehr jung, sagte er, sie sei von ihrem ersten Manne übel gehalten worden, wolle nicht mehr heiraten, und aus seiner Erzählung leuchtete so merklich hervor, wie schön, wie reizend sie für ihn sei, wie sehr er wünsche, daß sie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres ersten Mannes auszulöschen, daß ich Wort für Wort wiederholen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieses Menschen anschaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters besitzen, um dir zugleich den Ausdruck seiner Gefühle, die Harmonie seiner Stimme, das heimliche Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können. Nein, es sprechen keine Worte die Zartheit aus, die in seinem ganzen Wesen und Ausdruck war; es ist alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Besonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über sein Verhältnis zu ihr ungleich denken und an ihrer guten Aufnahme zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Gestalt, von ihrem Körper sprach, der ihm ohne jugendliche Reize gewaltsam an sich zog und fesselte, kann ich mir nur in meiner innersten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde und das heiße, sehnliche Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehen; ja wohl kann ich sagen, in dieser Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir sage, daß bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmachte!

Ich will nun suchen, auch sie ehestens zu sehen, oder vielmehr, wenn ichs recht bedenke, ich will's vermeiden. Es ist besser, ich sehe sie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erscheint sie mir vor meinen eigenen Augen nicht so, wie sie jetzt vor mir steht; und warum soll ich mir das schöne Bild verderben?



Ottomar Starcke



Aus Jean Pauls Tagen

Zeitgenössisches Aquarell von Schellhaas

Original: Homuth-Archiv

Von der Bücherbräuererei und von der Wichtigkeit eines Bücherschreibers

Der beglückende Gedanke, wovon ich rede, war, das zu machen, was ich hier mache — ein Buch. Hier fuhr aus den aufgezogenen Schleusen des Herzens ein reißender Strom von Blut unter das Räder- und Mühlenwerk seiner Ideen hinein... Ich kenne keinen größeren geistigen Tumult in einem jungen Menschen, als wenn er in der Stube auf- und abgeht und den kühnen Entschluß faßt, ein Buch Konzeptpapier zu nehmen und ein Manuskript daraus zu machen — ja man kann darüber disputieren, ob der Konrektor Winkelmann und der Feldherr Hannibal hurtiger die Stube auf und abliefen, als beide des eben so kühnen Sinnes wurden, nach Rom zu gehen. Siebenkäs mußte, da er eine Auswahl aus des Teufels Papieren zu schreiben beschlossen, zum Hause hinaus und dreimal um den Marktflecken laufen, um die rollenden beweglichen Ideen durch müde Beine wieder fester in die rechten Fugen einzuschütteln. Er kam, müde vom innern Verglühen, zurück — sah nach, ob genug weißes Papier zu Manuskripten da sei — und lief auf seine ruhige Haubensteckerin zu und küßte sie so schnell, daß sie kaum die Stecknadel aus den Lippen — den letzten Dorn an diesen Rosen — ziehen konnte... „Freu' dich doch“ — sagt' er — „tanze mit mir herum — ich schreibe morgen ein Opus, ein Buch.“ — — —

Ein ander mal sagte er zu ihr: „Ich bringe dir jetzt das Vorzüglichste vom Werte eines Autors bei und gebe dir den Schlüssel über Vieles... Es gibt da Schmeckerherren, die vorher jedes Buch kosten und nachher den Leuten sagen, ob es ihnen schmecken werde. In der Erboßung nennen wir Autoren sie freilich oft Recensenten; aber sie können uns gerichtlich darüber belangen. Da die Schmeckerherren selten Bücher schreiben, so haben sie besser Zeit, die der fremden Leute durchzusehen und zu taxieren. Ja, oft haben sie selber schlechte gemacht und wissen also gleich, wie ein schlechtes sein muß. Manche sind aus demsel-

ben Grunde Schutzpatrone der Autoren und ihrer Bücher, weswegen der heilige Nepomuk den Schutzpatron der Brücken und der Leute, die darüber gehen, macht — weil er nämlich selber einmal von einer ins Wasser geworfen worden. Unter diesen Herren wird nun meine Schreiberei dort herumgeschickt, sobald sie in Druck gebracht worden ist. Jetzt gucken sie meine Sachen durch, ob ich recht deutlich und leserlich geschrieben — ja oft urteilen sie sogar (welches ihnen aber nicht gebührt) über die Gedanken selber, die ich hingeschrieben. Mach ich vieles falsch und erzdumm, und es wird nachher so hingedruckt. Das tut aber einem Menschen wahren Schaden. Denn die Schmeckerherren reißen, — bevor sie dem Buche einen Namen geben, überall da, wo es verdruckt ist, abscheuliche Schnittwunden und Löcher ins schönste Papier. — Dann lassen sie einen Zettel im Reiche umlaufen, auf welchem sie mich ausflizen und mir einen bösen Leumund machen.

Schreib' ich freilich vortrefflich und leserlich und recht mit wahrem Verstand —, überleg' ich jedes Wort, eh' ichs schreibe; scherz' ich auf diesem Bogen, lehr' ich auf jenem, gefall' ich auf allen: so muß ich dir auch sagen, daß die Schmeckerherren Leute sind, die so etwas zu schmecken wissen, sich hinsetzen und Laufzettel zirkulieren lassen, auf denen das Geringste, was sie von mir sagen, das ist, daß ich von den Universitäten etwas mit hinweggebracht habe und für solche also wieder etwas liefern könne. Kurz, sie sagen, sie hätten nicht in mir gesucht und ich hätte Gaben. Ein dergleichen Lobpreisen aber, das dem Manne widerfährt, Lenette, das kommt nachher auch seiner Frau zu statten...“ — — —

Aus den: „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“ Jean Pauls seinem „Deutschen Roman „Siebenkäs““ III. u. V. Kap. / Jean Pauls sämtliche Werke. Histor.-krit. Ausg. der Preuß. Akademie der Wissenschaften, u. d. Dt. Akademie. I. Abt. 6. Bd. Weimar, Verlag Böhlau, 1928.



Abb. 1

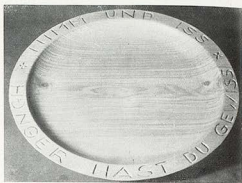


Abb. 2

WAS IST VOLKSKUNST?

Seit etwa drei Jahren betont man immer mehr die Volkskunst! Und wenn man sich dieses Wort in seiner tiefsten Bedeutung näher ansieht, dann merkt man bald, daß es leichter zu deuten und zu erklären und zu analysieren ist, als man annehmen möchte. Volkskunst ist nichts anderes als die Kunst, die dem Volke unmittelbar ist, in deren Nähe sich der unverbildete deutsche Mensch wohl fühlt! Damit ist alles gesagt. Leider hängt man um den Namen Volkskunst immer noch ein Mäntelchen, das uns meinen läßt, diese Art Kunst des Ursprünglichen könne nur im Schwarzwald, im Erzgebirge, an der Nordseeküste, im Sauerland oder in den bayerischen Bergen wachsen. Wir wollen z. B. einmal heute im Drechslerhandwerk mitten in die Volkskunst hineinsteigen und werden bald sehen, daß jeder Drechsler Volkskünstler sein sollte und jeder Drechslerbetrieb Volkskunst hervorbringen müßte. Volkskunst — als Ware gesehen — läßt sich deswegen besser an den Mann bringen, weil sie ihm das geben soll, was er ohne große Erklärungen von selbst empfinden kann. Volkskunst will nichts anderes als das wiedergeben, was der schaffende Mensch wirklich empfindet, was in ihm gewachsen, ursprünglich ist und das in der Drehform schließlich technisch-künstlerisch zum Ausdruck kommt!

Volkskunst ist nicht Kunstgewerbe, Volkskunst kann man auf keiner Schule irgendwelcher Art lernen oder erklärt bekommen, Volkskunst kann man nur fühlen. Und um diese Art Kunst wirklich erfassen und fühlen zu können, um sie schließlich umsetzen und verwirklichen zu können, ist es notwendig, einmal von eigenen Anschauungen vieles, wenn nicht das meiste über Bord zu werfen. Einer der Großen im Reiche der Philosophie hat einmal gesagt, daß es schwer sei, nichts zu vergessen, daß es aber bei weitem schwerer sei, etwas zu vergessen! Und diese Volkskunst kann nur durch die Erneuerung gedeihen, die eben durch das Vergessen-Können notwendig wird. Denn damit wird die Frage für die Frage für die Drechserei überhaupt erst akut, daß wir vergessen lernen, um unbelastet und unverbildet wieder anfangen zu können!

Volkskunst läßt sich nicht lernen; man kann sie weder theoretisch noch praktisch beibringen, kann nur das Wesentliche vermitteln; man kann nur die Grundlagen schaffen, auf denen dann der andere neu aufbauen kann. Das heißt, daß wahre Kunst in allen Menschen liegt, soweit sie nicht völlig materiell vertiert sind. Wenn wir Großmutter's sogenannten Hausrat durchstöbern, finden wir manches unersetzliche Stück dieser wahren Volkskunst! Damals gab es noch wenige oder gar keine Erklärer der Kunst, damals hatten wir mehr Verkärer und damit auch Köhner! Wir brauchen nur die alten Meister uns anzusehen, was sie in der Drechserei geleistet haben, was sie an wahrer Volkskunst hervorbrachten!

Man sieht schon aus dem Gesagten, wie schwer es ist, das zu sagen, was notwendig ist, und es so zu sagen, daß es verständlich wird. Lieber Thüringer Drechslermeister, nimm ein Stück

Holz und drehe daraus eine einfache Schale, wie sie auf unserer Eltern Tisch für die Kartoffeln stand, und vier oder sechs kleine Schalen dazu für Kartoffelschalen. Und forme die Schalen so, daß sie Drehformen sind! Vergiß, daß eine Schale auf vier Kugelfüßen stehen muß, vergiß, daß sechs verschiedene Stäbchen und Karies an der Schale sein müssen. Drehe — drehe sie und verzichte einmal bei dieser Schale ganz auf Stäbchen und dergleichen Spielereien. Du wirst zum ersten merken, daß diese Dreherei gar nicht etwa leichter ist als die andere, die von dir nunmehr vergessen (!!), sondern, daß du nun auch das Holz in seinem Aufbau, seiner Maserung erst richtig erkennst! Vergiß nie, daß du lebendiges Holz bearbeitest, denn wir wissen alle, daß auch das trockenste Holz nie tot ist, und wehe den Drechsler, wenn es tot wäre! Du kannst nun auch auf die Schale für die Kartoffeln einen ganz einfachen Deckel drehen; setze einen einfachen Kugelnopf auf und verleime ihn gut, er hält auch so, wenn du ihn gut einpaßt! Laß einmal die Schale roh, wenn sie gut geschliffen ist! Nun sieh dir die Dreherei einmal an! Wenn du die nächste und die dritte und die vierte Schale drehst, dann sind wir überzeugt, daß du auch das Holz vorher ansiehst und darauf achtest, wie die Ringe laufen! Eines brauchen wir dir nicht zu sagen, das hast du nicht vergessen und darfst es auch nicht vergessen: das rein manuelle Drehen! Über technische Kleinigkeiten, über Holzsaugung usw. unterhalten wir uns noch, das gehört aber nicht unmittelbar zu unserem Thema, aber es ist nicht minder wichtig, daß schließlich Volkskunst Preise voraussetzt, die jeder anlegen kann, weil er sie ja anlegen soll! Und wenn du zu Ende gelesen hast, und meinst, du kannst hier mit helfen, dann drehe einmal nach deinem Gutdünken und gehe mit den Arbeiten zu deinen Nachbarn und zeige sie ihnen. Und wenn sie nicht nur deiner schönen Augen wegen die Arbeit loben, dann freue dich und biete sie an! Volkskunst verkaufen heißt; für die Arbeit durch die Arbeit werben! Das setzt alles voraus!

Wir bringen einige Beispiele dafür, was wir unter Volkskunst verstehen. Diese Ansicht soll nicht allgemeinverbindlich sein, sie soll nur ein Weg sein, so zu verstehen suchen, in sie einzudringen ermöglichen!

Einmal ist es Hausgerät, was wir zeigen, und das andere liegt dem sehr nahe: Kinderspielzeug, wie es sein soll und wie es zum Teil in der Abfallverwertung anfällt!

Hausgeräte. Man ist fast versucht zu sagen, daß „aktuelle“ Volkskunst der Broteller ist. Broteller müssen nicht die alte Form haben, die wir kennen, sie können zu Schalen werden, ohne daß sie „modern“ wirken. Oben (Abb. 1) eine, die in der Gemeinschaft mit dem Schnitzer entstand, aus einem Brett hergestellt. Die vier Teller (Abb. 2, 3, 4 und 5) kennzeichnen die wahre Auffassung von Volkskunst. Die Buchstaben liegen plastisch auf dem Rande. Wer Schrift liebt, greift zu. Der Schnitt der Teller ist grob und doch kunstvoll! Sandpapier ist hier das



Abb. 3

ungeeignetste Werkzeug oder Hilfsmittel! Über Brotteller wird noch mehr zu sagen sein. Die beiden weiteren Schalen (Abb. 6 und 7) sind ebenfalls grob beschnitten; sie machen den Eindruck der aus einem Stück herausgestochenen Schale. Sollen es auch machen; hier ist es wieder die Gemeinschaftsarbeit zwischen Drechsler und Schnitzer! Unten Eierbecher, Glasuntersetzer, Salzfaß und Zuckerschuppe für den Tisch! (Abb. 9.) Das ist ebenso handfest wie ästhetisch, die

Nährstoffe des Bodens von Stoffen zu essen, die gleichen Ursprungs sind! Den Abschluß bildet ein neuerlicher Kerzenleuchter, der sich grundsätzlich von den emaillierten unterscheidet (Abb. 8). Daneben eine Zigarettendose für ca. 30 Zigaretten oder Zigarren. Abb. 10 zeigt Spielzeug. Einfache Sandformen in einem einfachen Netz. Kein Blech mit scharfen Kanten, sondern Holz, das nicht weh tun kann. Wir haben mit Absicht hierzu keine weiteren Erläuterungen gegeben, weil diese Dinge für sich wirken sollen! Sie zeigen mitunter grundsätzlich neue und doch dabei uralte Wege des Drechslers. Die deutsche Volkskunst ist nicht allein Aufgabe des Heimarbeiters. Weltbekannt war früher die russische Heimkunst; sie war als einzige fast in ihrer alten Ursprünglichkeit erhalten. Die deutsche hat unter den Geißelhieben der Sachlich- und Zweckmäßigkeit der letzten Jahre unendlich gelitten! Sie muß wieder neu geschaffen werden. Sie muß neu wachsen! Volkskunst ist nicht nur Schaffen, Volkskunst ist ebenso Erziehungsarbeit! Das Volk ist durch Schund, Tand und Kitsch verbildet. Alles muß billig und schlecht sein, sonst kauft es keiner. Die Volkskunst wird es schwer haben, aber wir schaffen es. Volkskunstarbeit ist nicht für morgen, sie ist für viele Jahre und Jahrzehnte bestimmt. Merkt es, ihr Käufer! Was ich möchte, wenn ich könnte: Wenn ich Drechsler in einem



Abb. 5

und daß die Bauern zu Hause erzählten, daß ein Drechsler dagesessen sei und daß man das und das bei ihm bekäme! Und wenn ich gar einen kleinen Raum neben meiner Werkstatt frei hätte, dann füllte ich ihn mit selbstgedrechselten Arbeiten und schrieb an die Fensterscheibe:

Besucht
das Holzlädchen.

Steiger-Leipzig

In jedes deutsche Haus ein Holzbrotteller Von Steiger-Leipzig

Das Handwerk befindet sich seit dem Jahre 1933 in einer Zeit der Läuterungen hinsichtlich

der Gestaltung und auch der Organisation. Dieser Vorgang vollzieht sich nicht gesetzmäßig, vielmehr muß der Einzelne durch seiner Hände und seines Kopfes Arbeit dazu beitragen, die Wiedererstarkung des Handwerks zu ermöglichen. Besonders trifft diese Aufgabe Handwerke, die in einer rein materialistisch eingestellten Zeit der Vergessenheit anheimfielen, bewußt übersehen wurden, auf deren Mitarbeit man von seiten der Haus- und Wohnungsgestalter mit einer gewissen Ironie verzichtete. (Ferts. S. 202)



Abb. 6

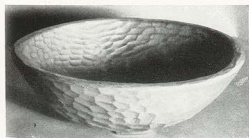


Abb. 7

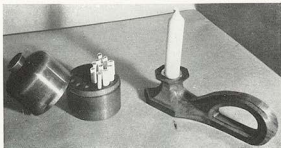


Abb. 8 (Abb. 9 u. 10 vgl. Seite 202)



Die Belagerung von Kessel

Wilhelm v. Kobell



Abb. 9

Das Drechslerhandwerk ist in den vergangenen 10 Jahren besonders schwer von dieser sachlichen auf reine Zweckmäßigkeit hinzielenden Einstellung betroffen worden. Da man es beim Haus- und Möbelbau ausschaltete, war es angewiesen, neue Arbeitsgebiete zu suchen. Es will sie finden in der Gestaltung von deutschem Gebrauchsgeschäft für das deutsche Heim. Ein besonders geeigneter Gegenstand, bei dem das deutsche Holz in seiner wundervollen Maserung dem deutschen Menschen so recht zum Bewußtsein kommt, ist der handgearbeitete Brotsteller, von dem wir einige Abbildungen bringen.

Der Leiter der Leipziger Kunstgewerbeschule schreibt uns zu dem Thema „Handgedrehte Brotsteller“: „Diese werden uns in ihrer stummen, aber eindringlichen Sprache zu den Mahlzeiten immer wieder ins Gedächtnis rufen, daß der Führer es war, der schon Millionen von deutschen Stammesbrüdern wieder in den Arbeitsgang eingegliedert und ihnen damit wieder selbstverdienendes Brot auf den Familientisch gelegt hat.“

Was wäre naheliegender und sinnvoller, als dieses ehemals in deutschen Familien mit christlicher Scheu gepflegte und benutzte Tischgerät zu einem besonderen Zeugen unserer Zeit zu machen? Ich wüßte mir keine schönere Aufgabe für die deutschen Drechsler, als dem gedanklichen und formalen Zustrom aus einem Ideenwettbewerb für einen „Brotsteller der Deutschen“ in einem durch Meisterhand gedeuteten und dennoch für alle erschwinglichen Familienstück Ausdruck und Gestalt zu geben.



Abb. 10

In unseren deutschen Häusern haben wir das herrlichste Werkmaterial dafür, und die königliche Kunst unserer deutschen Drechslermeister wird es in vielfältiger, auch persönlichen Wünschen Rechnung tragender Form zu hoher und edler Wirkung zu bringen wissen.

Die Empfindungen und Gedanken aber, die ein Familienoberhaupt beim Kauf oder bei der Auftragserteilung eines mit dem Zeichen unserer Zeit geschmückten Brotstellers bewegen, werden auch in unseren Kindern und Kindeskindern jedesmal wieder lebendig werden, wenn sie sich um das tägliche Brot versammeln, das sie von demselben Teller nehmen, auf dem schon uns, ihrem Vorfahren, das Brot gereicht wurde.“

Der Brotsteller, von der Hand des Drechslers gedreht, soll wieder an deutsches Brauchtum anknüpfen. Darum, Volksgenossen in Stadt und Land, der Holzsteller gehört in jedes deutsche Haus. Sucht Euch den passenden hier aus!

Jedes Stück unseres Hausstandes ist durch tausend Erinnerungen mit unserem Seelenleben verknüpft, es ist ein Teil unseres Selbst geworden. Mann und Frau sind nicht nur seelisch in ihren Kindern zusammengewachsen, sondern mit ihren Kindern zusammen in ihrem Hausstand mit allem, was dazu gehört. Das alles ist ein durch und durch beseelter Gesamtkörper geworden.

Berthold Otto

In ein Stammbuch

Von Heinrich Lilienfeld

Du fragst das Leben, was es sei —:
Von goldenen Garben ein Erntekranz?
Von Seifenblasen ein schillernder Tanz?
Eine Krone von Dornen auf müdem Haupt?
Ein Taumeltrank, der den Atem raubt?
Es schweigt und flieht und ist vorbei...

Nicht frage das Leben, was es ist —
Es fragt ja das Leben dich, wer du bist,
Und gabst du, solange dich die Erde trägt,
Und ob es dir lächelt, ob es dich schlägt,
Dem Leben die Antwort treu und wahr —
So spricht es: „Nun weißt du, wer ich war!“

Sternennacht

Von Richard v. Schaukal

Wieder bin ich unter hohen Sternen
eine Weile feierlich gewesen:
Weltenweithin Flimmern stiller Fernen
hab ich, eine Rätselschrift, gelesen.

Meine Sterne, fremdeste Gefährten,
unermeßlich durch das All verbreitet,
die mir schon so manche Ruh gewährten,
wann wird mir der Weg durch euch bereitet?

Paul Grabau

Der Sonnenbogen

Eine Dichtung

Die Frucht Der Baum
Die Heimat Der Glaube Die Wiederkehr

45 Gedichte in 5 Kreisen

In würdiger Ausstattung kostet der festliche Leinenband RM 2.60

Verlag Hermann Böhlaus Nachf. Weimar



Welkliteratur

Romane, Erzählungen
und Gedichte
aller Zeiten und Völker

Schriftleitung Dr. Gellmuth Langenhäuser
Monatlich ein Heft XH. — 32

„Wie die Zeitschrift sich in ihrer bewußt einfachen Aufmachung, nur durch ihren Inhalt wirkend, ihre Stellung bei einem weiten Leserkreis wieder erobert hat, so ist ihr auch in der literarischen Welt eine wachsende Anerkennung zuteil geworden. Man kann heute unbefangt sagen, daß ein Leser der „Welkliteratur“ einen wirklichen Überblick über das weltweite Schrifttum bekommt.“

Verbreitert am Main

Bestellen Sie ein Probevierteljahr zu XH. — 90 durch Ihren Buchhändler oder durch den Wiking Verlag, Berlin W 9, Eichhornstr. 10

IN RELIGIO

Das Eine: daß wir das Rätsel vom Sinn aller Schöpfung in unser Bewußtsein stellen können — —

Das Andere: daß wir wissen, niemals dieses Rätsel lösen zu können — — —

Beides miteinander bedingt die Tragik, ja, die Dämonie unseres Daseins. Diese Tragik ist der Urquell aller Religionen.

Es gibt Geistliche, die immer so tun, als kämen sie oben aus dem Vorzimmer Gottes, etwa so, wie ein erster Prokurist aus dem Büro seines Herrn Chefs tritt.

Je lauter man über Gott redet, desto ferner rückt er.

Die wirklich frommen Menschen wissen um eine stumme Gebärde zwischen sich und Gott, so wie auch Eheleute, die sich von Herzen lieb haben, um solche stumme Gebärde zwischen einander wissen.

Die meisten Menschen haschen nach Gott, als wollten sie mit einem Schmetterlingsnetz einen Adler fangen.

Als ich vor Jahren einmal bei Hans Grimm zu Tische saß und ihm gegenüber einen gewissen rheinischen Schriftsteller verteidigen wollte, sagte Hans Grimm langsam — und der Blick seiner großen grauen Augen ging tief nach Innen: „Aber, Claudius, ihm ist doch nirgend auf seinem Wege der Herrgott begegnet.“

Gott ist wohl Kraft, aber nicht Richten, nicht Strafen. Höchstens allerletzten Endes leuchtende Güte. Das Wort vom „mildesten aller Männer“ aus dem Wessobrunner Gebet hat mich immer tief ergriffen.

Wenn die Verfechter der materialistischen Geschichtsauffassung meinen, alles erklärt, wenn nicht gar gelöst zu haben, so sind sie an der Tragik alles Lebens vorbeigelaufen, ohne sie zu erkennen.

Hermann Claudius



Im Rhönrad. Rolleiflex-Foto



Frühlingsbote

Aufn. Isert

Frühlingsboten

Ihr Haselkätzchenpfoten
seid früheste Frühlingsboten
und schwebt wie goldne Lichte,
wie Taumel-Märchenwichte
mit Morgenreif in Bärten.

Verschwenderisch — Kobolde —
verstäubt ihr euch im Golde,
doch schaut, wie auch bescheiden
die schwesterlichen Weiden,
die silbernen Gefährten,

dem Frühlingsgott schlicht dienen
und schon vom Lohn den Bienen
statt trachtbetauter Blüten
die ersten Tränke bieten
aus ihren Sammetzärten.

Noch schüchtern sich beuten,
den Frühling einzuläuten,
vom Schnee umsäumt die Glöckchen
mit ziergespreizten Röckchen, —
Schon webt es in den Gärten.

Paul Grabau

Der Dichter-Arzt Hans Carossa

VON ALBERT HAUERS

Hans Carossa, von Jugend auf im ärztlichen Bereich zu Hause, hat kein Werk geschrieben, dessen Stoff oder Motiv nicht entscheidend mit dem ärztlichen Dasein verknüpft wäre. Eine große Anzahl der Gedichte wird allerdings hierbei ausgenommen. Der Arztberuf als am Vater erlebt, von ihm gleichsam ererbt und zu jener weltumfassenden Form, zur Universalität verwandelt, wie sie in den Dichtungen offenbar wird. Bereits der Vater aber ist in seinem zwar stillen doch nachdenklichen Wesen mehr als ein nur seine Pflicht erfüllender Landarzt. Er sinnt über neue Arten der Heilung nach, erprobt Heilmittel und hat diese Art der Nachdenklichkeit dem Sohn als Erbanlage weitergegeben. Sein Bild, soweit es aus der „Kindheit“ und den „Verwandlungen einer Jugend“ deutbar erscheint, zeigt einen stets tätigen, bedachtsamen und strengen Menschen. Innerhalb der Grenzen seines Berufes sucht er nach Vollkommenheit. Dem Sohn ist er in dieser Hinsicht mit seiner stets einsatzbereiten Haltung Vorbild. Keine Brücke aber führt von ihm zur Kunst, denn im musikalischen Haus der Eltern gibt es von selten der Mutter nur die Frömmigkeit zur Erfüllung des Lebens, von selten des Vaters die rastlose Tätigkeit. Der Vater mit seinem preußischen Pflichtbewußtsein in seinem Handwerk ist zugleich das Vorbild jener Wahrhaftigkeit und Wortknappheit, die des Sohnes dichterisches Werk auszeichnen. Sie sind mit den Worten vom Wesen ärztlicher Meisterschaft getroffen, die in den „Verwandlungen“ der Vater zu dem Jungen sagt, der im Zauber der Donaulandschaft sich selbständig Heilkünste ohne Wissen angeeignet hat: „Gehorsam zur Lehre, Nichtflunkern, Verzicht auf bestechenden Schein, — das alles unterscheidet ihn (den wahren Arzt) ewig von dem so hochbegabten Pfluscher. Darauf ruht seine Würde, und nur so steht er vielfach jenseits des Gesetzes.“ Aus der ärztlichen Sphäre, in die der junge Carossa hineingeboren wird, stammt auch sein Bewußtsein von der Humanität. In ihr dient der Arzt in einer ganz bestimmten Richtung, indem er gefährdetes Leben erhält und heilt. Den wirklichen Inhalt dieser zunächst einmal ganz einfachen Verhaltungsweise hat dann der Dichter gegeben, innerlich anschließend an das Erbe der Goethezeit. Als allgemeinste Erscheinung, die aus dem beruflichen Dasein ihre verändernden Kräfte auf den Menschen zurückwirft, sei noch einmal das Erziehungserlebnis hervorgehoben. Der Umgang mit den Kranken — dem Arztsohn von früherer Jugend an vertraut — bringt stets Erfahrungen und Einblicke in menschliches Schicksal und wird, je nach der Stärke der ärztlichen Persönlichkeit, in ihr eigenes Wissen und Empfinden eingehen. Die Stationen von Carossas Arztstand bezeugen dies. Da ist der junge Doktor in Passau, der dem suggestiven Willen eines Schmiedegesellen nicht auszuweichen vermag. Da ist die Heirat einer Patientin, die durch liebenden Einsatz gesundet. Da sind die menschlichen Bezüge zu Schicksalen, wie sie in Nürnberg, Seestetten, München und im Weltkrieg innerhalb des Rahmens ärztlichen Tuns auftauchen. Diese Stationen aber zeigen, daß die Entwicklung vom Getriebenen werden eines jungen, selbstunsicheren Arztes zur festen Weisheit eines reifen Mannes führt. Er steht so über den ihn bedrückenden Menschen und Geschehnissen, daß er immer stark, wirkungsfähig und doch im letzten Sinne unnahbar bleibt. Das ist für die heilende Haltung des Arztes fördernd. Für den Dichter jedoch ist es jenes Element, das den Anschein untragischen Lebensgefühls hervorruft,

Hans Carossa: Der Gang durch die Stadt

Die Jahre des Wiederaufstehens nach ungeheurem Einsturz, das sind die guten Wachstumsjahre der Völker. Zwar erkennen immer nur wenige besonnen-tätige Geister die Vorteile der Niederlage; aber auf diese wenigen kommt es an, und während andere genießen, anklagen, verfluchen und aufwühlen oder der Menschheit vorschreiben, wie sie sich von nun an zu entwickeln habe, bereiten jene still die Zukunft vor. Sie haben alle schon den Untergang gefühlt und sind nun dem Bestehenden gegenüber sehr frei. Ja, der Gewitterwind der Weltgerichte streift erfrischend ihre Stirnen; sie ahnen eine neue Verantwortlichkeit, als wären sie die letzten Menschen und müßten das Leben, gleich einer bescheidenen Leihgabe, in möglichst wiederhergestellter Form dem Schöpfer zurückliefern. Großen Worten haben sie abgeschrieben: Herz, Liebe, Gott, Freiheit, Heldentum, das sind Namen, die sie nicht mehr gerne aussprechen; sie glauben, daß alles verpufft in winterlichen Tiefen schläft, und schauen sich, durch zudringliches Berufen die heiligen Gräber der Urgewalten zu stören. Verwirklichen wollen sie, was ihnen die innere Stimme rät, wärs auch das kleinste Ding; das ist das Öl, das sie auf die Grabampeln träufeln, und nur noch im Alltag erscheint ihnen manchmal die höhere Welt.

Als der Arzt seinen Stadtweg angeregt hatte, spürte er alsbald eine Unsicherheit in der Seele, so etwa wie wenn ein Wettläufer plötzlich merkte, daß seine Schuhe nicht fest genug gebunden sind. Er sah auch ein, daß es die beiden leidenden Frauen waren, die seinen Morgenmüt ein wenig lockerten, und der Welt seiner Behandlungsversuche erschien ihm zweifelhafter als je; doch war er nicht gewillt, sich jetzt auf Sorgen einzulassen. „Die Künstlerin soll nur selbst mit ihrem dunklen Genius kämpfen, und was die schöne Riesin angeht, so wird ein Kollege vom Krankenhaus viel eher das Rechte finden als ich.“ Dermaßen beruhigte er sich und entwarf sogleich den Text der Überweisung, worauf er in einer Seitengasse einbog, als vermöchte er dadurch auch seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Während ein schnell ziehendes Gewölk Schnee verstreute, gelangte er durch klirrende Straßen in einen öffentlichen Garten, dessen Bäume gerade das erste gelbliche Grün angesetzt hatten, das immer nur wenige Tage dauert. Könige hatten einmalst dieses Grevier mit hohen Säulenhallen umstellt und einem festlich fröhlichen Treiben geöffnet, und auch jetzt war hier der Ort, wo die Menschen zuerst wieder ihre Freude zu zeigen wagten. Trotz der zeitweiligen Schneeschauer leuchteten helle Kleider und Schirme; man trank Tee an runden Marmortischen, ließ sich von armen Schattenbildkünstlern porträtieren, plauderte und lachte. Hinter den Säulen freilich konnte man wohl noch einem jener Einsamen begegnen, die mit alleinherrschenden Gebirgen laut ins Leere reden und uns in erschütterter Zeit so unheimlich berühren, als könnte jeden Augenblick eine unausdenkbare Tat aus ihnen hervorgehen.

Der schöne Erholungsgarten endet gegen Osten mit einer abgeglitterten Straße, von welcher Treppen auf einen feierlich regelmäßigen Plan hinunterführen. Dessen große, steinern eingefasste Rasenflächen waren fast noch kahl; nur Krokus, der von weitem gelben Schwämmchen glühte, blühte da und dort zwischen Schneeglöckchenbüscheln. Zutraulich flatterten Amseln heran, und ihre Schnäbel hatten das nämliche Gelb wie der Krokus. Das Aprilgestöber war leicht gewesen; eine einzige Wolke stand noch am Himmel, und nicht mehr dunkel; von Winden geknetet, schwebte sie der Sonne nah wie ein längliches goldleuchtendes Brot.

Aus Gewohnheit ging der Arzt weiter, der Mitte des Planes zu, wo wiederum Stufen in eine Tiefe leiten, und stärker als an anderen Tagen fühlte er heute den Einst und die Trauer der Stätte, der er sich näherte. Der Erde eingesenkt ist ein geräumiger Hof mit weißgrauen Muschelkalkwänden; hier stehen in unzähligen schwarzen Zellen die Namen der im Kriege gefallenen Söhne der Stadt. Dazwischen ist mit kühn vereinfachender Kunst in wenigen Linien ausgedrückt, wozu früher der üppigste Figurenaufwand verlangt worden wäre: die furchtbare Eile der Truppe, die zur bedrohten Stellung zieht, die unendliche Ode des Gräberfeldes.

Und hier dringt einem die tiefe Seelenüberlegenheit des Künstlers ins Gefühl; man weiß auf einmal: diese ganze halb sichtbare, halb unsichtbare Welt samt Himmel und Erde, dies alles ist nur ein Traum des im Schlafel lächelnden Kindes.

Hans Carossa
„Geheimnisse des reifen Lebens“

Ein dunkelgekleidetes altes Paar kam eben von einer anderen Treppe herein; der Mann stellte mit zitteriger Hand ein Veilchenstöckchen unter eine der Namensafeln, und nach kurzem schweigendem Verweilen entfernten sich die beiden wieder. Der Arzt aber ging auf das niedrige Quadergebäude zu, das die Mitte der Anlage bildet. Längst war er die Befremdung los, die beim ersten Anblick des ungewöhnlichen Gefüges die meisten überkommt; sieht es doch aus, als hätten spielende Kyklopenkinder ihre kolossalen Baukastensteine neben- und übereinandergeliegt. Noch einmal, zwischen je zwei Würfeln, führen Stufen abwärts; man glaubt in ein Krypta zu treten, und etwas Ähnliches ist es auch; denn am Boden hingestreckt, aus rötlichbraunem Stein gehauen, liegt hier der tote Soldat, ein Gedächtnisbild aller Gefallenen. Überlebensgroß ist die Gestalt; noch im Tode bewahrt sie eine Art von dienstlicher Haltung; das Gesicht, fast knabenhaft unter dem riesigen Sturmhelm, spricht letzte Ergebung aus. Auf alle verfeinernden Züge hatte der Künstler verzichtet, und es war ihm geglückt, ein jugendliches Gesicht von allgemeiner Gültigkeit zu schaffen, das ebensogut an einen Arbeiter erinnerte wie an einen Bauern, so gut an einen Fürsten wie an einen Gelehrten.

An Wallfahrten schien es übrigens dem stillen Schläfer nicht zu fehlen; der lange Feldmantel, das Gewehr, die Schultern und die übereinanderruhenden Hände waren mit Blumen bedeckt, und vor den Füßen lag ein frischer Efeukranz.

Der Arzt freute sich des Alleinseins. Er, der sich ungern an den Krieg erinnern ließ, der an das herrliche Gemeinsame aller Völker glaubte und sich täglich dazu anhielt, gleichsam nur noch nach Sonnenaufgang hinzudenken, er wußte keine Stelle, die er in Stunden innerer Beunruhigung lieber aufgesucht hätte als diese symbolische Gruft. Schon daß sie nicht verschlossen ist sondern allen Witterungen und Gestirnen offensteht, entzückte ihn, und wie manchmal hatte er den großen Söhnen des Vaterlandes ähnliche Begräbnisstätten gewünscht! Es war ein Ort der Sammlung und Ermutigung für ihn, und auch am verwirrendsten Tage nahm er einen wunderbaren Glauben an die Zukunft mit sich fort.

Aus: „Der Arzt Gion“ (Insel-Verlag)

Hans Carossa: — „Persönlichkeit und Werk.“ Eine Wesensdeutung von Dr. Albert Hauels. Mit einem Bild des Dichters. Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar, 1935. 100 Seiten = „Literatur und Leben“ Band 8. Broschiert (in der Ausstattung der Reihe) 2,90 RM; im Ganzeleinen-Geschenkbund 3,90 RM.

Der bayerische Arzt Hans Carossa hat aus der unversiegblichen Kraft seines Persönlich-Menschlichen in vollkommener Einheit mit dem Geistig-Schöpferischen — aus tiefster Verwurzelung in seiner Heimatlandschaft und der innigen Verbundenheit mit ihren Menschen — ein dichterisches Werk von schlichter Größe gestaltet. Wie sein Leben — ist auch das Werk fruchtbarer Dienst am Deutschen Menschen und hervorragende Förderung des Volksganzen.

Wenn wir auch hoffen und glauben, daß er seines Schaffens volle Höhe noch nicht erreichte, — sein neues, lange erwartetes Werk „Geheimnisse des reifen Lebens“ gibt uns dazu ein Recht —, so begrüßte die große Gemeinde der Freunde doch den von Ehrfurcht getragenen, ersten beachtlichen Versuch einer Wesensdeutung von Persönlichkeit und Werk Hans Carossas durch Albert Hauels, einen jungen Forscher aus der Leipziger Schule von Professor Korff.

Des Dichters Bekenntnis zu Goethe, sein Leben und Schaffen in treuer Nachbarschaft der Goetheschen Welt, hat Hauels in seiner Darstellung entscheidend beeinflusst. Aus solcher Grundhaltung werden wir, auch wenn uns Carossa noch nicht vertraut sein sollte, zum Verstehen der reifen Schönheit der Werke und ihres Schöpfers geführt. In großzügiger Auseinandersetzung mit Leben, Geist, Seele und Kunst als den strukturbildenden Elementen und Kernproblemen im Werk des Dichters, erkennen wir mit dem sich rundenden Bilde seine geistesgeschichtliche Stellung und Bedeutung.

Die Jugend, die Hans Carossa als einem Vorbild im dienenden Aufbau gläubig zugewandt ist, wird sich dem sicheren Geleit zu solchem Quell der Kraft gern anvertrauen und darin den Mut zur Selbstbescheidung finden:

„Du sollst dich keiner Sehnsucht überlassen!
Im kleinsten Ringe wags dich reich zu leben!
Ein Ganzes, nicht das Ganze wirst du fassen,
um es zu dir ins Menschliche zu heben.“

Erich Homuth



Hans Carossa

Der alte Brunnen

Lösch aus dein Licht und schlaf! Das immer wache
Geplätscher nur vom alten Brunnen tönt.
Wer aber Gast war unter meinem Dache,
Hat sich stets bald an diesen Ton gewöhnt.

Zwar kann es einmal sein, wenn du schon mitten
Im Traume bist, daß Unruh geht ums Haus,
Der Kies beim Brunnen knirscht von harten Tritten,
Das helle Plätschern setzt auf einmal aus,

Und du erwachst, — dann mußt du nicht erschrecken!
Die Sterne stehn vollzählig überm Land,
Und nur ein Wanderer trat ans Marmorbecken,
Der schöpft vom Brunnen mit der hohlen Hand.

Er geht gleich weiter. Und es rauscht wie immer.
O freue dich, du bleibst nicht einsam hier,
Viel Wanderer gehen fern im Sternenschimmer,
Und mancher noch ist auf dem Weg zu dir.

Hans Carossa
„Gedichte“

Im Insel-Verlag zu Leipzig, 1935

Dichter und Kochkunst

Die Dichter standen den meisten Künsten freundlich gegenüber und unter diesen Künsten nicht zuletzt: der Kochkunst. Es ist vorgekommen, daß Dichter, wirkliche große Dichter, sich zum Kochherd stellten und eigenhändig ein kulinarisches „Gedicht“ bereiteten, oder sie „faßten“ ein ihnen besonders zusagendes Gericht in Verse.

Mörke, der so viele unendlich zarte Gedichte geschrieben und so duftige anmutsvolle Märchen verfaßt hat, er guckte sehr sehr gerne in die Kochtöpfe und er betätigte sich auch selbst beim Kochen. So half er in Sontheim der ihm befreundeten Frau Strauß beim Straubenbacken und, damit er ja keinen Fehler dabei mache, hielt er die „Perfekte Köchin“ in der Hand. Die Frankfurter Brenten, die auch Goethe so sehr liebte, hatten es ihm besonders angetan, und er schrieb das Rezept hiezu in Versen nieder:

Mandeln erstlich, rat ich dir
Nimm 3 Pfunde oder vier,
Im Verhältnis nach Belieben!
Diese werden nun gestoßen
Und mit ordinärem Rosen-
Wasser feinstens abgerieben.
Je auf Pfund Mandeln akkurat
Drei Vierling Zucker ohne Gnad;
Denselben in den Möser bring,
Hierauf ihn durch ein Haarsieb schwing!
Von denen irdenen Gefäßen,
Sollst du mir dann ein Ding erlesen,
Was man sonst ein Kachel nennt,
Doch sei sie neu zu diesem End'.
Dreißig füllen wir den ganzen Plunder
Und legen frische Kohlen unter.
Jetzt rühr und rühr ohn' Unterlaß,
Bis sich verdicken will die Mass',
Und rührst du eine Stunde voll!
Am eingetauchten Finger soll
Das Kleinste nicht mehr hängen bleiben,
So lange müssen wir es treiben.
Nun aber bringe das Gebrodel
In eine Schüssel (der Poet,
Weil ihm der Reim vor allem geht)
Will schlechterding hier einen Model,
Indes der Koch auf ersterer besteht!
Darinne drück's zusammen gut,
Und hat es über Nacht geruht,
Sollst du's durchkneten Stück für Stück,
Auswellen messerrückendick
(Je weniger Mehl du stoßest ein,
Um desto besser wird es sein).
Aldann in Formen sei's geprägt,
Wie man bei Weingebacknem pflegt,
Zuletzt, daß der Sache frommen,
Den Bäcker scharf in Pflicht genommen,
Daß sie schön gelb vom Ofen kommen!

Nachschrift: In Schwaben hab ich mit dem Rezept
Noch überall viel Ehr' erlebt,
Die guten Frauen lesen's gern,
Und ihre Männer essen's gern.

Auch die gebrannten Mandeln hat Mörke besungen, wie er denn überhaupt ein Freund der süßen „Schnabelweide“ war.

Johann Heinrich Voß, der Dichter der „Luise“ und anderer Idyllen besang in seinem „Gastmahl“ eine Rebhuhnpastete:

Siehe, da bracht ein Lakei die Ehrenkrone des Gastmahls.
Rund und hoch, voll edlem Gehaltes: Rebhühnerpastete
Nennt es der Wirt, und schwur aus Bordeaux vom berühmtesten
Kunstkoch hab ihm ein Freund dies Labsal gesandt.
Meine Damen und Herren, das nenn ich eine treffliche Mischung,
Welch ein feiner Geschmack in dem Fleische des südländischen
Rebhuhns,

Das mit besonderem Korne sich ätzt und der Beere des Wein-
stocks,

Und das Gewürz, wie mit Sinne gewählt! Wie im wahrsten
Verhältnis

Schwämme von leckerem Saft und Nägelein, ach, und die
Trüffeln,

Die dem Spürer zum Trotz aufstöberte tief aus dem Erdgrund;
Pfeffer, Oliv und Muskat und Pistazien, Morchel und Knoblauch,
Lorbeer, Zimt und Zitronen, vielleicht gar Bismar und Ambra.
Hier ist Seelengenuß, wie ein Meisterrezept mich berauschet.

Auch für Gemüse, sofern es zart und jung, scheint Voß viel übrig
gehabt zu haben, denn er berichtet weiter:

Jetzt kam das Gemüs', das ländliche: junge Karotten,
Erbsen zugleich und Bohnen, gesüßt mit Zucker und grasgrün,
Diesem Kupfergeschirr mir ahndete.

Diesem gesellt war köstlicher Blumenkohl und Artischocken und
Krebse.

Wenden wir uns dem Altmeister der deutschen Dichtkunst,
Goethe, zu. Wir wissen, daß er den Küchenszettel selbst bestimmte,
und zwar immer mit Berücksichtigung der zu erwartenden Gäste.
Als Achtzigjähriger erfand Goethe einen Salat, der größtenteils
aus eingemachten Gurken bestanden haben soll, er ließ es sich
nicht nehmen den Studenten auf der Dornburg den Salat eigen-
händig zurechtzumachen.

Er liebte gleich Mörke die Frankfurter Brenten und dann glasierte
Maronen. Die Frankfurter Brenten, eine Marzipangattung, wurden
nach einem Rezept der Frau Rat folgendermaßen hergestellt:
1/2 Pfund mit Rosenwasser feinst gestoßene Mandeln werden mit
ebensoviel Zucker unter beständigem Rühren auf dem Feuer
solange geröstet, bis sie sich ganz trocken anfühlen. Nun werden
sie in ein mit Zucker ausgestreutes Gefäß gegeben und an einem
kühlen Ort bis zum nächsten Tage aufbewahrt. Dann wird die
Masse auf dem Brett mit einem Eiweiß und 60 Gramm Mehl fein
abgearbeitet, messerrückendick ausgerollt und mit den mit Mehl
bestäubten Holzformen ausgestochen. Nun bleiben sie wieder
24 Stunden liegen, worauf sie auf einem mit Wachs bestrichenem
Blech gebacken werden.

Waren Damen bei Goethe geladen, so gab es immer eine süße
Mehlspeise zum Nachtisch, er selbst liebte nach Schluß der
Mahlzeit ein Stück Käse. Auch Forellen gehörten zu den bevor-
zugten Speisen des Dichters, ebenso Geflügel und unter diesem
wieder Gänsebraten. Wären keine Gäste anwesend, so war das
Essen, besonders das Abendbrot, oft sehr bescheiden: ein Glas
Wein, ein Stück sogenanntes Franzbrot, vielleicht auch noch ein
Eierkuchen, das war alles.

Goethe der Vielbeschäftigte und für vieles, fast möchte man
sagen, für alles, Interessierte, nahm sich Zeit die Einkäufe zu
begutachten, sich über das Woher der Speisen zu erkundigen.
Er hat dadurch, daß er an der Küche und ihrer Kunst so sehr
Anteil nahm, nichts von seinem Nimbus eingebüßt, er wird uns
dadurch vielmehr menschlich näher gerückt.

Amalie Köhler

DER TOPF

Von Goethe

Zum Kessel sprach der neue Topf,
Was hast du für einen schwarzen Bauch!
Das ist bei uns nun Küchengebrauch;
Herbei, herbei, du glatter Topf,
Bald wird dein Stolz sich mindern.
Behält der Henkel ein klar Gesicht,
Darob erhebe du dich nicht,
Besieh nur deinen Hintern!

Warum blindrasieren?



Sparpackung (ca. 200 Rasuren) nur M. 1.65 und Porto vom Alleinhersteller: **PHARMAKON G.m.b.H., München**, Herrnstr. 10/1 Postsch. München 4722 Verkaufsstellen an Friseur- und Fachgeschäfte u. Vertretungen zu vergeben

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Dortliegendes Heft
gibt Ihnen ein kleines Bild
unferer Leistungsfähigkeit

Graphische Kunstanstalt W. Schütz

München 2 110 Herrnhofstraße 10 Fernpredr. 20763

Michel Vomland: Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater

Ein Geschenkbuch von besonderer Art; in mehrfarbigem Umschlag. Preis Mk. 2.50

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf Angenehmste unterhalten wird.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Bruchleidende

benützen meine neuesten Patente (D.P. 520002 u. Ausl.-Pat.) Kein Herausgleiten; in entsprech. gelagerten Fällen Beseitigung des Bruches (Anwendbar) bei jeder Geschlecht jed. Alters ohne Berührung, ohne Schmerzen, ohne Operation, ohne Einspritzung bei allen Brucharten, Maßenfertigung, Begutachtung durch Prof. Geh. Medizinalrat Dr. L. Kütz, Erdmannshain b. Lpzg. v. 24. V. 36. Anerkennungen, Referenzen zur Einsicht auf Verlangen. Auskunft u. Druckschriften kostenlos, unverbindlich, kostenlos, portofrei durch den Erfinder u. Patentinhaber F. G. Streifenrader, Fürstendruck b. München, Schöngeltinger Str. 36. Niederlassung: München: Schützenstr. 4, jeden Samstag u. Sonntag von 9-2 Uhr, Augsburg, Nürnberg, Regensburg, auf Anfrage

HYPAGIN-TEE

der Harnsäure lösende
Kräutertee zur

**Entgiftung
Entsäuerung
Entschlackung
des Körpers**

In allen Apotheken erhältlich
Fordern Sie Gratisprobe und
Prospekt an vom Hersteller:
LUDWIGS-APOTHEKE
München Neuhauserstr. 8

Zeitschriften-Vertreter

zum Vertrieb bekannter
und lohnender Hefte
gesucht. Angebote unter
J 216 an den Verlag der
„Jugend“.



*Die Kraft im Innern des Volkes
führt in immer größerer
Werde Mitglied der NSDAP*

1937 / JUGEND Nr. 13 / 30. März 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. — Hauptschriftleiter: Gerhard Isert, Magdeburg. — Verantwortlich für die Bücher-„JUGEND“: E. Homuth, Magdeburg, für den Frauenanteil: Maya Homuth-Ries, für die Münchener Schriftleitung u. Anzeigen: Georg Posselt, München. — Verlag: Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Südend. — Vertrieb: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrnstr. 10. — Druck: Graphische Kunstanstalt W. Schütz (Pächter der Druckerei G. Hirth Verlag AG.), München. — Für Herausgabe u. Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Pa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg. — D.A. v. J. 34: 3700. Pl. 2 — Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Magdeburg, Halberstädter Str. 18, zu richten. — Rücksendung erfolgt nur bei beigeliegtem Porto.

DIE FOTO-JUGEND

Goldene Fotoworte

Blick aus dem Fenster

Phot. H. Giesen, Stuttgart
Contax, Tessar 1:8, f=2,8 cm.
Helles Gelbfilt. Blende 8.
1/10 Sekunde.

Das Kopieren

Nach Negativen in großem oder mittlerem Format etwa ab 6x6 cm erhalten wir durch Kopieren, d. h. im Kontaktdruck, ausreichend große Bilder, die in einem Fotoalbum gut wirken. Bei kleineren Negativen hat ein Kopieren lediglich die Aufgabe, daß wir uns von der Wirkung des Fotos ein Bild machen, um für die Vergrößerung entsprechende Methoden zur Ausarbeitung anzuwenden.

Das Kopieren erfordert keine Dunkelkammer. Notwendiger Zubehör sind Kopierrahmen mit Glasscheibe und eingebauten Maskenbändern, drei Schalen, Positiv-Entwickler, Fixierbad und fotografisches Papier, sogenanntes „Gesicht-Papier“ (die Bezeichnung stammt von früher).

Die eingebauten Maskenbänder im Kopierrahmen gestatten die Herstellung von Positiven in jedem beliebigen Ausschnitt mit weißem Rand. Die sind vielseitiger als Papiermasken, die auf einen bestimmten Bildausschnitt festgelegt wurden.

Die Glasscheibe wird bei der Verarbeitung von Film wichtig. Sie gibt dem Film eine sichere Unterlage und festen Halt.

Die Schalen wählen wir mindestens im Format des zu verarbeitenden Papiers. Unpraktisch sind Schalen aus Preßpappe, zu empfehlen aus Zelluloid, Preßglas und Kunststoff.

Positiv-Entwickler gibt es in zahllosen Fabrikaten. Sie liefern entweder blauschwarze, braunschwarze oder neutral-schwarze Bildtöne. Zu bestimmten, braun-entwickelnden Papieren gibt es Spezial-entwickler.

Das fotografische Papier verlangt in der Wahl Anpassung an das Negativ. Der Härtecharakter des Negativs ist für den Härtegrad des Papiers maßgebend. Ein Negativ kann hart, normal, weich oder flau ausfallen und erfordert einen entsprechenden Ausgleich durch ein gegenseitig gradiertes Papier, das bei hartem Negativ weich, bei normalem Negativ normal, bei weichem Negativ hart und bei flauem Negativ extra-hart gewählt werden muß. Der Entscheid ist nicht immer leicht. Wenn das erste Positiv kein befriedigendes Ergebnis bringt, so wird von hier aus eine richtige Wahl möglich sein.

Das Kopieren nehmen wir in verdunkeltem Zimmer bei weißem Kunstlicht, d. h. gewöhnlicher Zimmerbeleuchtung vor. Unser Arbeitsplatz stellen wir etwa zwei Meter von der Lichtquelle entfernt auf und schirmen die Lichtquelle, eine Lampe von 25 bis 40 Watt, so ab, daß kein direktes Licht auf den Arbeitsplatz fallen kann. Wir arbeiten also im Schatten. Die Empfindlichkeit des Papiers ist nicht so hoch, daß hier Verschleierung zu befürchten ist, sofern mit einiger Vorsicht gearbeitet, d. h. das Papier nicht übermäßig

lange dem hellen Lichte ausgesetzt wird. Zum Fixieren wählen wir entweder Schnellfixiersalz oder saures Fixiersalz, das durch Auflösen laut Gebrauchsanweisung ein verwendungsfähiges Bad gibt.

Alle Bäder müssen bei der Verarbeitung eine Temperatur von 18–20° C haben. Es ist deshalb zu empfehlen, fotografische Lösung einige Zeit vor Gebrauch anzusetzen, weil beim Lösungsprozeß eine Abkühlung erfolgt, die für Fixiersalze bedeutend ist.

Die Verwendung von stärker beanspruchtem Entwickler ist zu vermeiden, da er keine reinen Bildtöne liefert. Auch der Tonreichtum des Bildes wird durch verbrauchten Entwickler benachteiligt. Verbrauchter Entwickler ist braun gefärbt und z. T. auch trübe.

Entwickler und Fixierbad sind zu trennen. Für jede Lösung benutzen wir eine bestimmte Schale und eine bestimmte Pinzette, um das Papier vom Entwickler in das Wasser zum kurzen Zwischenspülen und von hier in das Fixierbad zu bringen. Mit den Fingern kommen wir grundsätzlich nicht in die Lösung, damit sie trocken bleiben und die Bilder keine Flecken bekommen.

Die Entwicklung des Bildes muß etwa eine Minute dauern. Die Belichtungszeit ist so zu bestimmen, daß diese Entwicklungszeit etwa eingehalten wird.

Zur Ermittlung der richtigen Belichtungszeit bedienen wir uns eines Probestreifens. Es wird von einem Blatt ein Streifen abgeschnitten und dieser zunächst stufenweise 5, 8, 11, 14 usw. Sekunden belichtet. Dazu halten wir den Kopierrahmen in etwa 60 cm Entfernung unter die Zimmerlampe. Nachdem der Probestreifen genau eine Minute entwickelt wurde, kann nach dem richtig gedeckten Feld die zutreffende Belichtungszeit ermittelt werden. Das ist besser als Versuche auf Gut-Glück, wo meist viel mehr Papier verschwendet wird. Im Fixierbad dürfen die Bilder nicht aneinander kleben, weil sie sonst nur unvollkommen ausfixieren. Es ist also dafür zu sorgen, daß die Schichtseite frei liegt. Die Fixierdauer beträgt bei frischem Bad etwa 5 bis 10 Minuten.

Nach der Fixage ist gut zu wässern. Die Wässerung dient der Entfernung des von der Gelatine aufgenommenen Fixiersalzes. Von richtiger Wässerung hängt die Haltbarkeit der Bilder ab.

Um die Wässerung zu prüfen, gibt es eine gute Methode. Die ausgewässerten Bilder kommen in eine Permanganatlösung 1:1000

und werden zwei Minuten hierin gebadet. Bleibt die Lösung rot, so ist die Wässerung beendet; wird die Lösung braun, so muß die Wässerung weiter fortgesetzt werden. Konzentrierter als angegeben darf die Lösung nicht sein, weil sonst das Bild angegriffen wird.

Die Trocknung erfolgt auf Fließpapier, Schichtseite nach oben. Um ein Rollen der Bilder zu vermeiden, kann auf die Schichtseite unbedingt ein leichtes Handtuch oder dgl. gelegt werden. Die Trocknung wird allerdings hierdurch verlängert. Die Bilder können auch frei hängend getrocknet werden. Man klammert sie mit Korkklammern an einen Faden und beschwert sie unten mit einer besonderen Klammer. Um gerollte Bilder zu glätten, werden sie mit der Rückseite über eine Kante (Tischkante) gezogen. Dabei dürfen die Bilder aber nicht ausgetrocknet sein, weil die Gelatine sonst bricht. Austrocknung kann vorliegen, wenn in der Wärme (z. B. in der Nähe des Ofens) getrocknet wird. Hiernach ist erst zu warten, bis die Bilder wieder eine gewisse Feuchtigkeit aufgenommen haben, die ja in der Luft ständig vorhanden ist.

Wollen bestimmte Bildteile bei der Entwicklung nicht so gut herauskommen wie das übrige, so liegt das an einer relativ starken Deckung dieser Partien. Hier kann durch entsprechende Längerbildung nachgeholfen werden. Wir schneiden uns eine Maske aus Papier mit einem Ausschnitt etwa in der Form der länger zu belichtenden Stelle und decken damit nach ausreichender Belichtung die normalen Bildteile ab. Die Maske muß bewegt werden, damit keine harten Abstufungen entstehen. Durch Beschattung mit unserer Hand kann manchmal eine entsprechende Wirkung erzielt werden.



Postort: München

J U G E N D

NUMMER 14 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Junger Fischer

Heinz Kistler

DER PFIFF

Erzählung von Harry Prueß

Kam ich die Treppe zum Bahnsteig hinab, leuchtete schon seine Mütze von weitem. Sie war nämlich merkend gelb. Auch war es kein Bahnsteig mit großem Verkehr. Wir trafen tagtäglich zusammen. Meist stand er, die Hände in seinen schon etwas ergrauenden Mantel vergraben, und sann vor sich hin. Wir sahen einander zuweilen an. Verknüpfte uns zwar nur ein lockeres Band durch das kurze Zusammen im Zug: daß dies immer genau auf die Stunde geschah, das machte uns neugierig auf das Davor und Dahinter. Aber zu rechter Bekanntschaft reichte es nicht, und wir grüßten uns nie. Er war für mich nichts als der gute Begriff eines strebsamen jungen Mannes. Ich nannte ihn für meinen eigenen Bedarf den „Ingenieur“, denn kaum saß er, vertiefte er sich in ein Buch. In ein technisches, wie ich an Zeichnungen und Schaltbildern sah, wenn er vor oder neben mir saß.

Sonnabends allerdings pflegte er offenbar früher als ich zu fahren. Am letztvergangenen aber — der Zug fuhr schon an, ich entfaltete eben die Zeitung —, sprang er unerwartet noch auf. Atemlos plumpste er sonderbar schwer auf den Sitz gegenüber. Ich war noch dabei, mich zu wundern, da legte er plötzlich zwei Finger an den Mund und tat einen gellenden Pfiff! Alle Fahrgäste fuhren betroffen herum. Ich aber war mehr als betroffen: der ruhige, fleißige, junge Mann!

„Erschrocken, Herr Nachbar?“ beugte er sich zu mir vor und versuchte, mich anzublicken. Da sah ich, wahrhaftig, der „Ingenieur“ war beschwipst! „Ich wollte bloß sehen“, erklärte er, „ob es noch klappt mit dem Pfeifen. Wenn man ein Jahr nicht mehr geppifft hat, weiß man das nicht. Es klappert herrlich. Noch einmal? Nein? Dann verkaufen Sie mir eine Zigarette, Herr Nachbar.“

Alles horchte und grinst herüber, nicht nur zu ihm, auch zu mir. Diese Blicke der heimlichen Schadenfreude über das Opfer der Redseligkeit eines Trunkenen machten mich darauf verzichten, hinter der Zeitung in Deckung zu gehen. Ich bot ihm die Schachtel mit Zigaretten. Er kramte fünf Pfennige aus. Ich lehnte ab. „Sie wollen nicht?“ sagte er. „Gut, dann rauchen wir eine Zigarre.“ Und zog eine Tüte hervor. Es wurde zu peinlich, jetzt dankte ich schroff. „Beleidigt?“ lachte er. „Wegen der dummen paar Bier? Herr Nachbar, es waren bestimmt nur ein paar, paar“ klein geschrieben, versteht sich. Doch wenn man es nicht mehr gewöhnt ist... Ich habe ein Jahr lang kein Bier mehr gesehen. Ein Schwur sozusagen!“ Bekräftigend hob er zwei Finger. „Ich habe ihn aber gebrochen.“ Er beugte sich dicht an mein Ohr: „Herr Nachbar, das bleibt unter uns.“

Ich nickte mit Eifer und hob schnell die Zeitung. Er aber bog einfach die Blätter nach unten. „Ich habe für Sie etwas Feines zu lesen.“ Er fächelte mir einen Brief vor der Nase umher. „Es handelt sich um ein paar lumpige Stunden, Herr Nachbar, dann wäre der Schwur nicht gebrochen, paar“ wieder klein geschrieben. Aber gebrochen ist schließlich gebrochen, ob Stunden, ob Monate, das ist ganz gleich. Wenn ich das nur geahnt hätte! Fässer voll hätte man austrinken können, inzwischen und wäre nicht so aus der Übung gekommen.“ Er lachte. „Nein, lesen Sie ruhig, Herr Nachbar! Bitte, nehmen Sie ihn ruhig selbst in die Hand! Ich erlaube es Ihnen!“

Es war ein Meisterbrief für das Elektrogewerbe. „Der kam heute morgen“, erklärte er. „Nun passen Sie auf: an dem Tage, an dem dieser Brief kommen würde, da wollte ich wieder zum erstenmal sehen, was Bier ist. Aber am Abend... Das ist die Geschichte. Ist jetzt etwa Abend? Ich sehe bloß lauter Nachmittage. Die Kameraden, Herr Nachbar, die haben den Schwur auf dem Kerbholz. Die hatten so Durst nach dem Brief. Aber soll ich denn jedem den Schwur erzählen?“

Und jetzt kommt die Hauptsache“, rief er. „Wer eigentlich schuld ist! Natürlich wie immer: ein Mädel. Sogar meine Braut, damit Sie es ganz genau wissen. Aus Dickköpfigkeit ist sie schuld. Hat ein eisernes Köpfchen, aber ein niedliches eisernes

Köpfchen. Ja, Eisen kann niedlich sein, darauf verstehe ich mich, wozu habe ich mich denn dies Jahr auf die Hosen gesetzt! Das heißt, ich hätte es trotzdem getan, nur langsamer, langsamer. Heute hätte ich dieses Papierchen noch nicht. Dann wären wir immer noch abends spazieren gegangen, wie früher. Mein Heimweg führt an ihrem Haus vorbei. Und pfliff ich, Herr Nachbar, merken Sie etwas? Dann kam sie!“

Aber dann kam das Elektrovergnügen. Da trank ich zum letztenmal ein paar Bier. Die teten mir gar nichts. Ich war nur vergnügt. Meine Braut auch. Und alle. Ein Meister war aber besonders vergnügt. Der Bursche konnte erzählen! Ich rede nämlich nicht viel, und besonders nach Bier bin ich schweigsam, vergnügt, aber schweigsam. Und dem Kerl gefiel meine Braut. Ist auch wirklich ein Prachtmädel. Glauben Sie nicht? Ist ihr Recht, Herr Nachbar. Ich habe Beweise. Hier bitte.“

Er zog seine Brieftasche, gab mir ihr Bild. „Was? Gefällt Ihnen? Geben Sie schnell wieder her, das kommt gar nicht in Frage. Bloß damals kam es in Frage, daß sie dem Meister gefiel. Er konnte noch etwas: tanzen. Ich tanze nicht gerne. Er tanzte mit ihr. Schön, ich sah mir das an. Schließlich ist man kein Frösch. Es machte ihr Spaß an dem Abend. Dann setzte der Bursche sich zu uns. Und tanzte fortwährend mit ihr, schließlich kamen sie gar nicht mehr erst an den Tisch. Doch das ärgerte mich. Und ich war so frei, sagte ihm das. Da lachte der Kerl und sie auch. Sie auch. „Du kannst doch nicht tanzen“, meinte sie. Sie ließen mich stehen und tanzten davon. Da habe ich aber mein Bier ausgetrunken, habe das Glas auf den Tisch geknallt und gesagt: Jetzt ist Schluß! Schluß mit dem Trinken und Schluß mit dem Pfeifen! Dann habe ich mich auf die Hosen gesetzt. Oder sollte ich lieber zur Tanzstunde gehen? Herr Nachbar, ich bin doch kein Affel! Ich ging noch immer vorbei, wo sie wohnte, aber pfeifen kam nicht mehr in Frage. Ich glaube, es ist ihr arg. Sie trifft sich mit dem, aber — wetten? — sie trifft sich aus Dickköpfigkeit! Um was wollen wir wetten, Herr Nachbar? Mein Pfiff!“ — wieder schreckte der Pfiff alle Fahrgäste auf — und schon kommt sie herausgestaut.“ Plötzlich sank sein Kopf schwer vornüber: „Oder auch nicht. Wir wollen nicht wetten, Herr Nachbar, es ist vielleicht besser. Trotzdem: heute wird wieder gepfiffen! Dann frage ich sie, ob sie mir gehört oder dem. Aber das von dem Meisterbrief her, das erzähle ich erst, wenn sie geantwortet hat. Schließlich bin ich kein Esel, verstehen Sie. Und dann — dann kaufe ich Ringe. Doch — wenn sie dem angehört, kaufe ich Bier! Bier — dagegen war das von vornhin bloß ein Witz!“

Der Zug bremste an seinem Ziel. Er erhob sich: „Jetzt trinke ich aber zuerst einen schönen Kaffee. Guten Sonntag, Herr Nachbar...“

Als ich am Montag die Treppe zum Bahnsteig hinabkam, leuchtete wieder die gelbe Mütze; da ging ich schneller als sonst. Die Hände im Mantel vergraben, stand er und sann vor sich hin. Ich umkreiste ihn, daß er mich merke. Da endlich! Meine Hand hob sich zum Gruß — stockte auf halber Höhe — gleichgültig, gewohnheitsmäßig ging sein Blick von mir weiter dem bremsenden Zuge entgegen.

Also hatte er wirklich vergebens gepfiffen? Oder war es nur Scham, mir im Rausch sein Herz geöffnet zu haben? Oder wußte er nichts mehr davon?

Kaum saß er, vertiefte er sich in die Zeitung. An seiner linken Hand aber blitzte — jetzt sah ich es — ein Ring...

Ein Buch mit Erdgeruch ist **Michel Vomland, Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater**

in farbigem Umschlag für RM. 2.50 bei ihrem Buchhändler oder beim Verlag. Das oberbayerische Bauernleben ist außerordentlich eckig geschildert.

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10



Elly Ney, Beethoven spielend

D. H. Volz



Jagdschloß Moritzburg Phot. Göbel, Freital, Ideal-Camera

Der dicke Komiker

Von Wilhelm Lichtenberg

Plötzlich stand Zehentner bleich und schlotternd vor der Portierloge des kleinen Provinztheaters. Er hielt ein Schreiben in den zittrigen, ohnmächtigen Fingern und starrte, nach Atem ringend, in die Luft. Kollege Düsen, der erste Heldenspieler, kam zufällig vorbei, erblickte Zehentner, erschrak und sprang hinzu, um ihn zu stützen. „Allmächtiger Gott — was ist mit dir?“ Zehentner konnte lange nicht antworten: Nur wortlos überreichte er Düsen den Brief. Dieser las. Dann sagte er: „Gratuliere! Mensch, hast du ein Schwein!“

„Ja“, rang sich Zehentner schwer ab. „Wenn das nur klappt, wenn das nur klappt...!“

Düsen, ein ausgezeichnete Kollege, beruhigte ihn. „Warum sollte es nicht klappen? In Wien suchen sie einen Komiker für ein Stück, das zu Beginn der nächsten Spielzeit herauskommen soll. Der Agent hat dich in Vorschlag gebracht. Der Direktor kommt morgen zu uns, um dich anzusehen. Du bist ein ausgezeichnete Komiker. Mußt ihm gefallen. Warum sollte er dich also nicht engagieren?“

Zehentners über alles komische Erscheinung, die in ihrer Dürreheit dem Ritters von der nächsten Spielzeit herauskommen sollte, setzte sich mühsam in Bewegung. Während er die Stufen zur Bühne emporschritt, wo jetzt die Probe beginnen sollte, stammelte er immerzu nur: „Hoffentlich... hoffentlich! Ich hatte gar nicht mehr gehofft, aus der Provinz geholt zu werden...“

Zehentners große Chance war die Sensation des heutigen Probentages. Man beglückwünschte ihn, aufrichtiger, weniger aufrichtig — je nachdem —, man versprach ihm, Dämon zu halten, und hoffte insgeheim, von dem Großstadtdirektor mit Zehentner zugleich entdeckt zu werden.

Am nächsten Abend saß der Direktor aus Wien tatsächlich im Zuschauerraum. In der ersten Proszeniumloge, Unheimlich vorne. Zuerst schnürte es Zehentner ja die Kehle zu, er war aufgeregt

wie ein ganz kleiner Anfänger; aber dann überwand er sich und legte los. Es gab Lachstürme über ihn, wie stets.

Das Wunder geschah. Schon nach dem ersten Akt stürzte der Direktor aus Wien in die Garderobe, umarmte den Komiker und rief begeistert: „Herr, Sie sind überwältigend komisch! Sie sind zwerchfellerschütternd! Sie sind herrlich! Man hat mir nicht zu viel von Ihnen erzählt! Und es ist eine Affenscheide, daß ein Mensch wie Sie nicht schon längst in der Großstadt sitzt!“

Zehentner murmelte nur irgend etwas; verständlich machen konnte er sich nicht. Das Glück betäubte ihn. Plötzlich fuhr der Direktor verzweifelt fort: „So ein Pech! So ein Pech!“

Zehentner konnte mit Mühe fragen: „Verzeihen Sie — wo ist hier das Pech?“

„Das will ich Ihnen sagen! Ihr Agent ist ein Ochse! Sie ahnen ja gar nicht, was der Mensch angerichtet hat! Das Lustspiel, das ich zu Beginn der neuen Saison geben will, hat zwei Komikerrollen. Die eine Rolle muß von einem hageren Darsteller gegeben werden, die andere von einem dicken.“

„Schön“, meinte Zehentner, „ich bin der hagere.“

„Ja, Sie sind der hagere. Aber der Agent hat Sie scheinbar verwechselt! Er sagte mir, daß Sie dick seien. Und jetzt habe ich für die hagere Komikerrolle einen Herrn bereits fest verpflichtet. Es ist nur mehr die dicke Komikerrolle frei. Meine Reise hierher war also vergeblich.“ Dann verabschiedete sich der Direktor mit den scherzhaften Worten: „Aber vielleicht können Sie über den Sommer zwanzig Kilo zunehmen. Dann melden Sie sich bitte bei mir.“

Zehentner war gebrochen. Seine Hoffnungen, endlich in die Großstadt zu kommen, waren wieder einmal in nichts zerronnen. Er schrieb dem Agenten einen groben Brief, aber das war nur eine kleine, persönliche Rache; an der Tatsache selbst änderte er nichts. Der Agent bat zerknirscht um Entschuldigung, er hatte einfach zwei Komiker miteinander verwechselt.

Zehentner mußte immer wieder an die Abschiedsworte des Direktors denken: „Aber vielleicht können Sie über den Sommer zwanzig Kilo zunehmen... Dann melden Sie sich bitte bei mir...“ Oh, Zehentner war nicht dumme. Nein. Er wußte, daß diese Worte scherzhaft gemeint waren. Aber trotzdem...

Er hatte kleine Ersparnisse. Mit diesen beschloß er seine bisherige Lebensweise zu ändern. Er sparte nicht mehr am Essen, nein, er ließ sich vorsetzen, was gut und teuer war. Er frühstückte üppig, er nahm ein zweites Frühstück, verzehrte das große Menü zu Mittag, ab zwischendurch und am Abend ebenfalls ausgiebig, was er früher nie gemacht hatte. Nach einem Monat waren seine gesamten Ersparnisse bereits aufgebraucht. Er weinte ihnen keine Träne nach. Es ging ja um seine Karriere. Dann stieg er auf die Waage. Er hatte dreißig Deka zugenommen... Das hieß mit anderen Worten: Wenn er so die nächsten fünf Monate weiter machte, konnte er hundertfünfzig Deka an Gewicht zunehmen. Das sind eineinhalb Kilo. Aber damit war aus dem hageren noch lange kein dicker Komiker geworden. Nein.

Gebrochen erschien er abends im Café am Stammtisch, an dem sich einige besonders nette Kollegen und Gönner aus der Stadt versammelten. Man fragte ihn nach dem Grund seiner Verzweiflung und er erzählte seine tragische Geschichte. Da meinte Düsen, der Heldenspieler: „Es muß unbedingt etwas für dich geschehen, Zehentner!“ „Aber was, was sollte geschehen?“ fragte der Komiker verzweifelt. „Ich habe ja nicht einmal mehr das Geld, um dreißig Deka im Monat zunehmen zu können!“

„Eben!“, sagte Düsen sehr ernsthaft. „Du hast das Geld nicht und du kannst die Mittel zu einer Maskur auch niemals aufbringen. Es muß sich eben ein Konsortium bilden, das dich mit dem nötigen Geld versorgt.“ Zehentner blickte verständnislos auf. „Ein Konsortium?“ „Ja. Wenn jemand eine Erfindung machen will, braucht er die Unterstützung eines kapitalkräftigen Konsortiums. Warum sollte ein dünner Komiker, der als dicker Karriere machen könnte, nicht ebenfalls ein Konsortium finden? Ich will ja nicht sagen, daß wir Zehentner-Anteilscheine ausgeben — aber jedes Mitglied des Konsortiums kann sein Geld glänzend verzinst zurückbekommen. Ich zeichne als erster siebenhundert Schilling, meinen sogenannten Reservefonds.“

Die anwesenden Gönner zeichneten gleichfalls; und da sie in der glücklichen Lage waren, nicht Heldenrollen am Theater, sondern bürgerliche Existenzen im Leben darzustellen, konnten sie mehr geben als Düsen. Jedenfalls stand für die nächsten vier Monate die Summe von fünftausend Schilling zur Verfügung.

Zehentner begann nun wahre Rekorde des Essens aufzustellen. Er aß dreimal des Morgens, zweimal mittags, viermal abends, er aß zwischendurch, er verschlang unheimliche Mengen Bier, er nahm nur hochwertige Nahrungsmittel zu sich, die er sich vorher auf der Kalorientabelle genau errechnete, und da die Sommerferien der kleinen Bühne bereits begonnen hatten, blieb er tagelang zu Bette, unbeweglich, um von seinen heißgeliebten Nemeinheiten nicht eine einzige mehr hergeben zu müssen.

Und — er begann sich zu runden. Zuerst schüchtern, dann immer kräftiger, immer ausdauernder, immer gewaltiger. Leider waren die fünfzestausend Schilling des Aktienkapitals sehr bald aufgebraucht. Nach zwei Monaten mußten junge Aktien ausgegeben werden. Allerdings hatte Zehentner schon zehn ehrliche Kilo zugenommen und seine Augen verschwanden bereits hinter glänzenden Fettpolstern. Denn darauf hatte die G.m.b.H. nicht Rücksicht genommen, daß Fettleibigkeit ein Zustand ist, der völlig geänderte Lebensbedingungen mit sich bringt. Mit achtzig Kilo Lebendgewicht kann man die Kleider nicht mehr tragen, die man mit siebzig Kilo trug. Man kann sich nicht mehr auf längere Strecken zu Fuß fortbewegen, sondern muß sehr häufig in ein Taxi steigen. Aber auch die Gesundheit wehrt sich dagegen, daß das Herz in einen Fettpolster eingekleidet wird. Man muß schon häufiger den Arzt aufsuchen, man braucht Medikamente, weil es mit dem Atem nicht mehr so geht und mit dem Treppensteigen.

Und wie jedes Ding, das rationell angepackt wird, zu einem gedeihlichen Ende führt, so konnte Zehentner auch — es war Mitte August — seine neunzig Kilo fauchend und stöhnend in ein Abteil verfrachten, um sie dem Direktor nach Wien zu führen. Keuchend stieg er die Treppen zum Direktionsbüro empor, außer Atem gekommen, bat er den Theaterdiener, ihn beim Direktor zu melden. Er wurde sofort vorgelesen.

Der Direktor empfing ihn mit fremden Blicken: „Bitte? Sie wünschen?“ — „Erkennen Sie mich nicht, Herr Direktor: Ich bin ja Zehentner.“ — „Unsinn! Zehentner ist doch lang und dürr. Sie hingegen.“ — „Ich habe die gewünschten zwanzig Kilo zugenommen. Und jetzt bin ich der dicke Komiker, den Sie suchten.“

Der Direktor sank vernichtet in seinen Fauteuil. „So ein Pech! So ein Pech!“ stöhnte er. „Gerade heute wollte ich Ihnen nämlich einen Vertrag schicken. Es ist mir gelungen, den dünnen Komiker los zu werden und einen ausgezeichneten dicken Komiker zu engagieren. Und wenn Sie nicht unglücklicherweise neunzig Kilo hätten, könnte ich Ihnen diese Rolle übertragen.“

Zehentner wankte gebrochen aus dem Büro. Und hörte nur noch, wie der Direktor ihm nachrief: „Ja, wenn Sie innerhalb von vier Wochen zwanzig Kilo abnehmen könnten...“

Der Schirm

Der Schirm ist ein praktischer Gegenstand. Mit einem Schirm kann man tausend Dinge machen. Man kann einen Schirm daheim lassen oder unter den Arm klemmen, man kann einen Schirm aufspannen oder als Spazierstock verwenden, man kann einen Schirm als Geburtstagsgeschenk verschenken oder sich als Geburtstagsgeschenk schenken lassen, man kann einen Schirm irgendwo stehen lassen, man kann einen Schirm irgendwo mitnehmen.

Bruno Bauer nahm einen Schirm mit. Aus einem Kaffeehaus. Der Schirm war nicht sein Schirm. Aber Bruno Bauer wußte das nicht. Vielmehr, er dachte nicht daran. Bruno Bauer nahm einen fremden Schirm ganz aus Versehen mit. Weil es draußen regnete. Und weil er annahm, daß er mit einem Schirm in das Kaffeehaus gekommen war. Was aber eben nicht der Fall war. Bruno Bauer marschierte mit dem fremden Schirm aus dem Café. Plötzlich klopfte ihm einer auf die Schulter.

„Sie erlauben schon —“

„Bitte?“

„Sie haben meinen Schirm mitgenommen!“

„Ihren Schirm?“

„Keine Geschichten! Geben Sie mir meinen Schirm zurück, oder ich hole die Polizei!“

Bruno Bauer schaute den fremden Herrn an. Bruno Bauer schaute seinen Schirm an. Und erschrak. Das war wirklich nicht sein Schirm, das war wirklich ein fremder Schirm. Und Bruno Bauer stand in peinlichster Verlegenheit.



„Verzeihen Sie vielmals“, stotterte er, „es war wirklich nicht meine Absicht — ich habe das auch gar nicht nötig — ein dummes Versehen — hier ist Ihr Schirm — entschuldigen Sie — wirklich nur ein Versehen.“

Der fremde Herr aus dem Kaffeehaus glaubt natürlich kein Wort. Aber er sagt:

„Schon gut. Hauptsache, daß ich meinen Schirm wieder habe.“

Bruno Bauer trifft seine drei Freunde. Bruno Bauer erzählt ihnen noch immer ganz betroffen das traurige Erlebnis. Die Freunde lachen, daß es eine Art hat. Dabei denken sie plötzlich an ihre eigenen Schirme. Sie sind mit Schirmen von daheim weg, jetzt regnet es nicht mehr, und sie wollen ins Theater. Im Theater aber kostet jeder Schirm dreißig Pfennige Garderobengebühr.

„Lieber Bruno“, sagen sie gleichzeitig, „du könntest uns einen großen Gefallen erweisen. Du gehst doch jetzt nach Hause. Nimm bitte unsere drei Schirme mit. Das wäre sehr nett von dir. Willst du so nett sein?“

Bruno Bauer will so nett sein.

Er nimmt der drei Freunde drei Schirme. Und besteigt die Straßenbahn.

In der Straßenbahn sitzt Bruno Bauer. Mit den drei Schirmen im Arm. Und denkt vor sich hin. Plötzlich steigt ein Herr ein. Setzt sich Bruno Bauer gegenüber. Es ist der fremde Herr aus dem Kaffeehaus. Der Herr mit dem Schirm. Bruno Bauer wird blutrot. Über das Gesicht des Herrn geht ein erkennendes Schmunzeln. Er zeigt auf die drei Schirme in Brunos Arm. Und sagt:

„Wie ich sehe, hat sich die Sache für Sie doch noch gelohnt.“



Freundinnen

Aufn. Otto König

Der Spatz Maximilian

Eine Erzählung von Maria Heil de Brentani

Die Geheimnisse des Lebens liegen gar nicht in Wolkenkuckuckshaus... Sie wispern stündlich um uns her und wollen nur Verstecken spielen. — So lange wir dieses Haschspiel mitmachen, sind wir so recht von Herzen jung. Wenden wir uns aber müde und blasiert davon ab, so ist das ein gutes Zeichen dafür, daß wir anfangen bedenklich alt und unnütz zu werden.

Der Spatz Maximilian, von dem ich erzählen will, birgt ein solches Geheimnis unter seinem seltsam bunten Federkleiden. Wie könnte es sonst möglich sein, daß Maximilian einen Rock trägt, wie ihn kein Schneider im Spatenreich zu machen pflegt? Ein Spatz mit gutgegelben Rockschoßen und orangefarbenen Aufschlägen! — Etwas unzeitmäßig eigentlich; so bunt pflegte man in der Biedermeierzeit daherzuspielen.

Aber sonst war er ganz Spatz! Jeden Morgen sitzt er mit Dutzenden Vertretern der misera Spatzengesellschaft als einziger adliger Spatz auf dem Rande des Futterkastens im Garten und benimmt sich gar nicht so, daß man ihn auf den ersten Blick als Adelsproß erkennen könnte, wenn... eben nicht dieser hochfeudale Rock wäre! Gewiß ist Maximilian — ich habe ihn so getauft, weil ich davon überzeugt bin, daß er einer romantischen Verbindung zwischen einem edlen Kanarienvogel und einem ruppigen Sperling entstammt, folglich noch zu einem erheblichen Prozentsatz adlig ist — gar nicht anhänglicher als die anderen Pensionäre vom Futterkasten, gewiß finde ich mich bei dieser Annahme in einem jener beliebten Irrtümer, die sich der Mensch in die Renommier-Virtuosität seiner verdängten Leidenschaften stellt, um sich ein wenig eitel daran zu ergötzen. Aber ich bilde mir ein, daß meinem Freunde und Kostgänger meine Sonnenblumenkerne und Hanfsamen besser schmecken als in den Nachbargärten. Tatsache ist jedenfalls, daß Maximilian an jedem Morgen mein Gast ist.

Von dem Tage seines ersten Besuches an galt meine ganze Aufmerksamkeit nur ihm allein. Selbst die dicke Amsel, die mir des Morgens mit selbstverständlicher Eleganz ihre Aufwartung macht, um dann zur Belohnung Brotkrumen und Rosinen aus der Hand entgegenzunehmen, vergaß ich vollends. Zum nähern

Studium des romantischen Bastards lieb ich mir von der Nähfrau deren heftig rollenden Kanarienspatz aus, stellte den Bauer ans Fenster und harpte der Dinge, die da kommen sollten. Aber es kamen gar keine! Hansi stellte sofort seine Konzerte ein, weil ihm die Atmosphäre am Fenster nicht behagte, und ich zog es vor, Maximilian mit einer Wasserpeife anzulocken. Jeden Morgen zwischen 8 und 9 Uhr veranstaltete ich von nun an am geöffneten Badezimmerfenster Triller-Unterricht für Roller und für solche, die es werden wollen. Aber es schien, als sollte sich das Geheimnis um Maximilian nicht lösen. Hilfesuchend wandte ich mich daher eines Tages an die exakte Wissenschaft in Gestalt von Herrn Studienrat Dr. Friedrich Katzenwadel. Dr. Katzenwadel hat auch einen Vogel. Aber keinen „theoretischen“, sondern einen giftgrünen aus dem brasilianischen Urwald. „Lora“ besteht nur noch aus Haut und Knochen und ist sozusagen ein lebendes Fossil. Auch sie ist ein Geheimnis. Hier ist es das Alter, das sie — wie Damen gemeinhin — geheimhält.

Dr. Katzenwadel ließ sich also von mir über den Fall Maximilian referieren, überzeugte sich durch stundenlange Inaugenscheinnahme persönlich von der auffallend gelben Färbung des Kanarienspatzes und eröffnete mir schließlich: Es ist völlig ausgeschlossen, daß dieser Maximilian einer natürlichen Verbindung zwischen Spatz und Kanarienvogel entstammt. Schon aus dem einfachen Grunde, weil es in der deutschen Fauna gar keine Kanarienvögel gibt. — Diese entstammen nämlich — wie das bereits der Name besage — der Vogelwelt der Kanarischen Inseln. In Deutschland aber würden die gelben Sänger in warmen Stuben — insbesondere im Harz — gezüchtet. Folgerung: Maximilian ist das Produkt irgendeiner deutschen Kanariennekel. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Nach einigen Tagen stand in sämtlichen Züchterorganen und -orgänchen eine Anzeige folgenden Inhalts zu lesen:

„Seltsames Zuchtungsprodukt: Kanarienvogelspatz, soeben zugeflogen. Sachdienliche Mitteilungen unter „Maximilian“ an die Geschäftsstelle des Blattes.“

Der Erfolg ließ nicht zu wünschen übrig. Aus allen Teilen Deutschlands, aus halb Europa, überall daher, wo man Kanarienvögel züchtet, kamen Zuschriften. Altrenommierte Kanarien-Musikhochschulen waren darunter, und es war außerordentlich, wenn alle der Spatz Maximilian entfliegen sein sollte. Da schickte einer gleich Reihporto in Briefmarken — für Brief und Spatz — mit, seiner Beschreibung nach aber mußte dem Einsender eher ein kleines Rebhuhn statt des raren Vogels entfliegen sein.

Eine andere Zuschrift wollte mir weismachen, der zugeflogene Vogel sei in Wirklichkeit kein Kanarienspatz, sondern eine sensationelle Kreuzung zwischen einem Mäusebusard und einer Schwalbe. Nach zehnjähriger Arbeit sei dem Einsender diese Bastardierung gelungen, nun aber sei das undankbare Produkt so vieler Schweißtropfen auf und davon geflogen.

Nein, nein und abermals nein! Keine der Beschreibungen traf auf Maximilian zu. Weder Rebhuhnsatz noch Schweißtropfenvogel!

Zum zweiten Male bestürmte ich den Dr. Katzenwadel, worauf der Gelehrte mir einen — wie er sagte — sparsam auskalkulierten Kostenvorschlag für eine Studienreise nach den Kanarischen Inseln, verbunden mit einem Abstecher nach London, Britisches Museum, Abteilung „Steinzeitliche Ausgrabungsfunde, III B Vogelwelt“ unterbreitete. Alles in allem 7486 Mark und 44 Pfennige einschließlich Trinkgelder für die Hotelkellner, Stiefelputzer und Stubenmädchen. Ich versprach dem Doktor, mir die Sache ernstlich zu überlegen, blickte noch einmal nachdenklich auf Maximilians Futterplatz, wo sich das „Geheimnis der Natur“ gerade mit einem dicken Spatzweibchen herumzankte und dabei die unfähigsten Schimpfworte vernahmen ließ, nahm die zu dicken Bündeln geschnürten Einsendungen auf die Spatz-Anzeige und begab mich — zum Ofen.

Es gab ein kurzes rasches Aufflammen und nachher eine dicke Wolke von Papierstaub.

Symbol! Ich hatte das Geheimnis um Maximilian dem Himmel anvertraut, woher es auch gekommen sein mochte.

Die Akten für den Fall Maximilian waren für alle Zeiten geschlossen.

Ich habe meinen Vorsatz auch treulich gehalten und niemals wieder Studien über den seltsamen Gast meines Vogelspeisetaus im Garten angestellt. Er interessierte mich um keinen Deut mehr als die anderen ruppigen Kerle, die sich da draußen

um das Futter balgten wie Gassenjungen um einen Groschen. Nur ein einziges Mal habe ich wieder an ihn denken müssen. Als ich kürzlich dem Klassenlehrer von Axel auf der Straße begegnete. „Na“, erkundigte ich mich wohlwollend, „macht Ihnen mein Junge immer noch so viel Spaß?“ —

„Ja“, sagt der Doktor Schramm und guckt mich dabei mit einem wehleidigen Blick quer über die Brille an, „er ist in meinen Fächern gut, sehr gut sogar, aber er ist ein entsetzlicher Lausjunge!“

„Ach — —“

„Ja, hören Sie nur“, ereifert sich der kleine dicke Doktor und setzt mit einem energischen Ruck die inzwischen auf die Nasenspitze heruntergerutschte Brille wieder an den ihn von der Natur zugewiesenen Ort zurück, „hören Sie nur, was mir Kollege Katzenwadel — Sie wissen doch, der Naturkundelehrer — erzählte: Hat dieser Bengel doch tatsächlich mit drei anderen Quartanern einen „Bund der Naturfreunde“ gegründet. Und was

machen die Kerle als erstes? Fangen Spatzen auf Leimruten, pinseln sie mit roter oder gelber Ölfarbe an und lassen sie dann wieder fliegen. Das ist nun der Erfolg des Unterrichts über die Vogelarten der exotischen Länder! Unerhört, nicht wahr?!“ „Tatsächlich, unerhört!“ sagte ich und meinte dann noch: „Wie dumm doch solch ein Kind ist. Zu denken, daß ein Mensch so einen künstlichen Exoten für echt halten könnte!“ „Ach, glauben Sie das nur nicht“, lächelte der Doktor überlegen, „das war nur eine Lausbüberei, kein vernünftiger Mensch würde solch einen bemalten Spatzen, häß, für einen exotischen Singvogel halten!“

„Doch, doch“, versicherte ich ihm, „ich kenne sogar einen, der wollte deswegen zum Britischen Museum fahren.“ Ich habe mich etwas plötzlich verabschiedet und fühle jetzt deutlich, wie mir der Doktor Schramm kopschüttelnd über die inzwischen wieder bis ganz herunter auf die Nasenspitze gerutschte Brille nachblickt...

Jeder hat so seine Method'!

Von Wilhelm Lenemann

„Der Rudi Dresen hat gestohlen!“ Die Kundé lief wie ein Flugfeuer durchs Dorf. Von Tür zu Tür riefen es sich die Weiber zu. Es war leider wahr. Rudi, der kreuzbare Sohn des alten Dresen, hatte von der Wäsche des Nachbarn Hülstrup, die zur Nachtzeit im Mondenschein auf der Bleiche gelegen, ein Laken gestohlen. Der Flurhüter, der ihn dabei ertappte, meldete es dem Vorsteher. Der rieb sich den grauen Schädel.

„Eine saudumme Geschichte, Eckmann. Der Junge ist blamiert, den Alten ist's eine Schand, dem Dorf ist die Ehre genommen. Das darf nit sein.“

Der Bauer ging ratlos auf und ab.

„Also Eckmann, du hast mir das vorderhand nur privat mitgeteilt, nicht amtlich, verstehst? Da ru' mir einmal den Rudi selbst her, daß ich hör', wie die Sach' gewesen.“

Nach einer Viertelstunde stand der Bursche vor dem Vorsteher. „Machst ja nette Sachen! — Schämst Dich nit! — Stiehst! — Habt nit Laken genug im Haus? — —“

Die Vorwürfe fielen wie Hammerschläge auf den armen Burschen. „s war nit ums Laken, Herr Vorsteher, hätt' schon gern eins dabeigelegt, wenn's nötig gewesen.“

„Also was war's?“

„Die sollten ein wenig mehr auf die Wasch achten.“

„Seit wann ist das Mod' im Dorf, daß man eine Wach' bei die Wasch legt? Sind nicht alle hundemü' vom Tag? Die Alten und auch der Knecht und die Magd. Und sollt sich etwa das Minchen dabei setzen? —“

„Wär' nit gar so schlimm gewesen.“

Der hellhörige Bauer horchte auf.

„Und dazu hast die Nacht nötig? Siehst das Minchen nicht am Tag genug, he?“

„Eben nit, sie tut sich draußen nit sehen lassen; ob sie nit darf, ob sie nit will, ich weiß nit...“

„Also hast se gern?“ lockte der Bauer.

„Wer hat sie nit gern. Aber ich wußt mir keinen Rat.“

„Und da nimmst ein Laken. Ein schlimmer Weg, Rudi!“

„Ein jeder hat so seine Method', Herr Vorsteher.“

„Also da geh' jetzt, will sehen, ob sich die Sach' noch bebiegen läßt.“

Der Vorsteher atmete erleichtert auf. Dem Himmel sei Dank! Da brauchte man keine Feder drum anzusetzen. Nochmal: Dem Himmel sei Dank!

Zum Abend lud er die beiden Alten zu sich, den Hülstrup und den Dresen. Nach dem dritten Wachholder, da die Mäuler etwas geschmiert waren, fragte er wie nebenher: „Den Rudi magst nit, Hülstrup, he?“

„Mag ihn wohl, sehr wohl, ist brav und fleißig, hätt' nimmer von ihm gedacht, daß er stehlen tät.“

„Tun wir das Laken belseit! Also du magst ihn; aber du, Dresen, was hast du gegen das Minchen?“

„Ich? Nix nich' — Ist ein blitzsauber Ding.“

„Also warum“, schlug der Vorsteher mit der Faust auf den Tisch, „gebt ihr die beiden dann nit zusammen?“

„Ja, wißt Ihr“, lachte der Hülstrup überlegen, „der Dresen und ich, wir waren uns längst einig. Aber mein Mädel und der Rudi, die kamen gar nicht vorwärts, und da haben wir gedacht, wollten sie ein wenig aufsäsig machen, wißt, die verbotenen Früchte schmecken besser, und da hab' ich dem Minchen gedroht: Kannst mir mit jedem Bub' im Dorf kommen, nur mit dem Rudi nit, er hat nix, der kann nix, und taugen tut er auch nix! Das Mädel, ehfrüchtig und dumm, wie die Weibslaut nun einmal sind, große Augen hat's gemacht, aber den Rudi hat's



Stakender Schiffer

Phot. I. Gellika, Berlin, Contax

von Stund an nit mehr angeschaut. Geführt hat's sich vor ihm!" Der Vorsteher schüttelte seinen grauen Kopf: „Und du hast's wohl akkurat so gemacht, Dresen?“ „Alleweil, wie's verabredet wär, er soll mir nur nit mit der Schlunz von da drüben ankommen.“ Der Vorsteher konnte sein Lachen nicht mehr verbeißen, aber giftig wettete er dann darein: „Saudumme Tröpfe seid ihr gewesen in all eurer Schläue, alle beide, ihr...“ Er erzählte, weshalb der Rudi das Laken gestohlen. Die beiden Alten sahen sich erstaut an. „Jeder hat eben seine besondere Method'", meinte der Dresen kleinlaut, „nur schlägt sie nit immer an.“ Er sah betrübt in sein leeres Glas. „Aber da wär' ja nun alles in der Reih.“ „Da laßt eure Händ' nur von!" entschied der Vorsteher. „Ihr vermengt sonst doch wieder den Brei.“ In der Frühe des andern Tages fand er sich selbst auf dem Hofe des Hülstrup ein. Der Alte war auf dem Felde. In der Diele traf er das Minchen: „Daß ich nit vergeß, Minchen, kannst gleich mal hinters Backhaus gehen, da wartet wer auf dich!“ Und ging dann zu Dresen hinüber. Der Rudi hatte sich aus Scham nicht aufs Feld gewagt. Der kam ihm gerade recht. „Schau mal nach, Rudi, mir war's als hätt' dich da grad jemand hinterm Backhaus gerufen.“ Und lachte dann leise in sich hinein. Und wartete geduldig, eine Viertelstunde — eine halbe Stunde — Da aber die beiden gar nicht wieder hinter dem Backhaus hervorkamen, nickte der alte Schalk und begab sich heim.

Der Albumvers

Skizze von J. Mühlenpfordt

Die kleine Addie saß in ihrem Schulzimmer am Schreibpult. Aber sie schrieb nicht. Sie beobachtete aufmerksam, wie die Sonne durch das Tintenfaß aus blauem Glas über das Papier flutete, und dachte, wie hübsch es sein mußte, wenn Schöne auf diesem blauen Strom schwämmen und Wiesen mit Dörflhäusern und Kirchtürmen an seinen Ufern lägen...

Die kleine Addie hatte den Federhalter in der Hand und einen großen Tintenklecks am Mittelfinger, aber geschrieben hatte sie doch nichts. Sie blickte auf das offene Album: vier Linien hatte man ihr mit Bleistift gezogen, also vier Zeilen sollte der Vers haben; und darunter noch einige kürzere, dahin kam der Name und noch irgend etwas. Die dünnen grauen Linien sahen sie nicht gerade wohlwollend an, eben dünn und grau. Sie blätterte einige Male rück- und vorwärts und wieder hin und her. Dann tauchte sie entschlossen ein und schrieb ganz tief unten an den Rand: Rittergut Luisenhof, den 29. März...

Auf der Pultplatte war allerlei eingeritzt und gekritzelt. Das hatten Addies ältere Brüder und Schwestern getan, die alle in diesem Zimmer und an diesem Pulte von Fräulein Schwede unterrichtet waren. Sie kannte alles, Buchstaben und Daten, Sterne und Fähnchen und das vierbeinige, gattungslöse Geschöpf, aber sie betrachtete sie heute mit besonderer Aufmerksamkeit und begann, überall Tintenkreise herumzuziehen.

Fräulein Schwede war in ihrem Liegestuhl eingenickt. Die Blätter des Buches auf ihrem Schoß drehten sich bei jedem leisen Schnarcher, und jedesmal machte der aufblitzende Goldrand einen feinen Riß durch die Luft. Addie hielt in ihrer Betätigung inne: Das arme Fräulein Schwede! Als ob mit einem spitzen Nagel in ihrem Gesicht hin- und hergeritzt wäre! Wie gelb sie aussah und wie kraus! Addie mußte an das Jahrmarkts-schweinchen denken, das Onkel Georg ihr mitgebracht. Es war aus rosa Gummi gewesen und quiekte so vergnügt, wenn man es aufblies. Aber nach ein paar Tagen hatte es zwischen ihren Büchern und Spielsachen gelegen, zusammengeschrumpft, welk und stumm.

Addies Augen schwammen plötzlich in Tränen, wie sie zu der Schlafenden hinübersah. Ob sie — Addie — an all diesem schuld war? Wie oft hatte Fräulein Schwede gesagt: „Addie, daß ich das von dir erleben muß!" oder: „Du bist eine Handvoll Erde auf meinen Sarg, Addie!"

Morgen reiste sie fort und kam nicht wieder; zu ihrer Nichte in Königsberg ging sie, die auch Lehrerin war. Nun sollte sie aber auch zum Abschied etwas recht Liebes ins Album geschrieben



Akt-Studie

W. Flehmig

bekommen. Das kleine Mädchen blätterte wieder in dem Buche. Aber, was die anderen geschrieben hatten, das gab den Gefühlen ihres liebenden Herzens nicht genügend Ausdruck. „Zur Erinnerung —“ „Dies schrieb zu stetem Gedenken —“ Nein, so etwas wollte sie nicht, es mußte etwas Besonderes sein. Und so pflückte sie aus allen Windungen derer, die ihr am nächsten standen, das Schönste heraus und band daraus folgenden Gewinde:

„Dies schrieb innigst zur Beherzigung für die Zukunft
Ihre Sie liebende Addie.“

Da stand es, mitten auf dem Blatte; beinahe hatten die Linien nicht ausgereicht. Aber es machte sich sehr nett, es war gar nicht mehr so leer, das Blatt. Nun fehlte noch der Vers, doch der würde sich auch noch finden. Addie war ganz zufrieden.

Fräulein Schwedes Kopf lag jetzt ganz seitlich; etwas nach hinten. Sie schnarchte wie eine sanfte Baßgeige, die von ungeübter Hand gestrichen wird. Durch die Fensterscheiben, die blau und fleckig waren vom Schmelzwasser der Eislüben, zogen die Sonnenstäubchen ihre Straße. Das kleine Mädchen sah, wie sie von Fräulein Schwedes Mund eingesogen und kerzengerade in die Höhe gewirbelt wurden, daß sie nur so durcheinander purzelten. Wie ein feuerspeiender Berg! Wenn das Hartwig und Friedel hätten mit sehen können!

Aber sie mußte noch den Vers schreiben. Am Fenster saß ein Schmetterling. Er war heute früh plötzlich aus der Truhe, zwischen den dicken Brennholzscheiten weggefliegen. Nun hob und senkte er leise bebend die schwarzen, blauweiß geränderten Flügel. Ob ihm so wohl war, oder ob ihm etwas weh tat? Addie dachte daran, ihn vorsichtig in den Garten zu tragen.

Doch der Vers! Die vier dünnen Linien erinnerten an Papas Stirn, wenn er sehr böse wurde. Auch, woher sollte sie einen Vers bekommen? Sie hatte niemand, den sie um Hilfe bitten konnte. Einerseits waren die innigen Wünsche, die sie ihrem lieben Fräulein Schwede mitgab, eine vertrauliche Sache, in die sie keinen Dritten hineinbeziehen konnte; außerdem schlief alles, es war so still, daß man das Flügelbeben des Schmetter-



Aus dem Schwarzwald

E. Brauneis



Auf Hiddensee

Heinz Kistler

lings hören konnte, — und Fräulein Schwedes Baßgeigenstriche. Jetzt kam ein Federchen geflogen, leicht und fein wie eine Elfe. Gleich mußte es in den Bereich des Luftwirbels geraten, der die Sonnenstäubchen purzelnd machte, jetzt, jetzt, — Addies Augen, die von Verzweiflungstränen wegen des Albumverses glänzten, lachten plötzlich vor Vergnügen. Wie das behaglich segelnde Federchen erschrak, wie es Purzelbäume schlug und hoch, hoch in die Gardine flitzte!

Addie konnte sich nicht länger halten, das Federchen kam schon wieder zurück, gleich mußte es wieder hochsausen. Das kleine Mädchen glitt vom Pult, über den Läufer, zur Tür hinaus, selber wie ein Sonnenstäubchen husch hinaus in die Diele, über die Treppe, in den Garten...

Wölkchen hingen an des Himmels blasser Seide wie verwehte Eiderdaunen. Diese Frühlingsschönheit war so überraschend gekommen, daß die Erde hier unten nicht Zeit gehabt hatte, für etwas Ähnliches zu sorgen. Die alten Parkbäume und das knotige Buschwerk standen denn auch einigermaßen verlegen da. Einige fahle Blätter und Samenbündel vom vorigen Jahr raschelten noch in den Zweigen. Die vielgerühmte, immergrüne Herrlichkeit der Tannen nahm sich auch nur wie ein ehemals ganz hübsches, abgetragenes Winterkleid aus. Die Vögel huschten noch wie stumme Schatten durchs Gestrüpp des wilden Weines; nur eine Blaumais rief: „Ist's denn wahr? Ist's denn wahr?“

Addie lief mit ausgebreiteten Armen über den verwitterten Rasen, die Wege entlang, über die Tuffsteine und das Becken des Springbrunnens. Der Jagdhund umsprang sie keuchend, ohne zu bellen. Sie umtanzte eine junge Birke, schüttelte die Haselzweige mit den fein stäubenden Kätzchen und warf sich neben den Zaunbuchenhecken ins weiche, durchwärmte Wildgras. Spielend zupfte sie die langen gelblichen Halme, da — schon ein junges Hahnenfußblatt, eine sprießende Löwenzahnrose, — und das, — „Ist's denn wahr?“ sagte Addie und

kniete auf, „ein Veilchen? — Ja, ein Veilchen! Harras, ein Veilchen, und hier, und dort...“

Da hockten sie, scheu und kurzgestielt, die fahlen Halme lagen kreuz und quer darüber hin. Addie mußte an etwas Liebes, Kostbares denken, sorgfältig verpackt und eingehüllt, ja, woran doch gleich? — An die bunten Osteierei und Häschchen, die Tante Ida ihr geschickt, die so entzückend durch die Holzrolle geguckt hatten, als sie den Schachteldeckel hochnahm.

„Sieh doch, Harras, so viel Veilchen!“ — sie wehrte der schnuppernden, feuchten Schnauze — „nicht doch, laß!“

Und sie kniete und machte jedes Blümchen frei, indem sie das trockene Gras mit dem Zeigefinger im Kreise herum fortzog, behutsam, immer weiter, daß das Blau dalag wie Osteierei im Nest.

Das Herz klopfte ihr. Wenn sie nachher Mama herbeiholte und Fräulein Schwede und die anderen! — Ach, Fräulein Schwede, das Album, das noch auf seinen Vers wartete! —

Auf einmal sprang sie auf und lief noch schneller als sie gekommen, in die Schulstube zurück. Da lag noch das Album, da drehte Fräulein Schwede den Kopf mit einem sanften „hrax“ auf die andere Seite, da tanzten noch immer die Sonnenstäubchen. Da saß Addie wieder, tauchte zum dritten Male die Feder ein und schrieb:

Sei wie das Veilchen im Moose,
Bescheiden, sittsam und rein,
Und nicht wie die stolze Rose,
Die immer bewundert will sein.

Dann schlich sie leise nach oben und schob das Buch in einen Koffer. Am anderen Morgen früh fuhr Fräulein Schwede nach Königsberg. Es war zuletzt, wie oft vor der Abreise, sehr eilig gegangen, und in einem der vielen großen und kleinen Koffer, zwischen Kleidern, Schuhen und allerlei Nützlichkeiten des Alltags, lag ungelesen und unbeherzigt, der innige Wunsch der kleinen Addie für die Zukunft.

Auferstehung

Die Hüllen sind gesprengt! —
In einer Frühlingsnacht öffneten leise
Die ersten Knospen sich und wagten sich hervor
In ihrem feinen zarten Grün.
Viel and're taten's nach und freuten sich
Des hellen Morgenlichts.

In tiefer Andacht steh'n wir nun davor
Und schau'n die Auferstehung der Natur.
Denken an unsichtbare Meisterhände, —

Aus unseren Sinnen weckt uns einer Glocke Ton. —
Er legt sich uns aufs Herz,
Das träumt von Frühlingslicht und Auferstehung.

Gertrud Isert

Über Handweberei

Neubelebung eines alten Handwerks

Man findet Handwebstühle noch als Familiengut oder in einer Bauernruhe. Meist schon in den Museen, und da bilden sie für den, die sie liebevoll betrachtet, eine schier unerschöpfliche Quelle des Studiums und der Freude. Immerhin, seit dem Tage, an dem der mechanische Webstuhl in Betrieb gesetzt wurde, ging es überall schnell zurück mit dem Selbstkönnen, Selbstausdenken, mit dem Selbstarbeiten. Der Jacquardstuhl, die Schaffmaschine konnte ja viel üppiger mustern, konnte in weniger Zeit mehr liefern, also billiger arbeiten. Und kaum noch unsere Großeltern wissen etwas von dem Zauber eigenen Webens.

Auf dem Lande wird auch nicht mehr gewebt; der Flachsbau lohnt nicht, die Wolle wandert zum Aufkäufer. Die Webstühle sind zusammengeschlagen, die einzelnen Teile — manche mit wunderschönen Schnitzereien — liegen auf dem Boden. Vielleicht da ab und zu eine alte Frau die Flick- und Stoffreste verwebt zu Läufern. Nur noch in der Heide, in Norddeutschland hatte sich das Handwerk in gewisser Kunstfertigkeit erhalten, und von dort her setzte wohl auch das starke Aufleben ein.

Seit gut einem Jahrzehnt etwa gibt es in den Geschäften wieder handgewebene Stoffe zu kaufen; besonders die Dürerhäuser und Volkskunstläden brachten sie. Hauptsächlich erst Schwedenstreifen und einfachen bauerischen Beldeband, Heimarbeit auch aus Schlesien, Franken, aus der Eifel. Damit ist der Markt bald gesättigt, und nunmehr setzt die eigentlich aufbauende Arbeit der einzelnen Werkstätten ein. Ein unerschöpflich reiches Feld tut sich auf. Man begnügt sich nicht mehr mit einfachen Bindungen wie Leinen, Köper, Gerstenkorn, es kommt aber vor allem ein wesentlicher Faktor hinzu: das Material. Früher wurde Wolle verwebt und Leinen, in manchen Gegenden Seide. Selbstgesponnen, oft in wunderschönen Färbungen. Nun kommen uns die Erzeugnisse neuzeitlicher Industrien entgegen. Es gibt Baumwolle, es gibt sie merzerisiert und indanthren gefärbt. Es gibt Kunstseidel in immer neuen Verspinnungen bringt die Maschine Effektgarne hervor. In einer Reichhaltigkeit der Farbskala, die es ermöglicht, auch den Anforderungen des verwöhnten modernen Geschmackes zu genügen. So entstehen in alter Technik und altbekannten Garnen, in alter Technik und modernen Materialien Gewebe, die einen ganz eigenen Reiz haben und dem Raum, dem Kleid eine eigene Note geben.

Das ist die typische Sonderheit der handgeweb-

Zehn Brahmanen überragt ein Lehrer an Würde;
Zehn Lehrer überragt ein Vater,
Zehn Väter und wohl auch die ganze Erde
übertrifft an Würde eine einzige Mutter.
Welcher Ehrwürdige kommt einer Mutter gleich?

Indischer Spruch

ten Stoffe, daß sie durch die Art ihrer Musterung und ihrer Struktur in bewußtem Gegensatz stehen zu den Maschinenstoffen. Ein mechanischer Webstuhl wird auf einen bestimmten Rapport eingestellt und rassel Stücke herunter von 1000 Meter und mehr in einem und demselben Muster — es wäre ja anders gar nicht rationell; während der Handweber, indem er Faden an Faden reiht, jeden Augenblick die Möglichkeit hat, das Schiffchen aufzuhalten, Farben beliebig auszuwechseln, also wieder neu zu mustern. Dies gerade ist ja erst sinnvolle Arbeit, am Werkstück schöpferisch zu gestalten. Nirgends sinnvoller, als beim Weben: im ständigen Wechsel des Auf und Ab der Fäden dem Gedanken ewiger Bewegung in schöner Gestalt Dauer zu verleihen. Das verlangt aber den ganzen Menschen, einen Menschen, der mit seinem Wesen in der Heimat wurzelt, der mit diesem Handwerk ver wachsen ist. So hat auch jede der Handwebereiwerkstätten ihren eigenen Stil, stark heimatgebunden und bodenrecht; oft besonders betont durch Eigenart der schaffenden Persönlichkeit. Und so sehen die Stoffe aus dem Schleswigschen anders aus als die aus der Eifel, aus Schlesien oder Süddeutschland.

Wiederum wesentlich bedingt durch den Charakter der Gegend führen Werkstoff und Technik zu deutlichen Unterscheidungen. Nur um ein Beispiel zu nennen: Im rauheren Klima Norddeutschlands und der Heide, da, wo die Schafzucht alljährlich einen schönen Ertrag an Wolle bringt, wird man jetzt eher einen Hochwebstuhl finden, als in Landschaften, die durch Flachsbau eine Bedeutung für die Leinenweberei haben. Ich gebrauchte den Ausdruck Hochwebstuhl. Das ist ein Webstuhl, an dem die Kettenfäden senkrecht gespannt sind, und zwar aus einem Material (Hanf, Jute, Fischnetzgarne), das von dem eingelegten Schußfaden aus Wolle vollkommen überdeckt wird, somit Gobelin- und Smyrnatentechnik ermöglicht, und zwar in reich figürlichen Mustern, während es bei dem Flachwebstuhl, bei dem also die Kette flach, d. h. waagrecht gespannt ist, hauptsächlich auf reine Flächenwirkung ankommt, auf Streifen- und Karowirkung, deren Ausdruck durch Bindungswechsel lebhaft gesteigert werden kann.

Farbgebung und Form der handgewebten Stoffe können so ihrem Zweck entsprechend gestaltet werden, daß sie sich stets in die Umgebung einfügen und dabei doch eine persönliche künstlerische Wirkung erzielen.

Eva Keergel

GOTT,

die nicht in ihrer Tiefe an dich rühren,
sind sich selber nur Spott.

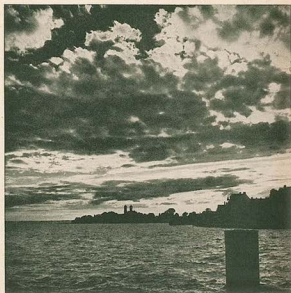
Sind wie Blumen im Glas,
die ihren Tod fruchtlos trinken.
Ich fühle das

und werfe mich dir zu Füßen,
alle deine Ewigkeiten erschauernd in mir zu wissen.

Hermann Claudius

Sonnenuntergang

Autn. C. Breuer-Courth, Stuttgart. Super Ikonta 6x6 cm



Welterleben — Menschen, Inseln, Ozeane, ein Reisebuch von Edgar Lajtha. Rowohlt, Berlin 1937, 288 Seiten, 72 Abb., RM. 4,80.

Lajtha, ein ungarischer Journalist, bringt in seinem vorliegenden Werke einen neuen Typ des Reiseberichtes zum Ausdruck. „Abenteuer, gefährliche oder harmlose, hat auf großen Reisen jedermann. Aber sie scheinen mir nicht das Wesentliche des Welt-Erlebens zu sein. Darum habe ich in diesem Buche meine Abenteuer auf der Weltreise lieber verschwiegen und habe nur erzählt, was jeder erleben kann, was allen offen steht. Die größten Abenteuer auf der weiten Welt — sind es nicht die Abenteuer des Auges?“

So reihen sich nicht Sensationen an Sensationen, sondern führt uns ein lebendiger Plauderer um die Erde. Von Berlin aus reisen wir mit ihm über Japan, Indien, China, Hawaii, Hollywood, Los Angeles, New York, Europa bis nach Budapest. Mit feinem Empfinden und Einfühlungsvermögen werden wir vertraut mit der Psychologie fremder Welten die aus ihrem Wesen verstanden sind, also frei — nicht durch die Brille des Darstellers — zur Schilderung gelangen. Diese Sicherheit der Beurteilung verbunden mit einer lebendigen Erzählfähigkeit ist eine der großen Stärken von Edgar Lajtha, dessen Führung rund um die Erde sich jeder gern anvertrauen wird.

Gerhard Isert

Nichts Neues in Hollywood

(Eine Probe aus dem Buche „Welterleben“, die an einem sonst sensationell erfaßten Bereich den besonderen Wert des Buches von Edgar Lajtha anschaulich werden läßt.)

Hollywood

Kalifornien! Los Angeles! Man sieht nicht mehr die lächelnden Gesichter in Bronze, in Braun. Nun freut man sich aber doch, daß die Straßen belebt sind von weißen Gesichtern, man ist zwar noch viele tausend Kilometer weit von der Heimat, und doch fühlt man sich hier fast schon zu Hause.

Ein amerikanischer Publizist nennt die Kalifornier: „die in Kalifornien emporwachsende neue amerikanische Rasse“. Diese Menschen wollen geistig unabhängig und frei sein von jedem europäischen Einfluß. Nicht das europäisierte New York, nicht der amerikanische Osten, sondern hier der Westen soll die große Zitadelle des Amerikanismus werden. Man glaubt in Los Angeles, daß sich an der Küste des Pazifik die amerikanische Nation zu neuer Blüte entfalten wird. Und trotzdem sind die Menschen gerade hier sehr sorglos, sehr heiter und sehr kindlich. Ihre Kindlichkeit ist erfreulich und erfrischend. Sie haben keinen Krampf im Herzen wie die Japaner, sie haben keinen Krampf im Kopf wie wir Europäer, sie sind glücklich in ihrem Amerikanertum.

Vierzig Straßenbahnminuten sind es von Los Angeles in die Schwesterstadt Hollywood. Die Straßenbahn fährt, wenn man aus Los Angeles herauskommt, über eine breite, gut asphaltierte Palmenallee. Je mehr man sich Hollywood nähert, desto häufiger tauchen an beiden Seiten der Palmenallee große Geschäftshäuser auf. Die Allee wird zum Hollywood-Boulevard, der repräsentativen Hauptstraße der Filmmetropole.

Hollywood ist eine spottbillige Stadt. Man lebt in ihr ungefähr um die Hälfte billiger als in New York. In den Seitenstraßen des Hollywood-Boulevards kann man schon für sechs Dollar die Woche in einem reizenden kleinen Hotel wohnen, in einem großen Zimmer mit luxuriösem Badraum. Ein ungarisches Restaurant zum Beispiel, das direkt am Hollywood-Boulevard liegt, verlangt für ein ausgezeichnetes Menü nur fünfzig Cent. Wintermantel braucht man in Hollywood nicht. Die Frauen gehen sehr häufig in langen, breiten Hosen à la Marlene Dietrich durch die Straßen.

Hollywood, das ist die Stadt der tausend Früchte des Meeres, der Sonne und der Berge.

Hollywood ist aber auch die Stadt der Wartenden. Da sitzen sie in den kleinen Hotelhallen und warten auf den Briefträger und warten auf das Telefon, sie warten auf den entscheidenden Brief, sie warten auf den entscheidenden Anruf. Jahraus, Jahrein, immer warten, immer hoffen. In der ersten Zeit, wenn sie es sich noch leisten können, mieten sie einen kleinen Sportwagen und fahren die breiten, endlosen Autowege hügelwärts. Auf die Gipfel der kühlen, grünen Berge... und schauen sehnsüchtig hinab auf die großen gläsernen Studiöcker und auf die vielen kleinen Bungalowwillen von Hollywood.

Die weltberühmten Studios von Hollywood überraschen mich sehr, weil sie gar nicht überraschen. Sie sehen gar nicht anders aus als die Studios von Berlin, von London, von Paris, von Tokio. Für den Laien aber sind sie große Attraktionen. Der Fremdenverkehr hat sich ihrer bemächtigt. Auf den großen Plätzen von Los Angeles stehen große Autobusse, mit denen Fremdenführer die Neugierigen für ein paar Dollar zu den Studios fahren, in die Studios führen und mit ihren Neugierigen das Mittagessen in den Studios einnehmen. Sie zeigen ihnen sogar die Stars, für den Dollar ist alles zu bekommen, sogar der Ruhm der Welt wird frei dresiert vorgeführt.

Jeder, der hier beim Film einen einträglichen Posten bekleidet, ist für europäischen Besuch sehr dankbar und belohnt den seltenen Gast mit ungeheurer Gastfreundschaft. Er zeigt ihm Hollywood gewöhnlich so, als ob die ganze Filmindustrie sich um seine Person dreht. Überhaupt haben die Hollywooder ein gesundes Selbstvertrauen. Ich sprach mit meinem Friseur, der zugleich der Friseur einer großen amerikanischen Filmgesellschaft war, über einen europäischen Filmstar, der seine Feuerprobe bestanden hatte; der Friseur war sehr optimistisch. Er meinte zwar, daß diese berühmte europäische Schauspielerin, deren Namen im Herzen und auf den Lippen aller europäischen Backfische schwebt, nicht so besonders gewesen sei, aber der Friseur versprach: er werde schon was aus ihr machen.

Ja, es gibt in Hollywood Anstalten, nennen wir sie Schönheitsanstalten, die aus Schauspielern Helden machen, echte Hollywooder Helden. Masken, Schminke und Fotos sind die Requisiten dieser Heldenfabriken, und der König dieser echt Hollywooder Branche ist Mister Factor. Er regiert seit dreißig Jahren, er war mit bei den Anfängen der Filmindustrie. Er hat eigenhändig fünfzehnhundert Stars geklebt, gekittet, geschminkt, frisiert, verschönt, er hat ihre kleinen Stupsnasen zu Napoleonnasen gemacht, ihre dünnen Augenbrauen zu buschigen Heldenbrauen gemacht, er hat aus berühmten europäischen Schauspielerinnen Musterhollywoodgirls gemacht, kurzum, er ist ein Tausendkünstler. Wir haben ja oft genug mit Grauen gesehen, wie unsere großen europäischen Schauspielerinnen ihr eigenes Gesicht verloren und ein anderes erhielten. Dies Schicksal war der Garbo beschieden, und Marlene Dietrich und Anna Sten und Lilian Harvey und Dorothea Wieck. Mister Factor ist oft genug schuld daran. — Mister Factor ist heute Dollarmillionär. Für die ausgefallensten Sorgen suchen die Regisseure bei ihm Hilfe. Mister Factor hat sich in seiner dreißigjährigen Hollywooder Tätigkeit der Mühe unterzogen, Maskenalb, Fotoalb über historische Persönlichkeiten anzulegen. Was er in den letzten dreißig Jahren an Porträts, an Stichen, an Zeitungspublikationen, über Persönlichkeiten der Weltgeschichte und des Weltgeschehens aus Zeitungen und Zeitschriften, aus Prospekten und Alben aufreiben konnte, trieb er auf und schnitt es aus. Cäsar, Napoleon, Nero, die Pompadour, die Dubarry, Voltaire, Bismarck, Marie Antoinette, alle bekamen ihre dicken Extraalben. Im Grunde handelt es sich um höchst primitives Material. Aber trotzdem machte Factor aus diesem Material ein Riesenarchiv. Weil es in Los Angeles keine Filmfachbibliothek gab, wurde die Filmindustrie von Mister Factor abhängig. Alle Wege führten zu Mister Factor. Man schickte die Schauspieler zu ihm, der ihnen aus seinen Alben die historische Maske verpaßte. Die Filmindustrie vervollkommnete sich immer mehr. Auch die Alben des Mister Factor. Sein Name ist heute in Hollywood ein Begriff. Neben seinem Maskenstudio hat er sich auch eine Monstrefabrik gebaut. Alles, was mit dem Begriff Schönheit auch nur im entferntesten zu tun hat, wird von ihm hergestellt. Ich sah, wie Hautkrem sonnenweiß aus Riesenröhren quoll. Es war ein Spezialkrem gegen die

Strahlen der Jupiterlampen. Ich sah in seiner Monstrefabrik eine Riesenschnecke in ewiger Aktion. Säcke voll weißem Pulver wurden auf die Lastautos geladen. Sie enthielten nicht Mehl, sie enthielten Gesichtspuder. Den Jahresverbrauch einer europäischen Kleinstadt an Puder liefert Mister Factor in einem Tag in die Studios von Hollywood.

Es gibt Persönlichkeiten in Hollywood, die ein größeres Gehalt beziehen als ein europäischer Minister und die doch fast überzeugt sind von ihrer eigenen Bedeutungslosigkeit im Rahmen der amerikanischen Filmindustrie.

Einer meiner Freunde ist schon seit drei Jahren angestellter Autor bei einem Mammutkonzern. Er hat sein eigenes Arbeitszimmer auf dem Studiogelände. Jeden Donnerstag holt er sich sein Wochengehalt ab. Wegen dieser Aktion muß er nicht einmal durch den großen Torbogen in das Studiogelände fahren. Er hält mit seinem kleinen Wagen jeden Donnerstag außerhalb des Studioglitters vor einem kleinen Fenster, wo Löhne ausgezahlt werden, und empfängt so das Geld. Seit zwei Jahren und sechs Monaten hat mein Freund sein Arbeitszimmer nicht betreten. Seit zwei Jahren und sechs Monaten hat die dramatische Abteilung nicht nach ihm gefragt. Seit dieser Zeit hat er auch keine Zeile abgeleiert.

Wie ist das möglich?

Er wurde mit einem dreijährigen Vertrag als Autor verpflichtet. Er sollte schreiben, was ihm einfällt, ganze Filme oder einzelne für die Stars der Firma berechnete wirkungsvolle Szenen, die man in diesen oder jenen Film einbauen konnte. Sechs Monate arbeitete er wie ein Pferd. Er reichte Dutzende von Exposés ein. Monat für Monat fragte er den zuständigen Dramaturgen, ob er denn die Sachen gelesen habe. Nein, sie waren noch nicht gelesen. Diese Antwort bekam er Monat für Monat. Endlich entschloß er sich, nicht eher wieder in sein Büro zu gehen, als bis er irgendeine Antwort über das Schicksal seiner Exposés erhalten habe. Also hatte er zwei Jahre sein Büro nicht mehr betreten, aber das Gehalt wurde ihm jede Woche pünktlich angewiesen und ausbezahlt. In einigen Monaten läuft nun der Vertrag ab. Was nun kommt, weiß er genau. Auch sein Schicksal wird nicht anders ablaufen, als das hundert anderer Hollywooder Autoren. Man entdeckt, daß der Vertrag abgelaufen ist, man stellt fest, was der Autor die drei Jahre geleistet hat, einen Bericht des Chefdramaturgen wird man nicht finden, also hat der Autor „nichts geleistet“ und man wird den Vertrag natürlich nicht erneuern.

Hollywood war eine der wenigen Städte, die mich enttäuschten. Gewiß, rein äußerlich war die Stadt ein Paradies. Ein Paradies mit Palmen, mit ewiger Sonne, mit Bergen, mit dem blauen Meer, mit herrlichen üppigen Früchten und vielen, vielen schönen Menschen.

Aber die Menschen, die sich in dieser Filmmetropole eine Position erobert haben, sind unsagbar eingebildet. Nicht die Amerikaner selbst, aber die prominenten europäischen Literatencliquen. Die glauben, daß ohne ihre Gegenwart Hollywood vom Erdboden verschwinden müßte, dabei ist ihr Kontakt mit der Industrie kein natürlicher, ihr Humor, ihre Einfälle, ihre Phantasie sind, wenn sie sich dem amerikanischen Publikum anzupassen versuchen, zu gekünstelt, zu geschraubt, zu intellektuell. Sie behaupten, sie könnten sich nicht entfalten, weil die Wünsche der Industrie sie zu geistiger Prostitution treibt. Aber diese Entschuldigung ist keine Entschuldigung, denn wenn es so weit ist, warum bleiben sie so lange Jahre in Hollywood? Warum sind sie nicht abgetreten, wie viele wahre Dichter aus Europa, die sich nicht zwingen ließen, etwas zu tun, was sie nicht verantworten können?

Am interessantesten für die ganze Entwicklung jedoch ist, daß der echte amerikanische Filmindustriist in den Spitzenproduktionen mehr und mehr in den Vordergrund tritt.

Am nettesten ist in Hollywood der kleine Mann.

In einem Kamera-Geschäft am Hollywood-Boulevard wird mein Opernglas repariert. Ich warte, bis der Techniker die Arbeit gemacht hat. Der etwa dreißigjährige junge Mann spricht englisch mit deutschem Akzent. Ich rede ihn deutsch an. Ja, er ist geborener Deutscher, vor zehn Jahren verließ er seine Heimat, er bittet mich, am Abend sein Gast zu sein.

Um acht Uhr abends wartet er schon unten in der Hotelhalle. Der kleine Techniker ist auch ohne seine Arbeitsjoppe der kleine Techniker geblieben. Sauber, einfach, bescheiden. Er fährt aber seinen eigenen Wagen, eine dunkelblaue Buick-Limousine.



Entspannung

Aufn. Otto König

Hügelauf fahren wir ins Grüne. Vor einer kleinen, lieblichen Villa halten wir. Die Krone einer hohen Fichte schwebt über dem Häuschen wie eine schwarze Glorie.

Die Villa hat eine kleine, freundliche Wohnhalle. Ein Treppengeländer führt hinauf zu den Zimmern. Eine nette, junge Dame — die Frau des mittleren deutschen Anwalts mag so gekleidet sein — bringt Wermut. Sie ist seine Frau.

Schon über eine halbe Stunde unterhalten wir uns über Sauerkraut und Mae West, Münchener Bier und Wallace Baery, als plötzlich eine Dame im Abendkleid die Treppe herabsteigt. Sie ist nicht ausgesprochen schön, sie mag etwa dreißig sein, sie ist aber sehr charmant, sehr freundlich, sehr vornehm. Das Abendkleid, das sie trägt, ist einfach, aber nicht billig. Drei teegelige Rosen hängen von der linken Schulter. Es ist die Schwester meines Gastgebers.

Wir fahren aus.

Wir fahren durch Beverley Hills, das Villenviertel der Filmstars. Ich sitze neben der Schwester des Gastgebers im Wagen. Ich frage sie, ob sie auch beim Film tätig ist. Sie antwortet selbstlos: „Nein, ich bin Dienstmädchen, ich habe heute frei.“ Sie erzählt noch viel von ihrer Liebe zu Amerika und der grenzenlosen Achtung für ihre neue Heimat.

Sie zeigen mir jetzt Hollywood, und der nette kleine Mann am Volant macht den Fremdenführer. Unser Wagen parkt vor dem Haus der Joan Crawford. Wir haben Zeit, es zu bewundern. Hier wohnt Marlene Dietrich, dort Harold Lloyd, dort der Vater der Micky-Maus, dort Clark Gable. Die breiten Parktore zu den Filmvillen sind offen. Unser Wagen fährt durch die Torbögen ein, umkreist die Parks, fährt an den Hauptportalen dicht vorbei und wieder durch die Parktore hinaus.

Wir fahren am Trocadero vorbei. Das ist die Bar der großen Stars. Hier halten wir nicht. Wir fahren vorbei... und landen in einem deutschen Bierlokal. Man glaubt in München zu sein. Die Kellnerinnen tragen Dirndlkostüm und schleppen Maßkrüge voll schäumenden Bieres und unter dem Mond von Hollywood werden Schuhplattler getanzt und Walzer, aber von fern rauschen die Wellen des Stillen Ozeans.

Edgar Lajtha

Ein wirklich netter Mensch!

„Ganz sicher, Herr Schulze, das ist alles recht nett“, erklärte Müller, „bloß Ihren Freund Krause hätten Sie mir nicht vorstellen sollen. Bare zehn Mark hat er mir im Skat abgenommen!“

„Ja“, meinte Schulze, „habe ich Ihnen denn nicht gleich gesagt: Der Mann gewinnt bei näherer Bekanntschaft.“

Der Bart

„Nanu, seit wann trägt Karl einen Bart?“ „Seitdem ihm seine Frau die Schlipse kauft.“

Definition

Eine Kurve ist eine gerade Linie, nachdem man zu viele Schnäpse getrunken hat.

Dann natürlich!

Friedrich ist durch das Eis gebrochen. Pitschnaß klammert er sich an das Schild „Einbruchgefahr“.

Vom Ufer brüllt ein Schutzmann: „Konnten Sie denn nicht lesen?“

Brüllt Friedrich zurück: Was heißt hier lesen? Ich bin doch mit dem Schild hierhergekommen, um es aufzustellen.“

Nicht so eilig

Bei Dr. Rüstig läutet das Telefon. Der Arzt nimmt den Hörer ab und vernimmt: „Herr Doktor, mit meiner Frau ist etwas Schreckliches passiert. Sie kann ihren Mund nicht bewegen, bringt kein einziges Wort heraus.“

„Na, vielleicht hat sie einen Kinnbackenkrampf. Das ist nicht so ängstlich.“

„Glauben Sie wirklich, Herr Doktor? Dann hat es natürlich Zeit. Vielleicht sind Sie so freundlich und schauen nächste Woche einmal vorbei.“

Rohkost

„Meine Frau schwärmt sehr für Rohkost.“ „Meine Frau kocht auch nicht gern.“

Ein weiser Stadtrat

Eine kleine Stadt brauchte ein neues Gefängnis. Der Stadtrat versammelte sich, um über die Möglichkeit des Neubaus zu beraten. Die vorhandenen Geldmittel waren sehr knapp. Nach langer Verhand-

lung, die von häufigen Frühstückspausen unterbrochen war, wurde einstimmig folgende Entschließung angenommen: „Wir beschließen hiermit den Bau eines neuen Gefängnisses. Die Steine für den Bau sollen dadurch gewonnen werden, daß das alte Gefängnis abgerissen wird. Bis das neue Gefängnis fertig ist, bleibt das alte in Benutzung.“

Zu spät

Eugen Sue, der Verfasser der „Geheimnisse von Paris“, konnte manchmal auch gegen sich selbst ironisch sein. So sagte er einmal zu einem Freund:

„Nun habe ich bald mein ganzes Leben gebraucht, ehe ich gemerkt habe, daß ich nicht zum Schriftsteller taue.“

„Und was willst du jetzt tun? Einen anderen Beruf nehmen?“

Eugen Sue winkte resigniert lächelnd ab: „Den Beruf wechseln? Das ist jetzt zu spät, wo ich ein berühmter Schriftsteller bin!“

Der Chesterkäse

Gerick, Englands berühmtester Hamletdarsteller, wurde einmal von einem vornehmen Gönner zu Gast gebeten. Am Schluß der Mahlzeit tischte man einen riesigen Chesterkäse vor ihm auf, und Gerick fragte halb in Verlegenheit, halb in Scherz, wo er das ungeheure Ding eigentlich anschneiden sollte.

„Wo Sie wollen“, antwortete der Gastgeber.

„Dann bitte ich, es bei mir tun zu dürfen“, sagte Gerick und ließ den leckeren Chester unter dem Lachen der übrigen Gäste abservierend in sein Haus schaffen.

2x30

Rentier X. feiert den 60. Geburtstag. Mit Tagesgrauen schon erweckt und erfreut ihn eine kleine Kapelle mit den ebenso schmetternden wie wohlgemeinten Klängen: „Schier dreißig Jahre bist du alt...“

Als sie das Lied wiederholt hat, bedankt sich X. mit dem Hinweis, daß er doch heute sechzig Jahre alt werde.

„Äben deswägen“, schallt es ihm begeistert entgegen, „zweimal dreißig macht sechzig!“

Sehr gut erhaltene Jahrgänge der

„JUGEND“

1898 bis 1907 gebunden und
1916 bis 1918 ungebunden
zu verkaufen.

Ferner Simplicissimus 1916 bis
1918 ungebunden.

Preisangebote an das Anwalts-Büro
Holz, Tuttingen — Württemberg

FÜR JEDEN FOTO-AMATEUR:

Mit rund
100 Adressen
für den
Bilder-Verkauf



4. Tausend

RM. —/75

Das moderne
Buch über
Vergrößerungs-
Technik



DAS LUMIMAX-BUCH

2. Tausend

RM. 1.75

Neue
Möglichkeiten
für jeden
Foto-Liebhaber



FOTOGRAPHIEREN MIT INFRAROT

7. Tausend

RM. 1.40

G. Hirth Verlag AG, München 2 NO

Nimm Dir fest vor:
Keinen Abend ohne
Chlorodont

Goldene Fotoworte

Das Vergrößern

Vergrößern ist keine Rekordsucht, Vergrößern ist Bildveredelung!

Vergrößern bedeutet also nicht, daß von jedem Negativ Bilder im Mindestformat 18x24 cm hergestellt werden, sondern stellt ein Verfahren dar, das den Aufnahmen erst ihre letzte Wirkungskraft verleiht.

Daneben hat es selbstverständlich den Sinn, aus den mit Recht so beliebten Kleinbildaufnahmen Positive in ausreichender Größe zu ermöglichen, die etwa bei 6x6, 6x9 oder 9x12 cm beginnt.

Es ist aber auch richtig, aus einem 6x9-Negativ im Vergrößerungsverfahren ein 6x9-Positiv anzufertigen, das wohl quantitativ, also in der Größe dem Negativ entspricht, aber qualitativ oder inhaltlich verbessert wurde. Dieses Positiv wird als Albulbild bestimmt besser wirken als ein Kontaktdruck, der genau die negative Vorlage tonwertverfälscht reproduziert. Der Grund liegt nahe. Oft ist auf den Negativen viel zu viel abgebildet. Einzelheiten, die mit dem eigentlichen Motiv überhaupt nichts zu tun haben, die eher nur stören, finden sich dort.

Ein Bild kann in dieser Hinsicht zu viel Himmel, zu viel Vordergrund, zu viele Kleinigkeiten zeigen, die unsere Absicht überhaupt nicht recht zur Geltung kommen lassen, das Motiv überdecken. Hier muß rücksichtslos gestrichen werden. Damit dabei aber ein nicht zu kleines Bild entsteht, wird eine entsprechende Vergrößerung erforderlich.

Vergrößerungsgeräte gibt es in verschiedenen Ausführungen und Preislagen. Billig und doch sehr leistungsfähig sind die sogenannten Ansätze, die in Verbindung mit der Kamera ein vollständiges Vergrößerungsgerät ergeben. In die zweite Gruppe gehören Vergrößerungsapparate mit Objektiv und von Fall zu Fall zu regulierender Scharfeinstellung, in die dritte Gruppe Geräte mit automatischer Scharfeinstellung.

Für größte Sauberkeit des Vergrößerungsgerätes ist zu sorgen. Staub bedeutet für die Vergrößerung einen großen Feind, der sich im Bilde in Form heller Flecke bemerkbar machen kann und nur durch mühsame Positivretusche zu korrigieren ist. Scharfeinstellung und Bestimmung des richtigen Bildausschnittes müssen sorgfältig vorgenommen werden. Das fotografische Vergrößerungspapier gelangt in eine besondere Vergrößerungskassette, die keine Glasscheibe tragen soll. Die Kassette hat eingebaute Maskenbänder, liefert also einen weißen Bildrand und jedes beliebige Bildformat.

Vergrößerungsfehler sind eigentlich nur möglich durch Wahl eines falschen Papierhärtegrades sowie nicht richtige Belichtungszeit.

Für den Härtegrad des Papiers gilt wieder Anpassung an den Charakter des Negativs. Die Bestimmung der Belichtungszeit hat so zu erfolgen, daß das Bild nach rund

zwei Minuten ausentwickelt ist, um dann kurz gespült, fixiert und gewässert zu werden. Die Chemikalien entsprechen den im Abschnitt über das Kopieren genannten Fabrikaten.

Vergrößerungspapier wird hergestellt als sogenanntes Porträt- und Bromsilberpapier. Porträtpapiere besitzen eine geringere Empfindlichkeit als Bromsilberpapiere, können also auch noch gut zum Kopieren verwandt werden. Die Verarbeitung muß bei orangefarbenem bzw. rotem Dunkelkammerlicht stattfinden.

Besonders groß ist die Auswahl der Papieroberflächen unter den Vergrößerungspapieren. Weiße, elfenbein- und chamois-farbene Papiertöne stehen in glatter, glänzender, matter, stumpfer, rauher, gekörnter Oberfläche zur Verfügung. Die Musteralbum beim Fotohändler geben am sichersten ein Bild über die reiche Auswahl.

Selbstverständlich wird man die Wahl des Papiers entsprechend dem Bildcharakter vornehmen. Auch das Format der Vergrößerung spielt eine Rolle; kleine Formate vertragen kein grobes Papierkorn. Die Entwicklung der Negative wird im allgemeinen einer möglichst bedeutenden Vergrößerungsmöglichkeit entsprechend vorgenommen. Trotzdem kann es vorkommen, daß durch einen Entwicklungsfehler oder eine zu kurze Belichtung, die sich vielleicht nicht einmal vermeiden ließ, das Negativkorn sichtbar wird. In diesem Falle ist durch geeignete Wahl des Vergrößerungspapiers ein letzter Ausgleich geboten. Man wird rauhes Papier wählen, das einen leichten Glanz besitzt. Vergrößern befreit von aller Mechanisierung. Vergrößern erst schafft letzte Gestaltungsmöglichkeiten. Wer an seinen Bildern Freude haben oder mit seinen Aufnahmen Freude bereiten will, soll immer daran denken. Zumal Vergrößern an sich nicht teuer als Kopieren ist.

Zu unserer Frage in Jugend 8

Im Fototeil der Jugend, Heft 8, hatten wir ein Bild abgebildet, das einen merkwürdigen Fotofehler zeigte. Es wurde die Aufgabe gestellt, diesen Fehler zu ermitteln bzw. die Ansicht hierzu mitzuteilen.

Es wurde von Doppelbelichtungen, von Blitzaufnahmen, Wasserspiegeln und tausend anderen Dingen gesprochen. Hier und da tauchte auch die wirkliche Ursache des Fehlers auf, die zu finden nicht leicht war:

Petersplatz in Rom
Aufn. Fritz Henle, Rollei-Reflex
4x4 m, T. 2,8, Perseus-Film,
Juli, 12 Uhr, Blende 12, 1/10 Sek.

Nach der Belichtung wurde vergessen, den Verschluss der Kamera zu schließen, die Kamera also mit geöffnetem Objektiv vom Stativ geschraubt. Hierbei zeichneten die Lichtquellen dunkle Linien auf den Film, die im Positiv natürlich weiß erschienen. Da die Kamera mehrmals um sich selbst zu drehen ist, wenn sie vom Stativ geschraubt wird, treten die Linien parallel mehrfach nebeneinander auf. Das Foto ist heute eine normale Nachtaufnahme.

Haut eine neue Frage:

Wie stehen Sie zum Filter?

Die Fotografie im Frühjahr verlangt eine möglichst getreue Wiedergabe der Farben. Denn die Natur steht bald im bunten Blütschmuck.

Damit ist notwendig verbunden, daß man sich Gedanken über das zu verwendende Filter macht. Es gibt ja bekanntlich Gelbfilter, Gelbgrünfilter und Grünfilter in verschiedenen Dichten. Auch ohne Filter ist oft schon eine günstige Farbwiedergabe möglich.

Wir möchten mit unserer Rundfrage erreichen, daß Sie sich etwas mit dem Filterproblem befassen. Deshalb bitten wir Sie, uns möglichst auf Postkarte kurz Ihre Ansicht mitzuteilen, also zu schreiben, welches Filter Sie verwenden, warum Sie es verwenden oder ob Sie kein Filter verwenden usw.

Ihre Einsendung erbiten wir bis zum 24. April an die Jugend-Schriftleitung im Isert-Verlag, Magdeburg, Halberstädter Straße 98. Wir werden 150 Einsendungen mit Literatur-Prämien auszeichnen, außerdem jedem Einsender eine grundlegende Abhandlung über Frühlingfotografie zu stellen, wo einmal neuartige Gedanken zum Ausdruck kommen.

Wir bitten um recht reger Beteiligung, da wir diesmal ganz besonders neugierig sind!

DIE JUGEND-SCHRIFTLEITUNG



JUGEND

NUMMER 15 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



ROBERT
ZINNER

Motiv aus dem Stiftshof in Dürnstein (Wachau)

R. Zinner

WESTDEUTSCHE REISE

Von Dr. Max Gaebler-München

Straßburg

Aus weiter Ebene ragt ein behelmter Turm neben seinem halbfertigen Bruder, von dessen Plattform der junge Wolfgang Stadt und Land im Genieübermut seiner Frühzeit grüßte.

Im Dome sind Jahrhunderte versteint, Brünstige Jenseitssehnsucht hat ihn gebaut, im Übergange von düster lastender Romanik zu schwungbereiter Gotik; noch ist Ringen und deshalb pulsendes Leben in diesem Stil, fern jeder Erstarrung zu rechnerischer Dogmatik. In erstem Tempelerschlitt wandern die Pfeiler, färbiges Licht aus riesigen Fenstern umfließt sie mit weichem Dämmerstrom, der Aysis und Vierung zu graßheiligem Geheimnis verschleierte. Wohin ist die Kraft geschwunden, die solche Säulen türmen und diese Gewölbe schließen konnte? Die Bildner solcher Werke glaubten, was sie schufen und dieser Glaube strömt noch auf uns nachgeborene Zweifler, wie Sandelduft aus alten Balken.

Altstadtwinkel bergen Häuser voll Fachwerk und zieren Geschnitz, aus der Zeit, da das Deutsche Städtehaus sich aus dem ursässigen Bauernhof entwickelte und noch nicht vom Steinpalast des Südens verdrängt war; greisenmüde senken sich die Giebel, als hätten sie zuviel erlebt an Schlachten und Feuersbrünsten, Kaiserherrlichkeit und Jakobinerfreiheit, Pest und Glaubenskriegen.

Ein Führer, der Deutsch mit französischer Betonung spricht, zeigt die „Präfektur“, einst die deutsche Regierung — und ein Museum, im früheren Kaiserpalast; so erleben wir die Verwelschung deutschen Landes, der Stadt — die Goethe geliebt, und Heine besungen, in der Erwin und Gottfried in Stein und Wort dichteten. Fürwahr: „Von Straßburgs Schanz weiß ich ein traurig Lied.“

Hiersau

Durch Tannentäler klunkert die Nagold zwischen Wiesen, auf denen Frühblumen stehen, darüber ästen blühende Kirschen und Zwetschgen — Hans Thoma's Schwarzwald.

Grünspannen träumen die Reste Hiersau's, von dessen Gründung eine neue Klosterwelt ausging, jetzt nur mehr anbar aus verschüttetem Grundriß, auf zersprungenem Boden und aus Kreuzgangwänden in den köstlichen Stabspielen der Vollgotik; darüber ein plumper Turm mit unbefohlenen Steinbildern. Alle Geschichte ist Vergehen — es gibt bereits christliche Tempelruinen, aber diese nicht von Glaubensfeinden geschaffen, sondern vom Feldherrn des „allerchristlichsten“ Königs.

Am Eingang dieser versunkenen Welt haftet ein Plan, aus dem zu erkennen, was hier einstens gewesen; man vergaß darunter zu schreiben: „La France marche toujours à la tête de la civilisation.“

Maulbronn

Maulbronn, eine frühmittelalterliche Klosterstadt, jener Zeit, da alle Kultur dem Krummstab entblühte und aus enger Zelle in die Welt floß, in deren Eichenwäldern erst der irische Bonifatius vorgedrungen war.

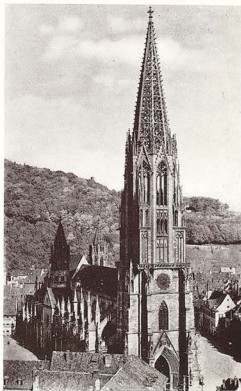
Für die arbeitenden Laien ein Dorf aus Lehm und Holz, daneben die „Residenz“ der heiligen Dür, herrlich gefügt, aus wuchsendem Stein; das Gotteshaus ernst, aber doch von Farben durchblüht, ist jetzt reformatorisch ausgekahlt, mit entzückenden Durchblicken zwischen Lettner und Pfeiler und einer weitladenden Vorhalle — das „Paradies“, in dem sich Romanik und Gotik

phantastisch ineinanderspinnen. Der Glanzpunkt ist der Kreuzgang mit den anstoßenden reinterartigen Kapitelsälen und dem märchenzerlichen, wie aus einer Alhambravision geborenen Brunnenhaus — alles gewoben aus den Steinspitzen ornamento-froher Gotik.

Bruchsaal

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.“

Die Abtötung überwuchert heißer Lebenshunger. Gotik ist Erotik geworden. Wo starre Pfeiler wucherten, biegt sich tändelndes Rankenwerk, an Stelle brünstiger Marterzenen schäkern arkadische Liebespaare — Watteau führt den Pinsel, kein Choral



Münster zu Freiburg i. Br. phot. E. Baumgartner

maht zu entsagender Buße, Geigen locken und Flöten. Das Rokoko hat die Gotik besiegt, wie jauchzender Lenz den eingefrorenen Winter. Wir sind in Bruchsaal's Fürstenschloß, auch ein „geistlicher“ stadtgroßer Sitz; aber wer hier regiert, schleicht nicht in härener Kutte, — Herrscherpurpur ummantelt ihn; kein gruftentliegender Psalmensang bricht sich an kahlen Mauern —

chansons d'amour lüsten um Perücke und Reifrock; hier liest man Boccaccio, nicht Thomas von Aquin. Auch diese Welt hat Gott gewollt und schön geschaffen. Die reiche und doch so zarte Melodik des „Kaisersaales“, in dem sich Farben und Formen zu wohligen Gleiten ineinanderschoben, hat ihr Gegenstück in Mozarts Götterweisen.

Speyer

Von den geschichtlichen Stätten des „alten Reiches“ ist der Dom zu Speyer eine der köstlichsten, schon um seiner Lage am schiffigen Rheinufer.

Als die Kraft ritterklirrenden Kaisertums am mächtigsten war, hat sie hier ein Werk getümt — grunddeutsch und fromm —, aber noch nicht kanossafeige. Feinstes Raumgefühl hat diese Schiffe aufgestaut — weit, lichtvoll und doch beternst; das empfindet man auch heute noch, trotzdem kunstgelehrter Wiederherstellungswahn die Riesenglieder mit süßlicher Farbe überkleistert hat.

In diesen Hallen entschieden Reichstage Europas Schicksale, sie durchbrauste der „Gott-will-es-Sturm“ aufgestachelter König-fahrer; in den Krypten schlafen die Reckengestalten deutscher Könige, nachdem man ihr von Franzosenwut zerstreutes Gebein wieder gesammelt.

Ein Wunder sind Querschiff und Vierung — erfüllt von goldenem Lichtglanz, der wie aus Paradieseshöhen niederfließt; in ihm schweben Kaiserkrone und Diademe wie Sterne, die man nicht begehrt.

Freiburg

Die Kirche hat den Münster zu Straßburg, — die Krone den von Speyer erbaut; das Bürgertum ließ Freiburgs Gotteshaus erwachsen — mitten im Herzen der Stadt, auf dem Markt; Handels-häuser umzirkten den Platz, auf dem der Budentrost der Alltäg-lichkeit lärmt; trotz allem Ernste hat das Werk etwas Heiteres, denn es schließt sich nicht finster von der Welt ab; mit seinem hallengroßen Portal und den vorgeschobenen Freisäulen stößt es mitten ins Lebensgewühl und zierfroh ragt der vielleicht



Der Dom zu Speyer

phot. Jaeger'sche Buchh.

schönste Turm Deutschlands. Eine geschlechterstolze Gemein-schaft schläft in den prunkvollen Gräbern der schmalen Hoch-chorkapellen.

Das Wunderwerk des Turmes ist ein echt deutscher Gedanke, er ist zuengst mit dem Bau verschmolzen und löst diesen gleich einem Thonhema zuletzt in schwindelnder Spitze auf — ein schärfster Gegensatz zu dem planlos danebengestellten südlichen Campanile.

Wie eine Riesenfuge wächst Freiburgs Turm jubelnd und erlösend aus dem Kirchenleib; fein liegt der leichtere Oberteil in umge-kehrtem Rhythmus auf dem festen Unterbau und löst dessen ernstes Thema in leichte Folgen bis zum ätherfreien Ausklang der schon himmelumblauen Helmsrose.

„Das nenn ich mir einen Abgesang — seht, wie der ganze Bau gelang.“

Die Fliege Laura rettet eine Ehe

Von Kurt Günther von Fischer

Als die ersten weiß-goldenen Strahlen der Morgensonne ins Zimmer fielen, saß Laura schon munter und vernügte auf der oberen Kante des Bücherkastens und fuhr sich mit dem rechten Vorderfuß sanft übers Gesicht. Dann klappte sie den Rüssel etliche Male auf und zu, um einige daranhaftende Staubteilchen zu entfernen, streckte hierauf die beiden Vorderbeine wohligh ins Morgenlicht, verlegte ihr Körpergewicht ganz auf das dritte und vierte Bein und mit dem fünften und sechsten polierte sie sorg-fältig ihre Flügel. Denn Laura hielt streng auf Reinlichkeit und außerdem wußte sie, was sich für eine Stubenfliege in ihrem Alter schickt.

Plötzlich wurde Laura aufmerksam. Ein gelbes, blitzendes Ding, das in der Nähe der Türe am Boden lag und das Sonnenlicht reflektierte, erregte ihre Neugierde. Sie lief eilig bis zur äußersten Kantenkante und versuchte zu sehen, was es sei, aber die Entfernung war zu groß. Also stieß sie ab und sauste in einer eleganten Linkskurve durchs Zimmer auf das Ding zu. Zu-erst zog sie vorsichtig ein paar Kreise. Aber da das Ding sich nicht bewegte und auch nicht besonders roch, ließ sie sich sanft darauf nieder.

Laura war eine intelligente Fliege, daher hatte sie bald heraus, was es war. Es war so ein Ding, wie die Menschen es ver-wenden, um sich damit durch die Haare zu fahren. Laura hatte Ähnliches schon öfter beobachtet.

Während sie noch darauf herumkrabbelte, ging plötzlich die Tür auf und der Luftzug wehte Laura weg. Hierin kamen Herr und Frau des Hauses; hinter ihnen schob das Mädchen den gedeck-ten Frühstückstisch. Laura spazierte soeben auf dem glatten Linoleum herum, was ihr großes Vergnügen bereitete, als ein Geschehnis ihr regstes Interesse in Anspruch nahm. Die junge, hübsche Frau bückte sich nämlich mit einem leisen Ausruf und

steckte blitzschnell den Gegenstand zu sich, den Laura früher betrachtet hatte.

Der Gatte drehte sich um. „Was hast du da aufgehoben?“ „Ach, gar nichts!“ sagte die schöne Frau möglichst unbefangen. Laura hätte vor Scham über die dreiste Lüge erröten mögen, aber bei einer Fliege ist dies nicht gut möglich. So sträubte sie also nur ihre Rückenborsten, um ihre Verachtung kundzutun.

Die Stimmung beim Frühstück war gereizt. Laura hörte sich die bissigen Bemerkungen, auf dem Rande einer Kaffeeschale sitzend, an. Dann naschte sie ein bißchen von dem braunen Teich. Aber sie wurde verjagt und zog jetzt ruhige Kreise über der Zucker-dose. Die Eheleute zankten sich. „Du verheimlichtest etwas vor mir!“ sagte der Mann mißtrauisch.

„Ich — aber wieso denn?“ antwortete die junge Frau im Tone der verfolgten Unschuld.

Die Fliege Laura war über diese neuerliche Unwahrheit erobert. Sie wollte den Gatten darauf aufmerksam machen, und da sie es nicht anders wußte, summte sie so laut sie konnte und voll-führte knapp vor seiner Nase einige Loopings. Aber er verstand anscheinend die Phraseologie der Fliegensprache nicht, denn seine große Hand führte einen furchterlichen Schlag gegen sie und Laura war gezwungen, eine Notlandung auf seiner Glatze vorzunehmen. Laura liebte diese Glatze; sie war so schön und und spiegelglatt und man konnte sich darauf ergehen, ohne weit und breit auf ein Hindernis zu stoßen. „Dieses Ding da von vorn-hin, gehört gewiß nicht ihm, denn er hat doch gar keine Haare“, überlegte Laura, aber schon wurde sie wieder verjagt.

„Diese verdammte Fliege!“ schrie der Hausherr wütend. Laura zog sich beleidigt zurück. Sie schwirrte einige Male rund um den Ofen, sauste dann mit einem Bums! an die Fensterscheibe, wobei sie sich den rechten Fühler ein wenig verstauchte. Sie

blieb sitzen und besah sich das Wetter. Dann ging sie ein wenig an der Decke kopfüber spazieren und krabbelte die Lusterschur abwärts, bis sie dieser Zeitvertreib langweilte und sie wieder zum Frühstückstisch zurückkehrte. Dort setzte sie sich neben den Honig und rührte ein bißchen mit dem Rüssel drin herum. Der eheliche Streit war indessen weitergegangen und der Hausherr befand sich gerade auf dem Höhepunkt des Zornes, als er Laura bemerkte. „So ein Biest!“ brüllte er, packte die Zuckerdose und warf sie nach ihr. Laura rettete sich durch einen rasenden Sturzflug zum Fußboden. Die Dose zerschellte in tausenden Scherben und es regnete Zucker. Die Gattin verzog den Mund zu einem höhnischen Lächeln. „Ich bitte dich, schone deine zarten Nerven!“ sagte sie. Das brachte das Feß zum Überlaufen. „Jetzt habe ich genug!“ donnerte der Gatte und sprang auf. „Ich verreise! Adieu!“ Und er knallte die Tür zu.



Südlicher Hafen

Reinh. Winkle

Also schlüpfte Laura in dieses Loch und guckte auf der anderen Seite vorsichtig hinaus. Sie fühlte sich ein wenig ungemütlich in dieser engen Umgebung und war sich einer dämmernen Ahnung aus ihren frühen Kindheitstagen bewußt, als sie noch als Made vierzehn Tage in einem alten Hühnerhaschee lebte.

Immerhin sah sie jetzt, was die Hausfrau machte. Sie ging auf das schwarze Ding zu, das auf einem Tischchen stand und oft so einen schrecklichen Lärm von sich gab. Der obere Teil von dem Ding hatte ein Loch, das in eine dunkle Höhle führte. Hier pflegte Laura des öfteren mit ihren Kinderchen „Räuber und Gendarm“ zu spielen. Unten hing eine Schnur weg und darauf bemerkte Laura ihren Gatten Anastasius, der mit einigen Kinderchen das Gehen mit dem Kopf nach unten übte.

Die schöne, junge Hausfrau hob jetzt den oberen Teil von dem Ding ab, drehte mit dem Finger ein bißchen dran herum und sprach in das Loch hinein: „Hallo... sind Sie's, Alfred? Denken Sie sich, Sie haben gestern Ihren Taschenkamm bei mir vergessen! Fast hätte mein Mann was gemerkt! Ja...“ sie lachte leise und melodisch „... er ist übrigens böse und verreist. Sie kommen doch heute, nicht wahr?... gut, also auf Wiedersehen um fünf!“...

Laura flüchtete schnell aus dem Loch und verkroch sich unter die Couch, wo es am dunkelsten war. Sie runzelte die Fühler und dachte über das Gehörte angestrengt nach. Obwohl sie die Sachlage noch nicht ganz klar übersah, sagte ihr doch ein gewisser weiblicher Instinkt, daß hier etwas Unrechtes geschah. Sie kroch ruckweise unter der Couch hervor und beschloß, die Dinge an sich herankommen zu lassen. Auf keinen Fall aber würde sie eine Befleckung der Ehre des Hauses dulden, dazu waren ihre ethischen Ideale zu fest gegründet.

Vernügt über dieses Resultat, beschloß Laura, die Folgezeit angenehm zuzubringen. Also machte sie mehrere Besuche bei befreundeten Fliegenfamilien in der Diele und Küche. Diese Visiten hielten sie bis gegen Mittag auf. Am Nachmittag beschäftigte sie sich dann damit, ihren vierundfünfzig jüngsten Kindern, die erst vorgestern ausgeschlüpft waren, einige kleine Tricks beim Gleit- und Segelflug beizubringen.

Um punkt halb fünf aber saß sie schon ungeduldig auf dem großen, grünen Blatt der Zimmerpalme und harpte der kommenden Ereignisse. Laura mußte lange warten und verlegte ihr Körpergewicht immer abwechselnd auf einen ihrer Füße, nur den vierten verschonte sie, denn dieser hatte ein Hühnerauge.

Auch die junge Hausfrau lag in einem herrlichen Kleid auf der Couch und wartete. Endlich öffnete sich die Tür, und Alfred, ein großer, blonder Mann, stürzte mit einem Blumenstrauß herein. Laura erwartete eine Schönheit zu sehen. Aber, nichts als Keine eingeschürte Taille, kein stengeldünnere Hals, nichts, was ein richtiges Fliegenherz erwärmen könnte! Der Resedenduft, der ihn umgab, war Laura ein Greuel. Und außerdem hatte er im ganzen nur vier Füße — kurz, Laura verstand nicht, wie man sich für solch einen Mann begeistern konnte.

Die junge Hausfrau schien aber anderer Meinung zu sein. Sie begrüßte Alfred überaus herzlich und bat ihn, neben ihr Platz zu nehmen. Laura fühlte deutlich: so konnte das nicht weitergehen! Hier bereitete sich ein Seitensprung vor. Und wirklich wurde im Verlauf der nächsten halben Stunde der blonde Mann zum Entsetzen Lauras immer stürmischer und zärtlicher. Laura bekam Herzklopfen. Sie hatte doch nicht in den acht langen Monaten ihres Erdenlebens immer streng auf Sitte und Moral gesehen, um dann so etwas unter ihren Augen geschehen zu lassen.

Plötzlich riß Alfred die Frau in seine Arme und ihre Gesichter kamen einander nahe...

Laura schwindelte es, in allen sechs Beinen wurde ihr schwach. Es mußte verhindert werden! Laura war sich darüber klar, daß sie mit allem, nötigenfalls sogar mit ihrem Leben für die Heiligkeit der Ehe einzustehen hatte.

Schon näherten sich die beiden roten Lippenpaare zum heißen Kuß — da überkam die Fliege Laura eine heroische Tatkraft... noch ein letzter Gedanke an ihren Gatten Anastasius und dann flog Laura mitten zwischen die sich nähernden Lippen hinein! Das heißt: sie wollte es tun, aber Alfred bemerkte sie noch rechtzeitig. „Verdamme Fliege!“ flüchte er, fuhr zurück und führte mit der Hand einen fürchterlichen Schlag nach Laura.

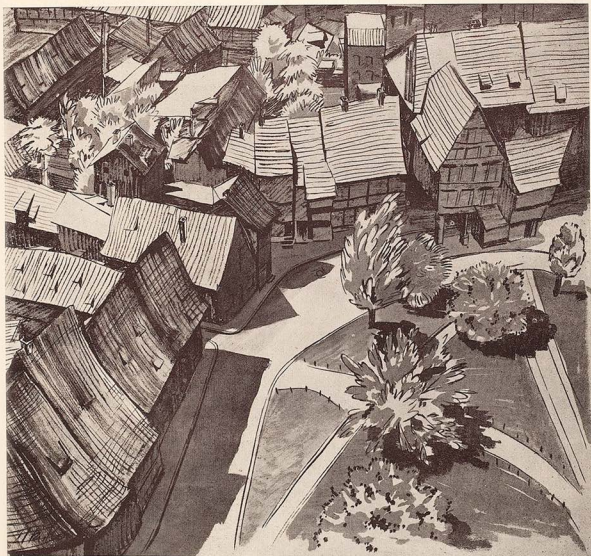
Die Arme versuchte sich noch im letzten Augenblick durch einige flugtechnische Kunststückchen zu retten — doch es war zu spät! Der Schlag traf sie. Und infolge der Inkongruenz zwischen der Widerstandsfähigkeit von Lauras Oberfläche und der dynamischen

Auf der äußersten Spitze der Stielampe sitzend, hörte Laura das mit an und sie war sich darüber klar, daß diese Ehe etwas unharmonisch verlaufe. Sie fühlte sich nicht ganz wohl dabei, es störte gewissermaßen ihre moralischen Lebensanschauungen. Denn Laura selbst lebte bereits seit zwei Monaten in harmonischer Ehe mit Anastasius, einem strammen und soliden Fliegerich, der sich in die seidigen Borsten ihrer sechs Beinchen verliebt hatte. Siebenhundertachtunddreißig Kindern hatte sie bereits das Leben geschenkt, von denen sich die ältesten allerdings schon allein erhielten...

Jetzt wurde Laura in ihren Gedankengängen unterbrochen, denn die Frau des Hauses erhob sich und ging ins anstoßende Zimmer. Laura hätte gar zu gerne gewußt, was sie drin machte, aber die Verbindungstür war zugefallen. Nicht umsonst jedoch war Lauras Raffinement bei den Fliegen der Wohnung geradezu sprichwörtlich, und so kam sie bald drauf, daß sich in der Tür, etwa hundert Fliegenlängen über dem Boden, ein kleines Loch befand.

Wucht von Alfreds Hand, war Laura auf der Stelle tot. Ihr Abschied aus dem Leben vollzog sich kurz und schmerzlos. Sie starb auf dem Felde der Moral... Aber bitte, legen Sie das Blatt noch nicht beiseite! Denn die Geschichte geht noch weiter. Es hatte nämlich einer von Alfreds Fingernägeln bei dem entsetzlichen Todesschlag die Nase der schönen, jungen Frau gestreift und einen roten, häßlichen Kratzer darauf zurückgelassen. Nichts aber kann eine Frau mehr erzürnen, als eine Minderung ihrer Schönheit. Die junge Frau war mit einem Schmerzenslaut zurückgezuckt. „So passen Sie doch auf!“ sagte sie. „Wie kann man nur gleich so wild um sich schlagen!“ Sie erhob sich und trat zum Fenster. „Mein Mann hätte das nicht getan!“ Alfred hatte schon eine zärtliche Entschuldigung auf den Lippen gehabt, aber der letzte Satz reizte ihn. „Ihr Mann ist ein Waschlappen!“ sagte er verächtlich. Die junge Frau wandte ihr Köpfchen um. Es war rot und erzürnt. „Immer noch besser ein Waschlappen, als ein Grobian!“ Die Stimmung war eisig. Alfred stand auf, verbeugte sich steif und verließ wortlos das Zimmer... Am Abend desselben Tages empfing die junge Frau ihren Gatten

in sehr versöhnlicher Stimmung. Er hatte inzwischen seine Reisepläne aufgegeben und so war das eheliche Glück auf lange Zeit gesichert. Genau so in der zweiten Ehe, denn Alfred war ebenfalls verheiratet. Die Moral hatte gesiegt über die Unmoral, die Tugend über den Leichtsinn, und vier Menschen war viel Kummer erspart worden. Obendrein blieben die Geschäftshäuser, an deren Spitze die beiden Männer standen, von allen Schwierigkeiten verschont, die unfehlbar als Nachwirkungen der seelischen Zerrüttung ihrer Chefs eingetreten wären. Dadurch wurden hunderte Angestellter vor schweren Sorgen bewahrt, ebenso deren Familien, die Verwandten der Familien, und so weiter... Und das alles durch den Opfermut eines kleinen Tieres aus der Klasse der Kerfen, Unterklasse der Zweiflügler, Abteilung der Kurzhörner — namens Laura! Aber das alles wußte Laura nicht, denn erstens hatte sie nie Naturgeschichte studiert, der Name Linné war ihr wirklich fremd, und zweitens weilte sie nicht mehr unter den Lebenden. Am Abend ergriff das Stubenmädchen die arme, tote Fliege mit zwei gespreizten Finger nund warf sie voll Ekel in den Mülleimer. So undankbar sind die Menschen!



Flieg, Adler, flieg!

Ein Erlebnis am Gardasee

Einen Adler, der wie ein Beherrscher der Berge über die Gipfel dahinzieht, mit dem Stützen herunterzuholen, das mag schon eine Lust sein. Aber einen Adler zu fangen und in einen Käfig zu sperren, muß allen geradegewachsenen Menschen gegen den Strich gehen.

Vielleicht mochten wir deshalb den Wirt unseres Quartiers in den Tiroler Bergen nicht recht leiden. Er hatte einen gefangenen Adler in einen viel zu engen Vogelkäfig gezwängt und war nicht zu bewegen, auf dieses Zugstück seines Hotels zu verzichten. Wegen seines Bockbarts nannten wir ihn „Meckmeck“. Der Kerl paßte auf seinen Adler auf wie ein Schießhund.

Luis Trenker, der dezimal mit uns in Tirol war und seinen Film „Der Rebell“ drehte, besprach, als er plötzlich abreisen mußte, die Sache mit uns, und wir gaben ihm das Versprechen, den gefangenen Adler zu befreien, koste es, was es wolle! Acht Tage später mußten wir Trenker nachfahren. Aber wir waren nicht dazu gekommen, den Vogel aus seinem Käfig zu holen. Der „Meckmeck“ war Tag und Nacht auf der Lauer gelegen.

Wir dachten schon, der Trenker hätte die Sache vergessen. Aber da bekam er eines Tages einen Brief von einem Fräulein, das seinerzeit von der Sache gehört hatte und das nun wieder in das Hotel von dem Bocksbart gekommen war, und es schrieb, wie nett es doch gewesen wäre, wenn man den Adler wirklich befreit hätte! Trenker, der uns gar nicht befragte, so überzeugt war er davon, daß wir unser

Versprechen erfüllt hatten, antwortete dem Fräulein mit einem höflichen Brief. Liebes Fräulein, schrieb er, der Adler ist ja längst in Freiheit. Meine Leute haben das besorgt. Doch das Sakramentsweibsbild gab keine Ruhe. Prompt kam wieder so ein Schreiben, so ein Malefizbrief: Es hätte, so schrieb das Fräulein, nie im Leben gedacht, daß die Adler, wenn sie einmal frei geworden sind, wieder in den Käfig zurückfliegen. Das Donnerwetter das wir da bekamen, werden wir so schnell nicht vergessen. Gott sei Dank hatte der Trenker bald andere Sorgen, und die Geschichte wurde begraben. Bis wir dann zu den Aufnahmen zum „Condottieri“ in die Gardaseegegend gerieten.

Steht da auf einmal in einem Dorf ein Kerl mit einem Vogelkäfig, und in dem viel zu engen Gefängnis hockt ein Adler, kaum rühren konnte er sich! Da fiel uns der Adler aus Tirol ein, und wir fragten, was er kosten sollte, der schöne gefangene Adler da in seinem Gehäuse. Es ging uns durch und durch, wie er so dasaß und die Flügel heben wollte und nicht konnte. Einhundert Lire wollte der Kerl haben. Wir einigten uns schließlich auf sechzig, und jeder von uns gab zehn Lire von seinem Tagegeld. Dann hüllten wir La Aquila, wie die Italiener den Adler nennen, in ein Tuch, brachten ihn ein Stück mit hinaus auf den Berg und waren darauf gefaßt, daß er in dem Augenblick, wo er sich regen konnte, auf und davon sein würde.

Albert Benitz hielt jedenfalls seine Kamera bereit. Aber der Adler begriff es überhaupt nicht, daß er frei war. Ganze 25 Minuten saß er da, äugte in die Gegend, putzte sich, und als er endlich die Flügel spannte und aufflog, zog er eine gar nicht allzu große Bahn und blieb schließlich in

einer Entfernung von 3 Kilometern auf einem Baum sitzen.

Der Lehner, der bekanntlich aus Zermatt ist, wo sie Gelegenheit haben, Adler zu beobachten, wettete mit uns, daß unser Adler noch auf dem Baum sitzen würde, wenn wir jetzt hinkämen. Wir lachten ihn aus, aber er gewann die Wette, und sogar Luis Trenker mußte fünfzig Lire auf den Tisch legen. Der Adler blieb auf dem Ast des Baumes sitzen. Er erinnerte uns an einen Menschen, der allzu lange im Kerker war und der in den ersten Tagen nach seiner Entlassung nichts mit seiner Freiheit anzufangen weiß.

Mit einem Male aber stieg der Adler auf! Ehe wir recht begriffen hatten, segelte er mit breiten Schwingen dahin, schön sah es aus, und wir blickten ihm nach, wie er so in die Ferne zog, immer weiter hinaus, bis er nur noch ein kleiner Punkt im Dunst war und am Ende ganz verschwand. Albert hatte dieses Schauspiel gedreht, und Trenker beschloß, den Adler und seinen Flug in die Freiheit mit in seinen Film „Condottieri“ zu nehmen. Nämlich an die Stelle, wo der aus der Haft geflohene Giovanni, der Held des Films, den Trenker selbst spielt, wieder die Berge verläßt, um in den Kampf zu ziehen.

Der Adler ist außerdem ja der symbolische Vogel des Propheten Johannes, und Giovanni heißt Johannes. „Ecco!“ würden da die Italiener sagen. Und das heißt soviel wie „Na also!“

„Na also!“ sagten auch wir und meinten damit, daß nun die Sache mit dem Adler aus Tirol endgültig erledigt sei. Das war sie denn auch. Und deshalb darf die Geschichte jetzt weiter erzählt werden, und wir dürfen unseren Namen druntersetzen, ohne uns dabei zu genießen, wir —

Die Trenkergarde

DIE FAHRT INS GLÜCK

Unser Zeichner belauscht eine Außenaufnahme

Zwei Glückliche fahren „In den sonnigen Tag hinein“. Das kommt fast in jedem Film vor. Auch in dem neuen Jenny-Jugo-Film der Tobis Rota „Gefährliches Spiel“. Im Film sieht das immer sehr gut aus. Die beiden Darsteller sind nämlich in Nahaufnahme zu erblicken, schön groß und deutlich, wie sie es auch verdienen. Aber so einfach, wie es aussieht, ist das nicht. Das ist im Film so: Je natürlicher eine

Sache wirkt, um so umständlicher geht es bei der Aufnahme zu. In diesem Falle wird der Wagen, in dem die beiden Glücklichen sitzen, nur zur Hälfte als ein Gefährt hergerichtet, das ins Bild kommt. Die andere Hälfte dient der Aufnahme. Und das Fahren wird mit Hilfe eines anderen Wagens und einer Leine bewerkstelligt.

Wer dieses Gespann unterwegs trifft und

in dem schwarzen Kasten, der auf die beiden Glücklichen zielt, nicht eine Kamera erkennt, der glaubt wohl, ein heftig demoliertes Wagen würde abgescleppt.

Aber nicht doch! Es ist alles in schönster Ordnung. Die Sonne lacht, die grünen Bäume stehen Spalier, und die beiden im Wagen lachen der Kamera ins Objektiv. Es ist eine echte Fahrt ins Glück.

RESTE-MAHLZEIT

Heitere Skizze von C. Wesendonck

Mit dem herrlichen Gefühl: morgen ist Sonntag, dann kann ich ausschlafen, ging ich diesen Abend so gegen zwölf Uhr ins Bett. Desto überraschter schrak ich auf, als gegen acht Uhr morgens, sage und schreibe acht Uhr am Sonntag, also eigentlich noch in der Nacht, der Fernsprecher schillte. Ich nahm den Hörer ab und rief böse: „Wer ist da?“

„Bitte, verzeihen Sie“, sagte eine zarte Frauenstimme am anderen Ende des Drahtes, „ist die Stellung schon besetzt?“ „Welche Stellung?“ fragte ich nicht besonders freundlich.

„Sie haben doch in der gestrigen Abendzeitung eine Anzeige eingerückt, daß Sie eine ältere Dame zur Haushaltsführung suchen, und dann diese Rufnummer. Ich bin eine repräsentative Erscheinung, und ich kann sehr gut kochen.“

Ohne Antwort zu geben, legte ich den Hörer nieder. Daran war nicht zu zweifeln, dies mußte ein Streich eines Freundes sein.

Aber dann klingelte der Fernsprecher schon wieder. Eine ganze Wortflut überwallte mich. „Kann ich vielleicht eben vorbeikommen und mich vorstellen, ich hab' prima Zeugnisse, kann kochen, servieren, spiele Klavier und Golf und halte sehr viel von Tieren.“ Ich konnte diesen Wortstrom allein nur dadurch aufhalten, daß ich den Hörer weglegte.

Ich stopfte den Apparat unter die Kissen meines Sofas, holte die Zeitung aus dem Briefkasten und kroch wieder ins Bett. Ja, da stand es schwarz auf weiß: „Ältere Dame zum Führen eines Arztthaushaltes gesucht, die gut kochen kann, repräsentative Erscheinung“ und dann ... meine Rufnummer. Ein prächtiger Druckfehler! Leise schellte der Fernsprecher unter den Kissen. Ich zog die Decke über die Ohren und ließ ihn schellen. Als ich am Frühstückstisch saß, erinnerte ich mich plötzlich daran, daß mein Freund Peter anrufen wollte, um sich mit mir für den Sonntag zu verabreden.

Bald schellte es aufs neue aus dem Versteck. Ich schob schon die Kissen weg und fragte sacht: „Hallo!“ Natürlich war das wieder eine Haushälterin. Wütend wollte ich wieder einhängen, aber die Stimme klang ganz freundlich und gar nicht alt. „Bitte, nehmen Sie es mir nicht übel“, sagte die Stimme, „daß ich so früh störe.“ (Ich sah auf meine Uhr, es war gerade elf Uhr. Sympathisches Mädchen, dachte ich und lauschte weiter.) „Und dann noch am Sonntag“, sagte die Stimme weiter, „aber ich war so bange, daß die Stellung besetzt sein würde. Ich würde sehr gern kommen und mit Ihnen sprechen.“ (Nett, wirklich nett.) „Ich bin eben in den Zwanzigern“ (noch netter), „aber ich koche wirklich sehr gut und kann wohl einen Haushalt führen. Wollen Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen einen Beweis von meinem Können abzugeben? Ich könnte unmittelbar beginnen.“ (Ausgezeichnet.)

„Sie können heute mittag zu mir kommen und probekochen“, antwortete ich und sprach mit einer tiefen Stimme. „Anmeldung kurz nach ein Uhr.“ Ich nannte Straße und Hausnummer.

„Danke Ihnen, ich werde ganz genau zur Zeit bei Ihnen sein“, sagte das Mädchen.

Ich rieb meine Hände und ging zur Speisekammer hinüber. Da lagen nur ein armseliger Rest Gemüse, eine Büchse Corned Beef, einige Zwiebeln und ein Sack Mehl. Bei näherer Untersuchung entdeckte ich noch ein paar Apfel und zwei Büchsen Sardinen neben einem Rest Schweizer Käse. Scheinbar hatte Minna, die Perle, die Samstags meine Junggesellenwohnung reinigt, vergessen, aufs neue einzukaufen.

Wieder schillte der Fernsprecher. Andauernd hintereinander. Das konnte nur mein Freund Peter sein... Jawohl, er war es. Ich lud ihn festlich ein, um zwei Uhr zu mir zu kommen, mit mir zu essen. Er fragte tausend Dinge, wollte alles wissen, aber ich verriet nichts.

Kurz nach ein Uhr schellte es. Die neue Haushälterin kam herein. Sie übertraf alle meine Erwartungen. So hübsch und lieb hatte ich sie mir nicht vorgestellt. Verlegen band sie sich eine Küchenschürze um und stand dann ratlos vor den Resten meiner Vorratskammer.

„Muß ich davon ein Mittagessen kochen?“ stammelte sie. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, sagte ich und begab mich in mein Studierzimmer.

Mit halbem Ohr lauschte ich zur Küche hin, da wurde mit Schüsseln geklappt, und gegen halb zwei Uhr roch es lecker. Um zwei Uhr kam Peter. Ich schleppte ihn in mein Studierzimmer und erzählte ihm meine Erlebnisse vom Morgen. Er wollte sofort in die Küche, um das Mädchen anzuschauen, aber ich hielt ihn zurück, und sofort danach öffnete sich die Tür, mit hochroten Wangen erschien meine „Köchin“ und sagte, daß der Tisch gedeckt wäre.

Draußen konnte ich sie gerade noch am Zipfel ihres Mantels festhalten. „Sie essen natürlich mit uns mit“, sagte ich. — „Nein, ich weigere mich“, sagte sie, „Sie haben sich einen faulen Spaß mit mir erlaubt. Sie suchen gar keine Haushälterin, und hier ist auch kein Arztthaushalt!“ Ich sah, daß sie Tränen in den Augen hatte.

„Kommen Sie, ich werde Ihnen alles erklären, aber bitte gehen Sie mit herein und essen Sie mit uns!“

„Ist das noch nicht genug?“ erklärte sie immer wieder, als sie etwas zu sich gekommen war.

Was soll ich noch viel erzählen? Das Essen war ausgezeichnet. Es schmeckte ein klein wenig nach Sardinen, ein wenig mehr nach Gemüse und ganz stark nach Corned-Beef, aber wir aßen alles auf. Übrigens habe ich die Haushälterin später doch für ganz angenommen, obwohl ich nicht die Anzeige aufgegeben hatte. Des Sonntags kommt mein Freund Peter, um mit uns zu essen, und wenn meine kleine Frau dann auftischt und mit einem Lachen erklärt, daß es dieses Mal nicht so „bunt“ schmecke, dann seufzt er und sagt: „Junge, was hast du für ein Glück gehabt!“

Muttersprache

Du bist so schön wie dunkler Wälder Rauschen,
So unausschöpflich wie des Himmels Blau,
Du birgst in dir der Wolke fahles Grau
Und alle Sehnsucht, der die Herzen lauschen.

Du bist Musik! Du meine deutsche Sprache,
Aus strahlenden Akkorden aufgebaut,
Wer deiner Klänge dunkelm Strom vertraut,
Den schuf der Herr zum Dichter, daß er wache

Und priesterlich sich deiner Schönheit bogen,
An deiner Bilder Fülle stolz verloren,
Denn immer wieder werden die geboren,
Die deinen Reichtum kosten bis zur Neige.

Anita Franck

Buntes Allerlei

„Großmama“, fragte die vierjährige Enkelin, „wenn ich einmal wo eingeladen bin, und es gibt Kuchen, soll ich ihn dann mit dem Löffel oder mit der Gabel essen?“ — „Nun, es ist wohl besser, ein so kleines Mädel wie du ißt ihn mit dem Löffel.“ — „Großmama, du hast wohl nicht gerade ein Stück da, daß wir es mal ausprobieren können?“

Unser Freund Siegfried hat ein neues möbliertes Zimmer. An einem schönen Morgen sagt er schüchtern zu seiner Zimmerwirtin: „Ach, Frau Krause, das Rasierwasser war aber heute zu heiß.“ — „Rasierwasser?“ schreit Frau Krause, „das war doch der Morgenkaffee ...“

„Meine Frau droht, mich zu verlassen“, erzählte Herr Schmidt seinem Freunde, „wenn ich meinen Stammtisch nicht aufbeuge.“ — „Das ist ja schrecklich!“ rief der Freund. — Schmidt seufzte: „Ja, ich werde sie sehr vermissen.“

„Na, Peter, wie gefällt dir's denn auf der neuen Stelle?“ — „Einfach famos!“ — „So, was hast du denn da zu tun?“ — „Eigentlich gar nichts. Ich karre bloß egalweg die Steine auf dem Bau rauf zum Maurer, na, und der macht dann die Arbeit.“

Der kleine Donald beobachtet durchs Fenster, wie die Zweige im Winde hin- und herwehen und die Leute auf der Straße die Hüte festhalten. „Vati“, wendet er sich an den Papa, „wo ist denn der Wind, wenn er nicht weht?“

Ein Amerikaner und ein Engländer sprachen über Geschäfte und Geschäftsleute, und jeder nahm für seine Landsleute in Anspruch, daß sie die Tüchtigeren wären. „Sehen Sie“, erklärte der Newyorker, „ich bin in den letzten Jahren regelmäßig nach London gekommen, und ich habe nie jemand getroffen, den ich einen scharfen Geschäftsmann nennen würde.“ „Selbstverständlich“, entgegnete der Londoner, „diese Arten sitzen bei uns alle im Gefängnis.“

Ihm zu Gefallen

Richard Strauß betrat ein Restaurant. Das Vierr Männerorchester gab den Walzer aus dem „Rosenkavalier“ zum Besten. Als sie damit fertig waren, winkte Strauß den Kapellmeister und Primgeiger an seinen Tisch. „Sagen Sie, mein Lieber, würden Sie wohl mir zu Gefallen etwas besonderes spielen?“

Der Geiger verneigte sich fast bis zur Erde: „Selbstverständlich, Meister.“ „Dann seien Sie so gut und spielen Sie mit Ihrem Orchester einen Skat, bis ich mit Essen fertig bin.“

Anders herum

Toni kommt zur Kartenlegerin. „Sie wollen also Ihre Zukunft wissen?“ — „Nein, die Vergangenheit. Ich habe irgendwo meinen Schirm gestern stehen lassen und will wissen, wo ...“

Deshalb

Schriftsteller: „Lieber Freund, ich will nicht aufschneiden, aber ich habe tatsächlich noch nie von einer Zeitung ein Manuskript zurückbekommen.“ Freund: „Ja, legst du denn kein Rückporto bei?“

Schadenersatz

„Herr Bürgermeister, auf der baufälligen Brücke hat sich mein Mann den Fuß gebrochen. Wir verlangen zweihundert Mark Schadenersatz.“

„Das ist völlig zwecklos, liebe Frau. Denn das Betreten der Brücke war bei zehn Mark Strafe verboten.“

„Die können Sie in Abzug bringen.“



Holzchnitt Bold

Der Unfall

„Wie ich hörte, hatte Ihre Gattin mit ihrem Auto einen Unfall. Es ist doch hoffentlich nichts Ernstliches passiert?“ „Nicht so ängstlich. Beide haben nur etwas Farbe verloren.“

Kunstauffassung

Als Lovis Corinth eines Tages die Skizzen seiner Schüler prüfte, brach er vor der Leistung einer Malerin, die eine Landschaft in Purpur und Grasgrün vor sich hintünchte, in die Worte aus:

„Du lieber Himmel — was machen Sie denn da?“

Pikiert erwiderte die junge Dame: „Ich male, was ich sehe.“

Darauf sagte der Meister: „Sie werden schon staunen, wenn Sie erst sehen, was Sie gemalt haben!“

Glück

Zwei Bühnenkünstler aus Berlin sitzen in einem guten Restaurant, essen, trinken und plaudern. Endlich wollen sie aufbrechen.

„Herr Ober, zahlen!“ ruft der eine, faßt in die Brusttasche, wird blaß, durchsucht alle Taschen seines Anzuges und ruft schließlich verzweifelt: „Um Gottes willen! Ich habe meine Brieftasche verloren. Nun muß ich Sie schon bitten, meine Rechnung auszulegen, lieber Freund. Ich... ich... Gott sei Dank, da ist sie ja. Das nenne ich wirklich Glück!“

„Und ich erst!“ erwiderte sein Freund mit erleichtertem Seufzer.

So ist es

„Eine Person in Ihrer nächsten Nähe wird bald eine große Enttäuschung erleben“, sagte die Wahrsagerin mit düsterer Miene. „Stimmt!“ rief der Besucher. „Ich habe mein Geld vergessen.“

Verständlich

Müller verkauft sein Auto. Schulze kauft das Auto. Für ganze 450 Mark. Schulze ist zufrieden.

Am nächsten Tage ist Schulze nicht mehr zufrieden. „Sie müssen den Wagen zurücknehmen. Er schleudert derartig, daß man das Rad nicht halten kann.“

Meint Müller: „Na ja, Sie haben ja den Wagen auch zu einem Schleuderpreis gekauft.“

Entweder — oder

Ein junger Bühnenschriftsteller hatte eines seiner ersten Stücke Chiarelli übersandt mit der Bitte, es durchzusehen und zu beurteilen.

Nach einigen Tagen trifft der Autor Chiarelli. Der sagte ihm mit der ihm eigenen Offenherzigkeit: „Ihr Stück ist wirklich unvorstellbar schlecht. Unter aller Kritik!“ Der junge Dichter ist über die vernichtende Aussage verzweifelt. „Du lieber Gott“, meint er niedergeschlagen, „ist es denn wirklich so schwer, ein anständiges Stück zu schreiben?“ Chiarelli lächelt: „Es ist entweder leicht oder unmöglich.“



Der Angler

Bold

Sicheres Zeichen

Frau Müller hat Kaffeekränzchen. Es kommen mehrere Damen in ärmellosen Kleidern. Fragt Rosemarie: „Werden die Tanten geimpft?“

Wie überall

Fritzchen ist mit Vati im Zoo. Im Nilpferdkäfig war Zuwachs angekommen. Das kleine Nilpferd lag in einer Ecke auf einem Strohhäufen. Im Wasser tummelte sich das Elternpaar.

Da sagt Fritz plötzlich: „Papa, das ist wie bei uns. Die Eltern gehen schwimmen und das Kind bleibt zu Hause.“

Noch nicht so weit!

„Du solltest heute abend nicht ausgehen“, sagte die sparsame Hausfrau zu ihrem Mann. „Denke daran, daß wir zu Pfingsten verreisen wollten.“ „Zu Pfingsten? — Bis dahin bin ich doch längst wieder da.“

Das Stichwort

„Was machst du, um deine unwillkommenen Besucher loszuwerden?“ fragte Peschke, der seinen alten Freund Zimmermann mal wieder aufgesucht hatte.

„Sehr einfach, wenn meine Frau meint, daß ein Besucher meine kostbare Zeit allzu reichlich in Anspruch nimmt, schickt sie einfach das Mädchen hinein und läßt sagen, daß ich am Telefon verlangt werde.“

Im selben Augenblick klopft es an der Tür, das Mädchen kommt herein und sagt: „Sie werden am Telefon verlangt, Herr Zimmermann.“

Pech!

„Weshalb ist denn Rosel mit ihrem Verlobten böse?“ „Er sollte raten, wie alt sie ist.“ „???“ „Er hat richtig geraten.“

Einziger Weg

„Haben Sie denn Ihrer Frau schon gesagt, weshalb Sie gestern so spät nach Hause gekommen sind?“ „Ich werde es ihr schreiben.“ „Schreiben? Warum denn?“ „Bis jetzt hat sie mich noch nicht zu Worte kommen lassen.“

Schulaufsatz

Fritzchen muß einen Aufsatz schreiben. Über die Zigeuner. Unter anderem schreibt er: „Die Zigeuner sind sehr heißblütig. Wenn einer gereizt wird, zieht er seinen Dolch, ersticht seinen Gegner, und gleich darauf sind die beiden wieder beste Freunde.“

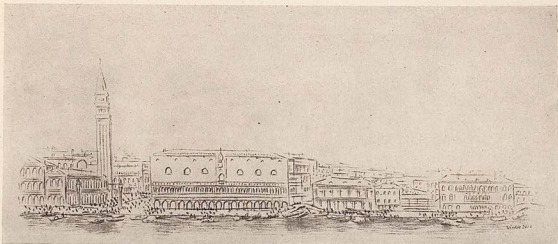
Der Ausweg

„Meine Frau ruiniert mich vollständig. Alle Wochen kauft sie sich ein paar neue Handschuhe.“ „Schenke ihr einen hübschen Ring.“

Heiteres vom Theologen

Der höfliche Kaplan.

Dr. South, der Kaplan Karls II. von England, predigte einst vor dem gesamten Hof und mußte nach einiger Zeit feststellen, daß mehrere seiner Zuhörer schliefen. Kurz entschlossen änderte der Geistliche seine Vortragsweise; dergestalt, daß, da er einen der Schläfer erkannte, er laut dessen Namen „Graf Lauderdale!“ rief, bis der so unzart Geweckte erschrocken aufuhr und erstaunt auf den Prediger schaute. Der lächelte höflich und sagte halbblau: „Verzeihen Sie, Mylord, daß ich Sie störe, ich wollte Sie bitten, nicht allzu laut zu schnarchen, da Sie sonst Se. Majestät aufwecken!“



Venedig

Reinh. Winkler



Hafengasse

Benno Eggert

Fotofreunde!

Der Frühling lockt Sie und Ihre Kamera ins Freie; ausschließlich gute Aufnahmen werden Sie erzielen, wenn Sie nachstehende Fachliteratur beherrschen:

Auf die Belichtung kommt es an
von Jos. Drausinger RM. 1.10

Richtiges Entwickeln
von Gerhard Isert RM. 1.—

Panchromatische Fotografie
von Gerhard Isert RM. 0.45

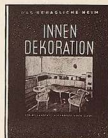
Zu haben bei Ihrem Fotofhändler
oder im Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstr. 10

Zeitschriften-Vertreter

zum Vertrieb bekannter
und lohnender Hefte
gesucht. Angebote unter
J 216 an den Verlag der
„Jugend“.

Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung



48. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH
Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Hefen reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,20 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

Warum blindrasieren?



Sparpackung (ca. 200 Rasuren) nur
M. 1,65 und Porto vom Alleinhersteller:
PHARMAKON G.m.b.H., München,
Herrnstr. 10/1 Postsch. München 4722
Verkaufsstellen an Friseur- und Fach-
geschäfte u. Vertretungen zu vergeben

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Darstellendes Bild
gibt Ihnen ein kleines Bild
unserer Leistungsfähigkeit

Graphische Kunstanstalt W. Schütz München

Herrnstraße 8-10 Fernsprecher Nr. 20763

HYPAGIN-TEE

der Harnsäure lösende
Kräutertee zur

**Entgiftung
Entsäuerung
Entschlackung
des Körpers**

In allen Apotheken erhältlich.
Fordern Sie Gratisprobe und
Prospekt an vom Hersteller:
LUDWIGS-APOTHEKE
München - Neuhauserstr. 8

**Der Hupfinger Wastl
geht zum
Bauerntheater**

von Michel Vomland

Für RM. 2.50
bei ihrem Buchhändler

G. HIRTH VERLAG AG.,
MÜNCHEN 2 NO

Die Waschhand-Gesellschaft

Von Wilhelm Lichtenberg

Wir, in der Eigenheimsiedlung, waren — wie man so sagt — ein bunt durcheinander gewürfeltes Völkchen. Aber man kennt das ja. Und wer jetzt glaubt, es käme der übliche Bericht von Streitigkeiten und Rivalitäten in dieser entzückenden Siedlung, der irrt. Aber schon sehr im Gegenteil. Wir lebten einträchtig wie eine große Familie miteinander, kein Schatten kleiner Menschlichkeiten trübte unsere Stadtsgeschiedenis.

Wir trafen uns auch regelmäßig an reizenden kleinen Abenden, einmal bei dem, einmal bei jenem. Und hatten mit der Zeit das Gefühl, auf einer Insel der Seligen zu leben, so wenig drang der Zank und der Hader des Alltages zu uns. Ja.

Bis ich eines Tages — in aller Bescheidenheit muß ich es sagen — eine geradezu kolumbusartige Idee hatte. Nämlich: „Wir leben hier, nicht wahr, liebe Freunde, fernab vom Lärm der großen Welt, wir achten, wir lieben einander, wir versuchen es, uns mit allen Mitteln, die uns nur zu Gebote stehen, zu helfen. Warum gehen wir nicht einen Schritt weiter? Wir sitzen hier sehr gemütlich beisammen: Ein Arzt, ein Rechtsanwalt, ein Radiohändler, ein Kaffeehausbesitzer, eine Kunstgewerblerin, ein Tennisplatzinhaber, ein Schriftsteller und noch verschiedene andere, die sehr nützliche Berufe ausüben. Und es ergibt sich immer wieder folgende Situation: Wenn der Arzt einen Prozeß zu führen hat, geht er zum Rechtsanwalt und zahlt ihm hohe Kosten; wenn aber der Rechtsanwalt erkrankt, sucht er den Arzt auf und muß große Honorare hinlegen. Dem Kaffeehausbesitzer muß man für das Lesen der Zeitungen zahlen, dem Radiohändler für Reparaturen, die Kunstgewerblerin bezahlt nur gegen Geld. Alle zusammen aber müssen sich die Benützung des Tennisplatzes etwas kosten lassen, und der Besuch der Theater verschlingt Unsummen. Wie überflüssig! Gründen wir doch eine Waschhand-Gesellschaft, nach dem Motto: „Eine Hand wäscht die andere! Wir unter uns leisten uns alle Dienste gratis, auf Gegenseitigkeit. Es ist überflüssig, das Geld immer wieder nutzlos von einem zum andern wandern zu lassen. Wir hier, in der Siedlung, führen den bargeldlosen Verkehr ein.“

Wieder in aller Bescheidenheit angemerkt: es waren alle begeistert. Man pries mich als einen einfallsreichen Kopf, und der Rechtsanwalt meinte sogar: „Jetzt ist erst der wahrhaft paradiesische Zustand in unserer Siedlung eingekehrt.“

Schön. Und da ich schon lange die Absicht hatte, den Arzt wegen meines Rankenkatarrhes aufzusuchen, tat ich es bereits am nächsten Tag. Als Mitglied der Waschhand-Gesellschaft. Ich öffnete die Tür zum Wartezimmer und prallte zurück. Übertreibe ich, wenn ich sage, daß hier die ganze Siedlung versammelt war? Nein, ich übertreibe nicht. Es gab ein freudiges Wiedersehen mit allen Freunden; nur der Arzt schien weniger erfreut; aber scheinbar machte ihn der ungewohnte Rummel etwas nervös. Es erschienen dann auch andere Patienten, die nicht zur Waschhandgesellschaft gehörten; als sie aber den Andrang im Wartezimmer sahen, machten sie kehrt und suchten einen anderen Arzt auf. Niemand wartet gerne zu lange.

Den Rechtsanwalt bekam man leider in den nächsten Wochen nicht zu sehen; er schief bereits bei Gericht. Die Mitglieder der Waschhandgesellschaft hatten sich nämlich auf alle Prozesse besonnen, die sie in den letzten zwanzig Jahren nicht führen wollten, weil ja schließlich jeder Prozeß ein Risiko in sich schließt und die Anwaltskosten beinahe unerschwinglich sind. Aber jetzt! Der Tennisplatzbesitzer hatte zum Beispiel eine Gledkuzin in Kanada verklagt, der ihm seit dreißig Jahren noch zwanzig Friedenskrone schuldete. Die Kunstgewerblerin beklagte einen ehemals jungen Mann, der ihr vor fünfzehn Jahren die Ehe versprochen hatte. Der Kaffeehausbesitzer führte mit so ziemlich allen Gästen Prozesse, die ihm in den letzten fünf Jahren die Zeche schuldig geblieben waren. Und ich selbst hatte jetzt endlich Gelegenheit, alle Verleger und Theaterdirektoren, die sich jemals gegen mich unanständig benommen hatten, vor Gericht zu belangen.

Überflüssig zu sagen, daß sämtliche Radios der Siedlung wie durch ein Zauberwort kaputt gegangen waren. Warum auch nicht, wenn Reparaturen kostenlos zur Verfügung stehen? Das

Kaffeehaus war zu jeder Tages- und Nachtzeit überfüllt; wenn es auch nur Wassergläser waren, was tat es? Dafür konnte sich ja der Kaffeehausbesitzer von seinem alten Asthma befreien, er konnte seine Forderungen geltend machen, Tennis spielen...

Ja, also — mit dem Tennisspielen ging es allerdings nicht so einfach. Nein. Es gab nur vier Plätze; sie hatten vorher mehr als reichlich genügt. Aber jetzt spielten sämtliche Waschhänder ununterbrochen auf ihnen — für zahlendes Publikum waren die Plätze längst gesperrt —, und da es sogar unter den Mitgliedern deshalb zu argen Auseinandersetzungen kam, endeten die meisten Partien beim Rechtsanwalts; manchmal sogar beim Arzt. Leider.

Und ich? Der Schriftsteller? Gott, von kleinen Gelegenheitsdichtungen, die ich im Sinne der Statuten zu liefern hatte, will ich nicht erst sprechen. Sie füllten zwar gut die Hälfte meiner Zeit aus, aber das wäre noch nicht schlimm gewesen. Wirklich schlimm war nur, daß ich die andere Hälfte dieser Zeit in Theaterbüros zubringen mußte, wo ich die Freikartenschnorrerei für unsere Waschhänder im großen Betrieb. Zu einer geregelten Arbeit bin ich in den letzten Monaten nicht mehr gekommen. Und so hatten wir alle, wie wir da waren, eigentlich nur miteinander zu tun. Der bargeldlose Verkehr war komplett, denn keiner von uns hatte seit der Gründung dieser Waschhandgesellschaft Bargeld gesehen.

Trotzdem wäre alles recht gut gegangen, wenn der Tennisplatzbesitzer nicht so ein Plebejer gewesen wäre. Eines Tages erschien er nämlich bei mir und sagte: „Meine Frau sieht einem Baby entgegen.“ — Ich gratulierte als Obmann unserer Gesellschaft herzlichst und meinte: „Und wenn es Komplikationen geben sollte, steht Ihnen unser Arzt selbstverständlich zur Verfügung.“ — „Und wenn es keine gibt?“ fragte er, bereits etwas gereizt. „Ihr habt ja vergessen, eine Wehmutter in die Waschhandgesellschaft aufzunehmen!“ — „Verzeihen Sie, werter Herr, aber wir können doch schließlich nicht alles haben...“ erwiderte ich schüchtern. — „So? Dann teile ich Ihnen meinen Austritt mit, für den Fall, daß sich nicht morgen schon eine weise Dame in unserer Gesellschaft befindet.“

Was war zu tun? Sprengen lassen wollte ich meine schöne Gründung nicht. Also begab ich mich zu jener Dame, die am Beginn jedes Lebens steht; sie war nett, freundlich und stellte ihre wertvollen Dienste gerne zur Verfügung. Aber gegen das übliche Honorar. Von unserer Waschhandgesellschaft wollte sie nichts wissen. Ich hielt ihr vor Augen: „Wenn Sie selbst einmal krank werden sollten...“ — „Ich werde nie krank!“, meinte sie mit lächelndem Stolz. — „Oder wenn Sie einen Prozeß führen wollten...“ — „Um alles in der Welt — ich führe niemals Prozesse!“ — „Oder wenn Ihr Radio kaputt geht...“ — „Ich habe keines.“ — „Oder wenn Sie Lust haben, ins Theater zu gehen...“ — „Niemals!“ — „Aber vielleicht spielen Sie gerne Tennis...“ Da wurde sie böse, die reizende Frau, und wies mir die Türe. Weil sie sich von mir nicht zum besten halten ließe.

Bei zwei anderen Damen erging es mir ebenso. Und schließlich mußte ich dem Tennisplatzbesitzer mitteilen, daß er von der Waschhandgesellschaft alles haben könne, nur eben keine Wehmutter. Darauf wurde der Mann wütend und meldete sofort seinen Austritt an.

Und die Kunstgewerblerin sagte, wenn sie nicht gratis Tennis

Immer abends als Letztes

Chlorodont

spielen könne, interessiere sie die ganze Waschhandgesellschaft nicht. Und sie trat ebenfalls aus.

Da aber der Kaffeehausbesitzer gerade sein Geschäft renovieren wollte, wobei er stark auf die Kunstgewerlerin gerechnet hatte, verließ er unseren Bund.

Und der Arzt sprang ebenfalls aus, weil ihm seine Lektüre im Kaffeehaus das Wichtigste gewesen war.

Alle, alle sprangen aus. Denn wo es einmal eine Bresche gibt, stürzt das kunstvollste Gebäude mit der Zeit ein. Das ist nicht anders.

Übrig blieben von den ganzen schönen Waschhandgesellschaft nur der Rechtsanwalt und ich. Er geht täglich dreimal ins

Theater, weil ich ihm ja die Freikarten besorgen muß. Wie er das macht? Sehr einfach! Den ersten Akt sieht er sich im Deutschen Volkstheater an, den zweiten in der Josefstadt, den dritten im Theater an der Wien; nur, damit er mir nichts schenken muß.

Und ich? Man kann sich denken, in welcher gereizten Stimmung ich mich über die Unverschämtheit des Rechtsanwaltes befinde. Also beleidige ich jeden Menschen, der mir in die Quere kommt. Sollen sie mich nur klagen! Wenn der Rechtsanwalt dreimal täglich in einem anderen Theater sitzen will, dann soll er auch dreimal täglich vor anderen Gerichten plädieren! Es ist nur eine kleine Rache.

Kleine Geschichten – von großen Meistern

Ein geistreich sein wollender, eingebildeter Schwätzer fragte einst den großen Gelehrten und geistvollen Epigrammatiker Lichtenberg, den man wegen seines satirischen Witzes Lessing verglich:

„Welcher Unterschied ist zwischen Zeit und Ewigkeit?“

„Das ist nicht ganz leicht zu sagen, lieber Herr“, erwiderte der Gefragte, „denn wenn ich mir die Zeit nehmen wollte, Ihnen das auseinanderzusetzen, würden Sie eine Ewigkeit brauchen, es zu fassen.“

Als der berühmte Fabeldichter Gellert in Leipzig wohnte, hielt eines Tages vor seiner Haustür ein mit Holz hoch beladener Wagen.

Ein Bauer trat, bescheiden die Mütze in der Hand haltend, zu dem Gelehrten in sein Studierzimmer und fragte, ob er vielleicht der bekannte Fabeldichter sei.

„Das stimmt wohl“, erwiderte Gellert in seiner schlichten Weise, „Ich schreibe auch ab und an Fabeln.“

Nun bat der Bauer den Dichter, die Fuhrer Holz als ein kleines Zeichen der Dankbarkeit anzunehmen für die schönen Tierfabeln, die ihm und besonders seiner Frau und seinen Kindern so großes Vergnügen bereitet hätten.

Als Goethe 1814 als Gast des Bankiers Willemer in der Gerbermühle bei Frankfurt am Main weilte, nahm eines Tages der Pflegssohn Willemers, August Bansa, ein auffallend schön gewachsener Jüngling, im Mühlenteiche ein Bad, hatte aber das Pech, daß ihm, während er im Wasser war, die Kleider gestohlen wurden.

Obgleich es nun heller Tag war, blieb ihm nichts weiter übrig, als im Adamskostüm nach Hause zu eilen. Als er näher kam, erkannte er voller Scham, daß Goethe und Marianne auf der Terrasse standen und ihn gesehen hatten.

Doch Goethe fand auch in dieser peinlichen Lage ein erlösendes Wort. Anscheinend überrascht rief er aus:

„Oh, da kommt ja Adonis!“

Unter denjenigen, die Schiller für einen „wüsten Revolutionär“ hielten, befand sich auch Herder, der besonders gegen die „Räuber“ und ihr „ruchlos kannibalisches“ Lied „Ein freies Leben führen wir“, an dem die gesamte studierende Jugend zu Herders Leidwesen großen Gefallen fand, vom Leder zog.

Da sich aber auch die damalige Jugend nicht beeinflussen lassen wollte, brachte Herder „Höheren Ortes“ folgenden sitzamen Text in Vorschlag:

„Der Musen Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Bescheidenheit ist uns're Zier,
Die Wahrheit uns're Sonne.“

Daß Keller nicht selten einen oder gar mehrere Schöpplien über den Durst trank, schadete nach Ansicht seines Arztes entschieden seiner Gesundheit, und deshalb gab er ihm eines Tages den ernstlichen Rat, den Genuß von Flüssigkeiten ein wenig einzuschränken.

Einen Augenblick sah ihn der Dichter erstaunt an, dann aber huschte ein verschmitztes Lächeln um seine Lippen.

„Ja, ja, Herr Hofrat“, sagte er, „Sie mögen sich recht haben. Nun gut, von morgen an verzichte ich auf meine Suppe.“

Ein junger Autographensammler bat einst Wilhelm Raabe um eine Eintragung in sein Album. Raabe lächelte gutmütig, las mit leisem Spott das Wort „Freundschaftsalbum“, schrieb mit schneller Feder ein paar Zeilen, klappte wieder zusammen und sagte mit einem lustigen Zwinkern seiner kleinen Augen:

„Und nun schlafen Sie wohl, lieber Freund!“

Als der junge Mann daheim mit klopfendem Herzen sein Buch aufschlug, las er:

„Es gibt drei Klassen von Freunden, erstens solche, für die man immer da sein muß; zweitens solche, die mit einem Staat machen möchten; drittens solche, die einen in Ruhe lassen. Die dritte Klasse ist mir die liebste.“

Wilhelm Raabe

Ein junger Münchener Maler war nach Rom gegangen und hatte sofort angefangen, ein großes Bild zu malen.

„Schauen’s“, sagte Schwind zu einem Bekannten, als er davon hörte, „wenn man nicht ohnedes schon wisset, daß nix an dem Kerl ist, so könnte man’s jetzt sehn. Wenn einer zum erstenmal nach Rom kommt, so muß er eine Zeitlang klein werden, ganz klein vor alledem, was er da zu sehn kriegt. Nach und nach erholt er sich dann schon wieder und kann selber anfangen. Aber so einer! Muß des Vüch gleich ein Bild malen!“ setzte er ganz entrüstet hinzu.

An Lenbach trat ein Bankier mit dem Anliegen heran, ihn zu malen. Vorsichtigerweise erkundigte er sich erst nach dem Preise. Als Lenbach eine sehr hohe Summe nannte, sagte der Bankier ganz entsetzt:

„Das ist ja furchtbar viel! Das von ihnen gemalte Bismarckbild, das ich kürzlich kaufte, hat ja nur die Hälfte gekostet.“

„Ja, sehen Sie“, sagte darauf der Meister gelassen, „den Fürsten Bismarck zu malen, war mir auch ein Vergnügen.“

Ein erschütterndes Zeitdokument aus dem Weltkrieg

ist das Buch von Albin Hentze,

Mc. Leod's Lebensweg

Nach Akten und Berichten von Augenzeugen entstand diese wahre Geschichte einer Frau, die der Verleumdung zum Opfer fiel. Für 3 Mark bei Ihrem Buchhändler oder vom Verlag G. Hirth AG, München, Herrstraße 10.



Auf der Weide

A. Vollmar

Pflüger in der Marsch

Er geht gemess'nen schworen Schrittes
Und zieht die Furchen durch das Land;
Er spürt den Ruch der Marschenerde,
Den herben Seewind; seine Hand

Hält fest den Pflug. Die geraden Furchen,
Sie werden Bett für künft'ges Brot,
Und Mensch und Pflug, Gespann und Erde
Bau'n Dämme gegen Sorg' und Not.

Sein Auge schweift zum fernen Deiche;
Er weiß: Auch er hält traulich stand,
Daß Jahr um Jahr die gold'nen Ähren
Reich wogen auf erkämpftem Land. —

Der Pflüger sinnt. — Unsichtbar schreiten
Die Väter mit ihm übers Feld. —
Ein feierliches Abendleuchten
Senkt sich auf seine Marschenwelt.

Julius Bansmer

DIE FOTO-„JUGEND“

Goldene Fotoworte

Die Kamera

Kameras sind Präzisions-Instrumente. Also sollen wir sie auch danach behandeln. Klappst etwas nicht oder ist etwas schadhaf geworden, so basteln wir nicht selbst daran herum, sondern geben die Kamera unserem Fotohändler.

Das wird sowieso von Zeit zu Zeit zweckmäßig sein. Denn da wird sie dann gründlich nachgesehen und auf Wunsch auch aufgefrischt, so daß sie dann wie neu aussieht.

Die Kamera will ein ständiger Begleiter sein. Dauerfreude will sie bringen. Und die haben wir in vollem Maße, wenn wir nicht bloß auf Reisen fotografieren, sondern zu allen Jahreszeiten, bei Tag und Nacht mit ihr ausziehen.

Entschuldigungen gibt es dabei nicht. Denn auch für die billige Kamera bis zur einfachen Box herunter ist in der lichtarmen Zeit hinreichend zu tun. Kunstlicht ist immerlich. Und dazu billig und stets zur Hand.

Auch der Glaube an eine notwendige Bindung hochwertiger Leistungen an die Zweihundertmarkkamera gilt nicht. Mit der billigsten Box lassen sich gute Fotos machen. Es kommt allein auf den Mann hinter der Kamera an und auf die Kenntnis der Möglichkeiten und Grenzen eines jeden Gerätes, innerhalb derer wir uns zu bewegen haben. Hier sind ganz sicher die Unterschiede stark verschieden. Aber man bringe damit nicht die Bildqualität in Verbindung.

Der Kamera-Balgen ist ein beliebter Staubfänger. Denn in seinen Ecken und Winkeln setzt sich gern jedes Staubbörnchen fest. Also sollen wir ihn von Zeit zu Zeit reinigen. Von innen und von außen. Hier wegen des guten Aussehens der Kamera, dort um „verstaubte“ Aufnahmen zu verhindern. Denn bei den ständigen Bewegungen des Balgens setzt sich der Staub auch auf die Negativ-Emulsion und wird natürlich durch den Belichtungsvorgang abgebildet, um im Negativ als heller Punkt zu erscheinen. Hier hilft rechtzeitig der Staubpinsel.

Objektive (und ebenso Filter) fassen wir grundsätzlich nur an der Fassung an. Dann

man soll jedes unnütze Putzen vermeiden. Wird das wirklich einmal nötig, so dient dazu ein ganz weicher Lappen oder Spezial-Seidenpapier.

Bei starkem Temperaturwechsel tritt ein Beschlagen des Objektivs ein. Hier ist ein Wischen völlig überflüssig, weil der Belag danach doch wiederkommt. Es muß gewartet werden, bis das Glas die Temperatur der Umgebung angenommen hat. Dann verschwindet das den Belag bildende Kondenswasser von allein.

Der Verschuß ist kein Spielzeug. Wie es Menschen gibt, die so lange an den Knöpfen ihrer Kleidung drehen, bis sie abfinden, finden wir diese „Rasse“ auch unter Amateuren. Wobei bemerkt sei, daß gestörte Verschlüsse unangenehmer sein können als abgedrehte Knöpfe.

Wer die Kamera lieb hat, kauft eine Tasche. Wer dazu praktisch ist, wählt die Bereitschaftstasche, die eine immer schuberebene Kamera zuläßt. Nur so wird das Aussehen der Kamera gebührend geschont.

Das Negativ-Material

Langjährige Erfahrungen, sorgsame chemische Arbeiten und gewissenhafte Prüfungen liegen unserem Aufnahmefilm zugrunde, bevor es in den Handel kommt. Alle diese Momente geben eine Gewähr für Vollwertigkeit jeder Markenware.

Die einzelnen Fabrikate arbeiten jeweils etwas verschieden. Deshalb ist es zu empfehlen, sich mit einem Material einzuarbeiten und mit ihm Erfahrungen zu sammeln.

Die Ursache für Negativfehler suche man zunächst bei sich selbst. Jedenfalls sind 99% aller Beschwerdebriefe an die Industrie unberechtigt.

Das Negativmaterial ist immer staubfrei verpackt. Deshalb muß es sinnlos sein, Platten beim Einlegen in der Dunkelkammer „abzustauben“. Der Staubpinsel bringt eher neuen Staub auf die Emulsion, als daß er nützen könnte.

Rollfilm und Filmpack werden grundsätzlich niemals im Sonnenlicht eingelegt. Filmpack fassen wir nur an den Schmalseiten zwischen zwei Fingern. Denn hinter

dem Fenster liegt ein Schutzblatt, das durch Andrücken an den Seiten einen Weg für Nebenlicht freigeben muß.

Platten legen wir bei gedämpftem Dunkelkammerlicht ein. Am besten stellen wir uns so auf, daß wir im eigenen Körperschatten arbeiten. Denn gerade gut farbenempfindliche Schichten sind im trockenen Zustande gegen Dunkelkammerlicht auch in gewissem Maße empfindlich. Das wird günstiger, wenn das Material beim Entwickeln erst zwei bis drei Minuten mit Entwicklerflüssigkeit in Berührung gekommen ist.

Auch entwickelte und getrocknete Negative besitzen noch eine gewisse Empfindlichkeit. Natürlich nicht mehr gegenüber Licht, sondern vielmehr gegenüber mechanischen Einflüssen. Deshalb ist ein Negativordner neben seinem eigentlichen Zweck auch hierfür besonders wichtig.

Negativmaterial hat verschiedene Eigenschaften. Die Empfindlichkeit, gemessen in DIN-Graden, wird für die Dauer der Belichtung wichtig. Als Durchschnitt gelten 17/10° DIN. Wichtig zu wissen, daß die Empfindlichkeit jeweils von 3/10 zu 3/10° DIN um das Doppelte zu- bzw. abnimmt.

Die Farbenempfindlichkeit ist verschiedenartig. Es gibt orthochromatische Emulsionen, die für alle Farben außer Rot empfindlich sind, und panchromatische Schichten, deren Empfindlichkeit sich auch auf Rot bezieht. Diese gliedern sich wieder in Schichten mit besonders guter Rotempfindlichkeit, die bei Kunstlicht wegen kürzester Belichtungszeiten Vorteile bringen können, und solche mit ausgeglichener Rot- und guter Grünempfindlichkeit, vielfach auch als „orthopanchromatisch“ bezeichnet. Diese orthopanchromatische Emulsion stellt heute das Standardmaterial dar, das wir am meisten und für gewöhnlich gebrauchen werden. Neben diesen Sorten gibt es noch sogenannte Infrarot-Emulsionen, die auch auf langwellige, für unser Auge unsichtbare Strahlen reagieren.

Belichtetes Material hebt man bis zur Entwicklung in der Originalpackung auf. Platten stets Schicht gegen Schicht oder Schicht gegen Glas in schwarzem Papier, Filme in Staniolpapier und der Filmschachtel. Zeitungspapier kann durch Terpentin wie Licht wirken. Langes Lagern in Kassetten ist unzweckmäßig.

J U G E N D

Postort: München

NUMMER 16 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Der Führer

SA-Mann Ries, Mainz

WER DEUTSCHLAND DIENT

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Gott seines Willens Werkzeug sucht und findet.
 Es wächst das Werk, wenn auch der Meister scheidet.
 Zum Segen aller Einer opfernd leidet —
 Die Heldentat besteht, der Held entschwindet,

Den Gott begabte mit dem Hochgedanken
 Dem Volk aus Frohn den Weg zur Freiheit bahnen!
 Wie weit sein Wollen und wie groß sein Planen —
 Niemals dem Sehenden die Blinden danken.

Der Zukunft Brückenbauer darf nicht messen
 Mit Menschenmaß: ob möglich das Erstrebte
 Und ob er auch der Mühe Lohn erlebte?
 Wer Deutschland dient, der muß sich selbst vergessen!

ZUSAMMEN

Weil euch dasselbe Leid zerreißt,
 Weil derselbe Wille die Wege weist.
 Weil dieselbe Sehnsucht euch drängt,
 Weil ihr, zusammen, die Wände sprengt.

UNS TRÄGT EIN GLAUBE!

Uns trägt ein Glaube,
 den nichts zerbricht,
 uns führt eine Fahne
 und mahnt zur Pflicht.

Wir streben zum Ziel,
 das wir selbst uns gestellt,
 und unsere Herzen
 ein Leuchten erhellt:

Wir standen zusammen
 in Kampf und Tod,
 wir trugen die Fahne
 aus Nacht und Not.

Nun flattert die Fahne
 bis in Ewigkeit.
 Uns trägt ein Glaube —
 wir sind bereit!

Heinz W. Krause



Am Fluß

Herm. Mayerhofer-Passau (München)

Kamerad Hermann

Es war im Jahre 1919.

Der Waffenstillstand war längst geschlossen. Die Truppen waren von der Front in die Heimat zurückgekehrt. Nur wir Kriegsgefangenen blieben noch in Feindesland. Wie lange noch?

Droben in den Argonnen, in einem zerschossenen Bauerngehöft lagen wir im Quartier. Nachts regnete es auf unsere Lagerstätten. Am Tage zogen wir in Wind und Wetter hinaus in die benachbarten Dörfer, die Schäden des Krieges auszubessern. Mancher Student hat sich da als Maurer und Zimmermann, mancher Bauer als Tischler oder Dachdecker betätigen müssen.

Unser Kommando hatte die Aufgabe, die Drahtverhaue, die die Stellung vor dem Dorfe geschützt hatten, zu zerschneiden. Scharf piffte der Nordwind, daß unsere Hände kaum die großen Scheren halten konnten.

Da sah ich ihn zum ersten Male, den Bauern Hermann. Er mußte wohl aus irgendeinem fremden Lager zu uns gekommen sein. Denn sonst hätte ich ihn kennen müssen. Seine erste Frage — so einfach sie war — hob ihn aus der Masse der anderen heraus. Er fragte mich nach meinem Vornamen. Lag für mich eine Vertrautheit darin, die etwas anderes war als die biedere derbe Kameradschaft der anderen?

Und bald hatte sich eine Freundschaft entwickelt, wie ich sie weder im Felde noch in der Gefangenschaft ein zweites Mal kennengelernt habe. Was mag uns — den im vollen Mannesalter stehenden Bauern und den zwanzig Jahre jüngeren Städter zusammengeführt haben? Waren es die Erzählungen von seinem Hof im Hesseland, der zwar klein — aber sein Eigentum war, von dem er mit echtem Bauernstolz sprach, — oder von seinem Sohn, der siebzehnjährig schon den Vater vertreten mußte? Manchmal fluchte er, wenn die Mutter berichtete, wie ihr der Junge über den Kopf wachsen wolle, — und lachte doch über den tüchtigen Kerl, der über seine Jahre hinaus etwas leistete und darum auch sein Vergnügen haben sollte! Wie leuchteten seine Augen, wenn er von seiner eigenen Jugend sprach, wie er allen Dorfmadeln den Kopf verdreht hatte.

Das Eigenartigste war wohl, wie unsere Temperamente sich er-

gänzten! Er — der um Hof und Familie ernste Sorgen hatte — stand fest und ruhig, heiter und überlegen im Leben. Ich — der ich als junger Mensch noch lebensfremd, dem Vaterhaus und dem Studium entrissen, unwissend, ob sich nach der Rückkehr die Berufsabsichten noch verwirklichen ließen, — litt unsagbar unter der Gefangenschaft.

Und doch gab es Augenblicke, in denen er tief ernst sein konnte!

Wenn Nachrichten aus der Heimat kamen: wenn deutsche Männer sich für ihr Volk einsetzten, wenn ein Freiherr von Lersner sich gegen die Auslieferung unserer als Kriegsverbrecher beschimpften Feldherren und Soldaten zur Wehr setzte, wenn ein Brockdorff-Rantzau als deutscher Mann gegen die unwürdigen Zumutungen der Friedenskonferenz auftrat, wenn ein Admiral Reuter die deutsche Flotte vor der letzten Schande rettete — oder, wenn unwürdige Unterhändler Deutschland immer wieder verrieten. Dann war er einer der Stillsten und Ernsten, dessen echtes Empfinden nur wenige, aber treffende Worte fand. In diesen Augenblicken haben wir uns ganz verstanden!

Doch diese Fragen erheben sich wohl erst jetzt, da ich nach zwanzig Jahren an jene Zeit zurückdenke. Damals nahmen wir unsere Freundschaft hin, ohne zu grübeln, schlicht und einfach, ohne viele Worte, wie es Soldatenart ist. Ein Jahr sind wir so zusammengeblieben. Dann kam der Abschied! Wie wir zusammengekommen waren, gingen wir auseinander. Bedeutete doch die Trennung gleichzeitig die Rückkehr in die Heimat und Familie, zu den Freuden und Pflichten des Lebens.

Jahre vergingen! Wir haben uns nie wieder gesehen oder geschrieben! Kaum, daß ich jenes Kameraden noch einmal gedachte. Bis eine neue Zeit für Deutschland anbrach! Da schweiften meine Gedanken zurück und erkannten, daß jene Freundschaft, die uns verband — über Unterschiede der Stämme und Landschaften, der Lebensstellungen und Charaktere hinweg —, wie eine Vorahnung war jenes neuen Gemeinschaftsgeistes, der heute nun alle Deutschen umschließt!

DER BRILLANTRING DES INDERS

Eine Kurzgeschichte nach einer Idee von Anton Partsch, gestaltet von Carl Johann Heinrich

Blutrot stand die Abendsonne im Westen der Sahara, als vor dem „Hotel zum Palmenhain“, das in einer französischen Oase lag, ein kleines graubrauniges Männchen stand und den Lagerstoß betrachtete, mit dem es soeben eingetroffen war.

Hochbeladene Kamele, schwergepackte Maultiere und eine Anzahl wilder Eselchen.

Der Kleine, der sich wochenlang in der Wüste aufgehalten hatte, um Jagd zu machen auf die wilden Mähnschafe, war ein steinreicher Lord, der in England und Schottland eine Anzahl Schlösser besaß, dem es nun zu langweilig wurde sich noch länger in der Wüste herumzuschlagen.

Neugierig betrachteten die im großen Speisesaal des Hotels versammelten Gäste den Ankömmling, und tief verneigte sich das Personal, als die kleine Herr eintrat.

Eine Herrengesellschaft, die am Stammtisch saß, begrüßte den Lord mit lautem Hallo, der sich alsdenn gemütlich niederließ und eine Runde Whisky Soda bestellte.

Der Lord mußte von seinen Jagdabenteuern erzählen und interessiert hörten die anwesenden Stammgäste, zu denen ein französischer Arzt, zwei deutsche Kaufleute und ein Juwelenhändler aus Amsterdam gehörten, den Bericht des alten Herrn an.

Ihre Aufmerksamkeit wurde für einen Augenblick abgelenkt als ein neuer Gast eintrat, dessen dunkle Hautfarbe und ein weißer seidener Turban, den Inder erkennen ließ.

Der Herr, der sehr elegant gekleidet war, nahm einige Tische weiter Platz und begann eifrig in einer Zeitung, die er aus der Tasche zog, zu lesen.

Es dauerte nicht lange, da hatte der Inder schon die Aufmerksamkeit sämtlicher Gäste auf sich gezogen, ohne daß er hiervon etwas zu merken schien.

Anlaß dazu bot nicht nur seine auffallende Erscheinung, sondern die wundervollen Brillanten, die er in Ringen gefaßt an den Händen trug.

Besonders ein Ring der linken Hand lenkte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Es war nicht nur ein selten schöner sondern auch außergewöhnlich großer Stein, der bei jeder Bewegung der Hand in tausend Farben schillerte und flammte.

Auch die Gäste am Stammtisch unterhielten sich leise über diesen wundervollen Ring, der außer dem spleenigen Lord auch den Juwelenhändler begeisterte.

Man begann den Wert des Ringes unter sich zu schätzen. Der Juwelier meinte, zehntausend Dollar dürfte er mindestens wert sein, natürlich könnte er den Wert ziemlich genau feststellen, wenn ihm die Möglichkeit geboten wäre, diesen genauer prüfen zu können.

Kurz entschlossen stand der Lord auf und ging an den Tisch des Fremden.

Höflich entschuldigte er sich wegen der Störung und erklärte in

wenigen Worten dem Inder, daß sein Ring am Stammtisch eine Debatte ausgelöst habe, die sich auf den beiläufigen Wert dieses Prachtstückes bezog, was der Inder mit einem freundlichen Lächeln zur Kenntnis nahm.

„Ich glaube“, sagte der Inder, „die Herren haben sich um eine Sache ereifert, die sicher nicht des Eifers wert war, denn der Ring ist nur eine gelungene Imitation eines Steines, der allerdings im Besitz meiner Familie ist, den ich aber nur bei besonderen Anlässen zu tragen pflege!“

Enttäuscht ging der Lord zum Stammtisch zurück und berichtete das soeben Vernommene.

Der Juwelier warf nochmals einen Blick zu dem Fremden hinüber, der schon wieder eifrig seine Zeitung studierte und dessen Ring jetzt Feuer zu sprühen schien.

„Der Mann hat Sie belogen“, sagte der Juwelier leise zum Lord, „ich müßte mein ganzes Leben keinen Diamanten in der Hand gehabt haben, wenn ich nicht von hier aus sehen könnte, daß der Stein echt ist!“

„Diese Art Menschen sind komisch!“ mischte sich der Arzt in das Gespräch, „daher ist es nur zu sehr wahrscheinlich, daß der Mann durch unsere Neugierde sich belästigt fühlte und durch diese ausweichende Erklärung Sie los sein wollte, mein lieber Lord.“

Diese Äußerung ärgerte nun wieder den Lord, der gewöhnt war, daß man alle seine Wünsche erfülle in anbetrachter dessen, daß selbst die größten Geldbeträge keine Rolle für ihn spielten, wenn er eine seiner Launen befriedigen wollte.

Der Inder, der seine Zeitung weggelegt und eine Zigarette angezündet hatte, musterte nun seinerseits die anwesenden Gäste.

Als sein Blick auf den Stammtisch fiel, lächelte er verbindlichst und es schien als ob in seinen Blicken die Frage zu lesen wäre: „Habt Ihr euch jetzt beruhigt?“

Dem Lord ließ die Sache keine Ruhe.

„Ich möchte doch zu gerne wissen, ob mich der Inder belogen hat“, sagte er zu dem Juwelenhändler, und als er sah, daß der Inder aufstand und sich an die Bar begab, stand auch er auf und nahm ebenfalls in der Bar und zwar neben dem Inder Platz. Lachend verfolgte die Tischgesellschaft den neuen Angriffsversuch des kleinen Männchens.

Es dauerte gar nicht lange, da kam der Lord freudestrahlend zurück, in der Hand hielt er den Ring.

„Hier!“ sagte er zu dem Juwelenhändler, „haben Sie den Ring. Der Herr war so freundlich, mir denselben auf wenige Minuten zu überlassen.“

Der Juwelier nahm den Ring in Empfang, holte aus seiner Tasche einen kleinen Apparat, mit dem er die Größe des Steines feststellte und betrachtete dann den Ring durch eine Lupe von allen Seiten.

Überlegen lächelnd reichte er dann den Ring dem Lord zurück. „Na?“ fragte dieser gespannt, „wer hat recht?“

„Ich!“ sagte der Juwelier in einem solch bestimmten Ton, daß ihn das Männchen sprachlos anstarre.

„Wie hoch schätzen Sie den Wert?“

„Zwölftausend Dollar würde ich bieten!“ sagte der Juwelenhändler.

Der Lord nahm den Ring und ging zur Bar.

„Sie haben sich mit mir einen Scherz erlaubt“, sagte er, den Ring zurückgebend.

„Wieso?“ meinte der Inder.

„Weil der Stein echt und mindestens zwölftausend Dollar wert ist.“

Der Inder brach in ein herzliches Lachen aus und dem kleinen Lord auf die Schulter klopfend, sagte er:

„Verlassen Sie sich darauf, was ich behauptet habe, ist richtig. Allerdings besitzt auch dieser Stein einen Wert, der in der vorzüglichen Imitation des Originalen liegt!“

„Wir wollen uns über echt oder falsch nicht streiten!“ sagte der Lord, der sich immer mehr ereifert hatte. „Ich biete Ihnen zwölftausend Dollar!“

„Mein Herr!“ sagte der Inder, „das wäre Betrug von mir, wenn ich Ihnen einen im Grunde genommen wertlosen Stein für eine solche Summe verkaufen wollte, abgesehen davon, daß ich eine gleichwertige Nachahmung des Originals nicht mehr bekommen könnte, denn der Hersteller dieses Ringes ist vor Jahren verstorben!“ Mit diesen Worten schob er den Ring wieder auf den Finger.

Die Herren des Stammtisches hatten mittlerweile gezahlt und traten jetzt an die Bar, um sich vom Lord zu verabschieden, der noch gar nicht daran dachte, seinen einmal gefaßten Entschluß, den Ring zu erwerben, aufzugeben. Es war ihm daher lieb, als die Herren gingen und er sich nun wieder ganz dem Inder widmen konnte.

Man sprach von diesem und jenem. Reiseerlebnisse wurden ausgetauscht und bald schien es dem Lord, als ob er den Inder schon jahrelang kennen würde.

Endlich mahnte der Inder zum Aufbruch.

„Um auf den Ring zurückzukommen!“ sagte der Lord, „hätte ich diesen zu gerne für meine Sammlung, die ich in London besitze, erworben und biete Ihnen 15.000 Dollar, wenn Sie mir denselben überlassen.“

„Sie scheinen ja unendlich viel Geld zu haben, wenn Sie Ihren Launen solche Summen opfern können!“

„Sie wollen mir also den Ring überlassen?“ sagte der Lord hocherfreut.

„Sie würden mich ja sonst nicht zu Bett gehen lassen!“ lachte der Inder und zog den Ring vom Finger.

„Ich betone aber nochmals hier in Zeugengegenwart!“ sagte er und zeigte auf den Mixer, der die Verhandlung mit angehört hatte, „daß es kein echter, sondern ein falscher Stein ist!“

„Wissen wir!“ sagte der Lord, sein Scheckbuch herausziehend. Rasch füllte er ein Blatt mit dem Kaufpreis aus und reichte es dem Inder.

Dieser besah sich den Scheck gar nicht, sondern drückte ihn in der Hand zusammen und schob ihn achlos in seine Westentasche, worauf er dem Lord den Ring überreichte.

Stolz auf den errungenen Sieg freute sich der Lord im stillen auf die überraschten Gesichter, die seine Stammtischfreunde morgen machen würden, wenn er mit dem Ring erscheint.

Es war ihm allerdings sehr peinlich, dem Inder verschwiegen zu haben, daß er den Ring durch einen Fachmann vorher schätzen ließ und somit dessen Wert genau kannte, da er aber einen durchaus guten Preis gezahlt hatte, beruhigte ihn das wieder.

Man blieb noch eine halbe Stunde beisammen und dann trennten sich die Herren mit dem Versprechen, am nächsten Tag einen gemeinsamen Ausflug zu unternehmen. —

So früh wie heute war der Lord noch nie aufgestanden.

Schon am Frühstückstisch wollte er seine Freunde überraschen und sein Gesicht strahlte vor Freude, als er sie alle hier versammelt antraf. Den Ring hatte er in der Tasche verborgen.

„Hallo, Lord!“ rief ihm der Arzt entgegen, „so früh schon auf



Meine Tochter

E. Tischner - v. Durant



Aus Pillau

Heinz Kistler

den Beinen? Der Ring des Inders hat Sie wohl nicht schlafen lassen?"

„Meinen Sie diesen?“ fragte der Lord, indem er sich niedersetzte und den Ring auf den Frühstückstisch legte. Verblüfft sahen die Herren auf den Ring.

„Donnerwetter!“ meinte der Arzt, „das hätte ich nicht für möglich gehalten!“

„Wir auch nicht!“ stimmten die anderen bei.

Der Lord schob den Ring auf den Finger und erzählte jetzt ausführlich den Hergang seiner Verhandlungen mit dem Inder und den endlichen Erwerb.

„Auf Grund Ihrer Schätzung“, sagte er zum Schluß, indem er sich an den Juwelier wandte, „habe ich noch 3000 Dollar zugelegt, denn ich wollte den Mann nicht betrügen, obwohl er es gar nicht notwendig zu haben schien!“

„Darf ich den Ring nochmal sehen?“ fragte der Juwelier. Der Lord reichte ihn hinüber. Der Juwelier warf einen Blick auf den Stein und nickte dem Lord schelmisch zu. „Sie sind doch ein Schwerenöter!“ sagte er lachend.

„Meine Herren!“ wandte er sich an diese, „der Lord hat uns gründlich hineingelegt mit seiner Ringgeschichte. Das ist nämlich gar nicht der Ring des Inders.“

„Was?“ schrie der Lord empört, „das ist nicht der Ring?“

„Nein!“ lachte der Juwelenhändler.

„Den haben Sie doch selbst abgeschätzt!“

„Den ich heute nacht geschätzt habe“, sagte der Händler, „war echt, dieser hier ist falsch!“

„Das ist ja eine nette Geschichte!“ brummte der Lord und kratzte sich verlegen hinter dem Ohr.

„Und das Schönste dabei ist“, sagte einer der Kaufleute, „daß Sie den Kerl wohl kaum belangen können, da er Ihnen in Zeugengegenwart erklärte, der Stein sei nicht echt!“

„Das ist mir ein Rätsel!“ sagte der Lord und schüttelte verständnislos seinen Kopf. „Ich bin von dem Kerl nicht einen Augenblick weggegangen und sah genau, daß er den Ring, den Sie taxierten, wieder auf den Finger schob!“

In diesem Moment erschien ein Boy und überreichte dem Lord einen Brief.

Dieser riß den Umschlag heftig auf und überflog den Inhalt, dann begann er herzlichst zu lachen.

„Lesen Sie bitte!“ sagte er zu dem Arzt, indem er diesem den Brief reichte.

Dieser las:

„Mein lieber Lord!“

Nachdem ich Ihre Marotten genau kenne und weiß, daß Geld für Sie keine Rolle spielt, habe ich mir erlaubt, Sie um einige tausend Dollar leichter zu machen.

Damit Sie aber Ihrem Freund, dem Amsterdamer Fachmann, keinen Vorwurf machen, gebe ich zu, daß der geschätzte Ring echt war und der taxierte Preis richtig eingesetzt.

Daß ich den echten Ring mit Ihrem Scheck in meine Westentasche schob und den falschen hervorzog, schien Ihrer Aufmerksamkeit entgangen zu sein.

Ein einfacher Zauberkunststreich, wie ich solche in meiner Eigenschaft als Artist und Indischer Gaukler dem Publikum vorführe. Im übrigen habe ich ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß der Ring falsch ist.

Ich empfehle mich Ihnen und Ihren Freunden auf das beste als Ihr aufrichtig ergebener
Indischer Gaukler.“

BÄRBELE WIRD KURIERT

Eine schwäbische Schnurre, erzählt von Karl G. A. Gössele

Bärbele Lanz war ein Mädel, dessen Aussichten fürs Leben nicht besonders gut waren. Ihr Vater hatte sieben Töchter, aber nur einen kleinen Hof, der in der Nähe von Biberach lag und der seinen Besitzer kümmerlich ernährte. Bärbele und ihre Schwestern mußten sich als Mägde verdienen, als sie der Schule entwachsen waren. An Heiraten war bei keiner zu denken, weil ihnen der Vater eine Aussteuer nicht mitgeben konnte. Und eine solche als Magd sich ersparen war bei den Lohnverhältnissen, wie sie Ende des XVIII. Jahrhunderts herrschten, schier ausgeschlossen. Vielleicht wäre das eine oder andere der Mädchen von irgend einem hergelaufenen armen Schlucker gehehlicht worden, aber danach stand nicht ihr Sinn. Lieber wollten sie gar nicht als schlecht heiraten. Ingeheim aber strengte sich jede an, einen Bauernsohn zu erobern oder einen Mann, der die Gewähr bot, eine Familie durchs Leben zu bringen.

Unser Bärbele versuchte es mit der Sparsamkeit. Sie rackerte sich ab von Woche zu Woche und von Monat zu Monat; sie gönnte sich nichts und legte Kreuzer zu Kreuzer. Weil es aber kein Stück gab, hielt sie Ausschau nach weiteren Einnahmequellen. Sie bemühte sich, auf dem Wochenmarkt in Biberach — wohin sie des öfteren geschickt wurde — Überpreise zu erzielen für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die sie im Auftrag ihres Brotherm abzusetzen hatte, und mitunter gelang ihr dies auch. Den Unterschied zwischen dem üblichen Marktpreis und dem, was sie erlöst hatte, steckte sie dann in die eigene Tasche. Ganz sauber war ihr Gewissen dabei nicht. Aber wie das bei den meisten Menschen so geht, übertönte in ihrem Herzen die Freude an dem erzielten Erfolg die reinen Regungen.

Eines Tages — es war im Juli des Jahres 1796 — hatte Bärbele ein paar Kilo Butter in Biberach zu verkaufen, und — weil sie auf dem Wochenmarkt den geforderten sehr hohen Preis von einem Gulden für das Pfund nicht erzielen konnte, ging sie kurzentschlossen in ein Soldatenlager, das schwäbische Kreistruppen errichtet hatten, nachdem sie vom Rhein zurückgekehrt waren. Dort waren die Lebensmittel überaus knapp und Bärbele wurde ihre Ware im Handumdrehen los. Das letzte Pfund Butter verkaufte sie an den Korporal Ambros Kienle, einen aufrechten Schwaben, der wußte, was er wollte. Ambros Kienle, ein Bauernsohn, auf den in der Nähe von Weiblingen bei Stuttgart der elterliche Hof wartete, ärgerte sich sehr, daß die Notlage der Truppen von einem jungen Mädel, das ihm im übrigen gar nicht schlecht gefiel, ausgenutzt wurde. Deshalb sagte er:

„A Gulda für a Pfond Butter ischt a Sündageld; schämscht du die net, Frauezimmer?“

Bärbele steckte das Geld ein und lachte:

„Viel Geld ischts scho, Herr Soldat, aber s ischt halt Krieg! Ond schäma tu i mi au net, denn i han jo a saubers Hemmet al“

Das Mädel drehte sich herum und verließ das Lager.

Auf dem Nachhauseweg freute sich das Bärbele Lanz so recht von Herzen in Gedanken an den erzielten Gewinn. Sie hatte in letzter Zeit durch Geschäftemachen gut verdient und zwar jeweils mehr, als ihr Wochenlohn betrug. Vielleicht würde sie am Ende doch noch schaffen, was sie kaum für möglich gehalten hatte: eine bescheidene Aussteuer zu verdienen, die dann wohl einen ehrenwerten Freier anlocken würde.

An einer einsamen, unübersichtlichen Stelle der Straße hörte Bärbele plötzlich dicht hinter sich Schritte. Sie wandte sich — eine Gefahr witternd — rasch um und stand dem Korporal Ambros Kienle gegenüber. Der Soldat war nicht schüchtern und kannte keine falschen Hemmungen. Er riß dem tödlich erschrockenen Mädchen die Markttasche aus der Hand, entnahm dieselbe das Säckel mit dem erlösten Buttergeld, steckte es ein und meinte seelenruhig:

„Siehscht, Frauezimmer, s ischt halt Krieg!“

Jetzt wurde Bärbele lebendig; sie kreischte den Korporal an: „Schämst du di net, a wehros Mädl zu überfalla?“

Der Korporal grinste breit und erwiderte:

„I schäm mi grad so wenig wie du, denn i han au a saubers Hemmet al“

Diese Antwort war zu viel für Bärbele. Den Verlust des Buttergeldes hätte sie vielleicht noch verschmerzt, wenns auch schwer gefallen wäre; daß man sie dazu aber auch noch verspottete, das schlug dem Faß den Boden aus. Sie geriet in eine maßlose Wut, sie warf die Markttasche, die sie zurückgehalten, nachdem sie ihres Inhalts beraubt worden war, auf den Boden und trampelte darauf herum; und dann schritt sie:

„Wend scho mei Geld gschtolh hoscht, na schlieh u no mi!“ Die Wirkung dieser sündhaften Rede war vorzusehen, und doch kam sie Bärbele unerwartet:

„S ischt gmacht!“ sagte der Herr Korporal.

Des bärenstarken Mannes Arme umschlangen das um sich schlagende, zappelnde und beißende junge Weibsbild. Sie wurde festgehalten wie von einem Schraubstock. Und dann bändigte Ambros das Bärbele mit einem Kuß, der nicht von Pappe war. Das Ende vom Lied ist nicht schwer zu erraten. Nachdem Ambros Kienle das Bärbele Lanz also kuriert hatte, nahm er seinen Abschied beim Militär, reiste mit seiner Braut nach Weiblingen und ließ sich dort trauen. Er lebte noch viele Jahre lang auf dem elterlichen Anwesen als Bauer mit seiner Bäuerin zusammen und er wurde der Stammvater eines tüchtigen und handfesten Geschlechts. Das Bärbele war ihm stets eine brave Hausfrau und Gefährtin. Vielleicht aber war sie nur deshalb so brav, weil sie in Ambros ihren Meister gefunden hatte.



Holzschnitt

Bold

Besuch bei Theo Lingen

Was tut ein Filmschauspieler, wenn er nicht filmt?
Er filmt.

Was einem Sportler unbedingt verwehrt werden müßte: Berufsspieler und Amateur zugleich zu sein, Theo Lingen macht das. Er ist sowieso ein begeisterter Bastler. (Gerade als ich zu ihm komme, turnt er höchst eigenfüßig auf einer Leiter herum und repariert höchst eigenhändig die Deckenbeleuchtung! „Durchgebrannt!“ konstatiert er mit Sachverständigen-Miene in bezug auf eine Birne.)

In ein Heimkino ist er ja nun schon lange verschossen, bis es denn also der letzte Weihnachtsmann angeschleppt brachte. Mit Ton und allen Schikanen.

Ich kriege es vorgeführt. Theo erklärt mit beispiellosem Stolz, andere Leute müßten sich von Siemens noch extra einen Ingenieur mitliefern lassen, der ihnen die Sache erst mal erklärt! Aber er, er hat sich da ganz allein drangemacht, mutterwindelallein hat er sich mit der Zauberkrone vom Onkel Siemens ausinandergesetzt. Nun hätte es ja nahegelegen, daß er das Heimkino, mit dem er selbst gern spielen wollte, seinen Kindern zu Weihnachten geschenkt hätte. Es soll ja solche Väter geben, wie?

Aber nicht so der Theo! Seine Töchter haben schon lange vor ihrem Vater einen Heim-Kintopp gehabt.

Dafür ist seiner nun mit Ton!

Dafür dürfen aber andererseits auch die von der tonlosen Konkurrenz in seinem mit zugucken.

Also die Vorführung beginnt. Was gibt es zu sehen?

Selbstgedrehtes!

Dieser Mann hat, während er am Berliner Staatstheater in „Hans Sonnenstörers Höllenfahrt“ neben Gründgens die Hauptrolle spielte, in Wien gefilmt, in „Premiere“, und hat, während er in einem fort hin- und herfliegen mußte, jede freie Minute im Eislaufverein zugebracht. Mit Frau und Töchtern. Und dann wurde da noch weitergefilmt!

Und, was glaubt Ihr wohl? Farbige! Lingen ist ein schwer begeisterter Farbfilm-Amateur.

Winterlich-wollig bunt erscheint die ganze Familie vor sich selber eisaufendweise auf der Leinwand des Heimkinos.

Und dem Theo Lingen macht das einen Spaß! Ein richtiger Spiel-Junge!



Theo Lingen
in dem Klagemann-Film der
Tobis Rota
„Gefährliches Spiel“.

Nach einer Karikatur von Sten

Da soll sich noch einer wundern über seine Spiel-Erfolge beim Publikum.

Jetzt dreht er wieder in Berlin in dem neuen Jenny Jugo-Film der Tobis Rota „Gefährliches Spiel“ einen gewissen Paul Hoffmann. Es handelt sich um eine Persönlichkeit, die ein guter Freund ist und doch nie ganz ernst genommen wird. Die verliebt ist, — und nie ganz ernst genommen wird. Die auch stinkböse werden kann — und doch nie ganz ernst genommen wird. Aber es handelt sich ausnahmsweise um keinen Diener.

Darüber ist der Theo sehr glücklich. Er wäre vielleicht in seinem ganzen Beruf noch glücklicher, wenn er ein bißchen öfter mal sowas wie den Tertrüff, kürzlich an der Volksbühne, spielen könnte, so einverstanden er sonst mit der „Komikerei“ ist, wie er sagt.

Er zeigt mir dann noch zwei seiner Eulenspiegel-Filme, die er selbst geschrieben, geleitet und gespielt hat. Er hat sie sich für seine Schmalfilm-Apparatur umkopieren lassen.

Daß ihm der Eulenspiegel naheliegen muß, ist ja klar. Seine Popularität ist ja der des Eulenspiegel wohl ein bißchen verwandt.

Also dann auf zu neuen Streichen, lieber Theo Lingen!

Walter Lieck

WIE DER HASE LÄUFT

Der Deputathase.

Häseln saß nicht in der Grube und schlief. Es war auch kein Prächiger seines Stammes, der sich Zeit seines Erdenwallens nach Hasenart hingebungsvoll an den Freuden fetter Gräser und Kohlblätter delikater durfte. Klein, ruppig und mager, gleich er fürwahr einem vierbeinigen Ritter von der traurigen Gestalt und hing aus dem Giebelstübchen des Pastorates in Pümpelshausen.

Obwohl dies kümmerliche Exemplar eines Hasen weder einen ergiebigen, noch einen saftigen Braten verhielt, hatte der stattliche Pastor Piepenbrink in christlicher Duldsamkeit auch diesen, seinen Deputathasen, von seinen Pfarrkindern dankend entgegen-genommen. Seit Jahren stand dieser Hase dem jeweiligen Ortsgeistlichen in Pümpelshausen aus der Gemeindegasse nach einem alten Recht und Brauch zu. Seit Jahren betrachteten die Spaßvögel der bäuerlichen Gemeinde es als ihr gutes Recht, ihrem Pastoren bei dieser Gelegenheit mit dem ihm zustehenden Mümmelmann einen lustigen Streich zu spielen.

Frau Klothilde, die Pastorin, die mit dem Erscheinen der Gemeindegabe auf Überraschungen vorbereitet war, hatte ihren Hasen vorsorglich an das Fenster des Giebelstübchens gehängt. Da lag das idyllische Pastorat, friedlich umgeben von der vielstimmigen Symphonie dörflichen Lebens — und das magere Häselin baumelte an seinen Hinterläufen an der Hauswand, nicht allein für zwei Landstreicher mit leerem Magen verführerisch,

sondern auch für die Phantasie der unternehmungslustigen Pümpelshausener.

Welche Abenteuer sich nun um den Piepenbrinkschen Deputathasen entwickeln, erzählt der Euphonia-Film der Ufa „Wie der Hase läuft“, den Carl Boese mit den Schauspielern Hans Leibelt als Pastoren, Otto Werlicke als Bauern und Ortsvorsteher Warnecke dreht. Eva Tinschmann ist die Pastorin Klothilde, Heli Finkenzeller Marianne, die Tochter des Ortsvorstehers Warnecke; Fritz Genschow als Bahnhofsvorsteher Gustav Hase ist ihr Freund. Kurt Seifert ist der in Pümpelshausen unter dem Motto „zurück zur Natur“ auf ärztliches Kommando sein Unwesen treibende Kammersänger Kasimir Hase, dessen etwas ramponierte Stimme und fortgesetzter Lebenswandel in Pümpelshausen geschont werden sollen. Carla Rust steht Pastors als Hausgeist zur Seite und Rudolf Platte bringt als Knecht Warneckes die kräftig gewürzte Platte-Komik in das Spiel. Nante, der Knecht, hat es faustdick hinter den Ohren und wird zum Schluß von Pastor Piepenbrink doch noch als Vater eines von einer jungen Stall-dirn geborenen Kindes ermittelt und mit sanftem Druck in den ehelichen Hafen bugsiert.

Regisseur Carl Boese hat um den Film „Wie der Hase läuft“ alle Register bäuerlichen Humors gezogen. Es sind tolle Geschichten, die sich um den mageren Deputathasen abspielen, und bei deren Abwicklung noch Lotte Rausch, Eduard Wenck, Erwin Biegel, Gustav Püttjer und Adolf Fischer das lustige Ensemble vervollständigen.

G. H.

GESTALTENDE FRAUEN

Die Balladendichterin Ziska Luise Dresler-Schember und ihr Schaffen

Unsere Tage neuen nationalen Aufschwungs und idealer völkischer Ziele gliedert sich das Werk einer deutschen Dichterin würdig an, deren Namen von ganz besonderer Klangfarbe und eigenartigem Persönlichkeitsreiz erfüllt ist.

Ziska Luise Dresler-Schember, die Gattin des Hauptamtsleiters Dr. Adolf Dresler, der als politisch prominente Persönlichkeit und durch mehrere zeitungswissenschaftliche Arbeiten als hervorragender Wissenschaftler bekannt ist, muß in ihrer Kunst als einzigartig und in ihren Verdiensten um die Ballade an die Spitze der Vertreter dieser Dichtungsart gesetzt werden. Nicht allein was die Weite des Stoffgebietes anbelangt, das vom Altertum über Mittelalter bis zur neueren Geschichte reicht, verfügt diese glänzende Gestalterin über eine ungeheuer kolorit-echte Einführung in sämtliche Zeitalter, sondern sie erreicht auch zugleich in der Gewalt ihrer Ausdrucksmittel eine bisher noch kaum je so individuell geübte Darstellungskunst. Obgleich dem Thema stets historisch getreu bleibend, sind doch die Mittel zu dessen Markierung ureigenstes Schembersches Element. Die Treffsicherheit von Vorstellung und Wort, zu feinsten Schärfe geschliffen, schafft Bilder unerhörter dramatischer Eindrucks-fähigkeit. Daher muten manche ihrer Balladen wie in dämoni-scher Vision empfangen an. Von Schauern des Unbegreiflichen umwittert, erstehen Szenen wachsender Steigerung, die oft in wenige Strophen geschlagen, jedes Wort gleich einem Kämpfer für die Grundidee an seinen Platz zu stellen wissen. Daher ge-lingt es der Dichterin, die Wildheit zügellosen Temperaments, ebenso wie die zarte Mystik innigster Gotterkenntnis, neben verbrecherischen Instinkten, frommer Ekstase oder heldenhaften Streitemtum gleich eindruckstark zu malen. Der gewählte Stoff wird unter ihren Händen nicht nur zur erschöpfenden Charak-teristik, sondern zur künstlerischen Form dichterischer Reife. Vor nichts zurückschreckend, bleibt doch stets jene Harmonie gewahrt, die Ziska Luise Dresler-Schembers Dichtungen zu abge-rundeten Meisterstücken erhebt, in denen kein Zuviel noch Zu-

wenig stört. Gleich Klängen von Erz begleitet der Rhythmus ihrer klingenden Sprache Motiv und Handlung und schafft den musikalischen Unterton geheimnisvollen Lebens. Hier drängt, so spürt man, Elementares aus dem Schoß des Unsichtbaren an die Oberfläche und redet von der Gewalt der Geschehnisse. Gleich Stimmen zum Weltgericht muten manche ihrer Gesänge an, denen das Pathos der Offenbarung gegeben. Keine kunstvolle Klügelei, sondern die Tat selbst, die von sich zeugt. Ihr leiht der dichterische Ausdruck im Glanz der Bilder die Schönheit der rhythmisch fließenden Gewandung. Fernher aus germanischer Vorzeit steigen Götter und Helden aus den Wolken herab oder Gräften empor, wandeln nochmals auf irdischer Bahn von Schuld und Sühne. Frommes Mittelalter, Legende, Chronik, Sage und Geschichte senden ihre längst Dahingegangenen. Ver-dammte und Selige wallen herbei, um von dichterischer Intuition gerufen, in Persönlichkeit und Zeitgeist visionär erfaßt, sich zu begeben.

Sel es der La Vallière büßende Demut, Katharina der Großen kalte Beherztheit, Cagliostro's Blendwerk, eines Judas Verrat oder Maria der Blutigen liebestrukenner Wahn, der im „Ketzergericht von Calais“ dem hispanischen Gemahl zu Gefallen lebendige Menschenfackeln entzündet — immer tragen sie alle das Welt-geschehen weit über die Grenzen ihres eigenen Schicksals hinaus. Und hinter ihnen steigt, im Fermente des Steigens, der Schatten des vergewaltigten Gewissens — die Vergeltung — empor.

Das Ausland, Schweden, Amerika, Italien, Frankreich, in Übersetzungen oder in der Presse die deutsche Bardin in bege-lerten Artikeln. Die „American Illustrated News“ schreibt: „Der Name von Deutschlands gegenwärtig größter Dichterin Ziska Luise Schember ist weltberühmt. Ihr geniales Schaffen, das zu Anfang während des Weltkrieges der patriotischen Dichtung geweiht, befähigt sie, in ihren Balladen die Helden des Alter-tums, wie Alexander des Großen, Heracit, Marc Aurel oder die hervorragenden Erscheinungen fremder Länder zu behandeln. Aber vor allem haben die Figuren deutscher Geschichte wie Heinrich IV., Barbarossa, Konrad von Schwaben, Thomas Münzer, sie angeregt und ihrer Dichtung großen Erfolg beschieden. So

Heiliges Vermächtnis

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Legende, Sage und Geschichte molden

Aus grauer Vorzeit bis auf unsere Tage:

Die deutschen Frauen liebten stets nur Helden!

„Hast Mann du Mut?“ so hieß die Schicksalsfrage,

Die alles in sich barg, was wort muß gelten.

„Mein Waffenruhm dem Weibe Antwort sage!“

Des Hauses Heiligtum, den heim'schen Herd,

Verläßt sie, den Erwählten zu begleiten

Zieht er dem Feind entgegen. Sie verwehrt

Den Fliehenden den Rückzug. Eig'ne Leiden

Sie achtet ihrer nicht und sie begehrt

Nichts, als des Gatten Heldenbahn zu schreiten.

Wir aber sind die Enkel jener Frauen.

Und mächtig strömt in uns das Wotansblut.

Wie einst so lasset jetzt uns fest vertrauen

Einzig der eignen Kraft, die in uns ruht.

Der Zukunft kühn ins Antlitz schauen

Kann der, des Muttererbe „deutscher Mut“.



Holzschnitt

Bold

z. B. die Wucht ihrer 'Lutherballade', die schon mehrmals vorgetragen wurde, was Einführung in des großen Reformators Persönlichkeit und Gestaltungsgeschick betrifft, besonders charakteristisch zur Geltung bringt, wie desgleichen ihre Schlageterdichtung dem toten deutschen Helden in der Verbundenheit gemeinsamen alemannischen Blutes, Töne echter Heimattreue, erdhaft, bodenständig anzuschlagen weiß, bezeichnen Marksteine einer künstlerischen Entwicklung, die für die Interpretin solcher deutscher Männer von ehrenvollster Bedeutung bleiben."

Des weiteren hebt die gleiche amerikanische Zeitung hervor, daß die Art der Balladengestaltung „in dieser Vollendung und Reinheit der Form seit Bürger und Schiller in der deutschen Literatur nicht bekannt“ sei. Ihre „Narrenballade“ oder die „Teufelsbraut“ werden in der dämonischen Gewalt der Handlung wie Sprache Bürgers „Leonore“ ebenbürtig genannt. Der große historische Zyklus um Heinrich IV. aber schließt an die Tradition eines Schiller und Uhland an.

Ähnlich urteilt die schwedische Presse, wenn sie schreibt: „Ziska Luise Schember ist eine Dichterbegabung von gigantischem Ausmaß. Ihre Gedichte von klassischer Formvollendung gehören der Ewigkeit an.“

Friedrich W. Hausmann widmet im „Fränkischen Kurier“ der Dichterin folgende Worte: „Eine der wenigen, bei denen das Wort Kunst von Können abgeleitet werden kann, ist Ziska Luise Schember. Sie beherrscht die Sprache und Form als Ausfluß natürlicher Begabung. Ihr Rhythmus zeugt von streng musikalischem Gefühl.“ Oder: „So mächtig war die Glut nationaler Begeisterung, daß die vaterländische Lyrik der Dichterin aus dem Rahmen rein weiblicher Empfindung heraus ins Walkürenhafte übergang.“

Dieser Zug ins Walkürenhafte, der großen Sache hingegebene, macht sie zum Werkzeug, das, den Gedanken schmedend, ihm um seiner selbst willen untertan wird.

„Ich werde sterben, doch mein Wort wird stehen, als Siegestandarte in der Heldenhand“ heißt es in ihrem „Deutschen Glaubensbekenntnis“, dessen Inbrunst es zur Weissagung gestaltet.

Gerade im packenden Pathos vaterländischer Gesänge erreicht Ziska Luise Schember tiefgehendste Wirkung. So wurden ihre Gedichte „Die Odinsseiche“, „Das deutsche Vaterunser“ u. a. in das Lesebuch der Fortbildungsschulen in Bayern aufgenommen. Bei nationalen Feiern vorgetragen, oder von Sprechchören gesprochen, wird der Eindruck dieser nationalen Bekenntnisse zum durchschlagenden Erfolg. „Eine geradezu wunderhafte Spannkraft und Durchdringung“ hebt die „Illustrierte Fremdenzeitung“ als bezeichnende Note ihrer Wesensart hervor. Die badische Presse widmet ihrer großen Landestochter — die Dichterin ist die Tochter des verstorbenen Senatspräsidenten Schember in Karlsruhe — gleichfalls bewundernde Anerkennung, wenn sie sagt: „Etwas Tiefbewegendes und dichterisch Gewaltiges dringt aus ihren Balladen zu uns. Trutzig, kantig, urhaft steigen sie empor, genial getümt.“

Gerade das von anderen fast unerreicht Vielfarbige ihrer Stoffwahl, schafft bei ihr ein stetes neues charakteristisches Zeitkolorit. Sei es in „Robespierres letzte Schachpartie“ die Blutatmosphäre französischer Revolutionsnächte, in „Die Auferstandene von Köln“ die unheimliche Gewalt des Übersinnlichen oder in der Baconballade die Grabesnähe um die sterbende „jungfräuliche“ Königin, die ihrem Sohn Bacon das Geheimnis seiner Geburt lüftet, — immer decken sich Stoff und Ausdrucksform in geradezu idealer Verschmelzung.

So begrüßen wir in der Verfasserin eine Dichterin hoher und weitester Ausmaße, von jener verblüffenden Eigenart dichterischen Stilgefühles und künstlerischer Originalität, die nur dem Genie vorbehalten bleibt.

Gesammelt sind 86 ihrer Balladen in einem Druck der Mainzer Gutenberg-Presse erschienen.

Eine äußere Anerkennung hat das Schaffen der Dichterin dadurch gefunden, daß ihr von der Stadt München der Literaturpreis für das Jahr 1934 verliehen wurde.



Ich bin zu Waldshut in Baden (Hochschwarzwald) geboren. Was mir meine Heimat gab und gibt, wollen Sie aus beifolgenden Zeilen ersehen:

Alemannische Heimat

Lebend'ger Schutzwall vor dem Lärm der Zeit,
schweisigam und schwarz steht unsres Waldes Wand,
ein Heiligtum hütend für die Ewigkeit:
Der Alemannen Herz und Heimatland.

Wenn dann des Waldes stille Söhne zieht
wandernd wie Wotan über Meere weit,
der ihnen hat das inn're Wort verliehen:
Im Wirbelsturm der Welt sind sie gefeilt.

Stumm redet stark das artverwandte Blut,
wo ihrer zwei und drei versammelt sind.
Tut schweigend einer schweres Werk, wird's gut:
Auch aus der Ferne stärkt der Wald sein Kind.

Gleich wie ein Strom aus unermessbarer Tiefe zum Licht in die Sichtbarkeit hindurchbricht und seinem Ziel zutreibt, ebenso meine Dichtung. Deshalb vermag ich nichts darüber auszusagen.

Ziska Luise Dresler-Schember

Gott - Liebe - Licht

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Wie groß ist deines stummen Wortes Wirken,
Gott — Liebe — Licht!
Du lächelst: Leis' erglänzen zarte Birken
zum Lonsgedicht.

Wenn Weltgeschehn geschah
als Wundung, Wandlung nah
war ew'ge Leitung da,
die läßt uns nicht.

Vom Irrgang müde lenke uns're Schritte
dem Ziele zu.
Uns treibt die Sehnsucht nach der Daseinsmitte
zu tät'ger Ruh,
Blendwerk und Wahn entweicht
und alle Last wird leicht:
Vollendung d'er erreicht,
dass Gleichnis du.

Kindermund

Klein-Eise ist sehr böse und unartig gewesen und wird daher von der Mutter frühzeitig zu Bett gebracht. Als das Kind dann in seinem Bettchen liegt und sein übliches „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm“ gesprochen hat, fällt auch die Mutter die Hände und betet: „Und dann, lieber Gott, schenke unserm Eischen ein neues Herchen.“ „Ja, mit einem Kettchen dran“, fügt Klein-Eise hinzu.

Die Wahrheit

„Sie sind also geständig, Müller, in der Zwischenstunde an die Klassentafel geschrieben zu haben: „Unser Lateinprofessor ist ein Esel.““ „Ja, Herr Rektor.“ „Es ist gut, Müller. Mich freut es herzlich, daß Sie diesmal die Wahrheit gesagt haben.“

Liebe Jugend!

Staatsanwalt Kursemeier ist Vater von Zwillingen geworden. Auf der Behörde Gratulationscour, der schadenfrohen Kollegen. Der glückliche Vater antwortet mit resigniertem Lächeln: „Ist ja ganz schön, meine Herren — aber ich werde das Verfahren doch lieber einstellen.“

Liebe Jugend!

Die beiden Söhne eines Harzer Kurhauses sind schon tüchtige Skiläufer und werden von den zahlreichen Winterkurgästen entsprechend bewundert und verzogen. Natürlich fassen sie das ganze Leben nur vom Standpunkte des Wintersports auf.

Als eines Abends die ganze Gesellschaft im Gastzimmer zusammensitzt und der sechsjährige Edgar seinen gewohnten Platz im Sofa zwischen zwei Damen innehat, streicht er plötzlich über den üppigen Busen der einen und spendet ihr die anerkennenden Worte: „Tante, das wäre ja eine prächtige Sprungschanze!“

Das 6. Gebot in Sachsen

Auf der 3. Stufe einer Knabenschule werden die 10 Gebote gelehrt. Ein Schüler sagt her: „Du sollst nicht ehbrechen.“ Auf die Frage des Lehrers, was er sich dabei denke, erfolgt die Antwort: „Mer darf nich wo neinsteigen.“

Von hinten rum

„Wie geht's, Fritz? Was macht die Kunst?“ „Danke, danke, Onkel. Weißt du, malen kann ich schon ganz gut; jetzt muß ich bloß noch zeichnen lernen.“

Liebe Jugend!

Mama kommt mit Trudchen und Gretchen zum Besuche der Großmama in Freiberg an. Eine große Zahl Passagiere verläßt den Zug und strebt gleich ihnen dem Ausgange nach der Stadt zu. Da ruft die dreijährige Trude ängstlich: „Aber Mama, was wollen denn die vielen Leute alle bei Großmama? So viel Platz hat sie ja gar nicht!“

Wahres Geschichtchen

Am Odeonsplatz stiegen zwei Berlinerinnen — Mutter und Tochter — in die Tram. Es entspann sich folgendes Gespräch, wobei die Aufmerksamkeit des Publikums vom leicht ironischen Lächeln bis zu kaum noch unterdrückter stürmischer Heiterkeit stieg.

Die Mutter: „Deine ewige Verträumtheit! Ich habe dir doch noch eben die Umsteigebillette in die Hand gedrückt.“

Die Tochter (sehr sanft): „Nein, Mama, ich weiß bestimmt, du hast sie eingesteckt. Sieh nur: noch mal in Ruhe in deiner Tasche nach.“

Die Mutter (nachdem sie aufgeregt herumgekrämt hat): „Hier, du siehst, sie sind nirgends zu finden, also mußt du sie haben.“

Die Tochter (noch sanfter): „Vielleicht hast du sie verloren, Mama; du hast dich doch schon einmal ähnlich geirrt.“

Die Mutter (kramt nochmals nach): „Immer die Schuld auf andere schieben. — Ich brauche nicht weiter nachzu-sehen; ich weiß bestimmt, daß ich sie dir gegeben habe.“

Der Schaffner hat inzwischen geduldig gewartet. Die Tochter entgegnet nichts mehr, sondern nimmt stillschweigend zwei neue Billette. Nun aber bricht das cholerische Temperament der Mutter vollends durch und in heller Empörung ruft sie: „Natürlich, da sieht man wieder deine unselige Verschwendungssucht. Ich sage dir ja immer, du wirst nie auf einen grünen Zweig kommen.“ Und um alle Bande zwischen sich und der Tochter zu lösen, setzt sie sich ostentativ auf einen entfernten Platz. Jetzt drohte es mit der Fassung des jungen Mädchens vorbei zu sein; die Tränen traten ihr in die Augen. Da lüftete ich leicht den Hut und sagte leise: „Ganz recht, gnädiges Fräulein, nur immer ruhig bleiben; meine Mama ist auch so!“

Gipfel der Enthaltensamkeit

„Da hört sich schon alles auf — vom Abstinenzlerverein b'soff'n heimzukommen!“

„Wa — weißt — heut — ha — ämmer ausprobiert, wer sich am längst'n von der Abstinenz enthalt'n kann.“



Holzschnitt

Liebe Jugend!

Im Manöver erhält der Stabstrompeter eine wichtige Meldung zur Beförderung mit der Weisung: „Reiten Sie los! Drei Kreuzel! Sie wissen doch, was das bedeutet?“ „Zu Befehl, Herr Major, A-dur.“

Die Lehrerin nimmt die Geschichte des zwölfjährigen Jesu im Tempel durch. Lehrerin: „Warum ängstigten sich die Eltern, als sie Jesu nicht zu Hause fanden?“ Kleiner Bube: „Sie hatten Angst, er könnte unter ein Auto kommen.“

Wahres Geschichtchen

In die Frauenklinik kommt eine biedere Bäuerin vom Gebirg. Der Anamnese aufnehmende Arzt will wissen, ob sie bei den früheren Geburten auch ärztliche Hilfe gebraucht hat. Er wird indessen als Norddeutscher nicht verstanden. Um sich verständlicher zu machen, versucht er populär zu fragen: „Sind die Kinder immer von selbst gekommen?“ Nach keine Antwort. Erst auf die etwas ungeduldige und energische Wiederholung der gleichen Frage sagt die Gute verschämt lächelnd: „Noi, der Mo is dro schuld g's!“

Nachdem der kleine Albert ein Bilderbuch aufmerksam durchgeblättert hat, fragt er Loulou: „Sag mal, Loulou, was ist denn eigentlich ein Heiligenschein?“ Worauf Loulouchen, ein kleines Mädchen, schlaftriefend antwortet: „Das ist en Ding, weißt du, was um en Kopf herumglänzt — aber ohne Gummiband.“

Zwei ältliche verblühte Jungfrauen sehen auf ihrer späten Italien-Reise einen Feigenbaum. „Nein“, sagt die eine, „wie mich das interessiert, einmal ein Feigenblatt wirklich an einem Baume zu sehen!“

Liebe Jugend!

In unserem Schrankzimmer lagern wir etwas Obst für den Tagesgebrauch auf den Schränken. Beim letzten Reine-machen kommt unsere Putzfrau — eine Polin — zur Hausfrau und klagt, im Schrankzimmer brenne das elektrische Licht nicht.

„Dann stellen Sie eine Leiter an und drehen die Birne mal um“, sagt man ihr. Lange Zeit vergeht — endlich kommt die Frau zurück und äußert ganz niedergeschlagen: „Da liegen man bloß Äpfel oben!“

Wahres Geschichtchen

Karlchen sagt zu seinem Freunde: „Du, mein Vater war in der Schule immer der Klassenbeste.“

Fritzchen: „Was, deiner also auch? Ich möchte bloß mal einen Jungen kennen lernen, dessen Vater nicht Primus war.“

Ein Tausendkünstler

Ich ließ mich vom Arzt untersuchen, um seinen Rat zu hören, ob ich ins Gebirge oder ans Meer reisen sollte.

„Hm, hm“, sagte er, „Ihre Lunge werd' ich ins Gebirge schicken und Ihr Herz ans Meer!“

Gespräch

„So oft ma in d' Tasch'n greift, so oft sollt ma a Zwanzg'markstückl drin finden! Na waar ih zfried'n!“

„Mir glangat scho a Markstückl! Jedasmal a Markstückl!“

„Na! Da müßst ma gar so oft in d' Taschn fahrn!“

Liebe Jugend!

Gelegentlich der Viehzählung machte ich oft die Beobachtung, daß Leute unter Rubrik „Hühner“ den Hahn besonders aufführten. Einmal mußte ich den Zettel selbst ausfüllen, da der „Haushaltungsvorstand“, eine alte Frau, die Brille nicht zur Stelle hatte. Dabei entwickelte sich folgendes Gespräch:

„Ich hann also 16 Hühner.“

„16 — Sonst noch was?“

„Ja, einen Hahn!“

„Dann ändern wir das; also 17; ich dachte schon, der Hahn wäre bei den Hühnern!“

„Wie, bei de Hühner!? Ja leeven Här, wo sall dä denn andersch sinn? Meint Ehr vellich, ich hätt däm em Villveedel (Villenviertel) en Etag gemeet un dät ihm jedesmol enen Bletzung (Laufburschen) schecke, wann hä nühdig wörl!“

Schul-Humor

Bei den Kleinen nahm der Lehrer gerade einen Aufsatz durch: „Was eine Brücke an einem Tag erlebt.“

„— — — Die Brücke macht gerade ihr Mittagsschläfchen, da kommt ein lärmendes Ungestüm pustend und schnaubend daher. Was mag das wohl sein?“

„Unsere Köchin geht über die Brücke“, meinte treuherzig der Nazi.

Wahre Geschichten

Erscheidungsklage. Ein Rechtspraktikant von fabelhafter Jugend und Bartlosigkeit besitzt zum erstenmal als juristisches Versuchskamikel den Gerichtsschreiberstuhl.

Es wird in die Verhandlung eingetreten. Der Gerichtsvorsitzende: „So, jetzt verzähln S' uns, Frau, warum Sie Ihna scheiden lassn wolln.“

Die Frau errötet: „Ja —“, dann deutet sie hastig auf den Rechtspraktikanten, „aber tun S' z'erst den Buam aus...“

Im Referendarexamen will der Vorsitzende der Kommission den Examinanden mit aller Mühe auf den Begriff „Staatseigentum“ bringen. Aber stets vergebens. Um es ihm noch deutlicher vor Augen zu führen, schlägt er schließlich mit der Hand auf den ominösen grünen Tisch!

„Nun, Herr Kandidat, was ist das?“

Und prompt kommt die Antwort: „Ruhestörender Lärm, Herr Justizrat!“



Liebevolle Umarmung Walter Busch (München)

Liebe Jugend!

Der Bauer Meyer und seine Frau müssen vor Gericht gemeinschaftlich eine Urkunde unterzeichnen. Umständlich und bedächtig schreibt der Ehemann seinen Namen „August Meyer“, während seine bessere Hälfte „Karoline Meier“ mit „r“ unterschreibt.

Von dem Richter darauf aufmerksam gemacht, daß sie den Namen ihres Mannes wie diesen zu schreiben habe, weigert sie sich hartnäckig, eine Korrektur vorzunehmen.

Nach verschiedenem Hin- und Herreden kommt endlich des Rätsels Lösung; denn auf die Frage des Richters, weshalb sie sich der Schreibweise ihres Mannes nicht anbequemen wolle, kommt schließlich die Antwort: „Nä, ich bleibe bei ‚r‘, ich kann den ‚y‘ nicht schreiben.“

Kein Ding unmöglich!

Nachdem ich mit meinen Dienstmädchen und den dazugehörigen Bräutigams die schrecklichsten Erfahrungen gemacht hatte, war endlich eine Perle in mein Haus gezogen, deren Tugend über jeden Zweifel erhaben war. Nicht allein, daß ihre abgrundtiefe Häßlichkeit eine gewisse Garantie zu bieten schien, nein, sie ging nie, aber auch niemals aus. Und doch! Eines Tages kam sie zu mir mit dem schüchternen Geständnis, daß sie „zum Ersten

gehen müßte“, weil es dann bald „so weit“ wäre.

„Aber Uina“, sagte ich entsetzt, „wie ist denn das möglich, Sie sind doch nie ausgegangen?“

„Nein, das nicht, gnädige Frau, aber, aber — die Maler waren doch mal im Haus.“

Liebe Jugend!

Im Jahre 1848 rückte in Köln eine Kompanie Infanterie gegen eine Barrikade vor. Der Hauptmann schickte einen Rekruten zur Kundschaft vor. Dieser ging, als handelte es sich um eine Kleinigkeit, schnurstracks auf die Schanze zu. Neugierig kletterte er hinein und als er sie verlassen fand, schaute er auf die Uhr, der Zeiger zeigte kurz nach viere. Vergnügt lief er zurück zum Hauptmann, machte Front und brach in die Worte aus: „Härr Hauptmann, se sind all Kaffe trinken!“

Am Vorabend des Dreisesselberger Jakobifestes ist gemütliche Unterhaltung auf der „Post“ in U. Ein Tänzchen wird arrangiert. Ein Dresdener Referendar tanzt mit der schlanken Doktorgattin aus U. Der Fußboden des Tanzplatzes ist nicht der beste. Wie sich entschuldigend sagt der Referendar: „Gnädige Frau, ich spüre jedes Rippchen.“ Die Frau Doktor sieht ihn mit großen Augen an. Daraufhin platzt er heraus: „Ich meene nadirlich die Rippchen am Boden.“

Kindstaufe in Ullersdorf

Von Kurt Günther Reißer

Es ist schon lange her, als diese komische Sache in Ullersdorf geschah, und da der kleine Peter diese Ostern seinen ersten Schulgang tut, und seine Eltern es mir freundlichst erlaubt haben, darf ich die Geschichte ohne Gewissensbisse erzählen. Den Paten freilich darf sie nicht unter die Augen kommen —

Beim Bergbauern war das erste Kind zur Welt gekommen, und noch dazu ein Junge. Die Freude war natürlich groß, und man sah sie beiden schon meilenweit an, dem Vater und der jungen Mutter. Aber fast hätte es dann doch noch Streit gegeben zwischen den beiden, die sich recht schafften lieb hatten. Der Grund war dieser: Die Bäuerin wollte eine große Taufe ausrichten, um jeden Preis, indes der glückliche Vater, der damals die heruntergekommene Wirtschaft eben erst übernommen und höllisch auf jeden Böhm aufzupassen hatte, nichts von kostspieliger Tauffestlichkeit wissen wollte. Dazu kam noch, daß just diesen Sommer die Ernte sehr mager auszufallen schien, und wie kann einer an großes Festefeiern denken, wenn ihm die Kunstdüngerwechsel nahezu das letzte blühen Luft abdrücken.

Nee —, hier mußte irgendwie ein Ausweg geschaffen werden. Hier kam der sogenannte goldene Mittelweg nicht in Frage. Entweder wurde gefeiert, dann mußte alles ran, was zur Verwandtschaft gehörte, oder es wurde eben nicht gefeiert: Dann hatte man auf die nächsten Monate für die lieben Klatschbasen reichlich ausgesorgt.

Mit seiner Ehliebsten mochte der Bauer über die Sache gar nicht mehr reden. Die kriegte dann ihre Zufälle, fing das Heulen an und machte ein Wesen von der Geschichte, als hinge die ewige Seligkeit davon ab.

Nein: Der Bauer mußte sich hier den dicken Schädel alleine zergrubeln.

Und endlich hatte er's. Denn ein findiger Kopf war er einmal, und warum sollte das auch nicht so gehen?

Als er an diesem Abend mit den Pferden von der Stoppel kam, ging er mit dem freundlichsten Gesicht zur Bäuerin in die Wochenstube. Damals hatten sie noch kein Elektrisch auf dem Berghofe, und die alte Petroleumfunzel gab ein so mattes Licht von sich, daß die junge Frau das verschmitzte Lächeln auf dem wetterzerfurchten Gesicht ihres Mannes nicht bemerken konnte. „Paß also auf, Anna: Du sollst wieder mal recht kriegen, wie immer. Es wird gefeiert, und so, daß die Bude wackelt. Heut noch werde ich an alle schreiben: Tante Lisbeth, Onkel Theodor, deine beiden Schwestern, die Hebamme, den Schulzen, und dann könnten wir ja wohl auch Dr. Rothe einladen, was meinst du?“ Die junge Frau übersah den lauernden Blick ihres Mannes bei Nennung des letzten Namens.

„Dr. Rothe? Warum nicht! Wenn er Zeit hat —“

„Warum soll er keine Zeit haben? Und es wird unserem alten Hausarzt, der uns schon manchmal auf die Beine geholfen hat, bestimmt nicht übel bei uns gefallen. Und was die Einkäufe und die Kocherei betrifft, so kümmerge dich um nichts. Du bist doch noch sehr zart, hat Frau Kallenbach gesagt. Kannst ja auch nicht mit zur Kirche kommen, leider. Ich werde alles richten —“

Ihr könnt euch denken, daß die Bäuerin in bester Stimmung dem großen Tag entgegenschau. Der Bauer nicht minder. Er hatte wirklich alles aufs beste besorgt: Hatte die halbe Verwandtschaft eingeladen, auch den Arzt, nachdem er eine längere Unterredung mit ihm gehabt hatte, und eine Kochfrau besorgt, die den Laden schmeißen sollte. Als die freilich am Sonntag früh in die Speisekammer wollte, fand sich unglücklicherweise der Schlüssel nicht, und da man die Paten nicht länger herumzappeln lassen konnte, und der Pfarrer auch nicht wartete, marschierte die ganze Gesellschaft im Gänsemarsch zur Kirche, eine gute halbe Stunde vom Berghof entfernt.

Die beiden Mägde hatten ihre genauen Instruktionen vom Bauern bekommen, und die Kochfrau war bei einer Flasche Rosenlikör im leeren Altenteil für die nächsten Stunden kaltgesetzt.

Und nun kommt die Hauptsache: Denn als sich der stattliche Zug wieder dem Berghofe näherte und die Weise Frau just mit dem Täufling die Schwelle überschritt, stieß der Bergbauer plötzlich einen fürchterlichen Schrei aus — fiel um wie ein Klotz



Holzchnitt

Bold

— wand sich in Krämpfen auf dem Boden — und wurde von seinem älteren Bruder, der mit im Komplott war, wie ein hilfloses Bündel ins Haus getragen. Keiner wagte sich nach. Wie angenagelt standen sie alle da: Die Tanten und die Paten und die Schwestern und der Nachtwächter; und sogar der alte Karo vergaß für eine Minute das Fliegenschäppchen und strich mißtrauisch um die Gesellschaft herum.

Bis dann auf einmal der junge Arzt den Kopf zum Fenster raussteckte. Und ich glaub zwar heute noch nicht, daß er's im Ernst meinte, aber gesagt hat er die Worte wirklich:

„Ich glaube, der da drin hat die Cholera — —“

Viel ist nicht mehr zu sagen: Binnen drei Minuten hatte jeder seinen Mantel wieder angezogen, und eben, als der junge Bauer, der sich vor Lachen kaum aufrecht halten konnte, seinen dritten Korn herunter hatte, war der Hof wie leergefegt. — Um nicht zu sehr aufzufallen, mußte er sich wahrhaftig eine halbe Woche ins Bett legen. Und wie die Bäuerin die Sache aufgenommen hat, weiß ich nicht mehr so genau. Jedenfalls war die Familienlehre gerettet, die Patengeschicke ebenso, und die zweihundert Märkte, die für die Massenabfütterung und das andere Drum und Dran angelegt werden sollten, wurden dem Raiffeisenverein überwiesen.

Denn damit hatte der Bauer recht: Düngerrechnungen bezahlen ist wichtiger denn unnötig Feste feiern.

Nebenbei sei noch gesagt, daß die städtische Kochfrau von der ganzen Sache nicht viel gemerkt hat. Die hatte an ihrer halbausgeöffelten Flasche Rosenlikör eine runde Woche rumzudoktern.

Diese Ostern will der Bergbauer reumütig alles nachholen. Denn heute steht er fester auf seinen Langschäftern wie vor sechs Jahren, und bis auf Tante Lisbeth, die vor zwei Jahren leider gestorben ist, soll jeder nachträglich auf seine volle Rechnung kommen.

Denn ein schlesischer Bauer läßt sich nicht lumpen — —

In Vertretung

VON WILHELM DIETL MÜNCHEN

Sie hatten einen Walzer getanzt, der sehr heiß gewesen war. Er stand vor einem rostigen, feuerlosen Ofen, während sie nahe dabei auf einer Tischecke saß, da kein einziger Stuhl im Saale mehr frei war. Auf der kleinen Herdplatte stand sein Maßkrug, ein gewichtiges, steinernes Gefäß ohne Deckel. Seine rechte Hand lag, wenn sie nicht den Henkel des Maßkruges umfaßte, auf ihrem Knie. Seine Linke war um ihren Nacken sich schlingend, bis unter ihr Kinn vorgedrungen, um hin und wieder ihr Gesicht mit den leichtgeöffneten Lippen wie ein Gefäß mit der gleichen automatischen Bewegung, wie sie die Rechte mit dem Krüge vollzog, seinem Munde entgegenzuführen. Von der Decke herab brannte ein so trübes Licht, daß die Gestalten an den Tischen, in den Winkeln des Raumes schon nicht mehr nach Geschlechtern zu unterscheiden waren. Die bunten Gewänder an ihren Leibern glühten in dem Halbdunkel Farbflecken, entblößte Haut und Beine, deren Linienführung sich bis über die Knie hinauf verfolgen ließ, bildeten Haltepunkte für das genußbeffissene Auge.

Er machte mit der Linken eine Bewegung, hierauf eine mit der Rechten, eine jedesmal seinem Gesichte zusteuernde Bewegung, dann zündete er sich eine Zigarette an, um im Scheine des Streichholzflämmchens zu sehen, ob sie weniger hübsch war, als sie ihm vorkam. Sie blies ihm das Licht aus und schlug nach seiner Hand, die nach ihrem Visier greifen wollte. Er entsann sich, daß er auch eines auf der Nase sitzen hatte, das seinen Platz nicht verlassen durfte, machte mit der Rechten eine Bewegung und dann wieder eine mit der Linken, immer nach seinem Gesichte. Sie griff nach seiner Zigarette und sog daran, wie wenn eingemeter Rauch das Köstlichste auf Erden wäre. Seine Hand auf ihrem Knie begann nun plötzlich aus irgend einem Grunde unruhig zu werden, wurde jedoch sanft aber nachdrücklich auf den alten Platz zurückverwiesen. Da ihm im Augenblick nichts anderes einfiel, fragte er, ob sie gegen ein Wiedersehen etwas einzuwenden hätte. Sie meinte, er nähme den Fasching zu tragisch. Das forderte seinen Widerspruch heraus und er sagte keck, er liebe sie. Sie lachte ein leises, wollüstiges Lachen, legte den Kopf in den Nacken und räkelte sich, als läge sie auf einer behaglichen Couch. Er näherte sein Gesicht dem ihren und wiederholte seine Worte in der Sprache der Augen, mit der Glut von Johannisfeuerächten. Sie wurde weich und gab ihm für sein Notizbuch ihre Telefonnummer.

Vier Wochen später fiel ihm ein, er könnte sie einmal anrufen. Er hatte keine Ahnung mehr, wie sie aussah. Nur ihr Knie hätte er beschreiben können. Doch auch sie entsann sich nicht mehr, wer da am Telefon sein konnte, oder sie tat wenigstens so. Er mußte umständliche Erklärungen machen. Ja, richtig, jetzt wußte sie es. Treffen? Ja, wo? Da und da. Gut. Und Ja, — er sagte es, und sie sagte es, man wäre maskiert gewesen und man habe sich eigentlich nicht viel länger als eine halbe Stunde gekannt, irgendein Erkennungszeichen wäre schon nötig. Gewiß, am besten, wenn jedes irgendetwas in der Hand hielte, vielleicht eine Zeitung. Ja schön, sehr schön, eine Zeitung. Sie wolle die „Dame“ tragen und er, ja was sollte er nehmen? Vielleicht das Abendblatt. Ja, ganz groß, ganz fabelhaft, das Abendblatt. Aber, meinte er, wenn nun mehrere Herren das Abendblatt trügen, was dann, dann wußte sie ja nicht, wer der richtige sei. Aber, entgegnete sie, diese anderen hätten doch keine Ahnung, daß sie auf eine Dame mit einer „Dame“ zuschreiten müßten. Richtig, sagte er, wenn nun aber mehrere Damen eine „Dame“ hätten, und mehrere Herren ein Abendblatt, bitte was dann? „Ach Sie“, sagte sie und tat als ob sie ihm einen kleinen Puff geben wollte, wenn es sich nicht um ein Telefongespräch gehandelt hätte. Er

wiederholte noch einmal kurz zusammengefaßt den Wortlaut der getroffenen Abmachung, dann hingen sie ein.

Sie waren beide pünktlich zur Stelle, aber sie sahen sich nicht, da keines das verabredete Erkennungszeichen trug. So gingen sie eine Weile mehrmals aneinander vorbei, auf und ab, und maßen sich, wie man sich mißt, wenn man sich gefällt, oder, wie in diesem besonderen Falle, wenn man sich gerne gefallen haben würde, so man am anderen ein Erkennungszeichen hätte entdecken können. Bis er plötzlich das Abendblatt zog und nun gespannt darauf wartete, ob so etwas einen Eindruck mache. Er sah ihren Rücken, einen Rücken, der sich stetig entfernte, ein entschwindender Rücken, eine entschwindende Hoffnung. Da aber machte der Rücken eine ganze Wendung, er sah sie wieder auf sich zuschreiten, und in ihrer Hand sah er die bewußte „Dame“. Er trat auf sie zu, sagte mit gepreßter Stimme einen Namen, den sie nicht verstand und hörte einen, den er nicht verstand. Und dann liefen sie ziellos umher, redeten vom Wetter und davon, daß nun bald der Sommer käme, wenn der Frühling sich an den Kalender halte, aber vom Fasching redeten sie nicht, gottlob nicht, dachte er und sie dachte es auch. Und sie dachte sich noch, daß sie sich ihn eigentlich nicht so nett vorgestellt hätte, und er dachte, daß man es da ja mit einem ganz wunderbaren Mädchen zu tun habe. Und später, in einem kleinen Weinhaus, hob er sein volles Glas dem ihrigen entgegen und während sie nur leicht und sitzsaß nippte, trank er das seine in einem Zuge leer und sagte, daß er sein Bruder sei. Das solle heißen, daß er seinen Bruder vertrete. Sein Bruder sei verheiratet und der Meinung, daß nach dem Fasching mit dem Fasching Schluß sei. Dieser Meinung sei er aber nicht, durchaus nicht, was nämlich seine Person anbeträfe.

Da aber sagte sie, und eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht, daß auch ihre Schwester der gleichen Meinung wie sein Bruder sei, und daß sie deshalb ebenfalls in Vertretung hier wäre. Aber der Meinung ihrer Schwester sei sie auch nicht ganz, was nämlich ihre Person anbeträfe, in diesem, wie oben erwähnt, sonderbaren Falle.



Die Krinoline

Scherenschnitt von Julie Hahn (München)

Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung



48. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Hefen reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

Ein erschütterndes Zeitdokument aus dem Weltkrieg

ist das Buch von Albin Hentze,

Mc. Leod's Lebensweg

Nach Akten und Berichten von Augenzeugen entstand diese wahre Geschichte einer Frau, die der Verleumdung zum Opfer fiel. Für 3 Mark bei Ihrem Buchhändler oder vom Verlag G. Hirth AG., München, Herrnstr. 10

Was
ist der
Lebensweg

Die älteste, beliebteste, bewährteste Groß-Organisation d. Stichtens u. soll nahezu 25 Jahren ein Ideal, gewiss, Heller b. d. Ehrenbahn. Keine gewöhnliche. Vermittl. Vielsaudi. Anerken., auch von kirchl. Behörden. Kostenlos! Auslieferungsschr. direkt. ges. 24 Pfg Porto d. die Bundesleitung: Verlag Bereiter, München 67 Sendlingerstraße 55

Echte, Dirndl-schöne, statt, billig, praktisch u.

Die neue große Muster-Ansicht erhalten Sie frei hin u. zurück: Tuch-Kaufmann München 125 Reichenbachstraße 3

Zeitschriften-Vertreter

Für lohnende Hefte mit umfangreichem Programm gesucht. Angebote unt. J 314 an den Verlag der „JUGEND“ erbeten.

Sehenswerter's
Kunstwerke
waren

Kropf
u. Bajedom
See zum Trinken
und Umkleen
Unschickl. u. giftig!
Best. Sie bestellst
Kropf
Freie. Kropf
Wassers
bei München

Der Hupfinger Wastl
geht zum Bauerntheater
von Michel Vomland

Für RM. 2.50 bei ihrem Buchhändler
G Hirth Verlag AG., München 2 NO



*Ein Schrift im Sinne des Volkes
einst in immer Aufwind.*

WERDE MITGLIED DER NSV



Weltliteratur

Romane, Erzählungen
und Gedichte
aller Zeiten und Völker

Herausgegeben von Dr. Gellert Langebucher
Monatlich ein Heft XII. — 30

„Wie die Zeitschrift sich in ihrer bewußt einfachen Aufmachung, nur durch ihren Inhalt wirkend, ihre Stellung bei einem weiten Leserkreis wieder erobert hat, so ist ihr auch in der literarischen Welt eine wachsende Anerkennung zuteil geworden. Man kann heute unbefangt sagen, daß ein Leser der „Weltliteratur“ einen wirklichen Überblick über das weltweite Schrifttum bekommt.“
Breschauer am Rhein

Bestellen Sie ein Probevierteljahr zu XII. — 30 durch Ihren Buchhändler oder durch den Wiking Verlag, Berlin W 9, Eichhornstr. 10

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Vorliegendes Heft
gibt Ihnen ein kleines Bild
unserer Leistungsfähigkeit

Graphische Kunstanstalt W. Schütz München

Herrnstraße 8-10 Fernsprecher Nr. 20763

Anekdoten um Johannes Brahms (1833-1897)

Allgemein bekannt ist es, wie heftig Brahms sich immer gegen Autographensammler wehrte. Einmal bat ihn sein Arzt für eine Verwandte um ein Autogramm. Brahms war ungehalten und verweigerte das Erbetene. — „Nun kommen Sie auch mit solchen Sachen!“ rief er aus. Durch einen Zufall gelangte aber der Doktor doch in den Besitz des gewünschten Namenszuges. Beim Abschied überreichte nämlich Brahms dem Arzte das Honorar in einem Kuvert mit der Aufschrift: „Mit herzlichem Danke! Johannes Brahms.“ — Der Doktor lächelte. — „Sie freuen sich schon und wissen ja noch gar nicht, was darinnen ist!“ scherzte Brahms. — „Ist mir auch ganz nebensächlich“, erwiderte der Arzt, „die Hauptsache ist das Kuvert selbst mit Ihrer Handschrift und Unterschrift. Dafür danke ich Ihnen herzlichst!“ —

Siegfried Ochs war einst mit Brahms zu einer Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe“ ins Deutsche Theater gegangen. Während der damals von Lucie Höflisch erschütternd gespielten Schlusszene der Luise machte Brahms dauernd der Situation sehr wenig angepaßte, ja zynische Witze. Zugleich liefen ihm die Tränen über den grauen Bart. Der Begleiter von Brahms konnte sich nicht enthalten, auf diesen Gegensatz anzuspielen. Brahms gab ihm folgende Erklärung: „Ich wollte nicht haben, daß die Leute mich für sentimental halten; aber die Tränen sind das Wahre gewesen, das andere war Komödie!“ —

Brahms las mit besonderer Vorliebe die abfälligen Kritiken, welche Hugo Wolf im Wiener Salonblatt über ihn schrieb. Eines Tages wurde ihm wieder eine solche gegeben, in der Wolf aber anerkannte, daß es zu verwundern sei, wie einem Manne,

der so viel Schwaches geschrieben, ein Lied wie das „Von ewiger Liebe“ gelungen sei. Mit gekünsteltem Zorn legte Brahms das Blatt weg und sagte: „Man kann sich doch auf keinen Menschen mehr verlassen. Jetzt fängt sogar der an, mich zu loben!“ —

Von Frau Geheimrat Schnitzler ließ Brahms sich gern necken. Jedesmal, wenn er in ihr Haus Bahnhofstraße 4 kam, fragte sie ihn: „Was macht die Oper?“, da ja alle wünschten, er möge eine Oper komponieren. Er erwiderte einst: „Ein Sinfoniker soll keine Oper schreiben, wie hat dies die damalige Kritik einem Beethoven übergenommen, und ich wäre doch nicht einmal imstande, einen ‚Fidelio‘ zu komponieren!“ — Und als Frau Geheimrat Schnitzler ihm bei einer späteren Gelegenheit erzählte, Frau Daniela Thode, geb. v. Bülow, habe ihr gegenüber geäußert, Brahms könne überhaupt keine Oper komponieren, meinte er, das könne ihn eigentlich reizen, es doch einmal zu versuchen! Leider hat aber auch diese Attacke nicht gewirkt! —

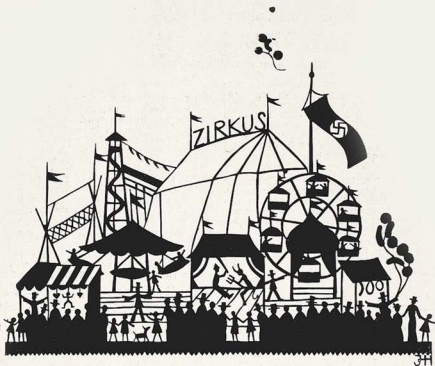
Nach der Kölner Uraufführung des Doppelkonzerts für Violine und Cello stand im Künstlerzimmer des Gürzenichs alle Welt wie verückt um Brahms. Er wußte nicht, wie er sich in dem engen Raum vor den vielen wohlmeinenden Phrasen retten sollte, da erlöste ihn Victor Schnitzlers Kusine Margret Roß, indem sie ihm gönnerhaft auf die Schulter klopfte und sagte: „Recht talentvoll, Herr Brahms, aus Ihnen kann noch mal was werden!“ — Fassungloses Erschrecken der Umstehenden, große Heiterkeit bei Brahms, Joachim und Haubmann über diesen befreienden Scherz.

Mitgeteilt von Dr. L. Biagioli



Schiffmusik

Hilla Obwald, Starnberg



Rummelplatz

Scherenschnitt von Julie Hahn (München)

Liebe Jugend!

Ein Gefangener wurde von einem mit Karabiner bewaffneten Gendarm transportiert. Auf dem Wege zum Gefängnis traf der Gefangene einen Bekannten, der ihn, ohne gleich den Gendarmen zu bemerken, anrief: „Na, Christian, wo gehst denn hin?“

„Auf das Schützenfest“, lautete die Antwort, und auf den Gendarmen zeigend: „Der trägt mein Gewehr!“

Eine sehr sparsame schwäbische Hausfrau hält ihrem Dienstmädchen, das die Untugut hat, häufig zu verschlafen, dies eines Tages mit folgenden Worten vor: „Guck, Mäde, hascht denn du gar kei Ehrig'fuhl, scho dei Lohn sollt di' raus-treibel!“

Darauf die prompte Antwort: „O, Frau, wenn i an mei Löhnle denk, schlupf i wieder nonter!“

Liebe Jugend!

Mein Freund Brandes ist Weinhändler, der besonders auch Altbayern mit dem mehr oder minder edlen Tropfen versieht. Da er selbst viel Eigenbau betreibt, hat er nach dem Weingesetz das Recht, auf der Etikette den Vermerk anzubringen „Wachstum Brandes“ oder „Crescenz Brandes“.

Als er kürzlich wieder einen Kunden suchte, meinte dieser: „Na, Herr Brandes, jetzt is ja Ihre Alte auch im Geschäft...“

„Was, meine Frau?“
„Ja freilich, die Crescenz.“

Kausalität

„Woher kommt es, daß Sie gar keine Haare mehr auf dem Kopf haben?“
„Das ist ganz einfach! Früher, beim Militär, kommandierte immer der Feldwebel: „Einjähriger Meier, ein Haar heraus! Noch ein Haar heraus!“ Und so habe ich alle Haare verloren!“

Schul-Humor

Mein Sohn besucht die Sexta eines Berliner Gymnasiums. Beim Turnen veranstaltet der Lehrer einen Ringkampf. Mein Sohn wird niedergedrungen. Beschämt wendet er sich zum Lehrer: „Herr Oberlehrer, ich bin aber auch nur ein Flaschen-Kind.“

Humor des Auslandes

„Lieber Doktor, an diesen Verordnungen werde ich sterben; sie sind zu hart!“

„Sie müssen eben einsehen haben: es liegt nicht in meiner Macht, Sie jünger zu machen!“

„So viel erwarte ich auch gar nicht von Ihnen... aber lassen Sie mich älter werden!“

Freundinnen

Zwei ziemlich gleichaltrige „gute Freundinnen“ besuchen ein Kabarett. Die Jüngere amüsiert sich bei den Schwänken des Komikers großartig.

„Wie du über den Mann lachen kannst, ist mir ein Rätsel“, sagte die Ältere. „Die Witze sind doch uralte, ich habe sie alle schon vor Jahren gehört.“

„Ich nicht“, meinte die Andere treuherzig, „damals habe ich ja noch nicht gelebt.“

Liebe Jugend!

Die Tante ist eben zu Besuch gekommen und steht am Bettchen des drei Wochen alten Schwesterchens. Sie sagt zärtlich zu ihm: „O du herzig's Bubele.“

Das neben ihr stehende vierjährige Fritzchen sieht sie vorwurfsvoll an und sagt: „O, Tante, du hast's halt noch net nackend g'sehn.“

Ein Zweifler

Hans spielte auf der Reise mit Großmutter's Handtasche. „Hände weg, Hänchen, das ist kein Spielzeug“, warnte Großmutter.

Das Kind spielte weiter und schrie plötzlich laut auf, weil es sich den Finger im Bügel eingeklemmt hatte.

„Da hast du schon die Strafe vom lieben Gott für deinen Ungehorsam“, sagte Großmutter.

„Vom lieben Gott?“ rief das Kind erstaunt, „ich habe es doch selbst gemacht.“

Die Pantomime

„Nun — wie gefällt Ihnen das Stück, Frau Konsul?“

„O sehr hübsch — sehr nett —, aber — ich finde — es wird doch eigentlich gar nicht dabei gesprochen!“

Liebe Jugend!

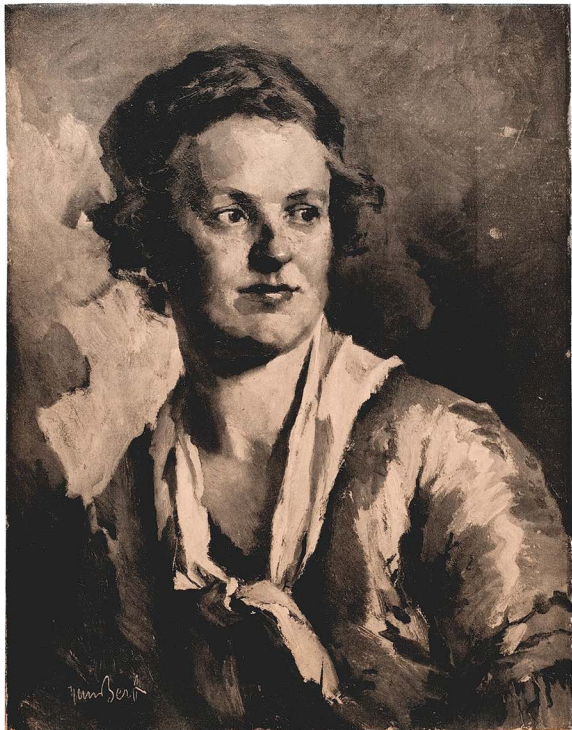
Dem Tagelöhnerssohn A. wird vom Lehrer oft vorgehalten, daß er mit schmutzigen Fingern zur Schule komme, wo doch sein Nachbar immer ganz sauber sei.

„Tja“, sagt der Kleine, „der kann wohl leicht sauber sein, der wascht seine Hände auch alle Tag.“

J U G E N D

NUMMER 17 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Die Erbhofbäuerin

Hans Best

Zwei Freundinnen und ein Mann

Eine nachdenkliche Angelegenheit - Von Ralph Marius Kahl

Der Südfürtengensobhändler Heinrich Kunze jr. steigt aus seinem funkelneugeu Wagen. Mit weltmännischer Geste streift er die Schweinslederhandschuhe ab; rückt den grauen Zylinder zu-recht und hängt sich mit lässiger Gebärde das hellgelbe Lederetui mit dem Zeißglas um die Schulter.

Ein Menschenstrom ergießt sich von allen Seiten zu den Eingängen des Rennplatzes.

„Wie wird das große Derby enden?“ Eine Frage, die man Vielen buchstäblich vom Gesicht ablesen kann.

Für Kunze sind diese Leute lediglich Statisten; gewissermaßen

nur Rahmen für ein grandioses Ereignis. — Wettfieber findet er vulgär; deshalb ist das Rennen selbst, für ihn, nur von sekundärer Bedeutung. Was ihn in erster Linie hergelockt hat, ist die gesellschaftliche Seite der Angelegenheit.

Wie ein zum Leben gewordenes Bild aus der Zeitschrift: „Der elegante Herr“ steigt er die Treppe zur Tribüne hoch. Unzählige Augenpaare fühlte er interessiert auf sich ruhen; aber nicht um einen Zoll wendet er den Kopf, sondern blickt geradeaus ins Lerre: dandy-like!

Die stille Melodie der Bewunderung tut ihm wohl. Er fühlt sich



Aus dem Schwarzwald

E. Brauneis (München)

ganz groß in Form. Ein dezentes Lächeln umspielt seine Lippen, während seine rechte, belackschulte Fußspitze den Rhythmus eines Tanzschlagers trommelt. — Banale Gespräche liebt Kunze nicht; deshalb empfindet er es besonders wohlthuend, daß er in seiner unmittelbaren Nähe kein bekanntes Gesicht sieht. Auf dem Rennplatz über Geschäfte zu sprechen, schickt sich nicht; das ist sein Grundsatz und davon läßt er sich von niemand abbringen. Aber wie jeder Mensch, so hat auch Kunze seine Schwächen und die sind: Elegante Frauen, schöne Kleider — und in dieser Kombination, sonderbar genug — gutes bürgerliches Essen. —

Das erste Rennen läßt bereits. Ein herrlicher Anblick wie die Pferde über den Rasen fliegen.

Wie aus dem Erdboden gewachsen, stehen plötzlich zwei reizende Damen in Kunzes Nähe. Die eine verfolgt mit Spannung die Vorgänge auf der Bahn; während die andere, über die Möglichkeit einer Annäherung mit jenem vornehmen Herrn philosophiert, der nur einige Schritte von ihr entfernt steht und so ganz ihr Typ ist.

„Wanda!“ flüstert aufgeregt Nanette und zupft dabei ihre Freundin leicht am Ärmel.

„Sieh' doch mal! Ist er nicht göttlich?“

Die Angeredete wendet widerwillig den Kopf. Sie ist noch verärgert über die Bosheit ihrer Freundin, die in einem neuen blauen Seidenkleid angerauscht kam, ohne daß sie vorher von dieser Tatsache verständigt wurde. Das empfindet Wanda taktlos. Es ist ihr deshalb nicht zu verübeln, daß sie schlecht gelaunt ist und gereizt fragt:

„Was ist denn los! Von wem spricht du denn eigentlich?“

Nanettes linkes Auge spielt in Richtung Kunze, dabei haucht sie: „Er mahnt mich so an Wohlbrück!“

Wanda lächelt mokant. „Wohlbrück? — Ich glaube du irrst ein bißchen, meine Liebe, der distinguerte Herr ist niemand anderes, als Gemüsehändler Heinrich Kunze“, meint sie mit Ironie und fügt noch hinzu: „meines Wissens schwärmt er mehr für grün als für blau!“

Der Hieb sitzt. Nanette tut pikiert; aber innerlich freut sie sich wahnsinnig, da sie nun bestimmt weiß, wie tödlich sie in dem „Neuen“ aussehen muß. Frauen sprechen in solchen Dingen eine andere Sprache, die Männer nie begreifen werden, weil sie des feineren Sinnes mangeln. Und es gibt nur eine Regel dafür: „Ja“ bedeutet in solchen Fällen „Nein“, und „Nein“ wird zum „Ja.“ Kunze der zwar kein Wort der Unterhaltung versteht, fühlt instinktiv, daß über ihn gesprochen wird. Mit einem schnellen verstorbenen Seitenblick mustert er die zwei entzückenden Damen. Zufrieden lächelt er in sich hinein. Seine Eitelkeit wird geweckt. Kunze versteht zu bluffen und er macht das wirklich wirkungsvoll. Alle seine Bewegungen werden von diesem Augenblick an, nur für zwei Augenpaare zugeschnitten. Sozusagen: Großaufnahme! — Er brilliert raffiniert mit Gesten der großen Welt. Er entwickelt Fähigkeiten, daß ein Filmstar vor Neid zerspringen wäre. Kunze steigert dieses Spiel von einer Minute zur anderen. Er bringt das Kunststück fertig — im spannenden Augenblick, gerade als der Außenseiter „Stella II“ mit phantastischem Endspurt um Nasenlänge vor dem favorisierten „Dunkelaue“ durch's Ziel rast — blasiert zu gähnen.

Nanette ist entzückt — nicht von der prächtigen Leistung des Pferdes — sondern von Kunze, der ihr als Inbegriff aller Vornehmheit erscheint. Während ihres bisherigen Lebens hat sie die ganze Skala der Liebe, in allen ihren Variationen, durchlebt, und stand nun an einem Punkt, den man allgemein als tot bezeichnet. Poetisch ausgedrückt: Spätherbst der Liebe. Es ist nur zu klar, daß sie sich nach den frühlingsgleichen Gefühlen einer neuen amorösen Anbahnung sehnt und dieser Wunsch, scheint

ihr im Augenblick, symbolisiert durch einen grauen Zylinder. — Zwei Tage später läßt Kunze Mercedes vor dem Haus in dem Nanette wohnt. Rätselhaft blieb allerdings, wie er ihre Adresse erfahren hatte. Aus einer vagen Vorstellung wird nun Wirklichkeit. Der Frühling der Liebe zieht in ihrem Herzen ein.

Es kommen Tage ungetrübten Glückes. Heinz erfüllt ihr jeden nur erdenklichen Wunsch. Ihr Kleiderschrank wird zu klein. Eine stille Zufriedenheit erfüllt sie; aber auf die Dauer wird ihr, bei ihrer Veranlagung, dieses Empfinden lästig. Sie legt sich die Frage vor: Was haben Dinge für einen Sinn, wenn man sie nicht herzeigen oder sie besprechen kann? In einer solchen Stimmung fällt ihr wieder Wanda ein. Sechs Wochen sind seit dem Derby verflossen und so lange hat sie ihre Freundin nicht mehr gesehen. Die Temperatur ihrer gegenseitigen Freundschaft ist seit jener Zeit auf den Nullpunkt gesunken. Kunze war die Ursache. Wanda kannte ihn von früher her und schien auch noch ein bißchen in ihn verliebt zu sein; denn auf dem Heimweg vom Rennplatz kam es wegen Heinz zu Meinungsverschiedenheiten, in deren Verlauf Wanda Äußerungen gebrauchte, die alles andere als schmeichehaft für Nanette waren.

Nanette hatte das nicht vergessen und es war sicher in Ordnung, wenn sie nun eine alte Schuld kassieren wollte. Nachdem nun so ziemlich alles fest zwischen ihr und Heinz war, konnte Wanda in keiner Weise mehr gefährlich werden. —

Wanda ist von bezaubernder Liebenswürdigkeit, als Nanette plötzlich auf der Bildfläche erscheint. Der Besuch überrascht sie keineswegs, im Gegenteil, sie hat ihn schon früher erwartet und sich längst darauf vorbereitet. Mit Nonchalance überbrückt sie deshalb die Unterbrechung ihrer Freundschaft zu Nanette. Sie tut einfach so, als sei nie der kleinste Streit zwischen ihnen vorgefallen; und eine Viertelstunde später, sitzen sie beim Tee, wie in alten Tagen. — Nach einem längeren Diskurs über die neue Linie der Tea-gowns, lenkt Nanette geschickt das Gespräch auf ein anderes Thema. Sie hat lange nach einem Übergang gesucht und fürchtet nun, nervös zu werden, wenn sie noch länger damit zögern würde. Mit gleichgültiger Miene greift sie nach dem Modejournal und blättert darin. Sie schlägt noch einmal das Modell „Beatrice“ auf und betrachtet es mit eingehender Gründlichkeit; dann reicht sie freundlich das Blatt ihrer Freundin, während sie leichthin meint:

„Beatrice“ würde also nach deinem Geschmack sein? — Gut, dann lasse ich es mir machen; aber glaubst du auch, daß es in Monte — (sie unterdrückt das Wort Carlo, weil nach ihrer Meinung „Monte“ ohne dem abgedroschenen Anhängsel, wahnsinnig vornehm klingt) — der demier gri sein wird!“

„In Monte — wieso in Monte?“ gibt Wanda mit gut gespielter Erstaunen zurück. Nanette freut sich über die Wirkung ihrer Worte, deshalb trumpft sie noch besser auf:

„Ach, weißt du! — Heinz drängt so nach Monte; während ich persönlich lieber nach Baden-Baden wollte. Aber du weißt ja selbst wie Männer sind; da wird mir nichts anderes übrig bleiben als nachzugeben und schließlich, meinetswegen, dann fahren wir eben nach Monte. — Aber eines muß dir mir heute schon versprechen, meine Liebe, daß du uns dort besuchen wirst!“ Das war bodenlos infam; aber Wanda überhört scheinbar die zynischen Worte ihrer Freundin und pariert gewandt den Schlag, indem sie die freundliche Einladung ignoriert und mit nachdenklicher Miene fragt:

„Heinz!“ Du meinst doch nicht etwa Heinrich Kunze?“

Nanette nickt nur; dann tut sie ganz bestürzt:

„Großer Gott, wie konnte ich nur so vergeblich sein, dir das zu erzählen! Denke dir nur, Heinz kam ganz plötzlich zu mir und flehte mich an seine Frau zu werden. Es kam mir zu überraschend; deshalb lehnte ich es vorläufig ab. Aber als er mich bat wenig-

stens seine Freundin zu werden, fand ich nichts dahinter; denn er ist wirklich ein ganz reizender Mensch.

Zu dir kann ich es ja sagen: Ich bin fest entschlossen ihn nach unserer Rückkehr aus Monte zu heiraten; denn ich weiß, daß ich ihm damit seinen größten Wunsch erfülle!“

Wanda lacht eine Koloratur, die Nanette aus ihrem seelischen Gleichgewicht wirft. Der Kampf ist offener geworden und alles deutet darauf hin, daß die Sache gar nicht so nach Wunsch geht, wie Nanette anfänglich glaubte. — Auf Wandas Gesicht liegt kein Schimmer des Neides, als sie mit todenster Miene sagt: „Du hast ein unheimliches Glück, meine Teure! Wollen wir hoffen, daß alles nach deinem Wunsche geht!“; dann ergreift sie die Hand ihrer Freundin und gratuliert ihr so herzlich zu ihrem Erfolg, daß Nanette nicht weiß, wie sie die Worte zu nehmen hat. Es ist eine unbehagliche Situation entstanden und die ändert sich auch nicht, trotzdem daß Wanda erneut Tee nachgießt und von dem wundervollen Gebäck versetzt, das Nanette so leidenschaftlich liebt. Auch die Konversation wird schleppend, obwohl das verfängliche Gespräch längst gewechselt und Wanda sich bemüht, witzig zu sein. — Nanette sinnt auf Rache. —

Wutentbrannt fährt sie im Taxi heim. Unglücklicherweise wartet Heinz bereits auf sie und ist über ihr langes Ausbleiben merklich verstimmt. Es kommt zu einem wüsten Auftritt. Nanettes aufgespeicherter Ärger entläßt sich hemmungslos. Was sie in die Hände bekommt, kracht auf den Boden. Kunze ist entwandert. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich um seine Achse zu drehen und wortlos zu verschwinden.

Zwei Tage läßt er sich nicht sehen. Am dritten packt Nanette ihre Koffer und fährt ins Bad, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Sie ist davon überzeugt, daß er sich unheimlich nach ihr sehen wird; aber sie ist fest entschlossen ihn eine Zeitlang zappeln zu lassen. —

Vierzehn Tage vergehen, ehe sie ihm schreibt. Kühl und sachlich. — Ihr Brief wird nicht beantwortet. — Nanette kämpft innerlich. Sie entdeckt plötzlich, daß das Leben nicht allein aus Launen und schönen Kleidern besteht. Gegen ihren Willen schreibt sie noch einmal. Diesmal ist der Inhalt ein einziges Flehen. Tage kommen und vergehen. Die Zeit wird ihr endlos lang. Sie wartet und wartet. — Kein Lebenszeichen von Heinz. Da erkennt sie mit schrecklicher Gewißheit, daß ihr der Wind aus den Segeln genommen ist. Sie wagt nicht mehr zu denken. Einer dunklen Ahnung folgend, reist sie sofort ab. —

Ihre Wohnung findet sie trist und öd. Noch mit Hut und Mantel bekleidet, stürzt sie auf den Briefkasten. Zwei Nachrichten findet

sie vor: Eine kolorierte Ansichtskarte vom Gardasee von Heinz, mit konventionellen Grüßen, und einen, mit einer italienischen Marke frankierten Brief. Die Schrift ist ihr wohlbekannt. Mit bebenden Fingern reißt sie den Umschlag auf. Die Buchstaben tanzen ihr vor den Augen, während sie liest:

„Geliebte Nanette!

Hoffentlich erreichst Dich noch mein Brief vor Deiner Abreise nach Monte! Ich bin todunglücklich darüber, daß ich Dich dort leider nicht besuchen kann. Seit meiner Verheiratung mit Heinz geht alles drunter und drüber. Ich fand nicht einmal die Zeit, Dich noch rechtzeitig von dem Ereignis zu verständigen. Du darfst mir deshalb nicht böse sein!

Mein Mann ist von rührender Aufmerksamkeit und liest mir alle meine Wünsche von den Augen ab. Nur in einem Punkt, muß ich etwas lächeln über ihn: er ist nämlich trotz seiner sonst weitmännischen Art — die Du ja so an ihm liebst — etwas spießig, was das Essen betrifft! Aber das ist ein Fehler, der eigentlich keiner ist, wenn man es recht bedenkt. Meinst Du nicht auch? Ich korrigiere ihn dadurch, daß ich ihm jeden zweiten Tag seine Lieblingsessensspeise koche und da solltest Du sehen, wie er sich freut! Er lobt meine Küche über alles und behauptet, daß er so froh ist, eine so gute Hausfrau bekommen zu haben, wie mich — der Schmeichler; — aber man kann ihm nicht böse sein. — Das Häuschen mit dem reizenden Gärtchen, das er für uns gemietet hat, solltest Du sehen! Vielleicht ist es Dir einmal möglich uns zu besuchen; nichts würde mir eine größere Freude bereiten! Aber nun muß ich schließen, denn ich höre Heinz schon nach mir rufen und ich möchte ihn nicht gerne verstimmen. — Ein anderes Mal hörst Du mehr von mir.

Herzliche Grüße von Deiner

Wanda Kunze.“

Nanette ist kreideweiß im Gesicht. Sie zerreißt Brief und Karte in tausend Stücke.

Von dieser Zeit an geht Nanette wie betäubt durchs Leben. Sie steht schon mit einem Bein bereits im Winter ihrer Liebe; da findet Nanette doch noch einen Mann. Der trägt zwar nicht Schweinslederhandschuhe und gegen graue Zylinder hat er eine Abneigung; dafür ist er aber ein Mensch, der das reale Leben von der richtigen Seite anpackt. —

Ihre Flitterwochen verbringen sie nicht in Monte Carlo, sondern in den bayerischen Bergen. Aber Nanette fühlt sich, innerlich gesund geworden nach langer Zeit, wieder recht glücklich, in der traumverlorenen Einsamkeit des kleinen Gebirgsdorfes.

DER DICHTER

Am Wegrand war's, Er saß auf einem Stein
Wie einst der Gute von der Vogelweide . . .
Das Haupt gestützt . . . zerwühlt von tiefem Leide . . .
Am Wegrand war's . . . Stumm saß er und allein.

Da kam ein Rauschen durch den finsternen Tann,
Und aus des Hügels Matthiassonschem Glimmer
Schritt Petrus her in überird'schem Schimmer
Und stand vor ihm und sah ihn lange an . . .

Still war es rings. Es atmete kein Strauch.
„Was weinst du?“ sprach der hehre Gottesgandee.
„Ich schreibe Fouilletons!“ — Da wandte
Sich Petrus wehvoll um und weinte auch.

Wilhelm Edward Gieske

DIE WUNDE

VON R. SPITZ

Schon lange war sich Walter bewußt, daß es langsam, aber stetig mit ihnen abwärts ging, daß das Elend näherrückte. Er war an Not gewöhnt, doch er hatte Augen, die Brotschnitten wurden kleiner, der Blick der Mutter bekümmerte. War die Liebe, mit der ihm die Bissen gereicht wurden, auch dieselbe, so beruhigte ihn das doch keineswegs. Mit dem Scharfsinn des Zwölfjährigen, der aus Kummer und harter Arbeit herausgewachsen war, wußte er bald, wie alles gekommen war. Die Mutter wurde alt, die Augen blind und das Nähen der feinen, weißen Wäsche, das gerade für ihren Lebensunterhalt reichte, wurde ihr entzogen. Mehr war die Arbeit schon, aber wertloser. Und der kleine Walter kam nicht mehr zur Ruhe. Seine Mutter konnte nicht mehr. Nun war es an ihm, zu verdienen, um mitzuhelfen, mitzuschaffen, was ihnen fehlte.

Verdienen!

Er wußte, daß es schwer, sehr schwer sein würde, denn er war mit seiner Umgebung und deren Begriffen von Leistung und Arbeit vertraut. Tausende kräftige Hände lagen untätig im Schoß, konnten, durften nicht arbeiten. Wer würde da ihn, den kleinen, zwölfjährigen Knirps beschäftigen. Aber es mußte gehen.

Mit zwingender Notwendigkeit klammerte sich dieser Gedanke in seinem Hirn fest.

Wenn er suchte, würde er schon finden, dachte er und zog los. Überall erfolglos. Er schrieb die Erfolglosigkeit seiner Schüchternheit zu und nahm sich fest vor, sie sich abzugewöhnen. Er tat es auch. Und trotzdem hatte er keinen Erfolg.

Es war eines Tages, als er ratlos nach allen Seiten blickte, als ein staubbedecktes Motorrad heranaste und direkt vor ihm stoppte. Der Besitzer wollte eben ins Haus treten, als Walter ihm nachstürzte.

„Darf ich aufpassen?“ fragte er mit einem Mut, den er sich vor Minuten nicht zugetraut hätte. „Oder putzen?“

Achtlos, gedankenlos kam es zurück: „Aufpassen? Sag lieber: Stehlen.“

Zwei Kinderaugen öffneten sich zu ungewöhnlicher Weite, zu großem, verwundertem Starren, bis sie sich langsam mit Tränen füllten. Vorübergehende, die das Kind nach dem Grunde seines Weinens fragten, erhielten keine Antwort. Kopfschüttelnd gingen sie weiter und ahnten nicht, daß ein Mensch einen Hieb erhalten, der ihn fürs Leben verwundete.



Liebe Jugend!

Es war auf der Fahrt nach Südafrika. Kein Mensch in der Kabine kann ein Auge zu machen, so laut schnarcht der lange Engländer.

Endlich rafft Herr Krause seinen müden Leib und sein bestes Englisch zusammen: „Mister, he, Mister, you are —“ Da war sein Englisch zu Ende und er imitiert zur Verständigung das beanstandete Geräusch.

In gutem Deutsch kommt es aus der Kojе: „Schnarchen heißt in Englisch: to snore, regelmäßiges Zeitwort!“ Sprach's — und schnarchte weiter.

Erlauchtes

„Du, Ella!“ sagt die eine der gebildeten jungen Damen zur andern, „wie heißt doch eigentlich dieses Vorrecht, das die Adelligen früher hatten — im Figaro ist auch davon die Rede — wenn einer ihrer Untergebenen heiratete — so ein lateinischer Name.“

„O, ich weiß!“ ruft Ella. „Jux primae noctis.“

Kindermund

Die kleine Irene war ein sehr wißbegieriges Kind. Einst stellte sie die indiskrete Frage an ihre Mutter: „Mutti, sag mir doch, wie war's denn, als du dich mit Vater verlobtest?“

Darauf erwiderte, in Erinnerung versunken, die Mutter: „Ach, das war wunderschön; wir standen am Waldessaum. In der Ferne zuckten grelle Blitze und dumpf rollte der Donner. Mitten im Gewitter haben wir uns verlobt.“

„Deshalb fürchtet sich wohl Papa so vorm Gewitter“, sagte darauf die nun zufriedengestellte Kleine.

Wahres Geschichtchen

Wir waren am Tage der Beisetzung eines deutschen Bundesfürsten auf dem Kasernenhof unserer sächsischen Garnison angetreten und harrten auf den Herrn Oberst, der den Parademarsch der Rekruten erstmalig besichtigen wollte. Alle Gebäude ringsum halbmaß geflaggt. Da fragte der Feldwebel einen Rekruten, warum heute halbmaß geflaggt sei? Hier- auf antwortete dieser prompt: „Weil der Herr Oberst kommt, Herr Feldwebel!“

Oh, diese Fremdwörter

Auf einer musikalisch-dramatischen Soirée trägt auch Professor X. Verschiedenes vor. Ein Herr und eine junge Dame unterhalten sich in einer abgelegenen Ecke über seine Vortragsweise und der Herr bemerkt, daß ihm X. im kleinen Kreis sehr gefiele, daß er aber bei seinen Matinéen etwas stark posiere. Worauf die Dame entgegnet: „So? Mir ist er noch nicht zu nahe gekommen!“

Liebe Jugend!

Ein afrikanischer Farmer hat auf dem Markte gute Geschäfte gemacht. Im Vollbewußtsein seiner gefüllten Börse nimmt er im Grand Hotel des Ortes das opulente Diner ein.

Nach Beendigung desselben fragt ihn der Kellner dienstbeflissen: „Café noir?“ Der Farmer bejaht. Während der Kellner schon davonellt, ruft er ihm noch mit lauter Stimme nach: „But with plenty of milk.“

In einer frommen Universitätsstadt beendet ein Professor der Theologie sein Kolleg mit dem Satze: „Lassen Sie mich daher den Inhalt unserer heutigen Betrachtung dahin zusammenfassen, daß wir zwar nicht wissen, ob am jüngsten Gericht mit Trompeten oder mit Posaunen geblasen wird, aber, meine Herren, daß geblasen wird, das wissen wir!“

Die neue Uhr

Franz bekam seine erste Uhr und möchte sie am liebsten allen Menschen zeigen. Am Sonntag stolz über die Hauptstraße spazierend, begegnet er einem alten, freundlich aussehenden Herrn und hat einen feinen Einfall:

„Ach bitte, redet er den Herrn an, können Sie mir vielleicht sagen, wieviel Uhr es ist?“

„Gern mein Junge, — es ist gerade zehn Minuten vor 11.“

Franz, mit gewichtiger Miene seine Uhr ziehend, „Stimmt!“

Auszeichnung im Findlingsheim

„Warum lassen Sie, liebe Schwester, dem Jungen die Haare so lang wachsen?“

„O, der ist unser kleiner Künstler, zweieinhalb Jahre alt, und schon — zimmerrein.“

Wahres Geschichtchen

Eine fromme alte Frau kommt ihrer schwachen Augen wegen zum Arzt. Derselbe will sie, um ihre Sehschärfe zu prüfen, aus einem zu diesem Zwecke hergestellten Buche mit größerer und kleinerer Druckschrift etwas lesen lassen, worauf sie fragt: „Herr Doktor, haben Sie nichts Heiliges zu lesen?“

Der Raucher

„Ich rauche nie.“

„Ja, wozu haben Sie dann eigentlich Ihren Mund?“

Ein triftiger Grund

„Was? Schon wieder ein Hausball bei Ihnen, Herr Müller? Wozu geben Sie soviel Gesellschaft? Ihre Töchter sind doch schon verheiratet?“

„Gewiß. — Aber meine Schwiegermutter ist Witwe geworden!“

Taktik

„Sagen Sie, liebe Freundin, wie Sie denn das angestellt haben, daß Ihr Mann jetzt gar nicht mehr ins Gasthaus geht?“

„Das? Sehr einfach. Als er einmal wieder um 2 nachause kam, frug ich, als er an die Türe klopfte: Bist du's Karl? — Nun, und mein Mann heißt doch Emil!“

Ein Mißverständnis

Ein trauernder Gatte bestellte für das Grab seiner Ehegattin einen Grabstein, der aus Sparsamkeit nur den Namen der Toten enthalten sollte. Der zungenfertige Verkäufer stellte ihm aber vor, daß es doch üblich sei, noch eine Inschrift, wie: „Ruhe sanft“, oder „Auf Wiedersehn“ auf dem Stein anzubringen. Um den Zudringlichen los zu werden, sagt der Besteller schließlich ärgerlich: „Also schreiben Sie: „Auf Wiedersehn!“ wenn's durchaus sein muß.“ Und geht.

Als der Grabstein einige Tage später auf dem Grabe aufgestellt war, las man vorne den Namen der Verstorbenen und hinten die Inschrift: „Auf Wiedersehn wenn's durchaus sein muß!“

Sängerin: „Ich habe hier ein ärztliches Zeugnis, daß ich heute Abend nicht singen kann.“

Theaterdirektor: „Deshalb brauchen Sie sich nicht aufzuregen! Ich will Ihnen sogar ein Zeugnis geben, daß Sie nie singen können!“



Scherenschnitt

Julie Hahn

Vor Gericht

Der Diener des Kommerzienrats steht vor Gericht, weil er gestohlen hatte. Fragt der Richter die Zeugin Anna, Köchin bei Kommerzienrats:

„Hat Ihnen der Angeklagte auch etwas genommen?“

Wuraf die Zeugin rot wird und meint: „Könn't ma nicht, Herr Richter, die Öffentlichkeit derweil ausschließen?“

Gesellschaftliches:

Die Taktlosen:

So oft man sie auch einlädt: Sie kommen!

Die Gefräßigen:

Sie können gar nicht genug kriegen, obwohl man wiederholt sagt: Greifen Sie nur herzhaf't zu!

Die Unverscämten!

Sie wollen absolut nicht gehen, wenn man auch fortgesetzt zum Dableiben auffordert.

Ein Sachse fährt von Meissen nach Berlin. „Unterwegs“, erzählt er, „steigt aber doch noch ein boomlanger Engländer ein und legt seine karierten Beine direkt in meinen Schoß. Und der Mensch nimmt sie nicht herunter bis Berlin.“

„Aber haben Sie sich denn das so ruhig gefallen lassen?“

„Ich kann do kä Wort englisch!“

Freundliche Zoochaft

Der Direktor des Zoo befindet sich auf einer Studienreise. Sein Oberwärter schickt folgenden Wochenbericht: „Alle Tiere sind gesund, nur der Langschwanzaffe spielt und friß't nicht mehr! Er seht sich anscheinend nach einem Gefährten. Was ist bis zu Ihrer Rückkehr zu tun?“

Fatal

A.: „Warum ist denn die Verlobung des Professors zurückgegangen?“

B.: „Nur wegen seiner schrecklichen Zerstreuung. Will er seiner Braut eine Schachtel mit einem Rosenstrauß senden, vergißt aber schließlich die Rosen hinein-zulegen und schickt bloß die leere Schachtel mit der Inschrift: „Dein Ebenbild!“

Unvermutete Antwort

Ein elegant gekleideter Herr läßt sich nach dem Gerichtsgebäude fahren.

Chauffeur: „Soll ich vielleicht warten, bis der Herr wieder herauskommt?“

Herr: „Meinetwegen, wenn Sie so lange Zeit haben.“

Chauffeur: „Dauert's denn lange?“

Herr: „Nein, nur drei Monate.“

Der Drang nach Einsamkeit

Bei einer Gesellschaft hat ein Herr eine sehr schwärmerische Tischnachbarin, „Einsamkeit“, flüsterte sie im Laufe des Gesprächs, „Alleinsein, fern vom Getriebe der Menschen, einsam auf hohen Bergen stehend... haben Sie niemals diesen Drang empfunden?“

„Ehrlich gesagt“, lächelt da der Herr, „nie in meinem Leben. Aber jetzt spüre ich ihn...“

Opposition

A.: „Menschen mit Oppositionsgeist haben meist blaue Augen!“

B.: „Besonders nachher.“

Falsch aufgefaßt

Sie: „Was, so früh schon da aus dem Büro? Wenn's noch zehn Minuten Zeit hätt' mit dem Essen, so...“

Er: „Aber gewiß, Schatzer!“

...so könn't' ich fertig sein mit dem Anziehen, um ins Gasthaus zu gehen. Ich hab nämlich das ganze Essen verpatzt!“

Auch eine Erklärung

„Vati, was ist eigentlich ein Chef?“

„Das ist der Mann, mein Sohn, der pünktlich im Geschäft ist, wenn ich mich mal verspäte und der zu spät kommt, wenn ich pünktlich bin.“

Wie er es sieht

In einem kleinen bayerischen Gebirgsdorf ist beim Schispringen aus irgendeinem Grunde eine Pause eingetreten und der kleine Toni, der dem Ganzen mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt ist, fragt ungeduldig: „Vater, wann schmelzen s' wieder einmal einen runter?“

In Vertretung

Pollak verweist auf vierzehn Tage. Sein Buchhalter Kringel soll ihn im Büro vertreten. Als Pollak zurückkommt, ertappt er seinen Buchhalter gerade dabei, wie er die Stenotypistin umarmt.

„Was machen Sie?“ schimpft der Chef, „hab ich Ihnen etwa Generalvollmacht gegeben?“

Verwechselt

„Mein Rasierwasser war aber heute etwas zu heiß!“ meint der neue Untermieter.

„Rasierwasser?“ ruft die Hausfrau entsetzt, „das war doch der Kaffee!“



Scherenschnitt

Julie Hahn

Präventiv

Bankier (zum Chirurgen vor der Operation): „Wenn ich in der Narkose etwas von der Bilanz unserer Bank sagen sollte, so bitte ich davon Kenntnis zu nehmen, daß nicht ein Wort davon wahr sein wird.“

Das Mindeste

„Kind, laß uns einen Schleier über die Vergangenheit ziehen!“ sagte der Gatte schuldbeußt.

„Ich denke gar nicht daran. Ein Pelzmantel ist das Mindeste.“

Gute Auskunft

A.: „Sind Luftbäder gut für Rheumatis- mus?“

B.: „Ja, sehr! Ich habe meinen davon!“

Steigerung

„Ich finde kaum mehr einen passenden Vergleich. Meine Frau ist in der letzten Zeit so unverlässlich wie das Wetter.“

„Das ist doch gar nichts. Meine Frau ist mindestens so unverlässlich wie die Wettervorhersagen.“

Wahres Geschichtchen

Die Ehre des Polizeidieners von Xheim ist schwer verletzt, man hat ihm nachgesagt, er lasse beim Feierabendbieten nicht die gleiche Gerechtigkeit walten gegenüber allen Wirtschaften, die das fundamentum regnum ist. Der schöne Verleumder kommt vors Schöffengericht. Der Zeuge Huber, dem die Rolle des Angeklagten viel besser liegt, als die eines Zeugen ist sehr stolz auf seine Ausnahmestellung und erklärt mit vielem Pathos: „Mer hawe Kaarte g'schpielt im griene Baam, um 3/12 kummt der Boleziedner und secht: „Feierwend, meine Herr!“ secht 'r. Do haw ich mei Kaarte hing'schmisle un haw g'secht: „Aus is es, kee Kaart werd' mehr angeriecht, 's is Feierwend!“

Der Amtsrichter (etwas ungläubig): „Das sieht Ihnen aber gar nicht ähnlich, war es genau so, wie Sie eben sagten? Sie haben einen Eid geleistet!“

Da tritt Herr Huber gegen den Richter'schen vor und sagt halblaut: „Ja, wisse Se, Herr Amtsrichter, ich haw aach grad schlechte Kaarte g'hatt.“

Vom Exerzierplatz

Unteroffizier (als sich zwei katholische Soldaten etwas zuflüstern): „Maul jehalten — Katholikentage kann ich in der Front nicht dulden!“

Schulhumor

In einer Frankfurter Schule wurden die Kinder aufgefordert, Namen von Heiligen aufzuzählen. Der „heilige Christof“, der „heilige Petrus“, der „heilige Augustin“ werden genannt.

„Und wen weißt du?“ fragt endlich die Lehrerin ein kleines Mädchen, welches am aufgeregtesten Zischen gibt. — „Die fromme Helene!“ —



Seeufer

Hermann Mayrhofer-Passau (München)

Begegnung

Wir zogen viele Lenz
 Ein jeder seinen Lebenspfad,
 Bis eines Schicksals Gronze
 Am Kreuzweg halt! geboten hat.

Sommer-Sonnenglut liegt still
 Auf Wald und grasiger Schneise,
 Niemand weiß noch, was er will,
 Doch ahnt es jeder leise —

Des Waldes Wipfel schwingen
 In blauen Himmels Fächerhauch,
 Zwei Herzen aber singen
 Und stumm spricht Aug' zu Aug':

Du mußtest mir begegnen,
 Es war vom Glück bestimmt,
 Drum wird der Himmel segnen,
 Was eins vom andern nimmt,

W. H. Dammann

Die Schule für Fortsetzungsromane

Mein Freund Bogumil besucht die S.F.F., die Schule für Fortsetzungsromane. „Was machst du dort?“ fragte ich ihn. „Mancherlei“, erwiderte er, „zum Beispiele bin ich jetzt gerade dabei, das Schreiben von Romanen in verschiedenen Fassungen zu erlernen.“ Ich machte ein törichtes Gesicht. „Am besten“, sagte Bogumil, „du siehst dir einmal meine letzte Klassenarbeit an, dann wirst du schon verstehen.“ Ich sah mir die Klassenarbeit an. Die Aufgabe lautete:

Thema: Lissy, ein armes, aber ehrliches Mädchen, hat sich im Wald verirrt und wird von irgendjemandem auf ein Schloß gebracht.

Dies Thema ist in drei Fassungen zu bearbeiten, erstens für eine illustrierte Zeitung (also mit kriminalistischem Einschlag), zweitens für ein mondänes, auf Glanzpapier gedrucktes Monatsheft, drittens für eine kleine Tageszeitung.

Bogumil hatte die Aufgabe folgendermaßen gelöst:

I. Für eine illustrierte Zeitung:

Wer ist Lissy?

Ottfried horchte auf. Rief da nicht, vom Waldrand her, eine Autohupe? Er schaute aus dem Fenster. Tatsächlich, ein eleganter Sechszylinder war gegen eine Föhre gefahren.

Er eilte die Treppe hinunter. Eine junge, hübsche Dame stand vor dem Wagen. Ottfried stellte sich vor: „Ich heiße Ottfried Baumgarten. Sie dürfen aber nicht glauben, daß ich das Schloß besäße. Das Schloß ist so teuer, daß es überhaupt niemand besitzt. Ich wohne nur in drei Räumen zur Miete.“

Er bat die Dame auf gemietete Schloß. Sie sagte: „Mein Wagen ist entzwei, darf ich bei Ihnen übernachten? Oder haben Sie Angst?“

Ottfried lächelte. „Ich? Das ist gut!“ Er schüttelte die blonden Locken und zeigte lachend ein gesundes Gebiß, das im Reklameteil der Illustrierten gleich als Zahnputzmittel-Werbung verwendet werden kann.

„Wohin wollen Sie?“ fragte Ottfried. Die Dame verweigerte die Auskunft. „Wie heißen Sie? Wie kommen Sie in den unwirtlichen Wald? Woher kommen Sie?“ Sie sagte nichts. Was blieb Ottfried übrig, als sie auf ihr Zimmer zu bringen und selbst schlafen zu gehen.

Der ruhige Schlaf, der seiner Jugend eignete, wurde jäh unterbrochen. Eine Diele des alten Schloßfußbodens knackte, Ottfried setzte sich hoch und erkannte eine Gestalt im Zimmer. „Hallo!“ rief er. Die Gestalt verschwand. Ottfried hinterdrein. Es war niemand und nichts zu sehen. Er ging zum Zimmer der Dame, klopfte, keine Antwort. Da bekleidete er sich notdürftig und ging zum Auto am Waldrand. Es war verschwunden. Was war das?

War die Dame eine Diebin? Ottfried durchsuchte das Schloß, es fehlte nichts. Doch, halt — jenes Bild an der Wand, das er selbst einmal in Nizza gemalt hatte, war verschwunden. Es hatte die Tochter seiner Wirtin in Nizza dargestellt ...

Was hatte das zu bedeuten? Wer war Lissy?

(Fortsetzung folgt.)

II. Für ein mondänes Blatt:

Cocktail mit Li.

Gert nahm Li bei der Hand und sprach: „In diesem Schloß wohnen wir meistens zum Wochenende!“

Eine fröhliche Gesellschaft war beisammen. Da war Sonja, mit dem dunkelsaugenden Blick, die mit übergeschlagenen Beinen neben dem Architekten saß, den sie alle Klops nannten. Da war ferner die dämonische Malerin Frieda, die meistens Zigarren rauchte, und die zu ihrem Unglück nie jemanden gefunden hatte, der es wagte, ihr diesen Unsinn zu verbieten. Auf der Couch lag Carmen, hochblond und mollig, denn so mondän ist ja keine Gesellschaft, daß nicht einige ihrer männlichen Mitglieder für mollige Mädchen inklinierten. Am Fenster aber standen zwei junge Herren in abwartenden Haltungen.

„Dies ist Li“, sagte Gert. „Ich habe sie vorhin im Walde gefunden. Sie hat sich verlaufen. Wir werden sie heute abend mit nach London nehmen.“

Carmen, die hochblonde, machte Schmolli-Lippen: „Gibt es so was? Daß man ein Mädchen im Walde findet, als wäre es eine Bickbeere?“

„Also, Kinder, sei'n wir nicht nüchtern“, sagte Gert, „ich will zunächst mal einen kleinen Cocktail mixen!“ Er nahm Flaschen

und silberne Becher und braute mit Sachverstand und so wie er's im Tonfilm oft gesehen hatte, einen undefinierbar aussehenden Drink. Alle schmeckten und machten fachlich-kritische Gesichter. „Recht nett“, sagte die dämonische Malerin Frieda und dann trank sie erstaunliche Mengen.

(Fortsetzung folgt.)

III. Für eine kleine Provinzzeitung

Lissy verläßt ein Schloß.

Bodo von Reizenstein zuckte mit der immer noch männlichen Achsel. Erregung durchwachte sichtlich seinen Oberkörper. Lissy Waldmann erwiderte: „Bodo von Reizenstein, Sie irren sich in mir. Eine Freundin habe ich Ihnen sein wollen und will es auch heute noch. Mehr kann ich Ihnen nie geben!“

„Dann möchte ich nur wissen“, entgegnete Bodo höhnisch, „wem du mehr zu geben gewillt bist, und wenn ja, wieviel?“

„Bodo!“ rief sie in gekränktem Mädchentum, „das hätten Sie eben nicht sagen sollen. Das zerstört ja direkt unsere Freundschaft. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen Dankbarkeit schuldig bin, weil Sie mich aus dem Walde in dies zwar verschuldete, aber immer noch hochherrschaffliche Schloß geführt haben. Sie haben wie ein Vater an mir gehandelt. Doch ist es unmöglich, daß wir dies Verwandtschaftsverhältnis ändern.“

„Lissy“, sagte Bodo von Reizenstein, „vergiß nicht, daß auch ich nur ein Mann bin.“

„Das wäre ja weiter nicht schlimm“, erwiderte die Jungfrau, „wenn Sie nur nicht ein so alter Mann wären.“

„Lissy!“ schrie Bodo, und die Wanduhr blieb vor Schreck stehen. Bodos Zornader schwell an und trat übers Ohr. Drohend erhob er die Faust zum Schlag. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht just Fridolin, der fröhliche Gärtnerbursche, in den Salon, in dem diese Szene natürlich spielt, getreten wäre.

Bodos Zornader bebte. „Hinaus mit dir, du alberner Gärtner. Wie kannst du's wagen, mit eisenbeschlagenen Schuhen auf dem Parkettfußboden herumzutampeln?“

„Ich will“, sagte Fridolin, „meine Lissy vom Tyrannen befreien.“

Bodo erblaute. Hierauf ging ihm ein Licht auf. „Du dankbare Natter!“ rief er mit schriller Stimme, „verlaß Schloß Reizenstein!“

„Das sowieso“, sagte Fridolin, legte den Arm um, beziehungsweise auf Lissy und ging einer ungewissen, aber schönen Zukunft entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Hammond-Norden



Holzschnitt

Bold

Das Lächeln

Von Rudolf Spitz

Kürzlich erhielt ich ein Büchlein. Titel: Hygienische Morgentoilette von Sanitätsrat Heinz Lux.

Das Büchlein enthält ein neues Turnsystem, dessen Vorteil in seiner Bequemlichkeit lag — alle Bewegungen werden im Bett, liegend, ausgeführt, gleich nach dem Erwachen. Kein Laufen, kein Abrackern am Reck, keine Sprünge usw., das ist viel zu beschwerlich. Jetzt wollen wir lieber ein Turnen im Liegen haben und in ein paar Jahren sind wir hoffentlich so weit, daß wir uns darauf beschränken, uns die verschiedenen Bewegungen nur zu denken und schon dabei gedeihen.

Also das System Lux gipfelte in einer Übung, die bisher im Turnen unbekannt war.

„Nach Ausführung des Systems im Bette stehe auf, gehe vor einen Spiegel und nimm ein fröhliches Aussehen an. Behalte dieses Aussehen den ganzen Tag, was auch geschehen mag.“ Ich studierte den Paragraph dreimal durch und erkannte, daß er mehr wert war, als sämtliche Bewegungen miteinander.

Ich entschloß mich also für die Fröhlichkeit. Ich formte meinen Mund zu einem Lächeln, einem ungezwungenen Lächeln, gewinnend, sympathisch und strich die Falte zwischen meinen Augen weg.

Ich sah aus, als hätte ich in der Lotterie gewonnen, oder als hätte mein Feind — nicht gewonnen. Nach einer Weile spannte es im Gesicht, aber ich hielt aus, und mit freundlichem Lächeln und fröhlichen Augen trat ich an den Frühstückstisch. Meine Familie war vollzählig versammelt. Felix und Edmund, meine Söhne, stießen sich neckisch mit den Füßen und meine Frau strich gerade ein Butterbrot für Lissi, die auf dem Tisch stand und eben eine Tasse Schokolade umwarf.

Ich aber behielt die freundliche Maske bei. Meine Frau sah mich verwundert an und sagte:

„Du siehst so komisch aus, Rudolf, ist dir nicht wohl?“

„Ausgezeichnet, Liebling“, sagte ich und lächelte strahlend.

Meine Söhne sahen mich an und meine Tochter sah mich auch an, und ihre Augen wurden groß vor Erstaunen — solche eine Morgenlaune hatten sie noch nie bei ihrem Vater gesehen. Nach einer Weile sagte meine Frau: „Der Gasmann kommt heute. Es macht RM. 18.—.“

„Ich schwärme für Gasmänner und RM. 18.— ist billig.“

Meine Frau erbleichte. Das war ihr neu. Schnell fügte sie hinzu:

„Und dann muß ich der Schneiderin 60 RM. bezahlen.“

„Natürlich muß du das“, sagte ich. „Ich habe mich schon danach gesehen, dir das Geld zu geben.“

Wir aßen das Frühstück unter allgemeiner Heiterkeit und als ich fortging, ging ich mit dem Bewußtsein, ein anderer Mensch zu sein.

Ich bestieg die Elektrische, um ins Büro zu fahren.

Ein alter Bekannter, den ich Jahrelang nicht gesehen hatte, kam herein und setzte sich neben mich.

„Guten Tag, wie geht's dir, du siehst ja so vergnügt aus? Ist dir was Spassiges passiert?“

„Ach wo“, sagte ich, „man kann doch auch vergnügt aussehen, ohne es zu sein.“

„Soso, das ist mir neu.“

„Jaja“, sagte ich, „es gibt doch auch Menschen, die intelligent aussehen, ohne es zu sein.“

Mein Bekannter zuckte zusammen und sagte: „Versuche nur nicht witzig zu sein! Das sollte wohl ein Hieb für mich sein?“

„Ich habe nie behauptet, daß du intelligent aussiehst“, lächelte ich und lächelte genau so freundlich wie vorher. —

Mein Freund stieg aus.

Direkt mir gegenüber saß eine junge Dame. Sie war wirklich sehr hübsch. Ich sah sie mit meinem strahlenden Lächeln an, worauf sie tief errötete. Ich sah sie immerfort an, bis der Herr neben ihr sagte:

„Kennst du den Herrn, Anna?“

„Nein“, sagte Anna.

„Dann ist es höchst unverschämmt von ihm, eine unbekannte Dame zu beleidigen!“

Ich erhob mich und stieg aus, denn ich wollte keinen Streit verursachen.

An der Haltestelle stand meine Tante. Sie trug den rechten Arm in einer Binde und sah leidend aus.

„Wie gehts?“ fragte ich.

„Wie es geht?“ sagte meine Tante. „Ich bin von der Leiter gefallen und habe mir den Arm gebrochen und will jetzt nach der Klinik. Dabei ist übrigens nichts zu lachen.“

„Ich lache ja gar nicht, Tante“, sagte ich, „Ich lächle. Ich sehe froh aus. Wenn wir alle fröhlicher aussehen würden, dann wäre es viel besser auf der Welt. Wenn zum Beispiel, du, Tante, jetzt froh aussähest, dann würde dich der Arm nicht so schmerzen.“

„Schon daß du ein kleiner Junge warst, habe ich deiner Mutter gesagt, daß du ein Lümmel werden würdest und ich habe recht behalten. „Mach daß du fortkommst!“

Ich ging ins Büro. Als ich ins Wartezimmer kam, saßen drei Leute da, die Empfehlungen haben wollten, sechzehn Personen denen ich ihre Manuskripte durchsehen sollte, acht Personen die mich zu mittig einladen und zwei, die Geld von mir pumpen wollten.

Ich blieb an der Tür stehen und mit einem Schlag kehrte mein altes, ernstes Aussehen wieder und mit grollender Stimme verkündete ich: „Der persönliche Empfang fällt heute aus!“

Dann ging ich ins Privatzimmer und schrieb einen Brief an Sanitätsrat Lux, worin ich ihm mitteilte, daß sein neues Turnsystem mit dem fröhlichen Lächeln untauglich sei. Wenigstens für Geschäftsleute.

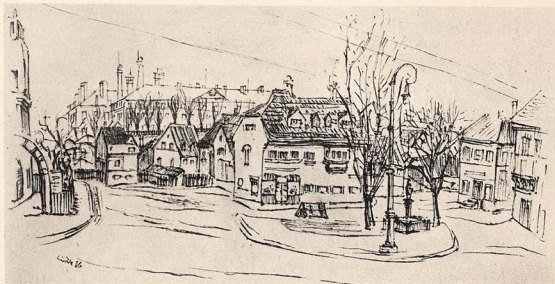
HERZVERTRAUEN

Wirst du dich finden,
Windfrühling weht,
Welt ist groß.
Wolke geht
Über Feld und Weg.

Licht flieht
Und Sonne scheint,
Leben ist gut,
Was auch geschieht.
Schattenlos rein
Im Grabe ruht
Von Sorge und Liebe dein schmales Sein.

Die Jahre warten nicht,
Noch ist es Zeit,
Hab' dein Gesicht,
Atme, befreit.
Schweige nicht still,
Wenn dein Herz, dein Herz
Gewähren und leben will.

Wolfram Dieterich



Die Au in München

Reinhold Winkler

Von dem Berge fließt ein Wasser . . .

Von Günther Reißer

Nicht immer sind es die großen Begebenheiten des Krieges, die sich mahnd in den Vordergrund der Erinnerung drängen: Vielmehr fällt uns alten Kriegskumpanen mitunter das anscheinend Kleine, Nebensächliche in den Sinn. Und wenn wir dann die Augen schließen und still in uns hineinlauschen, wird die leise, schüchterne Stimme klar und deutlich, bis mit einem Male, ungerufen und trotzdem unplötzlich gegenwärtig, irgendein Erlebnis aus dem versunkenen Vergessen sich reckt und uns wunderbar ans Herz rührt; so daß wir meinen, eben erst selb gesehenen, was langer Jahre Kampf und Not zugedeckt. —

Flandern Eintausendneuhundertundachtzehn —. Wir lagen im Ruhequartier südlich Baillieu, glücklich über das herrliche Strohlager in der Holzbaracke, die im heimeligen Schatten eines Kiefernbruchs errichtet war. Und ich weiß es noch, als sei's gestern oder heute erst gewesen, wie wundersam mir ums Herz wurde, da ich nach langen Monden die erste Lerche wieder singen hörte, droben im blauen Frühlingshimmel, zu dessen ziehenden Lämmerwolken der ewige Krieg Mord und Vernichtung trug. Hier aber war Frieden, und wenn es auch ein eingebildeter war, und wenn wir auch wußten, daß die harte Pflicht und das Gesetz in unserer eigenen Brust nur zu bald den mahnenden Weckruf bringen würde, in die Bresche zu treten und weiter auszuhalten: Wir sogen mit tiefen Atemzügen den würzigen Balsam ein, träumten uns hinein in eine andere Welt, und wir waren, wenn wir die Augen ganz fest zumachten und der Lerche lauschten, nicht im fernen Flandern mehr: Deutschland war um uns mit all seinem Glück und Leid, um uns, weil es im rasenden Toben der Schlachten immerdar in uns gewesen war. Abends dann, wenn der fallende Tag einen rosaroten Schleier über den Horizont spannte, wenn die Lerche schwieg und noch der letzte Klang ihres Heimatliedes in unsern harten Herzen nachkitzelte, saßen wir im Kreise vor der Waldlichtung, schwiegen hinein in die aufdämmernde Nacht; bis all das unauffähre Glück und all unsere unauffähre Sehnsucht den Liedern Raum gaben, die wir sangen.

Und mancher, der fröhlich mitgesungen, hat später dann in nachtdunkler Baracke heimlich die Zähre von der rauhen Bart-

stoppel gescheucht, mancher, den seit zwanzig Jahren der Rasen deckt, oder die braune Ackererde, mancher auch, den das Geschick heimwärts führte und der heute wieder in Reih und Glied steht, mit dem ganzen Volk marschiert.

Und wahrhaftig: Es braucht sich niemand ihrer zu schämen. Von dem Berge fließt ein Wasser . . .

Das letzte Lied war's an jenem Abend, der uns den Marschbefehl für den kommenden Morgen brachte. Und das letzte sicherlich, das mein Kamerad gesungen, mit dem ich treulich teilte, was die Feldpost uns brachte. Denn schon am nächsten Abend, kaum daß wir uns in der neuen Stellung drunten im Tal der Lys eingerichtet hatten, griff das Geschick mit würgender Faust nach dem jungen Leben des kaum Achtzehnjährigen: Eine Schrapnellkugel durchschlug seinen Helm und ließ ihm nur Minuten noch des Bewußtseins.

Und diese letzten kargen Minuten — haben wir sie dir nicht wunderbar leicht gemacht, Heinrich Möricke? Siehst du: Nun ist mir dein Name doch entschlüpft, aber du wirst mir drum nicht böse sein.

Du lagst vor mir, einen elenden, hilflosen Verband um das zerschlagene Haupt, aus dem es unaufhaltsam sickerte. Und erst bettelten deine Augen, und wir wußten deinen Wunsch nicht. Bis du dann doch noch Worte formen konntest — mühsam — röhrend — Worte, die die letzte kleine Spanne Frist gewiß noch verringert haben — die dich aber dennoch glücklich machten: Dich und uns. Freilich ist es ein besonderes, ein schmerzhaftes Glück: Den letzten Wunsch eines Sterbenden zu hören, und ihn sogleich erfüllen zu können — — —

„Singt mir das letzte Lied von gestern abend — — —“

Draußen stiegen die Rauchfontänen einschlagender Achtundzwanziger turmhoch in die zerrümmerten Wolken; inmitten des rasenden Orkanes hockten wir zu viert im notdürftig abgeschirmten Granattrichter: Drei Lebende und ein Sterbender, sahen aneinander vorbei, um es uns nicht noch schwerer zu machen, und sangen so leise wir konnten, das Lied von dem Wasser, das vom Berge rauscht — — —

Der Clown Ermanno

Erzählung von Ilka v. Petényi

Ermanno, einer der zahlreichen dummen Auguste des Zirkus Minetti, hat seit dem Beginn seiner nun bald 10 Jahre währenden „Künstlerlaufbahn“ so viel blödes, dem Publikum gefälliges Lachen und Grinsen produziert, daß ihm fürs Privatleben sogar das kleinste, bescheidenste Lächeln abhanden gekommen ist. Zu einer Solonummer hat er es noch nie gebracht, im Verein mit seinen vier Kollegen soll er den Zirkusbesuchern die Pausen zwischen den einzelnen Darbietungen zu einer angenehmen, lustigen Abwechslung machen.

Die andern Vier — einer immer kleiner als der andere (Schnurz, der Kleinste, ist Liliputener), sind beweglicher und humoriger als Ermanno, bringen immer das Neueste, während er, der Familie hat, sich mehr müht als jene, jedoch weniger belacht wird.

Seine Witze und Ulkereien haben schon einen ziemlich „langen Bart“ und werden hauptsächlich von Kindern beklatscht.

Der Clown Ermanno ist ein guter Kerl und stets hilfsbereiter Kollege und von der Schulleiterin, der Tochter des Direktors angefangen bis zu den 3 Manillas, den Königen der Luft, haben ihn alle gern. Aber was nützt das? Die Direktion braucht „Sensationen“ und eines Tages wird einer kommen, der die Lachmuskeln des Publikums besser in Bewegung zu setzen versteht und ihm, dem kleinen Spaßmacher, das Engagement wegschnappen.

Die Abendsonne liegt freundlich auf den Dächern, in den zartbegrüntem Vorgärten zwischern Amseln ihr flötensüßes Abendlied und die Wimper über der Zirkuskuppel flattern lustig. Trotz des frühlinghaften Wetters strömen die Besucher zahlreich wie nur je zur Vorstellung.

Ermanno, noch todernster wie sonst, sitzt in dem ziemlich kahlen Bretterraum, der ihm und den anderen Clowns als Garderobe

dient, vor dem Spiegel und verwandelt mit Hilfe des Schminkstiftes seine ersten Augen in lächerliche Kreuzchen, seine Augenbrauen in zwei mustergültige accents circonflexes, wie sie der Franzose über das Wort „hötel“ setzt und den schmalen Mund mit den müden energielosen Linien in eine einzige gutmütig und blöde grinsende Grimasse.

Während er in die unförmig weite, karierte Hose und schlottende, grelle Jacke fährt, denkt er an seine Frau, die jetzt im winzigen Raum des Wohnwagens am Bett seiner todkranken, kleinen Tochter sitzt, die sich bei der großen Wasserpantomime im vergangenen Monat eine Lungenentzündung geholt hat. Heute Abend fällt die Entscheidung, ob die Kleine durchkommt, hat der Arzt gesagt.

Und er, Ermanno, muß auftreten, lachen, Geld verdienen und Purzelbäume schlagen und abermals grinsen und sich von dem Schimpansen Jonny rohe Eier ins Gesicht werfen lassen, damit die Leute auf ihre Kosten kommen und seine kleine Familie nicht verhungern muß.

Und wie lange wird der Direktor noch zuschauen, wenn er, Ermanno, nichts Neues und Amüsantes zu bieten vermag?

Draußen stoppt die flotte Musik, Applaus dringt bis herein, Pferdehufe trappeln durch den Gang, um anderen vertrauten Tönen, Stimmengewirr, Kettenrasseln und hastenden Schritten Platz zu machen.

Schnurz, Ermannos Kollege, klein, verwachsen und beweglich, reißt die Tür auf:

„Mensch, Hermann, wo steckst eigentlich? Unsa Auftritt ist dran“ und stülpt dem verwirrt Aufschauenden den Miniaturzylinder aufs kahle Perückenhaupt.

„Dalli, dalli — der Stallmeister knurrt schon — Madame Madelon, das telepathische Wundermädchen, tobt, det se'n Zuch vasämt, det dumme Ludi!“

Am Vorhang zur Manege zerrt plötzlich jemand an Ermannos Ärmel. Des Clowns Gesicht wird fahl unter der Schminke, als er in das aufgelöste, tränenüberströmte Antlitz seines Weibes sieht.

„Hermann — um Christi willen, komm heim, unser Kind stirbt“, zittert es von den bleichen Lippen. Ermanno zuckt zusammen — er will Anna an der Hand packen, mit ihr gehen...

Der Direktor kommt vorbei: „Na, wird's bald, Ermanno? Wenn Sie jetzt auch noch unpünktlich werden — na, Sie wissen schon!“ Der Clown versteht nur zu gut, Dem Direktor sich anzuvertrauen, dazu fehlt ihm Mut und Zeit.

„Mann, komm doch!“ fleht die Frau mit erstorbener Stimme, vor Verzweiflung blind und taub für alles, was sie herum vorgeht. „Das Kind bettelt so nach dir — denk doch, sein letzter Wunsch.“ Ein wehes Schluchzen beendet den Satz.

Ermanno sieht alle, die Ballettmädchen, den Stallmeister, Schnurz, die Kollegen und die indische Schlangendame, die ihn teils mit leidenschaftlicher, ängstlich und verständnislos anblicken, stier an — streicht dann wie eine mechanische Figur seiner Frau übers Haar und küßt sie auf die Stirn. „Gib das unserem armen Engelchen.“ Führt dann das fassungslose, bebende Geschöpf an die hintere Ausgangstür, um auf dem Rückweg zur Manege mit Madame Madelon zusammenzustößen, einer goldfischblond gefärbten, überschulenkten Französin mit Kokainaugen, die gerade mitten in einem hysterischen Anfall ist und, ungeachtet, daß sie das Programm umstößt, augenblicklich auftreten will, obgleich die Pause drinnen noch zu Aufräumungsarbeiten benützt wird.

Weil sie den Clowns Schuld an der Verspätung gibt, überschüttet sie dieselben mit Schmähungen, die mit Brocken schlimmsten Marseiller Dialektes untermischt sind.

Ermannos Gesicht ist eine einzige Fratze. Als die rasende Hellscherin nicht aufhören will, geht er auf sie zu, hebt die Strampende hoch und sperrt sie in ihre eigene Garderobe. Dann bricht er in ein gelles Lachen aus, welches ihm immer einige kleine Erfolge zugezogen hat, weil er es dann gurrend, wie eine Turteltaube, mit einem naiv-erstaunten Gesichtsausdruck mit dem



Holzschnitt

Bold



Altes Städtchen

Reinhold Winkler

Atem nach innen zog, daß es in einem komischen Jodellaut endete.

Und jäh abbrechend, während Augen, Nase und Mund erschreckend starr wurden, watschelt er, gefolgt von den vier radschlagenden, kichernden, plappernden Genossen in die Manege.

Direktor Minetti erlebte an diesem Abend ein Wunder, das ihm in seinem erfahrungsreichen Zirkusleben noch nicht geschehen war.

War das noch der kleine unbedeutende, dumme August, den er schon zum Teufel jagen wollte, weil seine dämliche Allerweltsfratze weiß Gott das Publikum eher anödete, als unterhielt?

Dieser todernste, satyrische Witzbold — dieser keine Miene verziehende, glänzende Parodist — dieser traurige, köstlich erheitende, melancholische Pechvogel, der die Tücke des Objekts mit tieferem Humor und lächerlichem Ernst durch sich selber dozierte und dessen steinerne Unglücksmiene im Gegensatz zu dem meckernden Getölpel seiner Kumpane zu immer stärkeren Lachsalven und begeistertem Beifall hinriß?

Was war in den Mann gefahren? Das war ja eine Entdeckung, die sich warm zu halten unbedingt lohnte.

Zum zwölften Male hervorgerufen, brach der Clown Ermanno hinter dem Vorhang zur Manege zusammen. Tränen liefen über sein steinernes Gesicht. Der Direktor selber, unterstützt von seiner Tochter Herma, flößte ihm Kognak ein — wollte ihn ins

Büro führen. Ermanno sah und hörte anscheinend nicht. Wie er war, in seinem grellen Pludergewand, dem mehligem, schwarz- und rotlinierten Gesicht, mit den Tränenrinnen auf den dickgeschminkten Wangen, ging er hinaus, von Schnurz unterstützt, zu dem kleinen Wohnwagen in der Ecke, in dem noch mattes Licht brannte. Die Fensterchen waren zu.

„Die Frau muß drauf vergessen haben“, murmelte Ermanno, der Clown. „Man öffnet doch die Fenster, wenn eins gestorben ist.“ Schnurz drückte beschwichtigend seinen Arm.

Drinne schlief Anna, den müden Kopf an den kleinen Geschirrschrank gelehnt und — und — Ermanno hätte beinahe wie ein Trunkener das Gleichgewicht verloren — Angela, die Kleine, lag schneebleich in ihrem Bettchen, aber — sie atmete und schlief. Hinter den Männern kam der Zirkusarzt.

„Sie hat die Krisis überstanden. Ermanno, ich gratuliere Ihnen!“ Und er drückte dem Clown die Hand. Der hatte gar kein Ohr für den Doppelsinn der Worte. Ahnte noch gar nicht, daß über Nacht aus Ermanno, dem dummen August, der große Clown Ermanno geworden war, der bald als Star der größten Varietés der ganzen Welt Ruhm und Geld scheffeln würde.

Ein weiches Lächeln ging über sein seltsames Automatengesicht — von nun an durfte Lachen und Lächeln das zarteste Geheimnis dieses zerfallenen, vergewaltigten Menschengesichts sein.

„Engelchen, Liebes“, sagte der Vater und lächelte zum zweiten Male.

Warum blindrasieren?



Rasiere ohne Seife, Pinsel, Schaum mit Rappid
kein Brennen, kein Spannen
Barberweichung in 20 Sekunden
DERMATOLOGISCH-fachärztlich geprüft

*kein Depilatorium,
unschädlich, geruchlos, hautpflegend.*

Sparpackung (ca. 200 Rasuren) nur M. 1.65 und Porto vom Alleinhersteller:
PHARMAKON G.m.b.H., München,
Herrnstr. 10/1 Postsch. München 4722
Verkaufsstellen an Friseur- und Fachgeschäfte u. Vertretungen zu vergeben

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Vorliegendes Heft
gibt Ihnen ein kleines Bild
unserer Leistungsfähigkeit

Graphische Kunststalt W. Schütz München

Heckenstraße 8-10 Fernsprecher Nr. 20763

Zeitschriften-Vertreter

zum Vertrieb bekannter
und lohnender Hefte
gesucht. Angebote unter
J 216 an den Verlag der
„Jugend“.

Dannendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Fensterstr. 35



Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Bildnis Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinezeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henze: Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz: Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Bruchleidende

benützen meine neuesten Patente (DRP
530262 u. Ausl.-Pat. 1). Kein Herausziehen,
in entspannter, gelagerter Fülle Beseitigung
des Bruches! Anwendbar bei jeder
Verletzung (jed. Alters ohne Berufs-
störung, ohne Schmerzen, ohne Opera-
tion, ohne Einspritzung bei allen Bruch-
arten. Maßanfertigung. Begutachtung
durch Prof. Geh. Medizinalrat Dr. L. Köllz,
Ermannshain b. Lpzg. v. 24. V. 30. Aner-
kennung, Befreiung von der Einsicht auf-
liegend. Auskunft u. Druckschrittenver-
fahren, unverändert, kostenlos, portofrei
durch den Erfinder u. Patentinhaber
F. G. Streifenfelder, Fürstenfeldbruck b.
München, Schöngartenstr. 38. Nieder-
lassung München: Schützenstr. 4,
jeden Samstag u. Sonntag von 6-2 Uhr.
Augsburg, Nürnberg, Regensburg, auf Anfrage

HYPAGIN-TEE

der Harnsäure lösende
Kohlensäure zur

**Entgiftung
Entsäuerung
Entschlackung
des Körpers**

In allen Apotheken erhältlich
Fordern Sie Gratisprobe und
Prospekt an vom Hersteller:
LUDWIGS-APOTHEKE
München Neuhausenstr. 8



„Ohrenschmaus“

Wagner - Moosbauer

Wahre Geschichten

Der siebenjährige Hans hat ein Brüderchen bekommen. Er wird für einige Zeit aufs Land geschickt zu Onkel und Tante, einem kinderlosen Ehepaar. Dort fragt man ihn in der üblichen Weise über den Klapperstorch aus, was der ihm mitgebracht habe u.s.w. Hans geht gutmütig auf die Unterhaltung ein. Wie er aber nach Hause kommt, ist seine erste Bemerkung: „Jetzt weiß ich auch, warum Onkel und Tante keine Kinder kriegen. Die glauben noch an den Storch!“

In einer Familie, wo der Sohn 16 und das Töchterchen 14 Jahre alt ist, stellt nach so langer Zeit der Storch sich wieder ein. Um die Harmlosigkeit des sehr gewackelten Mädchens zu schützen, wird dies einige Monate vor dem Ereignis zu Verwandten geschickt, den Jungen behält man „wegen seiner großen Kindlichkeit“ im Hause. Eines Tages bringt der Storch einen Jungen. Der Vater setzt ein langes Telegramm auf, um seiner Tochter das freudige Ereignis mitzuteilen. Er versieht seinen Sohn mit dem nötigen Geld und schickt

ihn zum Telegraphenamt. Nach einiger Zeit kommt Walter zurück und überreicht dem Vater übriggebliebenes Geld. Dieser ist sehr erstaunt: „Ja Junge, was hast du denn gemacht; du konntest doch kein Geld zurückbringen, ich hatte ja den Preis der Depesche genau berechnet!“ „Ach Vater, warum der lange Quatsch, ich habe Paula einfach deschiert: „Wette gewonnen, ein Junge. Walter.“

Ein Pfarrer im Hessenland veranstaltete unter anderem auch einmal einen Familienabend für die ihm anvertrauten Schäflein. Er erzählte ihnen etwas von Ludwig Richter und zeigte ihnen dessen Werke in Lichtbildern. Der Abend verlief gemütlich bei Kaffee und Bier. Am andern Morgen traf er einen seiner Schutzbefohlenen, der auch dabei war, und frag ihn, wie es ihm gefallen habe. „Herr Parre, es war schön, wunnerschien, unn doch anstännig!“

Ein Gymnasialprofessor fragt in der Physikstunde der Oberklasse: „Wagner, können Sie mir sagen, bei welcher Temperatur das Wasser gefriert?“ Der Schüler

schweigt verlegen. „Nun, das wissen Sie also nicht. Was wollen Sie denn eigentlich einmal werden?“ Der Schüler antwortet: „Jurist, Herr Professor.“

„Ach so, da brauchen Sie es allerdings nicht zu wissen, da nehmen Sie einfach einen Sachverständigen!“

Erlauschtes

Karl und Hermann, beide fünfzehnjährig, unterhalten sich über die Liebe:

„Du, Hermann, hast du auch schon einmal poussiert?“

„Ja, unserer Köchin hab' ich neulich einen Kuß gegeben, aber ich hab' gleich gemerkt, die wahre Liebe war das nicht!“

Chlorodont
die Qualitäts-Zahnpaste



Der Lyriker im Frühling

E. Niemeyer-Moxter

Das Märchen von den sechs seltsamen Räubern

VON GUNTER GROLL

Es waren einmal sechs seltsame Räuber. Sie trafen sich jeden Samstag am Sumpf, und jeder von ihnen trug vor dem Gesicht eine Maske aus gelber Seide und um die Schultern einen schwarzen Mantel. Wenn sie dann hintereinander den schmalen Pfad durch den Sumpf schritten, leuchteten ihre gelben Masken durch die braune Stille wie das sechsfache magische Abbild des einsamen Mondes, und die Mäntel wehten um ihre Schultern wie die Schattenflügel großer, gelbgesichtiger Raubvögel.

Diese sechs Räuber kannten einander nicht, denn sie sahen sich nur in Mantel und Maske. Sie wußten nur, daß sie sechs waren an Zahl, und daß jeder der Sechs ein guter Gefährte und zuverlässiger Räuber war, und es schien ihnen, als gäbe es in der Welt nur sechs solcher Mäntel und sechs solcher Masken. Sicher aber war es ihnen, daß es nur sechs solcher Räuber gab.

Eines Samstag nun trafen die sechs seltsamen Räuber sich wieder am Sumpf. Sie begrüßten sich mit ihrem Gruß, überflogen prüfend ihre nachtschwarze Reihe und den matten Glanz der Seiden-

masken — und es geschah, daß sie alle ein namenloses Grauen packte. Denn statt sechs waren es nunmehr sieben.

Sieben seltsame Räuber starrten sich an. Erst wollten sie sich die Masken abreißen, aber dann erinnerten sie sich, daß sie sich ja nicht kannten und daß sie die Masken also ruhig auch aufbehalten konnten, und daß sie niemals wissen würden, wer der siebente war.

Keiner traute dem andern. Schweigend standen sie da, im Dunkel des bräunlichen Sumpfes, ihre Masken leuchteten wie das siebenfache magische Abbild des einsamen Mondes, und ihre Mäntel wehten im Wind wie die Schattenflügel großer, gelbgesichtiger Raubvögel. Und die Unken riefen.

So standen sie da, sieben seltsame Räuber, und einer war keiner. Sie schwiegen und atmeten. Und noch, als die kupferne Scheibe der Sonne aus dem Sumpfe tauchte, standen im wehenden Schilf sieben schwarze, gelbgesichtige, seltsame Räuber...

J U G E N D

NUMMER 18 / 1937

Sondernummer Alt-München

PREIS 60 PFENNIG



Kunst alt und neu

Als in der Zeit der Jahrhundertwende die „Jugend“ gegründet wurde, da verschrieben sich Gründer und Mitarbeiter einer neuen Idee: die Zeitschrift sollte zu einem Organ der schöpferischen Kräfte Münchens werden. In ihr sollte gediegenes Können und gesunder Witz sich aussprechen. Was jung war und jung sich fühlte, das sollte in einer schon damals von Mächten des Niedergangs bedrohten Zeit den Willen zum Leben und die Lust am Leben zum Ausdruck bringen. Daß manchmal die Lebensfreude eine tolle Kapriole schlug — was tat das? Wer von denen, die mit frohem Herzen das Treiben dieser künstlerischen Jugend verfolgten, kugelte nicht gerne einen Purzelbaum im Geiste mit? Die „Jugend“ erfüllte ihren Zweck! Sie verbreitete Jugend um sich und noch heute erhehlen sich die Augen der Älteren, wenn sie von der alten „Jugend“, vor allem von ihrer Glanzzeit sprechen. Man unterhält sich noch über dieses und jenes besonders gelungene Bild, die Meister hoher Zeichenkunst werden mit wahrer Verehrung genannt und so mancher Witz aus nun schon leicht vergilbten Blättern macht noch die Runde unter denen, die es erlebt haben, als er in schwarzem Druck das Licht der Welt erblickte. Ein junger Mann erzählte mir einmal vor etlichen Jahren folgendes: infolge widriger persönlicher Umstände war er entgegen den üblichen Gepflogenheiten seines Alters für einige Zeit dem Leben entfremdet worden. Er hatte sich scheu in sich zurückgezogen, war verdrießlich und unmutig geworden; zerfallen mit sich und der Umwelt, hatte er jedes Verhältnis zu Wein, Weib und Gesang, zu den Freuden des Daseins, verloren gehabt. Unwirsch hatte er gelegentlich bei einem Münchener Antiquar den Proband einer gebildeten Zeitschrift mitgenommen. In einer trüben Stunde öffnete er — mehr mechanisch als bewußt — das dicke Heft, sein Blick fiel auf eine Bildseite, die ihn mehr und mehr, anzog. Seine Augen sahen auf eine heitere Sommerlandschaft, licht dehnte sich die nur leicht gekräuselte Fläche eines Sees (der Würm- oder der Ammersee mochte den Künstler inspiriert haben), blau und weißgewölkt stand der hohe Himmel darüber. Im Vordergrund aber, zwischen einigen Schilfgräsern, zeigte sich die anmutvolle Gestalt einer jungen Frau in der Pracht brauner geschmeidiger Glieder. Brauche ich noch zu bemerken, daß der Zeitschriftproband, aus dem dieses Bild mit der Wirkung einer Schicksals lösenden Fee unserem bedrängten jungen Griesgram erschien, ein solcher der „Jugend“ war? Eine belebende Magie ging von dem Bilde auf den neue Hoff-

nungen schöpfenden Betrachter über. Es war, als ob das Sonnenlicht, das in dem wiedergegebenen Aquarell eingefangen war, bis in sein Herz hinein scheine. Obwohl des Stifts und des Pinsels nicht sonderlich kundig, ging er im Zwange einer ihm noch heute unerklärlichen Gewalt daran, das Bild zu kopieren. Gleichsam als Ausdruck eines über den Mißmut gewonnenen Sieges hängte er die Kopie an die Wand seiner Studentenbude. Er sagte mir, daß er von dieser Stunde an, den Anfang der Besserung seiner inneren und äußeren Zustände rechne.

Die „Jugend“ begann ihren Siegeslauf in einer Zeit, welche der Kunst, der Kultur und dem Geistesleben einen ganz neuen Aufschwung gebracht hat. Es war eine Zeit, die schonungslos Kritik am Hergebrachten übte und sich schöpferisch mit der Überlieferung auseinanderzusetzen versuchte. Wenn der neue Drang hin und wieder ins Kraut schoß, so sorgten spätere schwere Zeiten dafür daß solche Wassertriebe beschnitten wurden. In der Malerei ging jene auch für die Kunst unserer Tage maßgeblich gebliebene Aufleuchtung der Palette vor sich, der Erfindergeist der Technik schritt mit Siebenmeilenstiefeln voran und jeder philosophisch Denkende wettierte gegen abgestandene Begriffe, schlug zornig los gegen die Spiegelfechtereien einer heuchlerischen Scheinmoral. Wahrlich — der Mensch jener Tage warf wieder einmal eine zu eng und brüchig gewordene Haut von sich — ein neuer Tag wollte anheben.

Die Frühe dieses Tags ward bald durch das Ungewitter des Weltkriegs verfinstert und die Auswirkungen dieses Ungewitters gingen auf die Dauer leider auch an der „Jugend“, die bis dahin in echt vaterländischer Gesinnung beste deutsche Kunst gepflogen hatte, nicht spurlos vorüber.

Heute, da die ärgsten Schäden des Weltenbrandes gemildert sind, gemildert, ja weitgehend behoben in unserem neuen Deutschland dank des opferwilligen Einsatzes des Führers und seiner Getreuen, werden unter neuer Leitung auch die Schäden, welche die „Jugend“ befallen hatten, ausgemerzt.

Münchener Kunst und die „Jugend“, das waren zwei Begriffe, die fast schon einmal zu einer einzigen Vorstellung geworden waren. Jetzt öffnet die „Jugend“ ihre Seiten dem neuen Geschehen in unserer Kunst. Jugendliches Wollen regt sich allenthalben um uns — allem Jungen und jung Gebliebenen, sofern es von deutschen Geistes Kampf und Macht zeugt, will die verjüngte „Jugend“ dienen!



In der Au

Oswald Malura

Aus:

DAS SPITZWEGPFEIFERL

Von Wilhelm Herbert

mit trdl. Erlaubnis des Verlags Knorr & Hirth GmbH, München

Urwir, der Riese, steht mitten im Dultgaßl und merkt nicht vor Pein und Gedanken, wie ihm ein winziger frecher A-B-C-Schütze auf sausendem Schlitten durch das Tor seiner breitspurigen Beine fährt.

Er steht und stößt taktmäßige Dampfwolken aus den Nüstern und grollt dem Schuster und Herrn Spitzweg, der Margret, der Angebeteten, und dem Cäsar — und hat abwechselnd wieder ungeheuren Respekt vor Herrn Spitzweg und dem Schuster und dem Cäsar und der Margret...

Denn sie alle schaffen.

Er, der immer möchte und Pläne schmiedet, kommt nie dazu.

Aber jetzt!

Jetzt holla!

Der „ewige Hochzeiter“ — nein! Der Hochzeiter auf ewig!

Das will er dem alten Herrn Spitzweg da oben sagen... und noch was...

Doch dazu braucht er die „schöne Ausred“, von der Margret gesprochen hat — das Spitzwegpfeiferl.

Er schiebt mit den breiten Füßen vorsichtig den Schnee auseinander und sucht und sucht nach dem angeblich verlorenen Spitzwegpfeiferl.

Und findet nichts.

Ein paarmal meint er schon, er hätt's. Aber einmal war's ein Stück Kohle, einmal ein zerrissener Geldbeutel.

So steht er und schwitzt und das Bild einer lauschigen Schoppenstube im Vorweihnachtsdämmer flirrt ihm an den Augen vorbei. Da hört er des Schusters Hammer neckend und schürend klöppeln und klöppeln.

Zudem greift er was in seiner Joppentasche.

Gleich darauf ächzt und schreit die alte steile Treppe im Spitzweghaus unter Urwins mächtigen Sohlen.

Je höher er kommt, desto bedachtsamer steigt er. Desto finsterner



Alt-Münchener Volksleben am Chinesischen Turm

F. Kaiser

schaut er drein. Desto schwerer hebt sich seine Brust. Es muß ihm eine Sorge hart auf dem Herzen sitzen, die ihm den Atem nimmt.

Jetzt ist er oben. Drinnen hört er nichts. Er möcht' am liebsten umkehren und unverrichteter Dinge hinuntertappen — dem Weinstübl zu.

Aber aus dem Treppendämmer blitzen Margrets Augen vor ihm auf.

Da nimmt er den grünen Glaszug in die Hand und läutet. Lang bimmelt die Glocke im Gang drinnen nach.

Gemächlich schlurft die Alte heran und öffnet.

Sie schaut unwirsch.

Da lügt er.

„Ich hab' dem Herrn Spitzweg sein Pfeiferl g'funden.“

Das hellt ihr Gesicht auf. „Ah was!“ sagt sie freudig überrascht. „Kommen S' nur rein!“

Er tappt hinter ihr her an ein paar alten Schränken vorbei. Ruh-sam ist's hier und gemütlich — ein wenig Farben-, Kaffee- und Tabakgeruch in der Luft.

Der kleine Herr Spitzweg, altväterisch, fast eher ein Bureaukrat, denn wie ein Künstler anzuschauen, steht rauchend am Fenster und freut sich, daß drüben am Horizont leis und bläulich die ersten Linien der Alpen auftauchen.

Ein klarer Wintertag wird's — ein Malertag. Ein kleiner lauschiger Freithofwinkel in Kramsach in Tirol steht vor ihm, wo er einmal

auf einer seiner Studienfahrten ein prächtig verschneites altes Kreuz gefunden und mit kurzen Strichen abgezeichnet hat.

Er dreht sich, um das Blatt unter seinen Skizzen zu suchen.

Da schiebt die Hauserin den Riesen ins Zimmer und sagt hinter ihm durch den Türspalt: „Der Herr hat das Pfeiferl g'funden.“ Dann ist sie draußen.

In hilfloser Verlegenheit dreht Urwin sein eigenes kurzes Pfeiferl in der Hand.

Um Spitzwegs klare Augen spielt der Schalk. Er weiß, daß es sein Pfeiferl nicht ist, und sieht's auch auf den ersten Blick.

Aber er nimmt's und steckt's ein. „Will doch hören“ — denkt er — „warum der so schwindelt!“

Er kennt ihn ja. Das ist der Herrgottstagdieb von da drüben drunten im zweiten Stock — ein ganz netter Bursch, aber verbummelt, verbummelt.

„Hm! Sol!“ sagt Spitzweg. „Dank' schön! Setzen S' Ihnen!“

Dabei schiebt er ihm eine Zigarre hin.

Urwin kriegt heiße Ohren, setzt sich und entzündet das Kraut mit dem Papierfidi, den ihm der Maler im knatternden Ofenfeuer angebrannt hat.

Spitzweg setzt sich ihm gegenüber. Er mag nicht mit jedem reden. Mit dem möcht' er. Da ist ja auch die Schustermargret — so recht für ein Maleraug' — zwischen der muß was sein mit dem Riesen.

Was denn?



Alt-München. Marktszene am Marienplatz

Mettenleiter 1810

Kurzum, der andere interessiert ihn.

„Also“ — sagt er und bläst eine Wolke über den Tisch — „Was sind Sie?“

Urwlin sangt wie im Kampf an dem Stengel. „Ich bin nix.“

„Ehrlich wenigstens!“ denkt sich der Künstler. „Wie alt sind S’ denn?“

„Vierunddreißig.“

„Vierunddreißig und noch nix! Hm! Hm!“

Spitzweg steht auf, geht ans Fenster und schaut seinen halbfertigen „Hochzeiter“ an, der auf der Staffelei steht. Ihm ist eingefallen, daß er selber erst ziemlich spät mit seinem eigentlichen Beruf angefangen hat — mit dem Malen. Er denkt an die Apothekerzeit. Kritisch wird er gegen sich. Ob er Recht gehabt hat, umzusatteln? Ob er wirklich das Höchste erreichen kann, was ein Künstler soll — die wahre Kunst — Natur mit innerem Auge sehen und so mit Seele wiedergeben, daß d’ran die Menschen sich freuen und ihr Geist sich erhebt?

Aber er findet nichts auszusetzen, so sehr er sich plagt. Sonst tät er einfach sein eigenes Bild trotz allem darauf verwendeten Fleiß packen und in den Ofen schieben.

‘s wär das erste nicht.

Aber was anderes entdeckt er dran und schmunzelt d’rüber. Das Dirndl am Brunnen, dem da im Bild der Hochzeiter zierlich gespreizt mit dem Blumenstrauß naht, ist die Margret drüben, wie sie leibt und lebt. Schau! Schau! Die Margret! So von innen

heraus, mit dem einwendigen Aug’ unbewußt abkonterfeit, als hätt’s ein Porträt gegolten. Ja, ja, ein sauberes Dirndl! Ein richtiger Kunstgegenstand!

Die Frauen überhaup’t...

Und eine ihrer aller dermaleinst die Krone gewesen... die eine! Er schaut zu den Bergen hinüber und hätt’ schier ein wenig geseufzt.

Da fällt ihm der verlogene Pfeiferfinder ein. Der hat in seiner rettungslosen Vergessenheit gedämpft und gedämpft und sitzt mit seinem roten Riesenkopf in einem blauen Rauchdunst wie ein halbfertiger Sonnenkern im Urweltnebel.

„Was möchten S’ denn eigentlich werden?“

„Maler!“ Urwlin preßt’s heraus so schuldbewußt, als hätt’ er im Wald drauß’ einen heimlich erschlagen.

Spitzweg zieht die Augenbrauen hoch und streckt den kurzen Hals bedrohlich aus der schwarzen Binde. Schnell aber hat er wieder das Gleichmaß. Er geht an den Schrank, nimmt ein Blatt und Kohle heraus und legt’s vor den andern.

„Was zeichnen!“ sagt er und geht im Zimmer auf und ab. Urwlin starrt Papier und Kohle an und schaut dem Maler nach. Der bleibt vor ihm stehen und klopft mit dem Knöchel auf den Tisch. „Was zeichnen!“

Dann geht er hinaus und kommt nicht wieder.

Der Zurückgelassene möcht’ neuerdings am liebsten davonlau-

fen. Aber er stellt sich vor, er tät draußen gegen den kleinen Spitzweg stoßen und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Aug' und Herz erkennt Margret auf den ersten Blick und Schlag. Stiefel stößt und der tät ihn anschauen mit seinen klaren, ersten Augen, im hintersten Winkel den gültigen Schalk...
Nein! Nein! Nein! Nur jetzt Kurassch her!

Auf den Zehen steht Urwin auf und schleicht vor den „Hochzeiter.“

Blatt zusammen und schleudert's gegen den Ofen. „Das liebe Herrgottsdirndl so verschmiffen!“

Urwin duckt sich, wie wenn ein helllicher Blitz auf ihn herunterkäm. In ihm brennt's vor Scham und Wut.

Was? Patzerei? Verschmiffen? Wo er sein Bestes, sein Heiligstes hingelegt hat! Alter Granthauer, dir sag' ich's.

Spitzweg ist schon wieder ruhig und gleichmütig geworden. Er holt die Papierkugel vom Ofenblech, glättet das Blatt mit der Hand auf dem Tisch und sagt mit trockenem Ernst, dass er aber doch noch der heilige Meisterzorn grölle! „Schauen S'! So darf man net mit den Menschen umgehen, wenn man ein Künstler sein will. Das is ein alter Haubenstock vom Tandemarkt und kein Kopf — und eine windschiefe Vogelscheuch' von der Lüften und kein gesundes frisches Madl...“

Urwin blinzelt nach dem Blatt hin. Wirklich, jetzt, da ihm der Feuereifer verlaufen und der Stolz auf seine Künsterschaft zerblasen ist, kommt's ihm schier selber wie eine Vogelscheuche vor, die einen Haubenstock auf hat.

Recht klein steht er da — sein Mut ist beim Teufel. Spitzweg schiebt ihm die Stiefel in die Hand. „Die brauchen's Flicker“, sagt er. „Wann s' der Berndmüller g'flickt hat, bringen S' mir s' wieder — und abzeichnen tun Sie s' auch!“

„Was soll ich?“ stottert Urwin, vor Wut am Zerspringen, aber ganz dasig nach außen.

„Die Stiefel zeichnen S' ab!“ sagt Spitzweg und nickt ihn hinaus. „Ein Paar alte Malerstiefel richtig zeichnen is für den Anfang mehr Kunst als ein junges Dirndl verpatzen!“

Behutsam tappt sich der Riese hinaus und zieht die Wohnungstür sacht hinter sich ins Schloß.

Wie er aber den ersten Absatz hinter sich hat, brüllt er: „Herrgottsaxendil!“ und feuert die Stiefel mit wildem Schwung über die Treppe hinunter, daß sie polternd und krachend in der Dunkelheit verschwanden.

Eine Viertelstunde braucht er, bis er sie wieder zusammenfindet. Dann verbirgt er sie vorn unter dem Samtkopf und tritt so mit hochgebauchter Mannesbrust und tiefgesenktem Kopf in das Dultgaß hinaus.

Gegenüber im zweiten Stock droben hinter'm Vorhang steht Margret, die just an dem Weihnachtserevickäppel vor den Vater sticht, und schaut mit brennender Neugier auf Urwin, der so gebläht und geknickt heimkehrt von seiner Spitzwegfahrt.

Sie bangt und lächelt doch leise.

Wenn am End' gar...?

Sie konnten zusammen nicht kommen^{*)}

So weit war Hans Stiglmairers geheimer Ruhm durch das München des „Sturm und Drang“ in den neunziger Jahren verbreitet, daß sogar Stefan George, der Einsiedlerisch-Strenge, allem bajawürstlich-derben Humor Abholde, eines Tages den Wunsch äußerte, ihn kennenzulernen. Nun war im damaligen München zwar vieles möglich: das aber deuchte mir denn doch unmöglich! Konnte es doch in der Welt nichts Gegensätzlicheres geben als diese beiden! Ich bat mir also Bedenken aus; schon weil die „Kometenbahn“ meines guten Freundes Hans Stiglmair nicht so ohne weiteres festzustellen war, da er Verabredungen grundsätzlich nicht einhielt und alles, seinem Grundwesen nach, dem Unberechenbaren überließ. Zunächst gab ich ihm also einmal ein Bändchen Gedichte von George zu lesen. Es waren die „Hymnen“ im ersten, nur für die Vertrauten bestimmten Sonderdruck, in welchem die meisten Blätter des handgeschöpften Büttenpapiers leer gelassen waren, damit jedes Gedicht für sich allein wirken und sowohl als Schrift- wie als Hörbild unbehindert ausstrahlen könne. Es gab mir zwar einen Riß in der Seele, als ich mitan-

sehen mußte, wie Hans Stiglmair dieses kostbare Buch am Bierstisch beim Augustiner im „Affenkasten“ mit seinen Bauernfauten packte und alsbald dicke Quälmschaden zwischen die edlen Blätter fauchte, die gewohnt waren, höchsten von Weihrauch oder dem Ruch des Sandelholzes durchdünelt zu werden. Und dann die vielen leeren Seiten! Und dann lauter kleine Buchstaben! Keine Interpunktion! Kein verstandesmäßig faßbarer Sinn! Eine absichtsvolle Sinnlosigkeit, die möglicherweise tiefsten Tiefsein in sich barg! Und dazu die ägyptisch-hieratische Hymnik in Sprache und Gebärde! Hans Stiglmair war sofort entschlossen. „Den Versdichter muß ich kennenlernen!“ rief er, mich pflügig durch seine große Goldbrille anblitzend, so daß ich alsbald von den schlimmsten Ahnungen erfüllt wurde und bereute, die Vermittlerrolle überhaupt übernommen zu haben. Ich atmete daher erleichtert auf, als es zunächst wohl den Anschein hatte, als ob die seltsame Begegnung an der Lokalfrage scheitern sollte. Stefan George, der in München wie anderwärts sein ganz bestimmtes, sorgfältig ausgewähltes Kaffeehaus hatte und um keinen Preis der Welt dazu zu bringen war, daß einmal ein anderes zu besuchen, bestand darauf, daß man sich im „Café Luitpold“ treffen sollte, und der Einwand, daß Hans Stiglmair seinerseits ein solches überfeinertes Lokal niemals betreten würde und daß seine ganze Erscheinung ebensowenig dahin passen werde wie diejenige Georges etwa in den „Affenkasten“, blieb fruchtlos.

Aber so selten eine präzise Verabredung mit Stiglmair glückte,

*) „Sie konnten zusammen nicht kommen“ und „Die Löwenjagd“ sind mit Trefl, Erlaubsnis des Verlages Georg D. W. Callwey, München, dem Buche: „Sturm und Drang in München um die Jahrhundertwende“ von Georg Fuchs entnommen. Schwäbisch, das fast allen genial-schöpferischen deutschen Seelen um die Jahrhundertwende Zufluchtsstätte gewesen ist, offenbart sich hier als Ausgangspunkt derbersten Jugend, deren Stürmen und Drängen scheinbar erfolglos verzaubern mußte und das dennoch den Boden für die Wiedergeburt des Deutschums mit vorbereiten half.



Münchener Mädchen im Englischen Garten

J. Waldherr

so pünktlich ließ ihn die Tücke des Zufalls immer da auftauchen, wo man diesen Erzzeugner am wenigsten erwartete. So auch in diesem Fall — Eines Nachts saßen wir wieder George zuliebe in dem sonst gar nicht sonderlich sympathischen „Luitpold“ in Gesellschaft einiger Ausländer: Franzosen, Flamen, Holländer, Polen, alle mit höchster Sorgfalt in lange, dunkle, bei ersten Schneidern in London oder Paris „kreierte“ Gehörcke gekleidet; blinkende Zylinder und auf Seide gearbeitete Abendmäntel neuester Fassung am goldbronzenen Kleiderständer, stillvoll gemusterte Plastrons mit tiefinsign-symbolischen Busenadnadeln darauf: naphritene Skarabäen, Medusenköpfe und Abraxas — das alles zeugte davon, daß hier der „dernier cri“ der Pariser „Parnassiens“ tonangebend war. Und wen auch wir Münchner keineswegs Neigung zeigten, uns diesem Stile zu unterwerfen, so hatte doch auch bei uns der Junge, meist in Paris seine Studien vollendende Maler den Künstlerschlapphut, wie er in den Witzblättern soeben noch als das Hauptkennzeichen des Künstlers gebräuchlich gewesen, und die rauhe Joppe der lange tonangebenden Wilhelm-Dietz-Schule abgelegt und befleißigte sich einer gewissen „weltmännischen Note“ im persönlichen Auftreten. Und nun das „Café Luitpold“ selbst, mit dessen sensationeller Eröffnung Ende der achtziger Jahre Münchens Wandel zur modernen „Großstadt“ offiziell — aber nicht ohne manche sympathische Rückfälle ins Kleinstädtische, ja Dörfliche — eingetreten sein sollte, galt in jenen Tagen für eine Art Weltwunder an mondäner Pracht und Eleganz, und die dort servierenden, ausgesucht fesslichen Kellnerinnen machten in der Schätzung der „Lebemannen“ und „arrivierten“ Maler den Bühnen- und Variété-Stars — Film gabs noch nicht — den Rang streitig. Mein im Luitpold-Block“ sein Ladengeschäft betreibender Friseur, bei dem auch diese Elite-Servierdamen und chancenreichen Wassermäd-Clubs ihre ziemlich komplizierten Frisuren aufbauen ließen, zeigte mir dann und wann einen ganzen Nibelungenhort an brillantenbesetzten Armabändern, Broschen, Ohrgeländern, Uhren, Ringen: alles Geschenke reicher Ämter, die er als „Treuhänder“ für Rechnung seiner Kundinnen zu verkaufen hatte, wenn die betreffenden Spender von München verzogen oder „untrue“ geworden, oder, was für den Gipfel der Gemeinheit galt, in das „Service“ einer Kollegin übergesiedelt waren.

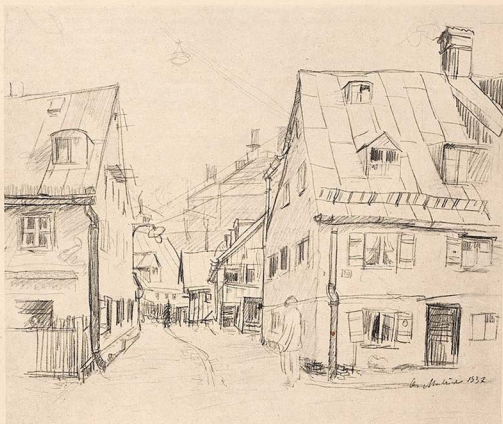
Nicht als ob Stefan George dieses Milieu seiner Person besonders angemessen gefunden hätte! Im Gegenteil: seine strenge, fast mönchisch-asketische, immer würdig und ernst gefasste Natur fühlte sich da ebenso fremd wie im modernen profanen Weltgetriebe überhaupt. Und wenn er trotzdem hier, wie in Paris, Berlin, Rom, gerade solche altermodernen Verkehrsstätten bevorzugte, so geschah das einerseits in der bewußten Absicht seiner sonst so weltabgewandten, einsiedlerisch bescheidenen Lebensführung ein Gegengewicht zu geben, und die Fühlung mit der Zeit und dem zeitgebundenen Menschentum nicht ganz zu verlieren; anderseits weil seine ganze Art sich zu kleiden, zu benehmen, zu unterhalten wirklich nicht in eine geräuschvolle Bierkneipe oder in eine spießige Stämmischer-Weinstube gepaßt hätte, auch seine stets zarte Gesundheit hätte ihm das nicht erlaubt. Ihm zuliebe saßen wir also auch an diesem Abend im Luitpold in Gesellschaft jener meist prärraffelisch-symbolistisch eingestellten Parnassiens, welche, dem offiziellen Kunst- und Literaturbetrieb weit vorausliegend, die letzten Probleme im präzedensten Pariser Aestheten-Argot erörterten. Und auf diesen illustren Kreis „Erlesener“ kam es nun herangestapft! Ich Unselbiger saß so, daß ich „s kommen sehen mußte, und doch, gekümmert von Entsetzen, nichts dagegen machen konnte; kam es heran, daß in der Sphäre ganz Unmögliches: mein guter alter Hans Stiglmair! — Ein verwitweter Jagerhüt mit wedelndem Gamsbart ins Genick geschoben, den alten Lodenmantel offenstehend, so daß man den abgeschatzten Anzug und die grüne, mit silbernen Filigranknöpfen und einer altfränkischen Haar-Uhrkette gezierne Sammetweste ja recht auffallend sehen mußte, grau karierte Knickerbockers und grüne Wadstrümpfe an den untern Extremitäten, und das alles auf der Basis kotiger Bergschuhe. Es war derart, daß ein anderer in solcher Kostümierung an dem scharfe Auslese haltenden Herrn Portier kaum unbeanstandend vorbeigekommen wäre. Ihn aber kannten diese Leute alle, und ein paar urbayrische Scherz Worte öffneten ihm allenthalben die Pforten. Nun blieb nur noch die eine Hoffnung, daß er vielleicht andere Bekannte hier suche; aber auch diese erwies sich als trügerisch. Unabwendbar wie das Verhängnis selbst steuerte er unseren Tisch an, streckte mir harmlos-fröhlich beide Hände zum Gruße entgegen und wandte sich dann, ohne eine

„Vorstellung“ abzuwarten, gleich an Stefan George: „Aha! Da hamm'ern ja, den Versdichter! Grüß ehana Gott! Freit mich auch, richtig! Auch Unsereiner hält sich auf dem laufenden in der modernen Literatur.“ — Die Anspielung auf die „moderne Literatur“ genügte, um Stefan George erlebichen zu lassen; denn nichts war ihm zuwiderer, als mit der offiziellen „modernen Literaten-Poesie“ in einen Topf geworfen zu werden.

Aber es kam gleich noch dicker: sich nach Abiegung des tabakduftigen Lodenmantels mit einem urmünchischen: „Hoppla, Herr Nachbar! Ruck ma a bisserl zamm!“ zwischen zwei hoch-elegante, parfümierte Pariser auf das rote Plüschsofa einschleibend, fuhr er mit unverwüster Laune fort:

„Schön ist's ohne Sinn zu dichten, wenn der Herbst sich selber bräunt.“

Auf dem Dache sitzt die Drossel, welche dort zu sitzen scheint. So heißt doch in ihrem Gedichte, net wahr, Herr George? — oder irre ich mich? — Ists am Ende gar von Lillencron oder Bierbaum oder Dehmel oder Gumpenberg! Schaus, Herr George: man hat schon so viel mit unseren großen modernen Dichtern herumgesumpt, daß man sich bald selber nimmer auskennt! — No ja: George oder Bierbaum: des is schließlich ja auch wurscht! — Marie: a Halbe Dunkels und an Kaas a, an Emmentaler! — Das schlug dem Faß den Boden aus! — Die ihm auch sonst in der profanen Öffentlichkeit nicht selten begehende Veranstaltung seines ihm wie ein magisches Symbol geradezu heilig geltenden Namens in „George“ war für George ein Qual. Ich meinerseits kannte Stiglmair nun zwar zu gut, um nicht zu merken, daß das alles Komödie war, aufgespielt, um sich ein wenig für den ihm angetanen Zwang, ins „Luitpold“ kommen zu müssen, zu rächen; aber es gab doch auch mir einen Ruck, als nun etwas geschah, was George, der sich in verhaltener Entrüstung bereits erheben wollte, wieder fassungslos auf seinen Sitz zurücksinken ließ: der ungehobelte Bajuware ließ seine Pratte mit sichtlichem Wohlgefühl über die verlockend gerundete Rückseite der Kellnerin gleiten, ein an Spießerstämmischen älterer Bürger in München fast ritueller Begrüßungsbrauch, hier aber „shocking“ bis zum Extrem! Die fessliche Kellnerin, in diesem „fashionablen“ Lokale natürlich an weit kultiviertere Formen der Huldigung gewöhnt, schlug ihm denn auch auf die Finger und enteilte mit einem schnippischen: „Ah, gehns weiter, Sie!“ Und da sie es selbstverständlich für unter ihrer Würde hielt, solch einen Menschen zu bedienen, sandte sie ihm das bestellte Bier nebst Käse durch ihre Adjutantin, das Wassermadl. Hans Stiglmair aber zeigte sich der Situation mehr als gewachsen: „Du, Madl“, sagte er zu der Kleinen, nachdem er sich mit dem Handrücken den triefenden Schnauzbart ausgewischt: „Du Madl: geh, sagst über die Marie, sie derfet fei sich selber kommen, wär'n doch alte Bekannte mitssamen. Weißt, wie sie noch so a rotnäsig, zaun-rackerdürs Lausdindl war beim Soller im Tal, wo ich ihr immer mein Teller mit recht schöne Fleischbröcklein drin zum Ausfressen hingeschoben hab, dem ausgehenden Luder, dem armen! Und sie möcht auch ihr Frau Mama von mir grüßen! Macht's alleweil noch a Spülmagd beim Großen Wirt in Schwabing draußen, die Frau Mama? und an Herrn Papa hats nie nicht gehabt. — Zum Wohlsein, meine verehrten Herren Franzosen, Russen, Schwaben, Türken, Meder, Perser, Syrer, Paphlagonier und die ihr gekommen seids von den Küsten der Cypelagaz zur Ausgießung des Heiligen Geistes, wie da geschrieben steht — zum Wohl!“ — Und damit erhob er sein Halbeküßel gegen jeden einzelnen der höchstskultivierten Träger europäischen Geisteslebens, welche sprachlos dieses Ungeheuer aus dem uraltesten Bajuwarischen anglozitierten. Aber da änderte er plötzlich den Stil seines Verhaltens und begann bei jedem auf eine so witzige Manier Herkunft und Nationalität zu erraten und versuchte auf so urdrollige Weise eines jeglichen Muttersprache zu radebrechen, daß sich im Handumdrehen ein allgemeines Gelächter erhob, und als er dann gar unter tausend Scherzen den Dolmetscher zwischen der nun doch wieder ausgesöhnten Marie und den feinen ausländischen Herren machte, daß sie von so viel Galanterien in so vielen Sprachen ganz berauscht wurde, da war er der Held des Abends. — Nur George wollte nicht auftauchen, „Stumm, streng, steil und steif“, wie ihn Stiglmair „alliterierend“ kopierte, sah er bleich wie Banquos Geist an der Königstafel, nagte an seiner schmalen Unterlippe und warf mir von Zeit zu Zeit einen tadelnden Blick zu: die Verpöbelung seines Namens hatte ihn zu tief verwundet. Plötzlich fuhr er sich in seinen Mantel, setzte den Zylinder auf seine langen Locken und enteilte mit knappem Gruße, jede Begleitung ablehnend.



Inder Au

Oswald Malura

ALTMÜNCHENER KÜNSTLER-STREICHE

Die Löwenjagd¹⁾

Ein junger Bildhauer, einer der Haupt-Stürmer und -Dränger, hatte sich — um die Jahrhundertwende — von einer Afrika-Reise zwei junge Löwen mitgebracht, welche, da sie ihm als Modelle dienten, in einem Kältraum neben seinem ebenerdig im Garten gelegenen Atelier untergebracht waren. Wer aber beschreibt das Entsetzen des Künstlers, als er eines Morgens diesen Raum leer fand! — Die Löwen waren fort! Garten, Haus, Nachbarschaft, alles wird abgesucht: Die Löwen sind und bleiben fort! — Da, als ihm schon der Angstschweiß von der Stirn zu tropfen beginnt, schrillt das Telefon; — „Hier Schloßgut Freimann. Es sind zwei junge Löwen unter unsere Schafe geraten und haben großen Schaden angerichtet. Wie wir hören, kommen Sie als haltpflichtiger Besitzer in Betracht. Die Tiere sind vorläufig bei uns unter-

gebracht und können gegen Erstattung des entstandenen Schadens abgeholt werden.“ — „Ich komme sofort!“ — Das Auto rast los. — Aber o wehl Unterwegs fragt der Chauffeur, welches Freimann gemeint wäre. Es gibt nämlich ein Alt- und Neu-Freimann. Das war offenbar in der Aufregung nicht recht verstanden worden am Telefon. — Gleichviel: erst Alt-, dann Neu-Freimann, nur zu, nur zu! — So braust der Wagen durch beide Orte, hält an diesem, hält an jenem Hofe: nirgends will man etwas von einem Schloßgut, nirgends etwas von Löwen wissen. — Also zurück! — Vielleicht haben sich die Biester inzwischen daheim wieder eingefunden. — Leider nein. — Also die Polizei anrufen! — Nichts amtsbekannt; aber man wird sofort verständigen, wenn... — Peinvolle Minuten verrinnen! — Endlich klingelt das Telefon: „Hier Stadtgärtnerei! — Soeben sind uns zwei junge Löwen zugefahren. Nach polizeilicher Mitteilung haben Sie dort nach solchen gefragt...“ —

„Komme sofort!“ — Aber wieder stimmt nicht! — Die Stadtgärtnerei hat mehrere Amts- und Arbeitsstätten. Die im äußersten Süden vorweist den fast schon totgehetzten Meister nach der im äußersten Norden; und die im äußersten Westen nach der im äußersten Osten. Aber von überallher telefoniert, daß man nichts von Löwen gesehen habe und daß man sich solche

¹⁾ „Sie konnten zusammen nicht kommen“ und „Die Löwenjagd“ sind mit freil. Erlaubnis des Verlages Georg D. W. Callwey, München, dem Buche: „Sturm und Drang in München um die Jahrhundertwende“ von Georg Fuchs entnommen. Schwabing, das fast allen genial-schöpferischen deutschen Seelen um die Jahrhundertwende Zufluchtsstätte gewesen ist, offenbar sich hier als Ausgangspunkt deutscher Jugend, deren Stürmen und Drängen scheinbar erfolgreich verbräusen mußte und das dennoch den Boden für die Wiedergeburt des Deutschlands mit vorbereiten half.

albernen Scherze „überhaupt“ verbitte. — Zu unangenehm, sich sowas sagen lassen zu müssen! — Da stimmt etwas nicht! — Nach Hause mit größter Geschwindigkeit! — Gleich schellt der Fernsprecher wieder: „Hier Zugspitzhaus! — Soeben sind uns zwei junge Löwen...“ — „Schluß!“ — Ihr Bazi, ihr elendigen! — Schluß!“ Und da ist auch schon der Gärtner und meldet schmunzelnd: Die Löwen sind wieder da; niemand wisse, wie und wer... Na also! Ein fidelel Reinfall! Aber man kann sich schon denken, wer da wieder dahinter steckt. Die sollens büßen! —

Einige Tage später klingelt das Telephon bei einem anderen Bildhauer, welcher vor allem als Spezialist für Grabmalplastik viel beschäftigt war. — „Hier Hotel Bayrischer Hof! Sind Herr Professor persönlich am Apparat? Bitte einen Augenblick: Seine Durchlaucht der Fürst von Henckel-Donnersmark wünscht den Herrn Professor zu sprechen.“ — Gleich darauf die sonore Stimme des Fürsten: „Ich bin auf der Durchreise hier und möchte Sie dringend sprechen. Man hat Sie mir von kompetentester Seite als den gegenwärtig hervorragendsten Bildhauer auf dem Gebiet der Grabmalplastik empfohlen. Es handelt sich um ein Monument für meinen unlängst verstorbenen Vater. Dürfte ich Sie möglichst sofort hier im Bayerischen Hof erwarten?“ — „Augenblicklich fahre ich, Durchlaucht! Alleruntertänigsten Dank für den ehrenvollen Antrag!“ — Und alsobald warf sich der „Gottsacker-Hias“, wie ihn seine Freunde und Kollegen, da er den Vornamen Matthias trug, unter sich nannten, in einen hochfeierlichen Gehrock, stülpte einen Zylinder mit Trauerfleur-de-lis auf sein Lockenhaupt, preßte seine Bildhauerpraxen in schwarze Glacés und sauste nach dem Bayerischen Hof. „Sie wünschen?“ fragt der Portier. — „Zu Seiner Durchlaucht, dem Fürsten von Henckel-Donnersmark.“ — „Wohnt nicht bei uns.“ — „Aber natürlich wohnt er hier! Er hat mich doch grad eben erst von hier aus angerufen!“ — Der Portier verweist achselzuckend an den „Chef de réception“; dort werden alle Meldebücher nachgeschlagen: der Fürst wohnt nicht im Hotel. „Aber“, fügt der Chef, dank einer plötzlichen Erleuchtung, hinzu: „Der Fürst wird im Russischen Hof abgestiegen sein; der gehört auch unserer Gesellschaft und hat mit uns denselben Zentral-Umschalter.“ — „Ach so! — Natürlich wird so sein!“ — Also zum Russischen Hof! — Aber auch hier will man vom Fürsten nichts wissen. „Jedoch“, so meint der Portier: „Seine Durchlaucht pflegten doch sonst immer im Hotel Continen-

tal abzustiegen, als ich dort tätig war. Vielleicht liegt nur eine Verwechslung vor...“ „Selbstverständlich! So wirds sein! Ist ja nur ein paar Schritte in der gleichen Straßel Also auf ins Continental!“ — Als es aber hier wieder nichts war, da dämmerte dem abgehetzten Meister doch so etwas wie ein Racheakt für die beiden jungen Löwen, und er lohnte tief zerknirscht seinen Taxi ab — über sechs Mark hatte der Spaß gekostet! — und schlich zu Fuß nach Hause — grausame Rache brütend.

Noch nicht lange steht er wieder vor seinem Modellierbock, da rassel der Fernsprecher: „Hallo! — Herr Professor selbst? — Hier Prinz A. von H. — Es handelt sich um ein Grabmonument für meine kürzlich verstorbene Gattin...“ — „Soso, eiell! — Wissens was? — Lassens eana Olte in aner Sardinienbichsen beisetzen, Sö Depp, Sö! — Schluß!“ — Und triumphierend knallt der Hörer auf die Gabel. Mit hochgeschwelltem Busen kann sich der Meister nun wieder ans Werk begeben, in dem hehren Bewußtsein, seine durchtriebenen Kneipbrüder einmal ganz „züfftig“ abgetrumpft zu haben. — Aber was ist denn jetzt das? — Führt da auf einmal am Vorgartentürl ein hochherrschafflicher Wagen vor! Ein Diener saust herunter und reißt, den Hut in der Hand, den Schlag auf; heraus steigt ein äußerst eleganter jüngerer Herr mit Trauerflor um den Arm, gefolgt von einem zweiten, ebenfalls offiziersmäßig feudal dreinschauenden, während der Bediente die Hausglocke in Bewegung setzt. — Allmächtiger Gott! Was bedeutet das? — Ein hoher Auftrag? — Der Meister eilt, die Türe zu öffnen. Und da steht der hohe Besuch vor ihm: „Ich bin der Prinz A. von H., der vorhin mit Ihnen telefoniert hat. Ich bin gekommen, um Sie für die unerhörte rohe Beleidigung zu züchtigen!“ Und da schwang die nervige Rechte des Besuchers schon das spanische Rohr über dem Haupte des unseligen Meisters. — War das diesmal ein „echter“ Prinz und ein „echter“ Auftrag gewesen! So ein Reinfall! — Doch ehe der Stock noch niedersausen konnte, hatte sich der Künstler geistesgegenwärtig vor dem „Rächer seiner Ehre“ richtiggehend auf die Knie geworfen und stammelte eine so humoristische Abbitte im Stil der pathetischen Tragödie, daß der Prinz und sein Begleiter das Lachen nicht verknäueln konnten, wodurch der Meister Zeit gewann, mit allerhand komischen Ausschmückungen zu erzählen, wie das alles so hatte kommen müssen, dabei auch die beiden jungen Löwen nicht vergessend. Er bekam tatsächlich den Auftrag.



Junge Münchnerin

Mit frdl. Erlaubnis des histor. Stadtmuseums München

Alt-Münchener Humor



Gemütlich H. Bing

„I bin g'müatli! I wann oan a Watschen gib, zahl i giel die Begräbniskosten zwosda Klass.“

Mein Schwager, der Maler

Aus: „Alt-Münchener Schurken“, mit frdl. Genehmigung des Verfassers H. Franz.

Wißt ihr, was das heißt, wenn man einen Maler zum Schwager hat? Nicht einen Kunstmaler von Profession, nein, einen Maler quasi im Nebengeschäft, aus reiner Kunstbegeisterung. Der Herr bewahre euch! Der Herr schenke mir Stärke! Ich hab' einen solchen Schwager. Er malt mit Farben, Leinöl, Inbrunst und unerhörter Produktivität. Er malt auf Leinwand, Holz, Blech und Pappendeckel, auf die Vorderseite und hinten hinauf: Landschaften und Stillleben, Menschen und Viecher, Frau, Kind und Kocherl, den Kanarienvogel im Vogelhäusl; alles, alles das malt mein Schwager. Seine Wohnung hängt voll Bilder; meine Wohnung hängt voll Bilder; die Wohnung seines Bruders, seiner Tante ... Alle diese Bilder hat mein Schwager gemalt. Nicht ein Fleckel nackte Wand ist dazwischen sichtbar. (Wir alle sparen uns so die Ausgaben für den Tapezierer.) Wenn seine Tochter einmal heiratet, oder sein Sohn eine Frau nimmt, o, für ihre künftigen Wohnungen sind immer noch genug Bilder in meines Schwagers Kasten, in der Speisekammer, auf dem Speicher. Gott im Himmel hat seine Freude an meinem Schwager. Er schenkt seinem Dilettantenpinsel stetig wachsende Geschicklichkeit. So kommt's, daß mein Schwager oft ein Werk aus früheren Perioden seines Schaffens, aus Sturm- und Drangzeiten, wieder hervorholt und in schonungsloser Selbstkritik über einen Sonnenuntergang von 1910 etwa ein Stillleben oder das Bild seiner Frau malt. Apropos, die arme Frau! 88mal hat er sie bisher gemalt. Aber man glaubt nicht; sie ist so schwer zu treffen. Mit dem Lineal, mit dem Zirkel, mit gespreizten Fingern und mit dem Zentimetermaß ist er ihr im Gesicht herumgefahren und hat die Distanzen gemessen. Aber es hat den Kuckuck: entweder wird der Hals um 8 Zentimeter zu lang, oder die Augen sind gut eine Handbreit zu weit auseinander, oder...; und es ist erklärlich, daß so ein Bild meiner schönen Schwester nicht ganz ähnlich sehen kann, und daß mein Schwager nach Jahr und Tag mit gereifterer Kunst eine „Mondnacht am Kleinhesseloher See“ oder sonst was Passendes darüber malt.

Das wenn mein Schwager wüßte: meine Schwester hat vor 4 Wochen einen starken Handwagen voll Bilder ihres Gatten vom Speicher weg an den Tändler vom Anger verkitscht. (Aber es war unbedingte Notwendigkeit: die Speicherbalken hatten nachgegeben, und der Boden hatte sich gesenkt.) Der Tändler hat meiner Schwester 2 Pfund Seife und einen noch gut erhaltenen Mülleimer dafür gegeben. Aber mein Schwager

dürfte es doch nicht wissen. Er hat einen Pik auf die Tändler. Es hat sich einmal einer ungehörlich gegen ihn benommen; auf dem Auer Tandelmarkt. Mein Schwager hat nämlich die Gewohnheit, die Bilder in den Trödlerbuden genau zu untersuchen. Er sagt, unter dem miserabelsten Geschnitzten kann oft das kostbarste Kunstwerk stecken. Übermalt, verstreichen Sie! Er pflegt deswegen ein klein wenig von den Bildern wegzukratzen, um zu sehen, ob nichts darunter ist. Die schönsten Bilder hätte man so entdeckt, behauptet er; die jetzt in der Pinakothek hängen. Ein Tändler hat ihm bei der Gelegenheit einmal Grobheiten und eine nette Rechnung gemacht. Mein Schwager spricht nicht gern davon; aber seitdem kann er die Tändler nimmer leiden. Das Kratzen freilich betreibt er immer noch; aber vorsichtiger.

Heb ich's nicht gesagt? Mein Schwager hat auf der Dult wieder ein Bild gekauft; für 20 Mark. „Herrschaft, so'n Fang“, sagt er. „Übermalt! Eine ganz klägliche Klexerei darüber. Aber wo die obere Schicht weggekratzt ist, werden Fleischtöne sichtbar, von einer Weichheit ...!“ Er hat mich eingeladen, mitzuwaschen. „Aber behutsam“ mahnt er. Vier Liter Terpentin haben wir bereits verworfen. Jetzt kommt warmes Wasser und Seife dran. Wenn mein Schwager wüßte, woher die Seife kommt! Seit nachmittags 3 Uhr waschen wir; und jetzt wird's schon ganz dunkel. Aber die Wascherei lohnt sich: die weichen, warmen Fleischtöne fließen schon verheißungsvoll zu einem ganzen zusammen. Ein Frauenbildnis?

„Kathi, machen Sie mal ein Licht! Und meine Frau möchte mal aus dem Wohnzimmer herüber kommen, bitte, ja!“ Meine Schwester liebt es nicht, die Küche unter Wasser zu sehen; sie hat sich vor der Wascherei ins Wohnzimmer geflüchtet. Jetzt kommt sie. Und die Kathi zündet die Lampe an. Mein Schwager hebt das Bild in den Lichtschein. Schwager, Schwester, meine Wenigkeit und die brave Kathi schauen gespannt ... Ein vierfältiger Schrei: eine von den 88 Schwestern! Sie erinnern sich: der Hals um 8 Zentimeter zu lang, oder die Augen gut eine Handbreit zu weit auseinander, oder ... Herrschaft, so 'n Fang!



Erkenntnis H. Bing

„I moan alleweil, mir zwos sand für einander b'timmt: Jetzt krieg i scho 's dritte Kind von dir.“

Die Brücke des Lebendigen

Von allen Bezirken des Lebens hat seit je wohl kaum einer mehr die Gedanken und Herzen bewegt, um Sinn und Deutung gefragt, als die Kunst in der Fülle ihrer Gestaltung. Und das nicht von ungefähr. Denn Kunst als Ausdruck und Sinnbild des Geheimsten und Unsagbaren eines Volkes rührt nicht nur an seine innersten Bereiche, sie entstammt ihnen unmittelbar, ist währendes und wirkendes Teil eines Wesens. Daß die Kunst eines Volkes lebendig sein wird, so lange dieses Volk selbst die Kraft des Lebens in sich trägt, dessen sind wir gewiß. Doch ist es gerade um der innersten Wesenhaftigkeit willen gemäß, des einen nicht zu vergessen: daß die Kunst wie alle Form des Lebendigen nicht aus Willkür und nicht allein aus dem Willen geschaffen, sondern im Strom von Wandel und Wechsel gewachsen und geworden ist, wie die Geschlechter, die sie schufen und trugen, daß sie gleich ihnen von Ahnen kommt und selbst einst Schoß eines Künftigen sein wird, daß sie damit das Gesetz des Lebens in sich trägt, dessen Ausdruck und Sinnbild sie ist.

Zwei Bilder stehen zu Anfang und Ende dieser Folge. Sie sollen mehr sein als Ausdruck eines äußeren Weges aus der Stille und Versunkenheit einer entglittenen Zeit in die klingende Helle und Hürte einer neuen Weltstunde. Es soll zwischen beiden jene geheime Kraft des Lebendigen spürbar werden, die Saat und Reife, Sturm und Stille, besinnliches Bereiten und heldisches Erfüllen gleichermaßen umfängt. Jeder Tag hat Stunden der Tat und Stunden der Verhaltenseit, wie möchte es im Lebenstag eines Volkes anders sein? Wir wollen nicht das Wort von der „alten Zeit“ mißbrauchen, doch wir glauben, daß auch ihr eine eingeborene Notwendigkeit innewohnte, daraus allein unsere Gegenwart zum Leben fand. Wer von uns Jungen weiß noch ein Rechtes von jener Zeit unserer Väter und Mütter? Vielleicht blieb ein Hauch aus der Kindheit, doch ist es kaum mehr als ein verwehtes Lied. Der Umbruch eines ungeheuren Erlebens, eine Wende elementaren Ausmaßes hat anderes Ziel und neue Klarheit gegeben. Dennoch wollen wir jene Zeit vor uns nicht schmähend oder gering achten. Wohl trug sie ein Sterben in sich, war müde und in sich erfüllt. Aber was sie in der besinnlichen Stille jener sterbenden Tage in sich barg und werden ließ, war es nicht in Gesinnung, Glaube und am Ende in der Tat

edelste, ewig menschliche Haltung? Daß wir es nie vergessen: welche ungeheure Seelengewalt, welch Menschentum lag unter der brüchig gewordenen und am Ende beistenden Form jener Zeit beschlossen, daß der Weltumbruch des Großen Krieges ihre Menschen in das höchste überhaupt denkbare Maß von Bereitschaft und Opfer erhob! Und noch ein anderes bleibe bewußt: jener Zeit der Stille, die wie ein tiefes Atemholen das Künftige sich bereiten ließ, gerade ihr sind alle die Menschen und Kräfte entwachsen, die unserer Gegenwart ein neues Weltbild formen und in sich selbst Zeugnis der ewigen Kraft des Lebens der Nation sind. Wenn wir heute des neuen Reiches Gestalt zu wachsen anheben sehen, so wissen wir, daß es auf Wille und Tat, Sehnsucht und Opfer ungezählter Geschlechter begründet steht. Und wenn wir der Ahnung einer neu sich gebärenden deutschen Kunst froh werden, so wollen wir eingedenk sein, daß auch sie gerade darum die Kraft des Lebendigen in sich tragen wird, weil sie aus dem Ursprung des Gewachsenen und Lebendigen kommt.

Wir besitzen für unser Volk das schöne Wort von dem „Volk auf dem Weg.“ Wie sehr ist dieser Begriff in der Tiefe seiner Bedeutung gerade dem Wesen der Kunst gemäß! Je ergriffener der deutsche Mensch sich dem Gestalt gewordenen Ausdruck seiner Seele hingibt, je gewaltiger und geheimer Bilder und Bauten, Traum und Lied, Werk und Sinnbild ihn anrühren, desto tiefer empfindet und begreift er, wie sehr dies Alles gleich dem Leben selbst Teil und Mal eines Weges ist, der aus der Tiefe der Zeit in die Ferne des Unbetretenen wächst. An diesem ewigen Weg der Nation stehen Haus und Dom, leuchten Steinmal und Bild, klingen Wort und Lied und wenn wir uns bewußt sind, daß auch eine neue Kunst, die erste steinerne Zeugen in den Raum eines neuen Tages setzt, ein Stück dieses ewigen Weges ist, so erweisen wir ihr gerade damit die rechte Ehrfurcht. Auch die neue Kunst, auf die wir hoffen und an die wir glauben, wird wachsen und sich gestalten, wird nichts Gestelltes und Gemachtes, sondern ein Gewordenes sein, auch sie eingebettet zwischen ein Gestern und ein Morgen, nach dem Gesetz des Allen innewohnenden Lebens, das wir — mit Goethes Wort — „fraglos verehren“. Denn ob Form und Bild gleiten und sich wandeln, das Wesen bleibt in seiner Beständigkeit.

H. F. Anders



Oswald Melura

Wolfram Dieterich

Frühe

Milder Hügel
Morgenfern,
Leichte Flügel
Regt ein Wind.
Überm Wald ein kühler Stern
In den blassen Tag verrinnt.

Bezauberung

Vogel im Baum singt,
Ein Traum,
Mein Herz schwingt
Im Lied.
Weiß kaum,
Was klingt.
Sieht nur die Wolke,
Die heiter zieht,
Weiß nicht,
Was geschieht.

In der Welt

Wie der Tag auch war,
Wird er immer sein.
In dem schwanken Jahr
Ist der Abend dein.

Leg' den Mantel ab,
Leicht und schwer.
Was die Stunde gab,
Gilt nicht mehr.

Ragt und scheint
Der Mond die Nacht.
Eines weint,
Eines lacht.

Einer singt und einer stirbt,
Glas ist voll und leer,
Juli ist, und Grille zirpt,
Welle rauscht im Meer.

Gelassenheit

Das fällt von dir
Wie Schnee vom Mantel tropft,
Dies kleine Weinen
Und die frohe Wonne,
Und was im Herzen klopft,
Wird dir nicht wichtig mehr erscheinen,
Und wird wie Tag und Nacht
Sich unbedenklich lösen und vereinen.

Unbedenklichkeit

Wehrlos dem Herzen Raum zu geben,
Zu glühen, wo Verheißung droht
Erfüllung, Leid. Ein sorgend Leben
Schützt endlich keinen vor dem nahen Tod.

Sie werden erwartet!



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch

Besuchen Sie



CAFÉ AM DOM

Kaufingerstraße 75

Bis 1 Uhr nachts geöffnet

Eispalast und Café

Gelateria Italiana
Färbergraben 7

Eingang auch Fürstendelferstraße 14

Zum Beginn der Saison empfehle ich mein vorzügliches Eis
Portion 20 Pfg. Tüte 10 Pfg.
Venezian. Spezialität: Cassata

Guiseppa Dall'Asta

HYPAGIN-TEE

der Harnsäure lösende
Kräutertee zur

**Entgiftung
Entsäuerung
Entschlackung
des Körpers**

In allen Apotheken erhältlich.
Fordern Sie Gratisprobe und
Prospekt an vom Hersteller:
LUDWIGS-APOTHEKE
München · Neuhauserstr. 8

Weinhaus Birt

Kaufingerstraße 33
Durchgang z. Dom

Die Altmündner
Weinstube.
Da ihr u. trinkt man
preiswert und gut.

Frühstück-
Dämmererschoppen
Täglich abends
Stimmung-
Schrammeltrio:
Pawsta,
Leinberger, Anderl

Café LUITPOLD Restaurant

Vornehm-gemütliche Gaststätte Münchens

Sehenswerte Räume / Palmengarten

Täglich erstklassige Künstler-Konzerte

Bad Wildungen für
Niere und Blase

ZUR HAUS-TRINKKUR: **Helenenquelle**
bei Nieren-, Blasen- und Frauen-
leiden, Harnsäure, Gicht, Zucker



Direkt vom Hersteller!

Steppdecken ab M. 16,50

Daunendecken ab M. 38,50

Federn, Betten, Innlets gut und preiswert. Großes
Lager modernster Bezugstoffe. Umarbeitung
alter Decken und Pümpen. / Unverbindliche
Musterzusendung nach auswärts!

Centa Triendl, München F

Färbergraben 21/1 (Kein Laden!) - Telefon 13 877

Lesst die
JUGEND!

Was
ist der
Lebensbund?

Die Älteste, be-
liebte, bewährte Groß-
Organisation d. Stich-
findens u. seit nahezu
25 Jahren ein teilwei-
se, gewissenh. Haller
b. d. Eheanbahn. Keine
gewerblich. Vermittl.
Vielzahl! Anerken-
nung von kirchl. Be-
hörden, Kassen, Gerat.
Aufklärungssch. d. d. d.
Bundeshilfe
Verlag Beier, d.
München 67
Sendlingerstraße 55

Kiltschees
für Restaurationen
Kiltschees Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Werbung
bringt
Arbeit

**Likörfabrik
Weinbrennerei
Punke, Effige**

HEMMETER
Hohe Qualität, mäßige Preise



MÜNCHEN 1875
Die neue große Ma-
ster-Auswahl erhalten
Sie frei hin u. zurück.
Tuch-Kaufmann
München 126
Reichenbachstraße 3

Kaffee Deistler

Inhaber: H. Bententieder

Telefon 25 2 28

Das gemütliche
familien-Kaffee

Darzügl. Konditionen

100 in- u. ausländische Zeitungen

Bis 2 Uhr nachts geöffnet

Erholen Sie sich nach Ihren Ein-
käufen bei gutem Kaffee im

Café Fix Inhaber: H. Bacher

bei der Frauenkirche, Löwengrube 16

**Reißer's
Schäutüren**

gegen

Ropi

u. Bafedow

tee zum Einziehen

und Umhänge

Unschl. u. gelblich

Rei. die teigend

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Preiswert, solid,
Schuhe von Rid

Wasserfeste
Muschelstiefel

in allen
Preislagen

unform-

zugestieft in

großer Auswahl

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Reißer's

Promenade-Café Vokt

München, Ritter-von-Epp-Platz 19, Telefon 11661

Gemütlicher Aufenthalt
ff. Torten, Eis, Pralinen
eigener Herstellung

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graphische Kunstsalz W. Söhle
München, Hertenstr. 8-10, Telefon 20 763



O. Malura

Herr Willibald Dräsicke, Fabrikant aus Hannover, kam in sein Berliner Stammhotel und sprach:

„n' Zimmer!“

„Ein oder zwei Betten, Herr Dräsicke?“

„Zwei. Meine Frau kommt mit dem Nachtzug aus Hannover nach!“

„Können wir der Gnädigen vielleicht nach ihrer Ankunft gleich das Zimmer anweisen? Wie sieht die Gnädige aus? Blond? Schwarz? Klein? Groß?“

„Donnerwetter“, sagt Dräsicke, „das kann ich doch jetzt noch nicht wissen!“

Wahres Geschichtchen

Vor einigen Tagen hatte ich ein Rendezvous; sie hatte mich besonders durch die Schönheit ihrer Zähne zu heißer Liebe entflammt. In Anbetracht der Umgebung konnte ich auf dem abendlichen Heimwege nur durch einen langen innigen Kuß meiner Liebe Ausdruck verleihen. Hier nach war sie durchaus nicht zu bewegen, weiterzugehen; sie blieb stehen und suchte mit spähenden Augen den grasbewachsenen Boden ab. Auf meine wiederholten Fragen erhielt ich dann endlich in dumpfen Lauten die niederschmetternde Antwort:

„Ich habe mein Gebiß verloren!“

Mein Freund, der Bildhauer N. empfängt am Montag früh sein Modell und ist entsetzt über das total veränderte Aussehen des braven Mannes. Unter beiden Augen große blaue Flecken, die Nase dick geschwollen. Stirn und Wangen zerschunden, ja, er scheint sogar weniger Haare auf dem Kopf zu haben, als am Samstag.

„Was ist geschehen?“ fragt mein Freund ganz entsetzt. „Sind Sie überfallen worden?“

„Nein“, lautet die Antwort, „ich bin bloß aus meinem Verein ausgetreten!“

*

Im Gegensatz zu unserer Marie liebt es die Kollegin vom oberen Stock, beim Einholen des Abendtrunks längere Zeit plaudernd auf der Straße zu verweilen. Um nun für diese dem Bier wenig zuträgliche Promenade eine Ratschgenossin zu gewinnen, hielt sie kürzlich unserer Marie, als diese mit dem vollen Krug schleunigst ins Haus zurückkehren wollte, eine Standrede: „Warum tust denn allweil gar so g'schwind mit dei'm Bier?“

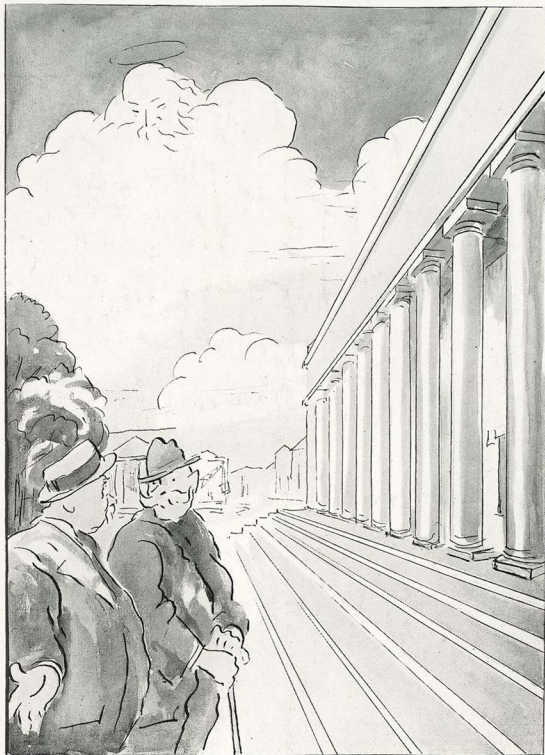
„Well's sonst net frisch bleibt!“

So, du bist no schön dumm! Wann i amal lang ausblieben bin, nache mach i einfach den Schaum wieder drauf mit dem Haus-schlüssel!“



O. Malura

Sie können's nicht begreifen ...



J U G E N D

NUMMER 19 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



H. Barrenscheen

DER TEUFEL AN BORD

Von Eibe Heye

Pastors Karl und ich waren in den Juliferien bei dem Doktor Christoph Dunker, bei Christoph Kolumbus. So riefen die Leute in dem kleinen Fischerdorf hinterm Deich ihren jungen Arzt, er war ein Jahr als Schiffsarzt gefahren und hatte scharfe Augen und eine gute Nase für Wind und Wetter. Und da die Männer und Frauen im Sommer keine Zeit hatten, sich in die Betten zu legen und krank zu sein, konnte Kolumbus mit uns beiden immer am Deich und im Vorland am Strand herumströmen. Aber er mußte stets in der Nähe des Gastwirts Parjens am Siel bleiben; wenn man dort am Telefon den Arzt rief, stieg der Wirt oben auf den Deich und schwenkte eine große blaue Kaffeedecke von seinem Gartentisch als Fahnsignal für Dunker, dann lief der Arzt an sein Motorrad, das immer an der großen Pappel am Siel bereitstand.

So lagen wir immer ein wenig an kurzer Kette angepflockt, aber unseren kleinen Umkreis durchliefen und durchwühlten wir so gründlich, daß uns jeder Grashalm und jede weiße Muschelschale bekannt war und jeder angetriebene Flaschenkork und Strunk einer alten Bastmatte für uns seine Geschichte hatte. Wenn wir einmal den Weg nahmen um den großen Deichknick herum, war es wie ein Vorstoßen, wie eine Expedition ins Neue, Ungewohnte, und immer mußte einer von uns dreien wieder zurücklaufen, auf den Deich klettern und Ausschau halten, ob auch die blaue Flagge winkte. „Jungens, ich wette, wenn wir uns nur einmal hier hinter der Deichbiegung in der Fremde ansiedeln, dann hat gerade Fortuna gerufen und wollte mir eine kleine Epidemie im Dorf oder doch mindestens einen ordentlichen Ambruch schenken — man soll dem Weib nie außer Rufweite sein!“ Wir waren solche handfeste Rede gewohnt von meinem Onkel Eduard, dem alten Arzt zu Haus, den Kolumbus wie auch den Vater Karls, den Pastor, verehrte. Wir Knaben zählten immer, wie oft Dunker so nebenbei im Tag die beiden alten Männer erwähnte — er sah zuletzt unser Aufmerken und sagte rasch: „Ich red' mit euch Satansbrut so, daß ihr kein Heimweh bekommt.“ Heimweh? Heimweh, hier bei Christoph Kolumbus?

Abends saßen wir unter der Lampe und knobelten, wer in der Nacht mit dem Arzt fahren dürfe, wenn das Telefon durchs Haus schrie oder ein Mensch zaghaft gegen die Fenster pochte und Dunker rufen würde.

Am Freitag gab es Sturm. Ich hatte am Abend zehn Augen gewürfelt, Karl nur acht: Nun saß ich da, schloß die Augen und wünschte stark eine Fahrt in dieser Nacht. Es heulte ums Haus, und die hohen Pappeln sangen. Kolumbus hatte vor dem Abendessen noch einen Brief von der Post geholt, er lehnte tief versunken im großen Stuhl am Schreibtisch, während wir den Würfelbecher schüttelten. Er schrak auf, als wir eine Zeitlang still waren, die Ellenbogen auf den Tisch stemmten und die Hände gegen die Backen knautschten und ihn unverwandt anstarrten. Karl fragte mit der tiefen Stimme seines Vaters im pastoralen Ton: „Und hat der große Christoph Kolumbus von seiner Königin ein leutseliges Schreiben empfangen?“ Er wischte noch rechtzeitig hinter dem Tisch hervor und sprang in die Küche zu Mutter Bardenhagen hinaus und blieb dort lange. Dunker sagte: „Der ist bei den Kompottgläsern — und du?“ — „Ich lass' ihn fressen, ich hab' beim Knobeln zehn Augen geworfen und fahre mit Christoph Kolumbus.“ — „Es stürmt diese Nacht, Junge.“ — „Werden wir rausmüssen?“ — „Der Fischer Kruse hat mir sagen lassen, seine Frau liege in den Wehen. Die Hebamme ist schon dort, vielleicht werd' ich noch gerufen.“ — „Lassen Sie mich dann nicht schlafen, bitte.“

Mitten in der Nacht um 2 Uhr ging es los. Ich hatte selbst das

Telephon gehört und war rasch in die Kleider gefahren und auf die Diele nach dem Motorrad gelaufen. Dunker schlich durch das Haus, er hatte mich schlafen lassen wollen bei diesem Wetter, er kam auf Zehenspitzen, aber ich sah, daß er sich freute, als er mich schon hinter der Maschine stehen fand. Wir fuhren mit dem Sturm im Rücken. „Jetzt ein anständiges Segel hoch, und wir könnten fahren still wie der fliegende Holländer. Halt' dich fest, Junge!“

Ich saß am Herd in der Küche des Fischerhauses und hockte in einem tiefen Lehnstuhl, die Beine angezogen auf den Sitz, und sah zwischen Wachen und Träumen immer den Fischer Kruse vor mir auf- und niedergehen; die Frau lag in der Stube nebenan im Alkoven und wimmerte leise. Oftmals strich der Mann nah an mir vorüber in seinem Wandern von Wand zu Wand im engen Raum, und ich spürte, daß es ihm eine Wohltat war, ein lebendes Wesen nahe bei sich in seiner Einsamkeit zu haben. Er sprach kein Wort mit mir, aber manchmal berührte seine Hand meine Ellenbogen — da streckte ich vorsichtig den Arm noch ein wenig weiter vor über die Lehne des Stuhles hinaus. — Gegen Morgen kam Dunker heraus und nahm den Fischer bei beiden Schultern: „Kruse — Vadder, es ist ein Junge — und nun kommen Sie herein.“

Wir waren wieder draußen, Dunker schob das Motorrad auf den Weg, er brummte: „Ein Junge, gut geholt, wie es sich für einen jungen Medizinnmann gehört, der sich der Freundschaft seines Onkels Eduard würdig erweisen will. — Rauf aufs Rad! Und nun festhalten und nicht einschlafen, denk nicht: Ein Junge neu in der Welt, da kann ein anderer hinten vom Rad verschütt gehen!“ Der Sturm hatte sich gelegt, die Sonne kam aus grauen Schleiern hinter der Pappelreihe der Straße nach der Geest hoch. Dunker drehte den Kopf halb herum im Fahren: „Jetzt ins warme Bett.“ Ich kniff ihn in den Arm, bis er lachte: „Wir fahren noch rasch am Siel über den Deich, will mal sehen, ob es in dieser Höllen-nacht Strandgut gegeben hat. Kennst du das alte Kirchengelb hier im Land? Gott segne den Strand!“ — „Kolumbus, wenn nun ein Ozeandampfer aufgelaufen ist im Watt und so zweihundert bis dreihundert Passagiere verletzt ist und —, da bremste Dunker scharf, hielt an, wandte sich zu mir um und haute mir eins hinter die Ohren, daß ich fast vom Sitz geflogen wäre. Dann fuhr er weiter. Ich trommelte auf seinem Rücken: „Wegen Strandgut, Kolumbus!“ Er knurrte und piffte im Fahren.

Draußen war Ebbe, blank und weit lag der Schlick. Drei Fischer standen vorm Deich und guckten hinaus in das Watt. Jetzt sahen wir dort hinten ganz im Morgengrauen einen dunklen Punkt, wie einen dicken Klotz in der Leere liegen: Ein Schiff. „Kleiner Fischerkutter, wird wohl auf dem Schlick aufsitzen“, meinte Dunker. — „Und das Sehen Sie den Punkt zwischen Schiff und uns?“ — Wir traten an die Fischer heran, einer sah durch sein langes Fernrohr. „Der kommt angesprungen, ist sicher der Junge vom Kutter. Ob sein Baas über Bord gegangen ist in der Deubelsnacht?“ Dunker sagte: „Achterm Deich ist bei Mathias Kruse heut morgen ein neuer Baas geboren, ein strammer Junge — Ersatz ist immer da.“ Die Fischer knurrten: „Deubelsdoktor“ und stießen den Arzt in die Seite; ich sah, daß sie ihn liebten und darum einmal mit der Hand hinlangen mußten.

Der Junge kam aus dem Watt. Wir liefen ihm entgegen. Todmatt war er, grün im Gesicht, die Augen voll Tränen, und die Arme hingen ihm schlaff herunter und baumelten am Körper wie zwei dicke Taendeln.

Dunker fing ihn in den Armen auf und hielt ihn an seiner Brust, die Fischer gaben dem Jungen einen Schluck aus der Flasche — da heulte er los und wimmerte in holländischer Sprache wirres



Drei Seebären

Otto D. Franz (München)

Zeug und wies zurück auf den Kutter im Schlick. Der Arzt ließ ihn ruhig ausweinen, er hatte aus dem krausen Reden und aus den Tränen schon verstanden: „Der Baas liegt im Schiff, irgendein schweres Stück ist ihm aufs Bein gefallen in der Nacht, Blut unter ihm.“

Die Flut lief wohl schon auf, aber erst in einer Stunde konnte ein Boot beim Schiff sein. Dunker befahl: „Den Jungen ins Haus, zu Gastwirt Parjens ins Bett. Ihr drei Mann nehmt den Schlitten vom Rettungsboot, kleine Joile rauf und hin übers Watt gezogen, bis ihr Wasser kriegt und rudern könnt! Ich fahre mit meinem Rad voraus, vielleicht komme ich noch an Bord, ehe das Wasser da ist.“ Der eine Fischer warnte: „Und wenn der Kutter hinter dem Querpriel liegt? Dann stehen Sie mit dem Rad im Wasser.“ — „Eibe kommt mit mir, dann kann ich hinüberschwimmen, und er hält das Rad im auflaufenden Wasser, bis ihr da seid, Topp?“ — „Good, los, Doktor! Aber die Zeit ist knapp, für euch zwei.“ — „Vielleicht noch mehr für den kranken Mann an Bord.“ — „Führt zu, Deubelsdoktor, wie kamt!“

So fuhren wir los in das weite Watt hinein. Der Boden war fest wie eine Tenne und lag in weichen Wellen vor uns, fein gekörnt und geriefelt der Sand — es war eine Fahrt wie auf der Rennbahn. Das Schiff da draußen in der Leere des Watts wuchs vor uns auf, als ob es uns entgegenführe, als ob es Elle habe, in seinem Drängen den Arzt an Bord zu nehmen.

Dann kam zwischen dem festen Sandwatt schlickige Fläche, Dunker mußte langsamer fahren, wir schwankten leicht, das Hinterrad unter mir kam ins Glitschen. Dunker fluchte leise vor

sich hin, immer langsamer mußte er das Tempo nehmen, ich sah, daß ihm die Arme zitterten beim Halten der Maschine. Das Rad rutschte weg, wir legten uns seitwärts in den Schlick — so ganz einfach und wie gewollt, und hatten noch gerade Zeit, uns rollen zu lassen und unsere Beine anzuheben, daß sie frei blieben von der schweren knatternden Maschine. Ich sah im Liegen den Strand und den Deich schon so weit weg hinter uns wie einen schwarzen Tuschestrich quer am grauen Morgenhimmel. Weiter ging es wieder. Wenn der Boden fester wurde, brummte das Rad voran, daß es mir herrlich durch den ganzen Körper sang. Dunker brüllte: „Angst, Eibe?“ Ich hielt ihn an seiner Schulter und drückte die Hand auf das Leder seiner Jacke. Angst mit Christoph Kolumbus? — Ein paar Möven schrien um uns, stießen heran und fegten nahe über unsere Köpfe hin, dort rechts von uns lag der erhöhte Vogelsand mit den Brutplätzen. „Eibe, der Querpriel!“

Blank wie ein Silberblatt lag vor uns das Wasser in der Rinne. Wir fuhren rasch hinein. Stopp — aus! Und nun in der Stille hörten wir, wie von fern die Flut kam, hörten dieses lange donnernde Rollen und sahen schon da vorn den scharfen hellen Strich der Kämme. Im Priel war das Wasser auch schon im Sich-Bewegen, war im Kreisen, im dunklen Wirbeln, es lief auf und drängte den Priel hinauf im Strömen nach Norden hin. Fünfzig Schritte jenseits der Rinne saß der kleine Kutter auf dem Schlick mit dem Heck tief eingeschoben und eingewühlt. Das Schiff lag geneigt, wie der Ebbestrom nach der hohen Flut im Sturm der Nacht es gelegt hatte, uns die hohe Bordkante zu-

gekehrt, mit der tieferen Seite nach der See hin. Wir konnten nicht auf das Deck sehen, wo der Baas liegen sollte mit krankem Bein. Blud unter ihm.

Ich schrak auf aus meinen Gedanken um den Holländer Fischer dort im Schiff. Dunker zog sich gerade schon das Hemd über den Kopf und stand nun wie Adam da und sagte: „Pack mein Zeug oben aufs Rad, halt aus im Wasser: Da hinter uns kommen die Männer mit dem Boot auf dem Schlitten. Ich muß rüber, Junge. Halt dich am Rad fest, steh breitbeinig gegen die Flut gestemmt, Ohren steil!“ Er griff seine Tasche mit den Instrumenten und lief an den Priel. Bis an die Knie ging ihm das Wasser, dann bis an die Hüfte, dann bis unter die Arme. Er nahm die Tasche zwischen die Zähne, und während er zu schwimmen begann, hielt er den Kopf hoch wie ein Hund, der im Wasser paddelt. Dann rollte er sich auf den Rücken und warf die Tasche immer so, daß sie nicht ganz ins Wasser tauchen konnte.

Jetzt war er durch, das auflaufende Wasser hatte ihn mächtig nach rechts gedrückt beim Schwimmen, doch er erreichte die Kante, aber drüben war es nicht fest wie an dieser Seite. Immer sah ich, wie er versuchte, Grund unter die Füße zu bekommen, immer sackte er wieder weg und mußte halb im Schwimmen auf dem Schlack entlangrutschen und sich rollen. Und als er endlich drüben war und aufstand, war er kein heller Adam mehr, durch den grauen Schlamm um ihn guckte nur hier und da noch das blanke Fleisch. Ich mußte an unsere gescheckte Kuh denken und lachte und freute mich, daß ich den Kerl einmal so dreckig gesehen hatte, wie Pastors Karl ihn noch nie sah. Der lag jetzt wohl warm in seinem Bett und schnarchte so laut, und ich konnte ihm nicht mal die Nase zudrücken.

Das Donnern der Flut wurde lauter, ich fühlte mich auf einmal so allein und sah immer ganz fest zu Dunker hinüber — nur nicht anderwärts hinschauen, nur allein dorthin, der Mann läßt dich nicht im Stich, wenn das Wasser da ist, wenn es dir an den Beinen aufsteigt und dir die Wellen gegen den Leib schlagen werden!

Jetzt lief er um das Schiff herum und stieg wohl über diejenige Bordwand, die Tasche hatte er wieder im Mund, daß er sich die Hände freireiben konnte vom Schlack. Ich sah ihn oben über der Bordkante auftauchen, groß stand er auf Deck vor dem grauen Himmel im Morgen, und es war mir, als ob er noch immer wüchse — da hörte ich durch das Röhren der Flut eine tiefe Stimme aufbrüllen aus dem Schiff und sah, daß irgendjemand, der unter der Bordkante war, der dort auf dem Deck liegen mußte, einen dicken Knäppl aufschwung. Dunker ruderte mit beiden Händen durch die Luft, ich sah, daß er redete und schrie gegen die Stelle auf Deck unten am Mast hin. Dann ging er näher hinan, aber der Knäppl schlug zu nach ihm hin, so daß der Arzt zuckersprang, rasch und gewandt wie ein Kater. Er ging wieder voran, aber der Knäppl sauste wieder hoch und schlug zu. So kam der dreckige Adam mit seiner schwarzen Tasche in der Hand in ein Hin- und Herspringen, daß ich vor Lachen mir die Seiten halten mußte.

Da versuchte er eine List, er turnte oben auf der höheren Bordkante entlang und wollte an der Mitte vorbei und an den Bug kommen, aber der Knäppl war zu lang. Dunker mußte schnell oben von Bord auf den Schlack hinunterspringen, sonst hätte es ihn getroffen. Er lief rasch außen am Schiff hin, griff vorn an der Spitze nach oben hoch die Bordkante, kam mit einem Klammzug über Deck, vorsichtig mit dem Kopf erst, warf dann einen Arm über die Kante und stemmte die Beine gegen die Außenwand und schob sich mit dem Leib hinüber. Ich sah, wie ihm das Holz den Schlack abschabte von der Haut, daß es aussah, als habe er nun eine weiße Schürze vorgebunden. Dann turnte er vorn über die Schiffshütte wieder gegen den Mast hin. Aber der Knäppl sauste wieder durch die Luft hin zu ihm, daß er wieder oben auf die Hütte springen mußte. Dort stand er, der Körper zuckte vom Kopf bis zu den Beinen. Er mußte sicherlich sehr brüllen — ich konnte ja nichts mehr hören vor dem Lärmen des Wassers nach, so nahe — gewiß brüllte der Mann, der auf Deck lag, ebenso gegen ihn an. — Da sah ich, daß Dunker sich mit beiden Händen an den Kopf griff, und ich sah, daß er ganz verzagt wurde und stille stand oben auf der erhöhten Hütte vor dem Himmel.

Nun zog ich mich auch rasch aus, legte alle unsere Kleider oben auf den Sattel, band die Lederjacke des Doktors um unser Zeug fest. Ich rüttelte und wackelte am Rade, es stand fest, die Nase gegen das Wasser gerichtet, das jetzt schon immer höher kam und über die Ränder des Priels zu steigen begann.

Der Schlitten mit dem Boot war nicht mehr weit. Bevor das Rad ersaufen mußte, würden die drei Männer Wasser genug haben für die Jolle und rasch noch heranrudern können gegen die Wellen der Flut.

Ich lief durch das Wasser in den Priel. Es hieb mich auf die Seite, es riß mich hin wie eine Faust aus dem Tiefen, daß ich nach Luft schnappte und mir das Herz wie stille stand, aber dann konnte ich schwimmen. Ganz rasch nach rechts den Priel hinauf trieb mich die Flut, in einem Wirbel kam ich ins Kreisen, aber ich konnte doch wieder herauskommen. Ich arbeitete ruhig und stetig und kam hinüber. Nun sah ich auch vorm Schlack und arbeitete mich langsam vor im Rutschen und Schwimmen und Rollen, wie ich es bei Dunker gesehen hatte. Es würgte mich am Hals, es war mir, als ob tausend Hände mich ziehend hielten und nicht lassen wollten. Ich war so matt, daß ich noch einmal lang hinschlug, als ich schon aus dem Wasser war, so hatte ich dazu auch noch das Gesicht voll Lehm und mußte mir die Augen freigraben und freiwischen aus dem Schlack.

Dann lief ich ran an den Kutter. Dunker sah mich, sprang auf einmal vor an dem Mast vorbei, der Knäppl hatte ihn nicht getroffen. Ich ging herum um das Schiff und sah über die Bordkante. Unten vorm Mast lag der alte Baas, der Holländer, mit dem langen Stock in der Hand, die Beine weit gespreizt und eine Lache Blud unter ihm. Der Oberkörper war auf einem Ballen von Segeltuch etwas erhöht. Jetzt sah der Alte meinen Kopf und sah, daß ich auch über die Bordwand kletterte.

Dunker rief mir zu: „Der Holländer ist voll Spirit, bis oben hin voll Brantntwein. Er meint, der Deubel ist über Bord gekommen aus der See und will ihn holen. Der Kerl versteht von mir kein Wort, nicht Plattdeutsch, nicht Englisch.“

Der Alte hatte die Augen weit aufgerissen, jetzt glaubte er, daß noch ein schwarzer Teufel — ein junger — aus dem Meer gestiegen sei, er schluckte auf in seinem Trank, und wir sahen gerade noch, wie er plötzlich unter sein Segeltuchkissen griff. — „Eibe, spring über Bord!“ Aber da kam es auch schon wie ein großer dicker Stein angefliegen aus der Baashand. Dunker war rasch und fing auf mit beiden Händen wie beim Fangballspiel. Es war eine große bauchige Tonkrüge. Kolumbus ror daran und zog den Korken heraus: Der Brantntweinbuddel des Alten! Dunker ror wieder und wischte mit der Hand den Hals der Flasche rein, rief: „Gooden Genever!“ und trank einen langen Schluck. „Genever, Baas!“ — Ich schrie auch: „Klaren Genever, Baas! Ohler Holländer, oher Suppt!“

Die Augen des Alten sahen uns unverwandt an, das Erschrecken wich etwas aus seinem Gesicht, als er den nackten Mann dort trinken sah aus seiner Flasche und ihn immer „Genever“ rufen hörte, aber in den Augen blieb ein gespanntes Aufmerken, wie ein starkes Lauern. Da sah sich Dunker den Krug an: Vorn war er haben und in Farbe bunt gebrannt eine Szene aus der Bibel: Jesus auf dem Weg nach Golgatha, das Kreuz tragend. — Dunker lachte laut auf, jetzt wußte er um das Lauern der Augen des Alten. Er strich mit den Fingern immer über das Bild und nahm auch meine Hände und legte sie auf die Krüge: Da der Alte sah, daß unsere Finger dort nicht zu rauchen und zu glühen begannen und wir ihn ruhig ansahen und „Genever“ sangen, wich auf einmal seine Angst, er legte den Knäppl beiseite, und in seine Augen kam der ganze Jammer seiner großen Schmerzen. Dunker ging rasch hinzu, kniete nieder bei dem Baas, rückte und bettete ihm den Oberkörper gut auf dem Ballen hin, und als ich ihm die Tasche reichte, nahm er rasch Messer und Scheren und schnitt dem Kranken die Hose vom blutenden Bein, er schälte das angetrocknete verkrustete Zeug langsam vom Fleisch ab.

Der Alte zuckte immer zusammen und stöhnte, dann hob er auf einmal seine Hand und langte in Dunkers Wuschelhaare, und der Arzt lachte ihm zu und brabbelte durch alle Sprachen: deutsch, plattdeutsch, englisch und alles miteinander gemengt sein „Keine Hörner auf dem Kopf, Baas!“ Und der Alte verstand ihn und zog den Mund breit zu einem glücklichen Lächeln. Aber wenn dann wieder die Schmerzen kamen, zitterte seine Hand und er patschte sie schwer auf den Rücken des nackten Doktors, daß seine Hand und die fünf dicken gespreizten Finger helle Bilder und Zeichen in den Schlack auf Dunkers Haut malten.

Kolumbus rief: „Hol‘ ein Brett zum Schienen.“ Ich brachte ein flaches Stück Holz, wir schoben es unter das Bein, dabei kam ich nahe an den Alten, und er griff auch mir auf den Kopf und streichelte mir durch die Haare, und ich lachte: „Nix Hörns, nix Deubel, Baas!“ Er lächelte weh unter seinen Schmerzen, und da Dunker gerade zu binden und zu schnüren begann, zuckte der Alte immer wieder zusammen, seine Hand war heruntergerutscht



Studie aus
der Bretagne

Otto D. Franz
(München)

von meinem Kopf, war mir über den Rücken geglitten, und dann hatten die Finger mein linkes Bein oben am Schenkel erwischt und krampften sich dort fest ins Fleisch. Ich fuhr auf und sah seine andere Hand in das Segeltuch fassen und sah an dem groben Leinen in seinen Fingern, wie meine Haut und mein Fleisch sich wohl auch krümmten und falteten unter dem Griff. Ich zappelte und wimmerte und schrie, aber die Finger saßen fest. Dunker konnte keine Hand frei haben und mir helfen, darum fluchte er: „Halt aus, Jung!“ Und so mußte ich aushalten in der Zange des Alten, bis ich einmal die Finger etwas lockerer glaubte, da sprang ich vor und riß mich raus aus der Klammer und war mit einem Satz über die Bordwand, hielt mich fest am Rand und kühlte meinen geschundenen Schenkel in den Wellen. Das Wasser schoß längst um unser Schiff, immer gab es schon Stöße durch den ganzen zitternden Rumpf unter den Wogen, die stetig und hoch herandröhnten. Jetzt kam eine große Welle mit einer hohen weißen Krone und warf mich auf und wieder über Bord auf das Deck.

Dunker war fertig, der Alte hatte die Augen geschlossen und schlief fest in seinem Rausch, es lag nach der Angst und all den Schmerzen wie eine Seligkeit auf seinem Gesicht. Ich mußte dem Arzt meine Rückwand zeigen, Kolombus wusch sie mir mit dem Genever aus dem Krug mit dem heiligen Bild, aber es war doch wie ein Höllenbrand, daß mir die Tränen rannen und mir als dreckige Tropfen aus meinem schwarzen Gesicht fielen. Da schöpfte Dunker Wasser über der Bordwand und wusch mir das Gesicht — ich hielt die Augen fest geschlossen und meinte meiner Mutter Hände zu fühlen. —

Jetzt guckten wir über die hohe Bordkante: Das Boot war da, die Männer hatten das Motorrad schon vorne hereingehoben, der Fischer Martens hing ein Segeltuch hinüber gegen die Spritzer von den Brechern der Flutwellen. Nun hielten sie das Boot im Wellenschatten unseres Kutters und kamen heran. Als sie festgemacht und wir zwei Mann über die Wand gezogen hatten, nahm der dritte im Boot Wolle und Lappen und fing schon an, das Rad des Doktors zu putzen und zu ölen.

Dunker rief hinunter: „Martens, min Bück!“ — Ist weggeschwommen, alles Zeug ging los, ehe wir ankamen, rein in den Ozean, wird wohl irgendwo antreiben nächste Woche —, und der Mann lachte: „Ist ja Sommerszeit und warm, Doktor —“

Da sagte Dunker leise zu mir: „Junge, kleiner Mitdeubel an Bord, hin ist hin, ja, wird wohl antreiben irgendwo nächste Woche, aber ich habe Glück, daß ich den Brief gestern Abend aus der Jackentasche nahm.“ — Ich pliff durch die Zähne: „Den Brief mit der feinen Schrift?“ und wurde ganz neugierig. Er knurrte: „Halt's Maul!“ Da sagte ich so nebenbei: „Der Brief liegt auf dem Schreibeisch. Pastors Karl wird ihn wohl zum Frühstück lesen, ich traue dem nicht.“ Dunker wollte mich packen und schrie: „Komm, neu einreiben mit dem Genever!“ Aber ich sprang hinter den Mast.

Der Arzt sah nach dem schlafenden Mann, dann krochen wir in die Hütte und suchten im Kleiderschrank des Alten und des Schiffsjungen Hemd und Hosen für uns und kamen wieder an Deck in einem Anzug, daß dem Fischer Flötje Gerken die Tränen nur so aus den Augen sprangen und der andere ein Lachen bellte wie ein alter Seehund.

Aus dem Siel kam jetzt das große Fischerboot, wir hörten den Motor immer näher knattern. Dann war es da, und die Männer warfen uns die Tawe zu, und das starke Boot riß in den Wellen der hohen Flut unsern kleinen Kutter los aus dem Schlick und nahm uns ins Schlepptau nach dem Land zu.

Ich stand vorn oben auf der Hütte und hielt mir mit beiden Händen Hose und Hemd frei von meinem schmerzenden Schenkel, daß die Fischer hinter mir brüllten vor Lachen. Kolombus war neben mir, hatte die Geneverkruke im Arm und lachte „Strandgut, Eibe“, und sang ein Lied von der christlichen Seefahrt. Aber als er im dritten Vers gar zu deutlich auch mein geschundenes Bein in der Hose besang, nahm ich die eine Hand hoch und griff ihm voll in die Haare und schrie ihm zu, immer in sein Lied hinein: „Deubelskolombus, Deubelskolombus!“ Er verzog sein Gesicht, und da er keinen Reim finden konnte auf mein Geschrei für seinen vierten Vers, gab er sein Singen auf.

Als er sich wieder über den kranken Mann gebeugt hatte und sorgte, daß er in seinem tiefen Schlaf auch gut lagte unterm Mast, sah er die zwei Schiffer ganz verwundert an, daß sie ihm dabei mit breitem Grinsen zuschauten. Aber erst als sie ihm zuwinkten, merkte er, daß er sein Strandgut, seinen bunten Geneverkruke, noch immer fest im Arm hielt wie einen Schatz, den er an diesem Morgen gehoben hatte.

Wer ändern eine Grube gräbt . . .

von Karl G. Gössle

In Ravensburg lebte vor Zeiten ein Bäcker, der Zuckerbrezeln backen konnte wie kein anderer weit und breit in Oberschwaben. Er hieß Franz Rommelsperger und er war ein dicker und gemütvoller Mann. Er stand häufig des Abends nach getaner Arbeit unter der Tür seines Ladens, eine weiße Schürze vor dem Bauch und ein besticktes Klippchen über der Glatze, das Leben auf der Straße mit wachen Augen und wohlwollenden Mienen betrachtend. Und da konnte sich's wohl ereignen, daß eine zufriedene Kundin im Vorübergehen fragte:

„Meischter Bäck, wie machet Ihr's bloß, daß Eure Zuckerbrezle so ganz besonders zart und delikat schmecket?“

Und da erwiderte dann Franz Rommelsperger bescheiden und doch selbstbewußt:

„Auf de Butter kommt's a, werte Frau Nachbare, mr darf net mit dem Butter schparel!“

Daß es auf die Butter ankomme, das brachte man eines Tages dem Bäuerlein Frieder Junker aus Topfenhardt zu Ohren, und den ging es allerhand an. Er war nämlich der Butterlieferant des Meisters Rommelsperger und er wanderte alle Wochen einmal von Topfenhardt nach Ravensburg, um dem Bäcker fünf Kilo der besten Topfenhardter Butter zu überbringen. Er erhielt dafür jeweils fünf Kilo Brot und das übrige in Münze. Um diese Münze wurde zwischen Bäcker und Bäuerlein jeweils ein erbitterter Kampf ausgefochten, denn Franz Rommelsperger war geizig und suchte den gerechten Preis des Bäuerleins zu drücken. Sie wurden aber dann nach langem Feilschen für gewöhnlich doch handelseinig.

Frieder Junker war ebenso schlau wie Franz Rommelsperger geizig war. Nachdem er gehört hatte, daß es auf die Butter ankomme, erhöhte er den Butterpreis um eine Kleinigkeit in der Berechnung, daß er — wenn er am Ende den Aufschlag wieder nachlasse — doch noch den üblichen Handelspreis erziele und nicht weniger wie bisher. Da kam er aber bei dem Bäckermeister schon an. Zuerst wollte Franz Rommelsperger gar nichts abnehmen. Als das Bäuerlein im Begriff war, die Tür von draußen zuzumachen, wurde es zurückgerufen, und dann begann ein

Handeln bis zur Bewußtlosigkeit. Als der Brezelbäcker merkte, daß er nicht weiterkomme, tat er so, als ob er einverstanden sei, und seufzend und jammernd zahlte er etwas mehr als ehedem. Zutiefst innerlich war er bitterböse und suchte Frieder Junker hineinzulegen.

Nachdem er die Butter in Empfang genommen, machte er ein scheinheiliges Gesicht und sagte:

„Do ka i jo glei mei frischgeichte Waag ausprobierel!“

Er legte ein Fünfkilogrammgewicht in die eine und die Topfenhardter Butter in die andere Waagschale. Und siehe da, die Butter wurde um mehr als ein Pfund zu leicht befunden. Jetzt aber hätten ihr sehen sollen, wie Freund Rommelsperger fuchsteufelswild herumfuhrwerke und auftrumpfte! Er nannte das Bäuerlein einen Jauner und Gauner, einen Lügner und Betrüger. Und dann rief er — die Verkörperung empörten Rechtsgefühls — das Auge des Gesetzes herbei. Frieder Junker verlegte sich nicht etwa aufs Bitten; er rannte auch nicht davon, obwohl er dazu Gelegenheit gehabt hätte; er ließ alles schmunzelnd über sich ergehen und verhielt sich wie ein Mann, der wußte, daß ihm keiner konnte. Oh, wenn der Bäckermeister Rommelsperger doch weniger Geiz und mehr Menschenkenntnis besessen hätte!

Die Polizei rückte an in Gestalt des Schutzmanns Jakob Künkeln. Sie zwirbelte sich den riesengroßen, mundbeschattenden Schnauzbart und schnippte mit dem Zeigefinger Stäubchen von der goldbebotenen Uniform, während der Bäckermeister den Tatbestand herausprustete. Als vorsichtiger Mann schritt aber Jakob Künkeln trotz des sprechenden Beweises in der Waagschale nicht gleich zur Verhaftung, sondern fragte formgemäß und stählerne Blicke schießend, jeder Zoll ein Schutzmann:

„Agschuldiger, hent se no ebbes zum sage?“

Und das hatte dieser allerdings. Das Bäuerlein aus Topfenhardt setzte sein pfiffigstes Gesicht auf und dann sprudelte es in die Gegend:

„Herr Polizeirat, i han keine Gwichter zhaus ghet, ond deshalb han i em Bäckmeister Rommelsperger sei Brot als Gwicht gnommal!“

Der Bauer entnahm seinem Tragkorb die fünf Kilo Brot, die er vor einer Weile von dem Brezelbäcker erhalten hatte, und legte sie statt der Kilomaße auf die Waage. Und es trat ein, was nicht zu ändern war: Das Zünglein an der Waage drehte sich langsam, bis die Schale mit der Butter unten aufsaß und die Schale mit dem Brot oben schwebte. Jetzt war der Bäcker an der Reihe, totenblau zu werden.

So kam es, daß nicht Frieder Junker von Jakob Künkeln verhaftet wurde, sondern Franz Rommelsperger. Und so kam es, daß die Ravensburger ihren fähigsten Brezelbäcker los wurden, denn ein hohes Ravensburger Gericht konnte nicht anders als dem Franz Rommelsperger die Handels- und Backerlaubnis entziehen, weil er ehrlos und volksschädigend gehandelt hatte.

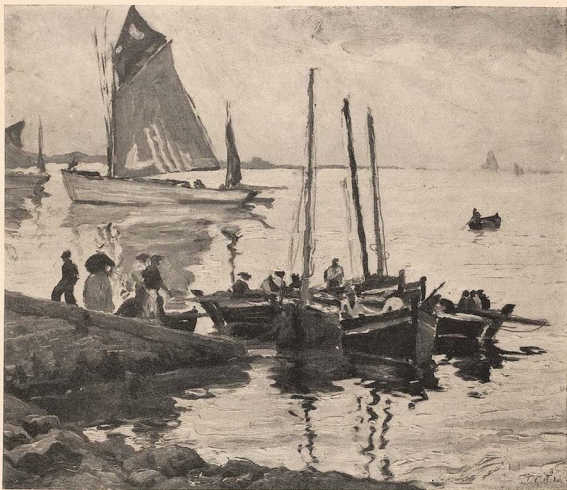
Auch Frieder Junker wurde dieser Sache wegen nicht froh. Denn erstens mußte er eine Buße bezahlen, weil er statt der Gewichtsteine Brot verwendet hatte. Und zweitens mußte er nach neuem Absatz suchen für seine echte Topfenhardter Butter. Er tröstete sich aber in dem Gedanken, den Handel nicht provoziert zu haben.

Gewinn von der Geschichte hatten nur die Topfenhardter. Denn sie gelten seither vom Bodensee bis nach Ulm und vom Bussen bis hinein ins Allgäu als überaus schlau. Und niemand — insbesondere kein Ravensburger — wagt mehr, einen Topfenhardter zu übertreiben.



Studienkopf

A. Herrmann



Sardinenfischer in der Bretagne

Otto D. Franz (München)

Zum 150. Geburtstag des schwäbischen Dichters

Ludwig Uhland

geboren am 26. April 1787 in Tübingen

Das Schifflein

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise;
Es schweigen, die drin wandern,
Denn keiner kennt den andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Weidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet;
Das Ufer widerhallt.

Von seinem Wanderstabe
Schraubt jener Stift und Habe
Und mischt mit Flötenönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
Als fohlt' ihr gar die Rode;
Jetzt stimmt sie mit Gesänge
Zu Horn und Flötenklänge.

Die Rudrer auch sich regen
Mit taktgemäßen Schlägen;
Das Schiff hinunterflieget,
Von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande,
Man trennt sich in die Lande:
„Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?“

DER LETZTE MANN VON NOTRE DAME

Dem unbekannten deutschen Soldaten

Von Petrus H. Steigerwald

Nebel lag über Schottland. Wir saßen in der Halle des Herrenhauses vor dem offenen Kaminfeuer. Lady Mac Cardie goß den Tee ein. Ihr Bruder, mein Freund, erzählte eines seiner Kriegserlebnisse, das er als sein erschütterndstes bezeichnete:

„Im Mai 1915 wurde ich mit meinem Regiment bei Arras, im Kampf um die gefürchtete Lorettohöhe, eingesetzt. Rechts von uns lagen Senegalneger. Links die Elite der französischen Truppen: Alpenjäger. Unser Aufwand während dieser ersten, überraschenden Durchbruchschlacht an Menschen und Material war unheimlich, war maßlos. Die dreitägige Schlacht, der Kampf und der Sieg waren das Schönste und Unmenschlichste, was ich mit meinem Regiment während des Krieges erlebt habe. Drei Tage lang beackerte unsere Artillerie mit ihrer schweren amerikanischen Munition das Kampfgebiet. Kein Quadratmeter Boden war heil geblieben. Nichts erinnerte mehr an eine friedliche, saatsprohnde Erde. Mondkrater schienen vor uns zu liegen. Vorsintflutliches Land. Wir wurden von der Notre Dame-Höhe von schwersten deutschen Geschützen unter Feuer genommen und hatten schon vor dem Sturm unheimliche Verluste. Ich mußte mit meinem Regiment diese Höhe nehmen. Die Truppen rechts und links von mir trugen den Angriff vor und schlossen damit die Anhöhe beinahe ein. Ein schmaler Streifen verband noch die Stellung mit den rückwärtigen deutschen Linien. Unser überraschender Durchbruch ließ dem Gegner keine Zeit, die schweren Geschütze zurückzunehmen. Eine kleine deutsche Gruppe, die sich vor der Artillerie verschanzt hatte und die Höhe zu halten versuchte, hoffte auf Verstärkung von Souchez aus. Der deutsche Regimentsgefechtsstab befahl, wie ich von Verwundeten erfahren hatte, dem Oberstleutnant von Blücher die Verteidigung der Notre Dame-Höhe. Blücher lief, bevor er den Aufgraben, den bekannten und gefürchteten „Hohlweg“, erreichte. Das badische Grenadier-Regiment 110 erlitt unheimliche Verluste, wurde zersprengt, aufgerieben und konnte die gefährdete Höhenstellung der Deutschen nicht mehr retten. Die wenigen Mann auf der Höhe waren dem Verderb, dem Untergang preisgegeben.

Rasendes Maschinengewehr- und Schrapnellfeuer bestrich ununterbrochen das Gelände. Unsere Schrapnellwölken tanzten und zerstoben über dem zwischen drei Angriffsfronten eingekeilten Feind. Im Morgengrauen setzten unsere Minenwerfer ein. Das Chaos, Bersten, Dröhnen, Krachen, Splittern war grauenvoll. Die Erde bebte. In diesem eisenspektakeligen Gelände konnte unmöglich noch ein Mensch leben, atmen, sich verteidigen. Endlich mußte doch unter dem Geschützfeuer, das siebzig Stunden ununterbrochen niederhagelte, ein deutsches Geschütz nach dem anderen aussetzen. Der Abschnitt, die Höhe schien sturmreif zu sein.

Senegalneger gingen mit den Alpenjägern zum Angriff vor. Ein schwarzer Wall wälzte sich bergan. „Uerra-Uerra“ schrien die Horden und warfen sich nieder, als doch noch von neuem Schrapnells über ihnen platzten. Wo zum Teufel mochten dort oben die Schützen stecken? In der Nacht mußte die Höhe fallen. Keineswegs durfte dem Gegner die Möglichkeit gegeben werden, die Nacht zur Heranziehung von Verstärkung zu benutzen. Es folgte eine Nacht, nach der ich keinen Morgen mehr erwartete. Wir lagen in Löchern, in Dreck eingebuddelt, zum Vorstoß bereit. Da setzte mit einmal deutsche Artillerie ein. Und sie setzte gut ein. Sie war vorzüglich eingeschossen, und hinter uns lag eine unüberwindliche Sperrkette. Die Deutschen mußten auf alle Fälle von der Höhe aus Meldung erhalten oder einen Beobachtungsposten vorgeschoben haben.

Nichts wie raus aus diesem vernichtenden Feuer. Raus und bergan! Wir krochen unsichtbar, schwarz im Schatten der Nacht

vor. Da dröhnte und zischte von dem Berge doch wieder ein Geschütz und spie einen Schrapnellregen über uns aus. Bald kam der Abschuß von rechts, bald von links. „Ja, zum Teufel“, fluchten wir, „viele Geschütze empfangen uns noch?“ Die Artillerie setzte plötzlich aus. Im Tal, um die Höhe Notre Dame schwebte auch das Feuer. Todwund, kampfmüde lagen Freund und Feind in Mulden und Trichtern der blutgetränkten Erde. Nur noch die wenigen Geschütze der Anhöhe spien ihren Schrapnellregen in die Nacht. Nun aber krochen die Schwarzen wie die Panther durch den Busch bergan, um, mit der Handgranate in der Faust, den feuerspeienden Höllenschlund abzuwürfen. Ich schoß, was konnte es schaden, eine Leuchtkegel ab. Taghell lag das Gelände. Das plötzliche, die Nacht aufreißende Licht stellte den Gegner. Ein einziger Mann stand und schoß. Lud und schoß. Neue Leuchtkegel hoch. Er stand immer noch. Unheimlich drohend erschien diese schemenhafte Gestalt. Halb nackt mit blutigen Fetzen bedeckt, nahm er nun die Handgranaten vor und hielt sich damit den schwarzen herankriechenden Wall vom Leibe. Von rechts und von links krochen sie heran, Besessenen sie den aufragenden, breitspurig stehenden, sich gegen eine Hölle verteidigenden Mann. Die schwarze, grinsende Horde schoß wie verrückt. Der Mann mußte doch fallen! Mußte doch verwundet, mußte doch angeschossen sein. Aber er stand und schleuderte mit ungebrochener Kraft in wahnwitzig besserer Geschwindigkeit Granate um Granate den Schwarzen entgegen, bis er doch einer Kugel erlag, zusammensank und auch dann noch eine letzte Granate abzog und Raum um sich schuf. Zu Tode verwundet kroch er nun über Mulden, Tote, den Hang hinab und versuchte noch telefonisch Meldung zu machen. Ein Schuß verstümmelte die Worte, die er in die Muschel hauchte. Dann wurde es nach all diesem Getöse unheimlich still. Kaum ein Schuß hallte im weiten Gelände. Müde war der Mensch und die Erde, aus der er geschaffen, zu der er wieder zerfiel. Die Notre Dame-Höhe war uns. Es war kein Sieg. Keine heldische Tat. Das Glück wollte es so.

Unsere Leute verschanzten sich. Sanitäter schafften die Verwundeten fort. Der Deutsche war wieder zu seinem Geschütz, das er allein bis in die letzte mögliche Sekunde bedient hatte, zurückgekehrt. Mit der Zunge leckte der Dürstende den Morgentau von einem Gewehrtschaft.

Ich neigte mich zu ihm. Bot ihm Wasser. ... Er lag frierend ohne Waffenrock. Ich zog einen herumliegenden Mantel herbei und bedeckte den Mann mit dem schmalen, knabenhaften Gesicht, dem die dünnen, blonden Haare über die klaffende Stirnwunde fielen. Dann fragte ich auf deutsch, ob ich etwas für ihn tun könne. Er würdigte mich keines Blickes, keiner Antwort. Mit schmerzverkrampftem Gesicht, dem Tode nahe, verzichtete er stolz auf jede Menschlichkeit. Dieser Mann erschütterte und beschämte mich. Durch Sanitäter ließ ich ihn zurück ins Feldlazarett schaffen und bat den Arzt, alles zu tun, diesen Mann zu retten. Ich durchsuchte seine Hosentasche nach einem Zeichen, Namen. Vergeblich. Alle Papiere fehlten, waren mit seinem Waffenrock verloren gegangen. Ein zerknauter Brief fand sich vor: „Mein Liebster, Mama und ich beten jeden Tag für Dich, daß Gott Dich uns erhalte. Du mein einziger Geliebter.“

Ich überbrachte dem Regimentsstab die Nachricht und inzwischen eingegangene Meldung, daß die Deutschen erneut Truppen bei Souchez zusammengezogen haben, und ein Gegenangriff zu erwarten sei. Ich berichtete auch den Vorgang der Kampfhandlung um Notre Dame. Schweigend vernahm die Herren den Bericht. Darauf besuchte ich nochmals meinen deutschen Kameraden. Namenlos. Der Arzt hielt eine Rettung für ausgeschlossen. Ich



Der alte Förster

O. Malura

war erschüttert. Ratlos wie ein Kind. Ja, ich bangte mehr, als ein Mensch vermag, um diesen Helden. Als er aus der Bewußtlosigkeit erwachte, vernahm er von neuem das Dröhnen der schweren deutschen Geschütze.

„Das sind meine Kameraden“, flüsterte er, „sie kommen, ja, sie kommen wieder, immer wieder — sie lassen mich nicht allein — sie holen mich heim — meine deutschen Kameraden.“

„Ja, Kamerad“, sagte ich, „die Deutschen haben die Höhe von Notre Dame zurückgeholt!“

Darauf wandte er mir sein schmales, müdes Gesicht zu. So jung war es unter dem grauen Leid.

Nun sah er mich mit seinen großen, hellen, Freude überstrahlten Augen an. Ja, er versuchte sogar, im Schmerz, im Tode, der seinem Herzen immerzu näherrückte, beglückt und friedlich zu lächeln.

Wenige Minuten war jede Härte und Spannung von ihm ge-

wichen, lag er vom Leid erlöst und befreit. Tot. Wundstarrkrampf!

Auf Befehl des englischen Armeekommandanten wurde er unter allen militärischen Ehren beigesetzt.

Eine Kompanie schottischer Hochlandjäger war angetreten.

Eine englische Ehrensäule, deutsche Haubitzen, dröhnten über sein Grab hinweg. Zahlreiche Offiziere, soeben dem Graben entstieg, dem Tode entronnen, neigten das Haupt zum Gebet. Die Regimentsfahne senkte sich.

Kahl, ohne Schmuck, grau und öde wie das Land, lag das Grab. Da nahm der Kommandant selber die Fahne und bedeckte damit die geborgene Hülle des Helden von Notre Dame. Im Dämmerlicht des Abends leuchteten die Farben noch lange.

In schon vergilbenden Büchern oder in einem leidtragenden Herzen wird man sich heute noch eines „vermißten“ Soldaten erinnern.“

Die schlechte Rolle

Von Walter Erben

„Halt, einfach unmöglich, Madame Bernard!“ Der Regisseur sprang auf die Bühne, drängte die übrigen Schauspieler zur Seite und blieb, das Textbuch aufgeregt bewegend, vor Rose Bernard stehen. „Sie sprechen die Stelle: ‚Ich glaube, daß Gaston mich betrügt!‘, als wollten Sie uns davon in Kenntnis setzen, daß Sie am Nachmittag Ihre Schneiderin aufzusuchen beabsichtigen. Versetzen Sie sich doch in die Rolle der beklagenswerten Heldin, legen Sie mehr Empfindung, mehr Seele in Ihren Ausdruck. Um es Ihnen zu gestehen, ich vermisse eine gewisse verhaltene Leidenschaft, eine Anhäufung dämonischer Energien — Wir spielen den Auftritt noch einmal!“

Rose Bernard zuckte mit den Schultern. Ihr Gesicht wehrte sich gegen ein mitleidiges Lächeln, das Lächeln des großen Stars, des Lieblings des Publikums, seiner selbst und des Erfolges schon im voraus sicher.

Aber auch die dritte Wiederholung der Stelle fiel nicht zur Zufriedenheit des Regisseurs aus. „Schluß für heute. Letzte Probe morgen, um dieselbe Zeit!“ Er fuhr sich mit den kammartig gespreizten Fingern durch das lockige Haar und verließ ohne Gruß die Bühne.

„Die Bernard spielt einfach katastrophal. Sie wird uns die Erstauflührung nächste Woche vollkommen verpatzen!“

„Tsche, mein Lieber, was ist da zu machen?“ Der Direktor des

Theaters schaute seinen Regisseur sorgenvoll durch seine dickgläserige Brille an. „Wissen Sie einen Rat?“

„Es gibt keinen, sonst hätte ich ihn schon befolgt! Wir können auch die Besetzung nicht ändern. Wenn sie nicht die Hauptrolle spielt, schaut sich überhaupt keiner das Stück an!“

Ein Lächeln machte das runde Gesicht des Direktors noch breiter, er kniff die kleinen wasserhellen Augen zu einem Strich zusammen. „Lassen Sie mich nur machen, ich habe darin meine Erfahrungen!“ Sagen Sie mal, wer ist die beste Freundin von der Bernard?“

Der Regisseur schüttelte ungläubig den Kopf. „Die beste Freundin von Rose Bernard ist Evelyne Vergne, die Tochter des berühmten Advokaten. Sie kennen sich schon von der Schule her. Eine schöne Frau übrigens...“

„Um so besser“, fiel ihm der Direktor ins Wort. „Monsieur Bernard wohnt doch in Paris? Nun, wir werden gleich sehen!“ Der dicke Zeigefinger hakte sich in das Nummernschild des Telefonapparates. Am anderen Ende des Drahtes erschien Herr Bernard, erstaunt und besorgt zugleich.

„Ich bitte Sie tausendmal um Entscheidung, Monsieur, aber eine für Sie wie für mich, wenn nicht für ganz Paris außerordentlich wichtige Angelegenheit zwingt mich, Sie für einen Augenblick zu stören.“

Herr Bernard verzieh großmütig.

„Also, Ihre Frau Gemahlin ist nicht nur im Begriff, ihren guten Ruf als beste Schauspielerin von Paris, sondern auch unser Theater zu ruinieren. Ich halte es geradezu für meine Pflicht, Ihnen davon Mitteilung zu machen; denn Sie scheinen mir am besten dazu geeignet, das drohende Unheil abzuwenden!“

„Aber Herr Direktor, was sollte ich da machen? Wenn meine Frau schon auf Sie nicht hört, werden meine Bemühungen vergebens sein. Sie ist ein durchaus selbständiger Charakter! Im übrigen — sollten Ihre Befürchtungen nicht etwas übertrieben sein! Aber wenn Sie unbedingt meinen... was haben Sie mit mir vor?“

„Sie werden den gewissen zynischen Unterton verzeihen, der in meinem Vorschlag liegen mag. Aber ich sehe keine andere Möglichkeit, aus der bedrohlichen Lage herauszukommen. Schließlich heiligt der gute Zweck die Mittel! Also, erschrecken Sie nicht — Sie haben sich binnen vierundzwanzig Stunden in Mademoiselle Vergne, in die Freundin ihrer Frau Gemahlin, zu verlieben und dafür zu sorgen, daß Ihre Frau es umgehend erfährt!“

„Sind Sie des Teufels, Herr Direktor“, krächzte es aus der Telefonkapsel, „halten Sie mich für solch einen guten Schauspieler!“ Herr Bernard protestierte, zögerte, schließlich willigte er ein.

„Vielen Dank, Monsieur Bernard, seien Sie versichert, daß ich mich, wenn nötig, auch mit meinem ganzen Einsatz um eine verständliche Vermittlung zwischen Ihnen und Ihrer Frau bemühen werde. Also abgemacht. Adieu!“

Der Direktor rieb sich die Hände vor Vergnügen. Der Regisseur hielt sich an der Stuhlkante fest. Er war sprachlos.

Die Generalprobe am nächsten Mittag zeigte eine gänzlich veränderte Rose Bernard. Ihre Worte überstürzten sich in erregter, leidenschaftlicher Aufwallung. Das „Ich glaube, daß Gaston mich betrügt“, war der Schmerzensschrei eines beleidigten Herzens. Ihr Spiel riß das ganze Ensemble mit.

„Bravo, Madame!“ rief der Regisseur zum Schluß der Probe. „Sie haben sich heute selbst übertroffen. Ich gratuliere Ihnen. Das wird ein Erfolg ohnegleichen werden! Sie sind wirklich eine bewundernswürdige Künstlerin!“

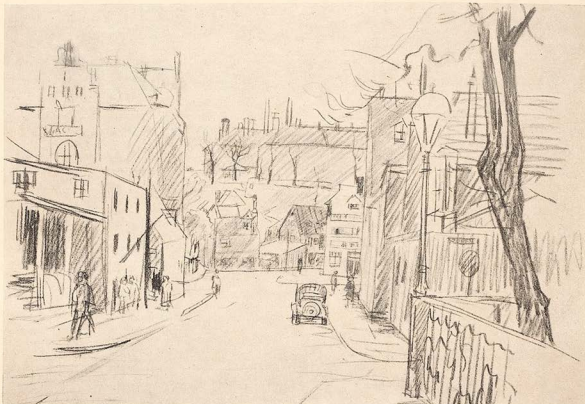
Rose Bernard lächelte matt. Das Spiel hatte sie vollkommen erschöpft. Ihr Gesicht drückte Sorge und Leid aus. Eine Müdigkeit lag grau um ihre Augenlider.

„Oh, Madame müssen sich erholen“, der Direktor faßte väterlich besorgt ihren Arm, „kommen Sie, ein guter Likör wird Sie wieder beleben!“



Studie

O. Malura



Alte Straße

O. Malura

Sie saßen sich in seinem Zimmer gegenüber. Der Regisseur hatte es vorgezogen, nicht mitzugehen.

„Eine Zigarette, Madame?“ Der Direktor öffnete die kleine Hausbar. „Trinken wir auf Ihren Ruhm, Madame, Sie haben fabelhaft gespielt. Ich habe ja nie an Ihrem Talent gezweifelt!“ Rose Bernard nippte nur an dem Glas.

„Sie haben Sorgen, verehrteste Freundin, ich weiß. Verzeihen Sie bitte, wenn ich mich sozusagen in Ihre privaten Angelegenheiten mische, aber ich bin daran nicht ganz unbeteiligt. Deshalb gestatten Sie mir, Ihnen ein Geständnis zu machen. Sie fühlen sich von Ihrem Mann betrogen, vielleicht beruhigt Sie es, zu hören, daß es nur den Anschein hat. Ihr Mann liebt sie noch in gleichem Maße wie früher. Das Zwischenspiel mit Ihrer Freundin war nichts mehr als ein Trick, um Ihre Gefühlsskala zu bereichern. Die Inszenierung stammt diesmal von mir, der Regisseur wußte nur, sich über Sie zu beklagen. Denken Sie, was alles auf dem Spiel stand; uns blieb kein anderer Ausweg. Aber zürnen Sie weder uns, noch Ihrem Manne. Sicher wird er Sie gleich abholen, rücksichtsvoller und mehr von Bewunderung erfüllt, als je zuvor. Ihr Gatte ist ein vortrefflicher Schauspieler. Mancher Berufsschauspieler dürfte bei ihm noch in die Schule gehen.“

Rose Bernard zerdrückte die Zigarette. Dann holte sie einen Brief aus ihrem Täschchen und warf ihn auf den Tisch. „Lesen Sie nur, Ihre Inszenierung läßt nichts zu wünschen übrig. Vielleicht hat mein Mann seine Rolle nur zu gut gespielt!“

Der Direktor entfaltete den Bogen. „Meine liebe Rose“, las er, „wenn Du diesen Brief erhältst, befinde ich mich mit Evelynne weit weg von Paris. Um Dir Deinen Ruf zu sichern, habe ich ein Spiel mit meinen Gefühlen gewagt, aus dem leider bitterer

Ernst geworden ist. Evelynne und ich haben uns sehr schätzen gelernt. Sei bitte nicht böse, ich weiß, Du wirst es schnell überwinden. Eine glänzende Karriere steht Dir offen, alle Zeitungen sprechen heute schon von Deiner Glanzrolle...“

Der Direktor ließ das Papier sinken. „Liebe, arme Freundin, nehmen Sie den Ausdruck meines aufrichtigen Mitgefühls für Ihr Unglück entgegen. Aber fassen Sie es nicht so tragisch auf! Ihr Mann wird zu Ihnen zurückkehren. Ich habe darin meine Erfahrungen! Dann werden Sie ihm verzeihen. Ich habe vor, nächstens ein Stück herauszubringen, in dem die Heldin ihrem ungetreuen Mann vergibt. Sie scheinen mir gerade in der rechten Verfassung, diese Rolle zu übernehmen!“

Die Schauspielerin hatte mit ihren Fingern unruhig auf die Tischkante getrommelt. Jetzt aber fuhr sie auf: „Ich bewundere Ihre genialen Einfälle, Herr Direktor! Doch mir scheint, Sie weisen mir immer gerade die falsche Rolle an. Haben Sie vielleicht ein Stück in Ihrem Repertoire, in dem die Titelheldin ihrem verräterischen Mann eine Ohrfeige verabreicht? Nicht — sehr schade, allerdings. Aber vielleicht wissen Sie ein Stück, in welchem eine große, berühmte Schauspielerin kurz vor der Premiere, auf die die ganze Stadt wartet, ihren Direktor rücksichtslos im Stich läßt? Das wäre just das Richtige für mich. — Leben Sie wohl, mein Herr!“

Hefig warf sie im Hinausgehen die Tür zu. Der Direktor wollte ihr folgen. Auf dem Flur stieß er mit dem Regisseur zusammen. Er nahm seine Brille ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Tscha — es ist jammerschade“, stöhnte er, „ich habe so große Hoffnungen in ihr Talent gesetzt. Doch sie wird niemals eine Schauspielerin, eine große Künstlerin werden, niemals...“

EINE HARMONIE

Von Josef Hiller

*Sehnsucht bleibt ein ewiger Sang
Heimat ist ein guter Klang.*

Es haben mir dies drei Herzen gesungen,
und es sang und es klang ins Weite.

So sprach ein Herz vom Meere:

Ich sehe immer das Meer, das man nie
ergründen kann; ich höre das Rauschen
und Dröhnen. Ich höre, wie es zischt und
zischt, und ich sehe die ewige Brandung.
Ich sehe das ewige Grün des Meeres
und das ewige Grau, und verstehe, wenn
es zu mir spricht. Ich warte immer, wenn
es klagt und mich mahnt. Ich höre den
Frieden, wenn es ruht und ich warte, bis
die blauen Wogen wieder grau werden.
Vom Wind und vom Sturm will ich hören,
ob er mir Antwort bringt, das Meer hat
mein Liebstes verschlungen und nun warte
ich, ob es mir wieder mein Liebstes zu-
rückbringt. Ich wandere ans Ufer und

warte, wie alte Fischer und Schiffer war-
ten, bis sie das Meer verschlingt. Das
Meer ist meine Heimat, das tiefe, unend-
liche graue Meer.

Es sprach ein Herz vom Berge:

Ich sehe nur immer das Grüne. Der Wald
ist meine Heimat, und ich höre das Echo
immer, wenn es hallt. Ich sehe das Seh-
nen der Berge, die nie zueinander kom-
men können und sehe die Täler, die
schweigen und vom Frieden sprechen.
Die steilen Felsen sind meine Sehnsucht,
denn sie haben mein Liebstes aufgenom-
men, nur der weiße Schnee deckt meine
Sehnsucht zu, bis das Leben ihn wieder
verdrängt und mir sie wieder bringt.

Ich höre die Stimme Gottes im Grün und
ich sehe, wie die Sonne am Himmel ver-
brennt und vergeht; und ich höre den
sprudelnden Quell, der mir die Antwort
bringen soll, und ich lausche, und ich

warte, wenn der Wald lüftet, aber ich
fühle die Steine; und ich sehe die steile
Wand, und niemand bringt mir die An-
wort.

Und es sprach ein Herz von der Furche:

Ich sehe immer den braunen Boden und
die Scholle. Und ich sehe eine Erde, die
alles trägt und aufnimmt. Ich kenne die
Kraft und das Regen, das im Menschen
wohnt; ich sehe das Haus und den Herd
und ich sehe die Liebe. Ich sehe das
Schäumen und Bäumen der Pferde vor
schwerer Last, und sehe die fette Saat
und die volle Ernte. Ich bin auf der Erde,
weil sie mein Liebstes verbirgt, und ich
sehe die reife Frucht und wogende Felder.
Sinnend stehe ich im reifen Korn und
ich warte und betrachte den roten Mohn und
das Blau der Blumen, die Liebe verkünden
und Treue versprechen. Und ich ernte
immer wieder, um neue Liebe zu säen;
und ich sage Dank, wenn die Lerche singt,
und auch den Wolken am Firmament. Und
ich denke der Scheune, die die Liebe
aufnimmt, und ich teile mein Herz mit den
Menschen.

Ich trat vor die drei:

Ich wollte dem Herz vom Meere gelbe
Rosen schenken, damit sich die Farben
zur Harmonie verbinden sollen, und ich
brachte dem Herz vom Berge weiße
Rosen, damit sie das ewige Grün ver-
bergen mögen, und ich wand dem Herz
von der Furche einen Kranz von roten
Rosen, damit die Liebe nimmer und nim-
mer vergehe.

Ich stellte an das Schicksal eine Frage,
doch die Antwort verstummte.

Da sangen kleine Vögelein, Lieder von
Liebe, da tanzten die Mädchen vor
Freude, es blies eine neue Jugend die
Schalmeyen und es kübten die Sonnen-
strahlen die Erde.

Es vereinte sich die Welt in eine Har-
monie, es ging die Liebe unter die
Menschen; und die drei Herzen verbar-
gen ihre ewige Sehnsucht.

Es sangen Burschen Lieder der Heimat,
sie klangen durchs ganze Land, es
schwankten die Wagen von der Schwere
der Last und nimmer vergehen wollte die
Kraft, bis Friede drang in die Ferne.

Die drei Herzen klangen aus, von einer
Heimat durchdrungen.



Holzschnitt

Bolt



Harz-Urwald

H. Kistler

Begehren

Wenn glänzender Augen
Schweigendes Winken
Zwei Seelen verbindet,
Wenn jede von beiden
In fieberndem Blinken
Das Wünschen empfindet,
Das rieselnd und sacht
Unwiderstehlich macht —

Wie streichelnde Hand
Und wie lodernder Brand
Den Willen bezwingt —
Dann
Beginnt jenes Gleiten
Ohne Widerstand,
Dann
Locken Seligkeiten

Aus der Liebe Land
Und
Menschen werden gefangen,
Die sonst vorbei gegangen —
Nun mögen sie zittern und beben,
Ihr Schicksal fordert ein neues Leben.

W. H. Dammann

Glanz fällt über den Weg . . .

Glanz fällt über den Weg
Und der Blick in den Himmel ist frei
Und stürmt, ein erlöster Gefangener
Die lichten Fernen.

Gesättigt von Bläue und Duft
Kehrt er in mich zurück —
Seele und Herz
Strömt noch über von seinem Reichtum,
Der wird zu Liebe...

Wer ist heute noch arm? Kleine Blumen am Weg
Lassen nicht Müde vorbei,
Lachen dich an, bis du froh bist
Erdnah und daseinsdurchpulst...

Glanz fällt über den Weg,
Tiefatmend lächle und fühle,
Wie die Sonne dich lüfte
Segnet und weckt...

Jika v. Petényi

Wahre Geschichtchen

Fräulein Frieda, Tochter eines zum Gutsbesitzer avancierten Heringshändlers, wird in einer Gesellschaft von ihrem Tischherrn gefragt: „Gnädiges Fräulein, welches Buch lesen Sie gegenwärtig?“

Da die Tochter um eine Antwort verlegen ist, antwortet zuvorkommend die Mutter: „Meine Tochter liest nur Bücher von 4 Mark an!“

Fritzen geht seit Ostern in die Schule. Einmal Tages bringt er einen Zettel mit nach Hause, auf dem die Eltern aufgefordert werden, den Kindern das Schulgeld mitzugeben. Als der Vater das am nächsten Morgen tut, sieht ihn Fritzen erstaunt und traurig an: „Vater, Jeld mußte dafür ooch noch zahlen?“

In die Sprechstunde eines Arztes kommt eine Frau, die sich zur Erlangung einer Rente untersuchen lassen muß und deren Personalien der Arzt aufnehmen muß.

Nachdem Vor- und Zuname festgestellt ist, fragt der Arzt: „Wie alt?“

Patientin: „69 Jahre.“

Arzt: „Haben Sie Kinder?“

Patientin: „Ja, fünf.“

Arzt: „Sind Sie Witwe oder lebt Ihr Mann noch?“

Patientin: „Nein, mein Mann ist bereits als Bräutigam gestorben.“

ZUM TAG
DER DEUTSCHEN KUNST 1937
MÜNCHEN 16./18. JULI

Die Kunst soll nicht nur ein Konfekt für die Tafeln der Großen und Reichen sein, sie soll eine kraftvolle Speise für alle sein. Eine zweite Natur gleichsam, soll sie wie die Sonne ihren Glanz über Große und Kleine, über Arme und Reiche verbreiten.

Peter Cornelius

Wahre Geschichtchen

Meine Frau kann das Ehestiften nicht lassen, so sehr ich mich auch über diese Manie schon geirrt habe.

Da unlängst finde ich auf ihrem Schreibtisch einen Brief an eine heiterlustige Jungfer, worin sie über einen passenden, wohl nicht mehr jungen, aber noch ganz netten Junggesellen berichtet und auch dessen Photographie beischließt. Voll Wut werfe ich das Bild in den Ofen, stecke an dessen Stelle ein Brustbild von Moritz I., dem berühmten Affen aus dem Kolosseum in den Brief und gebe selben auf.

Nach fünf Tagen zeigt mir meine Frau, triumphierend über ihren Erfolg das Antwortschreiben, worin es hieß:

„Liebe Freundin!

Ich wäre ganz einverstanden. Wenn der Herr auch nicht gerade hübsch ist, so sieht er doch riesig vornehm aus...“

Der gute „Richter“

Batteriechef: „Seht ihr den Häuptling der Aufständischen dort? ... Laßt ihm einmal eine Granate ins Auge pfeifen!“

Der Richtkanonier: „In welches... mein Kapitän?“ (Le Rire)

Schwabing

„Aber Eva, du hast ja schon wieder deine Stiefel mit deiner Zahnbürste geputzt!“



EXAKTA
KLEINBILD-REFLEX
Schlitzverschluss von 1/100 bis 1/2 Sek. Selbstauslöser
Auswechselbare Optik bis 1:1,7
Anschluß für Blitzkondensator,
Zeichengerät für Mikroskop,
Anschlüsse

Prospekt gratis



Dresden-Striesen 599



Kinderlach — Kinderfreude in Dein Haus!
Nimm ein Ferienkind!

Ein erschütterndes Zeitdokument aus d. Weltkrieg

ist das Buch von
Albin Hentze,

**Mc. Leod's
Lebensweg**

Nach Akten und Berichten von Augenzeugen entstand diese wahre Geschichte einer Frau, die der Verleumdung zum Opfer fiel. Für 3 Mark bei Ihrem Buchhändler oder vom

Verlag G. Hirth AG,
München, Herrstraße 10

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

Der Hupfinger Wastl
geht zum Bauerntheater
von Michel Vomland

Für RM. 2.50 bei ihrem Buchhändler
G. Hirth Verlag AG, München 2 NO

Werbung
bringt Arbeit

Bauendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilitzstr. 25



Kilschees
für Reklamewecke
Kunst- & Einblendungen
Münchener
Kilschees-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Elfad, der Afghane

Von Wolfgang Köhler

Der Weg über das Gebirge, so erzählte der Forscher, ein asiatisches Gebirge, groß, kalt und kahl, ein tückischer Boden, bald vom Winde zerfurchter trockener Sand, bald Schlamm, der sich schwer an die Füße der Tiere hängt — mein Weg über das Gebirge hatte mich in die Höhe geführt, wo jedes Wachstum zu ersterben beginnt. Über die Vertiefungen der zerhöhten Erde spannt sich Eis, und dieses überweht der Schnee, der hin und wieder fällt.

Dort traf ich Elfad, den Jäger. Die Glocken der Kamele, die sonst das wenige Wild vor uns verschlechten, mochten ihn angelockt haben. So trat er vor mich hin, und ich ließ ihn fragen, ob er mich über den Kamm des Gebirges führen wolle. Ja, sagte er.

Er war in zusammengenähte Felle gehüllt, die doch nicht seine ebenmäßige Gestalt verbargen. Was er bei sich trug, war eine Flinte mit Munition, ein Feuerstein, ein Messer und ein Säckchen voll Salz.

Ich erinnere mich, die vom Fleisch der wilden Tiere lebenden Ur-menschen abgebildet gesehen zu haben, in Museen und in Büchern. Sie haben da niedere Stirnen und brutale Nasen. Ihr Blick ist wüst und ihre Glieder sind plump.

Elfads Antlitz aber war schön geformt, seine Glieder wie die der Antilopen, und vollends sein Blick schien von einem unbeschreiblichen Ernst wie verschleiert zu sein, jener Trauer, die in den Augen edler Tiere ist. Er schritt uns voran mit einem leichten, knabenhaften Gang. Die Bewegungen seines braunen Körpers waren fein und rasch, und jeder Schuß, den ich von ihm sah, traf gut.

Am Abend saß er wie ein Schatten neben dem Feuer, das wir aus dem trockenen Mist der Yake entfachten, und sah in die Flammen. Ich weiß nicht, daß er je gelacht oder ungefragt gesprochen hätte.

Mit der Zeit gewann er Zutrauen zu mir, und durch das wenige Afghanisch, das ich verstand, erfuhr ich, daß er jahraus jahrein in diesen Bergen umherstreifte. Er nächtigte in Höhlen und Mulden, er trank das Wasser der wenigen Quellen oder des geschmolzenen Schnees und er aß das Fleisch der erlegten Tiere, Kulane, Antilopen, zuweilen auch Bären, deren Fell er aufhob und im Frühling in den Tälern verkaufte. Im Frühling, sagte er mit aufleuchtenden Augen. Im Frühling komme ich zu meinen

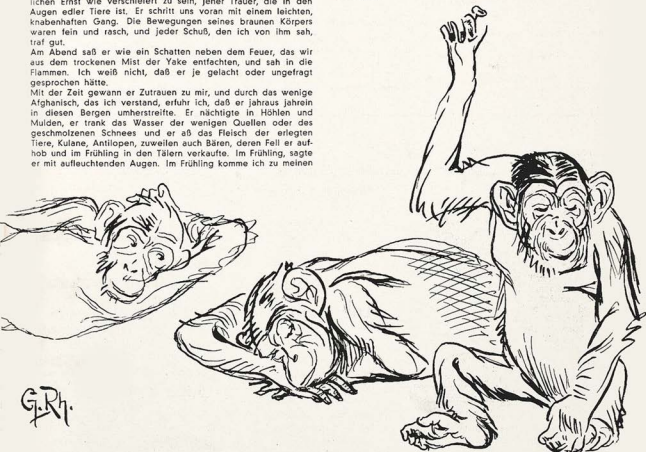
Freunden. Seine Freunde, das waren im Frühling alle Menschen, die er traf.

Das ganze übrige Jahr aber gehörte er der Einsamkeit dieses Gebirges, die mit keinem Wort unserer Sprache bezeichnet werden kann. Denn das ist nicht die Einsamkeit des Meeres und nicht die Einsamkeit unserer Alpen; es ist eine asiatische Einsamkeit.

Man konnte es sich kaum vorstellen, aber er mußte doch einmal eine Mutter gehabt haben, an der er hing, und einen Vater, der ihn die Fährten des Wildes und den Gebrauch der Büchse lehrte. Er muß doch einmal vor einem Mädchen heiß geworden sein, jung und stark wie er war. Sein ganzes Wesen verbot, daß man ihn danach fragte, und er hat sein Geheimnis gut gewahrt, der Schweigsame.

Denn er verfiel plötzlich derselben Krankheit, die mir schon zwei meiner Diener auf früheren Forschungsfahrten genommen hatte. 4000 m über dem Meer mag die Luft eine andere Ernährung fordern als unsere Konserven, noch dazu eine für ihn durchaus ungewohnte Speise, Gift. Ich gab ihm ein Pferd und hoffte, daß es ihm in tieferen Lagen besser werden würde. Aber schon am dritten Morgen bat er mich, ihn zurückzulassen. Ich muß sterben, Herr, sagte er.

Er starb gelassen, wie es sonst nur langbärtige Philosophen oder Kämpfer für einen Gedanken tun. Elfad aber war jung, stark und schön. Wir betteten ihn in den feuchten Sand, und die Mohammedaner verrichteten ihre eintönigen Gebete, bevor wir weiterzogen.



Affenstudie

G. Rheinen

1937 / JUGEND Nr. 19 / 11. Mai 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. / Verantwortlich für Schriftleitung und Anzeigen: Karl Schilling, München. / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8. / Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrnstr. 8-10, Tel. 20765. / Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawal, Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. / Alle Rechte vorbehalten. / Nachdruck strengstens verboten. / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München. / D.A. 1. Vj. 37: 4700. Pri. Nr. 3. / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten. / Rücksendung erfolgt nur bei beigefügtem Porto. / Abbestellungen nur 4 Wochen vor Quartalsende.



Der Radiobastler

Walter Busch (München)

Humor des Auslandes

Der unzufriedene Käufer: „Gar nichts taugt Ihr Haarwasser! Seit drei Wochen reibe ich mir täglich den Kopf damit ein — umsonst! Und sie sagten, auf einem Billard-Ball bräute es Haare hervor!“
Der Drogist: Wenn Sie das Zeug auf Ihren Kopf schütten, können Sie doch nicht verlangen, daß der Billard-Ball Haare kriegt!“

„Ich beobachtete gestern meine Schwester und ihren Bräutigam durchs Schlüsselloch, wie sie Abschied nahmen.“
„Und was haben sie ausgemacht?“
„Das Licht!“

Bei einem Familiendiner zeichnete sich ein junger Mann, wohl durch gute Manieren und guten Appetit, aber so wenig durch irgend eine Unterhaltungsbegeisterung aus, daß die übrigen Gäste ihn zu hänseln anfangen. Der Dame des Hauses tat der Ärmste in der Seele leid. Da wurde nach dem Dessert im Nebenzimmer Klavier gespielt. „Vielleicht“, schließt ihr als rettender Gedanke durch den Kopf „ist der arme Jüngling musikalisch! Dann könnte er ja Wagner oder Chopin oder einen Walzer spielen und den trostlosen Eindruck verweisen.“
„Spielen Sie vielleicht Klavier?“ fragt sie ihn mit erwartungsvollem Lächeln.
„Nein, das ist im Nebenzimmer!“ erwidert der nun für immer Eredigte! —

„Jones erzählte mir, sein Holzbein hätte ihm letzte Nacht so wehe getan!“
„Unsinn, wie kann ihm das Holzbein weh tun?“
„Seine Frau hat ihn damit verhauen!“

Zweideutig

„Was macht mein Prozeß, Herr Rechtsanwalt? Meinen Sie, daß ich mein Geld bekomme?“
„Ich mein's bestimmt!“

Zwei Freundinnen

„Du, Werner sagte gestern, ich hätte Ähnlichkeit mit dir.“
„Frechheit! Ich werde ihm mal meine Meinung sagen!“
„Und ich möcht' ihn am liebsten wegen Beleidigung verklagen!“

Auf der Wohnungssuche

„Dürfen wir in Ihrem Hause auch Klavier spielen, Hunde halten und...“
„Aber gewiß, gerne!“
„Dann nehmen wir die Wohnung nicht!“

„Herr Professor! Sie vergaßen Ihren Schirm bei uns.“
„Ach, hätten Sie mich doch nicht zurückgerufen! Nun war er wenigstens bei ehrlichen Leuten, wer weiß, wo ich ihn jetzt stehen lassen werde.“

Zwei Hausfrauen

„Wenn die Eier frisch bleiben sollen, müssen sie an einen kühlen Ort gelegt werden.“
„Ja, aber wie soll man den Hühnern das bloß beibringen?“

„Dem Manne steht doch die Ehrlichkeit auf dem Gesicht geschrieben.“
„Ja, aber verdammt unleserliche Handschrift!“

Sie: „Hast du mein neues Kleid schon bewundert?“
Er: „Nein, nur die Rechnung!“

Die naive Mutter

„Is 's wahr, Frau Huberin. Eahner Tochter hat sich a Kloans aus der Stadt bracht?“
„Ja! Sie sagt, in der Säuglingslotterie hat sie 's g'wonnen!“

Der Dichter

„Ich geh nach Italien! Dort kann man sich doch wenigstens aufs Klima ausreden, wenn einem nichts einfällt!“

Humor des Auslandes

„Sitzt du auch bequem, Schatz?“
„Ja, mein Liebling!“
„Sind die Polster weich und zart?“
„Ja, Geliebter!“
„Du fühlst gar keine Beschwerden?“
„Nein, Süßer!“
„Und zieht es dir auch nicht?“
„Gewiß nicht, mein Alles!“
„Dann wechsele, bitte, den Platz mit mir!“

Der kleine dreijährige Wolfgang ist im Garten hingefallen. Er heult fürchterlich. Das Kinderfräulein untersucht in gründlich, ob er vielleicht eine Verletzung davongetragen hat, kann jedoch nichts entdecken. Da kommt die Mutter dazu. „Ja, was hast denn, Wolfgang, bist du gefallen?“
„Ja... hu... hu... man find's aber nicht!“

Die Wünschelrute

„Da graben Sie nach! Da muß Wasser kommen! Sehen Sie nur, wie die Rute ausschlägt!“
„O mei, da is ja dem Weinhändler Geierberger sein Keller drunt!“

Mein Freund Nuttinger borgte sich zwanzig Mark von mir und versprach mir Bezahlung zu Neujahr.
Er zahlte natürlich nicht.
Gestern aber bin ich ihm begegnet und kriegte mein Geld.
„Freund“, sagte er, „eigentlich hätt ich dir's zu Neujahr geben sollen, ich hab's dir versprochen, ich hab auch Geld gehabt. Aber, weißt, ich wollte keinen Präzedenzfall schaffen.“



„Das Christentum predigt doch, man soll seinen Feinden verzeihen?“ — „Allerdings, aber nirgends ist von politischen Gegnern die Rede!“

Postort: München

NUMMER 20 1937 PREIS 60 PFENNIG

Jugend



„Japanische Rosen“

M. W. Podeschwig

Der Scherenschleifer

VON HELMUT HUBER

Kaspar ist kein Schwätzer; das könnt ihr mir glauben. Aber immer hat er eine Geschichte bereit; wenn man ihn trifft, irgendwo zu guter Stunde. Er holt sie umständlich und behaglich aus seinem Herzen und erzählt sie mit einer scheuen Zärtlichkeit. Ja, er ist kein gewöhnlicher Scherenschleifer; das muß man wissen.

Wenn die ersten Kirschen reifen, kommt Kaspar. Er fällt an einem arbeitsreichen Tag ins Dorf und weiß sich seinen Einzug sehr wirkungsvoll zu gestalten. Sein Lied lockt die Kinder aus den Häusern und wie ein König, von ihrer munteren Schar umringt, zieht er schnurstracks zum Dorfplatz. Dort macht er halt, löst seinen Gurt von der Achsel und holt seine Geige hervor. Dann stellt er sich ordentlich vor den Brunnen und spielt ein Stück nach dem anderen. Die Kinder hören auf zu schreien und stehen mit einemmal andächtig wie große Leute. Mitten unter ihnen, nebenschönlich und arg verstaubt, der Schleiferskarran.

Die lustige Musik treibt immer ein paar Alte aus ihrem Versteck. Sie kommen mit wackelnden Köpfen langsam zum Brunnen und bleiben eine Weile. Die Geige zaubert einen blühenden Sommer in ihr erloschenes Herz.

Kaspar grüßt sie mit einem Nicken und spielt ihnen zu Ehren einen alten, schwerfälligen Tanz. Da gehen sie mit jungen Augen nach Hause und kramen eifrig Messer und Scheren hervor. Bald steht Kaspar hemdsärmelig hinter seinem Karren. Die Geige ruht in dem hölzernen Kasten und der Wetzstein singt sein starkes Lied. Es soll einer sagen, Kaspar verstünde nicht sein Geschäft!

Jahr um Jahr kommt so Kaspar ins Dorf, es ist nicht anders zu denken. Meistens bleibt er einen Tag und eine Nacht und ist am anderen Morgen verschwunden. Zuweilen ist er auch länger da; es kommt ihm nicht darauf an. Am Abend sitzt er hinter seinem Schoppen und der Wirt nutzt den seltenen Gast. Kaspar geigt oft bis spät in die Nacht und dazwischen weiß er in seiner Art seltsame und wunderliche Geschichten zu erzählen. Er kommt ja schließlich herum in der Welt! Die Dörfler sitzen mit erhitzten Köpfen und beneiden ihm stillen diesen lustigen Vogel. Manchmal rückt einer der Jungen vertraulich an ihn heran und spendiert ihm auffällig viel Schoppen. Wundert es euch dann, daß ein paar Wochen darauf Kaspar plötzlich auftaucht? Im Wirtshaus geht es hoch her; der junge Bauer hat Hochzeit und Kaspar spielt den Gästen zum Tanz. Ja, er gehört auf seine Weise dem Dorf und es ist eine Selbstverständlichkeit. Und das ist gut so; mag es immer so bleiben.

Im vorigen Jahr geschah etwas Unerhörtes; ihr werdet es sehen.

Die Kinder hatten ihre Kirschenmäuler wie immer. Aber ihr Scherenschleifer kam nicht. Der Sommer hatte ein häßliches Loch; eine unnütze, leere Stelle. Ein paar undankbare Weiber hießen Kaspar einen unzuverlässigen Gesellen. Hatten sie nicht recht? Es gab nie so viel stumpfes Zeug, wie dieses Jahr. Doch das Dorf wartete vergeblich; selbst im Winter horchte mancher auf das lockende Lied. Der Platz vor dem Brunnen blieb leer!

Kaspar war noch am Leben; ein Scherenschleifer läßt sich Zeit mit der himmlischen Reise. Ein neues Jahr zog seinen Bogen. Das Backhaus duftete wieder nach Kirschenkuchen; da erklang vom Brunnen her die jubelnde Geige. War Kaspar vom Hügel herabgefliegen, an diesem dampfenden Junimorgen? Ach, die Kinder lagen noch im Schlaf; sie hatten seinen Gesang nicht gehört.

Kaspar blieb drei Tage; sein Wetzstein rauchte. Gab es jemals so viele stumpfe Scheren! Am Abend saß Kaspar im Wirtshaus. Es hatte alles sein gewohntes Gesicht. Kaspar war ein Jahr abgeblieben; das war alles. Oder sollte ein Geheimnis dahinterstecken? Das kann man bei solch einem Galgenvogel nie wissen! Kaspar war nicht mehr der Alte; das war nicht zu verkennen. Am letzten Abend versuchte er eine lustige Geschichte. Aber sie schmeckte nach nichts und er saß mit abwesenden Augen. Die Stube leerte sich zeitig; Kaspar blieb allein hinter dem Tisch. Auf der Bank lag achlos seine Geige; sie schien stumm zu weinen. Spät kam noch ein Gast. Es war der alte Totengräber. Er schob sachte die Geige zur Seite und setzte sich neben Kaspar. Der Wirt brachte dem Alten seinen Schoppen und verschwand nach oben. Er hatte keine Lust, dem Kaspar sein Herzensbäumlein zu schütteln. Kaspar und der Totengräber blieben noch eine gute Stunde. Man hörte nur den Scherenschleifer sprechen und am anderen Morgen war Kaspar verschwunden.

Lange Zeit nachher erzählte der Totengräber Kaspars Geschichte. Sie war lang und seltsam; es war viel von Glück und Reichtum die Rede. Auch von einer großen Stadt und einem schönen Mädchen wollte der Alte etwas behalten haben. Die Geschichte soll sich in der „himmlischen Au“ zugetragen haben. Der Greis schwor es bei seinen Toten. Niemand wagte recht, ihn auszulachen. Man wußte, daß Kaspar einen Sommer nicht gekommen war und was den Totengräber betrifft, hatte man seine Meinung. Wer ein Menschenleben lang die arme Sterblichkeit betreut, verlernt das Geschwätz. Es mußte also etwas Wahres daran sein.

Vorstadt-Frühlingsabend

Der Lampenputzer steckt mit einer Stange
Hier den Laternen gelbe Lichter an.
Der Parkweg lächelt violett und lange,
Und junge Drosseln singen dann und wann.

Einsame treffen sich mit toten Lieben.
Der Pfirsichbaum in rosa Blüte steht,
Die kleinen Mädchen sind noch aufgeblieben.
Der Wind hat dunkle Lauben weggeweht.

Aus leerer Kirche tönen Orgellieder
Und bauen einen Himmel schwarz und warm.
Ein Duft wie von Jasmin kommt immer wieder,
Und die zu zweit sind, gehen Arm in Arm.

Inge Moossen

DAS MEDAILLON

Von W. H. Dammann

Etliche Jahre mögen vergangen sein, da knüpfte eine Begegnung am Netz eines alten Geschickes jene letzte Masche, für die es wohl niemals gelingen wird, einen jeglichen zu überzeugen, ob sie Zufall oder Fügung war. Und darum mag es geboten sein, ein wenig dem Schicksal nachzugehen und hernach im Ahnen des Herzens die Deutung der sonderbaren Ereignisse zu suchen. Die aber begannen also:

„Nimmermehr tritt mir die Namenlose, die schamlos sich den Launen deiner Malsucht preisgibt, in unser Geschlecht! Du aber, Sigibrand, solltest des guten Schwertes Knauf, das du heute wieder einmal trägst, in deine Fäuste nehmen und die Dachs-haarpinsel weichen Händen lassen. Sei ein — Langobardel!“ Der Ritter, der solch verweisende Worte sprach, die schwere Elchentüre gegen den kunstvoll gehauenen Marmor des Türstockes prallen ließ und mit mühsam gebändigtem Zorn wuchtig treppenabwärts schritt, das war Graf Aripert, Herr seiner tirolischen Burg und erbitterter Hasser jedes Artvergehens, weil solches einst germanische Freiheit römisch entartetem Geiste unterwarf.

So dachte auch Sigibrand, und wenn der Ahnen Stammesname in seine Ohren klang, dann weckte er die Stimme des Blutes und schlug eine heiße Welle der Sehnsucht nach dem Glanz verwehter Geschlechter unter der Brünne.

Er wandte die Augen zum hohen Fenster, das schmal und tief in gewaltiger Mauer stand, und heftete den Blick auf der Berge ewige Majestät, — dort oben war es wie in seinem Herzen: Ewiger Kampf im Sturm, ewiger Friede im Sonnenschein, zwei Gegensätze in untrennbarer Einheit, in der Natur wie in seiner Brust: Die Liebe zur Waffe und zur Sippe, die Liebe zum Weibe und zur Kunst.

Die Sonnenstrahlen fielen schräger und säumten die Gipfel der Dolomiten mit himmlischem Purpur. Da legte Sigibrand Schwert und Handschuh ab und eilte im leichten Rittergewand zu jenen Gemächern im Turm, die seit wenigen Tagen seiner Kunst und — Gerswinda heimlose Bleibe boten. Einsam hausten sie droben, bedrängt vom Zorne Ariperts, weil Sigibrand es gewagt, die Seele seiner Bilder auf die Burg zu bringen. So schroff wurde von beiden Aripert: Unmut empfunden, daß der Trotz ihre Lippen



Tegernsee

O. Malura

verschloß. Jenen aber hielt der Irrtum gefangen, die Königin von Sigbrands Kunst sei eine mit Schönheit getarnte Buhlerin minderen Blutes. Solch hoffärtigem Denken vermochten Sigbrand und Gerswinda nur mit dem schweigenden Stolz ihrer Geschlechter zu wehren: Wer die letzte Tochter der großen Amaler niederziehend verkannte, der hatte die Ehre verwirkt, ihren Namen zu hören. So dachten Sigbrand und Gerswinda.

Die lehnte im Leuchten der Abendsonne sinnend am hohen Fenster und prägte das Zauberbild der Landschaft, die den Germanen Schicksal war, von Sehnsucht beschwert in ihre Seele. Das lichte Gewand hing locker von den Schultern zu Boden, wo aber dennoch die Kraft der Jugend den Falten des Tuches neue Richtung gab, da flammten im Scheidelicht des Taggestirns Glanzsäume auf, wie sie just die Zinnen der Alpen krönten. So versunken in Schauen und Wünschen war Gerswinda, daß Sigbrands Eintritt ihr entging und sie nicht sah, wie er bewundernd sie mit dem Bildentwurf auf der Staffelei verglich. Dann mochte sie das Brennen seiner Blicke doch empfinden — jäh wandte sie den Kopf der Türe zu. Ihre Augen leuchteten ihm entgegen, aber die Frage nach dem Entscheld seines Vaters, die auf ihren Lippen lastete, sprach sie nicht aus, denn ihr Herz fühlte, daß ihr Schicksal erfüllt werde.

Sigbrand riß sich los von dem betörenden Bilde und griff mit einer Faust, als ob des Lebens Ende angekündigt sei, nach Pinsel und Palette. In seinen Augen glänzte das Fieber der Liebe und die Leidenschaft der Kunst; zum Schaffen vereint, führten beide seine Hand und besaßen den Genius des Malers in ihm zu gewaltigem Können.

Unbeweglich stand Gerswinda und erlebte ihr eigenes Werden unter den vom Zauber der Liebe begnadeten Händen. Und langsam, wie Sigbrands Arbeit gedieh, sank ihr Gewand und schenkte dem Maler die Schönheit, wie der Schöpfer sie in die Welt gestellt.

So wurde bis zum Verlöschen des letzten Sonnenstrahles ein Werk, das, aus der Sehnsucht des Künstlers geschaffen und von der Glut seiner Liebe besetzt, der Nachwelt schier unfassbar erschien. Sigbrand aber zündete alle Kerzen an im Raum, nahm Gerswinda an seine Seite und begann auf kleinen Elfenbeinplättchen die Miniaturkopie.

Schon längst war Mitternacht vorüber, da trennte er eine Goldkordel aus der Stickerei seines Wamses, hing das fertige Bild daran und legte die Schnur um Gerswindas Nacken. So glänzte ihr Bild, aus der Liebe des Liebsten geboren, als Talisman eines Geschlechtes auf dem Alabaster ihrer Brust.

Ihre Blicke fingen sich. Das Leuchten der Sehnsucht glimmte in ihren Augen und entfachte im Flackern der Lichte ihr Begehren zur Herzen verschmelzenden Flamme. So wich der Künstler des vollendeten Werkes dem Manne, der im Schimmer des werdenden Tages aus der Schönheit des geschaffenen Bildes Willen und Willen zum Werden eines neuen Geschlechtes nahm. —

Als aber die Sonne schon im Mittag stand und Graf Arpert selber Nachschau hielt, ob seinem Wunsche Gehör geworden, da bannte ein Bild ihn auf die Schwelle des Raumes: Von der Wand über dem Kamin strahlte es in so erhabener Höheit ihm entgegen, daß im Staunen sein Zorn verblaßte, bis schließlich ein Besinnen in ihm aufwachte, denn unter dem Bilde stand der Name der edlen Amalerin: Gerswinda.

Graf Arpert hatte die Reinheit der Kunst verkannt und die Größe der Liebe zu spät begriffen. Weder Sigbrand noch Gerswinda sah er jemals wieder. Nur die Chronik seines Hauses ward Schrein seiner Gedanken und stumme Hüterin des Geheimnisses, das im Bildnis der Gerswinda schlief.

Und dann legten die Jahrhunderte den Schleier der Sage über das natürliche Geschehen und machten ein seltsames daraus, so daß hernach niemand mehr das Gemach der Gerswinda benutzen wollte. Einsam und vergessen leuchtete das Werk des genialen Ritters vom Kamin herab, die Augen der stolzen Gerswinda blickten durch Menschenalter zu der Höheit der Felsendome

hinauf, deren Zinnen getreulich an sonnigen Abenden den Scheidegruß ihres Purpursaaumes herüberwinkten.

Bewegten Zeiten mußte später das Schloß in den Bergen zwischen Etsch und Eisack trotzten und manchen neuen Herrn dulden. Das Bild der Gerswinda verhüllte längst schon der Staub der Achlosigkeit, nur selten öffnete die Hand eines Neugierigen die morschen Läden, die oft durch Jahre die Zimmer dem Lichte verschlossen. Da fügte es das Schicksal, daß gegen die Jahrhundertwende ein deutscher Sproß der einstigen Langobardengrafen das Stammschloß in Tirol erwarb und wieder leben in die Burg des Grafen Arpert trug. Mit dem großen Kriege aber ward es wieder still im alten Felsennest, bis der Sohn nach Jahren in ihm Wohnung nahm.

Im weißen Feenkeld des Winters prangte die Landschaft. Eingehüllt in glitzerndes Kristall schimmerten Rosengarten und Latermar in den düsteren Abendhimmel, an dem mit fahlem Schein die ersten Sterne ihren Nachtweg begannen. Frischer Schnee lastete auf den Wäldern der Berghänge und senkte das Gezweig der Bäume tief zur Erde. Verschwenderisch war der gleißende Schmuck auf die Arme der dunklen Fichten gelegt, als sollte er mit weißen Bärten die Würde ihres Alters künden. Da rauschte in hurtiger Fahrt ein Schläuffer vorüber, streifte die Zweige und ließ sie wie unwillig all ihren Zauberschmuck verschüttern.

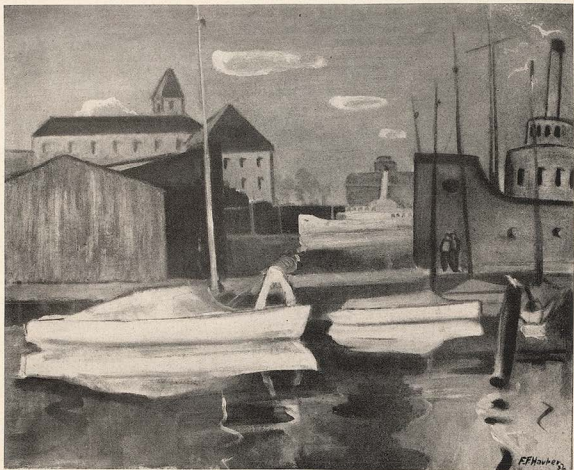
Graf Sigbert war es, den innere Eile in schneller Abfahrt durch den Dämmer der Winterschönheit trieb. Immer deutlicher sah er sein Turmzimmer vor Augen, wo über dem Kamin das wieder rätselhaft schöne Bild der Gerswinda lockte. Und wie in seinen Gedanken so das Bild zum Bilde ward, da war es seinem Fühlen, als müsse er die Heimfahrt noch rascher vollbringen, weil die Augen des Bildes ihm stetig zur Eile winkten. Er fuhr mit dem Handschuh über die Stirn — das Mahnen des Bildes blieb. Unter selbtsinnendem Spiel der Gedanken kam er an die Teilung des Weges, wo der Pfad zum Schlosse zuerst leicht abwärts und wenig weiter zum Tal gen Bozen führte. Geradezu aber ging es über kurze Steigung hinaus auf den ragen Vorsprung im Fels, der in alter Zeit den Erbauern der Burg Bürgschaft für ihre Sicherheit bot. Graf Sigberts Fahrt wurde langsamer. Die erleuchteten Fenster des Schlosses blinkten ihm entgegen, in ihrem Licht verblaßte Gerswindas Bild mit einem Zuge stiller Zufriedenheit.

Wie aber Sigbert, der daheim rasch die Kleider gewechselt, durch die Halle schritt, da meldete der Diener unbekannten Besuch.

Und dann stand eine Fremde vor ihm, verschneit und durchkältet, aber mit Augen, von denen er nicht wußte, wo sie ihm begegneten. Es war ein Ahen um gegenseitiges Kennen, jedoch reichte keines Erinnern an die Stunde eines Begegnens zwischen Graf Sigbert und Gerda von Amelingen.

Dagegen verriet ihm bald ihr Bericht, daß allein seine Schispur die Tücke der Verirrung auf ihren Weg gelegt und Gerda hinaus nach der Burg geführt hatte. So wurde es seine Pflicht, die Gastlichkeit des Hauses zu bekunden. In einem behaglichen Zimmer konnte Gerda den Schanzmut mit dem sparsam bemessenen Kleiderschatz des Rucksackes vertauschen. Das geschah mit Vorbedacht und Sorgfalt. Drum wurde auch ein Medaillon nicht vergessen, das als Erbstück aus grauer Aehnheit heilig galt. Als wenig später der Gong zum Mal gerufen hatte, da vernahm sie, daß Graf Sigbert erst seit einigen Jahren Herr des Schlosses sei. Obzwar nach altem Brauch zum Waffendienst geboren, habe ihn nach dem Kriege eine unwiderstehliche Neigung zur Malerei auf diese im Grenzland vereinsamte Burg gezogen. Hier fühle er sich daheim, lebe seinem Schaffen im Sinne der Heimat. Manchmal aber sei er von innerer Unrast gestört, die ihn wie heute hinauszwinge in Landschaft und Weite.

Im großen Kamin des Speisesaales rumorten die Flammen vom trockenen Holz. Ihr Klustern war Geheimnis. Die hohen Fenster in tiefen Nischen ließen viel Feierlichkeit in den Raum, in dem zwei einzelne Menschen, zumal unterm ersten Beisammensein, wohl von jener Bedrückung empfinden mochten die uns gar oft beschleicht,



Lindauer Hafen am Morgen

F. F. Hauber

wenn wir gegen eigenes Wollen ins Ungewisse müssen. So suchten auch hier zwei Seelen nach Worten, die ein Trennendes, das gar nicht vorhanden war, wegwischen und der Freude des Lebens Raum geben wollten. Darum war ein unbewußtes Schweigen geworden, und jedes Augen waren eigene Wege gegangen, wie gerade die Gedanken ihre Labyrinth spannen.

Gehen wir aber selbstvergessen schon auf unseren Füßen immer im Kreise, so führen auch die Gedanken, denen der Wille die Zügel freigab, immer zum ersten Wunschbild zurück. So geschah es auch hier, daß nach einer Weile des Schweigens zwei Augenpaare aufeinander trafen, deren jedes für sich währte, unbemerkt den anderen prüfen zu können. Kaum eine Sekunde nur währte das Verfangen der Blicke, da sah Graf Sigbert Gerdas Hand, die unter gesenktem Haupt ein Medaillon aus dem Ausschnitt hob und sinnend pendeln ließ.

Gerda schreckte auf. Mit hastigem Griff hielt Sigbert ihren Arm und fragte unter fast angstvoll gespanntem Blick:

„Das Medaillon — bitte, woher haben sie das Bild?“

Nun fiel auch Gerda ein Schreck aufs Gemüt, als sei sie bei

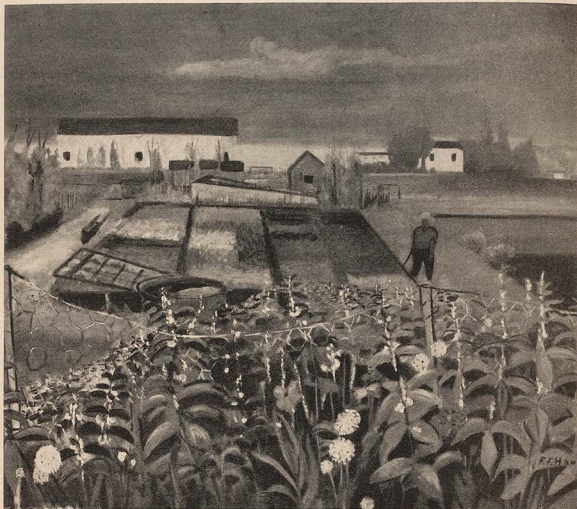
einem Unrecht betroffen. Ihre Augen fragten groß gegen die seinen, und leise klang die Antwort:

„Es ist der älteste Schmuck unserer Familie, ein Talisman ...“

„Folgen Sie mir!“ sagte Graf Sigbert, und seine Stimme war Zwang, aber im herrischen Ton hielt sich ein Frohlocken versteckt, das Gerda auffing und vor dem ihr fast mehr bangte, als vor seiner Strenge.

Sie gingen durch die Halle, und je weiter der Speisesaal hinter ihnen blieb, um so schneller wurden ihre Schritte. Keiner empfand es bewußt, aber jeder fühlte den Willen zur Eile. So kam es, daß die Stufen zum Turmzimmer hinauf in heißer Hast erstiegen wurden. Und als Graf Sigbert die Rechte auf die Türklinke legte, da war es nicht anders möglich, als daß seine Linke Gerdas Hand umspannte und sie förmlich hinzog vor das Bild der Gerswinda aus dem Geschlecht der Amaler.

Das war der Augenblick, in dem ein Jahrhunderte währender Schicksalsweg sich zum Ringe schloß, weil zwei Menschen zusammen fanden, die eine höhere Macht als irdischer Wille für einander bestimmt.



Nach dem Gewitterregen

F. F. Hauber

Mein Bild heißt „Nach dem Gewitterregen“. Geben Sie sich einmal Rechenschaft darüber, warum eine solche Zeitangabe für den Maler wichtig ist.

Betrachten Sie eine Landschaft im prallen Sonnenschein, vor einem Regen, nach einem Gewitter — jedesmal glauben Sie eine völlig andere Landschaft zu sehen.

Es gehört gar nicht viel Phantasie dazu, sich von unserer Münchener Hochebene

unter den ewig blauen Himmel Griechenlands versetzt zu fühlen, in die seidige, flimmernde Luft Südfrankreichs, in die melancholische Schwermut der norwegischen Fjorde.

Unvoreingenommen betrachtet, findet man das alles hier — findet es Jeder — nicht nur der „Schwabinger Maler“, der eine Begeisterung über die Vielfalt unserer schönen Heimat in Farben austobt — nicht

etwa mit krampfhaft gesuchten oder gewollten Farben, nein, mit denen, welche die Natur ihm selbst auf die Palette drückt.

Wo ich das Bild gemalt habe? In Italien? Glauben Sie? Aber woher denn! Gehen Sie durch die Angermajerstraße zur Georgenschwaige — da werden Sie's finden.

Franz F. Hauber

Wir veröffentlichen in zwangloser Reihenfolge Arbeiten junger, aufstrebender Künstler und lassen sie persönlich zu ihrer Kunst Stellung nehmen. Die Schriftleitung.

REGEN IM MAI

Von Thilo HeiB

Es war vor Jahren in Spanien, als noch scheinbarer Friede im Lande herrschte, daß der Frühling unmittelbar auf den rauen, unfreundlich-frostigen Winter mit großer Hitze eingezogen war, der in wenigen Tagen Bäume und Sträucher und Felder und Saaten zum Grünen und Blühen gebracht hatte. Wochenlange Trockenheit war auf dieses rasche Erblühen der Natur gefolgt, staubig waren die Straßen, brüchig die trockene Erde, grau und steppig die Wiesen, und die rasch emporgeschossenen Saaten neigten sich traurig und durstig zur Erde. Kummervoll schauten die Landleute auf ihre trockenen Felder und die Frauen gingen in die Kirche und beteten um Regen.

Sonntag in Madrid. Nachmittags um halb vier sollte wie immer Stierkampf sein. Berühmte Stierkämpfer, Torero-Stars, würden heute in der Arena um den Siegeslorbeer kämpfen. Da stiegen Wolken auf am Horizont, erst lichte, weiße Sommerwolken, dann schwerer und drohender zogen Gewitter heran. Die Madrider schauten bei ihrem Sonntagvormittagsbummel im Paseo del Prado und in der Castellana besorgt nach diesen Wolken, die schon zeitweise die Sonne verdunkelten. Würde es womöglich regnen und keinen Stierkampf geben?

In den Dorfkirchen aber beteten die Bauern um lebenspendenden Regen... Drei Uhr nachmittags. Stoßweise brauste schwerer Gewitterwind über Madrid und wirbelte Staubwolken auf. Ganz Madrid war in Bewegung; Tausende und Aber-tausende rasten in Autos, Trambahnen, Lastwagen hin zum Kampfplatz, von dem die rote Fahne wehte. Tausende, die nicht selbst zum Stierkampf konnten, schauten sich voll Neid wenigstens diese Wagen-parade all der glücklichen Stierkampf-besucher an.

Drei einhalb. Der Kampf beginnt. Von ohrenbetäubendem Jubel überschüttet ziehen die Toreros in ihren leuchtenden, goldstrotzenden Kostümen zur Begrüßung in die Arena, der ganze Troß der übrigen Stierkämpfer, der Pikadore und der Banderilleros, in Reih und Glied hinter ihnen hereinmarschierend.

Ein schriller Trompetenstoß — alles verläßt die Arena, nur ein Torero mit seinen Gehilfen bleibt im Rondell und erwartet das Hereinstürzen des rasenden Stieres... Immer dunklere Wolken ziehen auf, besorgt schaut alles hin und wieder zum Himmel, die roten Capas der Toreros wehen im Wind und können den Kämpfern

zum Verhängnis werden, — da, plötzlich bricht das Unwetter herein, wolkenbruch-artig stürzt der Regen vom Himmel, der Kampf wird abgeblasen, fluchtartig rasen die fünfzehntausend Menschen hinaus, in wüstem Chaos, und schreien nach ihren Wagen. Der Platz vor der Plaza de Toros ist bald in Schlamm und Schmutz verwandelt, durch den hochstöckige Damen-

schuhchen hindurchwaten müssen, um zu ihren Autos zu gelangen. Alles schreit, flucht, schimpft...

Jubelnd ziehen die Bauern in ihre Kirchen und sagen Dank für den erlösenden Regen.

Nein, es gibt heute keinen Stierkampf, aber es wird Brot geben — wer aber in der ganzen großen Stadt denkt daran?



Studie zu „Kain“

F. F. Hauber

Begegnungen mit Liselott

Eine Kurzgeschichte von Tanz und Sport von Kurt Preis

Es war an einem der ersten Sonntage des neuen Jahres. Die Sonne mühte sich durch die Nebeldecke wie eine schwache Lampe durch eine Milchglasscheibe. Dadurch lag über der Landschaft ein gedämpfter, zarter Hauch, der an die Abziehbilder erinnerte, die in den Schaufenstern ganz kleiner Schreibwarengeschäfte hängen. Am Boden waren die Schritte früherer Spaziergänger festgefroren, oft zersplitterten unvermutet kleine Eisflächen unter den Schuhen und den Leuten dampften die Worte in kleinen Wölkchen vom Munde. Obwohl es also kein besonders schöner Tag war, hatten viele Lufthungrige aus der großen Stadt ihn zu einem Spaziergang in die Umgebung benützt. Das war auch der Grund, weswegen sich in dem kleinen Café, das schon im Sommer ein beliebtes Ausflugsziel der Städter war, an diesem Sonntag kaum mehr ein leerer Platz finden ließ.

Klaus, der nur hereinkam, weil es draußen schon dunkelte und er ziemlich ausgefahren war, hatte gerade noch Glück und konnte sich zu einem älteren Ehepaar und einem unbedeutenden jungen Mann an den Tisch quetschen.

Nachdem er bestellt und sich eine Zigarette angezündet hatte, die Voraussetzungen für den ungestörten und gemütlichen Verlauf des Abends somit gegeben waren, begann er die Umsitzenden und die Tanzenden zu betrachten. Das gehörte zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, dieses Hineinversetzen in die Gedanken und das Leben von Menschen, die er gar nicht kannte. Wenn er auch auf diese Weise nie eine Bestätigung erhielt, daß seine Vermutungen auch zuträfen, konnte es doch vorkommen, daß er einen ganzen Abend lang nicht ein einziges Mal tanzte. So gut unterhielt er sich mit denen, die gar nichts davon wußten.

Da waren die Ernstern, die mit finsternen und verkniffenen Gesichtern sich sichtlich bemühten, im Takt zu bleiben und die Klaus im Verdacht hatte, daß sie im Geist die Tanzschritte mitzählten, wie es in der Tanzstunde der Lehrer für sie getan hatte. Da waren die Lustigen, die ihre Tänzerinnen ständig zum Lachen brachten, die ganz unvorhergesehene Schritte und Drehungen versuchten und denen es nicht darauf ankam, sich einige Male deswegen zu entschuldigen. Klaus beobachtete besonders die Frauen und Mädchen und versuchte zu erraten, wie sie zu den Männern standen, mit denen sie über das Parkett glitten. Vielen sah er an, daß sie sich langweilten und daß sie nicht mehr sagten als „Ja“ und „Nein“. Ein Mädchen fiel Klaus besonders auf, da es sehr ernst vor sich hinsah und fast einen Kopf größer war als sein Partner. Sie hatte große dunkle Augen, fast blauschwarze Haare, die im Nacken zu einem Knoten geschlungen waren und eine für diese Jahreszeit auffallend braune Hautfarbe. Er war versucht, sie für eine Südländerin zu halten.

Klaus begegnete ihrem Blick, als sie an seinem Tisch vorbeizankte und er beschloß, sie um den nächsten Tanz zu bitten. Ein anderer, der in ihrer Nähe saß, kam ihm jedoch zuvor. Klaus setzte sich etwas ärgerlich und rauchte wieder, ließ die Tanzende aber nicht aus den Augen. Seltsamerweise berührte es ihn unangenehm, daß der neue Tänzer das Mädchen sehr gut unterhielt, denn sie lachte ein paarmal und als sie vorbeitanzte, überschlug sie Klaus.

Nun, das nächstmal war Klaus schneller. Sie tanzte leicht und geschmeidig, so natürlich im Rhythmus der Musik, daß die vielen Worte, die Klaus hatte sagen wollen, alle ungesagt blieben. So schwebten beide, nur manchmal trafen sich ihre Blicke und dann lächelte das Mädchen und Klaus freute sich.

„Habe ich Sie gelangweilt?“ fragte er, als er seine Tänzerin an den Tisch begleitete, an dem ihre Mutter auf sie wartete.

„Nein“, sagte sie, „gewiß nicht! Es war viel schöner so!“

Ihre Stimme klang ganz so, wie Klaus es sich vorgestellt hatte. Sie versprach ihm den nächsten Tanz und Klaus erlebte die kleine Genugtuung, daß der Herr von vornhin sich mit einem betrübten, aber höflichen Gesicht zurückziehen mußte.

Diesmal schwieg Klaus nicht mehr. Er erzählte sehr lustig und anregend und sie gab ihm sehr gewandt zurück. Es kam, wie es kommen mußte: Sie tanzten mitseits, mit Liselottes Mutter, die den beiden mit einem leisen, wohlwollenden Lächeln zugehesehen hatte, das Zeichen zum Aufbruch gab. Klaus begleitete die Damen, nachdem sie sich gegenseitig vorgestellt hatten und bedauerte es sehr, daß er es noch zu keinem Auto gebracht hatte.

Trotzdem versprach ihm Liselott ein Wiedersehen am nächsten Sonntag.

Die Woche verging. Es hatte fast jeden Tag geschneit, die Bergwacht meldete ausgezeichnete Schneeverhältnisse, und der Wetterbericht versprach einen strahlenden Sonntag.

Klaus hatte Liselott nicht vergessen, er hatte sogar mehr an sie gedacht, als für ihn und seine Arbeit gut war.

„Ich habe das Gefühl, daß ich mich verliebt habe“, sagte er zu seinem Freund.

„Wir fahren jedenfalls ins Gebirge morgen“, antwortete der betont und sah an Klaus' wehmütigem Gesicht, daß auch diesen die langersehnte Skitour lockte.

„Ich treffe doch morgen ‚Sie!‘“, sagte Klaus entschuldigend.

„Und wenn sie dich versetzt?“

Klaus zweifelte. „Ho, sie wird mich nicht versetzen.“

Aber man hörte seiner Stimme an, daß er nicht ganz sicher war. „Kannst du denn nicht absagen?“

„Vorgestellt haben sich die Damen, aber ich habe den Namen nicht verstanden, er klang recht fremd, irgendwie mit ‚sky‘ hintenraus.“

„Das ist nicht viel. Und heimbegleitet hast du sie wohl auch nicht?“

„Nur bis in die Nähe.“

Plötzlich packte Klaus den Freund an der Schulter.

„Du, wir fahren raus, fragen ein bißchen in der Gegend herum, bei der Milchfrau, beim Bäcker und so weiter. Liselott ist doch eine ziemlich auffallende Erscheinung. Die werden sie doch kennen. Dann: Brief — Briefkasten — erledigt!“

Wenig später standen die Freunde an der Haltestelle, an der Klaus die Damen am vorigen Sonntag verlassen hatte.

Zuerst fragten sie bei einer Milchfrau nach einer großen, schwerzen jungen Dame, die Liselott mit Vornamen und mit Familiennamen irgendwie auf ... sky hieß. Aber die Milchfrau bedauerte. Ebenso ein Bäcker. Bei einem Metzger und in einem Lebensmittelgeschäft fragten sie noch. Dann gaben sie es auf.

„Ich wette mit dir“, sagte der Freund, „daß du versetzt wirst. Dann kannst du mit dem Fernrohr ins Gebirg schauen! Bei dem Wetter! Den Sonntag kann dir keiner nehmen, wenn du ihn erlebt hast, aber das Mädel trifft du immer wieder, wenn es dir bestimmt ist.“

Klaus erlag der Versuchung und um nicht wankend zu werden, kaufte er gleich die Fahrkarte. Trotzdem schlief er in dieser Nacht sehr unruhig. Gewissensbisse. Er war halt doch verliebt. Als er jedoch am Sonntag mit den Freunden zwischen den frischverschneiten Tannen den Berg hinaufstieg, als der Schnee unter



Zebu-Kühe

O. Malura

den Brettern knirschte und die Sonne die Spitzen der Berge vergoldete, da war er sehr mit sich und seinem Entschluß zufrieden.

Zwei Monate später. Klaus war eben mit seinem Freund aus den Bergen zurückgekommen, sonnegebräunt und unternehmungslustig. Und so gut war ihre Stimmung, daß sie sich abends trafen, um noch ein wenig auszugehen. Nach einer längeren Rundreise landeten sie in einem kleinen Café vor der Stadt. „Hast du nicht hier seinerzeit diese Liselott kennengelernt?“ „Natürlich!“

„Schau mal, da drüben sitzt eine junge Dame mit ihrer Mutter, auf die könnte deine Beschreibung von damals passen!“

Klaus sah hinüber und wurde über und über rot. Außerdem bekam er Herzklopfen. Ganz heiser sagte er: „Es ist Liselott!“

Jetzt tanzte sie wieder — kam an ihrem Tisch vorbei — wieder streifte ihn ein Blick — er grüßte. Sie erkannte ihn und nickte zurück. Klaus bildete sich ein, daß auch sie ein wenig rot geworden war. Sein Herzklopfen hörte nicht auf. Sogar seine Hände zitterten nervös. Der Freund lachte ihn aus.

Kaum hatte der Kapellmeister den Geigenbogen angesetzt, war Klaus schon drüben. Liselott gab ihm keinen Korb.

„Frühelein Liselott, ich muß mich entschuldigen...“

„Bitte, schwindeln Sie mich nicht an! Ich mag das nicht. Sagen Sie die Wahrheit!“

Klaus hatte wirklich schwindeln wollen. Jetzt sah er sie fest an: „Ich war beim Skifahren. Es war zu verlockend.“

„Deswegen haben Sie mich einfach versetzt?“

Sie sah gar nicht aus, als ob ihr die Erinnerung sehr ärgerlich wäre. Sie lachte ein wenig spitzbübisch.

„Sind Sie mir sehr böse?“

„Natürlich bin ich Ihnen sehr böse. Ich bin nicht gewohnt, bestellt und nicht abgeholt zu werden.“

Klaus war verlegen wie noch nie in seinem Leben und bereute sichtlich. Dabei machte er ein sehr unglückliches Gesicht.

„Ich will Ihnen etwas sagen“, begann Liselott, „weil Sie so nett die Wahrheit gesagt haben: Sie hätten mich gar nicht anfragen können, denn ich habe Sie gesehen!“

„Sie mich?“

„Ja, ich Sie! Am Sonntag morgen auf dem Bahnhof“ — Liselott machte eine kleine Kunstpause und weidete sich an Klaus' Verblüffung — „Ich war nämlich auch beim Skilaufen!“

Obwohl Klaus sonst eine recht schnelle Auffassungsgabe besaß, dauerte es doch eine Weile, bis er diese Mitteilung mit allen daraus zu ziehenden Folgerungen verdaut hatte.

„Ja, dann habe ich Sie ja gar nicht versetzt!“

„Nein — und deshalb will ich Ihnen auch nicht länger böse sein!“

Klaus kam fast aus dem Takt vor Begeisterung.

„Dann fahren wir nächsten Sonntag zusammen!“

„Dazu ist schon zu wenig Schnee!“

„Dann gehen wir im Sommer zum Schwimmen?“

„Ja, das können wir tun. Aber bis dahin...“

„Ach, bis dahin kennen wir uns schon sehr gut!“

Sie lachten, und der Freund, der beide beobachtete, hatte plötzlich den Eindruck, daß hier ein ganz und gar glückliches Paar tanzte.

Wer bin ich?

Von Wilhelm Lichtenberg

Daß jeder Mensch — je—der, sage ich! — nur bis zu seiner Eitelkeit klug ist, wissen Sie doch? Und daß man alle Menschen — ausnahmslos — für sich gewinnen kann, wenn man ihrer Eitelkeit ab und zu ein Stück Zucker gibt, daß man ebenso alle abstoßen kann, wenn man ihrer Eitelkeit nicht achtet, wissen Sie ebenfalls? Ja? Dann kann ich Ihnen diese kleine Geschichte erzählen.

Schade, daß ich den Namen nicht preisgeben darf. Aber wir werden uns auch so verstehen, hoffe ich. Es handelt sich nämlich um einen sehr bekannten Filmschauspieler. Einen, dessen Gesicht die Welt kennt und dessen Lächeln über allen Frauenträumen schwebt. Und ich möchte nicht einmal sagen, daß unser Held überaus eitel sei; nein, er ist es gerade so viel, als Filmhelden eitel sein müssen, weil sie ja immer gleichsam mit einem nackten Gesicht durch die Menschen gehen.

Und wir waren unlängst eine sehr nette, vergnügte Gesellschaft beisammen. Unser Held — nennen wir ihn Wagner, weil wir uns so leichter reden können — war auch geladen. Muß ich erst schildern, wie es in einer Gesellschaft zugeht, wenn Wagner gelistet ist und sogar wirklich erscheint? Nein, ich muß es nicht schildern; denn einige meiner lieben Leser werden sich schon jemals in Gesellschaft von Filmleibern befunden haben, und die anderen haben bestimmt genügend Phantasie, um es sich ausmalen zu können.

Aber, sehen Sie, wir hatten uns da eine nette Sache ausgedacht (mir scheint sie wenigstens nett), weil man doch in das feststehende Ritual von Gesellschaften einige Abwechslung bringen muß. Was wir uns ausgedacht hatten? Bitte: Niemand sollte Herrn Wagner erkennen. Alle sollten so tun, als hätten sie sein Antlitz niemals gesehen, seinen Namen noch nicht gehört, seine Stimme noch niemals vernommen.

Nun stellen Sie sich einmal bitte einen — sagen wir — Sioux-Indianer vor, der in voller Kriegsbemalung und im ganzen Kriegsgeschick über die Wiener Ringstraße geht. Und kein Mensch dreht sich nach ihm um, niemand wirft ihm auch nur einen Seitenblick zu. Wie? Der Sioux-Indianer würde schließlich glauben, irrsinnig geworden zu sein?

Also, Wagner erschien. Etwas später natürlich als angesetzt, weil er es ja gewohnt war, sich einen Auftritt zu machen. Wir standen in Gruppen und Grüppchen verteilt und plauderten. Kein Mensch wandte bei seinem Eintritt den Kopf nach ihm, niemand nahm von ihm Notiz. Nur der Hausherr trat auf ihn zu und begrüßte ihn. Wagner stutzte. Und man sah es ihm an, daß er den Eindruck hatte, in eine Blindenkolonie geraten zu sein. Siehe Sioux-Indianer in Bemalung und Schmuck!

Dann unternahm es der Hausherr, ihn vorzustellen. Bei der ersten Gruppe sagten alle nur ganz einfach: „Sehr angenehm!“ Und plauderten ruhig weiter.

Bei der zweiten Gruppe meinte ein Kommerzialrat sehr flüchtig: „Erfreut!“

Und bei der dritten Gruppe nannten die Leute überhaupt nur kurz ihren Namen.

Wagner zog sich mit dem Hausherrn in eine Firststrecke zurück und sagte vorläufig noch nichts. Er war nur etwas blässer als sonst und seine Augen suchten unausgesetzt die einzelnen Gruppen ab. Er blickte jetzt filmischer als es sonst seine Art im Privatleben war, wahrscheinlich in der Hoffnung, endlich doch erkannt zu werden. Der Hausherr plauderte mit ihm, aber Wagner fragte plötzlich: „Sagen Sie — was sind das eigentlich für Leute?“ — „Oh, sehr nette Leute!“ beteuerte der andere. — „Ja — ich meine — sind das Menschen, die ins Theater oder ins Kino gehen?“ — „Oh, erlauben Sie! Ich habe überhaupt nur lauter begeisterte Kunstenthusiasten geladen! Auch Künstler und Journalisten sind darunter! Ich werde Sie doch nicht in eine Gesellschaft von Pfahlbauern bringen!“ — „So? Hoch Najal!“ Wagner sagte noch immer nichts. Aber er wurde immer mehr jener gewisse Sioux-Indianer, der die Welt nicht mehr versteht.

Eine der reizendsten und scharmantersten Damen hatte man Wagner zur Tischnachbarin gegeben. Sie fragte ihn: „Wie ist das eigentlich jetzt mit Textilien?“ Wagner starrte sie an: „Mit — Textilien...?“ — „Ja, ich meine, das war doch ehedem ein blühender Zweig unseres Wirtschaftslebens?“ — „Ich — denke —

schon —“ würgte Wagner. — „Sehen Sie! Aber jetzt, im Zeitalter der Absperrungen muß doch der Handel mit Textilien sehr mühselig sein? Oder irre ich mich?“ Er ließ eine große Pause, schluckte einige Male und meinte schließlich: „Verzeihung, Gnädigste — Wagner heiße ich! Rolf Wagner!“ — „Naja, der Textilwagner, wie?“ — „Nein!“ Es klang wie Donnerrollen. Und dann wurde zwischen den beiden kein Wort mehr gesprochen.

Nachher, als man sich bereits zwanglos bewegte, trat ein Architekt auf ihn zu und fragte: „Wie war doch rasch Ihr Name?“ Wagner zuckte zusammen, geriet leicht ins Wanken und erwiderte heiser: „Wagner. Rolf Wagner.“ Und der Architekt meinte: „Verzeihen Sie — dann habe ich falsch verstanden. Ich dachte, Sie heißen Harpner. Und einen gewissen Harpner kenne ich sehr gut. Fragner, sagten Sie, wie?“ — „Nein, Wagner!“ stieß der Filmheld hervor. — „Ach so!“ entgegnete der Architekt. „Wagner! Wie der Komponist! Da haben Sie ja einen guten Namen. Hoffentlich komponieren Sie nicht auch?“ — „Nein“, sagte Wagner beendend.

Eine Schauspielerin, die aber noch niemals mit Wagner beruflich zu tun hatte, hielt ihn an: „Sie kommen mir so bekannt vor... Aber so schrecklich bekannt! Mein Gott, helfen Sie mir doch ein bißchen! Mein Gott, mein Gott! Na? Wo habe ich Sie schon einmal gesehen?“ Wagner hatte die Schauspielerin erkannt. Er blickte jetzt so drein wie in seinen letzten dreißig Filmrollen und erwiderte mit einer Gegenfrage: „Sie sind Frau Paal, wie?“ — „Ja. Sie kennen mich natürlich!“ — „Ich kenne Sie! Weil man ja populäre Gesichter im allgemeinen erkennt. Sol und Jetzt denken Sie nach, wo Sie das meine schon gesehen haben!“ Die Paal tat so, als dächte sie angestrengt nach. Plötzlich strahlte sie auf und rief: „Weiß schon!“ — „Na?“ — „Sie sind mein Steuerkommissär!“

Wagner griff sich an den Kopf und begann zu taumeln. Jetzt war er bereits überzeugt, irrsinnig geworden zu sein und alles das nur in seiner krankhaften Phantasie zu erleben. Der Filmkritiker Maaß fing den Taumelnden in seinen Armen auf. „Um Himmels willen, was ist Ihnen denn, Herr Trager?“ Der Filmliebhaber röchelte: „Wagner heiße ich...“ — „Schön, Wagner. Ist ja egal. Aber gesund sind Sie trotzdem nicht.“ — „Nein, ich bin nicht gesund...“ — „Ich bin...“ Maaß führte ihn in ein Nebenzimmer. Dort setzte er den totenblassen Schauspieler auf ein Sofa, labte ihn mit Kognak und sagte: „Sie wissen hoffentlich, wer ich bin?“ — „Nein...“ — „Ich weiß gar nichts...“ antwortete Wagner schwach. — „Ich bin der Filmkritiker Maaß. Und ich glaube, Sie schon einmal im Kino gesehen zu haben.“ — „Ja?“ strahlte Wagner auf. — „Bestimmt. Sie sind einmal in der Loge neben mir gesessen.“ — „Ahl!“ schrie Wagner auf. Und Maaß fragte: „Kommt er schon wieder — der Anfall?“ Wagner nahm noch einen Kognak und begann dann kläglich: „Herr! Sie können mir helfen! Sie können mir den Glauben an mich selbst wiedergeben! Wann Sie wirklich ein Filmkritiker sind... Bittet! Sehen Sie mich genau an!“ Maaß sprach behutsam, wie man eben zu einem Irren spricht: „Ja, Herr, ich sehe Sie sehr genau an!“ — „Ich bin niemals in der Loge neben Ihnen gesessen. Wenn ich überhaupt nicht in Kinoslogen sitze. Mein Platz ist ganz wo anders. Und jetzt sagen Sie schon endlich, wer ich bin?“ — „Ahl!“ meinte Maaß begütigend. „Sie sind der Kaiser von China.“ — Wagner sprang auf: „Nein, nein! Ich bin nicht der Kaiser von China! Ich will nicht der Kaiser von China sein! Ich will nicht!“

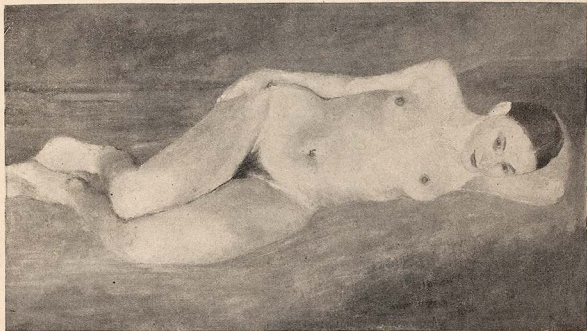
Immer wieder rufend: „Ich will nicht der Kaiser von China sein!“ lief er zur Gesellschaft zurück, mitten unter die Leute. Alle flüchteten vor ihm, die Damen mit entsprechenden Angstschreien, und Wagner stand jetzt mit ganz irren, hilfseuchenden Augen mitten im Zimmer und blickte von einem zum anderen.

Eine Kunstgewerberin rief markerschlatternd: „Allmächtiger Gott, wer ist dieser Mensch?“

Und dann entstand eine fürchterliche Pause. Plötzlich donnerte Wagner in diese entsetzliche Stille hinein: „Wollen Sie wissen, wer ich bin, meine Herrschaften? Der Götz von Berlicingen bin ich! Und mit seinem bekanntesten Zitat empfehle ich mich Ihnen!“

Er wollte hinausstürmen. Aber jetzt lachten alle. Und es klang sehr befreiend.

Seine Tischnachbarin von vorhin hielt ihn zurück: „Bleiben Sie doch bitte, Herr Wagner! Wir sind ja alle nur gekommen, um einen Abend mit dem berühmten Filmschauspieler zu verbringen.“ Wagner wandte sich an der Türe um und verstand plötzlich. Es wurde noch sehr lustig an diesem Abend. So lustig, daß weitere Goethe-Zitate gar nicht am Platz gewesen wären.



Akistudie

O. Malura

Eine Zeitschrift der Jugend vor 130 Jahren

Im Jahre 1804 war Justinus Kerner mit „schwer gepacktem Ränzlein“ als ein fröhlicher Wanderer in der kleinen Universitätsstadt Tübingen eingezogen. Er traf dort den Studenten der Rechtswissenschaft Ludwig Uhland, den er bereits von früher her kannte und bald verband diese beiden eine herzliche Freundschaft in einer verwandten Besinnlichkeit, die Dinge der Welt zu betrachten, ihren Erscheinungen und Kräften nachzuspüren und einiges von dem im Gedicht zu nennen, was ihnen gut und erstrebenswert schien, und was ihnen warm und weit aus der schwäbischen Landschaft verheißungsvoll entgegenatmete. Unendlich genug offenbarte sich ihnen die Heimat, um darin die Verwirklichung ihrer Träume zu finden in einem gedankenfrohen und tätigen Leben, das sie sich gläubig gestalten wollten.

Sie trafen sich noch mit weiteren Gleichgesinnten in abendlichen Zusammenkünften, wobei geschwärmt, getrunken und gesungen wurde, und die jungen Herzen bald in beschaulichen Gesprächen brüderlich zusammenstimmten und bald in grübelnden Auseinandersetzungen entbrannten, in Fragen der Kunst und des Lebens überhaupt, wie sie ihrem forschenden Ungestüm entsprangen, unbeirrte Träume von Menschheit und Weltverbesserung aus echtem schwäbischen Geblüte entsprossen. Abwechselnd trugen sie ihre ersten Schöpfungen, bald verlegen, bald stark getragen von der Begeisterung, den Freunden vor. Ein Kreis der Jugend, gesellig, voll Plänen und Phantasien und von wachen Sinnen für Ursprüngliches und Freilebendes.

Wo aber war eine Zeitschrift, die diesen jungen Dichtern Gehör verschaffen konnte. Der Geist des Klassizismus gab den Ton an und war der Maßstab, und wer ihm nicht huldigte, war nicht „salonfähig“. Das führende Blatt Cottas hieß: „Morgenblatt für gebildete Stände“. In Auflehnung dagegen gründeten Uhland und Kerner ein Blatt der Jugend mit dem Titel: „Morgenblatt für

ungebildete Stände“. Sie wollten darin keineswegs einer zügellosen Polemik das Feld geben, sondern den Raum bereiten für ein lebendiges Schaffen, ledig einer Mode und ledig der Diktatur eines erstarrenden Kunstverständes, mit dem Recht der Jugend, unverfälscht ihrem ehrlichen Glauben und Wollen sich hinzugeben.

Das Blatt erschien auch unter der Leitung Kerners am 11. Januar 1807, allerdings nur mit der Hand geschrieben, und bis zum Mai desselben Jahres lag jeden Sonntag eine neue Nummer in Kerners Zimmer auf, zur Einsicht für jeden, der es sehen wollte. Bald sprach es sich in der Stadt herum, die Besucher vermehrten sich und unter denen, die kamen, waren auch Angehörige der „gebildeten Stände“, Professoren der Universität.

Zu Uhland und Kerner, die mit lyrischen Gedichten und Aufsätzen vertreten waren, trat noch als weiterer Mitarbeiter Karl Mayer hinzu, der die Blätter auch mit Zeichnungen ausstattete. Die Absicht war, eine Leistung zu zeigen, die ihren Forderungen zunehmend entsprechen sollte. Sie hatten die Wirkung eines Zusammenschlusses von jungen Menschen, die etwas hervorbringen wollen, erkannt, sich gegenseitig Anregung zu geben in Begeisterung und Kritik, den Mut zum Eigenen zu haben, die Ziele weiterzustecken, den Willen zu steigern, die Ziele zu verwirklichen, neue Werte zu schaffen und das Gewonnene auch ihren Mitmenschen zuzuführen. Denn sie folgten ja nicht der Befriedigung spielerischer Launen, sie waren weder Literaten noch waren ihre Niederschriften für gewisse literarische Kreise beabsichtigt. Sie waren Menschen und es ging ihnen um ein Menschliches, das sie aus dem Wesen eines Volkes schöpften und in dem Bild eines Landes fanden, und vor allem noch in den Grenzen ihrer engeren eigenen Heimat.

W. D.

IRISH STEW

Es war ein schöner Tag. Der Frühling war eben gekommen. Die Menschen fühlten sich leichter und besser, als sie im Sonnenschein auf dem breiten Bürgersteig dahinströmten. Es war ein Uhr — meine Frühstückszeit —, und ich ging in das große Restaurant an der Ecke des Platzes.

Es war ziemlich lange her, daß ich das letzte Mal hier war, aber es war noch alles ebenso. Der große, helle Speisesaal war von jungen Herren mit gutem Appetit voll besetzt, die Sonne strömte durch die großen Fenster, leuchtete auf der weißen Tischwäsche und wurde von den Gläsern und dem Tischtisch zurückgestrahlt. Ich bekam einen Tisch für mich, und ein junges Mädchen brachte mir die Speisekarte.

Da waren viele Gerichte. Ich ging sie alle durch, und dann blieb ich bei Irish Stew stehen. Ach, dachte ich, das ist gedämpftes Hammelfleisch mit Kartoffeln, das ist sehr gut. Gerade das will ich jetzt haben.

Ich bestellte Irish Stew.

Die junge Kellnerin verschwand, und nach einer Weile kam sie mit meinem Essen. Es war sehr zierlich und nett auf einer silbernen Schüssel serviert. Es waren Fleischbouletten mit Kartoffeln. Ich sah das junge Mädchen an. Ihr Gesicht sagte mir nichts. Sie stellte die Schüssel auf den Tisch und verschwand.

Ich dachte: sie hat meine Bestellung mißverstanden. Jemand anders hat Irish Stew bekommen, und ich habe Fleischbouletten bekommen. Aber so ist es ja oft im Leben. Wann bekommen wir das, was wir haben wollen? Und wie oft geschieht es, daß uns gerade das, was wir haben wollen, Enttäuschung bereitet, wenn wir es bekommen. Die Mächte leiten unsere Geschicke. Sie hatten bestimmt, daß ich an diesem Tag Fleischbouletten essen sollte, und ich tat es. Sie waren übrigens ausgezeichnet. Als ich gegessen hatte, klopfte ich, um zu zahlen, und als das Mädchen kam, sagte ich:

„Das waren ausgezeichnete Fleischbouletten. Sind die immer so gut?“

Ihr Gesicht erhellte sich ganz schwach —, die Zeiten sind nicht für allzu große Freuden ausbrüche geeignet —, und sie erwiderte: „Wir sind für unsere ausgezeichneten Fleischbouletten bekannt.“ Darauf bezahlte ich und ging. Der nächste Tag war auch ein Tag. Der Frühling lebte noch, und die Sonne schien noch wie am Tage zuvor. Es war wieder Frühstückszeit, und wieder führte mein Weg nach dem großen Restaurant an der Ecke des Platzes. Ich ging hinein und bekam denselben Tisch wie am vorigen Tage.

Das Mädchen von gestern kam sofort zu mir und gab mir die Speisekarte. Darauf standen viele gute Gerichte, und da stand auch wie tags zuvor Irish Stew. Ich dachte: Das ist ein ständiges Gericht in diesem Restaurant, das ist die Spezialität des Lokals. Gestern habe ich es nicht bekommen. Das Schicksal wollte Fleischbouletten. Wir wollen sehen, wie die Sache heute ist! Und dann bestellte ich Irish Stew.

Die Kellnerin kam mit meinem Gericht. Es lag, wie gestern, auf einer schönen Schüssel aus Silber, und es waren Fleischbouletten mit Kartoffeln, wie gestern. Sie setzte die Schüssel auf den Tisch und verschwand.

Und ich dachte: Zwar stehen wir ganz in der Hand der Mächte. Sie können sich an uns nach Belieben auslassen. Aber es muß eine Grenze geben. Wir müssen auch selber etwas zu sagen haben. Es taugt nichts, zu denken: Die Vorsehung ist unbeschäftigt, mag sie arbeiten! So etwas kann mißlingen. Aber heute haben mich die Mächte zum besten. Das darf nicht erlaubt werden. Ich bin ein freier Mann. Ich will selber über mein Frühstück bestimmen.

Ein Oberkellner ging vorbei. Ich klopfte, und er kam und verbeugte sich höflich.

„Verzeihung“, sagte ich, „ist Irish Stew nicht mehr gedämpftes Hammelfleisch mit Kartoffeln?“

„Ja, natürlich“, sagte der Oberkellner.

„Es können doch nie Fleischbouletten sein?“

„Nein, bei uns nicht. Wir haben Irish Stew.“

„Dann ist hier ein Irrtum geschehen“, sagte ich. „Ich habe Irish Stew bestellt und habe Fleischbouletten bekommen. Fleisch-

bouletten sind ja auch sehr gut, besonders in diesem Restaurant, aber ich habe sie nicht bestellt.“

Das Gesicht des Oberkellners wurde sehr ernst. Er besah sich meine Schüssel, die aus Silber war, nahm sie und verschwand. Auf dem Wege begegnete er der jungen Kellnerin, und ich sah, daß er mit ihr sprach. Ich begriff, daß er schimpfte, und es reute mich, was ich getan hatte.

Ich dachte: Jetzt ist der Konflikt fertig. Du hast auf den Knopf gedrückt. Die Ereignisse entrollen sich, und die Mächte bereiten ihre Rache vor.

Nach einer Weile kam die junge Kellnerin. Sie war sehr ernst. Ich sah, daß sie mich hatte. Auf den Tisch setzte sie eine flache Schüssel, auch diese aus Silber, und darauf lag Irish Stew.

Ein Jahr verging. Das Leben gab und nahm. Reiche wurden gestürzt, und Throne fielen um. Es war wieder Frühling. Die Sonne schien wie früher auf den Strom von Menschen, der auf der breiten Straße dahinglitt. Und wieder war es Frühstückszeit. Und wieder stand ich vor dem großen Restaurant am Platz. Ich ging hinein und bekam meinen alten Platz vom vorigen Frühling. Ich saß mitten unter den jungen, essenden Herren, und das Mädchen vom vorigen Jahr stand wieder an meinem Tisch. Sie gab mir die Speisekarte, und ich sah an ihrem Blick, daß sie mich wiedererkannte.

Das ist der Mann, der Irish Stew haben will —, Irish Stew —, Irish Stew, das muß ich behalten!

Es standen viele Gerichte auf der Speisekarte, und es waren Fleischbouletten mit Kartoffeln da. Ich bestellte Fleischbouletten. Das Mädchen sah mich einen Augenblick an. In ihren Augen lagen Erstaunen und Zweifel. Dann ging sie. Und nach einer Weile war sie mit einer flachen Schüssel wieder da, und auf der Schüssel war Irish Stew.

Draußen auf dem Platz rollten die Elektrischen, schrien die Zeitungshändler und leuchtete die Frühlingssonne.

Ich aß mein Irish Stew, und als ich bezahlte, sagte ich zu der jungen Kellnerin:

„Heute waren die Fleischbouletten ganz ausgezeichnet. Sind sie immer so gut?“

„Ja“, erwiderte sie, „wir sind wegen unserer ausgezeichneten Fleischbouletten bekannt. Es ist unsere Spezialität.“

Aber ich dachte: Wie wenig vermögen wir hier auf Erden. Wie klein und schwach sind wir. Und wann werden wir endlich verstehen lernen, daß wir, wenn die Mächte es wünschen, daß wir Fleischbouletten essen, nicht Irish Stew bestellen sollen und umgekehrt. Wie unergründlich ist die Vorsehung!

Verlegerforgen

Wenn es darum ging, von einem nahezu unbekannten, jungen Autor etwas herauszubringen, so ist das nicht immer ganz ohne Schwierigkeiten abgelaufen. Und es soll auch heute noch vorkommen, daß der beglückte Verleger und der hoffnungsvolle Poet nicht ohne weiteres in einem Vergleich sich einigen können, der beide Teile zu befriedigen vermag.

Auch der Dichter Ludwig Uhland hatte davon einiges zu verspüren bekommen. Als er nämlich im Jahre 1809 dem Verlag Cotta eine Sammlung seiner „noch ungedruckten, größtenteils aber in Almanachen zerstreuten Gedichte“ vorlegte, mit der Zusage, daß es ihn „durchaus nicht befremden könnte“, wenn Cotta „diesen Antrag nicht annehmbar fände“, erhielt er umgehend einen ablehnenden Bescheid, mit der liebenswürdigen Begründung: „wegen Überhäufung in dieser schwierigen Zeit, sonst wäre es ihm ein Vergnügen gewesen“.

Schließlich ist 6 Jahre später doch ein Vertrag zustande gekommen, und noch zu Lebzeiten des Dichters konnte die 56. Auflage gedruckt werden.

W. D.



Skizze

O. Malura

SOMMERREGEN

Nun die Wolken niedergehn
 Nach des Nachmittages Schwüle,
 Süße Schauer grüner Kühle
 Zitternd durch die Bäume wehn.

Straße steht voll blauem Glanz.
 Farben von den Häusern springen.
 In Kanälen ist ein Klingen
 Zu der Regentropfen Tanz.

Die Laternen lang gereiht,
 Kette gelber Flimmersteine,
 Haben goldne Heiligscheine,
 Goldne Bäche fließen weit.

Regen rauscht und Regen fällt,
 Wie ein Engel flügelschlagend,
 Einen neuen Himmel tragend
 Über die bestürzte Welt,

Über den bestürzten Blick,
 Der sich auftut, immer freier,
 Und durch einen Silberschleier
 Wehes spiegelt oder Glück.

Inge Moossen

Wahres Geschichtchen

Auf einem Lloyd-Dampfer der Mittelmeerlinie fragt ein Passagier den Kapitän beim Passieren von Elba, ob man auch das Haus Napoleons sehen könnte. „Gewiß“, sagt der Alte und zeigt dem Herrn ein möglichst imposantes Haus.

Passagier: „Aber Herr Kapitän, im vorigen Jahre bin ich schon einmal mit Ihnen gefahren. Wir passierten auf der anderen Seite von Elba, da haben Sie es mir auch gezeigt!“

Kapitän: „Ja glauben Sie denn, daß so ein Kerl wie Napoleon nur ein Haus gehabt hat?“

Ein mir bekannter namhafter Dichter liest an Haarausfall, wogegen der Arzt ihm „Seifenspirit“ verordnete. Eines Tages sollte der Dichter in einem Verein spre-

chen und über den Vorbereitungen ver-
gaß er auch den Seifenspirit. Seine
treue Gattin eilte ihm mit der Flasche
nach und rief: „Adolf, laß dir schnell noch
den Geist einreiben!“

In einem niederbayerischen Dörfchen fin-
det eine Hochzeit statt.

Am Sonntag vorher fragt der Pfarrer den
jungen Bräutigam, ob er bei Verkündigung
des Aufgebotes von seiner künftigen Frau
als Jungfrau sprechen sollte, worauf ihm
der biedere Bursche antwortet:
„Na, dös können net, da müßt i mi ja vor
meine Freund schäma!“

Der Kuß

Er: „Was gib'ts denn zum Frühstück?“
Sie (bittend): „Nicht böse sein, Franz. Es
sollte gebratenen Speck geben, aber die
Köchin hat ihn total verbrannt.“

Er: „Die dumme Person. Du hast ihr doch
gekündigt?“

Sie: „Nein! Sie ist ja noch so jung und
unerfahren! Sei lieb und gib dich heute
mal mit einem Kuß zufrieden.“

Er: „Na, meinestwegen! Laß sie rein-
kommen!“

Er läßt sich nicht lumpen!

Sie: „Wenn ein Mann mich raubte, Egon,
würdest du eine Belohnung aussetzen?“

Er: „Aber gewiß, Kind! Du weißt doch,
daß ich mich nicht lumpen lasse, wenn
man mir eine Gefälligkeit erweist.“

Soll er!

„Was, Sie wollen den alten Beutmann
heiraten? Ja, wissen Sie denn nicht, daß
der ein Doppel-leben führt?“

„Soll er! Ich habe es satt, ein Einzel-
leben zu führen; das ist viel schlimmer!“

Nimm Dir fest vor:
Keinen Abend ohne

Chlorodont

Der Kupfinger Wastl

geht zum Bauerntheater
von Michel Vomland

Für RM. 2.50 bei ihrem Buchhändler
G. Hirth Verlag AG, München 2 NO

Häufte's
Kräutertee
gegen

Riopi

u. Bajedow
Tee zum Trinken
und Umhülle
Unfall u. allfret.
Berl. Sie helfen
Reizfahre
Friede. Häufte's
Gartina
bei Wunden

Was
ist
Lebensbund?

Die älteste, be-
liebte, bewährte Groß-
Organisation d. Stroh-
bindens u. seit nahezu
25 Jahren ein taktvol-
ler, gewisser, Helfer
b. d. Ehemann. Keine
geworden. Verrätlich.
Vielstaud. Anerkan-
nend von kirchl. Be-
hörden. Kostenlos. Berat.
Aufklärungsschr. d. d. k.
geg. 24 Pfg. Porto d. d. k.
Bundesleitung:
Verlag Bereiter,
München 67
Sendlingerstraße 55

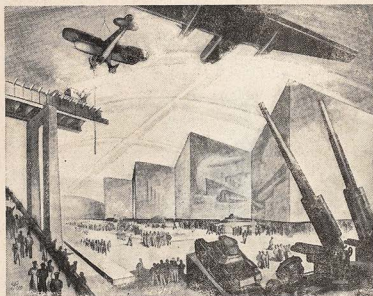
Werbung
bringt Arbeit

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

Klischees
für Anzeigenzwecke
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667



Zeichnung: Sweekhorst

„Geht mir vier Jahre Zeit!“

Die erste umfassende Leistungsschau des
Nationalsozialismus

Berlin 29. April — 20. Juni 1937

Ausstellungshallen am Funkturm

Blick in die Ausstellungshalle II. An der
rechten Breitseite die großen dreieckigen
Wände, die hängend in die Halle
eingezogen sind. Sie gliedern die Aus-
stellung in die 4 großen Abschnitte:
Deutsche Arbeit, deutscher Sozialismus,
deutsche Kultur, deutsche Politik. Links
im Bilde, über der zur Galerie herauf-
führenden Treppe, das naturgetreue
Modell der Mangfall-Brücke auf der
Reichsautobahn München-Landesgrenze.



Der Drückeberger

H. R. Pfeiffer

Der Kandidat

Mutter: „Und dann käme für dich noch Herr Bötling in Frage.“

Tochter: „Der? Ich danke! So ein häßlicher, langweiliger Mensch? Das einzige, was er hat, ist sein vieles Geld.“

Mutter: „Du vergißt sein schweres Herz-leiden!“

Berücksichtigt

Kellner (am Schanktisch): „Zwei Würstchen für Herrn Bierhuber!“

Wirt: „Eine genügt! Er ist ja so betrunken, daß er alles doppelt sieht.“

Kellner: „Weiß ich. Er hat vier bestellt.“

Junge Frauen

„War es bei Ihnen auch Liebe auf den ersten Blick?“

„Ja. Durchaus! Ich erinnere mich genau, wie ich mich ganz plötzlich bis über die Ohren in meinen Mann verliebte. Mein Vater und ich machten einen Spaziergang; auf einmal sagte mein Vater: Emma, der Mann, der uns da entgegenkommt, ist zehn Millionen schwer.“

Befürchtung

Arzt: „Ich befürchte, Ihre Frau wird die Stimme verlieren.“

Ehemann: „Oh, könnte ich doch Ihre Befürchtung teilen, Herr Doktor.“

Bewerbung

Kaufmann: „Ihre Zeugnisse sind gut. Können Sie stenographieren?“

Bewerber: „Ja.“

Kaufmann: „Auch doppelte Buchführung?“

Bewerber: „Ja.“

Kaufmann: „Sprechen Sie Französisch und Englisch?“

Bewerber: „Ja.“

Kaufmann: „Hm. Noch eins: Rauchen Sie oder trinken Sie?“

Bewerber: „Nein. Aber wenn Sie es wünschen, werde ich es sicher schnell lernen.“

Gespräch

„Verzeihung, gnädige Frau! Ich bemerke, daß der Herr da drüben Sie in geradezu beleidigender Weise anstarrt. Soll ich ihn zur Rede stellen?“

„O nein! Vielen Dank! Es ist mein Mann.“

„Ihr Mann?“

„Ja. Er ist sehr kurzsichtig und hält mich für jemand anders.“

Mißverstanden

Feldwebel: „Sie woll'n Erlaubnis bis 1 Uhr. Zu welchem Zweck?“

Einfähriger: „Ich möchte mir einmal den „Feldherrnhügel“ ansehen.“

Feldwebel: „So? Den könnens beim Tag auch anschau'n!“

Hausfrauen

„Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man eine Hausangestellte nur halten kann, wenn man sie wie zur Familie gehörig behandelt.“

„Ich finde, das genügt nicht. Ich bin längst dazu übergegangen, sie wie einen verehrten Gast zu behandeln.“

O ja!

„Glauben Sie, daß es wirklich platonische Liebe gibt?“

„O ja! Sie kommt oft zwischen Ehemännern und ihren Frauen vor.“

Eheglück

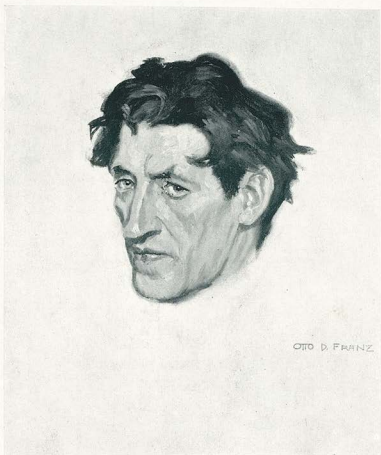
„Sie sitzen nun jeden Abend mit Ihrem Gatten allein zu Hause.“

„Das muß doch fürchterlich langstielig sein, haben Sie dann irgendwelche Unterhaltung?“

„Oh ja! Mein Mann genehmigt verschiedene Maß Bier und da sage ich jedesmal wenn er trinkt: „Prost!“

Pferdehandel

„Vierhundert Mark kostet der Gaul — und wenn ich ihn einen Pfennig billiger gebe, soll mir die Hand verdorren. Nu frag ich Sie aber zum letztmal: Wollen Sie ihn für dreihundert nehmen oder nicht?“



ARMAND ZAEFFEL

KAMMERSCHAUSPIELER

GESTORBEN AM 7. MAI 1937

Postort: München

NUMMER 21 1937 PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Die Rache Maria Corneras

Von Christoph Walter Drey

Die Musikschar des Linienbataillons gab in üblicher Weise in der Calle Esmeralda eines ihrer Abendkonzerte. Die Einwohner des Städtchens ergingen sich nach der sengenden Hitze des Dezembertages unter den breitkrönigen Palmen, welche die herrliche Promenade einsäumten.

Die jungen Damen, mit dem elastischen Gange der Spanierinnen, der graziösen und dabei imponierenden Haltung, befanden sich zumeist in Begleitung ihrer recht oft zu unschöner Rundung neigenden Mütter. Trugen diese eine große Würde zur Schau, so sandten die Mädchen hinter den anmutig gehandhabten Fächern aus glutvollen Augen Blicke zu den in Gruppen spazierenden Herren hinüber.

Fast alle Offiziere des Bataillons befanden sich unter den Lustwandlern. Die milde Abendluft mit dem Rauche der unvermeidlichen selbstgefertigten Zigaretten vermengend, unterhielten sie sich über militärische Vorgänge. Vergeblich bemühte sich der jugendliche Leutnant Oktavio Tornado das Gespräch auf andere Dinge zu bringen. Er erschöpfte sich in witzigen Einfällen über diese und jene vorübergehende Persönlichkeit. Aber so bereitwillig die Kameraden sonst waren, auf etwaige Scherze einzugehen, heute hatte man kaum ein kühles Lächeln dafür. Es schien, als hätte man sich das Wort gegeben, Tornado mit Zurückhaltung zu begegnen. Als man ihm aber immer weniger Beachtung schenkte, nahm er, Ermüdung vorschützend, allein auf einer Bank Platz.

„Tornado fühlt, daß etwas in der Luft liegt, was ihm verhängnisvoll werden kann“, bemerkte einer der Offiziere.

„Er ist zu morgen vor den Obersten befohlen worden, um sich wegen der Maria Cornera zu rechtfertigen.“

„Es wird ihm kaum etwas anderes übrig bleiben, als seinen Abschied zu nehmen. Waren seine Beziehungen zu der schönen Donna wirklich so intime, als er glauben zu machen sucht, so hatte er als Mann von Ehre und Charakter darüber zu schweigen!“ „Umso mehr, als die Cornera wert ist, daß man über sie den Mund hält!“

Unterdessen hatte sich zu Tornado eine Dame gesellt. Bald waren die Beiden von zahlreichen Personen umgeben und auch die Offiziere traten näher, um zu sehen, was vorging. Als das Mädchen plötzlich vor ihm stand, wollte Tornado aufspringen, aber es war etwas in ihrem Blick und im Ton ihrer Stimme, die ihn aufforderte, sitzen zu bleiben, daß er unwillkürlich gehorchte. „Nur einen Augenblick, Don Tornado!“

Der Angeredete suchte eine gleichgültige Miene anzunehmen. „Kommen Sie zu mir oder ich komme zu Ihnen! Die Straße scheint mir nicht der geeignete Ort für eine Unterredung!“

„O doch — — —“ entgegnete das Mädchen ruhig. „Ich habe die Promenade absichtlich gewählt, damit unsere Unterredung vor möglichst vielen Zeugen stattfindet. Alle diese Leute wissen, was über mich gesprochen wird — — —“

„Das ist nicht meine Schuld!“ murmelte Tornado.

„Nur Ihre, Señor, und Sie werden jetzt selbst erklären, daß es Lügen sind, die Sie über mich verbreiteten!“ Tornado lachte höhnisch.

„Lügen? Sie rechnen darauf, daß ich Damen gern gefällig bin, besonders Ihnen, Señorita; dennoch kann ich nicht Lüge nennen, was Wahrheit ist.“

Immer dichter wurde der Kreis, den die Menge um die Beiden schloß und in aller Mienen lag gespannte Erwartung.

„Es sind Lügen!“ wiederholte die junge Dame kalt.

„Wofür die Nadel spricht, die Sie in Ihrem schönen Haar tragen. Sie ist mein Geschenk —“ sagte Tornado.

„Ich leugne es nicht“, antwortete das Mädchen. „Sie schenkten sie mir. Es ist ein wertvolles Geschenk. Eine ausreichende Vergütung, für das, was ich Ihnen gewährt haben soll.“

Sie zog die Nadel aus den Locken und betrachtete sie sinnend. „Sie ist aus reinem Golde und gewiß sehr, sehr teuer. Ich gestehe, daß sie mir lieb war. Nun aber will ich sie Ihnen zurückgeben. Ich gebe Ihnen Ihr Geschenk, Sie geben mir meine Ehre wieder, Señor.“

Tornado machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich nehme nicht zurück, was man mir geschenkt habe, ebenso wenig kann ich wiedergeben, was man mir geschenkt hat!“

Er erhob sich.

„So sehr gegen alle Gesetze der Ritterlichkeit wagt Don Tornado zu verstößen, daß er die Unterhaltung mit einer Dame abbricht?“ Sie sah ihn verächtlich an. „Bueno, aber eher Sie gehen, noch ein paar Worte. Sie wollen mir nicht wiedergeben, was Sie mir nahmen — meinen Ruf — meine Ehre! Trotzdem sollen Sie Ihr Geschenk zurück haben!“

„Ich will es nicht — Sie sind wahnsinnig!“ rief Tornado, während die Menge lautlos verharrte.

„Beten Sie zu den Heiligen, daß Sie nicht wahnsinnig werden!“ Mit einem blitzschnellen Ruck flog die rechte Hand empor, die die Nadel hielt, ein furchtbarer Aufschrei Tornado, der zurücktaumelnd einigen Vigilanten, die herbeigeeilt waren, den Aufbruch zu zerstreuen, in die Arme sank — ein blinkender Gegenstand saß im rechten Auge des jungen Offiziers und ein Blutstrahl floß über das Gesicht auf die hellblaue Uniform nieder.

Mehrere Monate sind vergangen. In der Calle Esmeralda herrscht das übliche Gewoge. Die Musik spielt ihre lustigen spanischen Tänze und Märsche, hin und wieder auch eine italienische Opernmelodie, ja, selbst Strauß'sche Walzer fehlen nicht im Programm.

Das blutige Intermezzo zwischen Oktavio Tornado und der schönen Maria Cornera ist fast vergessen. Die zartesten Verhältnisse pflegen hier altzu häufig ein schreckenerregendes Ende zu nehmen. Man fand es selbstverständlich, als bekannt wurde, daß die junge Dame eines Tages oder richtiger eines Nachts aus der Commissari verschwunden war, um, wie man vermutete, sich zu Verwandten in eine Nachbarrepublik zu begeben — ebenso selbstverständlich wie ihre Genugtuung selbst.

In dem auf einer Anhöhe gelegenen Café Cuatro Naciones sitzt Oktavio Tornado. Er ist in Zivilkleidung, denn schon im Hospital hatte man ihm sein Entlassungsgesuch nahegelegt und, als er dasselbe eingereicht, es bewilligt. Eine Binde verdeckt sein rechtes Auge. Mit dem anderen starrt er hinab auf die Palmenallee. Eben ist die Sonne verschwunden und die Nacht bricht jäh herein. Die Bogenlampen flammen auf — und ist es ihr greller Schein oder eine schmerzliche Erinnerung — der junge Mann fühlt wie seinen Blick ein feuchter Schleier trübt — — — Er erhebt sich hastig. In einer Stunde fährt der Zug, der ihn hinaustragen soll über die Landesgrenzen. Flieht er vor seiner Beschämung? Warum hat er denn so mühsam das Mädchen ausgekundschaftet und in einem Brief sein Kommen angemeldet? Er hat sich einmal in seinem Leben so laut als Don Juan gebrüstet und dafür nicht nur sein Auge, sondern auch sein Herz verloren! Jetzt wird er dem Mädchen ihre Ehre — und seinen Namen bringen und mit ihr ein neues Leben beginnen.



Rom, Pincio

v. Pilar

Der ewige Ring

Geheimnis ist der Anfang und das Ende...

Eine Mutter hält ihr Kind im Schoß,
Ihre Hand streicht sacht das Eingebinde,
Ihre Augen ruhen auf der Linde
Und die Welt ist schön und leidenlos.

Und ein Landmann schreitet still furchauf,
Heiß'ges Korn aus harter Hand zerstreuend:
„Segne, Urkraft, mein Beginnen,
Schenk die Sonne, laß den Regen rinnen,
Laß an guter Ernte uns erfreuen!“

Da plötzlich — eines Glückleins sanftes
Läuten...

Die Mutter läßt ihr tändelnd Spiel,
Der Landmann starrt verloren in die Weite;
Auf beider Harfen tönt die gleiche Saite:
Sie wissen, wieder fand ein Mensch zum
Ziel!

Und doch —
Geheimnis ist der Anfang, ist das Ende!

Käte Mayer-Volgt

Nachruf

Du darfst mir glauben,
Es werden Nächte sein wie jene,
Die uns schweigend überkamen,
Und wieder werden Sterne stehen,
Sterne ohne Namen...
Und du und ich, wir sinnend
Den fernen Bildern lächelnd nach,
Die leuchtend in die Stille gingen,
Und sind ganz wach...

Walter Gottschalk

Das tönende Schicksal

Von Karl Gideon Gössele

„Du liebst mich nicht“, kreischt Milenka, ohne darauf zu achten, daß in ihre nackten Fußsohlen der scharfe Steinschotter einschneidet, der die Landstraße von Mohacs nach Packs bedeckt. „Du bist mein Tag und meine Nacht, Milenka, du bist meine Armut und mein Reichtum, Milenka, du bist mein ein und alles!“ versichert Jago. Das klingt echt, genügt aber dem jungen Weibe nicht. Sie hebt das Kind aus dem Tuche, das um ihre Brust geknüpft ist, reckt es Jago entgegen und heult: „Worte, Worte, nichts als Worte. Du trinkst Schnaps, und wir, dein Kind und ich, hungern. Du spielst in den Schenken auf, und wir, dein Kind und ich, gehen betteln. Du pflegst deine Geige, uns aber, dein Kind und mich, läßt du verkommen. So sieht deine Liebe aus!“ Nach dieser Anklage versorgt sie wieder ihr Kind.

„Du sollst nichts mehr über mich zu klagen haben“, antwortet Jago, und ein großer Entschluß ist in ihm gereift. Er hat sich vorgenommen, seine Geige wegzugeben, seine geliebte Geige, zwischen der und Milenka eine Todfeindschaft besteht. Milenka kann seit je nicht vertragen, daß er sich mit seiner Geige mehr beschäftigt als mit ihr. Seit der Hochzeit hat sie ihm der Geige wegen das Leben schwer gemacht. Er liebt Milenka, die schönste Zigeunerin zwischen Donau und Theiß. Er wird es ihr beweisen, indem er ihretwegen den geliebtesten Gegenstand weggibt.

Milenka hört auf, Vorwürfe zu machen, weil sie fühlt, daß sie gesiegt hat.

In Packs kehren sie beim Wirt Mihalek ein. Während Milenka bei den Weibern in der Küche mit ihrem Kinde prahlt, bietet Jago in der Gaststube sein Geige an. Er fordert einen lächer-

lichen Preis, aber der Wirt bietet weniger. Jago läßt nach, Mihalek gibt zu, schon haben sich Forderung und Angebot angenähert, da mischt sich der einzig anwesende Gast, ein Paprikahändler aus Szegedin, in die Auseinandersetzung. Er will das Doppelte von dem bezahlen, was der Wirt geben will. Er scheint Geigenliebhaber zu sein, denn er ist wie besessen aufgesprungen, nachdem er den tiefen, dunklen Ton gehört, den der Zigeuner seiner Geige entlockt hat. Die Geige sieht nicht schön aus, sie hat keinen Glanz und ist wurststichig. Jago hat sie von seinem Vater bekommen und der wieder vom Großvater.

Der Wirt Mihalek zieht sich zurück; er macht nur sichere Geschäfte. Wer aber meint, Jago habe dem Paprikahändler seine Geige verkauft, der irrt sich. Jago ist ein Menschenkenner, er hat das Aufleuchten in den Augen des Szegediners gesehen, und er hat es dahin gedeutet, daß das alte, geliebte Stück tönendes Holz mehr Wert haben müsse, als geboten wird. Der Paprikahändler steigert sein Angebot um das Dreifache, ja um das Fünffache. Jago bleibt fest.

Schließlich will Mihalek wütend, weil er glaubt, der Zigeuner trete sein Glück mit Füßen. Er setzt Jago vor die Tür. Noch lange hört er von draußen das Zetern Milenkas, die sich wie eine Unsinnige gebärdet, nachdem sie erfahren hat, was vor sich gegangen ist.

Ein paar Tage später taucht Jago in Budapest auf. Milenka hat er bei Duna-Földvár gelassen, wo er sie bei seinem Zigeunerstamm gut aufgehoben weiß.

Er schlendert durch die Stadt. Er geht in jede Musikalienhandlung, aber niemand macht sich die Mühe, seine Geige zu betrachten. Schließlich landet er in einem Antiquitätenladen. Er bringt sein Anliegen bei einem klugaussehenden, quicklebendigen Männchen vor und spielt ein paar ungarische Volksweisen. Wie eine Orgel tönt die alte Geige. Der Altertums Händler ist aufs höchste gefangengenommen und beugt das Instrument mit der Lupe. Plötzlich fängt er an zu zittern vor Aufregung: Er hat ein Zeichen entdeckt, das sichere Zeichen, daß es sich um eine echte Stradivari handelt. Er bietet Jago eine Summe, die ein Vermögen darstellt. Jago hat Blut geleckt und will mehr haben. Sie werden nicht einig.

Und noch etwas hat das gescheite Männchen entdeckt: Daß der zerlumpte Zigeuner eine musikalische Begabung ersten Ranges ist. So wie Jago führt nur ein geborenes Genie den Geigenbogen. Nur ein ganz großer Künstler ist fähig, so wie Jago die Erschütterungen der Seele auf der Nervenbahn über die Fingerspitzen auf die Geige zu leiten und in musikalische Schwingungen umzusetzen. Der Mann mit der Geige ist ein besseres Geschäft als die Geige ohne den Mann. Er macht Jago den Vorschlag, sich auf seine Kosten bei einem hervorragenden Konzertmeister ausbilden zu lassen, später würde er dann Jagos Impresario sein. Er breitet vor dem Zigeuner das Bild einer gewaltigen Zukunft aus.

Jago geht auf die Pläne Samogys, des Altertums Händlers, ein. Instinktsicher, wie er ist, spürt er, daß dieser es ehrlich meint. Außerdem weiß er, daß alle Trümpfe in seiner Hand sind, vor allen Dingen die Geige, von der er sich nun nicht zu trennen braucht.

Und nun beginnt ein neues Leben für Jago. Er bekommt ein Dach über den Kopf, was er noch nie erlebt hat. Er kann sorglos essen und trinken, soviel er will. Er bekommt schöne Anzüge und geht gekleidet wie ein Herr. Er kann sich seiner Geige hingeben und lernt spielend und spielt lernend. Samogy zahlt alles, Samogy ist für sein Wohl wie ein Vater besorgt, Samogy stachelt seinen Ehrgeiz an. Häufig steigt Sehnsucht in ihm auf nach der Pußt



Kopfstudie

H. Kistler

und nach seinem Weib Milenka mit ihrem wohlgeratenen Kind. Samogy verspricht, Milenka nach Budapest zu holen, sobald das Ziel erreicht ist.

Nach zehn Monaten kommt es soweit: Die große musikalische Kraft Jago ist aufgefangen worden in einer entsprechenden Beherrschung des handwerklichen Könnens. Ein erstes Konzert wird aufgezogen. Es ist ein unerhörter Erfolg. Alle Zeitungen berichten in Großaufmachung von dem Wundergeiger mit der Wundergeige. Über Nacht wird Jago berühmt. Angebote laufen ein aus Wien, aus Berlin, aus Paris, aus London. Konzertagenturen, Musikvereine, Rundfunkgesellschaften bemühen sich um Jago. Samogy prüft, veranstaltet, wertet aus. Binnen Monatsfrist gewinnt er mehr, als er durch den Kauf der Stradivari je hätte verdienen können. Jago scheffelt Geld, lebt wie ein Fürst und geigt wie ein Gott.

Und dann fährt Jago nach Duna-Földvár, um Milenka zu holen. Eine Flut von Vorwürfen brandet über ihn hinweg, weil er ein Jahr lang nichts von sich hat hören lassen. Im Grunde aber ist Milenka froh, daß sie Jago wieder hat.

In Budapest, wo Samogy die schönste Wohnung in einem vornehmen Viertel eingerichtet hat, lebt sich Milenka rasch ein, obwohl sie sich nicht ganz wohl fühlt. Die neuzeitliche Kleidung, mit der sie ihre malerische Zigeunertracht vertauscht hat, ist nicht sehr bequem, aber sie steht ihr gut, und — weil sie das weiß — tritt sie sicher auf. Sie, die ein Leben lang in Erdhöhlen und Feldscheuern genächtigt hat, tut so, als ob sie sich immer in ihren vornehm ausgestatteten Räumen aufgehalten habe. Das Kinderfräulein, das Zimmermädchen und die Köchin behandelt sie herablassend und rücksichtslos. Sie liegt die meiste Zeit über in einem seidenen Umhang auf dem Ruhebett in ihrem Ankleidezimmer und lutscht Bonbons. Ihr Kind verwöhnt sie unmaßig.

Ihren Gatten liebt Milenka mit großer Leidenschaftlichkeit und ihre Eifersucht auf all die schönen Frauen, mit denen Jago in Berührung kommt, ist grenzenlos. Wie früher paßt es ihr keineswegs, daß sich Jago mit seiner Geige mehr beschäftigt als mit ihr. Sie tobt häufig, aber sie gibt klein bei, wenn ihr zum Bewußtsein gebracht wird, daß von Jagos Arbeit mit der Geige ihr Wohlstand abhängt. Sie ist habgierig. Und Habgier, verkuppelt mit dem Wunsch, Jago ganz für sich zu haben, ist es dann auch, die das Verhängnis heraufbeschwört.

Milenka fordert von Jago, er möge die Wundergeige verkaufen, dann habe er soviel Geld, um leben zu können, ohne die ewigen

Konzertreisen machen zu müssen. Jago lehnt ab und Samogy ist außer sich. Doch Milenka ist zäh. Sie lacht, sie weint, sie streitet, sie versöhnt sich, sie macht Szene über Szene und zermürbt die Willensburg Jago. Sie sichert Jago zu, daß er nach Verkauf der Stradivari eine andere, weniger kostbare Geige anschaffen dürfe, auf der er dann spielen könne, wann er Lust habe. Eines Tages verkauft Jago die Stradivari hinter dem Rücken Samogys.

Und damit ist Jagos Schicksal besiegelt. Samogy zieht sich gekränkt zurück. Die neue Geige sieht zwar glänzend aus, aber Klangfarbe und -fülle reichen nicht entfernt an die der verschachtelten Wundergeige heran. Jago, der Künstler, ist unglücklich und ist mit dem eigenen Spiel unzufrieden. Er gibt mit der neuen Geige ein paar Konzerte und er wird von der Kritik abgelehnt. Er verliert das Vertrauen zu sich selbst und er zieht sich vom öffentlichen Musikleben zurück. Er rührt die neue Geige nicht mehr an und beginnt zu trinken, weil sein Leben ohne Inhalt ist. Wenn er betrunken ist, wird er leichtsinnig und wirft mit Geld um sich, als ob er ein indischer Nabob sei. Er verschleudert in erschreckend kurzer Zeit sein Vermögen. Milenka ist ihm gegenüber machtlos.

Und dann müssen sie ihre große Wohnung mit einer bescheidenen vertauschen. Auch diese können sie nicht mehr halten, und eine ärmliche Dachkammer wird ihr Aufenthalt. Als der Frühling kommt, liegen sie wieder auf der Landstraße, von der sie ihren Ausgang genommen haben.

Milenka kreischt:

„Du liebst mich nicht, Jago!“

Jago sagt müde:

„Habe ich nicht alles für dich getan, Milenka?“

„Was du schon viel für mich getan hast!“ entgegnet hohnvoll das Weib.

Jetzt begehrt Jago auf.

„Habe ich aus Liebe zu dir die Wundergeige verkauft oder nicht?“

Milenka erwidert:

„Wenn du mich geliebt hättest, würdest du die Wundergeige nicht verkauft haben. Du bist kein Mann!“

Jago sieht Milenka todtraurig an.

Im nächsten Wirtshaus betrinkt er sich. Als er aufgefordert wird, zu spielen, fielt er ein paar Töne, bricht dann angewidert ab und zerschlägt die Geige am Schanktisch. Und er trinkt und trinkt, daß er acht Tage nicht mehr nüchtern wird.



Beim Schuhputzen

R. Winkler

Die Kerze

VON ERICH HELLER

Damals bewohnte ich ein kleines nüchternes Zimmer in einer Vorstadtstraße. Vor meinem Fenster der ewige Hinterhof, von der grauen Verwahrlosung einer Mietwaschküche, einer Garage und einer Matratzenfabrik umgrent.

Manchmal ließen einige junge Leute da unten ein Motorrad leeren, — ganz unentwerflich, wie mir schien. Denn trotz allem geschäftigen Hantieren mit Schraubenschlüsseln und Ölkannen, trotz lebhafter Gesten konnten sich die Burschen am Ende doch nie entschließen, ihre Maschine aus dieser feuchten Grut auf die Straße hinaus zu schieben.

Das Zimmer über mir war an einen Bankangestellten vermietet, von dessen Dasein ich bisher kaum etwas bemerkt hatte. Es sei denn, daß ich zuweilen um Mittag oder Abend ein paar hastige, hin- und hergehende Schritte vernahm; wie von einem Menschen, der nie recht zu Hause ist, der nur einmal kommt, um rasch etwas zusammenzusuchen und gleich wieder irgendwohin fortzueilen.

Ich kann mich erinnern, daß ich dem Mann einmal auf der Treppe begegnet war. — Aber was bedeutet das in einem Hause, in dem man selber fremd ist. — — —

Eines Abends, als ich gerade dabei war, das Wasser für meinen Tee aufzusetzen, fiel oben ein dumpfer Schuß. Über der plötzlichen, starren Stille, die dem Schuß folgte, schwebte für Sekunden noch das feine Siren einer nachklingenden Saite in meinem verschlossenen Klavier.

Ich blieb am Tisch stehen und lauschte in das Haus hinein. Seltsam, daß ich da auch schon alles wußte, was geschehen war, — heilsichtig wie in einem Traum. Ja, daß mich auch gar nichts verwunderte oder befremdete, als ich, — zwischen zwei Pendelschlägen der Uhr gleichsam, — das niegekannte Leben dieses Mannes zu überblicken glaubte, dieses Bankangestellten da oben, der sich soeben erschossen hatte.

Schritte wurden auf der Treppe laut. — Eine Korridorschelle wurde überhastet gedreht. — Türen gingen. — Jemand rief von ganz oben etwas in den Fluß hinab. — — —

Mit der traumhaften Selbstverständlichkeit, die alles Geschehen dieses Winterabends bestimmte, fand ich mich auf einmal mit gleichgültig-fremden Menschen zusammen in einem fremden Zimmer.

Auf dem Tisch brannte eine Kerze.

Daneben, im Dunkel eines Einwegglases, düstete eine Zigarette mit langem Aschenansatz.

In der Sofaecke, — schon halb in bräunlicher Dämmerung, — saß der Bankmensch. Sein Gesicht mit dem leicht geöffneten, etwas verzogenen Mund hatte jenen töricht erstauten Ausdruck, den man zuweilen bei Schlafenden beobachtet. — In seiner vorgebauchten Jacke hatte sich die Pistole verfangen. —

Ein Schutzmann, der plötzlich da war, rüttelte sanft an Armen und Oberkörper des Toten, bog an den Fingern und nickte mehrmals. Dann nahm er die Waffe auf und betrachtete sie eingehend von allen Seiten. „Aha...“ sagte er, mehr für sich selbst, so als könne er sich die tiefsten Ursachen und Zusammenhänge der Tat schon allein aus diesem kleinen, stahlblauen Browning erklären.

Neben dem Schutzmann, abgesondert von uns andern, die wir an der Türe standen, sah eine magere Frau, offenbar die Vermieterin, der Untersuchung zu. Soeben reichte ihr der Beamte wortlos ein Spitzendeckenchen hinüber, das dem Toten von der Sofalehne ins Genick gerutscht war.

Die Frau nahm das Deckchen an sich, mit einem unnötigen, fast komisch wirkenden Dinstester, den manche Leute aber oft im Verkehr mit Amtspersonen zeigen. So hatte sie auch die Angewohnheit, fortwährend ihre Hände an der feuchten Küchenschürze abzutrocknen, sobald der Schutzmann eine kurze Frage an sie stellte.

Die Kerze auf dem Tisch flackerte mit einem Mal unruhig auf. Das weckte die Züge des Bankbeamten für Augenblicke zu einem grotesken Leben.

„Es zieht!“ ... sagte leise ein Mann neben mir, der einen Staubbesen in der Hand hielt. Vorsichtig sich im Schritt wiegend, schlich er auf den Fußspitzen nach rückwärts und klinkte mit feierlichem Gesicht die Türe ein.

„Dann ist er also vor einer halben Stunde noch bei Ihnen drüben gewesen wegen der Milchschulden?“ ... Der Schutzmann zog die Handschuhe an. „Er hat mir alles prompt bezahlt!“ ... bekräftigte die Frau. „Wer hätte denn da dran gedacht, Herr Wachmeister?“ ...

Die Frau stöhnte auf und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. „Ja, ja — Das konnte natürlich kein Mensch wissen! — Hat der Mann eigentlich noch Angehörige?“ ...

„Nein, Herr Wachmeister, — oder doch, — das heißt, nur 'ne Braut. Aber keine Hiesige.“

Der Wachmeister nahm den Helm vom Stuhl. „Na schön! — Dann setzen Sie sich vielleicht mit der Braut in Verbindung. — Alles andere veranlasse ich.“ Er grüßte kurz und ging.

Eine Wasserleitung sauste in der Wand. Keiner wagte das drückende Schweigen, das von der Sofaecke herzukommen schien zu stören.

Ich dachte an mein Teewasser und den Spirituskocher. Wenn etwas passierte...? ! Wenn auch!

Da trat aus unserer Gruppe ein junger Mann. Mit zwei, drei Schritten stand er an der rechten Seitenwand und — schaltete das elektrische Licht ein.

Für Augenblicke stach noch die Kerzenflamme auf dem Tisch verwachsen gegen das kalte Licht der Glühbirne ab. Doch da knickte auch schon der kleine, spitze Flammenkegel in sich zusammen und verschwand unter dem Pusten des jungen Mannes. Und dann, — ja, dann starrten wir andern auf einen winzigen Dochtrest, über dem ein paar Herzschnägel lang ein Rauchfädchen wie aus schwarzem Zwirn zitterte. Bis es ins Schwanken kam und unter den breiten, ausladenden Lampenschirm kroch.

Wie eine Erstarrung wich es da von uns. Wir drängten uns zusammen wie erlasperte Schulkinder, suchten plötzlich einer hinter dem anderen Deckung.

Und wie ein blinder, unsinniger Haß kam es da über mich, ich weiß selbst nicht warum. Ein Haß gegen diesen Menschen, gegen diesen „jungen Mann“, der mittlerweile das Zimmer verlassen hatte, als müsse alles so sein. Jemand begann zu schimpfen. Der habe es gerade nötig gehabt, der... Ich hörte wie der Mann mit dem Staubbesen aufwiegerlich auf die Frauen einredete. Das ließe er sich jedenfalls nicht mehr gefallen und jetzt sei das Maß voll. Ob dieser junge Grünspecht da aber auch nicht jede Nacht so ein Weibstuck mit auf die Bude zerle. Kein Auge könne man zutun. Die Frauen stimmten ein. Eine davon sah mich an und um mir zu erklären, um wen es sich handele, deutete sie mit hämisch gekrümmten Daumen nach der Türe. Ich nickte in einem gehässigen Triumph Beifall.

Man dachte nicht mehr daran, daß ja in der Sofaecke da hinten ein Toter saß, ... nein, man keifte, schrie, drohte und ballte Fäuste: alles galt dem „jungen Mann“, der sicherlich in der Zwischenzeit schon irgendwohin zum Tanzen gegangen war. Denn er war ganz darnach angezogen, als er vorhin noch bei uns stand.

Ich bin dann hinaus gegangen.

Heute, wenn ich alles überdenke, ist es mir peinlich, daß ich diesen jungen Menschen so gehaßt habe. Daß ich in das Gebelfer da oben einstimme. Was hatte er mir denn getan?

Er hatte nur die Kerze ausgeblasen, die doch auch nicht ewig hätte brennen können. Ich habe mich später erkundigt, ob er es denn wirklich so schlimm mit den Weibern getrieben hätte, wie es damals in dem Zimmer des Bankmenschens hieß. Aber was ich erfährt ist so nichtig, daß ich es lächerlich finde, noch Worte drüber zu verlieren.

Und doch ist es so eine merkwürdige Sache, eine Kerzenflamme auszulöschen, die einer kurz vor seinem Tode noch angezündet hat.

Und die Kirche ist voll und der Pastor ist noch voller

Eine Anekdote aus Schweden

Im November 1799 war es auf dem Stockholmer Schloß sehr unruhig. Die Königin Fredrika lag krank zu Bett und man erwartete jeden Tag die Mitteilung, daß ein neues Mitglied der königlichen Familie das Licht der Welt erblickt hätte. Um 8 Uhr morgens wurde in der Stadt herumgeschickt, um alle die Ausersehenen zu versammeln, die bei einem solchen feierlichen Geschehnis dabei sein sollten. Sie kamen von allen Seiten, einige ruhig und gemessen, andere aufgeregt, wieder andere selig vor Freude, dabei sein zu dürfen. Aber es dauerte noch etwas. Der Tag ging und die Nacht auch und es war eine kalte rauhe Herbstnacht. Nichts geschah.

Der Ordensbischof Dr. Johan Gustaf Flodin, der ein Jahr später Bischof in Västerås wurde, ging fröstelnd und unlustig in dem Gemach auf und ab, aber bald kam einer der Hofherren und bat den Bischof, in das Adjutantenzimmer zu kommen, um sich mit etwas Wärmendem zu stärken.

Der Bischof leistete Folge, seine leuchtenden Augen blieben mit interessiertem Ausdruck an einer großen Bowle Dragonerpunsch haften, die einen angenehmen Duft im Zimmer verbreitete.

„Hüte Dich vor dem ersten Glase“, spricht der Moralprediger, aber ihm war sicher noch nie in einer dunklen und kalten Novemberrnacht ein Glas aus einer so herrlichen Bowle angeboten worden. Bischof Flodin liebte in allen Dingen keine Umstände. Er nahm dieses Getränk gerne in sich auf, und es wärmte so gut, daß er gleich noch eins trinken mußte. Andere Genießer kamen hinzu und die Punschbowl wurde leer und mußte gegen

eine neue ausgetauscht werden. Und dann geschah es: Um zwei Uhr in der Nacht hatte die Königin Fredrika ihrem Lande den Kronprinzen geschenkt!

Das war das Signal zu neuem Zutrinken, das abgebrochen werden mußte, denn der König befahl, daß um 4 Uhr morgens in der Storkyrkan ein Dankgottesdienst stattfinden sollte.

Die Prozession ging vor sich, der Salut hatte ganz Stockholm auf die Beine gebracht und das schöne Gotteshaus war von stillen und weniger stillen Menschen erfüllt. Die Lichter brannten, und der Gesang ertönte, und der Ordensbischof stieg in seinem ehrfurchtgebietenden Talar zur Kanzel hinauf. Ein ganz klein wenig schwankte er auf den Treppenstufen, aber er kam doch hinauf, sah sich mit etwas verschwommenen Blicken um und hub dann an:

„Der König, die Königin ist voll, die ganze schwedische Gemeinde ist voll von Freude.“

Und das war ja auch sehr schön, aber weiter kam der so wohlgestärkte Bischof nicht, denn zu seiner großen Überraschung hörte er plötzlich den alten Reichsrat Sven Bunge — er zählte damals 68 Jahre und war etwas verärgert darüber, daß man ihn mitten in der Nacht aus seinem warmen Bett herausgeholt hatte — in seiner tiefen Baßstimme ihn unterbrechen: „Und die Kirche ist voll und der Pastor ist noch voller.“

Das war ja nun nicht so schön für Flodin, aber die schwedische Gemeinde schätzte es um so mehr und nichtdestotrotz wurde Johan Gustaf ein Jahr darauf Bischof in Västerås.



Landschaft

W. Diernhöfer



Bei Dachau

H. Gschwind

DER SCHADEN

Von Jörg Englischalk

Von Marching nach Schwifting führen zwei Weg: einer, ein Fußweg übers Moos, und einer, eine Straße, um's Moos rum. Auf allen zweien kann man nach Schwifting gehen, fahren kann man bloß auf der Straße, die um's Moos rum geht.

Weil aber der Wengerbauer von Marching diesmal zu Fuß geht, ist er auf'n Fußweg über's Moos g'gangen.

Mit'm Kaitl in Schwifting hat er vorige Woch a G'schäft g'habt und mit dem G'schäft, da happert's a bißl. Denn der Kaitl, man kennt ihn ja schon, aber daß er sowas macht häßt sich nachher der Wengerbauer doch nicht denkt...

Seine Alte daheim hat ja g'sagt: „Dies häßt i dir glei sagen können, daß da mit'm Kaitl nix g'scheids rauskimm, aber wenn man enk was sagt, nachher schimpfts ja bloß, und die Männer woll'n ja allweil im Recht sein...“

So hat dem Wengerbauer seine Alte die Wengerbäuerin von Marching g'sagt! und die anderen Leut in Marching geben was drauf was die Wengerbäuerin sagt. Nur der Wengerbauer meint immer: „Was die sagt, gilt gar nichts!“ Denn er muß immer dran denken, wie sie vor der Hochzeit g'sagt hat, daß s' neuntausend Märk häßt, und was hat s' nachher g'habt? Knapp acht warn's! Aber das wissen die andern Leut ja nicht, drum glauben ihr die auch alles, aber der Wengerbauer weiß dies halt!

In Schwifting, beim Kaitl, habens den Wengerbauer übern Hof reingehen sehen und der Kaitl ist daraufhin gleich bei der hinteren Tür rausgegangen und im Garten übers Bachl g'hupft und hat den drüberen Weg direkt zum Schloßwirt g'nommen. Denn, wenn der Wengerbauer schon selber kimm und das auch schon

z'Fuß, da muß er's g'merkt haben und dies war dem Kaitl schon gar nicht recht. Wie der dies jetzt hat merken können? Der Kaitl hat sich doch auf'n Markt immer davor hing'stellt. Wie der Wengerbauer die Kuh rechts ang'schaut hat, hatt si's ja nicht braucht, denn der Schaden war linker Hand. Aber wie der nachher auch auf die Seiten nüber ist und auch da genau hinschauen wollt, da hat der Kaitl sich zuerst davor g'stellt und dann, wie ihn der Wengerbauer wegdrückt hat — da hat er noch schnell die Hand drauf legen können auf den Schaden und der Wengerbauer hat nix seh'n können. Hinternach muß er 's aber dann doch g'merkt haben und werd deshalb jetzt herkommen sein... drum hat 's der Kaitl besser g'funden er geht weg. 's ist besser, dei' Frau isch allein“, denkt er sich, „die wird's nachher schon machen... d' Weiber wissen viel leichter a Ausred!“ Aber diesmal hat sich der Kaitl verrechnet. Der Wengerbauer hat zur Kaitlin bloß g'sagt: „So so, daheim isch er nicht, so so, nachher wer i halt später normal vorbeischau'n, wenn er nachher daheim isch“, hat der Wengerbauer ganz ruhig g'sagt, „pfua Good“ hat er auch noch g'sagt und scho war er wieder draus!

Und wo geht er hin? Wo nur der Teufel den Wengerbauer überall hinführt, sonst reut ihn jeder Pfennig und die ganze Woch vergunnt er sich keine Maß Bier. Wo treib't ihn hin?? Zum Schloßwirt, wo der Kaitl sitzt!

„s Good, 's Good beinander!“ sagt er ganz freundlich, ganz freundlich...

„s Good!“ sagt der Kaitl, ganz freundlich und „s Good, 's Good Wengerbauer!“ sagen die andern: der Schloßwirt, der Herr Ver-



Anneliese

W. Diernhöfer

Erfahrungen

Das schönste Leuchten, das es gibt,
Das ist der feengüt'ge Glanz
In jenen Augen, die man liebt,
Unter blondem Lockenkranz.

Das froheste Lachen, das erklingt,
Das ist der übermüt'ge Schall,
Der alles Schmallen leicht bezwingt,
Wie Eva bei dem Sündenfall.

Der größte Kummer, der je droht,
Das ist der seelentaube Tropf,
Der selbst schon lange mausetot,
Eh' Liebe fand in seinen Kopf...

W. H. Dammann



Fischersfrauen

W. Thaller

walter, der Maurer Dionis und der Greiffbaur, die am Ofentisch sitzen.

„s Good!“

Und schon hat er sich hingezett, der Wengerbauer von Marching zu die Schwiftinger.

Ganz ruhig isch der Dischkurs weitergangen. Der Herr Verwalter, der war aus Mecklenburg, der Herr Schloßverwalter hat grad von der Zweifruchtwirtschaft in Mecklenburg erzählt, und, wenn der Herr Verwalter erzählt, nachher dauert dies immer a bißl lang, denn der hört nicht gern wieder auf mit 'm reden... Und sagen darf man da auch nix, den der hat beim Herrn Baron was zum sagen... der Herr Schloßverwalter!

Auf einmal sagt er: „Und sie, Herr Kalbfuß...“ damit hat

er 'n Wengerbauer g'meint, weil dem sein Schreibnamen Kalbfuß ist, und der Herr Schloßverwalter red't die Leut nur mit'm Schreibnamen an. Der find't dies glaub ich feiner! „Sie Herr Kalbfuß“, hat er g'sagt, „warum führen denn Sie auf Ihrem Hofe nicht auch die Zweifruchtwirtschaft ein? Gerade auf ihrem Boden wäre das doch viel ertragreicher!“ Ganz g'wiß „ertragreicher“ hat er g'sagt, in Mecklenburg, da soll man so sagen. „Und sie würden dann auch noch etwas mehr Jungvieh halten können und der Milchanfall wäre doch weit ergiebiger!“

Bei „Anfall“ haben alle den Wirt angeschaut, der hat nämlich einmal einen Wutanfall g'habt und da hätt's ihn sehen sollen, den Schloßwirt von Schwifling!

Und grad wie der Herr Schloßverwalter g'sagt hat: „Doch weit

ergiebigst!" ist die Tür aufgangen und der Herr Baron ist selber kommen. Da hat nachher der Verwalter sein Maul halten müssen und die Leut in der Wirtschaft haben nie erfahren, was nachher mit der Milch ihrem Anfall war, oder werden sollte!

Aber wie der Herr Verwalter ruhig worden ist, hat der Wengerbauer z'reden angangen: „Ja, ja, ös z'Schwifing! ös Schwiftinger, ja, ja!"

Der Herr Baron ist neben dem Wengerbauer hing'sessen. „s Good Wengerbauer!", sagt er! „s Good, Herr Baron!" sagt der Wengerbauer, laßt sich aber nicht drausbringen!

„Ja, ja, ös z'Schwifing, ös verkaufts enkr Glump guat! Ös z'Schwifing!"

Der Kalt!, den dies angangen wär, hat sich duckt. Es is a so a hoalliger, der Kalt!

Der Greiffbauer hat aber das „ös z'Schwifing!" nicht vertragen und soll dann...

Was Genaues weiß man nicht, wie das eigentlich hergegangen ist. Die Verhandlung war erst im Schnitt und die Sach hat sich lang vor'm Heumahd abgspielt.

Z'Bruck ist das Amtsgericht, wo Schwifing hing'hört. Da haben s' grade einen neuen Amtsrichter bekommen und zwar einen ganz scharfen. Der hat's g'wiß richtig anpacken wollen. Als ersten hat er den Doktor von Schwifing vernommen:

„Also, Sie sind am 5. Juni zu dem Schloßverwalter Manfred Möller gerufen worden, und was haben Sie da getan?"

„Ja!", sagt der Herr Doktor, „da hab ich den Herrn Verwalter halt verbunden!"

„Wo haben Sie ihn verbunden?" fragt der Herr Amtsrichter. „In seiner Wohnung halt!", sagt der Doktor.

„Ich mein, wo an seinem Körper", fragt der Herr Amtsrichter, schon a bissl schärfer.

„Überall!" sagt der Herr Doktor. Der Herr Doktor spielt nämlich mit der alten Frau Baronin in Schwifing immer Karten.

„War er denn stark verwundet?" fragt der Herr Amtsrichter.

„Es hat g'langt!" sagt der Doktor.

Da will der Herr Verwalter etwas fragen... da sagt der Herr Amtsrichter: „Angelagter, sie sind jetzt nicht gefragt worden!" Jetzt kommt der zweite Zeuge. Der Herr Schandarm von Weißbach.

„Herr Oberwachmeister, Sie nehmen ihre Aussagen auf Ihren Dienstzeit?" sagt der Herr Amtsrichter. Der Schandarm steht stramm und antwortet: „Jawohl, Herr Oberamtsrichter!"

Die Schandarmen wissen nämlich, wie man mit solchen Herrn umgeht.

„Was haben Sie an dem bewußten Nachmittag beim Schloßwirt in Schwifing gesehen?"

Der Schandarm muß dies auswendig g'lernt haben, so gut hat er's runter g'sagt: „Es war um achtzehnhvierunddreißig, als ich auf meinem Dienstgang beim Schloßwirt in Schwifing vorbei kam. Ich wurde durch ein Geräusch, das aus der Wirtsstube, die da zur ebenen Erde liegt, kam, aufmerksam und sah dann in der Wirtsstube den Herrn Baron von Schwifing, den Herrn Schloßverwalter von Schwifing..."

Da fährt der Herr Amtsrichter dazwischen: „Fassen Sie sich etwas kürzer, denn wir haben heut noch mehr zu tun..." und der Schandarm sagt weiter: „...und den Schloßwirt und den Kalt!, und den Greiffbauern und den Maurer Dionis von Schwifing und den Wengerbauer von Marching auf dem Boden liegen und einander gegenseitig mit verschiedenen Gegenständen bearbeiten. Ich habe dann Ruhe geboten. Da hat mir, glaube ich, der Schloßverwalter mit einem Rohrstock über das rechte Bein geschlagen, weiteren Schaden nahm ich nicht!"

„So!", sagt der Herr Amtsrichter, „Sie können Platz nehmen. Und was haben Sie nun, Herr Baron Chlodwig Freiherr von Schwifing, zu dem anzugeben?"

Der Herr Baron hat dann g'sagt, er wußt' nimmer, wie das war...

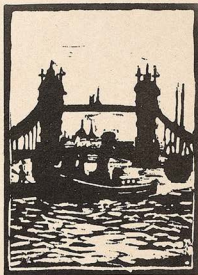
„Und was sagen Sie, Maurer?"

„Ja mei, Herr Amtsrichter, heiß war's an dem Tag... und dann sind der Greiffbauer und i heimgangen!"

„Und wie sind Sie in die Sache hineingekommen, Kalbfuß?"

„I, Herr Amtsrichter, i hab mit der Sach doch gar nichts z'tun g'habt!"

„Und Sie, Möller?" — „Herr Oberamtsrichter, darf ich vielleicht bemerken, daß ich noch heute ziemlich lädiert bin und meinen rechten Arm gebrochen und die Schnitte auf der Backe..." Da



Holzschnitt

G. York

hat er den Herrn Baron ang'schaut und hat wieder g'redet: „...Backe habe ich natürlich schon lange und sonst fühle ich mich absolut nicht im geringsten verletzt!"

Jetzt hat noch der Kalt g'redet:

„Die Sach", hat er g'sagt, „Herr Amtsrichter, die Sach war nicht so ohnell! Wenn nicht der Herr Schandarm daherkommen wär, wär nix, aber auch schon gar nix gewesen. Aber der Herr Schandarm, der macht immer aus allem was. Und der Herr Verwalter wär fast gar nicht verletzt worden, wenn der Greiffbauer seinen Krug erwisch't hätte! Denn der Krug vom Greiffbauer, nämli der seine, ist aus Stein und der geht nicht kaput, aber der Greiffbauer hat dem Wirt sein' Krug erwisch't und der ist aus Glas, und bricht halt leicht, wie alle gläsernen Krüg'!"

Als jetzt der Wirt vernommen wurde, wußte der überhaupt nimmer, wer da alles dabei gewesen war...

Nach der Verhandlung trafen sich alle beim Hirschen in Bruck! Beim Hirschen da gibt's a gut's Bier und grad bei den Grichts-tag, da geht es gut weg, und a Bier, das gut weg geht, ist nochmal so gut!

Und da hat dann der Herr Doktor gemeint, dem Verwalter müß' man einen rechten Rausch aufhängen heut, weil er gar so dumm in der Verhandlung dahergeredt hat, und der Schandarm hat gemeint, mit dem Richter wär schon zum auskommen und der Herr Baron sagt: „G'reut hätt's mi, wenn der Kalt sitzen hätte" müssen, weil er sei Red' so in d' Läng zogen hat, denn die vier Mark spürt er nicht."

Nur der Wengerbauer hat sich denkt: „Vier Mark sind vier Mark, und zahlen muß er die, der Spitzbau, der verdrückt, was muß er a Kuh mit am Schaden verkaufen!"

Nur der Herr Verwalter war nicht ganz einverstanden. Warum soll er sechs Mark zahlen, wo der Schloßwirt, der Maurer Dionis und der Wengerbauer frei gängen sind? Hat er doch den gebrochenen Arm und das zerschnittene Gesicht und den ganzen Körper voller Beulen. Er war mit dem Gericht ganz und gar nicht einverstanden!

Weil der Herr Baron nur drei Mark Straf kriegt hat, hat er die ganze Gesellschaft mit'm Postauto heimfahren lassen auf seine Kosten. Den Herrn Verwalter haben's aufs Dach aufgeliagt, damit ihn der Wind ausbläst, denn der ist mit einer Frau verheirat, die auch aus Mecklenburg ist und die da droben riechen's Bier nicht gern.

Und der Schloßwirt von Pitzling hat am nächsten Tag einen neuen Glaskrug kriegt. Diesmal hat ihn der Doktor zahlt, dem Greiffbauer waren seine fünf Mark Strafe sowieso g'nug!

Das Perlenhalsband

Eine Kurzgeschichte, nach einer Idee von Anton Partsch, gestaltet von Carl Johann Heinrich

Heiß brannte die Augustsonne des Jahres 1887 auf die alte Kaiserstadt Wien nieder. Besonders auf die Mittagszeit hin wurde die Hitze fast unerträglich. Der „Graben“, von jeher den größten Verkehr und das bunteste Treiben zeigend, war an diesem Tage ausnahmsweise menschenleer.

Seit Jahrhunderten bietet ja der „Graben“ ein getreues Spiegelbild vom Leben und Treiben der schönen Stadt. Alle Wandlungen in Sitten und Gewohnheit ihrer Bewohner traten am „Graben“ am besten in die Erscheinung, zeigten sich hier am deutlichsten im Gange seiner Spaziergänger und in der Aufmachung seiner Läden. Der „Graben“ bot immer eine Art Querschnitt der Bevölkerung Wiens, sozusagen, eine „Taschenaussage“ davon. Die bemerkenswerteste Gestalt darin war der berühmte „Grabenfiaker“. Er stellte eine Art Auslese des so volkstümlichen Wiener Fiakers dar; fesch und flott war der leichte Wagen, nett und sauber die flinken Rössel.

Der Kutscher, gewohnt mit Kavaliere zu verkehren, war selber Kavaler vom Scheitel bis zur Sohle. Den „Stößer“ (Hut) keck auf das linke Ohr gestülpt, im feinen Jackett, unter dem die helle Weste und die gewichtige Uhrkette sichtbar wurden, mit einer Hose nach „höchstem Schan“ (Genre), so stand er da, der Grabenfiaker.

Wer damals Wien genießen wollte, der mußte eine Praterfahrt mit dem Grabenfiaker machen.

Wenn der seine russischen Traber „schießen“ ließ, mitten im Gefühl von Wagen und Fußgänger, in einem Tempo, daß man stets einen Zusammenstoß unvermeidlich glauben mußte, dann erkannte man erst, welch großer Künstler im Fahren der Fiaker war, ein Künstler, der darob auch Welt Ruhm genoß.

Drüben am Portal des Trattnerhofes stand der Gotschewer (Südfrüchthändler), der seine Pomeranzen und Feigen ausbot, daneben der „Pintscherverkäufer“, ein Mann, der unter den Armen und in jeder Rocktasche ein junges Hündchen hatte, auch sie gehörten zu den bekanntesten Grabenfiguren.

Der „Figurini“, der Italiener mit den niedlichen Pigfiguren, die „fische Godi“ mit der „Buttn“, das beliebte „Wiener Wascher-madel“ mit den kleinen „Fußl“ und dem süßen „Goschl“, sie alle mit samt dem Wiener Schusterbuben konnte man hier kennen lernen, wenn die Burgwache mit klingendem Spiel vorbeimarschierte.

Die Dreifaltigkeitssäule dort vorne war von Leopold I 1687 zum Andenken an die Abwendung der großen Pest errichtet worden und hier links am „Stock im Eisen“-Platz steht der mit Nägeln in allen Größen gespickte Baumstamm, ein Überbleibsel des Wienerwaldes, der sich vor vielen hundert Jahren bis an die Mauern der alten Stadt erstreckt hatte. Jeder Schlossergesell auf der Wanderschaft schlug in diesen Stamm einen Nagel ein. Und so war der Stamm im Laufe der Zeit in einen Eisenpanzer gehüllt worden, in dem er heute noch dasteht.

Am „Graben“ befanden sich auch die vornehmsten und prachtvollsten Kaufläden, mit Schaufenstern, deren Inhalt unermessliche Werte darstellte.

Der Hof, die Aristokratie, die vornehmen Damen und Herren, die ganze gute Gesellschaft, sie machten hier ihre Einkäufe. Und ein Gegenstand, der die Marke einer „Wiener Grabenfirma“ trug, galt dem damit Beschenkten besonders viel. Natürlich waren auch die Preise dementsprechend hohe.

Gegenüber dem Café Schrangl lag das altbekannte und angesehene Juwelgeschäft von Sch... „K.u.k. Hofjuwelier“ stand auf dem Firmenschild zu lesen. Obwohl der Verkaufsladen der mehr als hundertunfünfzig Jahre bestehenden Firma ziemlich einfach und altmodisch eingerichtet war, wußte doch jedes Kind, daß er die wertvollsten Schätze barg.

Der Besitzer, eine typisch Altwiener Gestalt, hatte den Ruf, einer der bewährtesten Juwelierfachleute zu sein.

Der alte Herr hatte eben ein Vergrößerungsglas in der Hand und prüfte die Fassung eines wertvollen Brillantringes, als eine ele-

gante Equipage, vom „Stock im Eisen“-Platz kommand, in den „Graben“ einbog und vor seinem Laden anhielt.

Kutscher und Diener waren in dunkelblaue Livree gekleidet. Die großen, flachen Silberknöpfe zierte eine Grafenkrone und auch am Wagenschlag war die Krone angebracht. Der Kutscher hatte die Pferde kaum zum Stehen gebracht, als schon der Diener vom Bock sprang und, seinen Zylinder lüftend, seinem Herrn die Wagentüre öffnete. Der Juwelier, Ring und Vergrößerungsglas weglegend und nunmehr die vornehme Kundschaft erwartend, sah einen etwa fünfzigjährigen, in Hellgrau gekleideten Herrn aussteigen, dessen Erscheinung und Auftreten ganz den Aristokraten erkennen ließ.

Der Herr wechselte noch einige Worte mit seinem Diener und betrat dann den Laden, dessen Türe der Juwelier mit leichter Verbeugung geöffnet hatte.

„Mit was darf ich dienen?“ fragte der Geschäftsinhaber verbindlich, gleichzeitig seinem Kunden einen Stuhl an den kleinen Ladentisch schiebend, unter dessen Glasplatte Diamantringe und Nadeln in tausend Farben funkelten.

„Ich komme auf besondere Empfehlung meines Freundes, des Grafen Sanorody, der, wie er uns erzählte, Ihr langjähriger Kunde ist“, sagte der Herr.

„Das freut mich außerordentlich“, erwiderte der Juwelier, „besonders die Frau Gräfin Sanorody ist eine sehr treue Kundin von mir.“

„Ich sollte mich nur vertrauensvoll an Sie wenden mit meinen Wünschen, wurde mir gesagt.“

„Sie können versichert sein, Herr...“. Der Juwelier stockte einen Augenblick, da er nicht wußte, mit welchem Titel er seinen Kunden anreden sollte.

Der Herr in Grau lächelte, während er sagte: „Graf Ludomirsky“. Der Andere vernahm sich in verbindlicher Form. „Sie können versichert sein, Herr Graf, daß Sie bei mir aufs beste beraten werden, wenn Sie mir Ihre Wünsche bekanntgeben.“

„Es handelt sich um ein Brautgeschenk für meine zukünftige Schwiegertochter, und da wollte ich gerne das Perlenhalsband sehen, von dem mir die Gräfin Sanorody so begeistert erzählt hat.“

„Ach ja!“ meinte der Händler, „die Frau Gräfin hat sich in dieses Schmuckstück förmlich verliebt.“

Er holte einen Bund Schlüssel aus der Tasche, öffnete einen Tresor, der in der einen Ecke des Ladens eingebaut war, und holte eine kleine Kassette heraus, der er das Perlenhalsband entnahm.

„Ahl!“ sagte der Graf. „Wirklich ein wundervolles Stück! Und der Preis?“

„Fünfundsechzigtausend Gulden!“ erwiderte der Juwelier, einen Blick durch das Schaufenster auf den „Graben“ werfend.

„Donnerwetter!“ entfuhr es dem Grafen. „Ein netter Betrag!“

„Das scheint nur so, entgegnete der Händler. „Der Preis müßte eigentlich weit höher sein, denn der wirkliche Wert dieser Perlenkette ist ein bedeutend höherer. Nur der Umstand, daß ich dieses Halsband auf einer Auktion in London ganz besonders günstig kaufen konnte, erlaubt mir, den Preis so niedrig zu halten.“

„Ihre Firma bürgt mir für diese Angaben“, antwortete der Graf. Das Gespräch wurde unterbrochen, denn die Türe des Ladens wurde geöffnet und eine elegante Dame in Begleitung eines Husarenobersten, anscheinend ihres Gatten, traten ein.

Der Juwelier beeilte sich, zwei Stühle zu holen und bat das Paar, sich einige Minuten gedulden zu wollen.

Der Graf und der Oberst grüßten mit leichtem Kopfnicken, während der Juwelier sich wieder seinem ersten Kunden zuwandte.

„Ich bin der festen Überzeugung, Herr Graf“, sagte er, „daß Sie nicht nur in Wien, sondern auch in allen anderen Großstädten

unseres Erdteiles ein würdiges Gegenstück nicht zu finden vermögen."

"Ein wundervolles Perlelängschmelde!" flüsterte die Dame ihrem Begleiter ins Ohr. Der Graf schien jedoch die Worte vernommen zu haben, denn er wandte sich mit einem Lächeln an die Dame und fragte:

"Gefällt es Ihnen, gnädige Frau? Die Damen haben ja in Schmucksachen ein besseres Verständnis als wir Männer."

"Verzeihen!" mischte sich jetzt der Oberst ins Gespräch. "Habe ich nicht mit Graf Ludomirsky die Ehre?"

"Jawohl, zu dienen!" entgegnete dieser und sah den Oberst groß an.

"Kennst du mich denn nicht mehr, Ladislaus?" fragte der Oberst aufstehend. "Deinen ehemaligen Akademiekameraden Aladar Kövéri!"

"Mein Gott! Aladar!" entgegnete der Graf hocherfreut und erhob sich, dem Obersten herzlich die Hand schüttelnd. "Welch ein Zufall, nach so vielen Jahren sich hier wieder zu finden!"

"Gestatte, daß ich dich mit meiner Frau bekannt mache", erwiderte der Oberst. "Mein alter Schulkamerad, Graf Ludomirsky!" erklärte er seiner Gattin, "den ich fast dreißig Jahre nicht mehr gesehen habe."

"Fünftunddreißig!", lachte der Graf.

"Ach was! Mach uns nicht älter, als wir sind", scherzte der Oberst.

"Verzeihen Sie!" wandte sich der Graf an den Juwelier: "Wenn wir einige Minuten vom Geschäftlichen abschweifen, aber man freut sich eben, einen alten Bekannten und Kameraden wiederzufinden."

"Bitte sehr!" entgegnete der Juwelier. "Ich habe Zeit. In den Mittagstunden ist es doch immer recht still bei uns. Mein Gehilfe ist auch zu Tisch, die Herrschaften brauchen sich also nicht stören zu lassen."

"Wann kommt Ihr Gehilfe?" fragte der Graf so nebenbei.

"Etwa in einer Stunde! Um zwei Uhr!" erklärte der Juwelier.

"Dann haben wir ja Zeit!", meinte der Graf, "dann kann ich ja meinen Wagen noch wegschicken."

Er stand auf und ging zur Türe.

Der Kutscher war mit dem Wagen auf die andere Straßenseite gefahren, weil dort die Häuserreihe den Pferden etwas Schatten spendete.

Der Diener dagegen stand vor dem Juweliergeschäft, der Befehle seines Herrn harrend.

"Prachtvolle Tiere!" sagte der Oberst, auf die Straße blickend.

"Wenn sich schon die Grabenflaker ein Paar Pferde so eingehend betrachten", meinte der Juwelier, "dann müssen es besonders wertvolle Tiere sein."

Er machte diese Bemerkung, als er sah, daß einige Flaker die lange Virginia rauchend, mit Kennern die prachtvollen Rappen musterten und von Zeit zu Zeit anerkennend mit den Köpfen nickten.

Der Graf war vor die Türe getreten und hatte dem Diener einen kurzen Befehl erteilt, worauf dieser sich zum Wagen begab, der bald darauf abfuhr.

Der Graf kehrte zurück.

"Ich habe meinen Wagen meiner Frau geschickt!" bemerkte er, "die in etwa einer Stunde abreisen will, zu meinem Sohn nach Olmütz."

"Ist dein Sohn in Olmütz?" fragte der Oberst interessiert.

"Ja, er steht bei den Dragonern als Oberleutnant in Garnison."

"Für einen so großen Sohn ein sehr jugendlicher Vater!" bemerkte die Frau Oberst.

"In wenigen Tagen schon Schwiegerpapa!" lachte der Graf.

"Dann ist der Großpapa auch nicht mehr weit!" meinte der Oberst und alle lachten herzlich zu dieser Bemerkung.

Man kam nun wieder auf das Geschäftliche zurück, nachdem der Graf von der Verlobung seines Sohnes mit der Gräfin Wildenfels erzählt hatte.

"Ich werde das Halsband kaufen!" erklärte der Graf, "ich möchte aber noch ein paar Ohrgehänge und ein passendes Armband in Brillanten haben. — Gnädige Frau sind wohl so gütig", wandte er sich an die Frau Oberst, "und sind mir bei der Auswahl behilflich."

Der Juwelier legte eine reiche Auswahl vor und schließlich einigte man sich auf eine Garnitur im Werte von achtzehntausend Gulden.

Der Graf warf einen Blick auf seine Uhr und meinte: "Zwanzig Minuten vor zwei. Mein Wagen müßte schon hier sein."

In diesem Augenblicke fuhr der Wagen vor.

Der Diener trat ein und meldete, daß die Frau Gräfin den Zug benutzen wolle, der zehn Minuten nach zwei Uhr abfähre.

"Dann ist es höchste Zeit!" sagte der Graf aufstehend und zog eine umfangreiche Brieftasche hervor, in der einige Bündel von Tausendern steckten.

"Wollen Sie mir bitte gleich die Rechnung heraus schreiben und quittieren", wandte er sich an den Juwelier, der bereits damit beschäftigt war, die Schmucksachen sorgfältig zu verpacken.

Der Juwelier beeilte sich die Rechnung auszustellen; unterdessen zählte der Graf einen Stapel Tausender auf den Tisch, während der Oberst und dessen Frau aufmerksam zusahen.

"Wieviel macht die Summe aus?" fragte der Graf, der in sichtlicher Verlegenheit in seinen Taschen suchte.

"Dreihundachtzigtausend Gulden!" erwiderte der Juwelier.

"Hm!" machte der Graf. Es schien ihm sehr peinlich zu sein. "Mein Geld reicht nicht aus, wie ich soeben feststellen muß, auch habe ich mein Scheckbuch nicht bei mir."

"Wieviel hast du denn da?" fragte der Oberst.

"Zweihundsechzigtausend Gulden!"

"Die Einundzwanzigtausend kannst du ja überweisen", meinte der Oberst.

"Bedaure außerordentlich!" nahm der Juwelier das Wort, "und bitte es nicht falsch aufzufassen; ich kann aber den Schmuck, zumindestens das Perlenhalsband nicht herausgeben, bevor ich den Kaufpreis voll erhalten habe."

"Nanu!" meinte der Oberst. "Der Herr Graf ist Ihnen doch gut genug dafür."

"Ich habe bisher noch nicht die Ehre gehabt, den Herrn Grafen in meiner Kundenliste führen zu dürfen, und kann darum von meinen geschäftlichen Grundsätzen nicht abgehen. Der Kauf kann ja bis morgen verschoben werden."

"Das geht leider nicht!" sagte der Graf, der aufgeregt und überlegend hin und hergegangen war. "Meine Frau fährt in einer Viertelstunde ab und will das Geschenk mitnehmen."

"Mit fünf bis sechs Tausender kann ich dir aushelfen!" fiel der Oberst ein, "aber das reicht ja auch nicht."

"Aber eine Gefälligkeit könntest du mir erweisen, falls der Herr Chef hier einverstanden ist."

"Und das wäre?", wollte der Oberst wissen.

"Du bleibst eine halbe Stunde als, ich möchte sagen, mein Bürge zum Pfand hier. Ich bringe meine Frau zur Bahn und besorge mir dann bei einem Geschäftsfreunde das fehlende Geld. In dreißig Minuten bin ich wieder da."

(Fortsetzung Seite 335)



Zwischen Lido und San Marco

R. Winkler

BUCHBESPRECHUNG

Sankt Helena. II. Teil. „Der Tod des Kaisers“. (Eugen Rentsch Verlag, Erlenchbach/Zürich und Leipzig.)

Hatte der Verfasser am I. Teil seines Werkes („Die Gefangenschaft Napoleons“) eine ungewöhnliche, der Größe des Stoffes angemessene Darstellungskraft erwiesen, so bekundet der zweite, abschließende

Band „Der Tod des Kaisers“ höchste und letzte Steigerung. Gewiß, Aubry hat mit dem fanatischen Eifer des berufenen Geschichtsforschers auch jene Quellen für sein Buch erschlossen, die längst versiegt schienen. Kein Wort, keine Handlung des gestirzten, auf weltvergessenem Felsenriff dahinstehenden Imperators, die nicht dokumentarische Beglaubigung fanden. Doch würde aus dem Bericht historischer Tatsachen noch immer nicht ein Werk wie dieses entstehen können, das über die Bezirke der Persönlichkeit und einmaligen

geschichtlichen Geschehens weit hinausweisend, das Drama von Sankt Helena zum tief wirkenden Sinnbild irdischer Vergänglichkeit und schmerzreichen Menschenschicksals macht. Aubry enthält sich aller Legenden, die Bewunderung und Haß gleichermaßen um die Person des Kaisers gewoben hatten. Seines Purpurs entkleidet, sühnend, geht hier ein Mensch den einsamen Weg zum Tode. Zeitloses Symbol stellt sich in schreckhafter Größe vor die Besinnlichkeit.

A. Wisbeck



Bad Wildungen für Niere und Blase
ZUR HAUS-TRINKKUR: bei Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Harnsteine, Eiwass, Zucker
Helenenquelle

Preiswert, solid.

Schuhe
von Rid
Wasserfeste
Marschstiefel
in allen
Preislagen
Uniform-
zugstiefel in
großer Auswahl



Straßenschuhe
Hauptpreislagen RM.
14 50 16 50 18 50

Schuhhaus Rid

München 2 NO
nur Fürstenstraße 7
1 Min. v. Odionsplatz
und sonst nirgends

Gegründet 1873
Vertragslieferant der
A. B. C. — Lieferung
aller Kleiderkassen.

Direkt vom Hersteller

Steppdecken ab M. 16,50

Daunendecken ab M. 38,50

Federn, Betten, Inletts gut und preiswert. Großes Lager modernster Bezugsstoffe. Umarbeitung alter Decken und Plümos. / Unverbindliche Musterzusendung nach auswärts!

Conta Triendi München E

Fährherbergen 211 (Kein Laden) - Telefon 13877

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

Was ist der **Lebensbund**?

Die älteste, beliebteste, bewährte Großorganisation d. Stedingers u. seit nahezu 25 Jahren ein faktorell gewisser, gewisser, Helfer b. d. Ehrenbahn. Keine gewerblich. Vermittlung Viehwirtschaft, Anerkennung auch von kirchlich. Behörden. Kostenl. Beratung. Aufklärungsarbeit. disk. geg. 24 Pf. Porto d. d. Bundesleitung.
Verlag Bereiten
München 67
Sendlingerstrasse 5.

**Gastreiter's®
Kräuterfuren**

Ropf
u. Basedow
Tee zum Trinken
und Umschläge
Unschädl. u. giftingel.
Berl. Sec. kostenlos
Proschüre
Friedr. Haspreitee
Gauting
bei München

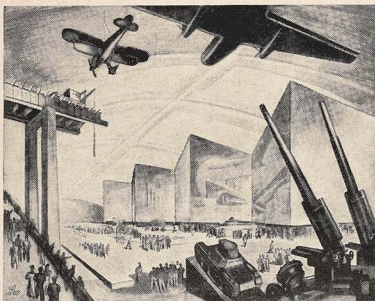
Bei quälendem Asthma

spezifischer Verschleimung, Luftschleimlader
 ordneter Bronchitis in Atembeschwerden
 den sich Dr. Boethers-Zustellen aus
 den Hosen erfolgreich behandelt. Erprobte
 in 10 Wochen, fruchtbares Heilmittel. G
 Erprobte Wirkstoffe. Es ist, wenn, a
 aufsteigend, kräftig, brüchig und fr
 angegriffen. Bereite. In 10 W. II 1
 2.50 Begleitete Dankschreiben
 kollektive, gebühren. Schrift. Anweisung
 von Argentinien. Interess. Beschreiben mit D
 schreiben und Probe gratis. Schreiben Sie
 Dr. Boethers GmbH München 16/R

Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater

Für RM. 2.50 bei ihrem Buchhändler
G. Hirth Verlag AG, München 2, NO

Werbung
bringt Arbeit



Zeichnung: Sweekhorst

„Gebt mir vier Jahre Zeit!“

Die erste umfassende Leistungsschau des Nationalsozialismus

Berlin 29. April — 20. Juni 1937

Ausstellungshallen am Funkturm

Blick in die Ausstellungshalle II. An der rechten Breitseite die großen dreieckigen Wände, die hängend in die Halle eingezogen sind. Sie gliedern die Ausstellung in die 4 großen Abschnitte: Deutsche Arbeit, deutscher Sozialismus, deutsche Kultur, deutsche Politik. Links im Bilde, über der zur Galerie hinaufführenden Treppe, das naturgetreue Modell der Mangfall-Brücke auf dem Reichsautobahn München-Landesgrenze.

„Das machen wir, nicht wahr!“ wandte sich der Oberst an seine Frau.

„Gern!“ sagte diese, „wenn der Herr Juwelier einverstanden ist.“

„Ich möchte die Herrschaften nicht beleidigen“ versetzte der Geschäftsmann, „und will mich ausnahmsweise damit einverstanden erklären.“

„Meinen verbindlichsten Dank zunächst“, sagte der Graf, den Schmuck in Empfang nehmend, nachdem der Juwelier das ihm übergebene Geld nur flüchtig nachgesehen und dann beiseite geschoben hatte, um es offen liegen zu lassen, bis der Graf zurück sei.

Dieser mußte sich beeilen, denn der Uhrzeiger stand schon auf zwei Uhr.

„Auf Wiedersehen in einer halben Stunde!“ rief er den Anwesenden zu und eilte in seinen Wagen, der im raschen Tempo wegfuhr.

Der Oberst wählte nun einen Brillantring für seine Frau und unterhielt sich mit dem Händler.

Die Zeit verging und verging. Die halbe Stunde war längst verflossen. Der Graf war noch nicht zurück. Auch der Gehilfe schien heute unpünktlich zu sein, was dem Juwelier doppelt peinlich war, weil er dadurch allein und damit an den Laden gebunden war.

Der Oberst wurde nachgerade ungeduldig und erklärte, er könne unmöglich länger warten, weil der Dienst rufe.

Nun wurde auch der Juwelier ärgerlich und gab dem Obersten zu verstehen, daß er keinesfalls gesonnen sei, ihn ohne weiteres gehen zu lassen.

So kam es schließlich zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen den beiden Herren.

Auf der Straße wurde man aufmerksam und rasch sammelten sich die Menschen vor dem Laden. Im Handumdrehen war ein Gedränge vor der Türe. Da, plötzlich ein heftiger Knall. Eine Schaufensterscheibe war eingedrückt worden.

Verzweifelt rang der Juwelier die Hände, als plötzlich zwei Schutzleute in Uniform auf der Bildfläche erschienen, in ihrem Gefolge ein sehr bestimmt auftretender Herr in Zivil.

Das Publikum wurde aufgefordert, weiter zu gehen und der Herr

trat in den Laden. „Kriminal-Kommissar Krause!“ stellte er sich vor und wies seine Marke

Der Juwelier erzählte in größter Aufregung den ganzen Hergang und deutete auf das noch daliegende Geld.

Der Kommissar nahm eine Tausendguldennote zur Hand, prüfte sie, hielt sie gegen das Licht und sagte nur kurz: „Falschgeld!“ Fassunglos sahen sich die Anwesenden an.

„Herr Oberst“ ertönte jetzt die Stimme des Kommissars. „So leid es mir tut, ich muß Sie bitten, mir zum Stadthause zu folgen, auch die Dame, wenn ich bitten darf.“

Alle Einwände des Obersten blieben wirkungslos, der Beamte bestand auf seinen Befehl und winkte den beiden Schutzleuten, die nun eintraten.

Ein Fiaker wurde geholt, der Oberst und seine Frau mußten einsteigen, während ein Schutzmann sich neben den Kutscher auf den Bock schwang.

„Das Falschgeld muß ich beschlagnahmen!“ erklärte der Kommissar, öffnete seine Brieftasche und legte die Scheine hinein. „Ich bitte Sie“, sagte er zum Juwelier gewandt, „so bald Ihr Gehilfe da ist, aufs Stadthaus zu kommen, Zimmer 107. Den Obersten behalte ich solange da.“

Dann bestieg auch er den Wagen, der von Menschen umlagert war. In flottem Tempo fuhr der Fiaker ab.

Als nach etwa einer Stunde der Gehilfe des Juweliers in ungeheurerem Zustand erschien und sich entschuldigte, von einem fremden Herrn eingeladen worden zu sein, kündigte ihm sein Chef sofort die Stelle.

Nun fuhr der Juwelier zum Stadthaus, Zimmer 107.

Überrascht hörte man dort seinen Bericht an.

Ein Kriminal-Kommissar Krause war vollständig unbekannt. Auch von einem Obersten nebst Frau wußte man nichts, ebenso wenig von einem Grafen Ludomirsky.

Die nunmehr einsetzenden Erhebungen ergaben am Ende, daß sowohl der Graf, wie auch der Oberst nebst Frau, der falsche Kriminal-Kommissar und die beiden Schutzleute Mitglieder einer internationalen Gaunerbande waren, die in geschickter Zusammenarbeit diesen genialen Gaunerstreich erdacht und ausgeführt hatten.



Frühlingswind

Aug. Beck

DIE LUSTIGE „JUGEND“



K. Krischala

„A propos — Liebling — wann wolltest deine Mutter uns besuchen?“

Liebe Jugend

Der Detektiv Bénédikt Plat geht durch den Tullerengarten. Er hört gerade, wie der Führer einer englischen Reisegesellschaft erklärt:

„Durch diese Tür, Ladies and Gentlemen, ist Eugénie entflohen!“

Der Detektiv Plat tritt näher und guckt herum.

„Stimmt!“ sagt er. „Man sieht noch die Fußspuren!“

Auf einem freien Platz der Residenzstadt hatte sich unlängst an einem schönen Vollmondabend ein fliegendes Observatorium etabliert. Da ich stets für unseren Trabanten ein starkes Interesse hatte, entrichtete ich 20 Pfennig und ließ das Glas einstellen, wobei ich bemerkte, daß der Mann schon etwas tiefer in ein anderes geschaut zu haben schien.

Doch welchen Anblick bot heute der Mond — wo waren der Kepler, Brahe und die anderen Berge mitsamt den Meeren? Alles aufgelöst in unerträglichem Glanz, der das Auge blendete und den ganzen Gesichtskreis füllte. Da fand ich die Lösung. Jener hatte in verzeihlichem Irrtum das Rohr statt auf den Mond auf eine elektrische Bogenlampe gerichtet.

Die rote Nase

Wanderer: „Ist es gefährlich, hier über die Weide zu gehen? Der Bulle sieht so wütend aus!“

Bauernmädel: „Och, wenn Sie Ihre Nase mit Kreide anmalen, können Sie ruhig rübergehn.“

Freundschaft

Pimpf und Zimpf sind nicht nur Nachbarn, sondern auch gute Freunde. Pimpf ist verheiratet und mit einer Schär Kinder gesegnet. Zimpf hingegen ist Junggeselle. Pimpfs Kinder spielen oft auf dem Grundstück von Zimpf und toben mächtig in dessen Garten herum. Zimpf ist dies sehr peinlich.

„Sag mal, Zimpf!“, meint Pimpf eines Tages zu Zimpf, „stört's dich nicht, wenn meine Kinder immer in deinem Garten spielen?“

„Aber, Pimpf!“ antwortet Zimpf, „ganz und gar nicht! Du weißt doch: Meiner Freunde Kinder sind auch meine Kinder.“

Mißverstanden

Nach einigen Stunden Unterricht fragte der Schillehrer: „Welches ist die beste Bindung?“ und sieht Fräulein Vally erwartungsvoll an. Die eifrige und aufmerksame Schülerin erwidert sofort: „Die Ehe!“

Aber mein Herr, die Ausdauer, mit der Sie mich verfolgen, ist geradezu ungeheuerlich, ich weiß gar nicht, wie ich Sie heißen soll!

Oh, gnädiges Fräulein, nennen Sie mich ruhig Artur!

Wenn du deine Suppe nicht essen willst, dann gebe ich sie dem Bettler, der täglich an unsere Tür kommt!

Das ist recht, Großmutter, du wirst sehen, daß er dann nicht mehr kommt!

Bei der letzten Ausstellung sah man eine wunderbare Maschine: Oben hinein kam das Leder, und unten heraus kamen fertige Schuhe!

Das ist noch gar nichts! Denk dir bei der letzten landwirtschaftlichen Ausstellung gab es eine Maschine, oben hinein kamen die Trauben und unten heraus kamen Betrunkene!



Der Grandthuber

Maçon

Postort: München

NUMMER 22 / 1937 / PREIS 60 PFENNIG

Jugend

SONDERNUMMER ZUR REICHSNÄHRSTANDSWOCHEN MÜNCHEN



Blut und Scholle

Lobisser, Klagenfurt

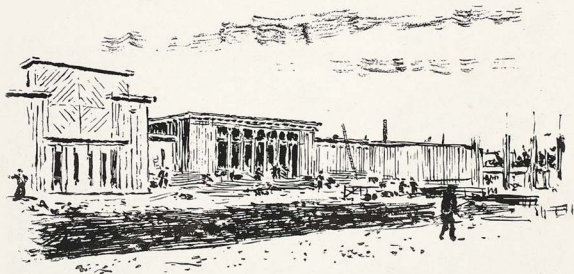
Geleitwort

Vielleicht ist mancher zunächst überrascht, eine Sondernummer der „Jugend“ in Verbindung mit der Reichsnährkandschau gebracht zu sehen. Was hat eine Zeitschrift, deren Ursprung und Ziel ganz in der Gestaltung des Künstlerischen ruht, mit der harten und erdverhafteten Arbeit des Bauerntums gemein? Doch wer tiefer in das Wesen und den gewachsenen Zusammenhang der lebendigen Dinge sieht, der wird nicht nur die Möglichkeit einer Gemeinsamkeit von Kunst und Bauerntum gelten lassen, sondern darüber hinaus geradezu an ihre Notwendigkeit glauben und sich jeden Versuches freuen, diesen Zusammenhang recht ins Bewußtsein des Volkes zu rufen, an seiner Pflege und Gestaltung teil zu haben. Wir wollen gerade an dieser Stelle eingedenk bleiben, daß Kunst und Kultur nicht eine Sonntagmorgen-Angelegenheit sind, daß sie vielmehr dem Leben in seiner Gesamtheit zugehören und nur dann sind, was sie heißen, wenn sie aus dem Boden ihres Volkes wachsen. Boden und Bauerntum aber sind eins und so wird uns klar, daß schließlich alle echte Kunst, die in bleibender Gültigkeit den Raum ihres Volkes erfüllt, in Boden und Bauerntum ihre Heimat hat. Es ist nicht von ungefähr, daß gerade in den Bezirken des Bäuerlichen so viel lebensvolle und eigenwillige Volkskunst Ausdruck und Gestalt gewann. Am Ende führt ja auch bei Jedem, der als wirkendes Glied der Kunst zugehört, Blut und Ahnenerbe irgendwo und irgendwann zurück zur Bauernscholle früherer Vorfahren, aus deren Wurzeln im Laufe unzähliger Geschlechter der hohe, lebensstarke Baum der Nation erwachsen ist. So erscheint das Gleichnis des Lebens wohl recht gesehen: Bauerntum und Kunst gehören zusammen wie Baum und Blüte, beide dem gleichen Urgrund entsprossen, beide dem gleichen Gesetz getreu, ertecht in das Notwendige zu wachsen.

Solche Sinngemäßung sei vorliegender Folge der „Jugend“ Symbol und Geleit.



Landesbauernführer



Die Ausstellungshallen

Die Erben vom Haidhof

Von Silvester Rosegger

„Müssen ihn doch was lernen lassen, den Bub —, was rechtes, hat ja die Anlag dazul!“ meint die Haidhoferin zu ihrem Mann.

„Was wirst denn ihn lernen lassen? Ist's nicht genug, wenn er ein tüchtiger Bauer wird?“

„Ja, aber — aber so ein Köpfl wie er hat, ist ja schäd zu einem Bauer!“ sagt drauf die Haidhoferin langsam.

„Ha, schäd zu einem Bauer! Solli'n die größten Esel, die in der Welt herumlaufen, Bauern werden? Nein, nein — der Franzl muß einmal Haidhofer werden und damit basta!“ Und hinaus ist er aus der Stube, der Haidhofer, und hat die Türe zugeschlagen, daß das ganze Haus zitterte. „Die verfluchten Weiberleut“, wissen nicht einmal, zu was ihre Fratzen taugen!“

Am anderen Sonntag kam der Pfarrer von Greifling zum Haidhofer hinauf.

„Na, Herr Pfarrer, was führt denn Ihnen zu mir herauf in die Einschlucht?“ fragte Haidhofer verwundert, als er dem Pfarrer gegenüber stand.

„Nix weiters“, versetzte drauf der Pfarrer, „nur heraus hab ich wollen aus der Stube, heut bei dem Wetter. Und grad bei Ihnen da gefällt's mir so gut!“

„Ja, ist schön, Herr Pfarrer, daß S' uns einmal aufsuchen“, sagte Haidhofer trocken.

Indessen kam die Haidhoferin an und lud den Pfarrer zu einer kleinen Stärkung ins Haus.

Während der Pfarrer das Geräucherte aß, das ihm die Haidhoferin vorgestellt, lobte er den Haidhof über den grünen Klee. Es wird auf keinem Hofe im Dorfe mit solchem Fleiße gewirtschaftet wie auf dem Haidhof, sagte der Pfarrer wiederholend, und verschlang ein Stück Fleisch um das andere. Und auf keinem Hofe bekommt der Herr Pfarrer eine so gute Stärkung wie auf dem Haidhof, mag er sich selbst gedacht haben.

Als der Pfarrer zum Schlusse noch mit Haidhofer den „Zwetschkernen“ ausgekostet hatte, kam er plötzlich auf den Sohn des Haidhofers zu sprechen.

„Ist ein helles Köpfl, der Franzl“, begann er, „meiner Seel“, ich hab mir schon oft gedacht, in dem steckt etwas Besonderes! Ist frei schäd, wenn der Bub nichts Besseres wird als ein ...“

Haidhofer sah plötzlich zum Pfarrer auf, als wollte er ihm eine grobe Antwort geben, aber schon hatte dies der Pfarrer bemerkt und glich wieder aus.

„Ich mein halt, Haidhofer, der Franzl könnt's zu was bringen!“

„A freilich“, drauf der Haidhofer beruhigend, „das hoff ich auch! Wird so weit nicht aus der Familie geraten sein!“

„Ja — der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Waren tüchtige Bauern, die Haidhofer, bis zurück ins sechzehnte Jahrhundert sind's in der Kirchenchronik verzeichnet. Ist eine wahre Freud, wenn man zurückschaut auf das Geschlecht. — Ich sag's Ihnen, Haidhofer, wie Sie Ihren ersten Sohn zur Tauf haben bracht, welche Freude das für mich war, daß ich gewußt habe, das Geschlecht der Haidhofer stirbt nicht aus! Und alle Ihre Vorfahren und die Kinder davon haben es zu was gebracht! Einer ist gar ein Pfarrer geworden! Das heißt was, vom Bauernbub zum Pfarrer! Nicht?“

„Ja ja — gewiß, wenn ein anderer da war, der den Hof übernommen hat und taugt hat dazu ...“, sagte drauf Haidhofer selbstverständlich, „aber eine ewige Schande wäre es, wenn wegen einem Pfarrer werden ein Bauernhof zugrunde ginge.“

„Wenn aber der Drang und die Fähigkeit vorhanden war?“ meinte der Pfarrer. „Ich — — ich mein immer, was ich so beobachtet hab in der Schule, der Franzl ist für was anderes bestimmt, als das, was er werden soll! Wenn ich ihn so sitzen sehe in der Schulbank — Haidhofer, da denk ich mir immer, das muß einmal ein Pfarrer werden, um alles auf der Welt!“

„Hah — von wo soll er denn das her haben? Der Franzl taugt zu nichts als zu einem Bauer, so wie ich und sein Groß- und Urgroßvater“, antwortete Haidhofer fest und überzeugend.

„Aber Haidhofer, es wär doch so eine große Ehr“, wenn's heißen würde, der Sohn vom Haidhofer hat's zu einem Pfarrer gebracht! Und wenn Sie Ihren Sohn predigen hören würden! Fürs ganze Geschlecht wäre es ein Ruhm und eine Ehre!“

„Ist mir lieber, wenn es heißt, der Franzl ist ein tüchtiger Bauer geworden und Ehr' ist's mir gnug, wenn ich weiß, den Haidhof hab ich meinem eigenen Sohne übergeben! Ist mir Ruhm genug, wenn ich mit dem Glauben ins Grab gehen darf, der Haidhof bleibt bestehen!“

„Haidhofer, tun Sie es unserm Herrgott zulieb, er hat ihm die Gnad' zum Pfarrer gegeben! Nehmen Sie doch nicht die Verantwortung auf sich, Sie müssen es doch einmal vor unserm Herrgott verantworten, daß er ...“

„Zum Bauer hat er die Gnad' krieg't“, sagte Haidhofer energisch, „der Franzl gehört hinter den Pflug, aber nicht in eine Kuttel!“



Demmel

„Aber Mann!“ fuhr die Haidhoferin dazwischen, „sei doch vernünftig! Der Herr Pfarrer meint es doch nicht schlecht mit dem Bub! Kost gar nichts fast, das Studium!“

„Und wenn ich was draufzählt bekomme! Soll's denn so sein wie früher? Die Besten, die Tüchtigsten haben's herausgeholt aus den Bauernhäusern — in die Klöster gesteckt, weil sie einen hellen Kopf hatten, weil es schäd gewesen wäre, sie Bauern werden zu lassen, und drinnen in den Klostermauern sind sie fast zugrunde gegangen vor Gram, weil's doch eingesehen haben, wie sie Männer geworden sind, daß sie für was anderes bestimmt sind und zu tun haben würden, als dem Herrgott den helllichten Tag abstellen! Die größten Esel, die es gegeben hat — den Dummsten von allen Kindern hat man den Hof gegeben und hat gesagt: Na — zu einem Bauer tut er's schon! Und was war mit diesen Bauernhöfen? Verkommen sind sie — zugrunde gegangen — weil einfach der gefehlt hat, der dazu bestimmt war, einer, der den Pflug richtig in die Erde gesetzt. Nein, nein —“, sagte Haidhofer entschlossen und ist aufgestanden, „aus einem Bauern kann man kein Pfarrerlein machen!“

Als im Herbst die Schule wieder anfang in Dorfe und auch dem Haidhofer sein Bub das letzte Schuljahr antreten sollte, fuhr der Haidhofer eines Morgens mit dem Kutschwagen der Landstraße zu, sein Sohn, der Franzl, saß neben ihm im Sonntagsgewand, hinten im Wagen lag ein Koffer und einige Pakete. Beide saßen vorne auf dem Bock, während das Pferd langsam über den Feldweg dahintrabte.

„Vater?“ fragte Franzl plötzlich, während er die Zügel straffer spannte, „kann ich, wenn ich einmal Pfarrer bin, auch noch pflügen?“

Haidhofer sah seinen Jungen verwundert an, als er drauf sagte: „Freilich kannst noch pflügen, wennst einmal Pfarrer bist, aber keine Erde, sondern Menschenseelen.“

„Menschenseelen — Vater?“

„Ja, Menschenseelen — daß was wächst drauf!“

„Nein, Vater — ich mein' — wissen S', auf'n Acker, mit dem Schimmel und dem...“

Das Pferd sprang plötzlich aus dem Weg, es hatte sich vor etwas erschreckt.

Haidhofer fragte seinen Buben nicht mehr, er wußte, was er damit meinte.

Spät am Abend fuhr der Haidhofer wieder über seine Felder seinem Hofe zu. Langsam ließ er das Pferd im Schritte dahingehen, als wäre es noch früh am Tage. „Na ja — so sel es in Gott'snamen, wenn es anders nicht sein darf“, sagte er halblaut vor sich hin.

Solange hatte der Pfarrer auf den Haidhofer eingeredet und sein Weib ihm solange vorgesungen, bis er endlich sein „Ja“ dazugegeben hatte, den Franzl Pfarrer werden zu lassen. Haidhofer hatte sich zurecht gefunden, dem zweiten Sohn, dem Sepp, den Hof zu geben. Freilich hatte dieser keine Anlage zu einem Bauer und zeigte sich überall als höchst ungeschickt. Aber Haidhofer sagte sich, er ist doch auch von seinem Blut, er wird ihn schon zurechtmachen, daß er das wird, was er sein soll. Damit hatte er der ewigen Zankerei seitens seines Weibes ein Ende bereitet und schickte den Franzl auf Veranlassung des Herrn Pfarrers ins Priesterseminar in die Stadt. Es war ein schwerer Schritt — ein schwerer Entschluß, als er den Buben vom Hofe fuhr, den Erben seiner Müh' und Fleißes fremden Ideen, gegen seinen Willen ausliefern. Er fühlte eke Scham in sich und vor seinen Vorfahren, ihm war, als stünde sein Vater vor ihm, die Worte wiederholend, die er ihm auf dem Sterbebett aus Hei'z gelegt: Laß deinen tüchtigsten Jungen Bauer werden, damit der Haidhof bestehen bleibt.

Mit der eigenen Faust wollte er sich ins Gesicht schlagen, daß er seinen eisernen Willen von schönen Worten brechen ließ. Aber nun sei es einmal so; vielleicht hält er es so nicht aus zwischen den Klostermauern. — Mit dieser Hoffnung ist der Haidhofer wieder hinter seinem Pflug hergegangen und schälte Furche um Furche.

lebensmüd leuchteten sie aus den tiefen Höhlen. Er kannte sich selbst nicht mehr. —

Als sein Weib eines Tages zu ihm sagte: „Wir hätten doch den Franzl nicht fortlassen sollen“, nickte er nur stumm und ging aus der Stube. Sie hatte jetzt selbst eingesehen und erkannte, an was ihr Mann leidet.

Der Sepp taugte nicht, trotz Haidhofers eindringlichen Lehren. Die ganzen Nächte johlte er in den Wirtshäusern um, vertrank und verspielte, was sein Vater durch heißen Schweiß erworben. Die einst so schönen Acker des Haidhofes, über die üppige Saat wogten, verunkrauteten, trugen wenig Frucht — das Vieh stand dürr und hager im Stall, das frohe Jauchzen um den Haidhof war in tiefes Schweigen verklungen.

Fast jeden Tag ging Haidhofer auf seine Felder hinaus, sich auf einen Stock stützend, und sah, wie mit ihm alles müde und alt wurde. Vergebens suchte er nach etwas, fand es aber nicht. — Dann sah er wieder zu dem Weg hin, auf dem er ihn fortgeführt — verklärt und unbeholden.

Eines Abends mußte der Pfarrer geholt werden — „der Haidhofer sei im Sterben!“ — Zögernd erfüllte der Pfarrer seine Pflicht. Er war, seit Franzl weg war, sehr wenig bei Haidhofer gewesen. Aber heute mußte er hin — ihm die letzte Ehre erweisen.

„Herr Pfarrer“, stotterte Haidhofer auf dem Sterbebett nach langem Würgen hervor, „Herr Pfarrer, bringen S' meinen Sohn wieder zurück zum Pflug!“ Dann schloß er seine Lippen zu ewigem Schweigen. —

Nach ein paar Wochen folgte ihm sein Weib. — — —

Kahl und öd stand der Haidhof da. Auf dem großen Hausacker pflügte der Sepp. Hart war der Boden geworden; immer wieder setzte er den Pflug in die Erde — doch die Erde sagte nein. Es war zu spät. —

Nach vergeblichem Mühen, ein ganzes Jahr hindurch, verkaufte Sepp den Haidhof.

Die Gespenster der Bodenwucherer schlüchen um den uralten Hof. — —

An einem schönen Sommernorgen ging ein junger Mann den Haidweg entlang. Lange, eilige Schritte holte er aus; seine Augen richteten sich unentwegt zu dem am Waldrande verfallenen Bauernhof. Der lange schwarze Überrock flatterte lebhaft im Morgenwind. Er schien die Kleider eines Pfarrers zu tragen.

Es war der Sohn des Haidhofers. Nach unsagbaren Überwindungen, die ganzen Lehrjahre hindurch, ist er, um den Wunsch seiner Eltern zu erfüllen, Pfarrer geworden.

Endlich hat er den Hof erreicht, in dem seine Wiege gestanden, in dem er seine ersten Jugendjahre verbrachte. Er stürmt über den Hof, hinein in das Haus, in die Stube, hinauf in die Kammern — ruft nach Vater und Mutter — aber niemand meldet sich. Nur seine Worte hallen höhnisch zurück aus den Stuben und Kammern. Dann heulte er laut aus sich heraus und hockt sich unbeholden auf die uralte Ofenbank.

Am Abend ging er schweigend über die Felder, über die er einst stolz als Junge mit dem Pflug gefahren, die Worte hervorbrechend „Vater — Vater! Warum hast mich nicht beim Pfluge lassen?“ — —

Seit diesen Tagen wurde der junge Pfarrer nicht mehr gesehen.



B o l l



Pflügender

W. Niedermayer

EIN ECHTER BAUERNMALER

Wer einmal Gelegenheit hatte, eine Ausstellung des Bauernmalers Wilh. Niedermayer, Englbürg (Post Tittling) in den Räumen des Münchener Künstlerbundes zu sehen, der fühlt, daß dieser selbst nicht nur Maler, sondern in erster Linie Bauer ist. Erdverbundenheit entströmt allen seinen Werken.

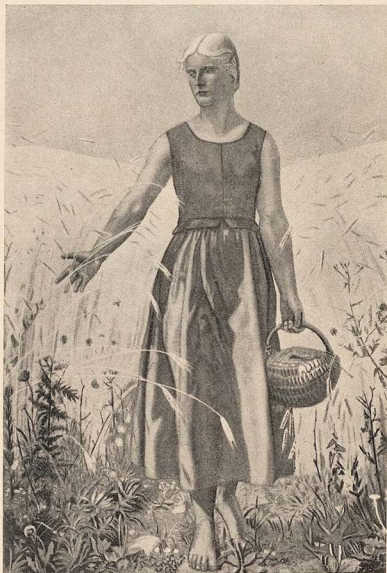
Der muß selber in aller Herrgottsfrüh die Sense geschwungen haben, der muß selber hinterm Pflug gegangen sein, der in seinen Werken den Bauern und das

Bauerntum so unverfälscht schildern, so echt zeichnen kann. Und so ist es auch! Wilhelm Niedermayer ist selbst Bauer, ja sogar ein Studierter und hat an der Technischen Hochschule in München manches Semester gedrückt, ehe er heimgefunden hat zu seiner Kunst in die Einsamkeit der Heimat, des Bayernwaldes. Seit Jahren haust er nun dort, ohne aber die Verbindung mit dem Kunstleben der Stadt der deutschen Kunst, Münchens, verloren zu haben. In tiefster Einsamkeit hat er sich

da, wo auch sein Vater gelebt und gewirkt hat, selbst ein kleines Häusl, eine kleine Kunststätte, erbaut. Und von hier aus unternimmt er Streifzüge und Fahrten in den Wald, zu den Bauernhöfen, zur Bauernarbeit.

Wilhelm Niedermayer ist der Maler des bayerischen und süddeutschen Bauertums in einer Zeit, da der Bauer der erste Bürger des Staates geworden ist, in einer Zeit, die man schlechthin die Zeit des Bauern nennen kann.

Meier



Frau im Kornfeld

Gemälde von Wolf Willrich

Abendsegen

Der Tag gab unsern Mühlen
Ein heiteres Verglühen
Froh, feierabendreich.
Was wir noch mehr verlangen,
Ist vor uns aufgegangen
Im Duft der Erde warm und weich.

Es regt sich in den Gärten,
Groß wird der Sommer werden,
Da uns die Saat gedeiht.
Und jedem sei beschieden
Die Ernte und der Frieden
Und eine Heimat in der Zeit.

Wolfram Dieterich

Die alt' Lechnerin

Von Franz Langheinrich

Es ist ein warmer Junitag. Still sonst sich der See im lauen Winde. Der kommt westlich, vom oberen Waldeck herunter über die Wiesen und Äcker, treibt sich ein bißchen im Dorf umher und weht dann zum See hinab. Die Wellen kräuseln sich in wohligem Behagen. Von der waldigen Höhe des Ostufers schaut die Klosterkirche herüber. Hier am westlichen Seerand duckt sich das Kirchlein von Holzhausen bescheiden unter die weitgespannte Himmelsbläue. Um seine Mauern auf dem kleinen Hügel glänzen die hellen Grabsteine in der Sonne, weiter drunten liegen die Holzhausener Höfe. Beim Lechner am Eck brennen die roten Nelken im Fenster. Die alt' Lechnerin sitzt dahinter in der dämmerigen Stube. Sie sitzt am gewohnten Platz auf der Holzbank zwischen zwei Kissen beim Spinnrad. Das große Rad geht, die Gedanken der Lechnerin gehen mit. Der Schafsdarm schnurrt ums Rad — wie oft haben ihn die Mäus' schon weggefressen, wenn das Rad am Speicher ruhte. Das Spinnrad hat die Lechnerin von der Mutter mitgebracht, vom Oberland herunter. Damals sagten die breiten See-Bäuerinnen mit ihren 36 Ellen Rockstoff und dem wuchtigen Bänderschmuck dem Hochzeitler Lechner: „Wo hast denn die herbracht? Die schaut ja aus wie a Ackerschneit!“ Damals war die Lechnerin schlank, jetzt ist sie dürr. Und der Lechnerbauer liegt schon lange droben bei der Kirch' am Freihof. Sein Sterbebett hatte im Oberstock gestanden. Weil die Stieg zu eng ist, mußten sie ihn am Seil von der Altane herunter lassen. — Das Rad surrt und die Gedanken surren mit. Den Fiachs haben sie immer selber gebaut und gedörrt. Brechen tun sie ihn im Dorf mitssamen, einmal bei dem, einmal bei dem. Wer nicht dabei ist, wird ausgerichtet. Die Lechnerin zupft das Werg von der Kunkel und feuchtet die Finger im Wasserschlüssel. Der Faden muß gut eingezogen werden; wenn er reißt, ist's fad, ihn wieder zu holen. Das Rad surrt. Wenn's gut geht, gibts heut wieder anderthalb Spulen, einen ganzen Schneller feinen Faden. Dann kriegt's der Weber. Zeit ihres Lebens hat sie das eigene Leinen gehabt für die Hemden, die Betten, die Kinder, fürs ganze Haus. Ihre Leinwand hält ein Menschenalter aus und noch länger. Das Rad surrt.

Am Samstag ist der Feistl, der Uttinger Schuster und Hochzeitlader mit seinem wehen Fuß durchs Dorf gehinkt und hat die Ladung verkündigt: „Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich versprochen der tugendsame Jüngling Korbinian Lechner mit der tugendsamen Jungfrau Kathi Jobe, welche künftigen Montag als den sechzehnten Juni morgens zehn Uhr in dem priesterlichen Gotteshaue zu Utting die priesterliche Einsegnung und Hochzeit dann veranstaltet ist. Hernach geht man in die Tafelwirtschaft des Herrn Anton Zimmermann von Holzhausen, wo ein ländliches Hochzeitmahl veranstaltet wird und verakkordiert zu fünf Mark. So sind Sie höflich inventiert und eingeladen im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit Gott Vater, Gott Sohn und der Heilige Geist.“

Das Rad surrt. Ja, und heut hat er nun Hochzeit, der Korbinian. In der Früh um sechs sind die Uttinger Musikanten mit dem Feistl herübergekommen und haben Rewell geblasen durchs Dorf. Der Korbinian ist im blauen Schurz und Pantoffeln hinauf zum Jobe und hat die Kathi ins Haus geholt. Mit der Näherin haben sie ihr das Brautgewand angezogen, ganz schwarz, und weißer Schleier und Myrtenkranz. Dann sind sie alle hinüber nach Utting, der Fimpat, der Anton Zimmermann voraus auf seinem Gaul, dem Goldsattel; alle in der Joppen, aber die Frauensleut im Festgewand; die alt' Lechnerin ist daheimgeblieben. So still ist's um sie her — nur das Rad surrt und der Faden gleitet durch ihre zittrigen Finger. Sie weiß von ihrer eigenen Hochzeit her, jetzt sind sie drüben in Utting beim Oberwirt und es hat Bratwurst gegeben, Brezen und Andechser Klosterbier. Dann geht der Zug

mit der Musik zur Kirche. Zuerst die Jünglinge, dann der Hochzeitler mit den Beiständen, dann die Mannsleut, dann die Braut, zwischen der Nächsten und dem Gruber Kaspar, dem Polizeidiener, zum Schluß die Frauen und Jungfrauen. Das Rad surrt, langsamer, und bleibt stehen. Die alt' Lechnerin ist eingeschlafen. Da ist sie aufgeschreckt von einem lauten Büchenschuß, und noch einer und noch einer. Sie sind wieder herüber in Holzhausen. Hinter der Kirch hat der Jager geschossen — den Hochzeitler hat's gerissen. Und der Beiständer, der Däschler Lenz, lacht heimlich: „Ja, wenn die Wilderer Hochzeit machen, muß der Jager schießn.“ —

Beim Anton Zimmermann ist große Hochzeitstafel. Nudelsuppen — Voressen — Rindfleisch mit Kraut. Dazu spielen die Musikanten den Kraut-Tanz auf. Und wenn der ausgetanzt ist, kommen die Brat- und die Weißwürst. Dann wird Kalbsbraten und Schweinsbraten aufgetragen und Soßfleisch zum Herausbrocken und saure Leber. Am Hochzeitstisch bei den Brautleuten und den Beiständen und Geschwistern und Fimpaten haben sie noch Kalbskopf und Einwickelbraten. Jeder kriegt zwei Brot und drei Brezen und Bier, so viel er mag. Was man nicht zwingt, kommt ins Booschdöchl am Fensterstock. Zwischen Jedem Gang wird Luft geschafft mit Landlern und Schleifern. Und mitten im Mahl erhebt der Feistl, der Hochzeitlader, seine ölige Stimme zur großen Hochzeitrede: „Hochzuverehrende Hochzeitsgästel! So lese ich im fünften Kapitel am zweindzwanzigsten und dreindzwanzigsten Verse beim Apostel Paulus: Dieses ist ein großes Sakrament. Aus dieser Beziehung etwas mehreres zu sprechen ersuche ich um gefälliges Stillschweigen und sich ruhig zu verhalten. So viel ich sehe, ist nun alles im besten Wohlstand und Vergnügtheit. Ich komme aber nicht, um ein Vergnügen zu stören, sondern bei so Ende gehn des Tages nicht nur ein leibliches sondern ein geistiges Vergnügen gegenwärtige Anrede zu verschaffen. Hochzuverehrendes Brautpaar! Betrachtet dieses große und heilige Werk so in diesem Zeitpunkt mit Euch vergangen, damit die Eheleute und das menschliche Geschlecht fortgepflanzt werden. So sehen wir schon im Eingang unsere Stammeltern Adam und Eva — Gott sprach zu ihnen: wachset und vermehret euch und füllet die Erde an. In dem man nicht kaltsinnig oder mit unedlen Absichten drohen darf, der Ehestand wäre nur eine menschliche Satzung oder leichtsinniger Gebrauch. Alle sonst gewöhnlichen Vergnügungen verbitten darum, geliebteste Brautleute und endlich für dieses und das zukünftige Leben eine wahre Hölle auf den Rücken binden. Dies allein ist notwendig und aus dem Ehestand einen wahren Stand des Glückes und des Vergnügens zu machen. Um aber das verehrte Brautpaar nicht zu betrüben und nicht zu tief in ihre Herzen einzudringen, so will ich mit wenigen Worten beruhigen zu lassen mit einem herzlichem Glückwunsch meine letzten Worte schließen: es lebe der Jungherr Hochzeitler! es lebe die Jungfrau Hochzeitlerin!“

Feistl hatte wunderschön gesprochen. Und als er um sechs Uhr die Titulation ausbrachte und sich für das edle Brautpaar bei allen bedankte und bei jedem mit einem Tusch, bei den Firmgödeln, bei den Nachbarn, bei den Beistehern, da hatte der vierte Hektoliterbanzen die letzte Hochzeitmaß hergegeben. Die Hochzeitler wurden heimgelassen. Über dem See hatten sich dunkle Wolken gesammelt; ganz fern in den Bergen zuckte der Himmel vom Wetterleuchten. Die alt' Lechnerin erinnerte sich in der Früh, daß sie von ihrer Heimat geträumt hatte. Da war sie wieder die Eder Klara gewesen, und der Lechner Sepp war gekommen und sie hatten in der Schönau Gras geschnitten, und alles war so froh gewesen und voll Sonne.



Deutscher Sommer

Fritz Gartner

Der Nazehofbauer Jos. Lipp von Weißensee und seine

Holzschnittkunst

Von der Landstraße Füssen—Weißensee führt ein Hügelpfad auf eine kleine Anhöhe, auf der der Nazehof steht, den der in der Mitte der Dreißiger Jahre stehende Bauer Josef Lipp bewirtschaftet. Wer so zufällig an diesem Hof vorbeikommt, ja ihn vielleicht auch zu kurzer Rast betritt, dem wird zunächst gar nichts auffallen, denn es geht dort zu wie auf jedem Bauernhof des Allgäus und des ganzen Alpenvorlandes, auf dem ein rechter Bauer haust, der in allem nach dem Rechten sieht und bedacht ist, daß die Wirtschaft weiter und vorwärts geht. Wer aber länger dort verweilt oder gar in den Wintermonaten hinkommt, wo es draußen auf den Feldern und Äckern nicht viel zu tun gibt, der wird erkennen, daß dieser gleiche Bauer auf dem Nazehof auch noch eine andere Tätigkeit ausübt, die man sonst eigentlich bei einem Bauer am allerwenigsten vermuten würde. In der Zeit, die ihm die Bewirtschaftung seines Hofes noch freiläßt, stellt Josef Lipp Holzschnitte her. Er hat damit in seinem achtzehnten Lebensjahr begonnen, nachdem er auf dem mit Gründen nicht allzu reich begüterten Hof in einer karglichen Kindheit



An der Tränke

Josef Lipp

eine gar harte Lebensschule durchgemacht hatte, heißt es doch auch heute noch „das Sach zusammenhalten“, damit die Wirtschaft einigermaßen auskömmlich weitergeht.

Unter solchen wirtschaftlichen Verhältnissen ist es durchaus begreiflich, daß Lipp für eine Liebhaberei, wie sie die Holzschnittkunst zunächst ja auch bedeutete; schon gar nicht die Mittel hatte, bei einem Lehrer in die Schule zu gehen. Vielleicht war aber gerade dies der eigentliche Grund dafür, daß er es heute auf diesem Gebiet künstlerischen Schaffens zu einer unbestrittenen Meisterschaft gebracht hat. Was er hier schuf, hat er ganz allein aus sich heraus geschaffen, und daß er dies konnte, verdankt er seiner Verbundenheit mit der Umwelt, in der er auf seinem Nazehof jahraus, jahrein lebt. Aus der Natur seiner Berge hat er auch von Anfang an die Motive für seine Bildwerke genommen.

Der Holzschnitt in seiner handwerklichen Seite hat etwas Kraftvolles, Kerniges, eigentlich volkstümlich Urwürdiges, in seiner künstlerischen Seite aber etwas ganz seltsam Feines, Zartes und Gemütvoll.

Den Bauern und Künstler Lipp kann man am besten vergleichen mit einem jener echten Heimatschriftsteller oder Volksdichter, die es aus ihrer Verbundenheit mit Volk und Boden heraus einfach treibt, ihre Empfindungen und Stimmungen in einer hochwertigen künstlerischen Form anderen mitzuteilen, als sonst die große Masse hierzu befähigt und in der Lage ist. Für den Nazehofbauern ist eben der Holzschnitt dieses andere hochwertigere Ausdrucksmittel. Darum sind eben auch die Vorbilder zu seinen Werken ausschließlich seinem Alltagsschaffen und der ihn umgebenden Heimat entnommen.

Die letzten Wurzeln jener Kraft, die auf irgendeinem Gebiet, sei es geistiger oder künstlerischer Art, zu besonderer Leistung befähigt, liegen immer in der lebenspendenden Scholle des Heimatbodens.



Josef Lipp

Dr. F. Lüers, München

D' Impfung

Von Th. Bauer - Peissenberg

Schon lang allowell hat die Mutter im Blattl nachgeschaut, wann heuer die Impfung ist. Endlich ist der Termin dringstend. Das war schon vor einigen Wochen und es ist auch notwendig, daß man's eine Zeitlang vorher weiß. Das ist aber nicht nur für die Mutter eines impfpflichtigen Kindes wichtig; die Geschäfte, die Weiß-, Woll- und Schnittwaren führen, die Nahterinnen und vielleicht auch ein wenig die Schuhläden, sind dran interessiert. — Denn jede Mutter eines Impflings setzt ihren Stolz darein, daß ihr Sepperl oder Hansl, ihr Marala oder Annerl, oder wie sie alle heißen, am Impftag funkelnelneue „oglegt is“. Und weil die Impfpflicht alle im Vorjahr Geborenen angeht, kommen Kinder vom 5. Monat bis zu fast eineinhalb Jahren in Betracht, und drum auch die verschiedensten Bekleidungsstücke. Während die Jüngsten kaum dem Windelpack entwachsen sind, tragen die Ältesten schon mit Stolz die ersten Hosen oder richtigen Kleidlin. Und wenn die Kleinsten die meist von der Mutter selbstgefertigten „Bantscherlen“ anhaben, macht mit den Größeren schon der Schuster das erste Geschäft. — Man sieht also, die wirtschaftliche Bedeutung des ersten Impftages ist gar nicht so gering zu achten. —

Endlich ist er da, der große Tag! — Der Hausgang im Postwirts- haus ist heut eine Kinderwagengarage. Alle Arten von Kinderschäserln, Heuwagerln, Sportwagen, ältere und älteste Modelle und der letzte Typ — ein Stromlinienkinderwagen — stehen friedlich beieinander. Ein Impfling kommt per Auto und ein junger Bauer aus einer Riederschaft hat eingespannt und kutschiert seine Bäuerin mit dem Hoferben höchst eigenhändig zur Impfung. „s leids schier net recht, i hätt's dahoam grad neati, awa da Bua is's wert“, meint er lachend voll Vaterstolz.

Und dann im Impflokal: Da sitzen und stehen die Mütter, die Kinder am Arm, und die sind alle sauber „zammadockert“, die Madin, wenn die Haar schon länger, oder wenns gar „Lockerlen“ haben, ein Mascherl am Kopf, und alle die kleinen Menschlein sind so lieb und appetitlich, daß man's grad gern anschaut. —



Allgäuer Bauernbub

Josef Lipp

Mütter sind beisammen und unterhalten sich und alles dreht sich halt um die Kinder — ums Zahnen, ums Laufen usw. „A kloans Binkala is a, awa fesch.“ „Mei, icht ja sei Vadder a net groß.“ — An einem andern Tisch erzählt eine junge Mutter voll Stolz, „wia scheidet des Büble scho ist, Handele gebn ko er scho lang und zoagn, wia groß is da Buwi.“ Aber der Buwi mag grad nicht und die Mutter ärgert sich recht, weil er's dahem immer macht. „Da brauchts nia nix und gfrendelt hat er a net, i sag halt, wia älter, wia dümmer werns.“ — Ein kleines Mädel war eingeschlafen und mußte geweckt werden, es schreit, „wia werns am Spaß steckt.“ „Bi do stad“, tröstet die Mutter, „kriagst Guatsalen“, aber nichts hilft, und eine Frau meint, daß vielleicht „a paar hinten drauf“ wirksamer wären. Da gibts Protest. „A Kind unter an Jahr soll ma net haun, sonst vergehn üwahaupts koane Schläg mehr.“ — Zwei Frauen, sie sind miteinander aufgewachsen, treffen sich. Länger haben sie sich nimmer gesehn. „Hascht o no ebbs kloans“, fragt die eine. „Mei, wenn ma halt Malen hat“, seufzt sie, sie hat das Ledige von der Tochter im Arm und Tränen in den Augen. — Und die andere, die ein Kostkind mütterlich betreut, meint: „Werd a groß wern und unsa Herrgott werds scho recht mache.“ — Da und dort vertreibt sich eine Mutter die Wartezeit mit Essen und Trinken. Abbeisserlen gibts, Bier und Limonad. — Und dann schaut man eben, daß man auch dran kommt. Ein molliges Armerl wird entblößt, ganz schnell geht's vorwärts. — Das Kind ist geimpft, wird wieder angezogen, man ist einander behilflich. Der Saal, in dem Lachen und Weinen, Glucksen und Lallen durcheinander schwirrt, wird schön langsam leer. — Ein wichtiger Tag für Mutter und Kind geht vorbei — die Impfung ist der erste Schritt des kleinen Erdenbürgers an die Öffentlichkeit.

Auch in der „Garage“ wird's lichter. Bauernschäserl, Heuwagerl, Sportwagen und Stromlinienmodell rollen heimwärts — und was drin liegt oder sitzt, schlummend, weinend, lachend oder krähennd, was ins Leben hineinwacht — — das ist Deutschlands Zukunft!



Badende am Weißensee

Josef Lipp



Ernte im Gewitter

Willi Döhler

DIE PAPAGEIENWÄSCHER

Von Karl Gideon Gössle

Ein Schwabe, der zu der Zeit, als es noch keine Dampfmaschine gab, auf einem Dreimastsegler die Meere der Welt befuhr, und der es so zum Steuermann gebracht hatte, beschloß, die alten Tage in seiner Heimatstadt Stuttgart zu verleben. Er musterte in Bremen ab und kam in Württemberg an, nachdem er ganz Deutschland mit der Postkutsche durchquert hatte. Er ließ sein umfangreiches Gepäck vor dem Hotel „Herzog Christoph“ abladen. Er war glücklich, als alter Mann wieder da gelandet zu sein, von wo er als Junge die Lebensreise angetreten hatte. Nicht ganz so wohl fühlte sich der Begleiter unseres Seemanns, ein prächtiger buntfarbener Papagei. Er war während der ganzen Reise in einem engen Käfig eingesperrt gewesen. Das harte Stoßen und Poltern der Postkutsche hatte er lange nicht so gut vertragen, wie das weiche Wiegen des Dreimasters auf den Wellen des Ozeans. Als sein Herr mit ihm das Zimmer im „Herzog Christoph“ betrat, forderte er gebieterisch: „Lora rrrraus!“ Der Käfig wurde geöffnet. Der Papagei entkroch ihm und fand Trost auf einem Hirschgeweih, das über der Tür des Raumes angebracht war. Dieses Hirschgeweih erinnerte den armen

Vogel an Urwaldgezwang. Müde, wie er war, dämmerte er ein, nachdem sein Herr das Zimmer verlassen hatte.

Lora wachte erst wieder auf, als ein fremder Mensch den Raum betrat. Es war das Zimmermädchen. Sie sah nicht den Papagei über der Tür, und dieser hielt es für geraten, sich nicht bemerkbar zu machen. Lora frohlockte innerlich, als das Mädchen ahnungslos das Fenster aufmachte, weil ihr der Raum nicht gut genug gelüftet zu sein schien. Und beinahe hätte sich der Vogel durch Wonnegelächze verraten, als der dienstbare Geist das Zimmer verließ und das Fenster sperrangelweit offenblieb. Und nun tat Lora etwas, das jeder andere Papagei in seiner Lage auch getan haben würde: er flatterte herab vom Hirschgeweih und vertauschte die Enge des Hotelzimmers mit der großartigen Weite der Welt. Der Vogel strebte, das Meer der Häuser Stuttgarts hinter sich lassend, hoch in den blauen Äther hinauf. Das Fliegen machte nach dem langen Stillsitzen Spaß. Mächtig hob und senkte er die Schwingen. Ein Urinstinkt ließ ihn die südliche Richtung einschlagen. Er flog und flog und flog. Er kam aber weder nach Ägypten noch nach Italien, ja nicht ein-

mal an den Bodensee. Er erreichte nur Gönningen auf der Schwäbischen Alb. Als er diesen schönen Ort überflog, begann es bereits zu dämmern. Weil er müde und hungrig war, glitt er herab aus den Lüften und ließ sich nieder auf einem frucht-schweren Apfelbaum. Er pickte ein paar Äpfel an, steckte den Kopf unters Gefieder und schlief ein. Seine letzte Empfindung war, daß er fröstelnd Heimweh verspürte nach dem vertrauten Gesicht seines schwäbischen Herrn und Seemanns.

Am andern Morgen wachte Lora auf durch ein Gewirr von vielen Stimmen. Auf der Straße vor dem Garten und um den Apfelbaum herum, auf dem er saß, hatte sich halb Gönningen versammelt und bestaunte den großen, bunten, herrlichen Vogel. So einer war in Gönningen noch nie gesehen worden. Ja nicht einmal gehört hatten die Gönninger, daß in Gottes Schöpfung die Farbenpracht und Schönheit eines Papageis mit einbegriffen sei. Kunde von fernen Zonen drang eben nur schwer hinauf auf die Schwäbische Alb zu der Zeit, als sich unsere Lora nach Gönningen verirrt hatte. Es gab damals noch keine Eisenbahnen und Automobile; und Elektrizität und Radio harrten noch ungeschlossen der Erfindung und Auswertung.

Unter den Gönningern bildeten sich im Angesicht des fremden Vogels zwei Parteien, die zäh und verbissen um ihre Meinung kämpften. Zum Sprecher der einen Partei warf sich der Herr Pfarrer auf, der äußerte, daß unter den Federn Loras das Herz des Teufels schlagen müsse, denn es liege im Wesen des Teuf-lischen, daß es sich hinter verführerischer Pracht und greller Buntheit verstecke. Er sei dafür, eine Prozession zu veranstalten und den bösen Feind zu Ehren Gottes zu verbrennen. Dieser Auffassung widersprach der Lehrer als Haupt der anderen Partei. Er war ein Aufklärer, ein Leugner aller Wunder und ein geistiger Ahne der französischen Revolution. Er behauptete steif und fest, daß der fremde Vogel gar kein fremder Vogel sei, sondern eine angemalte Taube. Er schlug vor, dem bunten Federvieh die Farbe abzuwaschen und es so in sein Urbild zurückzuverwandeln. Er vermochte die Mehrzahl der Gönninger Stimmen auf sich zu vereinigen. Selbst der Herr Pfarrer war einverstanden, nachdem ihm zugesichert worden war, daß Prozession und Verbrennung

stattfinden sollten, falls sich der böse Feind nicht in eine Friedenstaube verwandeln ließe. Daß das unmöglich sei, war er selbstverständlich fest überzeugt.

Während also über ihr Schicksal gewürfelt wurde, äugte unsere Lora hinab vom Apfelbaum in die Menschenmenge und suchte nach ihrem Herrn. Als sie diesen nicht fand, wurde sie traurig. Sie war noch wie zerschlagen von dem langen ungewohnten Flug, und sie war hungrig, denn die Apfelmahlzeit am Abend vorher war ihr nicht sonderlich gut bekommen. Sie bereute, die vertraute Zimmer-Geborgenheit mit der verwirrenden Weite der Welt vertauscht zu haben. Sie leistete keinen nennenswerten Widerstand, als sie ein Gönninger Bürger vom Baum herunterholte. Sie verschtete zwar die Menschen aber als Spender von Sonnenblumenkernen und Kuchenstücken waren sie sehr wohl zu gebrauchen. Sie würde schon mit ihnen fertig werden.

Leider aber wurden diesmal die Menschen beinahe mit Lora fertig. Sie steckten das Tier in einen Bottich mit kaltem Wasser und rieben an ihm herum, daß ihm Hören und Sehen verging. Als auf diese Weise des Vogels buntes Gefieder nicht taubengrau wurde, probierten sie es mit warmem Wasser. Als auch das nichts half, kam kochendes Wasser an die Reihe. Nun aber hatte unser Papagei genug. Sobald er ein paar Spritzer des heißen Elementes abbekommen hatte, krächzte er „Lora rrrrauss!“ und hieb mit seinem scharfen Schnabel auf die ihn haltenden Hände, daß Blut floß. Man ließ ihn für einen Augenblick los und der genügte, kam davonzukommen. Zerzaust und zerschunden flog Lora von dannen. Ob der Vogel zu seinem Herrn zurückfand, entzieht sich unserer Kenntnis. Weder die Aufklärung noch Prozession und Scheiterhaufen hatten einen Sieg erringen können.

Am Ende sei noch folgende Warnung ausgesprochen: Wanderer, so du nach Gönningen kommst auf der Schwäbischen Alb, dann erzähle nichts von dieser Geschichte, insbesondere nenne nicht seine braven Bewohner „Papageienwäscher“. Es könnte sich sonst ereignen, daß sie dich in einen Kübel heißen Wassers stecken und dich waschen, wie du noch nie gewaschen worden bist!



Beim Mähen

Hans Friedmann

Geschichte vom Stangenkäs

Von Scharfenberg

Seine Herkunft

Kommt das Ei aus der Henne oder die Henne aus dem Ei — das ist bekanntlich eine Frage, über die sich Gelehrte und Laien noch nicht so recht einig sind.

Ebenso verhält es sich mit dem Stangenkäs; es hat nämlich in Oberbayern einmal ein Käser gelebt, der hieß Käs. Und da er so lang wie eine Hopfenstange war, so gab man ihm den Namen Stangenkäs. Dieser Stangenkäs machte auch Stangenkäs, der bis Norddeutschland hinauf berühmt wurde. Die besten und verwöhnten Leute verzehrten ihn zum Frühstück, weil sie bald inne wurden, daß er nicht nur schmackhaft, sondern auch der Verdauung förderlich war.

Stangenkäs hoäß i, auf *Stangenkäs*
tat i schaffa und . . .

Der besagte Stangenkäs nahm einst an einer Kriegerfestlichkeit teil. Er hatte nämlich bei den „Leibern“ gedient. Auch ein bayerischer Prinz war anwesend; dem fiel

natürlich der große Mann auf. Er sprach
ihn an und fragte:

„Wie heißen Sie denn?“

„Stangenkäs hoäß i.“

„Was schaffen Sie?“

„Auf Stangakäs tat i schaffe.“

„Und was essen Sie, weil Sie so groß geworden sind?“

„Stangakäs iß i, Hohelt, und ...“

„Ich weiß schon, ich weiß schon“, wehrte der Prinz vergnüglich lächelnd ab.

Wie der Stangenkäs 60 Russen
gefangen nahm

Einer von den Stangenkäs-Buben nahm am Weltkrieg teil und kämpfte gegen Rußland. Er war auch immer jung; denn sein Vater war bereits in hohem Alter gestorben. Auf einer „Patrroull“ geriet er in einem Wald bei Lodz unter einen feindlichen Haufen und mußte sich ergeben. Es war ein regnerischer Tag. Die Russen nahmen Stangenkäs mit und schlugen samt ihm ihr Lager in einem Bauernstadel auf. Stangenkäs verspürte Hunger und be-

schloß, Brotzeug zu machen. Er zog aus seinem Futterbeutel Brot, und wie es sich für einen Bayern und dazu noch Stangenkäse-Buben gehörte, ein Trumm Stangenkäse hervor, der einen appetitlichen Duft in dem Stall verbreitete. Die hungrigen Russen schnuffelten mit ihren Pfpfennasen in der Luft herum und das Wasser lief ihnen vor Lüsterheit im Mund zusammen. Der gutmütige Bayer ließ sie kosten, natürlich bekam jeder nur ein ganz winziges Stück. Dann machte er ihnen klar, daß jeder russische Gefangene täglich „so a Trumm“ davon in Deutschland erhalten würde. Daraufhin beschlossen die Russen, nach einem Kriegsrat, den sie an Ort und Stelle abhielten, sich in deutsche Gefangenschaft zu begeben.

Es waren 60 Mann und als der Kompanieführer Stangenkäs mit diesem Haufen Gefangenen ankommen sah, rief er ihm zu: „O mei, Stangenkäs, wie host du denn dös firtl bracht?“

Antwortete Stangenkäs:

„Umzingelt hob i die Bagasch, umzingelt,
Herr Hauptmann!“

Direkt vom Hersteller!

Steppdecken ab M. 16,50
Daunendecken ab M. 38,50

Federn, Betten, Inlets gut und preiswert. Großes Lager modernster Bezugstoffe. Umarbeitung aller Decken und Plüschs. / Unverbindliche Musterzusendung nach auswärts!

Centa Triendi, München F
Färbergraben 21/I (Kein Laden) - Telefon 13877

Bad Wildungen für Niere und Blase
ZUR HAUS-TRINKKUR: bei Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Harnsäure, Gicht, Zucker
Helenenquelle

**Preiswert, solid,
Schuhe
von Rid!**
Wasserfeste
Marschstiefel
in allen
Preislagen
Uniform-
zugstiefel in
großer Auswahl

Qualitätsdrucke
geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrenstr. 8-10, Tel. 20763

**Wieder
Lebensbund**

Die älteste, best-
beliebte, bewährte Groß-
Organisation d. Stich-
findens u. soll nahezu
200 Jahren alt sein!
gewissen, Haller b.
d. Ehrenhalle, Keine
Kasse, keine Mitglieds-
Voraussetzungen.
auch von kleinen Be-
trüben, die sich nicht
auflösen können, die
geg. 24 Pf. Porto d. e.
durchschicken!

Verlag Berster
München 67
Sendlingerstraße 55

**Hofmeister's
Kräuterkuren
gegen
Rheuma**

u. Bajedon
Tee zum Trinken
und Umschläge
Unschädlich, u. giffert!
Bere. Gilt. Ist beständ.
Seit 1870

**Geheile, Hofmeister's
Kräuter**
bei Wundten

Bei quälendem Asthma

Straßenschuhe
Hauptpreislagen RM
14,50, 16,50, 18,50 usw.
Schuhhaus
Rid
München 2 NO
nur Fürstenstraße 1
1 Min. v. Odionsplatz
und sonst nirgends
Gegründet 1873
Vertragslieferant d. A. B. C. — Lieferung aller Kleiderkassen

Klischees *Herbert*
für Reklamezwecke
Kunst, Entwürfe
u. Zeichnungen
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Werbung
bringt Arbeit

 **Kinderlachen — Kinderfreude in Dein Haus!**
Nimm ein Ferienkind!



Oberbayerische Bäuerin

L. G. Schmidbauer
(Bavaria-Verlag Gauting)

Gewitterschwüler Abend

Der Abend ist so seltsam fremd und nah
Und viele sind noch nicht vom Feld gekommen —
Ein alter Mann hat ängstlich seinen Stuhl mit in das Haus
genommen,
Als er sich plötzlich einsam vor der Türe sitzen sah.

Im Beete stehen — starr, wie unter Glas — die Bohnenstangen —
Ich muß an jenen Bettelmann von heute Morgen denken
Und möcht ihm jetzt so gern und viel für Brot und Obdach
schenken. —
Doch der ist mit dem Tag schon längst ins weite Land gegangen.

Ein Laden schlägt — und um die schwarze Scheuer flakt ein jüher Wind.
Im Dielenholz zernagt ein Wurm gemächlich die gelähmte Zeit. —
Die Felder beten nun. — Und wie aus einer Ewigkeit
Weint irgendwo im Dorf ein müdes Kind.

DIE LUSTIGE „JUGEND“

Bauernwitz und Bauernschmitz Vom Baumstiefenlenz

Der Bauernwitz ist a ganz a bsunderer Sorten von Volkswitz, is alleweil a prächtige Mischung von Spaß und hingspitzter Wahrheit, feinem und grobem Humor und pöflichem Ernst. Bauernwitz werden net fabriziert, um als Unterschrift für a gute Karikatur zu dienen — Bauernwitz, überhaupt all der Humor, der auf'm Land wächst, hat fast alleweil irgendein wirkliches Geschehnis als Ursache und wenn man solche Sachen erzählt, nachher weiß man auch, wer den Witz oder den Schnitt einmal angegeben hat.

Sie werden aber meinen, daß ein Bauernwitz so stark ist, daß ein Frauenzimmer in Ohnmacht fallen, oder daß man bei an Herrenabend 's Licht ausdrehen muß, wenn man's erzählt, damit man vielleicht meinen könnt, die Herren schämen sich. Also, da kann ich Sie gleich beruhigen. Der Bauernwitz is so was Harmloses, Lustiges und dabei Natürliches, daß S' Ihn dabei gar net anlehnen brauchen. — Und weil er so einfach ist und gar nicht hinterfotzig und zwieideutig, drum hört man ihn immer seltener, erzählt wird er halt noch gern, wenn man am Winterabend in der Bauernstube zusammen sitzt und wer die schönsten Witz erzählen kann, der is alleweil schon ein angesehener Mann.

Also erzählt i halt amal: Wann's Ihnen gfallt und Sie können drüber grinsen, nacha freut's mich und wenn S' ger drüber lachen müssen, nacha greut's mi noch besser. Alles, was i erzähl, is entweder wahr oder es is a Lug. Da können S' Eahna nacha nehma, was d' brauchst.

Is amal — scho länger her — a Dorfvorsteher aufs Bezirksamt kemma und ersucht da den Bezirksamtmann um a Feuerspritze für sein Dorf. Der Bezirksamtmann sagt: „Jawohl, Kerndl, ich werd mich dafür verwenden, heut hab ich aber keine Zeit.“ — Der Kerndl packt seinen Hut und geht. Nach einer Viertelstunde klopfst wieder beim Bezirksamtmann und der Kerndl kommt wieder herein und als ihn der Bezirksamtmann fragt, was er denn jetzt wolle, sagt er: „A Feuerspritzen möcht i halt.“ „Ja“, sagt der Bezirksamtmann, „ich werd sorgen, daß Ihr Dorf eine Feuerspritze bekommt.“ — Also, der Kerndl geht. Nach einer Viertelstunde kimmt er aber wieder, macht d' Tür auf, steckt den Kopf rein und sagt: „Herr Bezirksamtmann, a Feuerspritze!“ — Fuchsteufelswild wird da der Amtmann: „Ich hab Ihnen doch schon gesagt, daß ich heute keine Zeit habe.“ Da sagt der Kerndl: „Woabst, i brauchts halt glei, es brinnt nämli scho zwoa Stund.“

Kimmt da amal der Bichlbauer mit an kloan Räucherl spät in der Nacht hoam und schleicht bei der Tür ein. Sie Weib aber hat eh scho gwart', bis er kimmt und halt ihm a lange und ausgiebige Ständelehr. Lange Zeit hört sich der Bichlbauer die Predigt an, nachher nimmt er d' Latern, zünds an und sucht damit auf dem Stubenboden umananda. Er sucht und schaut, bis's der Bäuerin z' dumm wird und sie halt an Augenblick stad mit ihrer Predigt und fragt'n: „Was suchst denn?“ Da sagt der Bichlbauer saukal: „Dös Brettl suach i, dös an dei Maul hinghört.“

Der Breberermirl ihr Mann is krank und is halt hübsch schlimn beianand. Sie holt'n Bader und der schaut sich den Mann an. Nacha sagt er zu der Mirl: „Mirl, i kann dir net helfa, dei Mo wird halt ins Gras beißen müssen.“ „Ja mei“, sagt d' Mirl, „dös wenn eahm helfat, Gras kunnt er habn soviel er mag.“

Der Rammlhäuslepp hat als Erster im Dorf sich an Rundfunk angeschafft. Da sagt er voller Stolz zu sein Nachbar, dem Brachl: „I kann gar nüt verstehn, wie unsere Vorfahren ohne Rundfunk, Auto und Flieger hamn leben können.“ Sagt der Brachl drauf: „Schau, dös hamms eh net können, drum sans ja gestorbn.“

Da hats amal brennt. 's schönste Anwesen im Dorf, a zwostöckigs Haus is's gewesen. Kimmt a Feuerwehrmann zum Hauptmann: „Hauptmann, mir könnn net aufs Dach, weil d' Leitern z'kurz san.“ Sagt der Hauptmann: „Nacha laß mas vorläufig amal niederbrenna bis zum ersten Stock, nacha glängens scho.“

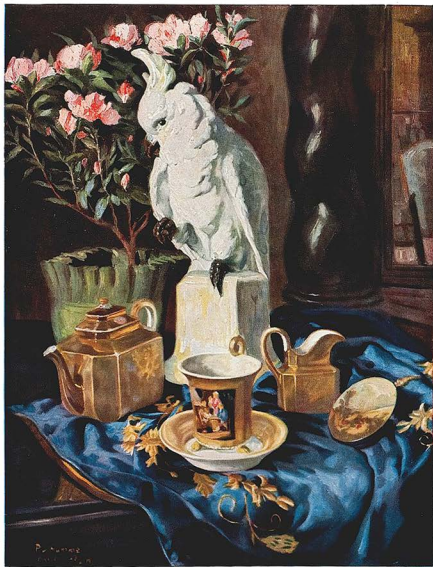
San amal im Bayerischen Wald etla Sachsen zur Sommerfrische gewesen. Da wird an Frühele auf einer Tour übel. Meint einer: „Ach Gott, wenn wir doch etwas Rum oder Schneps hätten.“ Gott sei Dank, war ein Wirtshaus in der Nähe und gleich is die ganze Gesellschaft auf den Wirt los. „Ach, Herr Wirt, könnten wir nicht ein bißchen Rum kriechen?“ Sagt der Wirt a bißlel verwundert: „Ja, i hab nix dagegen, wenns euch a Freud macht, nacha kriachts nur rum.“



Postort: München

NUMMER 23 1937 PREIS 60 PFENNIG

Jugend



„Stilleben“

P. v. Hamme

Das Böse und das Gute

VON ODA SCHAEFER

Vor einigen Jahren verbrachte ich die Zeit vom Ende des Winters bis zum Frühsommer in einem ländlichen, schlesischen Gasthaus, einem Kretscham, wie es dort heißt. Das Gasthaus lag am Rande des Waldes, vom Dorfe durch Wiesen und Felder getrennt. Da sich im Dorf noch ein anderer Kretscham befand, kamen hierher die Bauern nur des Sonntags zum Tanz, in der Woche blieb alles leer und einsam.

Eines Tages, die Luft schwebte blau und leicht wie im Sommer, saßen Gäste unten in der Stube. Die Tochter des Wirts bediente hinter der Theke, sie schenkte Bier aus und goß Korn in die Feldflaschen, die ihr die Leute hinreichten. Sie kannte sie alle mit Namen und lachte mit ihnen, es waren Holzfäller, arme Häusler aus dem Dorf. In der Stube roch es scharf nach dem Ziegenkäse, den sie mit dem Taschenmesser in Würfel schnitten, und nach billigem Tabak, dessen beizender Rauch ihre Kleider verwittert zu haben schien. Einer von ihnen war sehr alt, Haut und Kleidung hatten die graubraune Farbe und die tiefen Falten der Baumrinde angenommen, nur der Bart und das wenige Kopfhaar flammten jung und rot wie ein Kainszeichen.

Die anderen ließen ihm keine Ruhe, sie stießen ihn an und in ihrem Spott klang die Rohheit derer, die Rache nehmen wollen. Rache an jemand, den sie bisher gefürchtet hatten. Dann brachen sie auf, draußen schnauten die klobigen Pferde und klirrten mit den Ketten. Ich fragte die Wirtstochter nach dem Mann. Es sei der Krusch-Hermann, sagte sie, der schlechteste Mensch aus dem Dorf, er ginge nie in die Kirche und zum Abendmahl und habe sein Lebenlang soviel Schnaps gesoffen, daß er sich mittags im Walde die Fliegenpilze koche und essa,

ohne sich zu vergiften. Aber in diesem Frühjahr sei er ganz verändert, alle hätten ihren Spaß daran, oft weine er und sage, er müsse sterben. Ja, ja, wenn ein böser Mensch plötzlich gut wird, dann ist der Tod nicht mehr weit — —

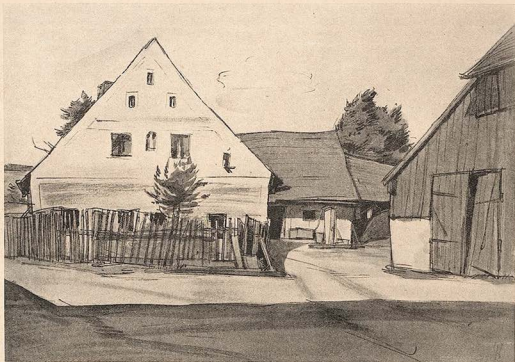
Am Nachmittag sah ich Krusch allein zurückkommen. Seine linke Hand steckte in einem Verband, einem blutgetränkten, schmutzigen Taschentuch. Zeigefinger und Mittelfinger fehlten ihm wie den meisten Holzfällern, jetzt hatte er sich den Daumen abgehauen. Er setzte sich auf die Stufen vor der Tür und verlangte einen Schnaps, seine Augen waren trübe und sein Blick verwirrt, er atmete schwer. Aus dem Gasthausgarten kam der Spitz gelaufen, er blieb vor dem Zaun stehen und wedelte. Da zuckte es widerlich und böse über das Gesicht des Alten, er griff einen Stein und warf ihn nach dem Hunde, wie er es früher immer getan hatte. Der Hund kläffte und sprang zur Seite, doch plötzlich liefen dem Alten die Tränen aus den Augen und er rief jammend den Hund zu sich. Ich sah, wie das Tier nun wirklich erschrak und in einer Staubwolke davon rannte, wie Krusch sich weinend erheben wollte und wieder auf die Stufen fiel. Wir halfen ihm und brachten ihn in das Haus, dort legten wir ihn auf ein Sofa. Er ist nicht mehr aufgestanden.

Später am Tage ging ich in den Wald, die Fäller schlugen einige markierte Bäume, ihre Stimmen schallten kräftig, einige sangen, aber nur ein einziger fragte nach Krusch. Die toten, abgestorbenen Zweige der fallenden Stämme sanken rauschend in das sprießende Unterholz, die Sonne stand schräg und golden hinter dem zarten Grün des ersten Laubes.

STUNDEN BEI NACHT

Die Winde singen eine sanfte Weise
Durch Busch und Wald. Die Welt ist schou und still.
Der Mond, der durch die hohen Bäume will,
Wirft auf den Waldweg silberweiße Kreise
In allen Blättern rauscht es weit und tief.
Mein Blut, das immer mit den Winden lief
Rauscht ruhslos mit durch all' der Stunden Reise.

Wilhelm Edward Gierke



Bauernhof

W. Dirnhöfer

MAGDA HASSLER, Dr. rer. pol.

Von R. Köster

In heiterer Wehmut gedenke ich noch heute manchenmal meines ersten Abenteuers, das ich als neugebackener, nach Freiheit und Taten dürstender Student der Medizin in der Universitätsstadt B. erlebte. Ich hatte besorgte Eltern und eine noch weit besorgtere Verwandtschaft hinter mir gelassen und auch — wie sich das für diese Zeit gehörte — ein kleines, hübsches Mädchen, das Dorothea hieß, beim Abschied sehr traurig war und jeden dritten Tag einen ausführlichen Brief von mir verlangte.

Ich hatte mich rasch in die neuen Verhältnisse gefunden und mich daran gewöhnt, an bestimmten Abenden der Woche ein sehr behagliches und nettes Kaffeehaus aufzusuchen, das nicht weit von meiner Wohnung gelegen war. Sechs- oder siebenmal mochte ich dort gewesen sein, ohne daß sich etwas Aufregendes ereignet hätte. Wie erstaunte ich aber eines Abends, als ich beim Eintritt bemerkte, daß die Kellnerin, die mich sonst zu bedienen pflegte, nicht mehr da war, daß ein neues Mädchen an ihre Stelle getreten war und daß dieses Mädchen eine geradezu verblüffende Ähnlichkeit mit Dorothea aufwies. Ich erschrak sehr und befürchtete im ersten Augenblick romantische Wiederfindungsszenen, wie sie mir aus Romanen geläufig waren; auch hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich nicht — wie versprochen — alle drei Tage geschrieben hatte. Aber das Mädchen war ganz in ihre Arbeit vertieft und kümmerte sich gar nicht um mich. Als sie dann wenig später an meinen Tisch trat und nach meinen Wünschen fragte, hatte ich mich soweit gefaßt,

daß ich ohne Stottern meine Worte herausbringen konnte. Nein, es war wirklich nicht Dorothea. Ich brauchte keine Angst zu haben. Ich beobachtete das Mädchen den ganzen Abend über und entdeckte dabei, daß sie sogar ein bißchen hübscher sein mochte als ihr fernes Ebenbild. Ich redete mir ein, daß eine solche Ähnlichkeit in Gestalt, Gesicht, Bewegung nicht zufällig sein könne, daß hier vielmehr eine Beziehung vorliegen müsse, eine nahe Verwandtschaft etwa, die aufzudecken nun mein ganzes Bestreben wurde. Aber da ich zu jener Zeit noch ein schüchterner, in solchen Dingen überaus unerfahrener junger Mann war, saß ich nun fast jeden Abend taten- und ruhelos auf meinem Stamplatz und überdachte meine Schlichtpläne. Denn um keinen Preis der Welt hätte ich mich dazu bewegen lassen, einfach zu dem Mädchen, das so graziös durch die Tische tänzelte, hinzugehen und sie um ihren Namen zu befragen. Eher hätte ich einen Riesen totgeschlagen. Ich überlegte hin und her, nichts schien mir gefahrlos. Schließlich, als ich nicht mehr ein noch aus wußte, rief ich Fritz zu Hilfe, einen Studenten, mit dem ich mich seit einiger Zeit angefreundet hatte, und vertraute ihm meine Kümernisse. Nun saßen wir beide Abend für Abend mit sorgenvollen Mienen in unserem Kaffeehaus, ent- und warfen einen Plan nach dem anderen oder brüteten schweigend über dem schwierigen Problem, bis das Mädchen, um das es sich handelte, mit nicht mißzuverstehendem Gepolter die Stühle auf die Tische stellte und bedeutsam mit den Augen winkte. Seuf-

zend erhoben wir uns dann und gingen nach Hause, wobei stets der eine dem anderen mit zündenden Worten seine Verachtung ins Gesicht zu schleudern pflegte.

Endlich riß meinem Freund Fritz der schon längst überdehnte Geduldsfaden.

„Georg!“ sagte er eines Abends, als wir wieder kummervoll vor unseren Tassen saßen, „Georg, ich wette, daß du es niemals herausbringst!“

Ich erwiderte in gekränktem Stolz:

„Laß mich nur machen. Ich weiß auch jetzt, wie ich es anstelle. Ich brauche dich nicht einmal dazu. Ganz allein mache ich das.“

Fritz blinzelte nur, meinte höhnisch, dem Tüchtigen müsse man stets freie Bahn lassen und verschwand.

Täglich fragte er teilnahmsvoll bei mir an und um mich nicht zu blamieren, mußte nun tatsächlich etwas geschehen. Ich kam endlich auf folgende, wie mich dünkte, rettende Idee: Eines Abends, als ich wieder einmal unter Stuhlgepolter und Seitenblicken hinausgeschickt wurde, ließ ich absichtlich meine Geldbörse liegen, in die ich ein paar Groschen und zwei Theaterkarten gelegt hatte. Am nächsten Abend fragte ich so ganz nebenbei, ob eine Geldbörse gefunden worden sei? Ich mußte sie hier liegen gelassen haben, und sie sei mir insofern ganz wichtig, da sich Theaterkarten darin befänden. Mein Herz klopfte dabei bis zum Halse. Das Mädchen erwiderte, es sei allerdings eine Börse gefunden worden, doch bitte sie darum, ihr Farbe und Form recht genau anzugeben, damit sie auch sicher sein könne. Während sie das sagte, lächelte sie etwas sonderbar, wie mir schien. Als sie aber die Börse überreichte, fand ich doch den Mut — das war der Knalleffekt des in Szene gesetzten Börsenverlustes — ihr meinen Finderlohn anzubieten, und zwar in Gestalt einer Theaterkarte. Sie sah mich forschend an und zögerte, aber dann entschloß sie sich, sie nahm die Karte, dankte und versprach zu kommen.

Ich war glücklich. Natürlich lagen die beiden Plätze nebeneinander. Links von mir saß Fritz, der sich nichts entgehen lassen wollte, rechts meine schöne Unbekannte. Ich konnte kaum den

Abend der Vorstellung erwarten und war eine gute halbe Stunde vor Beginn an Ort und Stelle. Ich entsinne mich noch genau des Stückes, das gegeben wurde: es war Lohengrin. Fünf Minuten vor Beginn wurde ich ungeduldig; ich nahm Fritz, der sich unterdessen eingestellt hatte, mit mir und machte mich auf die Suche. Wir erwarteten selbstverständlich eine einfach gekleidete, sittsam-beschaidene Bürgerstochter zu treffen und wurden ordentlich blaß, als plötzlich im Garderobenzimmer vom Spiegel her eine Dame in großer Abendtoilette auf uns zursachte und sich als die Kellnerin unseres Kaffeehauses entpuppte. Aber wir hätten gewünscht, in den Boden zu versinken, als unsere „große Dame“ nach der Begrüßung auf einmal im breitesten Sächsisch begann, uns ihre Freude über den geschenkten Platz zu bezeugen, wie sehr sie entzückt sei (sie sagte: entzöcktl), mit uns zusammen diesen Abend zu verbringen. Dies alles sprach sie derart laut und lärmend, daß alle Menschen im Raum es hören mußten und auf uns aufmerksam wurden. Man sah zu unserer Gruppe hinüber; ich bemerkte, wie einige das Lachen kaum unterdrücken konnten. Fritz und ich blickten uns betreten an und wünschten uns am Ende der Welt. Zum Glück begann die Vorstellung, es klingelte, wir begaben uns auf unsere Plätze, so daß wenigstens dieses Unheil vorüberging. In den Pausen aber stellte unsere Dame so laute, dämliche Fragen über das Stück — auf kräftig Sächsisch natürlich —, daß es Fritz und mir heiß und kalt über den Rücken lief. Wir bemühten uns, möglichst einsame Ecken aufzusuchen, aber unsere Schöne zog uns immer laut plappernd zu den belebtesten Plätzen, in die Wandelhalle und die Gänge des ersten Ranges. Ich fühlte, wie man über uns sprach. Am liebsten wäre ich auf und davon gelaufen. Daß ich bei der bekannten Szene des Frageverbots einige sanfte Rippenstöße von Fritz erhielt, versteht sich.

Als die Vorstellung zu Ende war und wir draußen auf dem Platz standen, fiel mir ein Stein vom Herzen. Ich hoffte, daß sich unsere sächsische Dame nun verabschieden würde. Aber es kam noch toller. Natürlich wollte sie tanzen, und wir mußten mit, ausgerechnet in eines der vornehmsten und teuersten Lokale der Stadt. Was ich befürchtete, geschah: sie setzte, dort angekommen, ihr früheres Benehmen fort und betrug sich derart auffallend, daß es kaum zu schildern ist. Gegen zwei Uhr nachts äußerte sie endlich den Wunsch, nach Hause gehen zu wollen und gähnte dabei so laut und vernehmlich, daß sich alles nach uns umwandte. Ich holte ihren wundervollen, weißgrau schimmernden Pelzmantel, dann brachen wir auf. Der Weg zum Ausgang war ein Spießrutenlaufen.

Ob ich das, was nun draußen auf der Straße erfolgte, nur geträumt oder tatsächlich erlebt hatte, das zu entscheiden fiel mir einige Zeit schwer. Die sächsische Kellnerin und Dame nämlich trat an den Rand des Bürgersteiges, winkte mit der Rechten einem dunkelgrünen, blitzenden Cabriolet, wandte sich und hielt uns in bestem Hochdeutsch folgende Rede:

„Ich nehme an, meine Herren, daß Ihnen meine Anwesenheit heute gar nicht so erwünscht war, wie Sie sich das vielleicht vorgestellt hatten. Ich freue mich königlich, daß ich mich heute Abend im Namen aller Kaffeehausangestellten an denen gerichtet habe, die diesen Angestellten das Leben sauer machen, indem sie endlos des Nachts zu sitzen pflegen und nicht wanken und nicht weichen, als hätten sie Pech unterm — Sie verstehen mich! Und damit Sie ja auch wissen, mit wem Sie es zu tun gehabt haben, hier, meine Besuchskarte. Gute Nacht allerseits!“

Sprach's, stieg in das dunkelgrüne, blitzende Cabriolet und entschwand.

Unsere Münder standen weit offen.

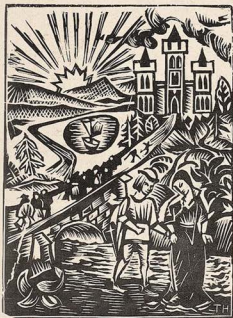
Auf feinstem holländisch Büttin stand in Antiqua:

MAGDA HASSLER

Dr. rer. pol.

Ferdinand Haßler war Direktor und Besitzer eines der größten und bedeutendsten deutschen Hotelkonzerne.

Aber das erfuhren wir erst später auf einem Adressenbüro.



Aus der Keller-Legende: Th. Hochreiter
Jungfrau und der Teufel

FERNES ERINNERN

Von Lene Voigt

Die kleine Tischrunde war nach dem Abendessen ins Plaudern gekommen. Man hatte sich darauf geeinigt, daß jeder von seinem frühesten Kindheitserlebnis berichten sollte, dessen er sich noch heute lebhaft erinnern könne. Die Behauptung des Hausherrn, daß wohl das dritte Lebensjahr als das am weitesten zurückliegende angesehen werden muß, fand anhand der einzelnen Erfahrungen allgemeine Zustimmung.

Die Malerin Irmela war der Ehrengast des Abends und wurde daher gebeten, zu beginnen.

„Meine älteste Erinnerung knüpft sich an die erste Bekanntschaft mit der Nacht, die ich bis dahin stets verschlafen hatte, denn ich wurde gewissenhaft um sieben Uhr in mein Gitterbettchen gelegt. Einmal aber im April hatten mich meine Eltern zu einer Geburtstagsfeier mitgenommen, die uns nach einem weit entlegenen Vorort der Stadt führte. Dort verspäteten wir uns mit dem Aufbruch, so daß wir erst kurz vor Mitternacht der Pferdebahn entliegen, die am Marktplatz unserer Stadt ihr Ziel hatte. Es war seinerzeit, vor rund fünfzig Jahren, selbst im Mittelpunkt der Stadt nur spärlicher Verkehr um diese späte Stunde. Darum wohl hat sich mir die beklemmende Stimmung auf dem weiten Platz, der die Tritte der wenigen nächtlichen Heimkehrer deutlich widerhallen ließ, so unauslöschlich eingeprägt. Teils empfand ich leises Gruseln, teils fühlte ich mich sehr wichtig, so spät noch außer dem Bettchen sein zu dürfen. Ganz besonders ergriff mich der mitternächtliche Stundenschlag vom Rathaus-turm, bei dem ich Vaters Hand noch fester als zuvor gefaßt haben soll. So geschah es, daß auch mein Vater sich dieser Mitternacht sein Lebtag lang zu entsinnen vermochte, denn mein kindliches Erschauern vor dem Ungewohnten teilte sich ihm als

nichtalltägliches Erlebnis mit. Er zeigte mir die wenigen noch erleuchteten Fenster im Umkreis und sagte, daß vielleicht kranke Menschen dahinter liegen mochten, die keinen Schlummer finden konnten. Diese Vorstellung ließ mein Kinderherz erst recht erbeben und mich mit scheuer Ehrfurcht nach den gelben Häuseraugen blicken. Überhaupt waren mir die Giebel der Bauten nie am Tage so hoch erschienen wie in dieser geheimnisvollen Aprilnacht. Ich hatte das Gefühl, als reckten sie sich dem Mondlicht entgegen, das fahl über die Dächer glitt.

Nacht — Nacht — Mitternacht! Das war mein frühester Kindheitseindruck. Es tut mir fast leid, daß es unmöglich ist, den gleichen bängen Zauber heute noch einmal heraufzubeschwören, weil ja unsere großen Bogenlampen über dem Marktplatz zu keiner Stunde mehr diese Spitzweg-Stimmung aufkommen ließen. Nur wenn mich mitunter nachts zwölf Glockenschläge von fernher vorübergehend wecken, dann ist es mir vergönnt, im Halbdämmer der Gedanken noch einmal das kleine dreijährige Mädel zu sein, das fester Vaters Hand umschloß, die es schon längst nicht mehr drücken darf.“

Ein kurzes Schweigen aller ließ die zuletzt sehr leisen Worte der Malerin in den Versammelten nachschwingen.

Dann wurde Kurt, der Buchhändler, zum Berichten aufgefordert.

„Mein frühestes Erlebnis“, begann er in frischem Plauderton, „wird Sie weniger stimmungsvoll berühren. Doch es dürfte dafür rechte Heiterkeit erwecken, was schließlich auch nicht unerwünscht sein mag. Ich entstamme einer Musikantenfamilie, und so war es selbstverständlich, daß auch mein ältester Bruder Musik studierte. Als er sein erstes Waldhornsolo zu blasen hatte,



Holzsäger

Nach einem Holzschnitt von W. Geißler

ging die ganze Familie mit nach dem großen Konzertsaal, um in altem Künstleraberglauben die Daumen für gutes Gelingen zu halten. Wir alle hatten das Solo oft genug daheim gehört, denn mein Bruder übte es mit Inbrunst und Ausdauer. So war selbst mir Dreijährigem ganz genau bewußt, an welcher Stelle die Hauptschwierigkeit lag. Auch ich begriff, daß ein Umkippen um jeden Preis vermieden werden mußte, wollten wir mit unserem Ältesten Ehre einlegen. Ich weiß es noch heute, daß unsere gute Mutter um einen Schein blasser wurde, als sich die gefürchtete Musikstelle näherte, und daß unser Vater aufgeregt an seiner Künstlerschleife zerrte, die er nach damaliger Mode trug. Natürlich hielt er dabei beide Daumen hochgerecht, während ich Mutters Hände, die sie unter dem Tisch verborgen hatte, nicht beobachten konnte. Aber es war selbstverständlich, daß auch sie die Daumen hielt. Sie wollte es eben nur nicht so auffällig tun. Ganz anders meine beiden Schwestern und ich. Geradezu beschwörend reckten wir die glückzwingenden Fingerstellungen zu unserem großen Bruder hin, der uns denn auch mit einem lächelnden Seitenblick streifte, als der entscheidende Augenblick gekommen war.

Es verlief alles gut, und die Familie wagte wieder zu atmen, was wir bestimmt vor äußerster Spannung in den Angstsekunden versäumt hatten. Ich aber werde dieses gemeinsame Zittern um des Bruders erstes Solo nie im Leben vergessen können. Noch heute erwische ich mich mitunter dabei, daß ich während eines Waldhornvortrags im Theater oder Konzertsaal unwillkürlich an einer schwierigen Stelle die Daumen halten möchte."

"Tun Sie es nur ruhig", riet man Kurt, und der Hausherr meinte lachend dazu: "Denn wenn es sonst wirklich mal geschehen sollte, daß der betreffende Solist umkippt, dann würden Sie sich bei Ihrem Gemüt die schwersten Vorwürfe machen."

Als dritter und letzter Gast des Hauses gab nun noch Herbert, der Baumeister, seine Kindheitsgeschichte zum besten. „Auch was ich zu berichten habe“, begann er, „umfaßt mehr Heiteres

als Ernstes, obgleich es mir damals unendlich tragisch vorgekommen sein mag. Meine älteste Schwester besuchte mit mir den Jahrmarkt unserer kleinen Stadt. Natürlich waren es vor allem die Spielzeughuden, die mich Knirps fesselten, so daß wir vor einer solchen ganz besonders lang verweilten. Schließlich zog mich die Schwester aber doch mit sanfter Gewalt weiter. Als wir ein kleines Stück gegangen waren, rief sie plötzlich erschrocken aus: „Aber Junge, was hast du denn da mitgenommen?“ Sie wies nach meinem Mäntelchen, an dessen einem Knopf ein grasgrüner Frosch aus Stoff baumelte.

Entgeistert starrten wir uns an, trotz der beiderseitigen Unschuld erblickend. Denn selbstverständlich hatte ich den kleinen Gegenstand nicht etwa geklaut, sondern sein Aufhängefädchen, mit dem er am Rand der Spielzeughude befestigt war, mußte sich in meinem Mantelknopf verfangen haben, weil ich allzu nah an die Herrlichkeiten herangetreten war. Auf die Art hatte ich nichtsahnend den Grasgrünen davongetragen.

Natürlich gingen wir sogleich nach der Bude zurück und Schwesterlein entschuldigte höflich das Mißgeschick. Wahrscheinlich aber sah uns beiden noch immer der Schreck aus den Mienen, denn ich durfte als Entschädigung für die ausgestandene Angst das Fröschelein behalten. Meine Schwester nennt mich bis auf den heutigen Tag zuweilen noch scherzhaft Froschräuber, was ich mir als Erinnerung an den ersten großen Schreck meines Lebens lächelnd gefallen lasse."

„So war es also in allen drei Fällen das Gefühl des Bangeseins, das diese unvergeßlichen Kindheitseindrücke auslöste“, urteilte abschließend der Hausherr. „Das Bangen vor der geheimnisvollen Nacht, vor dem Mißlingenkönnen des Solos und um den wohl erst halberahnten Diebstahlsverdacht. Nun, wie dem auch sei, keiner von Ihnen wird diese kleinen Erinnerungen jemals missen mögen.“

„Ganz gewiß nicht“, versicherte der „Froschräuber“, und die beiden anderen nickten ihm beistimmend zu.

WINDNACHT

Der Wind hängt wie ein großes Spinnentier am Haus —
Ein Scheunenriegel ächzt, der lang im Roste lag —
Im Glockenstuhl erschreckt ein Spuk den Uhrenschlag:
Vor einem Jahr brach um Glock drei das große Feuer aus!

Die Leute sitzen noch mit bangen Augen wach:
Es ist nicht gut, sich solchen Nächten schlafend hinzugeben.
Das Kerzenlicht lebt an der Wand ein sinnlos Leben —
Vielleicht steckt schon der Funke unterm Dach!

Der Hund schleicht witternd nach der Tür auf krummen Zehen,
Vom Fluß herauf ertönt ein ferner Schrei: —
Jetzt geht der Tausendjährige an Haus und Stall vorbei,
Den nur die Tiere und die stillen Wälder sehen. — — —



Studie

Hermann

Erich Heller

ZWILLINGIADE

Von Wilhelm Dietl

Die Zwillinge Lia und Ria waren von so großer Schönheit, daß, wer eines der Mädchen sah, sofort ganz trunken wurde von dem bezaubernden Anblick, wer jedoch beide zu gleicher Zeit schauen konnte, betrunken zu sein und doppelt zu sehen glaubte, so sehr glichen sie sich, nicht nur im Gesichte und in der Kleidung, nein, auch in der Haltung, in den Bewegungen, wie sie beim Schreiten die Füße vorsetzten, sich in den Hüften wiegten und die Augen auf- oder niederschlugen.

Eines Tages nun, eines schönen Tages sogar, als sie gerade lustwandelnderweise in einem Parke sich ergingen, begegneten ihnen zwei Herren, die ihre Mädchenherzen sofort höher schlagen ließen. Die Herren waren beide gleichmäßig angezogen, von gleicher Größe und gleichem Alter, auch im Gesichte keiner vom anderen zu unterscheiden, kurz, auch diese Herren waren Zwillinge und hießen Bobby und Robby.

Und Bobby und Robby die Mädchen sehen und sich ebenfalls sofort in sie verlieben, war eins. Und kehrt machen und hinter den lustwandelnden Mädchen einhergehen, in ihren Spuren und errösend, war wieder eins.

Und die Folge jener damaligen Verfolgung?

Die Folge war ein paarweises Antreten vor dem Standesamte.

Der Standesbeamte, ein älterer Herr, der mit Kalk zu tun hatte, erklärte beim Anblick der Brautpaare mit versagender Stimme, so etwas noch nicht erlebt zu haben und sank um. In der hierauf eingetretenen Verwirrung begab es sich nun, daß Lia und Bobby, und Ria und Robby, die glückhaft eng aneinandergestanden hatten, wieder auslinderkamen, und als der Stellvertreter des mit Wiederbelebungsvorhaben traktierten älteren Herrn zur amtlichen Handlung schritt, schmeigte sich Lia an Robby, und Ria an Bobby an, in der Meinung, daß Robby Bobby und Bobby Robby wäre.

Robby und Bobby aber genossen die Zärtlichkeit in dem Glauben, Ria wäre Lia und Lia Ria.

Getraut wurden also nach den Papieren Lia mit Bobby und Ria mit Robby, das Amt aber verließen Arm in Arm Lia mit Robby und Ria mit Bobby.

Nach dem in einem Hotel eingenommenen Mittagmahle begab man sich, schon reisefertig angezogen, alsbald zum Bahnhof, um sechs Wochen in das Paradies zu fahren. Im Paradiese nannte man sich aber nicht etwa Lia und Bobby oder Ria und Robby, nein, man sagte „Herzchen“ und „Männchen“, denn man genoß vorwiegend Flitterwochen ohne Streit und Zank. Und so wurde der Irrtum auch nicht entdeckt.

Als aber schließlich die köstliche Zeit verstrichen war und bürgerliche Pflichten die Eheleute wieder nach Hause riefen und Lia zu Bobbys und Ria zu Robbys traurem Heim zurückzukehren meinten, kam die Verwechslung auf. Doch nun war es zu spät, denn einige Tage vorher hatten die jungen Frauen in die über- rascht aufhorchenden männlichen Ohren etwas von kommenden Nachkommen geflüstert. Nun aber war die Sache die, daß Lia und Robby und Ria und Bobby nicht miteinander verheiratet waren, aber bereits sechs Wochen in ehelicher Gemeinschaft gelebt hatten und nun mit Rücksicht auf das oben erwähnte Flüstergespräch und auch aus moralischen Gründen weiter zu leben beschlossen. (Staatsanwälte an die Front.)

Das Resultat jenes Flüstergespräches aber waren auf beiden Seiten Mädchen, die merkwürdigerweise eine so große Ähnlichkeit aufwiesen, daß sie nebeneinander betrachtet, ohne weiteres als Zwillinge gelten konnten. Schließlich aber waren sie ja auch, sicher zufolge einer Zwangsläufigkeit gleicher Entschlüsse, die bei Zwillingsselbsterpaaren vorkommen mag, am gleichen Tage und zur gleichen Stunde geboren worden. Und da ja ein Elternpaar dem anderen aufs Haar glich, brauchten sich auch die Kinder durch nichts voneinander zu unterscheiden.



Kinderstudie

W. Dirnhöfer

Einige Monate später erschienen dann Kindermädchen, die wiederum eines schönen Tages die Säuglinge im sonnigen Stadtpark in Zwillingskinderwägen spazieren fuhren. Als nun aber die Kindermädchen, von einem Eiskiosk sich angezogen fühlend, das kleine, in einer Waffelschale aufgebaute Eisgebirge mit gierigem Zünglein eifrig abzutragen sich anschickten, tauchten zwei Buben auf, ein Max und ein Moritz, die beim Anblick der Kinderwägen sich gefaßt ansahen, zunichten und plötzlich mit verschmitzten Wilhelm Busch-Bubengesichtern verstoßen die Wägen an den Plätzen auswechselten.

Der Austausch der Zwillingskinderwägen blieb nicht nur von den Kindermädchen, sondern auch im Hause Bobby und Robby unbemerkt, so daß also aus den unehelichen Kindern rechtmäßiger Eltern eheliche Kinder unrechtmäßiger Eltern geworden wären.

MARGARETE

Von Wilhelm Dietl

Sie gingen schweigend, langsamen, zögernden Schrittes. Gaslaternen brannten trübe wie Totenkammerlichter. Der Mond hing in einem grauschwarzen Gewölk, über Golgatha, der Silhouette einer Kreuzigungsgruppe hinter einer Friedhofsmauer. Das welke Laub auf dem Wege hatte ein Herbstwind von den Bäumen getragen, die neben der Mauer hinliefen. Als dieses Laub erblühte, war die Liebe zu Margarete gekommen, und nun als es starb, ging sie wieder. Die Flügel einer engelhaften Marmorjungfrau leuchteten. Die ausgebreiteten weißen Arme sprachen von Ruhe. Die Ruhe lag jenseits der Mauer. Eine rote Backsteinziegelmauer ist die Grenze zwischen Leben und Tod. Der Tod hat weiße Flügel, ein sanftes Gesicht und weiche Lippen, die keine bitteren Worte sprechen. Das welke Laub unter den Füßen sprach sie. Der Mann neben ihr hatte sie gesprochen, und das welke Laub sprach sie nach. Daß er heute Nacht noch abreisen müsse... Daß er die Stelle als Assistenzarzt in der kleinen Stadt sofort anzutreten habe. Daß für das Kind gesorgt sei. Er habe mit seinem Vater gesprochen. Das Geld sei bereits auf einer Bank angelegt. Aber er könne nicht glücklich werden, wenn er wisse, daß sie unglücklich sei. Sie müsse verstehen, einsehen, daß er die Wahl habe zwischen seinen Eltern und ihr. Die Eltern hätten eine andere für ihn bestimmt. Es sei ihr Herzens-, ihr Lebenswunsch. Wie viele Male, wie unendlich viele Male käme das im Leben vor. Sie dürfe ihm glauben, er leide nicht weniger darunter als sie.

Das Rauschen des Laubes wurde zur Qual. Margarete trat dichter an die Mauer heran, wo der Weg frei von Blättern lag, wo sie näher zwischen Tod und Leben, näher dem Frieden war.

Manchmal sprach der Mann neben ihr ein Wort. Ein Wort das einsam von seinen Lippen flatterte, zwischen ihr und ihm schwankte, bis es der Wind zerbrach, der neues Laub von den Bäumen blies und das alte auf dem Boden vor sie hertrieb.

Dann waren sie über die Straße schreitend zu einer Kirche gekommen und in eine Seitennische des Portals getreten. Er legte die Hände auf ihre Schultern, ihre Stirn ruhte auf seiner Brust. Er blickte auf ihr Haar, auf das blonde Haar, das in der Mitte gescheitelt, sich hinten verknotete. Ein kräftiger warmer Geruch entstieg ihm. Er mußte an reife Ährenfelder denken, an gesegnete Erde, an Mutter Erde, an den gesegneten mütterlichen Schoß unter ihm. Er beugte sich tief auf dieses Haar nieder und dann setzte er seine Lippen zu einem Kusse auf.

Die Kirchenglocke fing zu schwingen an. Sie hing offen im Turm. Die Schläge schritten die Zeit ab. Die Stunde war da. Margarete fing zu zittern an, sie klammerte sich an ihn. Ihre Lippen flüsterten etwas. Er verstand es nicht.

Sie mußten heim. Eine Blumenfrau, die aus einem Lokal kam, kreuzte ihren Weg. Er nahm ihr soviel Blumen ab, wie eine Hand zu fassen vermochte. Über das alte, verwitterte Gesicht der Frau wehte ein Lächeln. „Wer Blumen schenkt, ist gut, Fräulein“, sagte sie, „ist gut und treu.“

Vor ihrer Haustür nahmen sie Abschied. Sie lächelten beide ein starrs Lächeln mit starren Lippen. Und dann ging er.

Er wußte, daß sie ihm nachsah. Er wollte umsehen, aber er tat es doch nicht. In einer halben Stunde ging sein Zug. Vor der Abfahrt wollte er noch Schnaps trinken. Ein, zwei, drei Glas wollte er hinunterstürzen, besoffen wollte er sich machen.

Er hörte den dumpfen Knall einer Haustüre, die ins Schloß fällt. — Margarete schlich die Treppen hinan. Im ersten Stock blieb sie stehen, umklammerte mit beiden Händen das Geländer, sank auf eine Stufe. Sie war entschlossen, hier die Nacht zu verbringen. Als aber unten im Hausflur Tritte aufklirrten und das Licht ansprang, erhob sie sich doch und flüchtete wie von Ängsten getrieben in ihr Zimmer. Sie bewohnte es allein, die

Möbeln hatte sie von ihren verstorbenen Eltern. Es war schlicht und nett, wie es sich für ein Nähmädchen geziemt. Das Licht drehte sie nicht an, sie hatte Mondlicht und das genügte. Sie entkleidete sich langsam mit müden Bewegungen und ward sich dieser Tätigkeit kaum bewußt. Der Rock entglitt ihren Händen und lag im Kreis um ihre Füße. Sie stand reglos, die Fingerspitzen an die Schläfen gepreßt. Sie blickte zum offenen Fenster hin, in das bleiche, große Gesicht am Himmel. Es hatte ihr immer nett und freundlich zugelächelt in den Sommernächten, und nun schien es mit einem Male abweisend, kalt und fremd. Es begann sie zu frösteln. Sie stieg ins Bett, legte sich auf den Rücken, faltete die Hände um den hohen Leib. Unbeweglich lag sie, die Augen weit und starr. Sie sah eine engelhafte Gestalt, die mit ausgebreiteten Armen eine segnende Gebärde schuf. Die Gebärde streckte sich über Gerechte und Ungerechte. Sie würde zu den Ungerechten zählen, zu den Gefallenen, wenn am letzten Tage alles aus den Gräbern stieg. Für ihn aber, für den Assistenzarzt Kurt Renken würde es ein Schmerz sein, wenn er alles erführe. Mit Groll und Bitterkeit würde er an sie denken, daß sie das getan. Aber am Totentage würde er doch zu ihr kommen und Blumen auf ihr Grab legen, herbstliche Blumen in treuem Gedenken. Sie stieß die Bettdecke an den aufschlundenden Mund.

Über ihr an der Wand hing eine Stoffpuppe, die sie in einer heiteren Stunde einmal angefertigt. Sie nahm sie herab, legte sie an ihre Brust, zärtlich und scheu, als könne das jemand sehen, zog die Bettdecke über sich und küßte das verschrumpfte Gesicht mit den Stecknadelaugen. Dann aber brach es aus ihr hervor, ein wildes Heulen mit zerrissenen Schreien war es. Und das tränennasse Gesicht in ein Kopfkissen vergraben, wimmerte sie noch in sich hinein, und die Schultern zuckten, der ganze Körper bebte vor Schmerz. Erschöpft schlief sie ein.

Am anderen Morgen stand ihr Entschluß fest. Sie kleidete sich eilig an und packte einen kleinen Koffer. An der Tür, die Klinke schon in der Hand, wandte sie sich noch einmal um, das Gesicht plötzlich alt und grau. Eine kleine Weile, dann belebten sich ihre Züge wieder, und ihr Blick traf die Puppe, die auf dem Bettkissen lag, wie ein kleiner Mensch. Impulsiv öffnete sie noch einmal den Koffer.

Während der Fahrt saß sie steif, den Leib etwas vorgeschoben und dachte an nichts, nicht an das Kind, und nicht an das, was sie zu tun gesonnen war. Regen klatschte an die Fenster-scheiben, die Welt bot keinen Trost. War je einmal Frühling gewesen?

Endlich konnte sie aussteigen. Sie ging über die Straße zu einem kleinen, bescheidenen Gasthof. Ein junges Geschöpf geleitete sie eine Stiege hinan zu einem Zimmer. Sie legte Hut und Mantel ab und sah sich etwas um. Hier also soll es sein, dachte sie, dann ging sie zur Gaststube hinunter. Sie hatte Hunger und wollte etwas essen. Der Raum war leer, es war auch schon sehr spät. Sie setzte sich in eine vom Licht nur spärlich erhellte Ecke. Die Wirtin, eine Frau mit einem gutmütigen, roten Gesicht, bediente sie. Es war etwas Merkwürdiges in dem Blick der Frau, mit dem sie das Mädchen betrachtete.

Und als sie zu ihrem Manne hinter dem Schanktisch trat und einige Worte mit ihm flüsterte, sah auch der das Mädchen mit großen Augen an.

Margarete stand bald auf und verabschiedete sich. Sie sei müde und wolle schlafen.

Im Zimmer oben fiel sie schwer und breit in einen Stuhl. Sie legte die Hände in den Schoß, krümmte den Rücken und stierte zu Boden. Unbeweglich, den Kopf tief zwischen den Schultern saß sie. Einmal zuckte sie zusammen, sie glaubte ein Geräusch vor der Tür wahrgenommen zu haben. Sie tauschte, — doch



Dorf in der Rhön

H. Kistler

nichts war zu hören. Niemand störte sie, auch in ihrem Inneren sprach nichts. Kein Regen im Schoße, keine verlengende Bewegung.

Sie erhob sich, schritt zum Koffer, nahm die obenauffliegende Puppe heraus, sowie ein schmales Futteral, das sie auf den Tisch legte. Sie setzte sich wieder, die Puppe am Arme und strich mit zärtlich tastenden Fingerspitzen über sie von oben nach unten und wieder, von oben nach unten.

Als sie den Schnitt tat, schaute sie schräg zur Zimmerdecke empor. Sie spürte einen brennenden Schmerz und fühlte es heiß über ihr Handgelenk rinnen. Ihr aufwärtsgerichteter Blick traf die Stelle der Wand über der Tür, wo ein kleines Kruzifix hing. Es war ein erschrockener, entsetzter Blick, dieser Blick auf das Kreuz. Eine große Schwäche befahl sie alsbald. Ihre Knie öffneten sich und ihr Oberkörper sank in die Lehne des Stuhls zurück. Den langsam erlöschenden Blick auf das Kreuz geheftet, sprach sie überlaut „Vater Unser, der du bist in dem Himmel“, und wieder, immer nur diese Worte, hart und eilig, mit einem jäh erwachten, fanatischen Bekenntnisseifer. Dann aber glitt sie vom Stuhle.

Ein Klopfen an der Tür, und dann ein heftiges Rütteln an der Klinke, und da sie nicht aufging, warf sich jemand einige Male gegen sie bis sie aufsprang. Der Wirt und seine Frau standen draußen. Die Frau stieß einen Schreckensruf aus, der Mann aber stürzte sofort zu der am Boden liegenden Gestalt nieder. Er band ihr den Arm ab, so gut er es vermochte. Es wurde nicht viel gesprochen dabei, nur die Frau weinte leise. Dann gab es

ein eiliges Telefongespräch, Lichter brannten auf Gängen und Treppen. Türen standen offen. Dann dumpfe, hastige Schritte stiller ernster Männer, das rote Kreuz auf dem Arme, die Treppe herauf, und dann wieder ein behutsames Treppabwärtssteigen mit einer gebahrten Last.

Im Operationssaal der Klinik war es für Sekunden totenstill. Vier Menschen, ein Sanitätsrat, ein Assistenzarzt und zwei Schwestern starrten auf den von grellem Licht bestrahlten Leib in der Mitte des Raumes. Der Sanitätsrat hatte soeben gesagt: Eine Bluttransfusion könnte sie noch retten. Das Wort stand im Raume, tönend wie der mitternächtliche, dröhnende Klang des nahen Domes, stand auf den Gesichtern, auf dem Gesicht der blassen, hageren Schwester, die erbarmungsvoll die Schultern hochzog, auf dem Gesicht der kleinen rundlichen Schwester, die den Blick zerknirscht auf dem hohen Leib der Selbstmörderin gesenkt hielt, auf dem Gesicht des Assistenzarztes, der bleich den Kopf hob und mit kehliger Stimme sprach: „Ich bin bereit.“ Der Sanitätsrat blickte erfreut und mit viel Wohlwollen in die entschlossene Miene des Assistenzarztes.

An dem Tage, an dem der erste Schnee fiel, trat Kurt Renken in das kleine Separatzimmer der Städtischen Klinik an Margareten Bett, schob einen Strauß roter Rosen in eine Vase, beugte sich zu der in tiefem Schläfe Liegenden nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Die Blumen, und noch viele Grüße dazu, senden dir meine Eltern, Margarete.“

Und mit leisen Schritten, ein Lächeln im Gesichte, das ein stills Glück eingefangen hielt, entfernte er sich wieder.

Von Einem, der wirklich Gold machen konnte

Von Franz Langheinrich

Es war einmal in einem Einödhof an der bayerischen Donau ein Bauernbub. Der hieß Maxl, und war ein rechtes, gar tapferes Bürschli. Einmal sind dem Knecht seines Vaters, dem Odbauern Pettenkofer, die Gäule durchgegangen. Wild stoben sie dahin mit dem Wagen, darinnen der Maxl saß mit seiner Schwester. Die fiel vor Schreck in Ohnmacht. Dem Knecht kamen die Zügel aus den Händen, er schrie auf, jetzt sei seine letzte Stunde gekommen. Der Bub aber sprang auf die Deichsel, schwang sich zu den Pferden vor, ergriff die Zügel und brachte die rasenden Tiere mit seinen kleinen kräftigen Händen zum Stehen.

Als der Max 10 Jahre alt war, es war im Jahre 1828, kam er in die Residenz zum Onkel Franz Xavier Pettenkofer. Der war für den Max ein großmächtiger Herr. Er hatte schon einen Feldzug nach Rußland als Militärapotheke mitgemacht. Nun wohnte er im Königlichen Schloß und war Hof- und Leibartheiter des Königs Ludwigs I. Der kleine Max wohnte beim Onkel im Schloß und durfte lernen und studieren. Ach, wie sehnte er sich oft nach dem Hof in der Einöde. Aber er mußte nun selber ein Doktor werden, und ein Leibartheiter ist er auch geworden, und später ein mächtig berühmter Mann. Und die Leut nannten ihn Professor, und dann Präsident, und schließlich Seine Exzellenz, und schrieben seinen Namen: Max von Pettenkofer. Und goldene Orden aus aller Herren Länder hatte er sich anhängen können, wenn er gemocht hätte, und in Berlin hätten sie ihm zu gern ein großes Amt verliehen, und auch das Ausland wollte ihn haben. Aber er mochte nicht. Denn sein schönes Heimatland Bayern und seine Münchner Stadt und sein Häusli am See waren ihm lieber als alle Herrlichkeiten der Welt und alle Paläste der Erde. Und mehr als alle Leckerbissen der Welt liebte er eine Schweinshaxn mit Kraut. Gar viele schöne Erfindungen hat er gemacht, der einstige Bauernbub, und große Entdeckungen zum Wohle seiner Mitmenschen. Bis hoch hinein in sein Greisenalter — er starb im Jahre 1901 — hat er sich um das Glück seiner Mitmenschen gesorgt.

Und einmal, und das will ich erzählen, weil immer wieder der Goldmacher-Trug auf-

lebt, hat der Pettenkofer auch Gold gemacht. Aber kein faules Maul- und Schwindelgold, sondern wirklich schönes, echtes, goldenes Gold. Vor dem Goldmachen aber hatte der junge Herr Doktor — der war er inzwischen geworden — schon ein paar andere Sachen aufgefunden, die ihm besser dünkten als Gold. In seiner Apotheke war er über medizinisch-wissenschaftlichen und chemischen Entdeckungen auf eine äußerst appetitliche Angelegenheit gekommen, auf einen köstlichen Extrakt aus Fleisch. Und weil das ihm und dem Freunde Justus Liebig, dem berühmten Chemiker, so gut dünkte, erfanden die beiden gleich eine Methode, die solchen Fleischextrakt auf unbestimmte Zeit haltbar machte. Was seit vielen Jahren in Milliarden von Töpfen und Töpfchen über den ganzen Erdball als amerikanischer Liebig'scher Fleischextrakt verbreitet wird, das ist nichts anderes als die Erfindung des jungen Münchner Apothekers Pettenkofer, die er damals nach seinem Freunde Liebig getauft hat. Hierauf lehrte er die Deutschen, wie sie guten Zement machen müssen, um die englische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Dann stellte er zur Abwechslung einmal eine Lösung der Frage auf, über die regelmäßigen Abstände der Aequivalent-Zahlen der sogenannten einfachen Radikale. Diese Lösung wollte ihm niemand glauben. Aber fünfzig Jahre darauf ließ die Deutsche chemische Gesellschaft eine Goldene Medaille prägen und überreichte sie ihrem Ehrenmitgliede, Seiner Exzellenz Max von Pettenkofer zum Danke für die Lösung, die der 29jährige Doktor einst gefunden hatte. Ein andermal hat Pettenkofer gelehrt, wie man Weingeist und Leuchtgas aus dem Holze herzustellen, aus Wasser hat er salpetriges Ammoniak erzeugt, den Zahnärzten hat er die Kupferamalgame gereinigt, hat die pflanzliche Gerbsäure als Holzbindungsstoff erkannt und die Metalle für die Röhren der Trinkwasserleitungen bestimmt. Überall hin wurde er als Helfer, Berater, Retter berufen, sei es bei grassierenden Epidemien, bei allgemein wichtigen Ernährungs- und Versorgungsplänen, bei Rettung bedrohter Kultur- und Kunstdenkmale. Er war der Begründer der heute zu so hoher Bedeutung gelangten Sozial-Gesundheitspflege. Um die Richtigkeit seiner Lehre von der Bekämpfung der Cholera zu beweisen, trank er selber Cholera-Substanz, ohne zu erkranken. Ihm verdankt München die Schaffung der Mangel-Wasserleitung und der Schwemmkanalisation, die 1860 begonnen, 1892 zur Vollendung kam. Er führte umfassende Ernährungsuntersuchungen durch und stellte sich als der erste große Sozial-Hygieniker in München an die Spitze der Mäßigkeitsbewegung. Er errichtete Volksküchen und Suppenanstalten, sorgte für die Kostkinder und lenkte die Aufmerksamkeit der Behörden auf die Untersuchung der Wohnungsverhältnisse. Er verlangte den Ausbau der Schulen zu gesunden Aufenthaltsstätten.

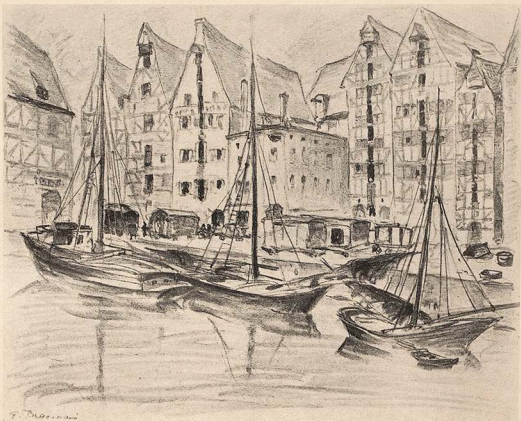
Er arbeitete der Rassenpolitik unserer Zeit vor und sagte, Sittlichkeit und Moral seien nicht nur ideale Güter im Hinblick auf ein künftiges Leben, sondern sehr wirkliche schon für diese Welt. Und er forderte zur Hygiene und Reinlichkeit noch ein drittes, ebenso edles, die Wohltätigkeit. Es war damals in Deutschland eine ungewöhnliche Erscheinung, daß ein Universitätsprofessor sich lehrend an die große Allgemeinheit wandte.

Das, wovon wir bisher erzählten, ist nur der kleinste Teil der unzählbaren Wohltaten, welche seine Mitwelt, welche wir Nachlebenden dem Bauernsohne aus der Od Lichtenheim bei Neuburg an der Donau drunt zu danken haben. Im Jahre 1845, der Doktor Pettenkofer war grad 27 Jahre alt, da hätte er die Bas genen heimgeführt, die Leni, die ihn vor fünf Jahren von der Bühne des Regensburger Stadttheaters herunter- und heimgeholt hatte. Durchgebrannt war er damals aus München, der Maxl, wegen einer Watschen, die ihm der temperamentsvolle Onkel ausgerechnet vor seinen jüngeren Lehrkameraden überreicht hatte. Und nun war der Maxl selber approbierter Apotheker geworden und Doktor med. und wollte mit der Bas Leni seinen Hausstand gründen. Aber nirgends konnte er eine Anstellung finden — der Herr Minister Abel hatte seine Eingaben einfach stillschweigend zu den Akten gelegt. Da bot sich dem Suchenden die Stelle eines Assistenden beim Hauptmünzamt mit einem Taggeld von eineinhalb Gulden. Schnell griff er zu. Und bald wußte man hier, wen man sich gewonnen hatte. Das aus dem eingeschmolzenen Silbertalern erhaltene Gold war bis zu Pettenkofers Eintritt niemals als Feingold zu gewinnen gewesen. Immer war darin noch bis zu 3% Silber enthalten. Und keiner der praktischen Schelder hatte finden können, woran dies eigentlich lag. Auch in Frankreich hatten sich bedeutende Chemiker trotz langen Suchens vergeblich um die Lösung dieses Rätsels bemüht. Da wies Pettenkofer nach, daß die Sprödigkeit des Goldes von einem minimalen Platingehalt des anhaftenden Silbers herrühre. Und er fand auch sogleich eine Lösung dieses Übels durch die Methode, mittels sauren schwefelsauren Natrons den Einfluß des Platingehaltes auszuschneiden. So konnte er jährlich einige Kilo völlig reinen Goldes für den Staat gewinnen. Das ist die Geschichte vom Goldmacher Pettenkofer. Zu dieser unerwarteten Bereicherung der Chemie hatte ihn sein großer Lehrer und Freund Justus von Liebig herzlich beglückwünscht. Aber als Pettenkofer durch ein noch heute angewandtes, nach ihm benanntes geniales Verfahren die „blind und krank“ gewordenen und dem Verderben anheimfallenden Bilder alter großer Meister vor dem Untergang rettete, da hat ihn Liebig vor Freude und Rührung umarmt.

Weil es noch immer so war und bleiben wird, daß das Höchste und Schönste der Welt nicht das Gold ist.



Bolt



Königsberg

E. Brauneis

Das Meer

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Die Zuflucht aller Freien ist das Meer.
Ob Sturm aufbrüllt, ob Stille bleiern schwer,
der Himmel nur ist Gegenspiel und Spiegel,
Wind, Wolk' und Woge löst des Lebens Riegel.

Das Meer — es ist die Mutter vieler Helden.
Wem eng die Welt, der hegt sein Heimatland
im Herzen, hält am Steuer hart die Hand.
Selbst Feind und Fremdling muß die Ruhmtat melden,

wenn, fern dem Vaterland, ein Mann voll Mut
schweigend das Werk, dran wollt' sein Volk verzagen,
auf sich allein gestellt im Glauben tut.
Gott schuf den Kampf. Wer siegen will, muß schlagen!

Wenn das kein Dusel ist

Eine nicht erfundene Geschichte von Richard Kühle

Als O'Stomy zur mitternächtlichen Stunde das Kasino verließ, fühlte er sich sehr erleichtert. Einestells durch den Croupier. Andernteils durch den Bruch mit Yvonne. Hauptsächlich aber, daß der absolute Null-Punkt glücklich erreicht worden war. Es blieb tatsächlich weiter nichts, als die kleine Formalität mit dem Schicksal. Sozusagen der Knall-Effekt.

Schön. Aus ist aus. Aber trotzdem: Der Teufel soll dieses Monte Carlo holen! Geistert einem monatelang als einziger Rettungsanker im Gehirn herum! Malt einem mit tausend Verlockungen vor, aus der letzten Hundert-Pfund-Note deren fünfzig zu machen! Und erinnert sich dann einfach nicht mehr! Im Gegenteil. Nimmt einem diese allerletzten hundert Pfund noch ab. Jetzt sieh nur zu, wie du weiterkommst.

Kolossal unsympathischer Mensch, dieser Croupier. Allerdings, Yvonne fand ihn reizend. Möglich, wenn man bei ihm gewinnt. Übrigens: Yvonne! War gar nicht nett von ihr, zu O'Stomy zu sagen, nachdem er sein letztes Pfund auf „Impair“ verloren hatte:

„Mein Lieber, das ist alles ganz schön und recht, aber zum Leben und zur Liebe gehört nun einmal Geld. Das hast du nicht mehr.“

Sie fand, daß man solche Sätze nicht lange zu Ende sprechen braucht. Sie gab ihm die Hand. Lächelte bezaubernd, vielleicht auch ermunternd — das konnte man bei Yvonne so genau nicht feststellen — jedenfalls ließ sie keinen Zweifel bestehen: Die Geschichte war aus.

O'Stomy war es egal. Es hatte ja sowieso alles keinen Sinn mehr. Stilgerecht war einzig und allein nur noch der Kasino-Park. O'Stomy wußte nicht genau, durch welche Türe man da hinauskaufte. Fragen konnte man nicht gut. Sonst hätte der Portier gleich ein paar Beamte hinter ihm hergezogen. Das Kasino liebte in seinem nächtlichen Park keine Knallereien mit Pistolen. Also zog O'Stomy auf eigene Faust los und fand schließlich die richtige Türe.

Noch eine Stunde Galgenfrist? Zu was? Etwa, um die Mondnacht zu genießen? Oder um blödsinnige Betrachtungen über Wenn und Abers anzustellen? Nein! Dann schon gleich! Und O'Stomy zog seine kleine Waffe, setzte sie an die Schläfe, murmelte so irgend etwas wie „Gute Nacht“ und drückte ab.

Der Schuß peitschte durch die Stille. Alarmierte die Parkwächter des Kasinos. Sie fanden O'Stomy zusammengesunken, regungslos neben einer Bank. Seine Taschen waren leer. Nicht mal ein Franc-Stück in der Weste.

Fatale Geschichte. Morgen würde es in der Zeitung stehen: Ein Vermögen am Roulette verloren! Der Ruinierte erschieß sich im Kasino-Park! Gewiß keine Reklame für das Kasino. Würde viel Staub aufwirbeln. Viele Kasino-Gäste abschrecken. Aber das Kasino war auf solche unliebsamen Zwischenfälle vor-

bereitet. Die beiden Beamten stopften O'Stomy ein paar Tausend-Francs-Scheine in die Taschen. Nun mochte die Polizei kommen und den Toten untersuchen. Ein Selbstmord wegen Spielverluste kam nicht mehr in Frage. Bevor sich ein Mensch deswegen erschießt, versucht er erst mal mit den letzten zehn Francs sein Glück. Und O'Stomy hatte ein paar tausend in der Tasche.

Die Beamten stürzten fort, den Leichenbeschauer, den Arzt und die Polizei zu alarmieren.

Fünf Minuten später schlug O'Stomy die Augen auf. Eine Minute brauchte er, um festzustellen, daß er eigentlich noch gar nicht tot war. Merkwürdig, er hatte sich doch in die Schläfe geschossen. Es kriebte doch alles an seiner Stirne von Blut. Er kramte nach seinem Taschenspiegel und fand zu seiner sprachlosen Überraschung drei Tausend-Franc-Scheine. Wo kam denn dieses Geld auf einmal her?

O'Stomy stand sofort auf. Es ging tadellos. Reinigte sich vom Staub. Wischte das verkrustete Blut von der Schläfe. Besah sich die Geschichte im Spiegel und stellte fest, daß es ein harmloser Streifschuß war. Und wegen diesem bißchen Dings da war er dagelegen, wie eine richtige Leiche? Ohne Besinnung. Wie mausetot. Es war zum Lachen.

O'Stomy lachte auch. Aber mehr über das so geheimnisvoll in seinen Taschen aufgetauchte Geld. Es hätte ihn zwar lebhaft interessiert, wie es da hineingekommen war, aber seine Vermutungen erschienen ihm selbst so unwahrscheinlich, daß er beschloß, sich einfach mit der vollendeten Tatsache abzufinden. Eigentlich war der Croupier gar nicht so unsympathisch. Man könnte das ja einmal genauer feststellen. Man hatte doch dreitausend Francs in der Tasche. Also ging O'Stomy in den Roulette-Saal zurück und setzte an einem der teuren Tische das geheimnisvolle Geld auf „Rot“. Eigentlich hätte er einen Mumm auf „Schwarz“ gehabt, aber Yvonne hatte ihn erstaunt entdeckt und angesprochen:

„Da bist du ja! — Was ist denn mit dir los? Du bist ja ganz rot an der Stirne?“

Er lachte nur und hielt das Taschentuch vor. Yvonne sah das Geld, das er auf „Rot“ hinüberschob:

„Rouge? — Du bist verrückt!“

„Warum verrückt?“

„Siebenmal hintereinander war jetzt „rouge“ da...“

„Meinst du lieber „schwarz“?“ — zögerte O'Stomy und wollte die dreitausend Francs wieder auf „Schwarz“ hinüberschieben, aber der Croupier nälte:

„Riens ne va plus!“

Rot gewann. Yvonne war außer sich. Zum achten Male „Rot“! Hat man so was schon erlebt? O'Stomy ließ seinen Gewinn und Einsatz stehen. Yvonne führte sich auf. Das war doch Wahnsinn! Wie konnte denn die kleine elfenbeinerne Kugel nach solcher Serie noch ein neuntes Mal auf „Rot“ fallen? Aber sie fiel. Sie fiel sogar noch ein zehntes und elftes Mal. O'Stomy besaß einundzwanzigtausend Francs. Da schob er das Geld auf „Schwarz“ hinüber. Yvonne explodierte:

„Nicht! — Auf „Rot“ stehen lassen!“

Sie war auf einmal wie besessen von dem Gedanken, daß „Rot“ zum zwölften Male kommen müsse. Aber es kam „Schwarz“. O'Stomy ließ seine achtundvierzigtausend Francs unberührt. Jetzt sagte Yvonne nichts mehr. Sie traute sich nicht. Sie atmete nur tief und hörbar auf, als der Croupier zu den Achtundvierzigtausend dieselbe Summe hinzählte. O'Stomy dachte gar nicht daran, das Geld wegzunehmen. Aber der Croupier bedeutete ihm, daß das Maximum die Hälfte sei. O'Stomy kam dadurch zu spät zum Setzen. Das war sein Glück, sonst hätte er verloren. O'Stomy kam in Fahrt. Er verlor überhaupt nicht mehr. Es war gleichgültig, was er setzte. Doch er war bescheiden und balancierte nur zwischen „Rot“ und „Schwarz“. Das reichte vollends aus, die Bank in der Nacht zu sprengen.

Und während er mitten in der heftigsten Schlacht mit der Kasino-Bank stand und die kleine Yvonne mit rührender Liebe zu ihrem großen, braven O'Stomy zurückfand, suchten die Parkwächter, die Polizei und der Arzt vergeblich nach seiner Leiche.

Wenn das kein Dusel ist!



Gebirgssee

Holzschnitt von J. Lipp



Bauerngehöft

W. Dirnhöfer

Frühlingslied

Duftig liegt im Busch der Lenz,
Silbern rauscht der Bach zu Tale
Und ich fülle meine Schale,
Andachtsvoll mit Lethes Trank.

Sollt ich nicht vergessen können
Wunden, die die Lieb geschlagen?
Sollt ich nicht genesen können
Von dem Leid, das ich getragen?

Horch! Schon tönt es aus dem Tal.
Frühlingsglocken klingen leise,
Und ich gehe auf die Reise,
Unbeschwert von Schmerz und Qual.

Dora Friedrich

Das Märchen vom Pastor und dem Löwen

Ein Pastor rannte einmal, so schnell er konnte, durch die Wüste. Er rannte deshalb so schnell er konnte durch die Wüste, weil hinter ihm her ein Löwe rannte, und der Löwe rannte auch, so schnell er konnte, und da ja Löwen bedeutend schneller rennen können als Pastoren, geschah es, daß der Löwe dem Pastor immer näher kam.

Aber das war es gerade, was der Pastor vermeiden wollte und weshalb er über-

haupt, so schnell er konnte, davon rannte. Als er nun sah, daß Löwen tatsächlich bedeutend schneller rennen können als Pastoren und er sich auf seine Beine nicht mehr unbedingt verlassen konnte, fing er an zu beten und hörte auch nicht mehr auf damit.

Aber den Löwen störte das nicht weiter. Wäre er kein Löwe gewesen, sondern ein Pastor, und wäre hinter ihm her ein Löwe gerannt, dann hätte er sicher auch gebe-

tet, aber das war ja nicht so, sondern er war ein Löwe und vor ihm her rannte der Pastor. Großmütig, wie Löwen nun einmal sind, ließ der Löwe den Pastor noch eine Weile rennen, dann tat er einen Sprung, packte den Pastor und fraß ihn auf.

Moral:
Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.

Sebastian Grill

DAS FAHRRAD

in feuchtbölicher Stimmung verließen Herr W. Materialverwalter, mit seinem Direktor Herr K. in V. die Stätte ihrer gemeinsamen Zecherei. Keiner von beiden war ein Verächter des Bacchus. Beide ludigten dem Tröpfchen im Henkeltöpfchen und beide waren in wackeliger Stimmung, als sie den gemeinsamen Heimweg, spät nach Mitternacht antraten. Ihre gleiche Vorliebe zum Pipef'n und ihre gleiche, momentane Schicksalsgemeinschaft, hat sie näher gebracht als sonst der Anstand ihres beruflichen Abstandes es zuwege gebracht hätte. Nun war die Wohnstätte mindestens eine halbe Stunde vom Ort ihrer Zecherei entfernt und beide begaben sich so gut es ging und es ihre unsicheren Füße erlaubten auf den Heimweg, um Glück hatte Herr W. sein Fahrrad mit, das nun beiden gute Dienste machen sollte. Aber zu zweit das Rad gleichzeitig zu benutzen wäre zu eine riskierte Sache, wenn überhaupt durchführbar. Also beschlossen sie folgenden Plan: Jeder von beiden wird ein Stück des Weges das Fahrrad allein benutzen, wird dann absteigen und das Fahrrad in den linksseitigen Straßengraben ihrer Fahrtrichtung stellen und dann den Weg zu Fuß ein Stück fortsetzen. Der Nachkommende sucht den Straßengraben ab, bis er das Vehikel aufgefunden hat, besteigt dasselbe und fährt seinem Vordermann nach, bis er ihn eingeholt hat und überläßt das Fahrrad dem Eingeholten. Zuerst bestieg umständlich der Herr Direktor das Fahrrad und

nach einigen gefährlichen Versuchen gelang es ihm das Gleichgewicht zu halten. Vereinbarungsgemäß fuhren beide drauf los in die dunkle Nacht hinein, auf dem schlechten Weg, ohne Licht. Nun passierte es, daß Herr Direktor K. bei seinem unsicheren Fahren die rechte Straßenseite erreichte, abstieg, und das Fahrrad statt in den linken in den rechten Straßengraben der Fahrtrichtung ablegte. Der ahnungslos nachkommende Herr W. suchte angestrengt den linken Straßengraben ab, ohne das Fahrrad zu finden. In seinem Rausch kam er auf den Gedanken nicht, daß das Fahrrad in dem anderen Straßengraben liegen könnte. So wollte Herr W. auf schweren Füßen, den langen Weg nach Hause. Aber auch dem Herrn Direktor K. ging es nicht besser; denn vergebens wartete er auf das Fahrrad.

Am nächsten Tage beim ersten Zusammentreffen erkundigte sich Herr W. bei seinem etwas schlecht gelaunten Herrn Direktor nach den Verbleib seines Fahrrades. Zuerst wollte dieser aufbrausen, aber als er das verdutzte Gesicht seines Materialverwalters sah, stieg in ihm einige Bedenken auf. Herr Direktor K. hatte ja das Fahrrad auch nicht, es lag vielleicht noch immer im Straßengraben. Schnell machte sich Herr W. auf den Weg um das Fahrrad zu suchen, aber dasselbe war nicht mehr dort, es war verschwunden und ist auch bis auf den heutigen Tag nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Rudolf Waldhaus, Voitsberg

Liebe Jugend!

unserem schönen alten Odenwald liegt unter Amorbach die Wildenburg, die ich mir zum Ziel eines Ausflugs mit meinen Kindern gewählt hatte. Hier muß ich gleich ein bißchen ausführlicher werden, denn es ist mehr als eine gewöhnliche Ritterburg mit alten Mauern und Türmen, es ist ein herrliches Denkmal aus der Höhenstufenzeit, köstlich in seiner Architektur und romantisch belebt in seiner Erinnerung. Hat doch kein Geringerer als Wolfram von Eschenbach dort in der Zeit um 1200 Aufenthalt genommen und manchen Vers seines Parzival dort geschrieben. Sogar der Name des Schlosses, ursprüngl. Wildenberg, ist in dem Heldengedicht erwähnt, ja selbst die Gralsburg, Montsalvatsch, bedeutet nichts anderes als mont sauge, also Wildenberg.

Erfreut und gehoben durch das Erlebnis alter Vergangenheit waren wir im Begriff, die Burg zu verlassen, da kamen uns einige Wanderer entgegen, die gleich uns die Burg besuchen wollten. Ich glaubte es den Gesichtern anzusehen, daß diesen lieben Menschen wohl doch nicht so ganz bewußt war, auf welch ehrwürdigem Boden sie standen und ich fühlte mich getrieben, durchdrungen von meinem stolzen Wissen um die Geschichte des Platzes, den freundlichen Leuten diese Kenntnis zu vermitteln. Gründlich fing ich mit dem alten Barossa an, sprach von Rittertum und romanischem Stil und sagte schließlich: „Aber besonders denkwürdig ist für uns, daß der berühmteste Dichter jener Zeit hier gewirkt hat“, worauf mir einer der treuerhörigen Zuhörer ins Wort fiel und kopfnickend versicherte: „Ja, ja, ich weiß, der Götz von Berlichingen!“

*Morgens und
erst recht abends*

Chlorodont



Desert
Münchener
Eis- und
Eis- und
Eis- und

Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10. Tel. 20763

Bei quälendem

Asthma

von dieser Beschreibung Luft zu dem Inhalation,
dann nach dem Brennen u. dem Befinden
oben ist Dr. Beethers Tabletten und in
den Sälen erfolgreich demnach. Erprobte,
schädliche, trübseliges Heilmittel. An-
f. 7 erprobte Wirkstoffe. Es ist, selbst,
ausreichend, reinigt, beruhigt und kräftigt
die angegriffenen Bereiche. In Apoth. Nr. 143
und 350. Begünstigt das Heilen der
Leiden, jährliche Kräfte, Heilungen
von Ärgern. In der, selbst, mit dem
Heilen und Probe gratis. Schreiben Sie
Dr. Beethers GmbH, München 16/B 95.

Dauendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilitzstraße 35.

Leß
die
Jugend

Werbung

bringt Arbeit



ZUM TAG
DER DEUTSCHEN KUNST 1937
MÜNCHEN 16./18. JULI

Die Kunst soll nicht nur ein Konfekt für die Tafeln der Großen und Reichen sein, sie soll eine kraftvolle Speise für alle sein. Eine zweite Natur gleichsam, soll sie wie die Sonne ihren Glanz über Große und Kleine, über Arme und Reiche verbreiten.

Peter Cornelius





Katzenstudie



O. Malura

Ehrlich herzlich, wie wär's

Es ist eine Freude zu hören, wenn einer eben so redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und dazu noch, unbekümmert eben so, wie es ihm gerade um's Herz ist. Mir aber sind dann alle gleich lieb, wenn sie nur das Herz ein klein wenig auf dem rechten Fleck haben. Das ist die Hauptsache. Ganz einfach ist das, man sollte meinen, jedem müßte es einleuchten, und es müßte so sein. Ja, ja, aber es ist nicht immer so, vielleicht ist es sogar ein Fehler, daß es nicht so ist. Schaden könnte es jedenfalls nicht, wenn man gleich einer staubfegenden Frühjahrscinigung von Zeit zu Zeit sich einen Ruck gibt, und manche besorglichen Gepflogenheiten und Vorurteile ruhig mit dem Ellenbogen über die Tischkante abschiebt, daß man wieder einmal so recht herzlich und natürlich zusammenhockt und daß man sich ein wenig nachbarlich in die Augen glotzt ohne ein gewisses skeptisches Blinzeln, wie gute ehrliche Landsleute, die miteinander einen Schoppen trinken. Die, ohne daß sie auf etwas Besonderes hinauswollen, so über das und das reden in aller Gemütlichkeit, wie es so geht im Leben und in der Welt,

und was man so da und dort sieht und hört, und wie so das Wetter und die Zeit wird, und was es alles für Laut' gibt, und wie es solche und solche gibt, und was für wunderliche Ideen und Einbildungen oft die Leute haben, ja, und daß man selber eigentlich auch nicht viel anders ist und daß man ganz gern einiges freundlicher wäre zu seinem lieben Nächsten und daß man eigentlich recht froh wäre, es wäre so, und der liebe Nächste wäre auch so. Eben, daß halt alles ein bißchen herzlicher wäre, und daß man lieber miteinander ein wenig Fröhlichkeit hätte, als untereinander zu schimpfen und aneinander vorbeizulaufen, wie wenn das größte Unrecht dazwischen läge.

Aber immer noch besser, offen herausgesagt eine Meinung, als hinten herumgeklatscht, oder in falscher Höflichkeit „um des lieben Friedens willen“ feig sich um die Dinge herumgedrückt. Wenn man auch einmal gerade kein angenehmes Echo findet, und nur keine Angst vor einem Mißverständnis. Es vertut sich keiner etwas und keiner wird darum schief angesehen für alle Ewigkeit, falls er etwas zuviel gesagt hat, oder falls er sich nicht gerade zu wäherlich ausgedrückt hat. Wenn es

nur vom Herzen gekommen ist, und das ist freilich die Voraussetzung. Doch gerade da, meine ich, fehlt es mitunter an der echten Wärme des Gemütes und an der zupackenden Lebendigkeit eines gesunden Instinktes, und an der unverfälschten Stärke des Bewußtseins einer unmittelbaren, natürlichen seelischen Haltung und Wertempfindung.

Das wird schon werden, es ist noch niemand gestorben, solange er noch gelebt hat. Aber von Herzen muß es kommen, dann geht es auch zu Herzen. Und schließlich hat auch einmal ein Herr von Berlichingen gelebt, wer kennt den alten Schwaben nicht, das ist eine gute Luftzeit, wenn es gar nicht mehr anders geht, und erspart manche unfruchtbare Diskussionen und schlaflose Nächte darüber und schafft zweifellos Klarheit, aber auch das muß von Herzen kommen, das erst recht, und im richtigen Augenblick. Das Herz findet aber den rechten Augenblick, oft besser, wie der bestgeschulte Diplomat, und wenn es wirklich von Herzen kommt, dann kommt es auch im rechten Augenblick, und geht auch zu Herzen.

Darum, immer 'raus mit der Sprach', ehrlich, herzlich! W. D.

SÜDWIND

Seltsamer Wind, der durch den Tag der Städte geht
In dem die Menschen wie die Vagabunden einsam werden
Und mit dem Atem fremder Erden
Die bunte Ferne vor den Türen steht.

Du bringst die Zeit, daß Städte ihren Sinn verlieren,
Wenn flüchtige Wolken über ihre Dächer wehen —
Daß junge Mädchen traumbefangen hinter Fenstern stehen
Und alle Wege in das große Warten führen.

Erich Heller

Lakonisch

Dem kleinen Fritz ist eingeschärft worden, nicht mit vollem Munde zu reden. Als er darauf etwas gefragt wird, schüttelt er nach kurzem Zögern den Kopf und sagt: „Besetzt!“

Ein gemachter Mann

„Seit du das große Los gewonnen hast, tust du wohl gar nichts mehr?“
„Oho! Bis drei schlafe ich, von drei bis fünf protze ich, und von fünf bis sieben bedaure ich meine armen Verwandten!“

Der liebenswürdige Amtsrichter

Eine verspätete Jungfrau, die schon dreißig Lenze zählte, mußte in einem sensationellen Klatschprozeß als Zeugin vor Gericht. Der Zuhörerraum war überfüllt. Schauernd erwartete die Zeugin den Moment, wo sie vor den Richtertisch gerufen und gewiß nach ihrem Alter gefragt werden würde. Sie hatte in ihren Freundeskreisen niemals mehr als 24 zugestanden und nun sollte sie vor Weiblein und Männlein unter Eid die 30jährige Wahrheit bekennen.

„Wie alt?“ fragte der Richter.

„24!“ rief sie mit dem Mut der Verzweiflung. Der Richter stutzte, denn sie kam ihm gar nicht mehr so frühlingsmäßig vor...

„Réaumur oder Celsius?“ fragte er lächelnd.

„Réaumur!“ lispelte sie errötend.

„Dann stimmt’s!“ sagte er, sich liebenswürdig vor ihr verbeugend.

Veränderlich

„Mein Mann ist wie der Mond.“ —

„Wieso?“

„Einmal nimmt er ab, einmal nimmt er zu, einmal ist er voll.“



Scherenschnitt von Julie Hahn

Wahres Geschichtchen

In einem städtischen Heimgarten an der Peripherie ist ein „Mietgärtler“ mit dem Bau eines Sommerhäuschens beschäftigt, die Aufführung einer soliden Grundmauer erzeugt viel Schweiß und Durst. Ein Zuschauer: „Dös siecht ma do glei, daß Sie a Maurer san, Herr Nachbar!“

Feuchten Blicks sieht der den Mann an und sagt stolz: „Geln's, dös kennas halt an der Arbeit!“

„Naa, aber an die Maßkrügg!“

Der Ring

Sie gab ihm den Ring zurück, den Ring mit dem kleinen, bescheidenen Brillanten.
„Ich mag dich nicht mehr. Ich habe jemand gefunden, dessen Liebe größer ist als deine. Dann ging sie. Sie trug seit gestern einen Ring mit zwei Brillanten.“

AUSLANDS - WITZE

Glückseligkeit

Die philosophisch veranlagte Gerda: „Wie stellst du dir die Höhe der Glückseligkeit vor?“

Die hübsche Wanda: „Meiner muß mindestens einsachtzig groß sein.“

Die Geschichte eines Streites

Ein Rechtsanwalt wurde zu einem Diner eingeladen und bei dieser Gelegenheit von seinem Gastgeber über allerlei juristische Fragen ausgehört. Hierfür sandte er ihm am nächsten Tage eine Rechnung. Der empörte Gastgeber nahm den Kampf auf, indem er seinerseits dem Rechtsanwalt eine Rechnung über das verzehrte Diner und die guten Weine schickte. Doch der Rechtsanwalt brachte ihn durch Androhung einer Klage wegen Verkaufs von Weinen ohne Konzession zum Schweigen.

Vorsicht!

Franz: „Mutti, darf ich auf die Straße gehen? Paul sagt, es wär' ein Komet zu sehen.“

Mutter: „Meinetwegen! Geh' aber nicht so nah heran!“

„Na, mein Sohn, hast du in der Schule einen guten Platz bekommen?“

„Ja, Vati, ich sitze am Fenster und kann den ganzen Sportplatz überblicken!“

DIE DOPPELTE VENUS

Erlauchtes von W. H. Dammann

Die Beppi ist ein blitzsauberes Mädel und sehr solid — selbstverständlich. Deshalb geht sie Samstags nur gelegentlich aus. Solch eine Gelegenheit war heute, weil der Dingler Franzl von der Tankstelle an der Ecke schräg gegenüber ein besonderes Trinkgeld bekommen und zudem keinen Nachdienst hatte. Also stiegen der Franzl und die Beppi in ein Kabarett — warum auch nicht?...

Und das war alles sehr unterhaltsam. Zwar fand Beppi, daß Franzls Augen immer dann auf Tiefenschärfe eingestellt wurden, wenn die Spitzentänzerin mit der großen Zehe die Stirn berührte, aber Beppi kam nicht recht dazu, ihre Mißbilligung auszusprechen, denn um diese Tänzerin war auch ein Partner, ein — nun, eben ein Tänzer, der die Beppi zu stillen Wünschen zwang, und darin lag des Franzls Sicherung. Soweit waren die Interessenssphären harmonisch ausgeglichen.

Dann kam die Glanznummer des Abends: Charles und Charlotta, die hellsehenden Trancewunder, leuchteten in die Geheimnisse ihrer Opfer.

„Charlotta sagt Ihnen, meine Damen und

Herren, sämtliche Karten voraus, die Sie jetzt nach Belieben bei mir ziehen können. Charlotta sagt Ihnen aber auch, was die gezogene Karte für Sie bedeutet, in welchem Monat Sie geboren sind, welche

Eigenschaften Sie haben, wann Sie heiraten und wann Sie Vater oder Mutter... — aber das Weitere soll der natürlichen Entwicklung überlassen bleiben...“

Beppi und Franzl träumten noch auf den Spuren der Pointe, als Charles schon vor Beppi stand und ihr die Karten hinhalt: „Darf ich bitten, gnädiges Fräulein?“

Beppi hörte das „gnädige Fräulein“ und sah die elegante Verbeugung (armer Franzl!). Charlottas Ruf: „Herz-Dame wird gezogen!“ drang zu Beppi wie aus Weltenferne, aber die Karte hielt sie schon in der Hand. „Jo, gibst'n des aa!“ staunte Franzl noch, da trompetete Charlotta bereits mit monotoner Stimme in den Raum: „Die Dame ist sehr materialistisch in ihren Freundschaften, sie ist im Mai geboren und eine doppelte Venus.“

Beppi wurde blaß. Als nun aber helles Gelächter rundum wurde, da fand sie sich wieder und giftete gegen die Diagnose ihres Innersten: „Des stimmt fei b'stimmt nit!“ Aber Franzl meinte seelenruhig: „Des vom Materialismus — jo mei, mi loßt zahl'n, und zweig'n dera doppelten Venus — des wer'n ma nachat scho sehng!“



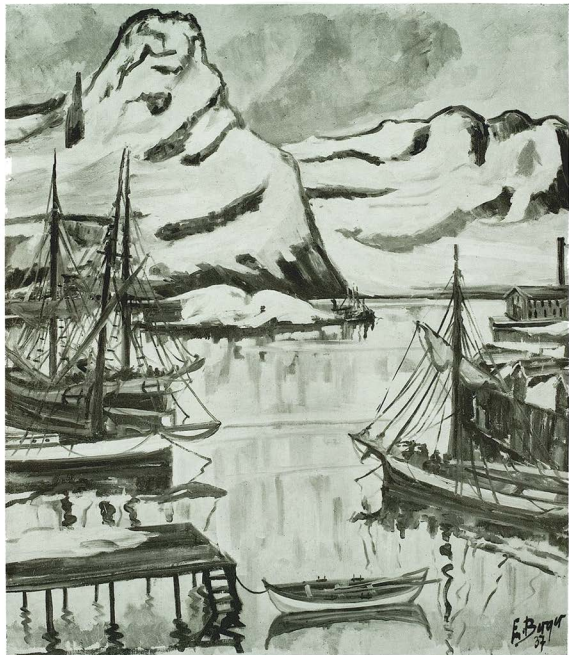
O. Malura

Postort: München

NUMMER 24 / 1937 / PREIS 60 PFENNIG

Sondernummer: Nordische Kunst

Jugend



Königsspitzen (Lofoten)

Einar Berger

Zum Geleit

Von jeher hat der Norden im Leben Europas eine bedeutame Rolle gespielt. Hier stand die Wiege der germanischen Völkerschaften; von hier aus ergoß sich der Strom der Völkerwanderung nach Süden und spülte mit jugendfrischer Kraft Altes und Morisches hinweg. Im Norden Europas schlug germanischer Geist mit der Reformation die erste Schlacht gegen die attferne Startheit römischer Zwangsglaubensfähe. Und hier im Norden erstanden die Vorläufer einer arteigenen Weltbetrachtung, die im neuen Deutschland ihre Vollendung finden wird.

Wenn wir heute mit vermehrter Aufmerksamkeit den Blick nach den Ländern des Nordens richten, so deswegen, weil wir uns der gemeinsamen Blutströme wieder bewußt geworden sind, die uns mit den Bewohnern der Heimat unserer Ahnen verbinden. Die Nordische Gesellschaft bemüht sich daher mit Erfolg zwischen Deutschland und den Ländern des Nordens Verständnis zu wecken und so eine Grundlage gegenseitigen Vertrauens und ehrlcher Freundschaft zu schaffen.

In der Hoffnung, daß dieses Sonderheft der wieder jung gewordenen „Jugend“ zu diesem Ziele beitragen möge, geben wir ihm unsere besten Wünsche mit auf den Weg.

Nordische Gesellschaft / München-Kontor:

Stella

Stella, Vorstand.



Engelbrekt
Engelbrektson

Statue von Carl Eldh
für die Stadt Arboga ausgeführt

GRIPSHOLM – der Schlüssel zu Schwedens Geschichte

Von Signe Bodorff

Im Jahre 1937 feiert das schwedische Stammschloß sein 400jähriges Bestehen. Da es einen guten Einblick in die Geschichte Schwedens gibt, wird unsere Leser diese Arbeit interessieren.

Am Ende einer Bucht des großen Mälarsees, auf einer Insel in anmutiger mittelschwedischer Natur, erheben sich die mächtigen ziegelroten Mauern Gripsholms, des bedeutendsten und erinnerungsreichsten der schwedischen Schlösser.

Seine Geschichte geht bis ins Mittelalter zurück. Schon im 13. Jahrhundert soll ein Ritter eine befestigte Burg auf jener kleinen Insel besessen haben, aber der erste bekannte Besitzer war der Reichstruchseß Bo Jonsson Grip, nach dem das Schloß benannt ist. Dieser besaß zwei Drittel des ganzen Landes und war seinerzeit Schwedens reichster Mann. Bezeichnend hierfür ist die Geschichte, wie er im Jahre 1385 geblendet wurde vom damaligen schwedischen König, Albrecht von Mecklenburg, den Befehl erteilte, in Gripsholm vor den Jarlen (den höchsten Reichsbeamten) Rede und Antwort zu stehen. Er veranstaltete ein prächtiges Gastmahl und ließ nach dem Schmaus goldene Teller an die Dienerschaft verteilen. Schweden wurde damals im Anschluß an die Kalmarer Union (1389–1521) von gewählten Königen, meist ausländischer Herkunft, regiert.

Bo Jonssons Burg war wahrscheinlich ein recht ungekünstelter rechteckiger Bau mit einem kräftigen Turm, gelegen innerhalb des jetzigen äußeren Burghofes und von starken Mauern umgeben. Reste dieser Außenmauer liegen eingesprenzt in dem niedrigen Flügel, der jetzt u. a. die Kronenküche enthält.

Jene ursprüngliche Burg hatte eine Zugbrücke nach der Landseite hin und den Haupteingang von der Seeseite her durch die sog. Seepforte, die leichter zu verteidigen war. Gripsholm ist, so weit wir wissen, nur ein einziges Mal angegriffen worden, und zwar während der Engelbrechtslehde. Engelbrecht war ein schwedischer Edelmann von außerordentlich vornehmer Gesinnung, der sich an die Spitze der Bauern stellte und die ausländischen Vögte, die die Landbevölkerung unterdrückten und an den Bettelstapel brachten, aus dem Lande vertrieb. Dies geschah im Jahre 1434. Gustav Wasa, der mit klarem Blick die vorzügliche Lage des Platzes erkannte, machte 1526 seine Ansprüche auf Gripsholm geltend und berief sich dabei auf seine Eigenschaft als Sohn eines Neffen des Reichsverwesers Sten Sture des Älteren. Dieser hatte das Schloß mit den benachbarten Gehöften gekauft und es dem Kartäuserorden geschenkt, der an dem Platze, wo jetzt die Kirche von Mariefred liegt, ein Kloster erbaute. Seit dem genannten Jahre war Gripsholm dauernd in königlichem Besitz.

Gustav Wasa legte den Grund zu dem jetzigen Schloß „am St. Laurentiustage“, dem 10. August 1537. Unter seiner Regierung wurde die Reformation in Schweden durchgeführt, er ließ das Kartäuserkloster abreißen und teilweise aus seinen Steinen das neue Schloß errichten, dessen Bauart man in Schweden den Wassail nennt: noch mittelalterlich, aber mit Zügen der Renaissance. Zwei Reliefs gleich rechts innerhalb des großen Torgebüßes, nämlich ein Marienbild und „die Messe des Gregorius“, stammen vom dem abgerissenen Kloster.

Im Jahre 1544 war der Teil des Schlosses, der den Gryptum und den Wasstum nebst den dazwischenliegenden Teilen und die Seite bis zum Theaterturm umfaßt, fertiggestellt. Nun feierte Gustav Wasa auf Gripsholm die Einführung des Erbvertrages – vorher war Schweden ein Wahlreich gewesen – durch ein prunkvolles Fest. Der König ging selbst umher und schenkte den Wein ein, während seine geliebte Gemahlin, Königin Margaretha, Süßigkeiten herumreichte. Es ist übrigens ganz unglaublich, was die damaligen Menschen alles verzehren konnten. Wir wissen durch die sorgfältige Rechnungsführung des Königs, der nicht umsonst „der Reichthaushalter“ hieß, daß bei einer Gelegenheit, wo er mit einem Gefolge von 341 Personen sechs Wochen lang auf Gripsholm wohnte, nicht weniger als 239 Tonnen Brot, 691 Fässer Bier, 8 Fässer Butter, 240 Ochsen usw. verbraucht wurden, und trotzdem klagte der König später in einem Brief

an seinen Schloßvogt über die zu knapp berechneten Vorräte, über das saure Bier usw.

Der König von Schweden hatte zu jener Zeit noch keinen Unterhalt in barem Gold, sondern erhielt seine Bezüge in Form von Naturalleistungen, d. h. die Bauern waren verpflichtet, die Königsgüter mit Eßwaren und anderen zum Leben notwendigen Dingen zu versorgen, und so zog der König mit seinem Hof von Schloß zu Schloß, wie ein richtiger Heuschreckenschwarm. Alltags lebte man jedoch sehr einfach, nach jetzigen Begriffen sogar armselig. Ein Mensch von heute verträge gar nicht die Strapazen und Entbehrungen die für die Leute jener Zeit ganz alltägliche Erscheinungen waren. Allein schon die Kälte innerhalb diesen dicken Mauern muß furchtbar gewesen sein, und man versteht beinahe, daß man sich damals zum Schlafengehen nicht ganz überdauerte und daß sogar in den höheren Kreisen mehrere Personen im gleichen Bett schliefen.

Erich XIV., der seinem Vater Gustav Wasa auf dem Throne folgte, sperrte seinen Bruder Johann und dessen polnische Gemahlin auf Gripsholm in Kerkerhaft ein, weil er befürchtete, Johann werde ihm der Krone berauben, was dieser dann auch wirklich tat, als Erich später wahnsinnig wurde. Es handelte sich aber um keine strenge Kerkerhaft, denn anfangs wenigstens wurden den königlichen Gefangenen jeden Mittag zwölf Gerichte aufgetragen, und Herzog Johann, ein gelehrter Schönegeist, erhielt von seinem Bruder große Büchersendungen, Ovid, Cicero, Boccaccio usw.

Er hatte auch eine Hofhaltung von über 100 Personen, das Schloß erzeugte selbst, was es benötigte, und hatte sogar eine eigene Glashütte. Die Kerkerhaft für den armen geistesgestörten, aber hochkultivierten Erich war bedeutend schlimmer. Er wurde in einen halbdunklen Gefängnisturm gesperrt, alles Schreibzeug wurde ihm abgenommen, und die kurzen, oft aus einem einzigen Wort bestehenden Tagebuchvermerke, die er mit einem Stück Kohle an den Rand seines astronomischen Kalenders schrieb, des einzigen ihm belassenden Buches, gehören zu dem Ergreifendsten, das man lesen kann. Das Wort uxor – Gattin – kommt dabei häufig wie ein Ruf der Verzweiflung vor. Es wurde ihm nicht erlaubt, seine Ehegattin zu empfangen.

Karl IX., Gustav Wasas jüngster Sohn, erbte Gripsholm von seiner Mutter und vollendete dessen Ausbau. Er war ein strenger und heftiger Herr, aber derjenige von Gustav Wasas Söhnen, der der kraftvollste und tüchtigste Regent war. Er war dabei äußerst sparsam, und man kann sich sein zorniges Erstaunen vorstellen, als er einmal ein Gastmahl auf Gripsholm veranstalten wollte und in die Schatzkammer hinabstieg, dort aber fand, daß alle Kostbarkeiten verschwunden waren. Diese hatte ein verschlagener norwegischer Abenteurer, Enoch Brandrök, zu sich genommen und war dann rasch auf einem Schiff damit ausgerückt. Es dauerte Jahrelang, bevor der listige Schelm festgenommen und durch Rädern hingerichtet werden konnte. Die Geschichte seiner vielen Streiche und Betrügereien in verschiedenen Ländern ist phantastisch und lustig.

Karls IX. zweite Gemahlin, die gestrenge Frau Korstin, legte rings um das Schloß herum einen Garten an, und ein heute noch Früchte tragender Birnbaum soll aus jenen Tagen stammen. Sie war eine sehr gottesfürchtige Frau, die in ihrem Schlafgemach, wahrscheinlich demjenigen, das jetzt „Schlafzimmer des Königs“ heißt, einen Sarg stehen hatte und sich bisweilen zur Probe in diesen hineinlegte.

Gustav Adolfs schöne, aber überspannte und launenhafte Gemahlin, Maria Eleonora von Brandenburg, hatte Gripsholm als Witwensitz. Es behagte ihr aber nicht in Schweden, und sie fürchtete sich vor dem alten Reichskanzler Axel Oxenstierna, der ihr vergebens ihre unverbeßliche Verschwendungssucht vorwarf, weshalb sie eines schönen Tages unter dem Vorwand, sie wolle sich zu Bußübungen in ihre Gemächer zurückziehen, eine romantische Flucht aus Schweden ins Werk setzte, bei der sie als Bauernmädchen verkleidet war. Allerdings mußte sie nach acht Jahren zurückkommen, denn weder in Dänemark noch in Brandenburg hatte man Lust, sie auf die Dauer zu beherbergen. Hiermit ist die Wasazzeit zu Ende. Der nächste Abschnitt in der Geschichte des Schlosses heißt die Zeit des Leibgedingens oder Karolinische Zeit. Die Gemahlin Karls X. Gustav, Hedwig Eleonora von Holstein-Gottorp, erhielt nämlich Gripsholm als Leibgeding. Während einer Zeitspanne von fünfzig Jahren wohnte sie häufig dort. Sie nahm allerlei Veränderungen vor, ließ das hohe Dach abtragen, ordnete einen Umbau des Dachgeschoßes an und ließ

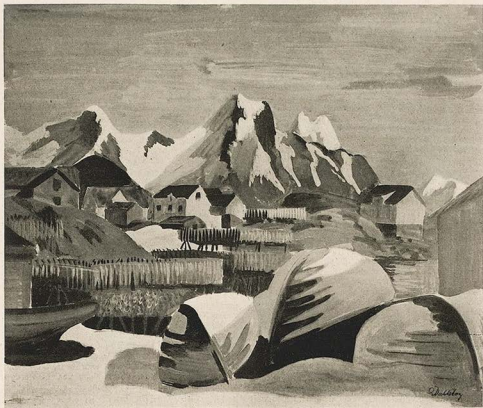


Bild aus Lofoten

Ewald Dahlshög

den sog. Drottning- (Königin-) Flügel anbauen. Auch ihr Sohn Karl XI. und ihr Enkel Karl XII. wohnten zeitweise in dem Schlosse, hinterließen aber keine Spuren in seiner Geschichte.

Mit Gustav III. trat Gripsholm in seine letzte Glanzzeit ein. Dieser König nahm durchgreifende Veränderungen vor, hauptsächlich im Innern. Er plante auch eine Änderung der Fassade sowie den Bau einer großen Monumentaltreppe und ließ den alten Altan im innern Burghof entfernen, der erst in unserer Zeit bei der historischen Restaurierung 1892—98 wieder auferstand. Dem König fehlten jedoch die Mittel zur Durchführung seiner Pläne, und das war sicher ein Glück für die alte Wasaburg. Gustav III. errichtete auch den Kavalierflügel auf dem äußeren Burghof, um Platz für seine Hofherren zu schaffen, die vorher in dem noch heute vorhandenen sog. Königshaus in dem Städtchen Mariefred untergebracht worden waren. Er ließ auch die Kronenkirche in dem Teil einrichten, wo vorher der Schloßhauptmann seine Wohnung gehabt hatte. Denn das mittelalterliche „Feuerhaus“, der Feuergefahr wegen im See auf Pfählen errichtet, die bei niedrigem Wasserstand noch heute teilweise an der Uferbefestigung sichtbar werden, und von wo das Essen durch die Seepforte ins Schloß getragen wurde, war zu un bequem geworden.

Außerdem richtete Gustav III. in dem ehemaligen Kirchturn, dessen kleine Kapelle seit 1738 unbenutzt und verfallen war, nach französischem Muster das reizende kleine Hoftheater ein, das jetzt neben demjenigen von Drottningholm das einzige in seinem ursprünglichen Zustand erhaltene ist und wo noch jetzt bei besonderen Gelegenheiten Musik- und Theaterstücke aus dem 18. Jahrhundert aufgeführt werden. Gustav III. war ein unermüdlicher Schauspieler, Spielführer und Verfasser von Theaterstücken. Um Weihnachten 1775 wurden in zwei Wochen nicht weniger als zehn Stücke aufgeführt, und in allen spielte der

König die Hauptrolle. Der Hof war weniger entzückt, und des Königs Schwägerin, die witzige und geistreiche Hedwig Elisabeth Charlotta seufzt in ihren Lebenserinnerungen über „ces éternelles répétitions“ und klagt über das kalte, unbequeme alte „Eulennest“, für das der König mitten im Winter eine so wunderliche Vorliebe bekommen habe.

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sowie auch noch später wurde das Schloß ausgebessert, und im Innern fanden mancherlei nicht immer sehr gelungene Veränderungen statt. Während der Jahre 1892—98 wurde Gripsholm nach den damals vorherrschenden geschichtlichen Grundsätzen in seinem ursprünglichen Wasastil wiederhergestellt.

Gripsholm ist nicht nur eines der hervorragendsten Geschichtsdenkmäler Schwedens, sondern bildet jetzt auch den Hauptsammelplatz der dem Schwedischen Staate gehörigen historischen Porträtsammlung, die die größte der Welt ist und über 2000 Stücke umfaßt. Bereits Gustav Wasa besaß eine Sammlung von etwa 60 „Schildereien und Konterfeien“, aber den eigentlichen Grund zu jener Sammlung legte Hedwig Eleonora, die eine starke Verwandtschafts liebe an den Tag legte und ihre Hofmaler, David von Krafft u. a., an die deutschen Duodezfürstenthöfe entsandte, um ihre zahlreichen Verwandten zu malen. Später wurde die Sammlung von König Adolf Fredriks kunstliebender Gattin Lovisa Ulrika, der Lieblingschwester Friedrichs des Großen, und von Gustav III. vermehrt.

Die Sammlung, die viele Gemälde hervorragender in- und ausländischer Meister umfaßt, hat ihren höchsten Wert von personengeschichtlichem Standpunkt und dadurch, daß sie dem Beschauer die Möglichkeit gibt, die Zusammenhänge und Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Fürstenhäusern der einzelnen Länder zu erkennen.



Die alten Segler auf Fahrt

Einar Berger

Die Feuerprobe

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Es ruft Hroff Kraki, der Düne, zu Haut
Seine wilden Berserker: „Wir ziehen hinauf
Zu Adil, dem König der Schweden!
Wir ziehen, zu zahlen blutigen Zoll
Für verweigerten Zins.“ Seine Stimme schwoll,
Wie die Meerflut schwillt, beim Reden.

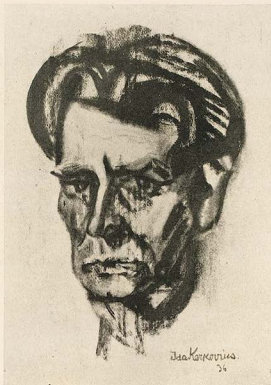
Drachschiffe trugen sie an das Land,
Wo Adil mit seinen Männern stand.
„Wo bleibt der bedungene Lohn
Für die Fyristfelder, wo dir der Sieg
Über Aale ward, weil ich dir half im Krieg!“
— „In der Halle gehäuft liegt er schon.“

Hroff und die Seinen saßen im Saal
Des Adil und tranken beim Königsmahl:
Da schichteten hoch die Scheiter,
die brennenden, Adils Mannen und lachten:
„Berserker, so sagt man, die Flamme verachten!“
— Rot schon glühen die Kleider.

Auf sprang Hroff Kraki und mit ihm alle:
„Zu klein ist das Feuer in Adils Halle!“
— Und warf seinen Schild in die Glut —
„Nicht flieht die Flamme, wer sie bezwingt!“
— Im Sprunge zu sich die andern er winkt —
„Feuer und Blut sind sich gut!“

Stumm und starr vor Entsetzen und Graun
Auf die Berserker die Schweden schau'n,
Wie sie beschienen vom Schein
Frisch enttauchen den roten Wellen:
„Jetzt erprobet, feige Gesellen,
Selber die purpurne Pein!“

Nackt und waffenlos heben mit Lachen
Hoch die Berserker die Feinde. Mit Krachen
Bersten die brennenden Brünnen.
„Helden hürtet und Prahler verbrennt
Feuer, das heilige Element.“
Höhnend zieht Kraki von hinnen.



Einar Berger

Ida Kerkovius

DER MALER EINAR BERGER

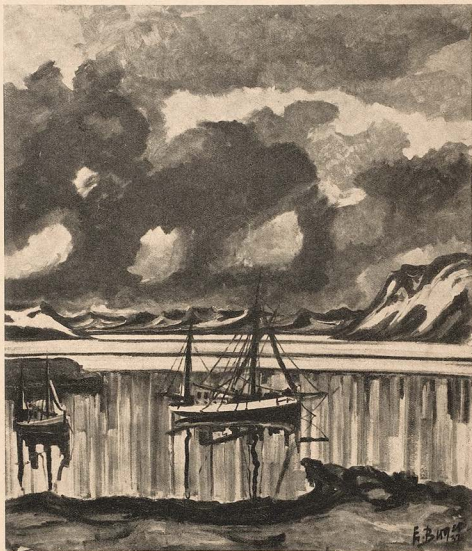
Wo hat man je Bilder gesehen wie die des jungen Norwegers Einar Berger: so brennend in den Farben und so sprühend bewegt in der Form, mit dieser fast naiv anmutenden Ursprünglichkeit, Sicherheit der Strichführung und der kontrapunktischen Farbsatzung dieses Menschen, der vor wenigen Jahren noch ein einfacher Lofotenfischer war und der heute eine der stärksten und hoffnungsvollsten Begabungen des künstlerischen Nordens ist. Unser ewig vergleichender Verstand und zumal der Typ des schlechten Kunstbetrachters, der immer und überall nach Einflüssen und künstlerischen Ahnenreihen sucht, stehen vor den Bildern dieses Mannes bewundernd still. Denn so einmalig die Menschlichkeit dieses Künstlers ist und ihr Weg zur gestalteten Form, so einmalig ist auch diese Form, so einmalig ist seine Kunst.

Einar Berger stammt aus dem äußersten Norden Skandinaviens aus Tromsø. Seine Jugend mag sich in nichts von der anderer Fischersöhne unterschieden haben. Denn das Leben dort ist hart, der Kampf mit dem Meer und die stete Sorge um den Fang, um Wind und Wetter haben die Menschen schwerblütig und wortkarg werden lassen und diese Verschlossenheit ist wohl kein guter Nährboden für die Kunst. Aber irgendwann mußte sich scheinbar diese verhaltene Kraft und dieses durch Jahrhunderte verborgene Lebensgefühl einmal entladen, bei einem dieser Menschen war die Schicht des alltäglichen Daseins, der Brotsorgen und des Lebenskampfes nicht stark genug, um das mächtig gewordene Gefühl länger zurückzuhalten — er explodiert, denn diese Kunst ist zuerst eine Explosion, und er sucht der Qual und dem Glück seines Herzens mit harter Ausdruck zu geben. Er bemalt die Wände seines Fischerzeltes, und er malt, als sei er der erste Mensch, dem die Natur Pinsel und Farben in die Hand gegeben hätte. Er kennt keine Tradition,

weder in der Auswahl seiner Motive, die er überall aus dem Leben greift, noch in der Art, wie er sie darstellt. Er weiß nichts von Kunstrichtungen, die sich in Mitteleuropa streiten und von Maltechnik versteht er herzlich wenig. Wie die Farben aus der Tube kommen, gebraucht er sie, ohne Brechungen, ohne langes Experimentieren, er wagt die wütendsten Farbgegensätze, das brennende Rot eines Segels gegen das Blaugrün des Meeres, reines Gelb neben Blau, aber er zwingt die Kontraste zu einer hinreißenden Harmonie. Später, als er mehr gesehen und gelernt hat, beruhigt sich seine Palette, Zwischentöne und Schattierungen stellen sich ein, seine Bilder werden malerischer und ausgewogener. Immer aber ist in ihnen die ergreifende Inbrunst des eigenen Erlebens, nirgends spürt man einen nur reflektierenden Verstand — wer anders könnte die dramatische Aufgewühltheit des Meeres so malen als einer, der täglich neu den Kampf gegen dieses Meer führen muß, dem es bitterster Feind und einziger Freund zugleich ist, wer anders könnte Schiffe malen, die keine toten Werkzeuge des Menschen mehr sind, sondern lebendige Geschöpfe, die verzweifelt gegen Gisch und Brandung anlaufen, deren Masten und Rahen im Sturmwind ächzen und sich winden, und auf deren Segeln das zauberhafte Licht eines nördlichen Abends spielt, wann sie müde nach getaner Arbeit in ihren Hafen zurückkehren. Dieses Einssein des Künstlers mit der Natur und mit seiner Lebenswelt ist die eigentliche Ursache für die innere Größe der Kunst des Lofotenfischers Einar Berger.

Eine Ausstellung von Gemälden Bergers veranstaltet die Kunsthandlung Theodor Heller am Odeonsplatz in München in Verbindung mit dem Münchener Kontor der Nordischen Gesellschaft vom 12. Juni bis zum 31. Juli 1937.

Henri Nannen



Morgenstimmung

Einar Berger

TORSTEN BOBERG:

Als Renhüter im Hochfjäll

Es war ein so stiller, wehmütiger Spätsommerabend, an dem der erste Schatten von Herbst und Tod über die Welt zu gleiten scheint, und Luft und Erde irgendwie von einem ernsten weisen Sinn erfüllt sind. Wir saßen an einem Felsblock draußen im weiten Fjäll ein paar Meilen südlich vom Gubbatal. Neben uns lag die Renherde ganz still wie ein Teil der öden grauen Landschaft. Vorige Nacht hatte Nils Theodor in den dunkelsten Stunden Wache gehalten, während ich ab und an in leichten Schlaf

gefallen war. Jetzt war Nils Theodor an der Reihe zu schlafen, und ich hatte die Verantwortung für die Rener.

Nils Theodor streckte sich mit dem Rocke über dem Kopfe auf dem Boden aus und schlief sofort ein. Und die Nacht brach herein. Man spürte, wie die herbstliche dämmerblaue Stille mit lautlosem Schritt geschlichen kam, wie sie die ganze Gebirgswelt umschloß und alles Leben rings in der Weite dämpfte. Die Sterne erglommen fast unmerklich über uns, und die tiefen



Eintellende Wildgänse

Bruno Liljefors

Atemzüge Nils Theodor verstärkten nur noch den Eindruck nächtlichen Friedens. Ein kleiner Bergsee blinkte wie eine hell glänzende Scheibe in der Ferne, und einige moosgrüne Felsblöcke neben uns zeichneten sich wie große geschweifte Elchrücken gegen den Himmel ab.

Nils Theodor hatte vorher aus Spielerei an einem trockenen Holzstück geschnitzt, das wir mitgebracht hatten. Erst hatte er die eine Seite ganz glatt geschnitten und dann mit dem Messer ein paar Worte auf lappisch hineingeritzt. „Tjapies dälkie“ (schönes Wetter) stand dort ganz deutlich. Ich hatte nachher noch einen kleinen Zusatz gemacht und Datum und Jahr zum Text hinzugefügt und dann das Holzstück beiseite geworfen.

Das Holzstück schimmerte wie Metall, als es da in einiger Entfernung vor mir lag, und wurde irgendwie der Mittelpunkt des kleinen Kreises, den meine Augen umspannen konnten, als die Nacht dichter herabsank. Mir kam der Gedanke, daß das Stück von einem Leuchtholztamm genommen sein mußte, und ich sammelte die trockenen glänzenden Späne, die auf dem Boden rings zerstreut lagen, um sie beim nächsten Feueranzünden zu benutzen. Dann steckte ich mir die Pfeife an und lehnte mich mit dem Rücken gegen den Felsblock.

Da muß ich wohl einen Augenblick eingenickt sein. Als ich erwachte, lag die Pfeife erloschen neben mir. Die Luft war noch lau, aber ein schwacher Windzug ging über die Fjälle und kühlte mir etwas die Wangen. Die Renner hatten begonnen, sich zu bewegen. Nicht daß sie den Fleck verlassen hätten. Sie waren nur aufgestanden und hatten sich zusammengedrängt, — ich sah gegen den Nachthimmel einen dichten Wald von Geweihen. Aus der Herde klang ein dumpfes Geräusch.

Ich weckte den Hund, der neben mir lag, zog fest am Koppel, das um seinen Hals befestigt war. Der Hund reckte langsam den Kopf, und als ich mich über ihn bogte, konnte ich spüren, daß sich seine Schnauzenlöcher ein paar Mal weiteten und schlossen. Dann rollte er sich wieder zusammen, um weiterzuschlafen. Es war offenbar nichts Verdächtiges in der Nähe.

Auf dem Erdboden leuchtete das Holzstück jetzt in der tief-schwarzen Nacht noch stärker als zuvor mit fast glühendem Schein. Das Holzstück war der gegebene Ausgangspunkt für

meinen Blick, wenn ich das Dunkel zu durchspüren suchte; es gab dem leeren formlosen Dunkel, das mich umwob, etwas Wirklichkeit. Dahinter konnte ich einen Rand des Geländes sehen, — drei Grasblüten, die sich ein Stück über den Boden erhoben. Etwas anderes zu unterscheiden war unmöglich. Ich schloß die Augen und lauschte, schaltete den Gesichtssinn ganz aus, um stattdessen die Empfänglichkeit des Gehörs zu vermehren. Aber ich hörte nichts als das Flüstern der wehenden Grashalme und hin und wieder das leichte Trampeln von Rentierhufen.

Nun hätte ich doch eigentlich Alarm schlagen müssen, die leichte Unruhe in der Herde hätte mich auf die Beine bringen müssen. Aber wenn sich die Brunstzeit und Herbst nähern, ist immer mehr Leben in der Renherde. Die Renhirsche haben sich dies und jenes zu sagen — kleine Auseinandersetzungen, die sie nicht untereinander abmachen, — und daß eine Geweihkronen in nicht eben freundschaftlicher Weise gegen eine andere stößt, ist fürwahr keine Seltenheit. Hier fanden jedoch keine solchen Auseinandersetzungen statt, er herrschte im Gegenteil eine ungewöhnliche Eintracht unter den Tieren. Sie sammelten sich alle gegen eine äußere Gefahr, aber das merkte ich nicht im Dunkeln. Gäbe ich dem Hund einen Startbefehl, so hätte dies nur zur Folge, daß das Rennudel in schnellem Tempo flüchtig würde und sich vielleicht in der Nacht zerstreute. Das wollte ich nicht wagen, da sich die Tiere ganz in unserer Nähe beisammen aufliefen. Es verging eine Weile. Alles war still. Die Nacht wurde immer dunkler.

Allmählich hatten sich meine Augen in die Dunkelheit gewöhnt. Einige Geweihe und Köpfe der Renner waren noch gegen den Himmel zu sehen, wenn ich den Blick scharf in das kohlschwarze Dunkel bohrte.

Jetzt krachte es auf einmal in der Herde und ich sah, wie der Wald von Geweihen hin und her wogte. Wieder war es still, aber dem leeren Nichts irgendwo zwischen Erde und Himmelszelt kam ein schwaches Knistern wie von kleinen sprühenden Funken.

Ich schloß wieder die Augen und versuchte, mich von allen anderen Eindrücken frei zu machen. Endlich kam ich zur vollen Gewißheit, daß keine Gefahr im Anzuge sein könnte, da der Hund nicht laut gegeben hatte. Ich glitt in einen stillen Halbschlaf, nachdem ich mir eingeredet hatte, daß meine Sinne von allem Lauschen und Starren überempfindlich geworden seien.

Eine neue Bewegung der Renherde ließ mich wieder aufsehen. Meine Augen suchten zuerst das Holzstück. Es glänzte wie zuvor am Erdboden und die drei Grasblüten erhoben sich dahinter wie vorher. Aber da war etwas im Gelände, was dort nicht hingehörte: Etwas hatte sich bei den Blüten verändert. Die kleine Mulde zwischen zwei von ihnen schien flacher geworden zu sein, sie ging nicht mehr so tief in den Boden wie vorher, sie hatte sich gehoben und war etwas gerader geworden. Und der Gehewald der Renner war noch mehr zusammengedrängt, man konnte ihn nur wie eine schwache Verdichtung des Nachtdunkels sehen.

Mit einem Schlage war ich völlig wach und auf den Beinen. Ich brüllte den Hund an und raste zu den Blüten. Da glitt ein Tier schnell auf und davon und verschwand lautlos im Dunkeln.

Der Vielfraß hatte dort flach wie ein Schatten auf dem Boden gelegen. Um ihn zu empfangen, hatten die großen Renhirsche mit gesenkten Köpfen gestanden, bereit auf den Angriff, der sicherlich nicht ausblieben wäre, wenn ich noch einige Augenblicke mit dem Aufspringen gezögert hätte.

Jetzt ging Nils Theodor und ich als Wächter an jeder Seite der Herde, die nun recht schnell in südlicher Richtung dem schwachen Winde entgegenzog, bis das Morgengrauen im Osten zu erwachen begann. Da zeigte sich, daß mehrere Renner in dem Durch-einander des Aufbruchs abhanden gekommen waren. Wir fanden die Tiere im Laufe des Tages wieder und konnten am selben Abend die Herde so gut wie vollzählig an Ante Fjeldmoen und Christian Sunne abliefern, als diese auf die Fjälle kamen, um uns beim Rennhüten abzulösen.



Elen-Studie in Bronze

Karl Milles

(Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne.)



Stille im Hafen

Einar Berger

ERIK TAVAN:

Durch schwedischen Schnee

Kopenhagen

Nicht einmal den Schlaf reibt sich die große Stadt noch aus den Augen. Die Lichtreklamen, die sonst diese Stadt so lebendig machen, sind erloschen und ob die Sonne durch die Nebelwand des neuen Tages hindurchdringen wird, ist noch ungewiß. Selbst die große Springuhr schläft noch und weigert sich, die rinnenden Minuten anzuzeigen. Der Nebel klebt sich auf die Kleider, vermischt sich mit dem Rauchquahl einer langsam sich vorwärts-schiebenden Lokomotive, die nach vielem Ächzen und Stöhnen endlich den Hafen erreicht. Die grünen und roten Wachlichter und auch der Scheinwerfer mühen sich hart, die diesige Luft des Morgennebels zu durchdringen.

Fähre

Ein schwedischer Stuart grüßt, das Schiff fährt lautlos durch den dunklen Spiegel — — —

...Gedämpftes Lampenlicht, Lederstühle, die wie Zeugen alter

Adelsgeschlechter dastehen, und guter Kaffee breiten einen Duft von Behaglichkeit aus, der wohltuend wirkt.

Dunkler Spiegel, Bindung zwischen Licht und Licht, die Schraube durchwühlt die Stille und vom Lande der Vertrautheit, Verschlagenheit und auch der geraden Bäuerlichkeit treibt sie durch flackernde und stetige Lichter ins „Kungliga Land“! Ja, ist es ein königliches Land? Doch, wenn man nicht die Plötzlichkeit des Eindrucks, die Zufälligkeit der Begegnung zur Norm nimmt, sondern jedes Land in der Idee und in seinen Trägern sich auswirken läßt, dann ist Schweden auch ein königliches Land. —

Fahrt

Ein vereister Zug treibt vorwärts. Immer leiser wurde das Land, immer ruhiger der Wald — die weiße Decke höher, die roten Häuser grüßen nur mit kleinen Flächen. Hundert Glocken läuteten ins Land hinein — Pelzmützen bewegten sich auf einsamen Wegen, ruhig, mit der schwedischen Krone behaftet, steht sie selbst auf dem Kopf des Stationsvorstehers!

März — sonst riecht man schon den Frühling —. Hier ist man im neuen Märchen. Der Zug drängt sich durch die weißen Massen, die steil ihre Hänge zu den Geleisen schrägen. Die Felsen treten zurück, und geballte Steinmassen wälzen sich entgegen. Das Brausen des Zuges gibt mit dem reißenden Mälar einen guten Akkord. —

Stockholm

Wo sind die drei Kronen? — Der leichte Turm der Storkirka und der gute Gruß der deutschen Gemeindekirche? Nebel hängt über den Türmen —, schwere Flocken fallen, der Hafen ist voll Eis — weiße Pelzschuhe huschen durch den Morast — kleine runde Pelzmützen decken schelmische Stirnen. Von den Autos spritzt es ab wie Gisch — Möven schwenken vergebens zwischen den Eisschollen — — leise aber flammen Lichter auf unter dem Nebel und ziehen den Weg zum Schloß. Sie bleibt auch mit dem tiefen Himmel die königliche Stadt.

Bränta Tomten und Bäka-Hästen empfangen einen gern — Kerzenlicht umflängt einen, der herbstliche Duft von Mayonnaisen und Salaten mischt sich mit dem Dampf des Kaffees, und wieder sitzt man an einem der alten Bauernstische. Da leuchtet ein Renaissance-Bild entgegen, dort wächst ein altes Henkerschwert aus der Mitte eines Tisches. Ward es in Stockholm benutzt oder sprach man in Palermo oder in Florenz mit ihm Recht? Aus einem kleinen Kupferkessel steigt der Kaffee — Nebel — Nebel — Nebel.

Ist Karl XII. vom Postament gestiegen und sausen seine Reiter übers Schloß? Stück für Stück eines Lebens rollt über den Tisch. Die Kerzen flackern weiter — — Nebel — Nebel.

Der Nebel ist fort, Sterne grüßen den Weg und wieder denkt man an die hellen Nächte, an die Freude dieser Stadt, die aus den Räumen in die Straßen dringt, den Schären zueilt und jubelnd den großen Tag der Sonne feiert — —

Eine Saga ist zu Ende

Im Dramatischen Theater grüßt einen beim Eintritt der mächtig zerzauste Kopf Strindbergs in der Plastik von Tore Jern, aus dem Jahre 1911. — Drinnen spielt Harriet Bosse die Aenkegravinna Märta Donna — sie war einmal Strindbergs Frau — die Büste der Lagerlöf trägt einen Lorbeerkranz, und die Marmorzüge der Ristori blicken traumfaint in das Jugendstilfoyer, überreich an Marmor, bescheiden an Gold.

Drinnen im Theater hängt ein eigener Vorhang. Darauf sieht man Ekby, verschnellte Wälder, die Kirche von Husaby, Bergsgård, Borge, die Eisenhämmer und den blauen Fluß von Värmland.

Der Vorhang hebt sich dreizehnmal und Wirklichkeit geworden wandert Gösta Berling umher, wird von der Majorin aufgenommen, alle Kavaliere sitzen um den Tisch, ihr fröhliches Leben führend, ja und Sintram kommt leibhaftig mit Pferdefuß und Schweiß. Hei, und da saust in die Unendlichkeit die Gräfin Donna mit Gösta durch die Schneenacht — und im Kreise der Kavaliere stirbt die Majorin —, Ja, die Saga von Gösta Berling ist leibhaftig geworden, aber trotz aller Verdichtungsversuche

flattern nur 13 Szenen umher, da und dort uns freundlich an das große Epos erinnernd. — —

Verehrte Frau Lagerlöf! Alle sind wir einst mit Ihnen gewandert durch die Wälder von Ekby, saßen am Tisch in der Schmiede, und zwischen uns wie im Dunst des Pfeifenrauchs und des Punschessprachen und blickten sie umher: der Oberst Behrencreutz, Kevenhüller, Liljecrona und nie hörten wir Beethovens schöne spielen als von Löwenborg auf dem stummen Klavier. Sintram war Teufel, Waldschrott, Bergrieße, Kavaliere, ja, man konnte der leibhaftigen Bosheit alle Gesichte geben, die man nur selbst denken konnte, und die Gräfin Donna war ein feines altenglisches Pastell und Marianne Sinclair ein Wesen, von dem man nur den Schleier in der Hand hielt, wenn man nach ihm laßte. Die Majorin aber, sie war der riesige Wald Schwedens, sie war die Birke Dalernes — der Granit, auf der die Mälarkönigin eingewurzelt ist — war Mensch und Sinnbild — im Schein der Festkerzen und im dunklen Glanz der Waldeinsamkeit.

Nun haben alle ihre Geister Kleider bekommen, die Gesichter wurden frisch und rot oder bleich und fahl. An den Gestalten hängen Bärte und Kleider, und alle sind sie atmende Kreaturen geworden, laufen umher und sagen ihre Erzählungen — Eine Saga wurde Wirklichkeit, die Kleidung hat den Gösta und die anderen nackt gemacht... Aber wir werden uns weiter die Traumgestalten bilden, die Sie uns in der Saga gegeben haben und ihnen immer den tiefen Dank sagen für einen wunderbar feinen schwedischen handgewebten Teppich, der alles Feuer und alles Licht verträgt, nur die kalten Scheinwerfer der Bühne nicht... — Tora Telle spielte die Majorin — die schönste Frau Schwedens — die herrliche Schauspielerin. Nun ist sie Frau Samzelius geworden — ihre Worte klingen wie feines Glas und Glocken durch den Raum. Sie ist prachtvoll im Zorn, in der mütterlichen Liebe, im Erinnern und im Sterben.

Gösta — er eilte durch die 13 Bilder, wie einst Gösta Ekman im Film — gedacht haben wir ihn uns immer noch größer und genialer... — — — — —

Eine Saga wurde Wirklichkeit... Draußen aber recken sich die Bäume des Berzelius-Parks wie Gespenster aus der Schneedecke — leise fallen dicke Flocken auf die Stadt, Karl XII. spielt mit dem Degen und läßt sich vom brausenden Mälär Geschichten erzählen. Pelzmützen trotten lautlos umher. So still wie dieser Winterabend im frühen März rollen die Geschichten an unser Ohr und zwischen den breiten Schneeflocken geistert die Majorin vorbei. — Klingt Löwenborgs Spiel aus dem Mälär? — Tragen die Flocken Bettmanns Lieder durch die Stadt?... —

Königliche erhabene Stille erzählt von der Wildheit des Fosses, vom Punschgelage und von dem Herz, das das Fleisch nicht ertrug. Roh bricht das Eis, zerschellt an den Schären, und die erste warme Sonne wird die guten Knospen der Birken streicheln, die weißen Mützen werden wieder durchs Grün getragen, und in Lund und Uppsala singt man dem Frühling zu... Sterne leuchten durch die Nacht und in ihnen, vom Nebel befreit, die drei Kronen...

Da haben wir die Saga wieder gefunden.

DIE LÖSUNG

Eine Version erzählt, es seien Junge Hasen gewesen, die der Fuchs bedrohte; doch Kreise, die Björnsterne Björnson nahe-gestanden haben, versichern, daß das Bild, um das es sich hier handelt, einen Schiffbruch dargestellt habe.

Ob nun Junge Hasen, oder Schiffbruch — eines ist sicher bei dieser Geschichte: Björnsonns weiches Herz.

Er übernachtete in einem kleinen Gasthofe im Harz. Ein altmodisches Zimmerchen, furchtbar gemütlich — anheimelnd — reizend, nur eines... eines!! An der Wand hing ein Kupferstich — ein Schiffuntergang! Björnson, dem gleich beim Eintritt ins Zimmer ein Stich durchs Herz gegangen war, beschloß, das schreckliche Bild am besten nicht weiter zu beachten. Doch schon nach kurzer Zeit zog es ihn unwiderstehlich dazu hin. Er setzte sogar seine Brille auf. Und sah nun erst recht deutlich — allzu deutlich, die Schreckensszenen, die ihm besser verschlei-ert geblieben wären.

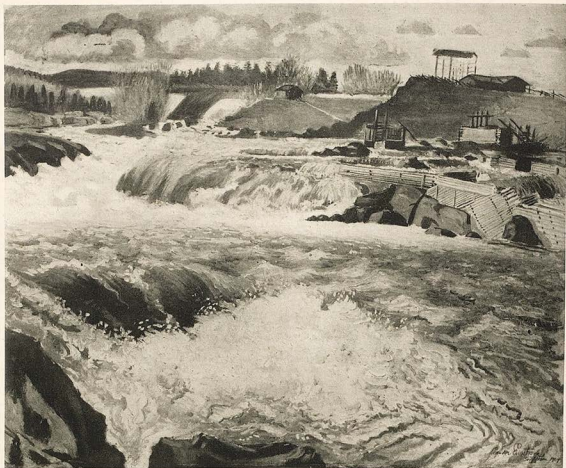
Da kämpften Ertrinkende um den letzten Platz im Boot... dort suchte mit schwindender Kraft eine Mutter ihr Kind über Wasser zu halten... und hier, hier schwamm ein armer verlassener Hund, der im Versinken das Maul öffnete, um seine Todesqual zum Himmel zu heulen.

Erschüttert legte Björnson die Brille weg. Aber die Vision von den Schiffbrüchigen wollte ihn nicht verlassen. Er fand keinen Schlaf; warf sich ruhelos hin und her. Die arme Mutter... der ertrinkende Hund... das süße kleine Kind...

Da kam ihm plötzlich eine Idee. Er stand auf, zündete seine Kerze an, ging zu dem Bilde und schrieb auf den unteren Rand des stockfleckigen Kupferstiches:

„Men alle blev reddet!“ — „Aber alle wurden gerettet!“ Legte sich darauf wieder zu Bett und schlief friedlich und erlöst bis zum anderen Morgen.

S. Rützow



Sörforsen. Bild aus Norrland

Leander Engström

„Heut haben wir die ‚Hedda Gabler‘ ausgepiffen!“

Am 31. Januar 1891 fand im Residenztheater in Anwesenheit Henrik Ibsens die Uraufführung seiner „Hedda Gabler“ statt. Sie verursachte einen Theaterskandal. Den ersten richtigen Theaterskandal in München.

Am Abend des letzten Januartages vor 45 Jahren ging es in München lebhaft zu. Die Residenzstraße und der Max-Joseph-Platz brodelten von Menschen. Man stand in Gruppen beieinander und debattierte, und wenn ein Uneingeweihter die schüchterne Frage tat: „Verzeihung, was ist denn hier los?“, so bekam er prompt die Antwort: „Grad haben wir im Theater den Herrn Ibsen ausgepiffen!“

Das war allerdings eine alarmierende Nachricht. Und der also unterrichtete Frager schob sich auch in den Menschenknäuel hinein und hoffte, noch mehr über den Fall Ibsen zu hören. Was war geschehen? Was hatte sich zugetragen? Nun, uner-

wartet war das Ganze nicht gekommen. Denn da war kurz vor Weihnachten 1890 die Buchausgabe des neuesten Ibsenwerkes erschienen. Man hatte die „Hedda Gabler“ gelesen, und war empört! Das war ja eine verabscheuungswürdige Person! Bald danach hörte man, daß das Stück Ende Januar im Residenztheater seine Uraufführung erleben solle, und wieder ein paar Tage später sickerte etwas geradezu Ungeheuerliches durch: das Urbild dieser abscheulichen, verdorbenen, satanischen Hedda sollte eine Münchnerin sein! Man kannte sogar ihren Namen — es war eine Dame der Münchner Gesellschaft, die sich einige Monate vorher vergiftet hatte. (Das damals aufzüngelnde Gerücht scheint eines wirklichen Untergrundes nicht entbehrt zu haben. Denn Ibsen hat selbst in den letzten Jahren seines Lebens noch gesagt: „Der Urgestalt der Hedda bin ich in den Münchner Hofgartenarkaden begegnet.“)

Ganz München sprach von der bevorstehenden Uraufführung der „Hedda Gabler“, und als der 31. Januar heranrückte, da war das

Residenztheater ausverkauft. Von vorneherein schieden sich zwei Gruppen, die des „Ibsen-Anhangs“ und die der Opponenten. Die Stimmung war wie von Elektrizität geladen, und als die berühmten Stellen kamen von „Sterben in Schönheit“ und „mit Weinlaub im Haar“ und als Hedda schließlich auch noch die ängstliche Frage tat, ob Ellert Döbverg sich in die Brust geschossen habe — da brach der Sturm los. Man zischte, man fand derartige Äußerungen ungemiein spaßhaft und bog sich vor Lachen. Schon nach dem zweiten Akt erhob sich lebhafter Widerspruch, und nach dem dritten setzte der scharfe Kampf der Meinungen ein. „Hedda Gabler“ fiel durch. Und — wie eine Kunstzeitschrift damals schrieb — „weil in Berlin gerade die Theaterskandale Mode geworden waren, wollte München auch einmal seinen haben“.

Es war der erste große Münchner Theaterskandal. Und er hat den Münchnern die Freundschaft Ibsens gekostet. Schon als das erste Lachen und das erste Mißfallen durchs Theater zischte, war er sehr bleich geworden, er saß mit zusammengeschnittenen Zähnen in seiner Loge. Nach dem dritten Akt trat er mitten im Lärm des Zischens und Lachens vor die Rampe und brachte es so weit, daß das laute Toben für eine halbe Minute abflaute. Aber nach dem vierten Akt war die Schlacht für ihn verloren. „Hedda Gabler“ war endgültig durchgefallen. Einige Wochen danach verließ Ibsen München für immer.

Wenn wir heute im Theatrumuseum die alten Kritiken der damaligen Sturmstage durchgehen, so stoßen wir auf die seltsamsten Ausprüche. Es zeigt sich, daß weder Kritiker noch Publikum schon reif dazu waren, um zu verstehen, was Ibsen mit diesem Stück der oberen Gesellschaftsschichten sagen wollte. A. R. in der „Post“ schreibt: „In der Rumpelkammer der Literatur werden Ibsens Mordinstrumente einst einen ehrenvollen Platz neben dem blutigen Messer von Zacharias Werner einnehmen“. Der „Moralist des Fremdenblattes“ entrüstet sich über Hedda Gablers „überaus laxen Begriffe“ und rüttelt das Publikum auf, „doch endlich einmal gegen derartige Machwerke energisch Front zu machen“. Das „Tagblatt“ meint, nur die wissenschaftlichen Erfahrungen eines Frauenarztes könnten die Handlungsweisen dieses durch schlechte Erziehung verdorbenen und überspannten Frauenzimmers beurteilen, und der Kritiker der „Kölnischen Zeitung“ jammert, daß er die ganze Nacht herumgerannt sei, um einen Oedipus zu finden, der ihm Rätsel des Stückes lösen könne. Eine dieser Kritiken aber wurde geradezu vom Lesepublikum verschlungen. Sie war aufgemacht als Bericht aus dem Gerichtssaal und trug den Titel „Fall Hedda Gabler contra Jürgen Tesmann. Ein unglücklicher Eheskandal“. Man lachte und man verstand die Spitze, die sich gegen Ibsen richtete. War es doch allgemein bekannt, daß der Dichter im Café Maximilian täglich zuerst nach den Gerichtsberichten griff, und sich stundenlang in sie vertiefte. „Ah“, hatte man schon längst untereinander gesagt, „aus seiner, Gerichts-Saal-Leserei“, da bringt er seine abscheulichen Stoffe her!“

Die Rollen der Uraufführung waren in den Händen von Conrad-Ramlo, Dahn-Hausmann, Heese, Stury Keppler und Bonn gelegten. Der schauspielerische Erfolg hatte sich gut angelassen, trotzdem wurden die Darsteller des Beifalls, der ihnen galt, nicht froh. Es war kein gutes Gefühl, das in Enttäuschung versteinernde Gesicht des Dichters zu sehen.

Vor allem für Frau Conrad-Ramlo als Hedda war diese ganze Uraufführung eine starke Nervenprobe gewesen. Sie hatte schon zehn Jahre vorher Ibsens „Nora“ in München zuerst auf die Bühne gebracht, und wußte, daß es beinahe menschenunmöglich war, es dem Dichter recht zu machen. Schon damals hatte er zu ihr gesagt: „Wissen Sie, ich sehe auch in dem Theater überhaupt nur schlechte Kopien meiner inneren Phantasie. In mir habe ich alle Rollen selber durchgespielt. Ich weiß genau, wie sie sein sollten!“ und das war ja nicht gerade aufmunternd für die Darstellerin einer Hauptgestalt. Als er dann von dem Intendanten Perfall hörte, daß dieser die Conrad-Ramlo auch für die Urgestalt der Hedda aussersehen habe, winkte er mit Händen und Füßen ab. „Nein, nein, so sieht in meiner Seele die Hedda durchaus nicht aus!“

In anderen Rollen sah er sich die Trägerin der Hedda-Rolle überhaupt nie an. Denn Ibsen ging ja prinzipiell nur in seine eigenen Stücke. Und als ihm Frau Conrad-Ramlo einmal zuredete, sie doch auch einmal in einem anderen Schauspiel zu sehen, um sich doch ein Urteil über ihre Fähigkeiten bilden zu können, da schüttelte er nur unwirsch den Kopf. „Gute Dame“, sagte er verbissen, „verlangen Sie so etwas nicht von mir. Wer das alles selber in sich hat — Trauerspiel und Lustspiel — der hat's nicht nötig, ins Theater zu rennen.“

Nur zu den Proben erschien er ziemlich oft. Dann leuchtete sein weißer Backenbart aus der Kulissenreihe hervor, und sein scharfes Auge, das unablässig auf den Spielenden ruhte, machte die Stimmung noch nervöser, als sie es ohnedies durch die Gestaltung des ungewohnten Stoffes war.

Einige Tage nach dem Theaterskandal im Residenztheater erschien in einer norddeutschen Zeitung eine Kritik, die eine so köstliche Anregung enthält, daß sie es verdient, als theatergeschichtliches Kuriosum festgehalten zu werden. Der Kritiker schlug allen Ernstes vor, man solle doch auch „Hedda Gabler“, wie es zehn Jahre vorher mit „Nora“ geschehen war, mit zwei verschiedenen Schlüssen geben. An einem Abend sollte der herbe Original-Schluß Ibsens gespielt werden, am nächsten ein süßversöhnender. Dann könne das Publikum selber wählen, was es anschauen wolle: scheußlichen Naturalismus oder ein Stück, „aus dem man mit moralisch erhabenen Herzen heimgehen könne“.

Dieser Vorschlag entsprach aber den Münchnern nicht. Sie waren weder für den „scheußlichen Naturalismus“ noch fürs „moralisch erhabene Herz“. Und so ist uns diese Lösung erspart geblieben, das eine witzige Feder damals schlagfertig zum vielbelächelten Wort vom „Durchhaus-Drama mit zwei Ausgängen“ gestempelt hat.

Rützw

Haftreiter's
Kräuterturen
gegen
Ropf
u. **Bafedow**
Tee zum Trinken
und Umhänge
Unschädlich, wirksam,
sich die besten
Befürworter
Friedr. Haftreiter
Gebrauch
bei Kindern

Lest die
„JUGEND“


VIERTE REICHSTAGUNG
DER NORDISCHEN GESELLSCHAFT
LUBSK, 18. — 21. JUNI 1937

Klischees
für Backwaren
Kunststoffe
u. Zeichnungen
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 — Tel. 27667

Werbung
bringt
Arbeit

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

In der Sonnabendnacht da war Tanz auf dem Wege

In der Sonnabendnacht da war Tanz auf dem Wege,
es klang schallendes Lachen und Spiel durchs Gehege,
und es ging mit hopp he und juchheil!
Der Spielmann Nils Uttermann, schwach von Verstande,
saß Harmonika spielend am Wegesrande,
's ging dudeldum, dideldum deil!

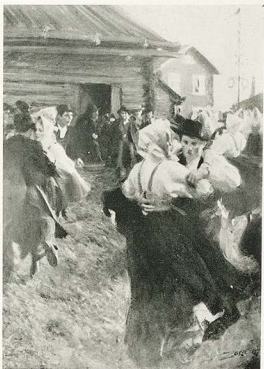
Da war Bolla aus Tak'ne, die hat sich gewaschen,
sie ist niedlich und schmuck, doch hat nichts in den Taschen,
sie ist neckisch und spaßig und keck.
da war Christel, die trotzige, tobende, wilde,
da war Finnback-Birgitte, Katrine, Matilde
und die schnipp'sche Maria aus Bäck.

Da war Peter aus Toppsta und Gustav aus Backen,
das sind Jungen, die stampfen fest auf mit den Hacken,
und wie schwingen die Mädchen sie, gelt!
Da war Flaxmann, der Kätner, und Klas aus dem Sprengel,
und Pistol, der Rekrut, von Hövalta der Bengel,
und Karl-Johann aus Schneidersfeld.

Und als hätten sie brennendes Feuer im Leibe,
sprangen Grashüpfen gleich sie zum Zeitvertreibe,
auf den Steinen klatschte der Schuh.
Und die Röckschöße flatterten, Schürzen sich schlangen,
und die Zöpfe, sie flogen, die Röcke sich schlangen,
die Musik aber dudelt dazu.

Und im Birken- und Erlen- und Haselstrauchdüster
summt' ein raunend Getuschel und wirres Geflüster
in dem schattigen Waldreier.
Es ging Toben und Spiel über Stöcke und Steine
und gegirrt und gekost ward im laubigen Haine:
— „Willst du haben mich, hast du mich hier.“

Und die Nacht kam mit schimmernden Sternen gezogen,
und im glitzernden Schein auf den plätschernden Wogen
lag der See in des Laubwaldes Grund.
Es kam Duft von dem Klee auf den blühenden Feldern,
von den harzigen Zapfen in Tannenwäldern
auf der schattigen Höhen Rund.



Mitsommertanz

Anders Zorn

Und ein Fuchs stimmte ein in die lustigen Lieder,
und des Uhu Ruf gellte von dem Himbeerwald nieder,
aber denen war's ganz einerlei.
Immer wieder hallt „Uhu!“ vom Geißberg das Schreien,
und als Antwort auf Nils Uttermans Dudeleien
klang es dudeldum, dideldum deil!

Gustaf Fröding ist einer der volkischen Dichter Schwedens. Die Natur und das Volksleben seiner Heimat Värmland hat er mit Frische und Humor sondergleichen gestaltet. Er hat in den wenigen Jahren seines Dichterlebens die schwedische Lyrik bereichert wie keiner vor ihm. Dem größten aller schwedischen Dichter Karl Mikael Bellman steht er am nächsten.

DER PELZ

Erzählt von Sophie Rützow

Knut Hamsun war in Kopenhagen. Hatte am Vormittag bei Gyldendal gegessen und zwei Stunden lang wegen eines Vorschusses auf die dänische Übersetzung der „Stadt Segelfloss“ verhandelt — ein Vorschub, der natürlich viel zu niedrig ausfiel! Hatte am Nachmittag Läden besichtigt und eingekauft — natürlich viel zu teuer!

Am Abend saß er nun — unerkannt — bei Wivel, um die Ärgernisse des Tages wenigstens durch ein gutes Essen auszubalancieren. Aber es war ein dies atra, jener Tag. Die Suppe nicht nach seinem Geschmack — der Fisch zu grätig — der Aquavit nicht eisgekühlt. Und nun gar die Süßspeise!

„Süßspeise...!“ ruft Knut Hamsun, „soll das Süßspeise sein? Das ist ja Seifenschaum!“ Nimmt die Schale mit Schlagsahne,

Reis und Kirschen und wirft sie — weißglühend vor Wut — hinter sich.

Im selben Moment ein Schrei: „Mein Pelz!!!“

Ein kleiner dicker Herr mit bäugstlegendem rotem Kopf kommt fauchend an Knut Hamsuns Tisch gestürzt.

„Sie Herr! Was unterstehen Sie sich! Unglaublich — bei Wivel mit Schlüssel um sich zu werfen! Sie Tellerschmeisser! Sie werden meiner Frau den Pelz ersetzen!“

„Pelz ersetzen...“ schnarrt Knut Hamsun. „Gut.“ Geht in die Garderobe, läßt sich seinen Pelz aushändigen, kommt wieder in das Lokal und legt ihn wortlos der Dame hin. Dann verläßt er olympischen Schrittes das Restaurant.

Den Pelz hatte er am Nachmittag von Gyldendals vormittägigem Vorschub gekauft. —

1937 / JUGEND Nr. 24 / 15. Juni 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. / Verantwortlich für Schriftleitung und Anzeigen: Karl Schilling. München. / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8. / Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrnstr. 8—10, Tel. 207 65. / Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa i. Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. / Alle Rechte vorbehalten. / Nachdruck strengstens verboten. / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München. / D.A. 1. Vj. 37: 4700. Pfr. Nr. 3. / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten. / Rücksendung erfolgt nur bei beigelegtem Porto. / Abbestellungen nur 4 Wochen vor Quartalsende.

JUGEND IM NORDISCHEN LACHEN



„Kannst du verstehen, daß er sich nicht mehr an unser Brüderchen erinnern kann?“

Eric sagt sein Abendgebet schrecklich laut: „Lieber Gott, bring mir ein großes Schaukelpferd zum Geburtstag und...“
Mutter: „Du brauchst doch nicht so zu schreien, der liebe Gott ist doch nicht taub!“

„Ja, aber Papi ist doch im Zimmer nebenan.“
(Vart Hem)

„Sag mal, mein Kleiner, weshalb hat denn deine Mutter hinten auf deinen blauen Anzug einen rosa Flicker gesetzt?“
„Das ist ja gar kein Flicker, das bin ich.“
(Hjemmet)

Zwei kleine Freunde trafen sich im Schulhof. „Hör mal, Hans“, sagte Peter, „ich habe ganz vergessen, dir zu sagen, daß du selbstverständlich morgen mit uns auf den Ausflug kommen sollst. Du wirst doch mitmachen?“

„Das ist jetzt zu spät“, antwortet Hans düster, „ich habe schon gestern in meinem Abendgebet gebetet, daß es morgen Gewitter geben möchte.“

(Familie Journal)

Mama kommt ins Kinderzimmer und sieht die kleine Olle sitzen und sich den blutigen Daumen mit einem Leinenlappen verbinden.

„Was hast du denn gemacht?“

„Ich schlug mich mit dem Hammer auf den Daumen.“

„Aber ich hörte dich doch garnicht schreien.“

„Ich habe ja nicht gewußt, daß Mama zu Hause war.“
(Vart Hem)

Lehrer: „Wenn du in der einen Hosentasche anderthalbe Krone hast und in der anderen zwei —, was hast du da im ganzen?“

Schüler: „Nichts — was mir gehört!“
(Vart Hem)



„Das war nicht schön von dir, ihm gerade jetzt zu sagen, daß er Zwillinge bekommen habe.“



„Ich kann nichts sehen.“ — „Laß mich mal schauen, ich hab kleinere Augen.“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 25

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Frauenbildnis

O. Malura



Alter Schiffer vom Rhein

Henrik Moor

Die Schere

Von Sebastian Grill

Als ich noch ein Vagabund war, geschah es, daß mich einmal auf einer Landstraße Rumäniens kein Auto nach der nächsten Stadt mitnehmen wollte. Da ich sehr faul war und nicht viel laufen wollte und auch die Gegend nicht kannte, schlenderte ich schimpfend bis zum nächsten Dorf und suchte mir einen Heuschaber zum Übernachten aus. Dann ging ich in das nächste Gehöft und bat den Bauern um Milch. Nun konnte ich aber kein Wort Rumä-

nisch, und der Bauer konnte kein Wort Deutsch, und da wir beide keine großen Anstrengungen machten, uns zu verständigen, standen wir da, sahen uns an und wunderten uns übereinander. Schließlich hob ich die Hände auf und führte eine unsichtbare Schale zum Mund, gurgelte und gluckste ein wenig und sah dann mit ernsthaftem und zufriedenen Gesicht vor mich hin. Ich meinte, daß der Bauer mich nun verstanden haben müsse. Er

grinste aber erst eine ganze Weile, ging dann ruhig ins Haus und brachte mir eine Schere. Ich weiß noch heute nicht, was er sich eigentlich dachte, und ich konnte mit der Schere auch gar nichts anfangen, aber da es offenbar doch zu keiner Verständigung zwischen uns kommen würde und ich ihn nicht beleidigen wollte und Scheren ja schließlich nützliche Gegenstände sind, verzichtete ich auf meine Milch, trank ein wenig Wasser aus einem großen, hölzernen Kübel, dankte höflich und ging mit meiner Schere davon.

Die ganze Nacht über lag die Schere neben mir. Am nächsten Morgen nahm ich sie wie einen Dolch in die Hand und wanderte weiter. Ich trug keinen Rucksack und kein Bündel bei mir und überlegte mir, ob ich die Schere in die Tasche stecken sollte. Aber sie war sehr spitz und mein Anzug aus sehr schlechtem Stoff. Ich steckte sie probeweise in den Gürtel, aber zuerst stach sie mich in die Hüfte, dann rutschte sie heraus und fiel auf die Straße. Ich mußte sie wohl in der Hand behalten. Ich ging an den Feldern entlang, fühlte die Sonne und den warmen Wind und klappte im Gehen die Schere auf und zu. Sie glitzerte wunderschön im Licht, und ich drehte sie nach allen Seiten. Ich war ganz verliebt in die Schere, ich schwang sie wie ein gefährliches Messer, versuchte, sie auf der Hand zu balancieren und warf damit auch nach Bäumen. Aber meistens glitt sie von der Rinde ab und erwies sich überhaupt als ein sehr unpraktisches Wurfgerät. Manchmal hob ich ein Blatt oder einen Papierfetzen von der Straße auf und schnitt ihn mit der Schere entzwei. Ich hatte meine Freude daran, wie schön und sicher sie funktionierte. Ich probierte es auch mit kleinen Ästen und schließlich mit festem Holz, aber da ging es nicht mehr. Einmal schnitt ich mir sogar in die Hose, nur zum Spaß, und um zu sehen, wie sie Stoff schnitt. Ja, diese Schere beschäftigte mich mehrere Stunden, und ich dachte nicht daran, sie fortzuwerfen.

An einem der nächsten Tage wurde die Schere mir lästig. Ich schraubte sie mit viel Mühe auseinander, um zwei kleine Messer daraus zu machen. Aber es waren keine guten Messer, es waren nur Scherenteile, und deshalb fügte ich sie unwillig und gelangweilt wieder zusammen. Ich band mir die Schere mit einem Stückchen Bindfaden an den Gürtel, denn ich meinte immer noch, daß man eine Schere vielleicht doch noch einmal gebrauchen könne. Besonders, nachdem ich wegen der Schere mit einem Kameraden in einer Kneipe Streit bekommen hatte, wollte ich mich nicht mehr von ihr trennen. Dieser Karl fand meine Schere lächerlich und wollte sich über mich lustig machen. Ich drohte, ihn mit der Schere zu erstochen, aber er lachte nur darüber, und da er seine guten neunzig Kilo wog und Fäuste wie Holzhämmer hatte, hütete ich mich, es auf eine Prügelei ankommen zu lassen. Aber ich ärgerte mich und trug nun meine Schere mit einem gewissen Trotz, als sei sie ein Gegenstand, von dem gewöhnliche Menschen freilich nichts verstehen könnten, der für mich aber einen unschätzbaren Wert hatte. Und so kam es, daß ich mich langsam an die Schere gewöhnte und sie nicht mehr entbehren konnte, obwohl sie eigentlich zu nichts taugte und nur hinderlich war.

Diese Schere verlor ich auf ebenso seltsame Art, wie ich sie bekommen hatte, und das war eine merkwürdige und abenteuerliche Geschichte. Ich hatte auf einem Bauernhof übernachtet und am nächsten Morgen ein wenig bei der Arbeit geholfen. Da dem Bauern Leute fehlten und ich für die paar Tage nur Essen, eine Schlafstelle und im übrigen meine persönliche Freiheit verlangte, mit der Arbeit anzufangen und aufzuhören, wann es mir Spaß machte, kam es, daß ich über eine Woche auf dem Hofe blieb. Es machte mir Freude, ein wenig Ordnung zu haben und zu arbeiten und zu sehen, daß etwas dabei heraus kam. Auch war das Essen sehr gut und der Bauer ebenso dumm wie gutmütig, so daß man schon eine Zeitlang bleiben konnte. Eigentlich war es aber doch wohl die junge Magd, derentwegen ich mich so lange aufhielt und so angestrengt arbeitete. Sie hatte mir gleich gut gefallen und war auch freundlich zu mir, und Landstreicher erschienen ihr im Gegensatz zu den meisten Bauern und den rumänischen im besonderen nicht als verdächtiges und höchst fragwürdiges Gesindel, sondern als Männer, die viel herkamen und viel wußten und etwas Besonderes waren, noch dazu, wenn sie wie ich eine fremde Sprache redeten und trotz aller Abgrenztheit gute ausländische Zigaretten rauchten. Als wir zusammen arbeiteten, schaffte sie aber bedeutend mehr als ich, trotzdem ich doch viel kräftiger und erfahrener und ein Mann war, und das kränkte mich und erzeugte in mir den Wunsch, ihr

zu imponieren. Am nächsten Tage ging es dann auch schon viel besser mit der Arbeit, und ich überholte sie so weit, daß der Bauer dachte, er habe da eine ausgezeichnete Kraft für seinen Hof. Aber die Magd machte kein Aufhebens davon, denn es schien ihr selbstverständlich, daß Männer alles besser konnten als Frauen. Ich sprach noch immer sehr schlecht Rumänisch, aber die allernotwendigsten Vokabeln und Redensarten hatte ich mir inzwischen gemerkt. Am dritten Tag schlich ich in ihre Kammer, aber sie wehrte sich, und ich ging wieder davon.

Auf dem Hof dieses Bauern befand sich ein Schleifstein. Daran stand ich am Abend, wenn wir gegessen hatten, und schriff meine Schere. Ich tat es nur zum Zeitvertreib und hatte einen kindlichen Spaß daran, und die Schere wurde dünn und schaffte sich ein Rasiermesser. Eines Abends ging ich wieder zu dem Mädchen, und diesmal lachte sie und ich blieb bei ihr. Ich hatte aber meine Schere mit, ohne mir Gedanken darüber zu machen, und ich legte sie auf einen Schemel vor dem Fenster. In der Nacht, als das Mondlicht auf der Schere funkelte, deutete das Mädchen plötzlich darauf und sagte etwas, das ich nicht verstand. Ich holte die Schere, zeigte sie ihr und spielte ein bißchen damit. Es war aber so, daß ich immer, wenn ich mit der Schere spielte, nicht so schnell damit aufhören konnte. Ich fing auch an, ganz vorsichtig ein wenig in das Bettuch zu schneiden, nur um die Schärfe auszuprobieren, aber ich hatte die geschliffenen Scherenmesser unterschätzt und es gab einen langen Riß. Da wurde das Mädchen ärgerlich, teils wegen des beschädigten Tuches, teils wohl auch, weil ich mich für die Schere plötzlich mehr interessierte als für sie, und sie begann leise zu schimpfen. Ich klappte aber ruhig die Schere auf und zu, und das reizte sie so, daß sie alle Vorsicht vergaß und ein sehr lautes und ärgerliches Wort sagte, das sicher ein Fluch war. Das hätte sie nicht tun sollen. Denn in dieser Nacht war der Bauer noch einmal auf den Hof gegangen, weil der Teufel, warum. Der hörte den kleinen Schrei, kam ans Kammerfenster und sah mich dort mit einer blitzenden Waffe in den Händen stehen. Er mußte in seiner Dummheit wohl meinen, daß ich seine Magd ermorden wollte oder schon ermordet habe, jedenfalls rannte er polternd davon, nahm ein Beil, weckte den Knecht und stürzte in unsere Kammer. Vor lauter Schreck begann das Mädchen zu schreien und konnte nichts erklären, und ich konnte ja kein Rumänisch, und deshalb streckte ich den beiden tapferen Männern beschwichtigend und beschwörend meine harmlose Schere entgegen. Gerade das aber hielten sie für einen Angriff und die Schere für eine Mordwaffe, und in stummer Verblissenheit gingen sie auf mich los. Ich mußte mich mit aller Kraft wehren, denn der dumme alte Bauer hätte mir in seinem gerechten Zorn mit dem Beil ohne weiteres den Schädel gespalten. Der Knecht war weniger gefährlich, er faßte das Ganze mehr als eine willkommene Rauerei auf, begleitete den Kampf mit anfeuernden Rufen und hatte die eiserne Härke, die er anfangs geschwungen hatte, sogar in vorbildlicher Ritterlichkeit in die Ecke geworfen. Trotzdem konnte ich mit den beiden nicht fertig werden und machte, daß ich davon kam. Das gelang mir auch. Am Dorfeingang blickte ich mich um, lachte etwas verlegen, zuckte die Schultern und ging weiter. Und da bemerkte ich erst, daß ich meine Schere verloren hatte. Vielleicht war sie als Siegesbeute in den Händen des alten Bauern, vielleicht hob das Mädchen sie als gleichzeitig zärtliches und ein wenig beschämendes Andenken auf, vielleicht lag sie auch in irgendeiner Pfütze und fing langsam an, zu verrotten. Ich wußte es nicht.

In den nächsten Tagen fehlte mir die Schere manchmal sehr, aber ich wußte nicht recht, wozu, denn ich schämte mich des Eingeständnisses, daß ich nur mein Spielzeug haben wollte, und schließlich begann ich einzusehen, daß die Schere ein ganz überflüssiger Gegenstand war und ich froh sein mußte, sie los zu sein. Ja, es kamen mir auch noch andere Gedanken. Wenn diese Schere nicht gewesen wäre, so dachte ich, dann wäre ich bei dem Mädchen geblieben, vielleicht noch monatelang, ach, und vielleicht hätte ich es sogar fertig bekommen, dieses Mädchen zu heiraten, und mit meinem freien und unruhigen Leben wäre es aus gewesen, und vielleicht hätte die Schere mich vor dem Gefahr der Sicherheit und Beständigkeit und vor großen Dummheiten behütet und war nun wieder zurückgekehrt zu ihrem geheimnisvollen Ursprung, wie der Märchenstab eines mächtigen Zaubers. Aber diese Gedanken flogen davon im Wind, der über die Straßen ging und mich weiter wehte, und wann ich noch einmal an die Schere dachte, meinte ich, daß es so alles ganz richtig sei. Ich muß aber sagen, daß es mir trotzdem leid getan hat.

MAIBOWLE BEI FEINEN LEUTEN

Von Gerhard Okwieka

In Krähwinkel gibt es kein Radio und keine Zeitung. Die Menschen dieses Fleckchens heißen durchweg Haase und wissen von Nichts. Sie leben im Trost vergangener Tage, sind blasieret, verbreiten gelächelte Geistlichkeit und streiten untereinander um Titel und Stand. Das nennen sie ein glückliches Leben.

Den größten Anspruch auf Achtung machen „Doktors“ für sich geltend. Sie sind ein sattem bekanntes Ehepaar, das heutzutage eigentlich nur noch in den Witzblättern zu Hause sein sollte, leider aber noch allerorts als Rest einer verkalten Zeit vorzufinden ist. Bei ihnen beginnt der Mensch erst mit dem Akademiker. Wer sich nicht als solcher ausweisen kann, wird von ihnen als ungebildet, roh und gemein — kurz, als nicht gesellschaftsfähig erklärt.

Ich war daher ehrlich überrascht, als ich eines Tages von Doktors zu einer Garten-Maibowle eingeladen wurde. Denn ich bin kein Akademiker und bin deshalb nicht gesellschaftsfähig. Nun muß man wissen, daß Doktors selbst bei den Angehörigen ihrer Krähwinkel-Kaste nicht sonderlich beliebt sind; man nennt sie eingebildet und hochnäsigt. Es erfüllte mich also keine große Freude, als ich den Sinn des Kartenbrieves begriffen hatte, denn mich beschlich die Angst, daß auch ich in kurzer Zeit als hochnäsigt und eingebildet verschrien werden könnte. Und sagt nicht schon der Volksmund: „Sage mir mit wem du umgehst, und ich sage dir wer du bist!“? —

Um mich zu vergewissern, welchem Zufall oder Grund ich die so hohe Ehre der Einladung zuzuschreiben habe, läutete ich meinen Freund Paule an. Paule ist Akademiker und bei Doktors ein gern gesehener Gast gewesen. Das war verständlich, wenn man bedenkt, daß Paule noch Jungeselle war und Doktors eine heiratsfähige und wirklich reizende Tochter hatten. Unter diesen Umständen hatte ich nicht zu Unrecht in Paule ein künftiges Mitglied der Familie Doktor gesehen, das wissen mußte, warum auch ich mit einer Einladung bedacht worden war.

Als ich nun Paule darum durch den Draht fragte, lachte er zu nächst und sagte dann sehr ernsthaft:

„Ja, weißt du, der Haken ist der: Man fürchtet dich!“

Ich brauste auf:

„Bin ich denn ein Raubritter?“

„Nein, das gerade nicht, — aber du bist ein ziemlich bekannter Schriftsteller geworden und hast manchen der Honoratioren unseres Krähwinkel durch den Kakao gezogen. Doktors fürchten jetzt, daß ihnen durch deine spitze Feder ein gleiches Schicksal bereitet werden könnte und wollen wahrscheinlich vorbeugen...“

„Indem man mich mit einer Einladung bedachte, wie? — Das ist eine intrigante Bestechung, lieber Paule!“

„Na ja, ungefähr.“

„Du, Paule, — die Doktorin wird sich sicher allerlei Seutzer abgerungen haben, ehe sie die Einladung an mich absandte, wie?“

„Eigentlich nicht! — Denn es ist doch so, — und das wirst du auch verstehen —, die Einladung ist als reine Höflichkeitsgeste gedacht, als eine gewisse Anerkennung deiner Person.“

„Danke, danke!“

„Na ja, das ist aber auch alles.“

„Es genügt mir, Paule! Ich werde mich bei der Doktorin höflichst bedanken und im übrigen der Garten-Maibowle ein besonderes Gepräge geben.“

„Wie? — Hast du etwa die Absicht... ich meine, willst du zu sagen? ... Du weißt doch: U. A. w. g.“

„Natürlich will ich zusage! Ich muß doch meine nächsten Opfer gründlich studieren!“

„Gütiger Himmel! Du wirst also Doktors doch durch den Kakao ziehen? Trotz der Einladung?“

„Feste, mein Lieber!“

Mein Freund Paule ließ einen Seutzer hören und hängte ab; er kennt mich zu gut.

Der Garten war illuminiert. Lampons leuchteten durch das junge Blättergrün einiger Obstbäume. An einer Bohnenstange war ein

papierner Mond aufgehangen. Ein Grammophon schrie neueste Tanzweisen durch die Luft. Lachen ertönte, das aber nicht befriedend aus der tiefen Brust kam, sondern irgendwie gemacht und gequält wirkte. Die zahlreichen Gäste waren nicht mehr nüchtern. Einige der anwesenden Referendare versuchten den jungen Damen die Vorzüge einer auf akademischer Grundlage geschlossenen Ehe klar zu machen. Sie behaupteten, Liebe sei eine Krankheit und ein krankhaftes Gefühl, das alles Wesentliche jeder Ehe verschleierte. Der einzig richtige Weg zum Glück sei Vernunft und kühle Berechnung. Wahrscheinlich zum Beweis seiner Behauptung, führte einer von ihnen unsinnigerweise folgendes an:

„Man setze ein junges Weib mit einem Mann auf einer Insel aus, — selbstverständlich müssen sich beide bis dahin unbekannt geblieben sein, — und man wird nach Jahresfrist sehen, daß sie miteinander ein Kind gezeugt haben. Mithin ist die Liebe doch nur eine Gewohnheit und unsinnige Unvernunft.“

Worauf eine der jungen Damen herzhaft kicherte.

Inzwischen waren die Gläser wiederum gefüllt worden. Unsere Köpfe wurden leichter, die Seelen vorurteilsloser und die Akademiker lockter und beschwingt — es war, als wären nicht Akademiker, sondern ganz einfache, ungebildete Menschen bei süffigem Tun vereint. Der Hausherr schleppte seine Don-Quichote-Figur von einem zum anderen und flüsterte einige Witze, die alt wie Methusalem waren und die einen langen Bart hatten, daß die Herren Referendare nur mitleidig und aus Anstand lächeln konnten. Als aber einer zur Tochter des Hauses sagte:

„Gnädigste haben einen äußerst respektablen Herrn Papa! Wie der seine Witze erzählt, nein, das ist einfach grandios!“, da meinte die Angeredete lakonisch:

„Ihr Geist ist verkalbt, Herr Referendar! Über meinen Herrn Papa kann man höchstens mitleidig lächeln, denn seine Witze sind reichlich staubig.“

Der Referendar ging sofort schmollend in eine Ecke des Gartens, nicht ohne sich vorher noch einmal das Glas gefüllt zu haben. „Ich ziehe einen Verachtungsschluck, meine Gnädigste!“ hörte man ihn sagen.

Mein Freund Paule sah übel mitgenommen aus. Er döste mit glässigen Augen in die Runde und sang fromme Lieder. Zeitweilig gab er sich einen Ruck und blickte dann den papiernen Mond an, der tatsächlich verschwiegen und aber verschmitzt lächelnd an der Bohnenstange baumelte. Paule drohte diesem Lichtspender und nannte ihn einen losen Schelm.

Der Apotheker unterhielt sich, wie man sah, sehr angeregt mit der Gattin des Hausherrn. Als man genauer hinhörte, merkte man, daß er ihr seine bisher uneingestandene Liebe erklärte. Daraufhin schlug ihm die recht behäbige Dame des Hauses wohlwollend auf die Wange und flötete süß wie ein Engel:

„Sie sind ein ungezogener Schelm, mon ami! Und Sie lügen!“

Aber der Apotheker war nicht mehr ganz bei Sinnen. Er küßte die Gastgeberin, laut und schmatzend, worüber man natürlich nur lachen konnte. Doch als sich plötzlich auf der dicken Nase der Gnädigsten eine Mücke hässlich einzurichten begann, weiteten sich die Augen des Giftmischers und er rief:

„Ruhig bleiben, meine Gnädigste, nur ruhig bleiben!“

Und dann schlug er seine fleischige Hand kräftig in das Gesicht seiner erschrockenen Nachbarin, daß es laut schallend durch den Garten klang.

„Sie ist tot!“ rief der Apotheker.

Der aus allen Wolken gefallene Hausherr bezog diesen Ausruf auf seine Gattin, die leblos in sich gesunken war. Er eilte behende herbei, war einen Augenblick ratlos, doch dann ergriff er die Bowle und goß sie seiner besseren Hälfte über den Kopf. Die Wirkung war herzerbrechend. Frau Doktor sprang, wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe und gab dem Apotheker eine schallende Ohrfeige.

„Sie ungehobelter Patron!“ schimpfte sie hinterher.

Der Apotheker stand sofort auf, verbeugte sich nach allen Seiten und wollte eiligen Schrittes den Garten verlassen. Aber der Hausherr hielt ihn zurück und gab ihm noch einen Fußtritt.

„Sie werden von mir hören, Sie Idiot!“ schrie der beleidigte Apotheker.

In diese ungemütliche Spannung ertönte plötzlich die klare Stimme der Tochter.

„Spielen wir etwas?“ rief sie.

„Ja, spielen wir etwas! Vielleicht: Was bringt die Zeitung mit?“ Gut also, wir spielten: Was bringt die Zeitung mit?

Nach einer Weile wurden die Pfänder ausgeteilt. Die Doktorin hatte das Amt des Pfandhalters übernommen. Ich war des öfteren dazu verurteilt, Kirschen zu kosten. Da die Doktorin meine rechte Nachbarin war, mußte ich diesen Scherz bei ihr beginnen. Ich küßte schüchtern, ich küßte heftig, ich küßte nachlässig — sie sagte immer nur: „Süß!“

Als mir das einige Male passiert war, wurde ich böse. Denn wie sollte ich die frischen, blutroten Mäuler der jungen Damen küssen, wenn die scheinbar selbstsüchtige Hausfrau mit ihrem ewigen „Süß!“ einen Riegel vor mein Verlangen schob. Ich beschloß mich zu rächen! Und wie man sieht, war es mir gelungen. Denn als ich wiederum Kirschen zu kosten hatte, preßte ich meinen Mund auf die fetten Lippen der Doktorin, biß sie und kniff sie in die Arme, daß sie sich wie ein Wurm winden mußte. Aber ich ließ nicht so bald locker. Und als ich des Guten genug glaubte, blickte ich ihr triumphierend in die Augen.

„Bitter, bitter!“ fauchte sie fast.

Jetzt kam ich zu meinem Recht und durfte davon genügend Ge-

brauch machen, da die jungen Damen anscheinend für meine Geflüste Verständnis hatten.

„Bitter“, sagte jede einzelne.

Nun kam ich auch zu der Tochter des Hauses, die im Grunde schon als Braut meines Freundes Paule genannt war. Sie sah mich holdselig lächelnd an, verzückt beinahe, daß ich nicht widerstehen konnte und mich zunächst auf ihren Schoß setzte. Und während ich mich anschickte, ihre Lippen zu küssen, flüsterte sie mir leise ins Ohr:

„Ich erwarte Sie morgen um vier Uhr im Parkcafé!“

„Gut, einverstanden.“

Daraufhin küßte ich sie und konnte dankbar ein „Süß!“ quittieren. — — Jedes Fest hat ein Ende. Da ja außerdem die köstliche Bowle trivial und leichtsinnig verbraucht war, und kein anderes Naß aufzutreiben war, als Wasser aus der Gartenleitung, mußten die Gäste sich zum Aufbruch entschließen.

Die Doktorin schien sich mit mir versöhnt zu haben, jedenfalls durfte ich es annehmen, da sie mir zum Abschied herzlich die Hand drückte und sagte:

„Sie sollten oft zu uns kommen! Bei uns erhalten Sie bestimmt Anregungen für Ihre literarische Arbeit!“

Ich versprach mein besten Kräften ihrer Aufforderung nachzukommen. Mein Versprechen habe ich gehalten. Denn inzwischen ist die Tochter des Hauses meine kleine Frau geworden. Woraus zu ersehen ist, daß man eine Einladung zu einer Garten-Mai-bowle nicht so ohne weiteres annehmen soll.



Nordisches Bauernhaus

Henrik Moor

ENZIO

Von H. F. Anders

Hoch und schmal steht gewölbtes Fenster in der Stille blassen, widerfüllten Tages. Die Hand der Fraue im geschnitzten Gestühl gleitet wie über Gespinst durch den Raum. Das Lächeln, mit dem sie den Blick zu dem Ritter aufhebt, der hinter ihr steht, breit und erdewachsen, ist undeutbar. Wie versponnene Quelle im Grund läutet die Stimme: „Nein, mein Bruder, der Knabe ist mein, ist mir Licht, Leben, Traum und Erfüllung. Nicht Glück noch Weh der Erde kann ihn mir nehmen.“ Der Hüne hält die Klinge quer gefaßt. Als läse er in Runen, wandert sein Blick über die Fliesen: „Glück und Weh der Erde sind nicht wichtig! Schicksal ist wichtig. Schicksal steht auf den Bergen, ich spüre es. Auch dem Knaben Enzio wird es begegnen, irgendwann, sei's in Wald oder Heide, irgendwann, sei's in Traum oder Tag. Dann mußt du ihn wandern lassen.“ — seine Stimme wird schwer und dunkel — „wandern lassen in das Reich seiner Väter.“ — Die Fraue ist aufgestanden. Ihr Bild steht klar und groß im Licht des Fensters, indes ihr Blick den schmalen Weg sucht, des Sohnes fröhlicher Heimkehr aus den nahen Wäldern harrt. Ein Schein von Rote wandert über ihr schmales Gesicht. „Das Reich — seiner Väter — trägt er in sich. Das Ohr am Herzen der Erde, das Auge, offen allen Wundern, das Lied, unaufhörlich im Herzen strömend, Alles ward ihm von dort! Von mir — nur die Liebe — die Liebe sonder Maßen.“ — Es ist ein leises Zittern in der Stimme, dann Stille, tief und bedeutend, dann wieder die Stimme der Fraue: „Ich will ihn behüten vor dem Glanz seiner Väter, denn ihre Krone schmiedete furchtbarste Not, behüten vor dem Reiten in berausenden Tag, dem welschen Tod im zu frühen Abend. Spürst du nicht, wie das Lied in ihm harft und rauscht, wächst, Gestalt gewinnt mit jedem Tag? Das Lied ist sein Reich, sein ewiges Reich!“ — Die harten Lippen des Ritters bewegen sich kaum: „Doch — wenn der Kaiser — ihn fordert?“ Die Hände der Fraue liegen weiß und schmal an ihrem Herzen. „Nie erfuhr er von dem Knaben, wie sollte er ihn fordern? — Er bedarf seiner nicht — hat andere Söhne genug. Man lasse mir — diesen — einen! Was sollte er ihm, dessen Macht die Mitte der Welt ist, dem Verwandter der Zeiten, dem Wunder der Welt? Er ist alle Gewalt, alle Kraft, alle Tat. Man lasse mir meinen Knaben und meinem Knaben den Frieden und das Lied!“ — „Aber einmal wird er Jüngling, wird er Mann sein. Soll er nie wissen, um seine Väter?“ — „Nie, mein Bruder! Erfuhr er's je, verloren wär er dem Frieden, dann müßte er reiten und reiten in den Glanz der Welt, in das große, geheime Kaiserreich, in die unstillbare Sehnsucht.“ — „Doch das Blut seiner Väter in ihm, das heilige, ewige Blut, wird es nicht einmal aufstehn und alles, alles zerreißen?“ — Ein Schauer geistert über das gesenkte Haupt der Fraue. Dann sucht ihr Blick in hohem Glauben den fernen Tag: „Dann wird sein Lied rauschen und singen, wie auf Erden noch keiner sang.“ Plötzlich auf steinernen Stufen eisenklingender Schritt, Pochen an hoher Tür, einer in Waffen, staubbedeckt: „Verzeiht, hohe Frau, verzeiht, Herr Ritter! Krieg ist in deutschen Landen! Krieg wider Kirche und Papst! Der Bannfluch geschleudert wider den Kaiser, weil er dem Spruch des römischen Herrn sich nicht beugt! Auf-ruhr schwellt, vom wilden Haß fahrender Mönche entfacht, die Lombarden erheben Waffen des Verrats, vom römischen Bischof als Waffen des Kreuzzugs gesegnet, das Reich will zu brennen beginnen, denn aller Empörer Führer ist des Kaisers erstgeborener Sohn! Alle Aufrechten, alle Treuen sind gerufen, dem Kaiser Heerfolge zu leisten wider des Aufruhrs Feuer, wider Verrat der Lombarden, wider den Herrn von Rom! — Gott rette uns das Reich aus solcher Not!“ Das Gesicht der Fraue ist fahl, ohne Licht. Donner des Unbegreiflichen stürzt in ihre Gedanken. Aus großer Ferne kommt die Stimme des Bruders durch den Raum, sehr langsam, in erschütternder Klarheit: „Kein Gott — nur unsre Treue!“ Dann mit verändertem, einfachem Ton: „Sei mein Gast für die Nacht. Morgen reiten wir zum Kaiser.“ Lautlos schließt sich die Türe hinter dem Andern. Die Hand des Ritters liegt breit und fest auf der kühlen Klinge. „Einmal müßte es kommen, wir alle haben's gespürt. Nun ist es da und wir müssen bereit sein. Siehst du den Riß am Himmel? Fühlst du ihn im Herzen? Was sie mit Fluch und Sakrament auf ein Tausendjahr zu bannen

gewähnt, nun bricht's aus dem Blut und der Erde — wie Dämmerung vor dem Tag...“ Die Fraue fühlt sich verloren in der Kälte des Unendlichen. Ist dies Schicksal, das auf Bergen steht? Traumfernes Erinnern an blühende Hügel in blauer Nacht ist da, des Knaben Enzio erster Laut, wachsende Jahre, das Lied, das er gestern sang — war's gestern? Die Welt barst unterdessen — aber der eine Unbegreifbare steht unerschüttert in der Freiheit seiner Pflicht, ohne Reue, ohne Hilfe von Menschen, in der Reinheit seines Gewissens. Ein Sohn ward ihm verloren, schmerzvoller als durch den Tod — ob er den Schmerz noch spürt, der Mensch, allein, in die Ewigkeit der letzten Dinge gestellt? — Er bedarf des Knaben Enzio nicht, auch jetzt nicht — die Welt barst auseinander — aber die Ähren reifen und die Wasser rauschen immer noch! — — Die Hand, die aus wilder Zerrissenheit flatternd durchs Fenster winkt, ist kalt und matt. Unten reitet



Akt-Skizze

O. Matura



Aus Passau

Henrik Moor

der Knabe Enzo, in Lied und Traum versponnen, heim zur Burg. Lachend grüßt er zur schönen Mutter empor, spürt nicht das wilde Hämmern ihres Herzens. Stürmt die Stufen hinauf, bricht in den Saal, Hauch von Wald und Heide um sich: „Mutter, Oheim, ich weiß ein Lied, unten am Erlenbruch fiel es mir ein! Oheim, Mutter, ein Lied...“ Plötzlich wird er den schweigenden Ernst gewahr, der zwischen ihnen steht, fragt, benommen, verwirrt, nach dem Grund. „Krieg ward — uns allen!“ Die Stimme des Ritters kommt wie tief aus der Erde. Da ist Enzios helle Frage, wach, eifrig: „Krieg? Wider die Dänen?“ — „Schlimmerer Feind als der Däne!“ Die Stirn des Sechzehnjährigen faltet sich in Staunen: „Der Mongole, der durch Rußland schwärmt?“ — „Schlimmerer Feind!“ — Langsam, als hinge die Erde an seinem Schritt, wendet sich der Ritter dem Knaben Enzo zu, spricht kurz, alles, was nötig ist. Die Frau wendet keinen Blick von dem Knaben, gewahrt seinen gespannten Eifer zuerst, dann — jäh — den wachsenden Ernst in den Augen, den Mund, der sich — zum erstenmal so — schmal und voll gnadenlosen Willens schließt, die Bewegung, mit der er die Knabenwehr, Pfeil und Bogen, ruhig, doch wie Gleichgültiges von sich legt und plötzlich weiß sie, daß alles anders geworden, als es im blühenden Morgen war, daß jenes Lied vom Erlenbruch nun nie mehr klingen wird, daß der Knabe Enzo fortwandert in den steigenden Tag. Der da vor ihr steht, ist nicht mehr ihr Knabe, der um Wolken und Sterne geträumt, ist Härte, Wille, unbeirrbarer Sicherheit seiner Väter. Gedeht, nachdenklich kommt es ihm: „So also ist das.“ Die Stimme ist ganz verändert, so wie einst im verwehten Frühling jene andere Stimme, die längst zum Donner der Welt ward. Und dann noch einmal, ohne Flattern und Zweifel: „Wann reiten wir zum Kaiser, Ohm?“ — Wilde Träne bricht aus dem Herzen der Frau. Es ist nicht armseliger Schmerz des Verlierens, es ist jäh Wissen des Herzens um das ewige Blut und sein eingeborenes Schicksal. Enzo, bestürzt von ihrem Verströmen, wieder ganz überwallende Hingabe an die weise, hohe, über alles gültige Mutter, sucht Worte, Unerklärbares zu erklären. Die Frau hört nicht der Worte Sinn, nur die Stimme, unaussprechbar fern wie die Sage. Plötzlich ist Klarheit da. Die Stimme wächst wie aus den Tiefen der Welt, steht über ihr, klingend

und hoch: „Hörst du mich, Mutter? Es geht um das Licht der Welt, um die Sonne am Mittag und die Quellen im Grund, um alles, was Leben ist, auch um das Lied am Erlenbruch. Denn zwänge uns die Nacht der Priester, nie mehr spürten wir Lenzhauch und Sturm, Sternenschein und Tag...“

Die Frau hebt das tränenfeuchte Antlitz, es ist still und fremd, Enzo erschrickt, fällt nach dem Herzen, denn er sieht das Antlitz der Mutter so zum erstenmal. Da schlägt ihre Stimme an sein Herz wie eine Glocke: „Aber das Lied, Knabe Enzo, dein großes herrliches Lied? In Not und Nacht des Krieges wird es nie mehr gesungen sein!“ Keine Wirrnis ist mehr in dem Erwachten: „Auch der heilige Krieg für das Reich ist ein Lied, das gesungen sein muß! Einmal werd' ich auch wiederkommen, einmal vielleicht das Lied singen, das noch im Herzen schläft. Und soll ich's nicht mehr, was liegt daran? In den Bäumen und Gründen rauscht es dennoch, singen werden es Sonne und Winde, Wolken und Flut — wie eh und je —“

Langsam, als stünde das Schicksal auf aus den Gründen des Herzens, erhebt sich die Frau, steht hoch, unbewegt im sinkenden Licht. Jeden Wunsches, törichtes Gebetes bar, steht die Seele in der Einsamkeit der ewigen Dinge. Da ist noch einmal die Stimme des Sohnes, heiß, in verhaltener Wildheit: „Mit dem Kaiser muß ich reiten und wär's als sein letzter Knecht!“ — Um das Haupt der Frau geistert Wesen des ewig Wunderbaren. Weg und Ziel hebt sich klar aus dem Licht des Abends. Die Welt ist in Not, der eine unbegreifbar Große, der retten kann, ruft das Reich, sein ewiges Reich der Geister. Hier ist der Sohn, wach und bereit. Opfer heißt die Stunde. Wieviel tausendmal haben Mütter gelitten, den Sohn gegeben an die Not der Welt, stumm, ohne Anklage, wie die Erde die Frucht? Königinnen und Namenlose, alle, alle.

Wie sie die Hände auf die Schultern des Sohnes legt, dessen blonder Scheitel gesenkt vor ihr schimmert, ist ihr, als wäre der Raum endlos geweitet bis an den Rand des Himmels und alle Mütter seit Anbeginn der Welt, die ihre Söhne gegeben, zu schützen heiliges Land, heiliges Licht, stünden neben ihr, alle Mütter auch, die in dieser Stunde mit zerissenem Herzen den Sohn ziehen lassen in Not und Krieg. Und ihre Stimme klingt

über den Knaben hin in letztem Wissen und Liebe sonder Maßen: „Nicht sein letzter Knecht — — Knabe Enzo — — du bist — — sein Sohn!“ Wie Sturm bricht es in ihn. Er stürzt der Mutter zu Füßen, preßt die hämmernde Stirn in die kühle Schale ihrer Hände: „Mutter, Mutter! Dank für den Tag, für das Glück, für das Lied, das ewige Blut!“

Später wuchet der Ritter zwischen seinen Mannen. Wie Quaderstein stürzt sein Wort in sie: „Größer als Himmel und Erde ist der Mensch in seiner Pflicht.“

In der Nacht steht die Fraue unter wandernden Sternen. Ausgelöscht ist der Mensch im strömenden Meer der Welt. Kein

Ich heischt mehr Glück, letzter Schmerz sinkt fern verklingend in die Gründe der Seele. Nur der Wind ist noch da und der Wald auf den Bergen und das Lied, das Lied, das der Knabe Enzo nun nie mehr singt. Glück und Weh der Erde wird auf dich gehäuft sein, Knabe Enzo, Glanz früher Siege, Jubel der Treuen, einer Krone Gold und Frauenlieb', Not und Kampf alle Tage, graues Erlöschen einmal in endloser Kerkernacht. Glück, kurz wie ein Sommertag, Weh, groß wie die Erde. Zur Neige gehen beide. Aber dein Lied, Knabe Enzo, das du nie mehr singst, wird in Wald und Flut rauschen und rauschen bis in der Erde letzten Tag.



Bauernhof

W. Diernhöfer

Schrecklich!

Vom Himmel fiel ein Regentropf
und einem Manne auf den Kopf,
der dessentwegen so erschrak,
daß er alsbald im Bette lag.

Er krankte an Gedankenschwind.
Ein Arzt jedoch macht ihn gesund.
Drauf schickte der Gedankenblasse
die Rechnung an die Krankenkasse.

Die Krankenkasse ihrerseits
erfuhr von diesem Fall bereits.
Bemerkend, daß in dieser Sache
man erst den Täter haltbar mache,

lehne sie die Zahlung ab. —
Der arme Mann setzt sich in Trab
und sucht nun den auf seinen Kopf
gefallenen bösen Wassertropf.

Ob er denselben endlich fand,
ob der zur Zahlung sich ermannt,
blieb dieserortes unbekannt.

Ernst Hüttig

Wünsche

Ein Bild aus Münchens Biedermeiertagen

Von Jo Pfrang

Der Hofmaler Josef Stieler saß vor der Staffelei. Unbewußt, im wechselvollen Hin und Zurück der prüfenden Blicke, lösten sich von den Lippen des Künstlers halblaute Melodien, brachen plötzlich ab, um in jugendhaftem Pfeifen neu zu erstehen. Später Nachmittag lag im Raum, seine Stunde, seine beste Arbeitszeit, die alle Kraft in ihm zusammenraffte, daß im versinkenden Glühen des Tages Hand und Pinsel kaum dem Wirbel der Eingebungen folgen konnten. Köstliche Minuten, wenn er seine großen Gegner — Farbe und Leben — fast spielend bezwang, ihre letzten Geheimnisse enthüllte und kühn in ihre Tiefen drang.

Heute war es anders. Nichts verspürte er von dem erlösenden Entgleiten in die Welt der Kunst, irdisch, allzu irdisch warben und bettelten seine Augen um das Modell. Befehl und huldvoller Auftrag König Ludwigs I. von Bayern, die Demoiselle Helene Sedlmayrin für die berühmte Schöngalerie zu malen.

Ein schüchtern unterdrücktes Gähnen kam vom Modellsitz her, auf welchem die Demoiselle gehorsam in der gewünschten Pose verharrte. Stieler mußte von innen lächeln. Wie lieblich war dieses verschüchterte Kind, das die leidenschaftliche Schönheitsverehrung seines Herrschers in die Reihen der Erzherrzoginnen, der Wittelsbacher Prinzessinnen, der adeligen Fräuleins und der stolzen Bergmädchen hob.

Gab es überhaupt einen zeitgenössischen Maler, der so glückbegünstigt war, wie er? Ein König, mit einem ewig jungen Herzen, wählte aus den Schönsten seiner weiblichen Untertanen einen Kranz erlesener Blüten. Unsterblichkeit zu schenken, der Schönheit in der Kunst zu dienen, war seine Aufgabe!

Warum lag ihm dann heute der Pinsel wie festgebunden im Griff der Rechten, wo der Lieblichsten eine aus diesem Blumenwunder ihre großen dunklen Kinderaugen staunend in die vielfältige Wesenheit einer neuen Welt tauchen ließ? Seiner Welt! Nur schade, immer glitten diese Augen gleissend an ihm vorbei, wichen aus, wenn er sie sanft in die Kraft seines Blickes zwingen wollte.

Eine Frage löste sich los:

„Langweilt sich die Demoiselle vielleicht?“

Als Antwort nur ein kleiner Seufzer, der die jungen ersprießenden Formen leise hob und ein rasches Berghen der strahlenden Augensterne hinter dunkelbewimperte Lider.

„Demoselle Sedlmayrin...?“

Unter den heißsten warmen Fragen farbte das köstlich schnelle Blut die runden Wangen und das feingeschwungene Näschchen bis in die schmalen Nüstern, verschämt flüchteten sich die verarbeiteten Hände unter die schillernde Pracht der steifen Seiden-schürze.

Stieler begriff. Ein Wendepunkt war dieses einfache Auracher Model in seinem Leben.

Fast erstarrt war sein Herz unter dem Übermaß an Schönheit, da sich die vielen weißen Schultern geschmeidig ihm zugehoben hatten. War nicht Bitterkeit in ihm aufgequollen, fast Ekel, über dieses Paradien königlich anerkannter Vollendung?

Hier saß nun plötzlich wie ein beseligendes Wunder dieses Gottesgeschöpf, das seinen Weg glückhaft gekreuzt, das mit seiner Unschuld neue Quellen des Lebens und der Kunst ihm erschloß. Wenige Wochen zuvor noch hatte sie dem Kaufmann Auracher in der Dienerschaft als Magd gegolten, die Waren ausgetragen, die Eichendielen weiß geschuert, dienstgefallig und flink, dabei scheu, wie ein junges Rehlein. Nun saß sie angetan mit der reichen Münchner Bürgerinnen-tracht, die buntglitzernde Riegelhaube wie ein Krönchen auf dem schwarzen Seidenhaar. War er verzaubert von diesem seinem schönsten Modell, behext, daß er seinen königlichen Befehl vergaß?

Zuversicht brannte plötzlich in ihm auf, fegte durch seine Pulse, entschnürte ihm die Kehle, wie von hartem Druck befreit.

„Wenn die Demoiselle wollten, dann...“

„Sind Euer Gnaden am End' scho' fertig mit'n Malen?“

Malen!... Malen!... gab es denn ein Rot auf seiner Palette für dieses Lippenpaar, diese Rosenknospen mit ihrem lockenden Reiz von zartesten und härtesten Farbönen, von schmelzender Weichheit und herber verschlossener Süße? Malen!... erleben mußte man diesen Mund!

Tritte kamen von der Treppe, bekannte elegante Tritte. Im Tür-rahmen stand der König. Ein kurzer Wink von ihm verwischte jede Störung, eine leise Geste gebot unveränderte Weiterarbeit.

Tief neigte sich der dunkle Kopf des Künstlers, tief wie in Abwehr unter plötzlich hereinbrechender Last. Knirschend zerbröckelte ein Stückchen Kohle in seinen Händen. Herrgott, jetzt, in diese Stunde hat der König kommen müssen! Was wollte er... keine Störung verursachen... ha... unveränderte Weiterarbeit! In aufmerksamem Haltung saß der König hinter Stieler. Schweigen.

— Nur manchmal, wenn sich der Künstler prüfend von der Leinwand entfernte, kam es zögernd, fast beglückend von des Königs Lippen: „Ja... das geht...“ oder: „Dieser Schatten hier... meint Ihr nicht lieber so... nicht?“

„O... Meister... noch mehr Ruhe im Ausdruck! Findet Ihr nicht, Stieler, daß es in den Augen liegt... oder hier in den Wangen, halt, Stieler, ich hab's... der Mund ist es... dieser schöne träumende Mund... Ihr müßt das noch finden!“

Stieler unterdrückte schmerzlich lächelnd ein kleines liebes Wort, das seit Stunden in seinen Sinnen schwang: „Lener!“ Merkwürdig, auch der König spielte lautos mit diesem Namen, nur war für ihn dieses süße Kind auf dem Modellsitz, das in ängstlicher Bedrücktheit in all der stummen Verwirrung saß, kein „Lener!“, sondern eine „Helena“ und bewußt verlegte er den Ton auf die erste Silbe dieses Namens.

Man mußte so kunstsinig wie dieser König sein, um eine kühn-geschwungene Brücke zu bauen, auf der sich die schwerumstrittene schönste Frau der alten Welt mit der Trostberger Schuhmacherstochter zu einem Zauberbild reichster Phantasie vereinigte. Ein Werk sah dieser König erstehen, ein Bild von unerhörter Genialität — dieses kindhafte Weib in letzter Gelöstheit — der junge, von allen Göttern bekränzte Leib unverhüllt — ein rätselhaftes Gemisch ergreifender Anmut und kühn triumphierender Schönheit! Welch weiter Weg für die kleine Helene Sedlmayrin... und wer wird sie den wohl führen?

Der gottbegnadete Künstler — oder der König von Gottes Gnaden?

Schmal und dunkelgolden, fast wie ein rotes breites Band, flossen letzte Sonnenstrahlen quom Fenster her in den weiten Raum. Spielten in flirrenden Kreisen um das Modell und trugen die sehrenden Wünsche aus der Verborgenheit in das Wissen des jungen Weibes.

Sie lächelte. Ein jähes Hoffen riß sich in ihr los, gewann Leben im Erfühlen des günstigen Augenblicks. Zögernd brachen ihre Worte in die Stille:

„Majestät... I... I hätte was auf'n Herzen!... I bittschön, Majestät... an Wunsch!“

Weit beugte sich der König über die Lehne seines Armessels, daß die scharfe Linie seines Profils in das letzte Leuchten tauchte. Gewährung verließ seine lebensspühenden Augen, Gewährung und Freude.

„Einen Wunsch hast du, kleine Helena, wie scharmant, hört Ihr, Stieler, einen Wunsch hat die kleine Demoiselle... so sag ihn doch deinem König, mein liebes Kind!“

Die Sedlmayrin führte ihr Herz in den Schläfen pochen, so viel königliche Güte benahm ihr den Atem, trotzdem, sie war ein tapferes Mädel und der Einsatz schien ihr hoch genug.

„Majestät... weil... nämli... der Schorschi und I... mir tatn ergeben bitten... dös heißt, der Schorschi und I... mir möchten heiraten!“

„Heiraten!“

In der zitternden Kühnheit der Bitte war das Wort zum Schrei geworden, der hörbar in den Herzen nachschwang.

„Heiraten?“ Des Malers Gesicht wurde plötzlich fahl... die späte Sonne war versunken.

„Stieler!“ Die Hand des Königs lag gütig auf seiner Schulter, „Stieler, jetzt nur Künstler sein, nur diese große Gottesgabe sprechen lassen... schnell... seht Euch die Demoiselle an, trinkt dieses Bild mit Euren Augen, Meister, und schenkt es der Nachwelt... es muß vollendet sein, bevor die Dämmerung einbricht!“ Und wie der große Künstler den Befehl seines Königs vollzog, klang es leise an sein Ohr:

„Seht, Stieler, nun braucht Ihr den Mund der Demoiselle nicht mehr zu suchen, wenn es Euch tröstet, will ich sagen: Wir waren beide nicht dazu bestimmt!“

Der große Kunstverehrer und König gebot seiner Untertanin, der Demoiselle Helene Sedlmayrin, den „Schorschi“ in Audienz zu schicken, denn er nahm die Wünsche seiner Landeskinder ernst!



Blick vom Burgaufgang

F. Gartz

DER SONNENGUCKER

Von Karl G. Gössle

Dieser Tage kam mir einer jener kleinen Schulkalender in die Finger, wie ich sie als siebenjähriger Erdenbürger im Gebrauch hatte. Bei meinem Vater war mir damals aufgefallen, daß er täglich Notizen und Eintragungen geschäftlicher Art in seinen Kalenderblock machte. Als Sohn meines Vaters war ich seinem guten Beispiel gefolgt und hatte außer den Schulaufgaben Freud und Leid meines Buben-Daseins in Stichworten und in geheimen, nur mir verständlichen Chiffres in diesem Schulkalender aufgezeichnet. Wehmütig blätterte ich in dem Büchlein, das mich an Zeiten erinnerte, die unwiederbringlich vergangen waren, wie auch ich einmal vergehen würde. Eine Eintragung machte eine Begebenheit in mir lebendig, die so eigenartig und lustig ist, daß ich sie hier erzählen will. Diese Eintragung stand, geschrieben in großen, ungelenten Buchstaben, allein auf einer Seite und lautete: „Sonnengucker“. Dahinter prangten mystisch drei Kreuze.

Mit diesen drei Kreuzen hatte es eine Bewandnis, die zu er-

klären ich mich schämen müßte, wenn sich nicht inzwischen die Zeiten und mit ihr gewisse Anschauungen geändert hätten. Die Kreuze erinnerten mich an schwache Stunden. Ein Kreuz machte ich damals in meinen Kalender, wenn ich in der Schule für irgendwelche absichtlich oder unabsichtlich begangene Dummheit eine Ohrfeige erhielt. Zwei Kreuze bedeuteten, daß meine Ohren verschont blieben zugunsten oder zu Ungunsten meiner inneren Handfläche, welche die Ehre hatte, mit einem gewissen gefürchteten Rohrstock in Berührung zu kommen, dessen Ruheplatz in der Rinne von der Wandtafel war. Und zu drei Kreuzen schwang ich mich auf, wenn sich der hochwohllobliche Lehrkörper veranlaßt sah, jegliche vornehme Reserve aufzugeben und sich hemmungslos der Ertüchtigung meiner rankenden Jugend zu widmen. Zu meiner Entschuldigung — und zu der des Lehrkörpers — sei betont, daß ich nur selten in die unangenehme Lage kam, zwei oder gar drei Kreuze machen zu müssen. Sogar ereignete sich nur bei ganz außerordentlichen Angelegenheiten.

Am häufigsten passierte ein Kreuz. Meine Ohrläppchen blühten dann auch fast täglich wie die Feuerlilien.

Trotz aller schwachen Stunden und Kreuze im Kalender kann ich auf meine Jugend zurückblicken wie auf eine glückliche Insel im grauen Ozean Zeit. Unvergänglich ist mir mein Elternhaus, das weit draußen vor der Stadt inmitten eines großen Gartens auf einem Hügel lag, von dem aus man eine liebliche schwäbische Landschaft überblicken konnte, bis sich ihre weichen Linien im zarten Dunst der Ferne verloren. Eine herrliche Wiese mit Hahnenfuß, Wiesenschamkraut und Rispengräsern, auf der ich mich sommernachmittags aalte und die gläsernen Luftschlösser meiner Knabenträume in den blauen Himmel hineinbaute, besaß die Macht, sich ebenfalls unaussprechlich in mein Gedächtnis einzuprägen. Und ich wäre versucht zu glauben, daß damals die Sonne ein helleres Licht als heute ausstrahlte, wenn ich nicht wüßte, daß es die Sorglosigkeit der Kindheit war, die meine Tage vergoldete. Nur aus meinem damaligen Verhältnis zum Paradies meiner Jugend dürfte verständlich werden, was sich im Folgenden ereignet hat.

Mein Weg zur Schule war eine halbe Stunde lang und führte geradlinig von Osten nach Westen, so daß ich die Sonne im Rücken hatte, wenn ich ihn des Morgens — meist nicht übertrieben eilig — trottete. Darauf achtete ich lange Zeit nicht. Häufig lernte ich während dieser Frühgänge zur Schule noch rasch ein Gedicht auswendig oder ein paar knifflige Multiplikationen aus dem Einmaleins, wovor ich mich bis zum letzten Augenblick gedrückt hatte. Oder ich legte den Weg zurück in Gesellschaft von Nachbarskindern, mit denen ich Briefmarken tauschte, Taschenuhren zerlegte oder gar mich prügelte. Einmal jedoch fiel mir die Tatsache der Sonne im Rücken auf, was mich irgendwie kränkte und sich in meine bis dahin von keinem Problem beschwerte Knabenseele senkte wie eine antwortheischende Fragestellung ins Gehirn eines leidenschaftlichen Philosophen. Die natürliche Folge der Entdeckung, daß ich auf dem Schulweg des Morgens die aufgehende Sonne im Rücken hatte, war, daß ich ernsthaft darüber nachdachte, wie sich dieser Uebelstand — denn nur als einen solchen konnte ich damals die Sonne im Rücken empfinden — vermeiden ließe. Und siehe da, schon nach wenigen Minuten hatte ich eine Lösung gefunden. Es war die einzige, die es gab, und sie war auf mich niedergefallen wie Himmelstau oder wie eine kopernikanische Begnadigung: Wenn sich die Sonne nicht um die Erde drehte, dann mußte sich die Erde um die Sonne drehen. Und wenn ich die Sonne im Rücken hatte, dann mußte ich rückwärts gehen, wenn ich sie des Morgens von Angesicht zu Angesicht auf dem Weg zur Schule sehen wollte. War diese Lösung nicht so einfach, wie die Geschichte vom Ei des Kolumbus?

Sofort begann ich meine Intuition in die Wirklichkeit umzusetzen. Ich drehte mich einmal halb um die eigene Achse und begann rückwärts zu gehen, das Gesicht der Sonne zugekehrt. Zuerst ging es schleppend und langsam, wie ich so ungewohnt Fuß hinter Fuß setzte. Auch ereignete es sich, daß ich etliche Male



O. Malur

in den Straßengraben kollerte, weil man bekanntlich hinten keine Augen hat. Doch dann bekam ich Übung in der Sache und mein Tempo beschleunigte sich. Die verwunderten Blicke der Vorübergehenden ertrug ich mit stoischem Gleichmut. Auch steckte ich manche spöttische Bemerkung mit Heroismus ein. Ohne eine klare Vorstellung davon zu haben, hatte ich das Gefühl, ein gutes Werk zu tun. Irgendwie war mir, als ob ich durch mein Rückwärtsgehen der Sonne eine Huldigung darbrächte. Vielleicht sprach das Blut meiner Vorfahren aus mir, die — wer mag es wissen — die Sonne als Gottheit angebetet hatten. Wurde die Sonne nicht zu allen Zeiten und bei fast allen Völkern als Lebenserweckerin und als Lebenserhalterin verehrt? An all das dachte ich natürlich als siebenjähriger Junge während meines Krebsganges nicht. Und nur dumpf empfand etwas davon meine Seele an jenem Morgen.

Die Kleider etwas ramponiert, aber trotzdem guter Laune und mich an meinem guten Einfall freudig, kam ich dann schließlich auch vor jenen großen Gebäuden an, wo mir damals die Kunst der Rechtschreibung und die Wunder der Addition und Subtraktion vermittelt wurden. Nur mußte ich zu meinem nicht geringen Schrecken feststellen, daß ich mich um mehr als eine Viertelstunde verspätet hatte. Heute wundere ich mich, daß es nur eine Viertelstunde war. Man denke, ich legte den Schulweg, zu dem ich üblicherweise eine halbe Stunde brauchte, rückwärtsgehend in nur drei Viertelstunden zurück. Doch dafür hatte mein Lehrer kein übertriebenes Verständnis. Es war ein alter Präzeptor namens Heinrich Sätzler, mit dem sich ganz gut leben ließ, wenn man seine Aufgaben gut gelernt hatte, der aber mit Möglichkeiten außerhalb des Lehrplans nicht viel anzufangen wußte.

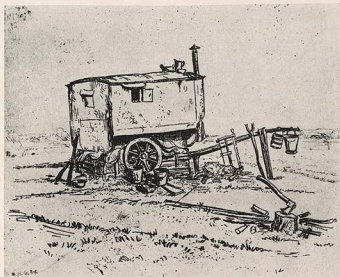
Der Herr Präzeptor Sätzler fragte mich, woher ich „schon so früh“ komme. Ach, hätte ich doch gelogen, daß ich zu spät aufgestanden wäre, ich glaube, mir wäre vieles erspart geblieben. Aber ich stammelte statt dessen in meiner Herzensunschuld, daß ich rückwärts gegangen sei. Warum ich das getan hätte, examinierte er verwundert weiter. „Um in die Sonne zu gucken“, brachte ich harmlos und ohne Falsch hervor.

Lange konnte der Herr Präzeptor keine Worte finden. Er wußte offenbar nicht, ob er das, was ich ihm gesagt hatte, ernst nehmen sollte, oder nicht. Schier endlos erschien mir die Zeit, die ich vor ihm stand, beladen mit einer Schuld, deren Vorhandensein ich spürte, die ich aber nicht hätte benennen können. Da brachen meine Klassenkameraden, einer nach dem andern, in ein wieherndes Gelächter aus. Aus Dummheit und aus Verlegenheit lachte ich mit. Dieses Lachen von mir war gleichsam das Züngeln an der Waage der Gerechtigkeit im Kopfe des Herrn Präzeptors Sätzler, das zu meinen Ungunsten ausschlug. Er mußte wohl gedacht haben, daß ich mich über ihn lustig machen wollte. Denn nun folgten die drei schlimmsten Kreuze meiner Schulzeit.

Diese kleine Geschichte, die ich leider nur allzu drastisch am eigenen Leib erleben mußte, wurde in meinem schwäbischen Heimatstädtchen allgemein bekannt. Und ihretwegen nannte man mich dort noch jahrelang den „Sonnengucker!“



O. Malur



Solanthens

STADTVERWEISUNG

Quartalsversammlung der Bäckerinnung einer sächsischen Stadt um Michaelis 1518. Vollzählig sind die Meister erschienen, aber mit verbissenen Mienen; denn mählich ist durchgeschickt, welchen Schlag der Rat gegen seine Bäcker führen will. Nickel Reinolt, der Obermeister, eröffnet die Sitzung, bietet dem ehrsamten Handwerke seinen Gruß und verliest hierauf folgenden Ratsbeschluss:

„Ist beschlossen, daß der Rat nit gedenke, den Bäckern länger zu vergönnen, ihre Schweine in der Stadt zu mästen, sondern sollen trachten, die Ställe vor die Stadt hinauszumachen, ein jeder nach seiner Gelegenheit, so beste er mag.“

Ein ungeheurer Lärm erhebt sich. Jeder macht seinem verhaltenen Ärger Luft: Warum sollen nur die Bäcker ihre Schweine aus der Stadt tun? Etwa daß das fahrende Gesindel nächtlich Schlachtfest halten möchte? Und welcher Bäcker hat eine Scheune vor den Toren? Ist den achtbaren Herren nicht recht, daß Backofen und Schweinestall unter einem Dache sind? Man soll die wohlweisen Herren zum Rathausfenster hinauswerfen! Und was hat unser Mitmeister Mathias Trunkel, der Ratsherr, dazu gesagt?

Dieser erhebt sich und antwortet mit ruhiger Stimme: „Hab mein Bedenken dargetan; man hat aber nicht viel auf mich gehört! Ich habe euch noch einen weiteren Ratsbeschluss zu vermeiden:

„Den Meistern des Bäckerhandwerks ist zu sagen, daß sie zwischen heute und Walpurgis des kommenden Jahres schirsten ihre Schweineställe vor die Stadt hinausbauen. Wer in seiner Scheune zu bauen hätte, dem wolle es der Rat nachlassen; wer aber nicht zu bauen hätte, denen wolle der Rat gemeine Ställe bauen lassen und einen ziemlichen Zins davon nehmen; auch einen Flurschütz zur Wache bestellen.“

Wieder Drohen und Lärmen. Der Obermeister aber läßt seine Mitmeister austoben, denn er weiß, daß das Braunbier allmählich die losen Zungen lähmen wird. Als er nach gesamer Zeit zur Rede anhebt, unterbricht ihn nur noch gelegentliches Murren:

„Mitmeister! Euer Dräuen schafft nichts Gutes! Ihr müßt euch fügen. Bringt — nach des Rats Gebot — eure Schweine aus der Stadt. Ihr habt reichlich ein halbes Jahr Zeit dazu. Wer keine Scheune vor den Toren hat, mag sich melden, damit ich's einem ehrbaren Räte anzeige.“

Zwei Meister melden sich. Es sind die jüngsten. Vor einem Jahr erst hat ihnen der Rat gestattet, in einem Miethause ihre Backöfen aufzurichten.

Als die Zirkler die neunte Stunde ausrufen, bricht die Versammlung auf. Die Meister treten auf die finstere Gasse hinaus. Laternenlichter blinken ihnen entgegen. Die Meisterinnen harren,

um ihren verärgerten und schwankenden Ehwirten heimzuleuchten.

Ein Märzttag des folgenden Jahres. Über den Marktplatz schreitet der Gerichtsknecht. Ihm folgen die Bäckermeister Jobst Brehme und Caspar Lochner. Bald stehen die drei im Amtszimmer des Stadtvogtes. Dieser heißt den Stadtknecht abtreten.

„Es ist bekannt geworden“ — so beginnt der Vogt — „daß ihr wider des Rats Gebot Jungschweine aufgelegt habt und sie im Hause haltet. Ist das der Dank, daß euch der Rat vor Jahresfrist zum Bürger aufgenommen und gestattet hat, daß ihr euch eure Backöfen aufrechtet? Noch heute dieses Tages schafft ihr eure Schweine vor die Tore, allwo der Rat gemeine Ställe hat errichten lassen!“

„Wir gedenken mitnichten, dies zu tun“, antworteten die Meister. „Im Hause sind uns die Schweine sicherer. Wir sind Anfänger und dürfen keine Einbuße erleiden.“

Der Vogt ist über diese freie Rede erstaunt. Nach kurzem Nachdenken antwortet er: „Alsdann nehme ich eure Schweine zu unseren Händen und euch Trotzköpfe lasse ich in den weißen Turm legen, bis ihr anderen Sinnes werdet.“

Die Meister murren. Gleich darauf werden sie von Gerichtsknechten abgeführt.

Eines Morgens kurz danach ist der weiße Turm leer. Die Tür sperrt weit auf. Die Gefangenen sind entwichen. Auch Merten, der Torwart, fehlt. Sicher hat er mit Reißaus genommen; denn kürzlich erst mußte ihn der Rat durch den Henker mit Ruten streichen lassen, „dieweil er eine Dirne eine Nacht über bei sich im Turme gehabt und mit ihr Unzucht getrieben!“

Und noch eine Hiobsbotschaft läuft ein. Eine der Scheunen vor dem Frauentore steht auf. Neben dem Eingange liegt Michel Hut, der Flurschütz, einen Knebel im Munde und mit Händen und Füßen an seinen Spieß gebunden. Aus der Tenne aber rinnt das Blut. Gedärm liegt herum. Die Schweineställe sind leer.

Die Bäckermeister eilen herbei, beklagen ihren Verlust und murren wider den Rat.

Selt diesem Nachtschlachtfeste werden die Schweine wieder in der Stadt gehalten und gemästet. „Damit aber die Bäcker — der Schweine halber — eine Ergötzung erlangen möchten“, ruft der Rat den freien Brotmarkt ab. Auswärtige Bäcker dürfen auf ein Jahr nicht mehr hereinkommen und billigeres Brot vertreiben.

Eine Woche später ist in einem Nachbarort Jahrmart. Auch hiesige Handwerker fahren hinüber und bauen ihre Stände. Als sie wieder heimkehren, können sie nicht genug erzählen und rühmen, wieviel Schweinefleisch auf dem dortigen Markte gebraten und verzehrt worden sei. Die Zuhörer schmecken den saftigen Braten nach. Nur den Bäckern steigt es bitter die Kehle heraus.

—ig.

Liebe geht eigene Wege!

Eine Kurzgeschichte von Fritz Weber

Puccini's „Madame Butterfly“ wurde gegeben. Die Ränge und Parkettplätze in der Oper waren bis auf den letzten Platz besetzt. Soeben hatte sich der Vorhang nach dem letzten Akt gesenkt. Sekundenlang herrschte Stille im Theater; dann brach ein Sturm der Begeisterung los. Immer wieder wurde die Darstellerin der Butterfly auf die Bühne gerufen.

Längst hatten die ersten Besucher die Oper verlassen und noch immer stand Manfred, ein junger kaufmännischer Angestellter, neben der Tochter seines Wohnungsnachbarn Höppner, die sich im Beifall für die Sängerin nicht genug tun konnte.

Sie kannten sich schon lange und jeden Morgen erwartete er sie klopfenden Herzens, um sie auf dem Weg ins Geschäft zu begleiten. In seiner angeborenen Schüchternheit hatte er nie versucht, sich ihr zu nähern.

Da endlich brach sie das Schweigen, das zwischen ihr und Manfred geherrscht hatte.

„Herr Neumann! Wie glücklich war doch die Butterfly. Ein unaussprechlich großes Glück hat fast, hat ihr die Liebe getötet“, sagte sie nicht ohne Betonung, einen Blick auf Manfred werfend, der schüchtern wie immer neben ihr stand.

Der Angeredete hatte sich der Sprecherin zugewandt und ein aufmunternder Blick aus ihren Augen schien ihm alles sagen zu wollen. Doch gegen seine Schüchternheit schien kein Kraut gewachsen zu sein.

„Fräulein Höppner! Wir werden die Letzten sein, die das Theater verlassen, bitte lassen Sie uns eilen“, wagte er schüchtern zu erinnern.

Wie ein kleines Kind ging er hinter ihr her zur Garderobe, und bald darauf standen sie vor dem Theater.

Sie zog den Mantel fester an sich. Die Nacht war kühl und eigentlich nicht so recht geeignet, die elterliche Wohnung zu Fuß zu erreichen. Sie hoffte auf diesem Wege endlich von ihm das erlösende Wort zu hören. Wiederholt schien ihr Begleiter zum Sprechen ansetzen zu wollen, aber bei seiner angeborenen Schüchternheit gelang es ihm nicht, das rechte Wort zu finden.

Schweigend gelangten sie bis an ihre gemeinsame Haustür, da sprach sie die Worte der Butterfly nach:

Törichter Wahn ist es, daß Liebe uns töte...
Liebe ist Leben, macht uns
Jubeln vor unvergessener Wonne.

Inzwischen hatte Manfred die Haustür aufgeschlossen, das Licht im Flur eingeschaltet. Sie huschte an ihm vorbei, so dicht, daß sie ihn unbedingt berühren mußte. Wie ein elektrischer Strom schien diese Berührung durch seinen Körper zu gehen. Aber noch immer fand er keine Worte. Beide bestiegen den im Hause befindlichen Fahrstuhl. Kaum hatte der Fahrstuhl sich einige Meter erhoben, da erlosch plötzlich das Licht und der Fahrstuhl blieb stehen.

„Gott sei Dank!“ murmelte Manfred, so leise seine Worte seinen Lippen entflohen waren, hatte sie doch seine Worte vernommen. „Wieso, Gott sei Dank? Was wollen wir denn nun unternehmen? Ich kann doch nicht die ganze Nacht hier im Fahrstuhl bleiben?“ „Wir müssen eben warten, bis Hilfe kommt, oder ist es Ihnen unangenehm, hier mit mir im dunklen Fahrstuhl zu stecken?“ erwiderte er ein wenig keck.

„Bedienen Sie bitte die Alarmvorrichtung!“ „Auch das wird nicht gehen, und im übrigen wird es die Einwohner aus ihrem Schlaf, den sie unbedingt brauchen, reißen.“ Plötzlich schien er Mut gefaßt zu haben, aber so leicht wie er sich das wünschte, gingen ihm die Worte noch immer nicht von den Lippen.

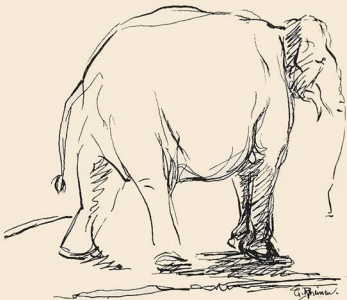
Endlich entragen sich ihm die Worte: „Engel ich habe dich lieb, willst du meine kleine süße Frau werden?“

Da vernahm er die Worte: „Das hat aber lange gedauert, bis du dich zu dieser Frage entschlossen hast. Hast du nie bemerkt, daß ich dich vom ersten Augenblick an sehr lieb hatte?“

Zärtlich nahm er sie in seine Arme; und als er nach einiger Zeit fragte, ob er nun die Alarmglocke in Bewegung setzen sollte, meinte Inge, das habe ja noch etwas Zeit.

„Im übrigen, hier hast du die Sicherung, die ich vorher entfernt hatte, denn ich konnte unmöglich wissen, ob der Fahrstuhl stehen bleiben würde!“

Es dauerte noch eine ganze Weile, bis die beiden Glücklichen vor ihrer Wohnungstür anlangten.



G. Rhein

DER PAPAGEI

Nach dem Italienischen von Irmela Linberg

Kennt ihr die Geschichte vom Papagei des Dr. Strozzi? — Nein? — Also der Rechtsanwalt Dr. Strozzi besaß einen schönen, bunten Papagei, der seit vielen Jahren in einem vergoldeten Käfig bei ihm hauste und an allen Sitzungen, Beratungen, Enthüllungen und Verschönerungen teilnahm, wie sie eben tagtäglich hinter den Türen eines Rechtsanwalts-Sprechzimmers stattzufinden pflegten. Der Papagei war stets mit großer Aufmerksamkeit bei der Sache und so konnte es niemand erstaunen, daß er alsbald einen Teil der häufiger wiederkehrenden Redewendungen sich zu eigen machte und „Guten Tag“, „Zahlungsbehehl“, „Leben Sie wohl!“, „Ehebruch“, „Meine Gebühren“ und „Auf Wiedersehen“ sagte. Da er nun bemerkte hatte, daß, sobald ein Besucher den Raum betretend seinen Hut zog, der Rechtsanwalt dessen stets mit den Worten „Was wünschen Sie, mein Herr?“ empfang, war auch diese Frage dem gescheiten Vogel bald geläufig, und er brachte sie immer vor, sobald er nur jemand den Hut lüften sah. Eines Tages war während der Mittagspause, die der Anwalt in einem benachbarten Gasthaus zuzubringen pflegte, die Tür des Käfigs versehentlich offen geblieben. Weiche Maienluft, Gerüche sprießenden Blattwerks, Sonnenstrahlen strömten zum Fenster herein. Dem Papagei wurde es wunderbar sehnsuchtsvoll zu Mute. Er flatterte auf das Fenstersims und blickte hinab. Ah — welche Pracht! Ein Platz voll gründer Bäume, darüber der leuchtende Himmel. Unten ein Gewimmel von Menschen, Fuhrwerken, ausgelassenen Hündchen... Ihm wurde es ganz schwindlig bei all dem niegeschauten Trubel. Mit hervortretenden Augen starrte er in das bunte Frühlingsstreben unter sich. Als sein Besitzer zurückkommend die Tür öffnete, fegte der hierdurch entstehende scharfe Luftzug den Vogel von der Schräge des Simses herab; angstvoll und unbeholfen mit den des Flie-

gens ungewohnten Schwingen schlagend, sank er, tiefer und tiefer, bis er in der Krone eines blühenden Maronenbaumes landete.

Eine Horde von Schuljungen, die seinen Sturz beobachtet hatte, begann unverzüglich das verängstigte, atemlose Geschöpf mit emporgeschleuderten Steinen und Holzstücken zu bedrohen, zu scheuchen, zu jagen. Mühsam schwang der Papagei sich von Baum zu Baum, verfolgt von der kreischenden Schar seiner Hetzer. Endlich wurden diese des vergebliehen Treibens überdrüssig und er durfte ein wenig rasten.

Die Allee, die ihm Schutz gespendet hatte, führte weit aus der Stadt hinaus. Von Zweig zu Zweig hatte er sich gerettet, bis die Kastanienbäume in sanftes Buschwerk übergingen, das zu weiligen Äckern hinführte. Hier war Frieden und Stille. Erlost und beglückt schaukelte der Papagei sich auf einem schwanken Ast und begann mit dem Schnabel sein verwirrtes Gefieder zu ordnen.

Unweit pflügte ein Bauer sein Feld. Dessen geschäftige Auge entging der wunderliche fremde Gast nicht.

„Welch ein Vogel!“, dachte er, „keine Krähe, keine Elster, auch keine Dohle —“ und er ließ sein Ackergeräth stehen und schlich sich behutsam heran. Der Papagei, der keine Menschenfurcht kannte, blieb ruhig sitzen und sah dem Ankömmling fragend entgegen.

„Nein!“, dachte der Bauer, „die Sorte kennst du nicht! Scheint ganz was Rares zu sein. Den möchtest du wohl haben! Ob der Fang gelingt —?“

Und er nahm den Hut vom Kopf, um ihn über den Papagei zu stülpen.

Dieser, der aufmerksam jede Bewegung des Nahenden beobachtet hatte, rief in demselben Augenblick: „Was wünschen Sie, mein Herr?“

Zu Tode erschrocken sank der wackere Landmann in die Knie, und, die Hände flehend erhoben, stammelte er in heftigster Verwirrung: „Ach — entschuldigen Sie bitte — ich hatte Sie für einen Vogel gehalten...“

„Blumen auf Europas Zinnen, Wort und Bild“. Von Karl Förster u. Albert Steiner (St. Moritz). — Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich-Leipzig. 153 S.

Dieses Buch ersetzt beinahe eine Höhenwanderung im Engadin. Es führt nach St. Moritz, Maloja, ins einsame Fexal, über leuchtende Almwiesen und Grate ringsum, just zu der Zeit, wo dort der Frühling über die Berge schreitet. Ein Meister des Lichtbilds zeigt uns herrliche steile Bergblumen an luftigen Standplätzen, nicht als trockenes botanisches Studien-Objekt unter der Lupe der Wissenschaft, sondern als Glied der Schöpfung, in ihrer Umwelt, in ihrem Verhältnis zur Pracht von Bergen, Schnee und Wolken. Was Segantini der Malerei des Engadins,

ist — seit etwa 5 Jahrzehnten — Albert Steiner in St. Moritz dem Lichtbild. Dieser schlichte Schweizer wartet noch heute, in der Zeit der Kleinkamera, mit 18x24-Platten auf irgendeinen Grat oder vor einer alten Zirbe tagelang, bis eine Wolke so steht, wie er sie in sein „Bild“ brauchen kann. Nun, da er „in die Bergblumen“ ging, dort wo hoch über dem Silber See noch wilde Feuer-Lilien glühen, da mußte es Besonderes werden.

Karl Förster schrieb zu den alten und neuen Steiner-Bildern voll Begeisterung, Blumenliebe und Sachkunde begleitende Worte. Die Bildvielfalt ist ausnehmend gut, wenn gleich, zu mal in den Halbtonen, gegen Steiner-Originale selbstverständlich immerhin zurückstehend.

Alexander Dillmann

NSV-KINDERLAND VERSCHÜCKUNG

Laufende Jugend zu dir ins Laub



Spendet Freiplätze!

Klischees *Herbert*

für Reklamawerke, Bild-Zeichnungen & Zeichnungen

Münchener **Klischee-Anstalt**

Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schlitz

München, Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

HEINLOTH & Co KDT-GES.

MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Daunendecken Werbung bringt Arbeit

Kunstseide, Füllung reine Daunen, 39.— RM. an.

W. KAISER, Nürnberg, Feilnerstr. 35

Abonnieren Sie

die Jugend — es ist billiger!



Aufgang

W. Diernhöfer

PAUL

KAUFT EINEN LIPPENSTIFT

Von Rolf G. Häebler

„Männer, sei doch so gut und bringe mir aus der Stadt einen Lippenstift mit, aber kußbecht!“ rief die kleine Frau Helge aus der Küche ihrem Mann zu, der eben im Flur sich fertig machte. Paul erwiderte: „Aber gern, Schatz!“ Bei sich dachte er: So ein Blödsinn, diese Anstreichelei! Aber wenn es alle so machen, kann ich Helge nicht zumuten, mit bleichen Lippen durch die rötlich strahlende Welt zu wandeln... Bleiche Lippen, das klingt überhaupt schon so — dann lieber Lippenstift.

Als Paul schon an der Haustüre war, fiel ihm ein, daß er ja gar nicht wußte, wo und was für eine Sorte er kaufen solle. Sicher gab es da allerlei Marken und es gab Farbenunterschiede und weiß der Kuckuck noch, was...! Paul war nicht umsonst im Büro einer chemischen Fabrik beschäftigt. Also kehrte er lieber noch einmal um und erkundigte sich bei Helge. Brav notierte er ihre Anweisungen.

In der Stadt, zwischen dem Umsteigen von der W-Linie auf die N., betrat er den ihm von seiner Frau angewiesenen Laden. Er erblickte große Glasschränke mit vielen Dosen und gläsernen

Fläschchen; im Hintergrund sah er Kabinen und seltsame, glänzende Apparate. „Was doch die Schönheit für eine komplizierte Angelegenheit geworden ist!“ überlegte er bei sich. „Die Frauen haben es heutzutage wahrhaftig nicht leicht... die kleine Helge mit ihrem armseligen Lippenstift, ich muß ihr einen schönen kaufen.“

Die junge Dame, die Paul bediente, fand es durchaus für selbstverständlich, ihm nur die schönsten Stifte vorzulegen, das Aller-neueste, mit automatischer Steuerung, ein technisches Kunstwerk, echt Silber mit Emaille. Paul erschrak, als er den Preis hörte. Schüchtern fragte er nach einer billigeren Ausgabe. „Meine Frau legt auf Ausstattung keinen Wert“, sagte er, vermutlich nicht ganz der Wahrheit entsprechend.

„Ach so...“ meinte die Verkäuferin, „ja, selbstverständlich, wir haben auch einfachere Stifte.“

Zu Hause übergab er Helge den Stift. Helge betrachtete ihn kritisch. Aber sie sagte weiter nichts. Dann aßen sie zu Mittag und dann ging Paul wieder in sein Büro.

Am Abend kam er zufällig etwas später nach Hause. Helge empfing ihn ein wenig aufgeregt, aber dann gab sie ihm auf die rechte Wange den üblichen Begrüßungskuß. Sie waren noch nicht sehr lange verheiratet. Der Tisch war schon gedeckt. Paul setzte sich mit wohlverdientem Appetit vor die Speisen, Helge gegenüber.

Plötzlich rief sie entsetzt: „Paul!“

Paul, der soeben ein Schweineschnitzel mit Andacht zerkleinerte, sah erstaunt auf.

„Paul, wo warst du? Na — nun weiß ich auch, warum du so spät gekommen bist! Ach Gott, das hätte ich nie von dir gedacht!“

Paul machte ein dummes Gesicht. „Wieso? Der alte Müller hat mich aufgehalten, wegen einer Sendung.“

„Ja, ja, der alte Müller! Das wird eine junge Müllerin gewesen sein.“

Nun schaute Paul seine Frau entsetzt an. Was war nur mit ihr los? Sie wird doch nicht...? dachte er. „Ich verstehe dich nicht, mein Kind“, sagte er dann vorsichtig.

„Ich bin nicht dein Kind!“ erklärte sie, was schließlich auch durchaus richtig war. „Schau lieber mal in den Spiegel!“

Paul stand gehorham auf und schaute in den Spiegel. Da sah er auf seiner rechten Wange einen roten Fleck. Es waren ganz deutlich zwei nette, kleine Lippen.

„Nun?“ rief Helge, „Was sagst du jetzt? Gibst du zu, daß...“

Paul lachte. „Aber, Helge!“

„Du lachst auch noch. Das ist die Höhe!“

„Aber Helgelein“, sagte er und ging auf sie zu, „denk dir doch keinen Unsinn aus! Komm, gib mir einen Kuß, da, auf die andere Seite!“

Da Helge selbstverständlich nicht die geringste Absicht hatte, ihm einen Kuß zu geben, packte er ihr Köpfchen und preßte seine linke Wange fest an ihre Lippen. Helge fuhr wild in die Höhe, starrte ihn mit blitzenden Augen an — da sah sie auf seiner linken Wange ebenfalls das verärrliche Rot!

Während zwei voreilige Tränen aus ihren Augen rannen.

Aber dann lachte auch sie: „Ach, du lieber Gott, der neue Lippenstift!“

Paul sagte, ein klein wenig zerknirscht: „Weißt du, das mit dem ‚kußbecht‘ habe ich ganz vergessen. Aber, beruhige dich — nun sollst du einen ganz schönen, tadellosten bekommen!“ Und erzählte ihr von jenem technischen Wunderwerk mit echt Silber, und sicherlich auch absolut kußbecht. Aber Helge meinte, es sei vielleicht doch besser, wenn sie mitgehe.

Paul widersprach nicht. Was auch das Vernünftigste war.

DIE LUSTIGE „JUGEND“

Königliche Poesie

König Friedrich Wilhelm III. ging eines Tages im Schloßpark spazieren. Er kam auch an einem Pavillon vorbei und entdeckte an der Wand folgende mit Bleistift geschriebene Worte:

„Unter diesen Bäumen verträumen
Möcht' ich mein Leben verbringen!
Auguste v. M.“

Lächelnd zog der König seinen Bleistift aus der Tasche und schrieb folgende Worte darunter:

„Unsin, Auguste,
Heiraten mußte!
Friedrich Wilhelm.“

Der Wahrheitsbeweis

Der kleine Franz, der mit des Nachbarns Max im Hofe spielt, ruft plötzlich stürmisch nach seiner Mutter. Als diese am Fenster erscheint und fragt, was er will, meint er: „Kannst schon wieder weggehen. Der Max hat mir nur nicht geglaubt, daß du schielst.“

Stoffseufzer einer alten Jungfrau

„Ich möchte ja so gerne treu sein, wenn ich nur wüßte, wem!“ —

Besserung

Richter: „Vor einem Jahr wurden Sie wegen Diebstahls von tausend Mark verurteilt und heute sind Sie wieder da, weil Sie fünfhundert Mark gestohlen haben!“ Angeklagter: „Sehen Sie, Herr Richter, in der Zwischenzeit habe ich mich doch um die Hälfte ge bessert!“

Der Sänger

„Ich habe mich gestern gegen den Verlust meiner Stimme mit 100 000 Mark versichern lassen!“ sagte der Sänger.

„Na, und warum zahlt die Gesellschaft das Geld nicht aus?“ bemerkte der Kritiker.

Der Tierkenner

A: „Wieviele Füße hat ein Pferd?“

B: „Nun, vier.“

A: „Nein, acht!“

B: „7?“

A: „Zwei vordere, zwei hintere, zwei rechte und zwei linke.“

Der Sachverständige

A: „Fräulein Elly hat Beine wie ein Reh!“

B: „Wieso gerade wie ein Reh?“

A: „Ja, so dünn und so behaart.“

Eine gute Auskunft

„Ist der Herr Baron zu Hause?“ fragte ein Besucher.

„Nein, mein Fräulein, aber bei guter Führung wird er in einem Jahr wieder zu Hause sein!“ antwortete der Portier.

Schlummernde Kräfte

„Wie ist mein Sohn beim Schulunterricht, Herr Professor?“

„Er paßt während der Stunde nicht auf, sondern macht immer einen verschlafenen Eindruck.“

„Ja, das ist das Talent, das in ihm schlummert.“

Die anhängliche Gläubigerin

Bräutigam: „Liebste, bitte, schicke doch die Schleppträger weg!“

Bräut: „Leider geht das nicht! Das sind die Kinder die Näherin und die lassen so lange nicht los, bis das Kleid bezahlt ist.“

Starker Bartwuchs

Sie (zwei Stunden zu spät zum Stelldichein kommend): „Aber Robert! Du bist ja nicht einmal rasiert!“

Er: „Mein Ehrenwort, als ich zum Stelldichein kam, war ich rasiert.“

Von Ärzten und Patienten

Ernährungsmedizin

Am Arztstammtisch saßen die Herren Doktoren und fachsimpelten. Man unterhielt sich über die Ernährungsmedizin. Die Werte und Unwerte verschiedener Speisen wurden lebhaft umstritten. Der Geschmack ist eben verschieden.

Ein junger Arzt gestattete sich zu bemerken, daß es nach seiner Meinung gar nicht so sehr auf die Speisen selbst, wie auf ihre Zubereitung ankomme.

„Die Hälfte unserer Patienten verdanken wir den schlechten Köchen“, sagte er.

Der prakt. Arzt Dr. Wohlganz pflegte sich schon längst nicht mehr an solchen Debatten zu beteiligen. Aber nun erhob er doch seine Stimme und posaunte aus seinem Bart heraus: „... und den guten Köchen die andere Hälfte!“

Nerven

Frau Großholz ist eine überaus sensible Dame. Sie hat es meist nur mit geistigen Dingen zu tun, da ihr Mann Direktor ist und das schöne Materielle aus ist und zu plagen braucht. Selbstverständlich hat Frau Direktor dementsprechende zarte Nerven. Es gibt in ihrem Wohnort keinen Nervenarzt, der das nicht wüßte.

Aber nicht nur die Ärzte, auch das Hauspersonal weiß es. Denn Frau Großholz führt natürlich auch ein großes Haus, das nicht so einfach instand zu halten ist. Von den aufregenden gesellschaftlichen Verpflichtungen ganz abgesehen. Mindestens muß die Frau Direktor zuweilen nachschauen, ob alles in Ordnung ist. Und dann machen sich sehr oft ihre Nerven bemerkbar. Sie zögert keineswegs, dies den Mädchen jeweils mitzuteilen.



O. Malura

Eines Tages entdeckte sie Staub auf dem Flügel im Musikzimmer.

„Frida!“ rief sie nervös, „kommen Sie mal!“

Frida kam. Frida war ein gesundes Mädchen ohne Nerven. Sie war noch nicht lange bei Frau Direktor Großholz im Dienst. Vorher hatte sie Vatern auf dem Trödelmarkt geholfen.

„Gnäd' Frau wünschen?“ sagte sie sehr

schön, genau, wie man es sie angelehnt hatte.

„Aber, Frida — hier liegt Staub!“

Frida schaute angestrengt die polierte Fläche an. Ihre auf dem Trödelmarkt geschulten Augen sahen keinen Staub.

„Nee, gnäd' Frau, ick sehe nisch!“ sagte sie.

„Was? Aber Frida, das müssen Sie doch sehen — ich sehe es doch auch!“

„Na“, meinte Frida, „gnädige Frau, wenn das man bloß nicht Ihre Nerven sind!“

Das Attest

Der Raubmörder Karl Lechleitner war zum Tode verurteilt worden und sollte hingerichtet werden. Aber wenige Tage vor dem Termin, an welchem die Hinrichtung hätte stattfinden sollen, wurde er schwer krank. Der Gefängnisarzt kam, untersuchte den kranken Mörder und verordnete pflichtgemäß, was eben in diesem Fall zu verordnen war. Die Hinrichtung aber mußte nach den gesetzlichen Bestimmungen aufgeschoben werden, und der Raubmörder wurde in weitere sachgemäße Pflege genommen, als sei er ein armer Patient wie jeder andere.

Nach einigen Wochen war dank der guten Behandlung der gesundheitliche Zustand des Raubmörders Karl Lechleitner wieder zufriedenstellend.

Der zuständige Arzt hatte also die Pflicht, durch ein amtliches Gutachten den Karl Lechleitner geheilt zu erklären. Es war der alte Medizinalrat Langbehn.

Er setzte sich an den Schreibtisch, schüttelte den grauen Kopf, überlegte den Fall und schrieb schließlich: „Der ergebene Unterzeichnete bestätigt Hoher Strafvolzugsbehörde, daß der Delinquent Karl Lechleitner nunmehr ohne Nachteil für seine Gesundheit hingerichtet werden kann.“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 26 / PREIS 60 PFENNIG

Jugend



E. Glosmann

Was will die „Jugend“?

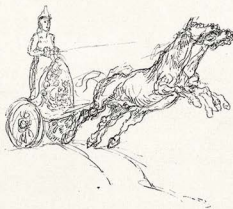
Um es kurz zu sagen: Die „Jugend“ will, anknüpfend an ihre große Tradition vor dem Weltkriege, das künstlerische Wollen des „Dritten Reiches“ in das Volk hineinragen.

Sie will dem volksverbundenen deutschen Künstler der bildlichen Gestaltung und des geschriebenen Wortes die Möglichkeit zu neuer Entfaltung bieten.

Wir sind uns bewußt, daß die „Jugend“ gegen Ende des Weltkrieges und ganz besonders während der Systemzeit Wege gegangen ist, die mit gesundem deutschen Kunstempfinden nichts mehr gemein hatten. Wenn aber der Führer im nationalsozialistischen Deutschland gerade den Künstlern so große und umfassende Aufgaben gestellt hat, so sehen wir unsere Aufgabe darin, nunmehr in der „Jugend“ dieser Zielsetzung wieder zu dienen.

Das ganze deutsche Volk ist heute erfüllt von einem unbändigen Streben nach neuem Lebensinhalt und nach neuer Lebensgestaltung. Welch unerhörte Möglichkeiten ergeben sich daraus für den Künstler! Wir rufen die Künstler aller deutschen Lande auf, diesen gegebenen Anforderungen Genüge zu leisten. Gewisse Kreise des Auslandes versuchen die Ansicht zu verbreiten, daß im nationalsozialistischen Deutschland eine freie, volksverbundene künstlerische Entwicklung unmöglich wäre. Wir wollen dazu beitragen, ihnen das Gegenteil zu beweisen!

Schriftleitung und Verlag der „Jugend“



Weiden

SEILTANZ IM GEWITTER

Eine Erzählung von Herbert Reinhold

Dies geschah vor nicht langer Zeit in einer oberösterreichischen Stadt um die mitternächtliche Stunde:

Es war nach einem anfangs sonnigen und später schwülen Spätfrihjahrstag, als sich der kleine grobgepflasterte Marktplatz zu M. ganz ungewöhnlich mit Menschenmassen füllte. Unter den Laubengängen der alten bunten Häuser, die seit Jahrhunderten den Platz säumten, brannten entgegen der städtischen Ordnung flackernde Gasflammen, und nur vorm Rathaus leuchtete prunkhaft eine elektrische Ampel. Um diese Helligkeit scharten sich die Honorationen, während das breite Volk sich schwatzend erging. Man lachte, flüsterte und mutmaßte, bis aus einer Seitengasse ein Fuhrwerk gerattert kam. Im Augenblick fiel eine Stille ein, alle reckten die Häse und warteten gespannt der Dinge, um deretwillen sie sich eingefunden hatten.

Die berühmte, um nicht zu sagen weltbekannte Seiltänzerfamilie Grillocini war eigens von Wien her in die Stadt gezogen und hatte zum nächtlichen Benefiz alle Einwohner dringend, aber gebührend höflich eingeladen. Grelle, handgeschriebene Plakate schrien seit Tagen von den Anschlagtafeln und lockten zu dem großen Ereignis, das für wenige Groschen zu erleben war. Seiltanz um Mitternacht! Tanz einer Familie auf schwankendem Seil, das, wie man sich überzeugen konnte, vom Balkon des Rathauses in schwindelnder Höhe quer über den Marktplatz bis zum Giebfenster des Apothekergebäudes gespannt war!

Das also war das Fuhrwerk der Künstler. Jetzt schwenkte es um den Marktbrunnen. Man sah die mageren Pferde und den kleinen Wohnwagen, dessen Anstrich blätterte, und man war sofort enttäuscht. Fuhr so eine Artistenfamilie vor, deren Name in aller Munde sein sollte? Die Stille wich einer erregten Lebendigkeit, die zum Handeln drängte. Schon rief wer, man möge sich beeilen, niemand habe seine Zeit gestohlen, und für die Groschen, die man mitgebracht habe, wolle man eine anständige Vorstellung sehen.

Die nahe am Wagen standen, machten Meister Grillocini, der im Trikot und sich verbeugend erschien, Platz. Er schwang sich auf den Marktbrunnen und hielt eine schallende Ansprache. „Hoch-

geschätztes Publikum! Gönner und Gönnerinnen!“, rief er, „Die allerorts geschätzte und geachtete Künstlerfamilie Grillocini gab sich die Ehre, für den heutigen Abend einzuladen, und ich freue mich, daß viele gekommen sind, um das Wunder unserer Künste mit eigenen Augen zu schauen. Seht jenes schwankende, dünne Seil, das hoch über den Erdboden gespannt ist. Dort werden wir nun entlanglaufen, springen und, vor allem, tanzen. Ria Grillocini, die Ältere, wird sich zeigen, hernach ich, Meister Grillocini, und zum Schluß die, der dieses Benefiz gilt: Ria Grillocini, die Jüngere, meine erst vierzehnjährige Tochter, ein aufgehender Stern am Artistenhimmel!“ Vielsagend breitete er die Arme. Dann sprang er vom Brunnen, wobei er rief: „Avanti! Achtung!“ Und im Nu war er durch die schweigende Menge nach seinem Wagen gehuscht.

Kurz darauf sah alles nach dem Balkon des Rathauses. Dort stieg graziös Ria Grillocini, die Ältere, auf die Brüstung, grüßte theatralisch, prüfte umständlich den Halt der Schuhe auf dem Seil, nahm die Balancestange und lief ein wenig schwankend über den Marktplatz. Vor dem Giebel des Apothekerhauses machte sie kehrt, tat in der Seilmitte einige plumpe Sprünge und war rasch wieder auf der Balkonbrüstung. Daß ihr niemand Beifall zollte, nahm sie als gegeben hin. Sie verbeugte sich müde und machte Meister Grillocini Platz.

Der Meister lief ein paarmal über das Seil, tanzte und wagte sogar ein Salto. Man sah, daß er unsicher war und daß ihn, schwankte das Seil, eine Unruhe packte. Als er abtrat, jubelten ihm einige zu, wie er dann aber um zehn Minuten Pause bat, murmurten viele.

Während der Pause war um den Künstlerwagen ein Gedränge, denn jeder wollte einen Blick ins Innere erhaschen. Es gab nichts zu sehen, von den kleinen Fenstern waren Vorhänge und die Tür war eingeklinkt. Der Wagner Hobardorn sah nach dem Wagengestell und meinte gerade, es müsse überholt werden, als zugleich mit erregten Worten, die aus dem Wageninnern klangen, aus dem nachtschwarzen Himmel ein greller Blitz zuckte, dem ein dumpfes drohendes Donnern folgte.



Donaufachlandschaft

H. Mayrhofer

„Sie darf nicht auftreten! Das Kind ist krank!“ schrie die Stimme Ria Grilloccinis, der Älteren, und alle, die in der Wagennähe standen, hörten es.

„Sie muß!“ Das war Meister Grilloccini. „Sie allein leistet was, und nur ihr geben die Leute Geld! Wir müssen Geld haben! Wir müssen!“

„O“, weinte Ria Grilloccini, die Ältere, ohnmächtig. „Das verfluchte Geld!“

„Ich bin kein Rabenvater, aber bis morgen muß Geld her. Uns gibt man nichts. Du weißt...“ Meister Grilloccinis Stimme klang ängstlich.

„Ach“, sagte Ria Grilloccini, die Ältere.

Da mischte sich eine helle Stimme ein. „Vater hat recht. Ich trete auf“, sagte sie. Gleich darauf sprang Ria Grilloccini, die Jüngere, ein schlankes, bleiches Mädchen im roten Trikot aus dem Wagen. Als sie auf der Brüstung des Rathausbalkons erschien, zuckte ein neuer Blitz nieder. Es krachte ohrenbetäubend, und Ria Grilloccini, die Jüngere, schreckte unwillkürlich zurück. Sofort aber hatte sie sich wieder in Gewalt und als ihre Mutter vom Wagen aus besorgt rief, sie möge nicht auftreten, winkte sie unwillig ab. Bedachtsam prüfte sie das Seil, nahm die Balancestange und verbeugte sich gegen die Menge, die zu ihr hinaufstarrte und trotz des einsetzenden Regens ausharrte, ihrhewegen, obschon es viele gab, die sich nach Hause sehnten. Sie starteten sie an, grausam, das äußerste an seiltänzerischer Kunst verlangend. Niemand sah, wie sie taumelte und sich nur mühsam zusammenraffte; keiner wußte, daß sie krank war und nur der Eltern wegen auftrat. Oder wußte es doch wer? „Bravo, Ria!“, schrien einige und dieses Bravo war mehr als bloße Anerkennung. Langsam trat sie auf das Seil hinaus. Lief einige Schritte vor, sprang um und lief zurück. Dann holte sie Atem, wirbelte die Balancestange um sich und stürzte vor. In der Seilmitte machte

sie plötzlich halt, sprang und tanzte einen kühnen Tanz. Hernach ließ sie sich der Länge lang auf das Seil fallen, es war, als ob sie fiel, aber es war eben nur so, denn sie hielt sich mit den Händen fest, hängelte sich ein, schaukelte und war im Nu hochgeworfen, bis sie wieder auf dem schwankenden Draht stand. Nun ließ sie zur Balkonbrüstung zurück.

Drüben empfing sie tosender Beifall. Keiner der Zuschauer spürte den prasselnden Regen. Keiner sah die Blitze, die in einemfort zuckten. Und wenn der Donner grollte, dann klang das wie eine notwendige Begleitmusik zu dem tollkühnen Tun, mit dem Ria Grilloccini aufwartete. Wieder tänzelte sie nach der Seilmitte, legte die Balancestange hinter den Kopf, beugte sich zurück und hatte im gleichen Augenblick ein Salto geschlagen. Immer und immer wieder tanzte sie, ließ sich fallen, schwang sich hoch, tanzte, sprang und schlug ein Salto nach dem anderen. Sie schwebte über dem Seil und schlug so das Gesetz der Schwerkraft.

Als sie wieder ein Salto schlug, blitzte es, daß der Marktplatz für Sekunden in grelles Licht getaucht war. Die Menge duckte sich und nahm das gewaltige Krachen des Donners hin wie einen Schlag. Noch einmal blitzte es, wieder krachte der Donner, dann war es, als stürzte der Marktplatz ein. Die Zuschauer wagten einen Blick in die Höhe, ein tausendstimmiger Schrei erscholl, dann folgte eine tödliche Stille. Da wo eben noch das Seil gespannt war, wo eben noch ein kühnes Mädchen sich überschlug, war nichts, gar nichts. Jemand heulte wie getroffen auf, Frauen kreischten und Männer befahlen. Vor dem Künstlerwagen entstand ein Gedränge. Blitz und Donner waren vergessen vor der grausamen Wirklichkeit, daß das Seil vom Blitz getroffen und Ria Grilloccini in die Tiefe geschleudert worden war. Daß die abfallenden Seilenden einige aus der Menge verletzt hatten, nahm man nicht tragisch, aber daß keiner wußte, was mit der Tänzerin geschehen war, beschäftigte alle.

Die alten Grilloccinis waren völlig verstört und zu keiner Maßnahme fähig. Wehklagend hockten sie auf ihrer Wagentreppe und ließen es geschehen, daß ihnen einer den Teller, mit dem Ria Grilloccini nach ihrem Auftreten hätte sammeln gehen sollen, aus den Händen nahm und reihum ging. Der Mann war noch nicht weit, als vom Rathaus her befreiendes Jubeln schallte. Ein breitschultriger Mann bahnte sich eine Gasse. Ein rotes Bündel trug er in den Armen, und es stellte sich heraus, daß er der einzige war, der Tatkraft und Umsicht besaß. Als sich nämlich das Seil spaltete, behielt Ria Grilloccini ihre Geistesgegenwart, aber dennoch war es ein Wunder, daß es ihr gelang, sich mit dem fallenden Seil in Sekundenschnelle über die geduckten Köpfe der Menge hinweg bis auf einen Sims unter dem Rathausbalkon zu schwingen. Dort überfiel sie eine Schwäche, ohnmächtig blieb sie hocken bis sie jener breitschultrige Mann herunterholte.

Ria Grilloccini war nichts Ernstliches geschehen, aber ihr Haar war gebleicht und ihre Lippen zuckten in einemfort. Sie wurde in den Wagen gebettet, und der breitschultrige Mann blieb bei ihr, bis sie erwachte. Dann sprach er mit den Alten. Er war Besitzer mehrerer Varietés und aus Linz und machte den Vorschlag, mit Ria Grilloccini, der Jüngeren, einen vorteilhaften Kontrakt einzugehen. Die Summe, die er aussprach, war nicht bedeutend, aber die Alten vergaßen darüber die ausgestandenen Schrecken, sahen einen Lichtblick aus ihrer Not und reichten ihm in freudiger Aufwallung die Hände. Daß der Tochter einmal solches Glück zufallt, hatten sie wohl in geheimst oft gewünscht, aber nie zu hoffen gewagt. „Ria, Kind“, sagte die Mutter. „Hast du gehört?“ Da kehrte der Mann, der mit dem Teller reihum gegangen war, zurück. „Da“, sagte er schlicht, reichte den Alten das Ergebnis seiner Sammlung und war im Nu verschwunden. Meister Grilloccini nahm das Tuch, das den Teller bedeckte, weg und sah: sah Münzen über Münzen, Groschen, Schillinge und Noten. Seine Hände zitterten, als er zählte. Im Unglück hatten sich die Herzen der Menschen geöffnet. Zweieinhalbtausend Schillinge, eine Anweisung für eine ständige Wohnstätte und der behördliche Erlaß der Schaustellergebühren fanden sich. „Frau“, sagte er heiser. „Da!“

Ria Grilloccini, die Ältere, sah den Reichtum und wendete sich sofort an den breitschultrigen Mann. „Vielen Dank, Herr!“ sagte sie. „Entschuldigen Sie, daß wir Ihr Angebot ausschlagen. Man gab uns Heimat und die Mittel zu einer neuen Existenz, die das Leben unseres Kindes nicht gefährdet. Wir sind Eltern, verstehen Sie?“



Der letzte Pfennig

Welden

Die Brautschau

Von Jörg Engelschalk

In Marching ist Kirchweih! Nicht die große, die kleine, das Patrizinium, wie der Herr Pfarrer sagt.

In jedem Haus läuft an diesem Tage das Bier, es sind aber auch in jedem Haus Kirchweihgäst da...

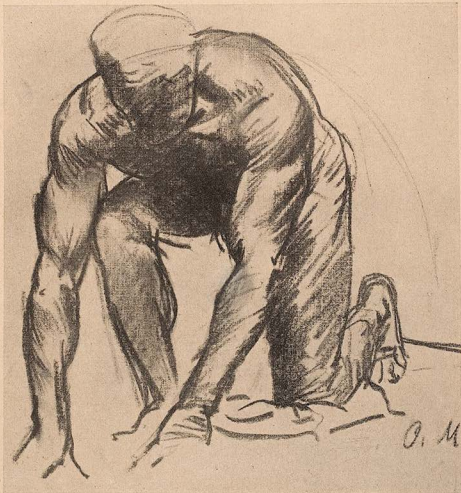
Beim Gretzenbauer sind die zwei ledigen Gschwister der Gretzenbäurin aus Ammerszell kommen, und bei der Gelegenheit kann man sich auch a bißl umschaun, wie dies ist, beim Scheurer, wo, wie den beiden der Schmuserlitz von Schwerling gsagt hat, der alt Scheurer g'storben ist...

Marching liegt heroben, Ammerszell weiter drunten, übers Moos, da ganz hinterm Holz, drum fielen auch die Gschwister der Gretzenbäurin, als sie in Marching ins Hochamt gingen, a bißl aus die Marchinger raus:

Die Moni hatte einen Hut auf, der zwar ganz aus schwerer Seide,

aber von der Ammerzeller Hutmacherin, gemacht war. Die Hutmacherin in Ammerszell hat 's in die Füß, schon seit dem Krieg und kommt drum nimmer naus, drum sind halt ihre Hüt so wie man sie vorm Krieg tragen hat... der von der Moni ist ja sonst sehr schön, teuer war er auch, aber in Marching hat man sie nimmer so groß. Wie dann die Moni bei der Opferung in der Kirche, als sie um den Altar geht, auch noch an den heiligen Erzengel Michael, der da gerade den Teufel ersticht, anstoßt, verliert der Hut sein Gleichgewicht und sitzt ganz schief auf den Zöpfen der Moni.

Den jungen Burschen in Marching ist gar nichts heilig. Wie die der Moni ihren schepsen Hut sehen, lachen sie ganz laut runter von der Empore. Der Mathias, der Moni ihr Bruder, ist auch bei den Marchingern auf der Emporkirche, weiß aber nicht, warum



Akistudie

O. Melura

die lachen, er wills mit ihnen nicht verderben, und lacht noch ganz laut mit auch!

In Marching ist es Brauch, daß man am Kirchweihnachmittag nach der Vesper zum Kirchenwirt geht und sich noch a Halbe extra kauft, obwohl man daheim 's laufende Faß hat, aber es ist halt amal so der Brauch, da kann man nicht drüber naus... und da trifft es sich nun, daß die Moni neben dem Scheuermichl zu sitzen kommt. Zuerst tut der Michl a bißl still, aber wie dann die Moni redet, daß sie schon 's Gleiche mitkriegt, wie ihre Schwester, Gretzenbäurin, mitkriegt hat, da tut auch der Michl mehr dergleichen. Und der Michl erfuh auch, daß bei der Moni daheim in Ammerszell, ihr Bruder erst dann einheiratet dürfe, wenn sie nausgeheiratet sei, denn dies wußt doch jedes: Isch amal eingehirat, so ist a ledigis gar nimmer g'acht, und müßt sich noch 's Essen auch vorwerfen lassen...

Was der Michl nicht erfuh, war, daß die Moni beim Schmuserlenz sich genau sagen hat lassen, wie es beim Scheurer steht, daß da mit dem Anzünden vom Michl schon etwas dran war, nur hats niemand rausbracht, er wär noch die Kösten schuldig, die damals 's Gricht gmacht hat, und wenn einer schon Kösten zahlen muß, nachher weiß man's schon, eingesperrt habens ihn ja auch schon ghabt, den Michl, aber er hat nix einstanden, und weis' ihm nach? wenn's kein Mensch sieht! Das neue Haus hat halt doch die Versicherung zahlt und a schönes Haus sollens haben beim Scheurer z'Marching!

Dies muß jedes sagen: Der Schmuserlenz, der wenn etwas einfüdt, der fädelt's richtig ein, denn der will sich da nix nachsagen lassen.

Also hat die Moni a leichtes Reden gehabt!

Daß aber der Michl auch beim Schmuserlenz war und ihm zwanzig Mark zugsagt hat und noch extra a Paar Frischling, dies hat sie wieder nicht gwußt.

Nun war beim Scheurer noch a ledige Tochter daheim, die Res, und da wollte die Moni haben, daß 's mit der was wird, mit ihrem Bruder, dem Mathiesl.

Der Gretzenbauer saß neben der Moni. Neben dem der Rauchfranz. Die zwei, dies muß man sagen, alle zwei habens getan, als obs gar nicht da wären. Keiner hat sich neigelt, was d' Moni und der Michl auch gredt haben. Und Gretzenbäurin, der Moni ihr Schwester, die auf der drübere Seite vom Tisch saß, hat nur hindost, „dies wärt i 's schlechtere, wenn dies so was wäret“, hat sie sich denkt.

Der Mathiesl, der war it beim Kirchenwirt. „Mach es, bis so weit

isch“, hat er zur Moni gsagt, „nachher bin ich schon da, etzer geh ich num, auf lehmhausen, hab da no was z' tun!“

Drum sagt jetzt d' Moni zum Michl: „Ja, so arg bressiert 's it, der Mathiesl isch ja it do, und wenn der Michl meint, nachher täten sie zwei am Sonntag kommen und sein Sach anschau, und, daß er ja it glaubt, sie macht Sprüch, dies ganz gleich kriegt sie mit wie es ihr Schwester, Gretzenbäurin, mitbracht hat, dies ganz gleich, auch wenn sie kein Bauernhof derheiratet!“ Denn dies muß man dem Michl schon z' wissen geben, daß sie d' Moni vom Schloßbauern in Ammerszell isch, daß ihr Schwester hier, Gretzenbäurin isch und, daß er sich schon d' Händ abschlecken darf, wenn sie in sein Häuslach neheiratet... drum hat auch bei „kein Bauernhof derheiratet“ Gretzenbäurin, die sonst ganz ruhig dagessen isch, fest mit ihrem Kopf rum-gnappt.

Als der Michl an diesem Kirchweihtag heimkam, war beim Scheurer ein großes Bereden. Und die alt Scheuerin, die Mutter vom Michl, der Vater war ja schon tot, war nicht ganz unzufrieden. Sie übergibt gern, wenn alles so ist und ihre Res Schloßbauern in Ammerszell wird, aber ihre andere Tochter, die vor drei Jahren den Burgbaur von Holz gheiratet hat und, damals hat's noch nicht brennt ghabt beim Scheurer, nix mitgekriegt hat, die müßt in dem Fall no epas kriegen, denn wenn sie auch der Burgbaur damals wegen seiner acht Kinder, die von der ersten Frau her da waren, ohne alles gnommen hat, so kann man sich doch nicht nachsagen lassen, daß man eine Tochter umsonst nausheiratet.

Am selbigen Sonntag nach Kirchweih kamen zum Scheurer auf Marching: Der alte Schloßbaur von Ammerszell mit seiner Tochter Monika und seinem Sohn Mathias.

Die Scheuerin hat extra gut kocht, der Michl ist diesmal nicht wie sonst am Sonntag, gleich nach der Kirch zum Kirchenwirt, sondern er hat sich sein Bier heimholen lassen, weil man doch nicht genau weiß, wann die kommen. Grad aber wie der Stallbub vom Scheurer mit der dritten Maß heimgeht, sind die drei, nicht beim Wirt vorbei, sondern hintenrum, beim Fußweg, reinkommen. Die Moni hat wieder ihren guten Hut aufgahbt, aber der junge Mathiesl hätt sich auch schon a bißl festtätlicher anziehen dürfen, seine hohen Stiefel haben durchs Gras blitzt, als ob er zum Roßkaufen ging, nicht zum Scheurer wegen der Res! Und das hat der Res, die sie durchs Küchenfenster sieht, arg verschmort. „I bin zwar von koam Baura“, meint sie, „aber so daherkommen? Und wenn i it mag? Nachher kommt d' Moni auch da it rein!“ Denn sie hat's schon gwußt, daß beim Schloßbaur mittm Heiratgut von der Moni happert...

Kucha, beim Scheurer, hat d' Moni gmeint, die wär a bißl klein, da isch ihr aber der Schloßbaur ums Maul g'fahren, was sie denn glaubte, für so a Sach wie beim Scheurer wär die Küch groß genug, sie sei halt die groß! Kucha von daheim gwohnt!

In der Stube, in die sie nachher hinein sind, hat der Mathiesl gredt: „Ob sie beim Scheurer den Stall mit Ziegel oder mit Beton pflastert hätten? Bei ihnen daheim wär er noch mit Ziegel pflastert, aber sie hätten halt noch a altes Haus, bei ihnen hats no n'le brennt...!“

Dies wurmt den Michl. Ha, hat der jetzt auch schon wieder was gehört vom Anzünden, denkt er sich, aber anmerken... na... anmerken tut man ihm nix, daß er da was auf sich gmünzt hält...

„Stall habt's ein' schönen“, meint der Schloßbaur, „und 's Viech, kei schlechts Viech, eine Kuh wie die ander, a paar feste Ochsen, Kalb, alles wie es sein soll!“ — „Nur Roß, Roß sind halt keine da“, sagt der Mathiesl. — „Zu was braucht man denn in so ein'm Sach Roß“, sagt der Schloßbaur, „ein Unterschied muß doch noch geben, zwischen ein'm Baur und ein'm...“ Ausgredt hat er nicht!

Aufn Heuboden hats n'cht so gut ausgeschaut, denn fürs Heu löst man im Frühjahr a guts Geld, da hat halt der Michl dies alt Heu alles und dies neu fast alles verkauft. „Mei“, meint der Schloßbaur, „bei ihnen wär der neu Heustock noch it angriffen, aber jeder wie er halt meint, a Grummet gäbs ja auch noch...“ In der Stube ging unterdessen die Rede der alten Scheuerin, der Moni und der Res. „Ob denn d' Gretzenbäurin das ganze Heiratgut schon mitkriegt hat?“ wollt die Scheuerin wissen. Und „was der Mathiesl für einer wär, ob mit dem ein Machen wär“, interessiert sich die Res.

Aber da wären's bei der Moni an die Rechte kommen. „Übers



Kinderstudie

F. Gartz



Ragusa

E. M. Wagner

Heiratgut", sagt sie, „da redet nachher schon der Vater, weil doch d' Res auch epas mitkriegt, oder it? Und was an Mathiesl betrifft, ob dies einer sei... da könnt die Res z' Ammerszell, oder noch besser glei am Gericht z' Anstetten fragen, da kennen sie ja den Michl auch, aber anders wie den Mathiesl...“ Und d' Moni muß drandenken, sie war mit bei der Verhandlung. „Mathias Meichelmann“ — beim Schloßbauern schreiben sie sich Meichelmann —, „Mathias Meichelmann“, hat der Richter gsagt, „diesmal sind Sie wieder gut neugsgrutscht, schon zum drittenmal etzer, nur weil der Zeuge Andersglaubter geschworen hat, daß

er zur fraglichen Zeit auch bei der Katharina Heinlein war, aber 's nächstmal nimm ich kein Zeugen mehr für Sie her, schon zum drittenmal Jetzt, und immer nicht allein...“ Ja, so hat der Herr Amtsrichter gsagt, und da meint die Res, mit dem Mathiesl wär nicht zum Auskommen. So gut, wie mit dem zum Auskommen isch... Der Andersglaubter, dies ist der einzige Sohn vom Schmidbauer in Wimpfling, der hätt doch gwiß für kein andern dies geschworen, und wär bei kein andern dabei gwesen... und die zwei Verhandlungen vorher war er auch nie allein, der Mathiesl... Dies hat sich d' Moni aber nur denkt,



Bodenseelandschaft

H. Kistler

gsagt hat sie das nicht, denn wenn die zwei amal verheirat sind, nachher erfahrt es die Res no früh gnug...

Wie nun die andern aus dem Stall und dem Fletz zurückkamen, ist der Schloßbaur auf die Sach losgangen und fragt, wie das nun sein soll? Die Res hat sich neben dem Mathies! hingsetzt und der Michl hat nach dem hintern Tisch gschaut, wo der Stallbub 's Bier hingstellt hatte und wo es jetzt ganz lack wird, denn die brauchen doch it wissen, daß er schon am Vormittag a Bier trinkt, drum hat's er auch im Steinkrug holen lassen, durch die damischen Glaskrüg hätt man's ja durchgehn, an einem solchen Tag kann man nicht Obacht gnug geben...

Die Moni legt ihren Hut auf d' Ofenbank und meint: Ihr gfallt's!

Und die Res isch nochmal a bißl näher an Mathies! hingruckt!

Da redt die alt Scheuerin: Ihre andere Tochter, die wo an Burgbauern von Holz gheirat hätt, die müßt halt auch noch was kriegen, wenn übergeben wird, die hätt 's Heiratgut noch it, der Burgbaur hat die a so gnomma, wie sie isch, solcheni Töchter hätt sie!

Der Gretzenbaur isch auch noch kommen. Seine Alte hat ihn hergschickt, damit alles seine Richtigkeit kriegt, nachher haben sie 's halt mitnander ausgemacht.

Am darauffolgenden Sonntag verkündet der Pfarrer von der Marchinger Kanzel: Zum heiligen Sakramente der Ehe haben sich versprochen der ehr- und tugendsame Jüngling Michael Scheurer, Gütersohn von hier, und die ehr- und tugendsame Jungfrau Monika Meichelmann, Schloßbauerstochter von Ammerszell, dies ist die erste Verkündigung! Und in Marching wissen sie es jetzt, daß in vier Wochen Hochzeit ist, denn es muß noch dreimal verkündigt werden.

Am selbigen Sonntag wird im Ammerszeller Kirchlein verlesen: Zum heiligen Sakramente der Ehe haben sich versprochen der ehr- und tugendsame Jüngling Mathias Meichelmann, Schloßbauersohn von hier, und die ehr- und tugendsame Jungfrau Theresia Scheurer, Güterstochter von Marching, dies ist die erste und letzte Verkündigung!

Jetzt habens die Ammerszeller gwußt: Ahal dies isch was worden, die Woch isch Hochzeit, denn a Baur der holt Dispens beim Bischof und laßt sich bloß einmal verlesen, muß doch a Unterschied sein!

Die Burgbäuerin von Holz ist auf keine der beiden Hochzeiten gegangen, was ist denn dies, zwölfhundert Mark hat sie Heiratgut kriegt... Und d' Schloßbäuerin hat beim Mahl bei der Hochzeit einbstanden, daß dies ganze nix worden wär, wenn it sie noch beim Austrag nachlassen hätt, denn ihre Tochter, d' Moni, hat noch zweitausend Mark bars Geld auch mitkriegt und die andern viertausend sind auf d' Res verrechnet worden, denn daß's Scheurers der Res sonst kein Geld geben hätten können, dies wüßt doch jedes! Darüber aber, daß von deni zweitausend Mark „bars Geld“, für die zwölfhundert, die davon d' Burgbäuerin von Holz kriegen hätt sollen, der Schloßbaur dreimal nach Holz zum Burgbaur laufen isch, und der dafür den Acker vom Schloßbaur, der in der Holzer Flur liegt, nimmt, darüber erzählt d' Schloßbäuerin nix...

Der Schmuserlenz von Schwerling hat hinten in der Holzhütte einen Stall, da drinn stehen seit der Hochzeit beim Scheurer zwei Frischling. Vor vierzehn Tag war die Hochzeit, aber der Lenz ist seitdem aus'm Rausch nimmer rauskommen. Dies muß aber jedes sagen: Der Schmuserlenz, der wenn etwas einfädelt, der fädelt's richtig ein, denn er will sich da nix nachsagen lassen.

DER TRAUM

Eine Anekdote aus dem Leben des bekannten Wiener Komikers und Hofschauspielers Fritz Beckmann

Nacherzählt von Anton Partsch,

bearbeitet von Carl Johann Heinrich

Anno 1860 fand sich allabendlich in einem damals sehr beliebten Wiener Bierlokal eine illustre Stammischgesellschaft zusammen, bestehend aus bekannten Bildhauern, Malern und Mitgliedern des Theaters, sowie einigen jungen Kaiserlichen Hoheiten, die hier im trauten Freundeskreise ihren Abendschoppen leerten. Das beliebteste Mitglied dieser Tafelrunde war der bekannte Komiker des Kaiserlichen Hofburgtheaters, Fritz Beckmann.

Jener Beckmann, der holtels „Eckensteher Nauter“ in einer Berliner Lokalfigur darstellte. Wie auf der Bühne, so war Beckmann auch im Privatleben stets reich an witzigen Einfällen und daher ein gern gesehener Gesellschafter, der mit fröhlichem Lachen und einem witzigen Wort seine Freunde zu begrüßen pflegte.

Eines Abends erschien Beckmann mit finsterner Miene in seinem Stammlokal und setzte sich müßig auf seinen Platz.

Die Freunde wußten bereits, daß Fritz in den letzten Tagen viel Ärger am Theater hatte, und zwar mit einem neu engagierten Kollegen, einem Baron v. H.... Der, obzwar als Künstler ziemlich minderwertig, nur auf Grund seiner hohen Protektion Hofschauspieler wurde, sich selbst aber als ein Genie betrachtete. Dieser neue Kollege saß nun heute auch zum ersten Male am Stammtisch und hatte so Beckmanns frohe Laune verdorben.

„Was ist denn, Beckmann?“ fragte eine Kaiserliche Heiße.

„Sie scheinen heute verdammt schlechte Laune mitgebracht zu haben“, ein anderer.

„Man hat seinen Ärger“, erwiderte Beckmann mürrisch.

„Ach was!“ sagte die Kaiserliche Heiße, „erzählen Sie uns einige Ihrer neuen Witze, und Sie werden sehen, die Stimmung ist bald wieder da!“

Beckmann schüttelte den Kopf.

„Worüber hast du dich denn geärgert?“ fragte jetzt ein anderer.

„Über einen Traum, den ich heute Nacht hatte“, sagte Beckmann müßig.

„Erzählen!“ erscholl es jetzt von allen Seiten. Und Beckmann mußte erzählen. Er kannte die Neugier seiner Freunde, die hinter allen seinen Äußerungen eine kleine Bosheit witterten.

„Das war so“, begann Beckmann, nachdem er sich ein neues Glas Pilsener bestellt hatte:

„Ich träumte, ich wäre gestorben und nahm als anständiger Christenmensch meinen Weg zum Himmel. An der Himmelsporte angekommen, klopfte ich dreimal heftig an die Tür und als Petrus öffnete und nach meinem Begehre fragte, erklärte ich, ich sei der ehemalige Hofschauspieler und Komiker Fritz Beckmann, und biete um Einlaß. Da verzog Petrus sein Gesicht zu einem höhnischen Lachen und meinte: „Für so ein Gesindel wäre im Himmel kein Platz.“ Mit einem Krach flog die Himmelsporte wieder zu. Enttäuscht und verzweifelt setzte ich mich auf eine Bank, die an der Milchstraße stand, um nachzudenken, was nun zu machen sei. Da hörte ich hinter mir Schritte und als ich mich umwandte, sah ich meinen verehrten Kollegen, Baron v. H.... ankommen. Nun faßte mich die Schadenfreude, mein Kollege wird mir das nicht übel nehmen, als ich mir vorstellte, was für ein Gesicht der Herr Baron machen wird, wenn Petrus ihn so liebenswürdig empfängt wie mich, und auch ihm die Tür vor der Nase zuschlägt.

Ich versteckte mich also hinter meiner Bank und beobachtete die Sache. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als Petrus die Tür öffnet und einige Worte mit meinem Kollegen spricht und diesen dann mit einer tiefen Verbeugung eintreten läßt.

Mein Gott, denke ich, hilft denn im Himmel auch schon die Protektion, und wütend klopfte ich zum zweitenmal an die Himmels-tür.

Endlich erschien Petrus nochmal.

„Was willst du denn schon wieder?“ schreit er mich an.

„Petrus“, fragte ich, „was ist das für ein Vorgehen, mir sagst du, für so ein Gesindel, wie die Schauspieler sind, wäre im Himmel kein Platz und soeben hast du meinem Kollegen, dem Baron v. H.... Einlaß gewährt. Der war doch genau so Schauspieler wie ich auch.“

Da klopfte Petrus mir besänftigend auf die Schulter und flüsterte mir ins Ohr:

„Beruhige dich, mein lieber Beckmann, der Baron v. H.... war in seinem ganzen Leben kein Schauspieler und wäre auch nie einer geworden.“

„Soll man sich da nicht ärgern?“ fragte Beckmann, und leerte sein Glas auf einen Zug.

Allgemeines Gelächter erscholl, als Beckmann geendet hatte und auch der Baron v. H.... lachte gezwungen mit. Seit jenem Abend aber erschien er nicht wieder am Stammtisch.

Beckmann hatte seinem Herzen Luft gemacht.



Aktstudie

Max Hauschild

Zwei Lebkuchenherzen

Von Wilhelm Dietl

Vor einer Zirkusfront ein Clown mit Schlotterbeinen und Eierkopf: man lacht und amüsiert sich, ohne eingetreten zu sein. Man lacht wie Marianne, die Große, Schlanke, mokant mit dem linken Mundwinkel, oder wie Elfriede, ihre kleine, häßliche und überdies noch mit einem Höcker belastete Schwester, mit schreiendem Halse, je nachdem. Das herzhaftes Lachen aber verursacht Elfriede Beschwerden, sie ist gezwungen, mit der rechten, in die Hüfte gestemmten Hand den heftigen Erschütterungen ihres gebrechlichen Körpers standzuhalten. Im Lachtempel aber bringt sie den Mund überhaupt nicht mehr zu und wie besessen kreischt sie vor den konkaven und konvexen Scheiben, denen Marianne unwillig den Rücken kehrt, sobald ihr die groteske Spiegelung zu toll scheint.

Draußen-vor dem Ausgang grüßt Marianne, sie grüßt einen Mann, und Elfriede meint nach einiger Zeit, daß dunkle Augen schön seien.

„Ja, Ernst ist ein netter Mensch“, klärt Marianne sie auf und blickt verträumt... Bei einem Süßwarenstand kauft sie dann der Schwester ein Lebkuchenherz, „Aus Liebe“ steht darauf, und hängt es ihr um den Hals. Elfriede steht still wie ein braves Kind, hebt dann den Kopf und sieht die Schwester mit einem Blick so grenzenloser Dankbarkeit an, daß Marianne plötzlich sehr nachdenklich wird.

Am anderen Tage trifft sich Marianne in den Abendstunden mit Ernst vor dem Zirkuseingang. Ernst hat blitzende, ebenmäßige Zähne und leichtgewelltes, seitlich in die Stirne gekämmtes Haar. Ernst ist ohne Zweifel ein netter Mensch.

Der Clown macht wie immer seine tollen Spässe und die Musikanten blasen blaurot im Gesichte, mit einer Lust in ihre Instrumente, als wäre das Trompetenblasen der größte Spaß auf dieser Welt. Ein Mädchen in einem farbigem Trikot, ein starrtes Artistenlächeln in das Gesicht gegossen, wirft seine schlanken, weißbestrumpften Beine im Viervierteltakte sich vor den Kopf, ein Herkules protzt mit Muskelsäcken, und ein Zwerg mit einem Kürbisschädel und Kinderbeinen macht mit den Augen den weiblichen Zuschauern Heiratsanträge.

Marianne und Ernst gehen in den Zirkus, um sich in einer Ecke auf einer schmalen Bank die Hände zu drücken. Elfriede, das gute Kind, schläft nun wohl schon zu Hause.

Später gehen sie in eine Bierbude, wo es Musik und Holdrio und Bier und Würste gibt. Eine lustige Person, breiter wie hoch, mit Sattels und Riesenbusen, verkauft an Ernst ein Riesenherz, mit den Zuckerworten „Aus Liebe“.

„In Liebe“, sagt Ernst gefühlvoll beim symbolischen Schenkungsakt und lächelt mit blitzenden, ebenmäßigen Zähnen.

Als Marianne nachts nach Hause kommt, beugt sie sich über das Bett der schlafenden Schwester und blickt lange in das häßliche Gesicht unter ihr. Aus dem weitoffenen Munde stechen Klauenzähne, rasselt schwerer Atem. Ob dieses Gesicht jemals ein Mann küssen wird? Sie senkt den Kopf tiefer herab, den Lippen der Schwester entgegen, und erkennt mit leisem Schrecken, daß ein unbehagliches Gefühl sie überkommt. Sie richtet sich wieder hoch, ihr Blick fällt auf das Lebkuchenherz an der Wand über dem Bett, und rasch drückt sie den Mund auf die Stirne der Schwester.

Auf der anderen Seite steht ihr Bett. Sie nimmt das Lebkuchenherz von ihrem Halse und hängt es wie die Schwester an die Wand. Dann geht sie zu Bett, liegt noch eine Weile still, denkt an Ernst und schläft schließlich ein. Mitten in der Nacht aber erwacht sie wieder, sie hatte einen schweren Traum, sie träumte, Ernst habe sie verlassen.

Das Mondlicht liegt über Elfriedens Bett. Das Lebkuchenherz darüber ist hell beschienen. Das ihre ist nicht beleuchtet. Ist Ernsts Liebe nicht wahr und echt, daß der Mond es ihr verhüllt? Soll der Traum eine böse Vorsehung sein? Sie lacht leise über sich selbst, aber ein unsicheres Lachen ist es doch. Sie holt das Lebkuchenherz von der Wand herab und legt es neben sich. Es muß nicht sein, daß es da oben hängt, und Elfriede am anderen Morgen fragen machen läßt, nach dem Woher. —

Einige Monate später steht Elfriede schwarz gekleidet vor einer Glaswand, die Rechte seitlich in die Hüfte gestemmt, die linke Schulter hochgezogen, den großen Kopf mit der langen spitzen Nase schief geneigt. Hinter der Glaswand liegt Marianne, weiß gekleidet, ein mokantes Lächeln im linken Mundwinkel gesammelt, ein unheimliches Lächeln im Antlitz des Todes, einen Strauß weißer Rosen in den gefalteten Händen. Die Rosen hat Elfriede ihr in die starren Finger geordnet, kurz bevor man den Deckel über den Fall Marianne schließen wollte. Sie war keuchend die Treppe hinangeilt, denn die Männer, die Marianne hollen wollten, waren früher gekommen, als man gewöhnt. Der schwarze Wagen unten vor dem Hause war ein Stich ins Herz gewesen.

Elfriede schmale Schultern zucken. In ihren Augen steht ein großes Verwundern, ein großes Unbegreifen. Sie hat nicht weinen können, als man die gasgefüllte Küche aufschloß und die am Boden liegende Schwester leblos auf den Divan bettete. Wie sollte sie das auch verstehen können. Wie konntest du von mir gehen, ich hatte dich doch so lieb, meine große, schöne Schwester, und alles nur, weil Ernst dich verlieb.

Draußen ist Licht und Leben. Ein blauer Himmel ist die Ewigkeit und die Sonne darin ist das Leben. Elfriede geht, den Kopf im Nacken, die Lippen leicht geöffnet. Sie braucht Luft für ihre gequälte Lunge, Luft, um zu leben, denn das Leben ist schön. Ihre Nase scheint spitzer, der große Höcker größer geworden zu sein.

Zu Hause nimmt sie das Lebkuchenherz von der Wand herab und hängt es sich um den Hals. Ach, was habe ich gelacht, damals, Marianne. Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen, den ersten Tränen seit Mariannes Tod. Sie fällt schluchzend in die Bettkissen, das Lebkuchenherz an ihrer Brust zerbricht.



Handstudien

O. Malura

DAS FLOSS

Von Franz Alfons Hoyer

Das war nun nicht eigentlich ein neuer Gedanke, sich den breiten, silbern schimmernden Lasttierücken des Stromes dienstbar zu machen. Aber als die Knaben ihn dachten, angeregt durch die langen, schlanken Stämme, die sie träge und scheinbar herrenlos auf ihm zu Tal treiben sahen, war er sehr neu und jung in ihnen. Es war ein Geruch von Abenteuer an ihm und einem unbeschreiblichen Unterwegs.

Sie schwammen an die Stämme heran, stießen sie mühsam aus der Strömung heraus und lenkten sie behutsam dem Ufer zu. Da sollte nun ein Floß gebaut werden, und die Fahne großer Pläne war über ihnen entrollt und flaggte in den Winden ihrer jungen, hingabereichen Herzen.

Jeder Augenblick gewann nun einen ganz neuen, unbeschreibbaren Glanz. Mochte sein, daß sie schon hundertmal Ähnliches gespürt hatten, in den Stunden am Lagerfeuer, in den Zeilnächten ihrer gemeinsamen Wandschaft. So war es noch nie.

Das machte der Strom.

Der Strom wurde mächtig in ihnen. In ihren Träumen kehrte er wieder. Es war wie ein neues, jäh entdecktes Land. Es gab eine Freundschaft zwischen ihnen. Sie bestand seit den ersten Tagen dieses Sommers, und sie war wunderbar verwandelt worden, als ihnen der Anblick der treibenden Stämme den Gedanken an ein Floß eingegeben hatte.

Nun wurde jeder der ferntreibenden Stämme des stromwandernden Bergwaldes mit überschwenglichen Rufen begrüßt. Jedesmal jagten sie dann ihre Leiber in die blanke Flut und schwammen in sehr behenden, schneidigen Wendungen an den gemächlich einherziehender Hochwaldstamm heran.

Stamm um Stamm wurde ans Ufer gebracht. Bald schon lagerte ein ganzer Bergwald da. Die Knaben banden ihn mit Seilen zu einem breiten Boden zusammen.

Die Arbeit wurde schwierig. Sie bekamen blutige Hände vom Knoten und Binden der Seile und Drähte. Es wuchs das Floß in der Mühe ihrer jungen Leiber.

Sie überlegten dabei nicht, was das nun sei, ein Floß... Daß es

Wald war, hoher, wiegender Wald, der von den Bergen kam und aus den Windbereichen herrlicher Sommer...

Sie atmeten den Geruch von Sommer und Ungebundenheit.

Die Fahrt, die ihnen bevorstand, sollte ein Grüßen werden zu den großen, endlosen Wäldern der Ufer, die an dem Wege ihrer Reise liegen würden.

Endlich kam der Tag. Sie hatten eine Fahne gehißt, die sachte im Winde ging. Der Wind spielte in den Strähnen ihrer hellen Haare. Ihre Stirnen waren überhellt von Erwartung.

Sie trieben das Floß in den Strom, stießen vom Ufer weg, kletterten auf und fuhren langsam und ruhig in eine neue Welt. Herrlich wie an alle den Tagen stand auch diesmal die Sonne über ihnen. Nußbraun hatte sie ihre Leiber gebrannt. Die Glut des Lichtes erfüllte ihre Augen mit tieferem Glanz. Träume und wilde Klänge durchrollten ihre Herzen.

Sie fuhren den ganzen Tag.

Sie wurden schweisam wie nie. Erst, ganz zuerst, hatten sie gar rufen wollen, vor Freude und vor Erregung. Sie wurden sehr still. Auch das machte der Strom. Sie hörten so sehr auf seine Stimme. Sie liebten ihn.

Zu schnell kam ihnen die schwere Stunde notwendiger Trennung. Es dunkelte bereits. Schatten und Nachflammen tanzten auf der Flut. Die ersten Sterne spiegelten unruhig im Wellenweg.

Da begingen die Knaben den Abschied auf eine Weise, die nur ihren eigenen gewandelten und so mächtig berührten Herzen irgendwie verständlich erscheinen konnte: sie ritzen sich einander mit einem Messer die Hand, daß sie leicht blutete, und tauchten sie andächtig eine Weile in die Strömung.

Und dann benannten sie ihre Kameradschaft mit einem sehr trotztigen, piratenhaften Namen. Den hatten sie aus einer Seeberggeschichte.

Als sie hernach an Land geschwommen waren, sahen sie das Floß mit der Fahne dunkel seinen Weg meerwärts nehmen. Da mußten sie sich schnell abwenden und schritten mit seltsam sicheren Schritten landein, der großen Stadt und der Enge ihres Alltags zu.





An der Kurischen Nehrung

H. Kistler

Seitensprung eines Junggesellen

Von Wilhelm Dietl

Wutzig saß allein zu Hause zwischen seinen vier Wänden, lauschte auf abendliche Regentropfen, die wie in oft besungener Weise an sein Fenster klopfen, und überlegte, ob man sein Leben, mit dem man bisher nicht allzusehr zufrieden war, in einer durch eine Heirat veränderten Form weiterführen sollte. Er trat auf alle Fälle einmal vor den Spiegel, um sich über seine etwaigen Aussichten in Hinblick auf seine Erscheinung zu informieren, und als er sich eine Zeitlang stumm, aber kritisch betrachtete, fand er, daß etwas Entscheidendes in bezug auf sein Äußeres getan werden müsse, und steckte ein weißes Batisttuchlein in seine linke Brusttasche. Als er aber kurze Zeit später auf der Straße stand, stieß er das Tüchlein mit dem Finger wieder zurück, damit ja niemand auf den Gedanken käme, daß er ernst machen und sich eine Frau anschaffen wolle. Er entschloß sich, in eine Tanzdiele zu gehen, in einer Tanzdiele

gab es neben Mädchen, die man nicht heiratet, gewiß auch fromme Bürgerstöchter, auf die man ein wachsameres Auge halten konnte. Schon in der Garderobe gewannen seine Aufmerksamkeit zwei junge Damen in Rot und Grün, die sich vor einem Spiegel mit zärtlichen Fingern die Locken seitlich ordneten, und sich die Näschchen mit der Puderquaste rieben. Über ihren Augen erhoben sich runde Bögen: Fragezeichen über fragende Augen: Schöner Gigolo, armer Gigolo? Das grüne Fräulein hatte ein spitzes Gesicht mit eingefallenen Wangen, und einen unangenehmen Schweißgeruch. Die Aufregung im Kampf um den Mann. Sicher war sie sehr nervös. Im übrigen, irgendwo war einmal zu lesen gewesen, eingefallene Wangen deuten auf eine mangelhafte Verdauung hin. Eine Frau aber hat gesund zu sein. Die rote Dame dagegen wand und drehte sich vor dem Spiegel, als habe sie Leibschmerzen. Eine Frau aber hat sich nicht vor einem

Spiegel zu drehen und zu winden, sondern einen Hausstand zu umsorten, zu kochen, zu nähen und zu flicken, zum Donnerwetter noch einmal.

Er trat in den Saal. Ein Herr im Frack vollführte vor ihm eine Verbeugung, als wäre er Staatsrat oder so etwas. Er erwiderte den Gruß durch ein kaum merkliches Nicken des Kopfes und ein bedachtsames Niederschlagen der Augenlider, als wäre er sogar noch mehr. Er nahm in einer Ecke in einem gepolsterten Arm-sessel Platz. Er saß sehr bequem, er saß wahrhaftig wie ein Staatsrat. Vor ihm, an der ockerfarbigen Wand, hingen kleine japanische Seidenschirmchen symmetrisch geordnet, sehr gediegen und geschmackvoll sah das aus, man müßte sich eine Frau wählen, mit gediegenem Geschmack. Ein weißer Rücken ging vor ihm nieder: Der Ober in einer Leinenjacke legte ein in Leder gebundenes Buch auf den Tisch: Die Weinkarte. Er gab den Lederband mit einer lässigen Staatsratbewegung unbedenken wieder zurück, und bestellte bei der durch diese Rückgabe tief bestürzten weißen Jacke ein Viertel billigen Pfälzer Weines. Das Getränk brachte ein Oberlehrjunge, der vorschriftsmäßig ab-stehende Ohren hatte, und ein mildes nachsichtiges Lächeln auf den Lippen trug.

Auf einer Estrade sammelten sich graue Männer, die sich als die Musiker erwiesen. Der große Lange mit dem semmelblonden Haar, der vornehme Schächer auf Distanz mit diesem und jenem Tisch, war der Kapellmeister. Der Saxophonist schnitt Grimassen und machte mit flatternden Händen nervöse Bewegungen, und der Klavierspieler mit dem dicken aufgeschwemmten Gesicht, in dem kleine Äuglein phlegmatisch ruhten, blickte beharrlich auf seine auf den Tasten ruhenden Finger nieder.

Der Geiger hob den Arm und schnellte gleich darauf ruckartig in einer kleinen Beuge in die Knie: Der Tanz, ein Walzer, konnte beginnen, der Tanz hätte beginnen können, aber niemand rührte sich. Der Ober lehnte, das Gesicht unbewegt, an einer Säule, der Pikkolo stand kerzengerade voll Dienstbeflissenheit, und hinter einer spanischen Wand lugte der weißbehaubte graue Kopf einer schläfrigen Frau auf.

Wutzig fand, daß irgend etwas geschehen müsse, stand auf, trat auf eine einzelsitzende Dame zu und verbeugte sich. Die einzelsitzende Dame stieß Zigarettenrauch aus ihrer Nase, hob den linken Mundwinkel, drehte den Kopf zur Seite, und wollte da-durch zum Ausdruck gebracht haben, daß sie nicht zu tanzen

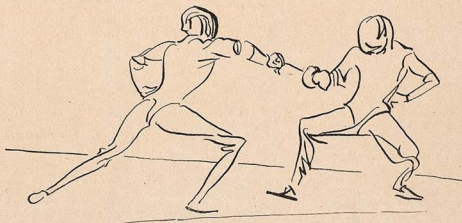
wünsche. Wutzig vollführte seinen Diener vor der Dame in Blau. Die Dame in Blau maß ihn stumm vom Kopf bis zum Fuße und sagte dann mit dem Blick auf seine Bauchmitte hin ein schroffes „Nein“.

Wutzig ging an seinen Platz zurück, brannnte sich eine Zigarette an, trank sein Glas leer und bestellte sich eine ganze Flasche. Der Ober bediente ihn persönlich mit lautlosem Eifer. Die einzelsitzende Dame blickte wohlwollend zu ihm hinüber, und die Dame in Blau überschlug ein Bein, um ihr Knie zeigen zu können. Der Grußdirektor führte neue Gäste ins Lokal. Eine ergraute Dame mit dickberingten Fingern und eine junge, kastanien-braunes Haar, ein blendendweißes Rückendekolleté, ein faszinierendes leuchtendes Dreieck, ein Sammelfeld für männliche Bewunderungsblicke. Verlobt? Nein, nicht verlobt, natürlich auch nicht verheiratet — wieso natürlich, Idiot? Natürlich, weil diese reine, weiße Haut so keusch ist, Idiot, Idiot!!! Oh — er zündete sich eine neue Zigarette an, — oh, wir werden tanzen, ver-fängliche Schönheit, Augenweide, ich werde dich auf den Händen tragen, Göttin, wir werden ein Leben führen, gut und schön. Der Kapellmeister, der große Semmelblonde, lachte ein barito-nales Lachen und hieb mit dem Geigenstock durch die Luft, ein scharrendes Geräusch von zurückgestoßenen Stühlen, Wutzig führte die Hand noch rasch prüfend an die Krawatte, zog das weiße Batisttuchlein wieder aus der Brusttasche hervor, sprang auf, machte eine in seinen Jünglingsjahren sich als vorteilhaft erwiesene Tanzstundenverbeugung — und sah sich einem Lächeln gegenüber, wiederholte ungläubig seine Verbeugung, sah sich einem gänzlich unbewegten, unbeirrbaren Lächeln gegenüber.

Er vollführte eine Abschiedsverbeugung, in seinem Gesichte zuckte es, er erarbeitete sich ein Lächeln, ein gänzlich unbe-wegtes, unbeirrbares Lächeln.

Ein kleiner dicker Mann erhob sich, ein Mann ohne Hals mit einem Stiernacken und gewaltigen Modeschultern, der Mann lenkte seine Schritte zu der Schönen, der Göttin hin, er zog das Kinn etwas an und wollte dadurch zum Tanze aufgefordert haben. Die Göttin, die Augenweide, ging mit einem Manne, der ein Gesicht wie eine Bulldogge hatte, tanzen.

Wutzig stieß das Tuchlein wieder in die Brusttasche zurück, um niemanden auf den Gedanken kommen zu lassen, er hätte Ernst machen wollen, dann verließ er mit einer Miene, als wäre er sorgender Familienvater, das Lokal.



Fechtende

IM KLUB ZU ABERDEEN

Ein Reiseerlebnis unter echten Schotten / Von Rolf G. Haebler

Als ich neulich geschäftlich nach Schottland mußte, kam ich auch nach Aberdeen. Aberdeen ist die Stadt, wo jeder besonders stolz darauf ist, ein Schotte, das heißt, geizig zu sein. Da gibt es sogar einen Klub, dessen Mitglieder sich verpflichten müssen, jede Gelegenheit zu benutzen, um dem Ruf Aberdens Ehre zu machen. Es mag sein, was immer es will: nur kosten darf es nichts.

Mein Geschäftsfreund erklärte mir, er werde mich gerne im Klub einführen. Ich dankte ihm überschwänglich, denn so konnte ich die Geizigsten aller Geizhälse kennenlernen.

„Ich schlage vor, wir gehen nach dem Abendessen in den Klub — übrigens, haben Sie Lust, vorher mit mir Abend zu essen?“ fragte mein schottischer Freund. Ebenso erfreut, wie andersorts erstaunt über die so unschottische Frage, erwiderte ich: „Aber sehr gerne!“

„Well, ich komme also zu Ihnen in Ihr Hotel zum Diner und dann gehen wir in den Klub.“

Selbstverständlich war es an mir, im Hotel die Zechen zu bezahlen.

Als wir in den Klub kamen, stellte mein Geschäftsfreund mich den verschiedenen anwesenden Herren vor. Und dann nahmen wir Platz. Mister Savingbox, ein Großindustrieller, saß neben mir. Er

winkte einem Diener: „Bringen Sie einen Whisky-Soda — halt, ich muß erst nachsehen, ob ich so viel Geld bei mir habe!“ rief er.

Mister Savingbox entnahm seiner hinteren Hosentasche einen uralten Geldbeutel. Er öffnete ihn. Da flog eine Motte heraus, offenbar sehr erfreut über die langentbehrte Freiheit. Die Klubmitglieder nickten anerkennend.

Neben ihm saß sein Sohn. Er machte ein betrübtes Gesicht. Hatte er Kummer? Ich betrachtete ihn teilnahmsvoll. Mister Savingbox senior bemerkte es. „Mein Sohn ist ein Verschwenker“, sagte er. „Gestern hat er an eine junge Dame in Glasgow einen eingeschriebenen Brief gesandt — überlegen Sie, eingeschrieben! — und sie um ihr telefonisches Jawort gebeten. Aber es ist noch kein Anruf gekommen. Er müßte schon da sein.“

„Aber wo denken Sie hin, my dear“, sagte da ein alter Herr, der ebenfalls aus Glasgow stammte, „sie wird nicht vor 10 Uhr anrufen, denn selbstverständlich benutzt sie die billigere Nachtaxe.“

Da erheiterte sich das Gesicht des jungen Mannes wieder.

Ein Mister Niggard meinte nun, sicherlich werde in nächster Zeit in Aberdeen noch eine weitere bedeutende Hochzeit stattfinden. Er selbst habe, trotzdem er aus

naheliegenden Gründen ein alter Junggeselle sei, um die Hand einer Dame angehalten.

Da das Staunen nichts kostet, so staunten alle.

„Und, wenn man fragen darf“, sagte mein Geschäftsfreund, „wer ist die Glückliche?“ „Oh, bitte — Miß Hoppole, die Hungerkünstlerin, die soeben in Aberdeen ein Gastspiel gibt. Ich stehe bereits in direkter Konkurrenz mit Mister Butcher, dem Wurstfabrikanten.“

„Na, da wird Butcher das Rennen machen, lieber Freund. Sein Laden geht zur Zeit phantastisch.“

„Well, ich weiß. Weil er ein eigenhändig geschriebenes Plakat in sein Schaufenster gehängt hat, auf dem er versichert, er produziere eine neue Salami, die zu gleichen Teilen aus Hühner- und Pferdefleisch besteht. Er verkauft sie zu einem erstaunlich billigen Preis. Es muß ein Schwindel sein!“

„Wieso?“ sagte Mister Savingbox junior.

„Die Sache geht in Ordnung. Butcher hat nicht gelogen. Auf je ein Pferd schlachtet er je ein Huhn.“

Da hielt ich es an der Zeit, mich zu empfehlen. Ich versicherte den Herren, daß ich noch nie einen so amüsanten Klubabend verbracht hätte, wie hier in Aberdeen.

Immer abends als Letztes

Chlorodont

Klischees *steiert*
für Reklamazwecke
Bücher, Schilde
& Zeichnungen
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Posteier's
Kleiderkuren
gegen
Ropf
u. Befodow
Tee zum Trinken
und Umhänge
Unschl. u. giftfrei.
Best. Sie kostenlos
Stoffprobe
Freie. Kleiderkur
Geringe
bei München

Preiswert, solid,
Schuhe
von Rid!
Wasserfeste
Wasserschädel
in allen
Preislagen
Unver-
zagliert in
großer Auswahl!



Straßenschuhe
Hauptpreislisten RM.
14.50, 16.50, 18.50 usw.

**Schuhhaus
Rid**

München 2 NO

Werbung
bringt

Arbeit

Markensammler
unb. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Baderstr. 49

nur Fürstenstraße 7
1 Min. v. Odessa-Platz
und sonst nirgend.
Geegründet 1873
Verzweigungsfabrikant der
A. B. C. — Lieferant
aller Kleiderkassen

QUALITÄT
LANGE
Münchener
MÜNCHEN SCHUTZEN-STR. 9
BEIM HAUPTBAHNHOF

Direkt vom Hersteller!

Steppdecken ab M. 16.50
Daunendecken ab M. 38.50

Federn, Betten, Inletts gut und preiswert! Großes
Lager modernster Bezugsstoffe, Umarbeitung
alter Decken und Piumas, / Unverbindliche
Musterzusendung nach auswärts!

Centa Triendi, München F

Färbergraben 21/1 (Kein Laden) - Telefon 13877

HEINLOTH & Co KDT.
GES.
MÜNCHEN 2 NW • ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547

KLISCHEE

NSV-KINDERLAND VERSCHICKUNG

Lachende
Fräulein
zu Dir ins Land



Spendet Freiplätze!

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

**Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München**

Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

Ein reicher, alter Knabe bildete sich ein, doch noch heiraten zu müssen. Und da er ein Kenner war, heiratete er ein ganz junges Ding, gleich vom Pensionat weg. Der jungen Frau war alles neu in der mondänen Welt. Und als sie auf der Hochzeitsreise nach Paris kamen, sah sie in den Nachtlokalen die gewissen schönen, galanten Damen. Und fragte nach diesen ihren Gatten. Der erklärte ihr diesen Beruf, nicht ohne auch die pekuniäre Frage zu berühren. Da fing das unerfahrene junge Kind bitterlich zu weinen an. „Was hast du denn, mein Liebling?“ fragte er bestürzt. „O“, heulte sie, „es ist ganz schrecklich! Tausend Francs und mehr, sagtest du, und unser Klavierlehrer im Pensionat hat uns immer nur ein paar Bonbons dafür gegeben!“ H. G.

Lola Montez mußte hauptsächlich infolge des Kesseltreibens, das die Ultramontanen gegen sie in München entfesselten, Bayern verlassen. König Ludwig I., der über eine solche Entwicklung der Dinge natürlich nicht erfreut war, sagte: „Würde sie Loyola Montez heißen, dann wäre alles anders gekommen!“ H. G.

Das später abgebrannte Ringtheater wurde unter dem Namen Komische Oper eröffnet. Direktor war Albin Swoboda, einst ein in Wien sehr bekannter Operntenor, der mit der Opernsängerin Fischer verheiratet war. Diese nahm in der Ehe ungemein an Leibesfülle zu und wurde schließlich geradezu phänomenal dick. In einer Gesellschaft äußerte nun einmal Frau Fischer-Swoboda, sie hätte nur noch einen Wunsch im Leben. Einmal noch in ihrer Lieblingspartie, der Traviata, aufzutreten. Worauf ihr Gatte meinte: „Da mußt du dir aber eine andere Todesart aussuchen als Schwindsucht, am besten zerspringen!“ H. G.

Im Palais des Erzherzog Franz Karls, des Vaters des Kaisers Franz Josef, wurde einmal ein Konzert veranstaltet, das von den Künstlern der Wiener Hofoper bestritten wurde. Nach Beendigung der Darbietungen mußte der greise und als einfältig bekannte Erzherzog Cercle halten, was ihm überaus schwer fiel. Nachdem er mit Not jedem der Künstler etwas Liebenswürdiges gesagt hatte, kam er auch zu dem Klavierspieler, der die Sänger begleitet hatte. „Alstern, Sö ham die Herrschaften am Klavier begleitet?“ fragte er. „Jawohl, Kaiserliche Hoheit!“ war die Antwort mit tiefer Verbeugung. Hierauf neuerlich der Erzherzog, dem nichts mehr einfiel: „Alstern, Sö hab'n die Herrschaften begleitet?“ Nochmals tiefe Verbeugung und die Antwort: „Jawohl, Kaiserliche Hoheit!“ Hierauf der Erzherzog mit verzweifelter Stimme: „Na ja, mußß a sein!“ H. G.



Fischer

Das Märchen vom Katzenmann

Es war einmal ein Mann, der war abergläubisch. Er glaubte, wenn ihm morgens von links nach rechts eine Katze über den Weg liefe, würde er an diesem Tage Unglück haben. So abergläubisch war der Mann.

Eines Tages nun lief dem Mann eine Katze über den Weg, von links nach rechts. Der Mann, infolge seines Aberglaubens, glaubte nun, daß er an diesem Tage Unglück haben würde.

Aber der Tag verging, und nichts Ungewöhnliches geschah. Abends legte der Mann sich in strahlender Laune ins Bett, und als er am nächsten Morgen aufwachte, bemerkte er rückschauend, daß er tatsächlich gar kein Unglück gehabt hatte.

Moral:

Man soll nicht abergläubisch sein.

Sebastian Grill

Bei einer Gesellschaft wurde Nestroy von einem Bekannten erzählt, daß im Theater an der Wien ein sehr gutes Stück aufgeführt würde. Der Titel sei „Genoveva“ und

die Darstellerin derselben habe fast nichts an, nur um die Hüften trage sie Laub. Worauf Nestroy meinte: „Dös Stuck schau i mir erst im Herbst an!“ H. G.



DIE ZWILLINGE

Maçon

Die Resi war ein fleißiges, wenn auch nicht durch übermäßige Intelligenz ausgezeichnetes Mädchen. Das wäre weiter nicht schlimm gewesen. Aber sie war auch sehr liebebedürftig. Die Folgen zeigten sich bald.

So kam sie in die Frauenklinik, arbeitete ihre acht Wochen vor der Entbindung ab, und dann bekam sie Zwillinge. Zwei prächtige, kerngesunde Kinder. Kurze Zeit darauf erschien die Behörde, um die nötigen Feststellungen wegen der

Vaterschaft zu machen. Der Beamte fragte also Resi, wer der Vater der Zwillinge sei. „Ja“, sagte die Resi, „dös weiß i ganz genau. Dös eine, wo so schreit, dös liab vom Seppl, aber dös andre, dös liabi Hascherl, dös muß vom Toni sein!“

Liebe Jugend

Die Hainbacher Bauern kamen zu ihrem Pfarrer. Der lange trockene Sommer ging ihnen schon wider den Strich. Ihre Felder hatten schon Risse und ihre Wiesen dorrien ab und noch immer schien die Sonne von einem heiteren Himmel. Gemächlich schob sich einer nach dem andern in die gemütliche Pfarrstube.

„Na, Leutn, was wollt's denn?“ „An Reg'n!“ meinte der Röhrenbichler. „A Bittprozeßion!“ verbesserte der Halm-schlager.

Der alte Seelenhirte begab sich zu seinem Wetterglas, betrachtete es umständlich und entschied dann: „Geht nüt, Männer! Bei dem Wetterstand war dös a Dummheit!“ I. a.

Der Huf- und Wagenschmied Peter Raudacher war ein bösenstarker Kerl, aber er besaß ein weiches Herz. Als sein Weib zum siebenten Male in den Wehen lag, ging er ins Dorfwirtshaus, denn er vertrau das Stöhnen und Jammern der Wöchnerin nicht.

Nach der fünften Maß erschien sein Reserl in der Wirtsstube und berichtete ganz atemlos: „Vater, hoamgehn! Kinder kommen, zw o a san schon da!“ I. a.

Er weiß es

Sie: „Wenn mein Vater etwas gibt, so ist es immer etwas Kostspieliges!“
Er: „Das habe ich gemerkt, als er dich mir gab.“



Berta

„Einen passenden Hut in dieser Größe hätten wir leider nicht auf Lager — aber vielleicht könnten Sie zwei statt dem einen nehmen.“

Schrecklich

Schwiegermutter: „Denke dir nur, ich habe eine Doppelgängerin!“
Schwiegersohn: „Schrecklich! Auch das noch!“

Liebe

A: „Glauben Sie an Liebe auf den ersten Blick?“
B: „Unbedingt. Man erspart eine Unmenge Zeit dabei!“

Fahrunterricht

Elli lernt chauffieren. Sie stellt sich nicht besonders geschickt an. Nach zehn Fahrstunden fragt sie ihren Lehrer:

„Wieviel brauche ich noch, bis ich es kann?“
„Drei.“
„Drei Fahrstunden?“
„Nein. Drei Autos.“

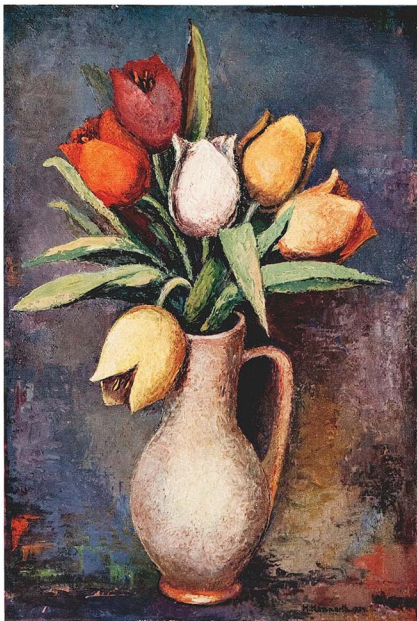
Schlagfertig

Bei den Erntearbeiten werden Schnitter aufgenommen. Unter den Bewerbern ist ein sehr kleiner Mann, zu dem der Bauer sagt:

„Ihr seid mir zu klein.“
„Na, lassen Sie vielleicht das Getreide oben am Hals abmähen?“ fragt der Kleine, „unten treffe ich es aber besser als ein größerer.“

MÜNCHEN 1937 NR. 27
PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Stilleben

H. Kannerth

FEIERABEND

Über einem mecklenburgischen Sommerabend hing die helle, niederdeutsche Dämmerung. Auf dem Gutshof gingen noch einige Knechte mit Futter und Geräten, sonst war von allem schon der lange Tag froh und müde abgefallen. Aus der offenen Türe des Pferdestalles schlug der Geruch von frischem Klee. Ketten klirrten leise. Über der satten, farbenstarken Ebene wuchs mählich die Nacht mit ganz hellen und fernen Sternen. Auf der Bank vor dem Gebäude, das die Schlafkammern für Melker und Erntehelfer enthielt, blieb einer von den jungen Arbeitern zurück. Er sah eine Weile über den nun ganz still gewordenen Hof hin, glitt mit dem Blick über die tiefen Dächer und die großen Kastanienbäume, um ihn dann schließlich über den Äckern, die ein schwarzes, breites Band von Wäldern begrenzte, ruhen zu lassen. Wie versponnen in ein inneres Bild hob er dann die Mundharmonika an die Lippen und begann leise zu spielen. Sehr verloren sickerte der Klang in die abendliche Ruhe, warm und wesenhaft in den sich beschlossenen Umkreis verbindend. — Vielleicht hatten alle Dinge selbst oder die leisen, verwundbaren Dinge hinter diesen sichtbar bestehenden immer auf eine Feierlichkeit gewartet, die sie überkommen sollte wie diese, wie ein herbes und zugleich süßes Verklären. Vielleicht schüttelten sie erwachend mit noch geschlossenen Augen abgründigen Traum ab, sich in das unbefangene Leben zu tasten, das

nun wie fernher an sie rührte? Es war wie ein Innehalten in den Bäumen, wie ein jähes, hinhorchendes Verwunden und Sich-Öffnen. Und die Blätter standen ganz still, ein jedes von ihnen in alleiniger, seltsam gebreiteter Lebendigkeit. —

Der Junge war mitten in den vollen weißen Schein eines klaren Mondes getreten und schlen so sehr schmal und fast wie hineingeschleudert in das starke Leuchten, das über den Hof hinströmte. Er stand, den Kopf im Nacken, die Augen weit und hell geöffnet und spielte so geradewegs in den Himmel hinein. — Durch die fahlrote Farbe der Mauern ging es wie heimlich Wärmendes, Innerliches. Sehnte sich auch das Kälteste darnach in diesen einfachen, hinwaltenden Zauber einzutauchen? Zag, wie behutsamste Flügel sich lösen, breitete Unhörbares sich aus ... Es rann von den Dachrinnen wie silberner Glast und es strich über die Klinken und eisernen Beschläge der Türen und Tore, sacht und verwandelnd. — Helle Nacht und ein Lied ... nicht mehr als dies. — Als der singende Ton verstummte, schlossen sich im Wohnhaus leise ein paar Fenster und vor den Katen trennten sich still die jungen Leute. Die Nacht verharrte noch einen Herzschlag lang in ihrer Verwunschenheit, dann sank sie zurück in sich, blau und schwer. Nur in unzähligen Sternen zitterte noch und verhauchte fern lebendige Stunde.

Lore Göbl



Gutshof

W. Diernhöfer

Gewitter

Von Wilhelm Lichten

Vorsaison im Gebirgshotel. Und wir sind vorläufig nur zwei Gäste. Ich, wenn ich von mir zuerst sprechen darf, und sie... Aber wir gehören nicht zusammen, wir beide. O nein... Welten und zwei Zimmer mit Balkon trennen uns.

Sie ist reizend! Auch mit Hochsaisonaugen gesehen. Und durchaus nicht vorsommerlich reduziert. Sie ist himmlisch, bezaubernd, berückend. Eine zarte Blondine — oh! echt zart und keine Salatschlankheit! —, hochgewachsene, damenhafte, mit zwei Augen, die unfernschlich sind wie unser Gebirgssee. Allerdings ebenso kalt.

Was läge näher, als daß ich ihr meinen Namen nannte und wir gute Vorsaisonfreundschaft schlossen? Das ist aber nicht zu machen. Ebenso wie der See nicht zum Bade ladet, laden ihre Augen zu keiner Bekanntschaft. Sie schreitet königlich durch die Halle, sie wandelt um den See herum, sie sitzt verschlossen im Speisesaal und hat nur Augen für die Landschaft. Ein sonderbares Geschöpf.

Nicht einmal ihren Namen hat mir der Portier preisgeben wollen. Wahrscheinlich hat sie strengen Auftrag gegeben.

Es ist ein wundervoller Nachmittag und die Sonne brennt wie... Aber nein, ich will nicht poetisch werden! Ich will nur berichten. Und ich muß mich zur Nüchternheit zwingen. Also, es ist Nachmittag und es ist heiß. Zum erstenmal in diesem jungen Sommer. Ich gehe durch die Halle und werfe einen Blick ins Musikzimmer, das in einem aufwühlenden Dämmerlicht daliegt. Dort sitzt sie... Und liest in einem Buch. Der Strand kommt für mich nicht mehr in Betracht, die Sonne nicht mehr, nicht mehr der Wald — für mich gibt es nur mehr einen Raum in der Welt, wo man glücklich sein kann: Das Musikzimmer.

Ich trete also ein und grüße. Ein kaum merkliches Kopfnicken dankt mir. Sie liest weiter, ohne den Blick zu heben. Ich warte also. Woraus? Auf das Wunderbare. Ob es kommen wird?

Vorläufig ereignet sich nichts. Doch! Es zieht plötzlich ein Gewitter herauf. Der Himmel ballt sich schwarz zusammen und die Sonne verschwindet so eilig wie ein abgelöster Wachtposten. Jetzt setzt auch der gewisse Sturm ein, der Sand und Regentropfen durch das geöffnete Fenster peitscht.

Und dann ereignet sich auch das Wunderbare. Die Dame hat ihr Buch sinken lassen und mit angstvollen Augen nach dem Fenster gestarrt. „Schließen Sie doch!“ bittet sie und ihre Stimme versagt beinahe. Eine bezaubernde Stimme übrigens. Aber ich habe nicht viel Zeit, über diese Stimme nachzudenken. Ich muß das Fenster schließen. Sie hat es gewünscht.

Nachher frage ich sie teilnehmend: „Fürchten Sie sich vor dem Gewitter?“

„Oh, so entsetzlich!“ antwortet sie.

Der Himmel ist jetzt ganz schwarz geworden und über dem See zuckt es bereits von Wetterleuchten.

Ich gehe zu ihr hin und nehme kurzentschlossen ihre Hand. „Wir sind ja hier vollkommen geschützt“, sage ich. „Das Wasser gegenüber, hohe Bäume rings um das Hotel und überdies haben wir auch einen Blitzableiter. Hier kann nichts einschlagen.“

Merkwürdig, sie läßt mir ihre Hand. Und rückt sogar etwas näher. Und blickt mich so an, daß der Himmel nicht mehr so schwarz und die Sonne auch nicht mehr verschwunden ist. Und dann sagt sie: „Ich weiß ja, daß wir hier nichts zu fürchten haben... Aber das Gewitter... Es ist eine merkwürdige Angst bei mir... Nichts in der Welt erschreckt mich so wie ein Gewitter... Ich kümmere mich sonst um keinen Menschen... Ich will von Flirtbekenntnissen nichts wissen... Sie haben es vielleicht gemerkt...“

„Und ob ich es gemerkt habe!“ erwidere ich vorwurfsvoll. Dabei ziehe ich ganz sachte dichter an mich.

„Aber ein Gewitter macht mich schwach. Wenn sich der Himmel schwarz überzieht, wenn das erste Wetterleuchten am Horizont zu sehen ist, kann ich nicht allein sein. Es ist mir dann egal, wer sich gerade in meiner Nähe befindet. Ich habe das Bedürfnis, mich beschützen und verhätscheln zu lassen.“

Ich juble. Endlich! Man muß nur auf das Wunderbare warten, dann kommt es auch.

Ein Blitz zuckt über den See, ein Donner erschüttert die Luft. Sie schreit unterdrückt auf und birgt ihren Kopf an meiner Brust. Ich überlege: Beim zweiten Blitz werde ich sie in meine Arme nehmen und beim folgenden Donnerschlag werde ich sie küssen. Und warte. Aber es kommt kein zweiter Blitz.

Was ist das? Der Sturm hat sich plötzlich gelegt, die Tannen vor dem Haus richten sich langsam auf. Der See wird hell. Die Sonne lugt hinter den Bergen hervor. Der Sturm hat die Wolken zerfetzt, sie jagen wie aufgeschreckt davon, und der Himmel wird blau...

Mein Gewitterflirt hat sich plötzlich von mir entfernt. Ich gehe ihr nach und sage: „Können Sie meinen Schutz nicht auch bei Sonnenschein brauchen?“

„Unsinn!“, sagt sie frostig, weil der Tag wieder heiß durch das Fenster brütet. Ihr kalter, abweisender Blick trifft mich, und sie geht.

Am Abend grüße ich sie im Speisesaal. Sie nickt wieder ganz unmerklich und kennt mich nicht.

Am nächsten Tag habe ich es aufgegeben, um meine Schöne zu buhlen. Wozu auch? Es ist weit und breit kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Ich beschließe, zum erstenmal über Land zu fahren.

Aber kaum steige ich aus dem Omnibus, als sich ein heftiges Gewitter zusammenballt. Ganz plötzlich ist es gekommen. Und das Barometer hat so furchtbar scheinheilig getan.

Allmächtiger Gott! Ein Gewitter... Und sie ist allein im Hotel... Mit ihrer Gewitterpsychose... Zurück, zurück! Um jeden Preis ins Hotel zurück. Aber wie? Der nächste Omnibus geht erst in zwei Stunden. Bis dahin haben wir schon wieder Sonnenschein. Zug geht heute überhaupt keiner mehr. Ich werde ein Auto suchen. Nicht so einfach bei diesem Wetter. Die Welt ist plötzlich schwarz geworden und die Menschen flüchten ängstlich in die Häuser.

Ich laufe durch den Ort. Ein Auto, ein Auto, ein Königreich für ein Auto! Dabei sehe ich keine fünf Schritte weit. Aufgewirbelter Staub verschluckt mich zuweilen bis zur Unsichtbarkeit. Niemand will Auskunft geben, weil es keinen auf der Straße leidet. Aber ich muß noch vor dem ersten Donnerkrachen im Hotel sein! Ich muß!

Etwas bewegt sich über die Landstraße. Was es ist, kann ich noch nicht feststellen. Aber dann stellt es sich — Hallelujah! — als ein Auto heraus. Ein altersschwacher, musealer Kasten, dem ich unter anderen Umständen meine geraden Glieder nicht anvertrauen würde. Aber jetzt...

Der Fahrer verlangt für die viertelstündige Fahrt ein kleines Vermögen. Egal. Meine Schöne ist es wert. Und am Himmel rollt es bereits. Die Landschaft ist nieder und eng geworden.

Wir fahren. Oh, wie fahren wir! Die unvermeidliche Panne schwab über uns. Aber sie bleibt wie durch ein Wunder aus. Dort vorne sind schon die ersten Hütten des Gebirgsdorfes. Und drüben liegt verschwommen das Hotel.

Tjuuuu... Das war der erste Donner. Und ich schreie auf den Fahrer ein: „Fahren Sie, fahren Sie, um alles in der Welt!“

Er fährt ohne Sicht. Schwere Regentropfen klatschen gegen die Windschutzscheibe. Blitze zucken, Donner schlagen mächtig ein. Jetzt, jetzt müßte ich bei ihr sein...

Aber da biegt unser Auto auch schon in die Allee ein, die zum Hotel führt... Wir rumpeln nur noch fünfzig Meter und wir halten.

Ich springe aus dem Wagen, jage durch die Halle, stürme zum Musikzimmer, reiße die Türe auf.

Drin ist sie. Und sie liegt einem wildfremden jungen Mann in den Armen, der sie küßt...

Zurück zum Portier. „Sagen Sie, um Himmels willen, wer ist der junge Mann im Musikzimmer?“

„Ach der“, antwortet er, „es ist unser neuer Gast. Vor einer halben Stunde erst angekommen.“

Das Kiebitz

Eine lustige Kiebitzgeschichte von Wilhelm Schremmer

In das große, marmorgeschmückte Schloß beim Städtchen war ein richtiger Millionär eingezogen. Lange hatte das Schloß leer gestanden. Nun herrschte buntes, bewegtes Leben. Beträufte Diener eilten umher, Wagen des reichen Herrn fuhren auf allen Straßen.

Das gab ein Aufsehen im Städtchen! War ein Millionär schon keine alltägliche Sache, so war ein Vielmillionär etwas, was immer wieder die Phantasie aller Bewohner des Städtchens und der Umgegend beschäftigte. Man dachte sich die Markstücke in einer Million zusammengelegt! Und dann noch zehn- und hundertmal soviel.

In die Landschaft schien neues, fröhliches Leben eingekehrt zu sein. Die Bäche der weiten Ebene liefen freudig dahin, die Weidenbüsche zogen wie singende Burschen lustig mit den Wassern in die Ferne. Das konnte gar nicht anders sein, wenn ein Millionär in der Nähe saß. Die Geschäfte nahmen in den verträumten Gassen einen neuen Aufschwung. Ein wahrer Wettkampf um die Gunst des reichen Herrn war zwischen dem Fleischer und dem Bäcker ausgebrochen.

Den Winter verlebte der reiche Mann in der großen Stadt. Kehrete er aber ins Städtchen, in die geliebte Ebene zurück, begann der Frühling. Dann tummelten sich die Kiebitze in kühnem, wildem Flug über dem weiten Lande. Dann begann wieder der Kampf zwischen den Hauptlieferern des Millionärs, zwischen dem Bäcker und dem Fleischer aufzublühen.

Dann begann das Suchen nach dem ersten Kiebitz. Beide wußten, daß der reiche Herr eine seltsame Vorliebe für die wilden Vögel der weiten Ebene hatte, die hundertfältig ihr „Kiwi!“ gellend in die Lüfte schrien und sich taumelnd in der Sonne wiegten.

Der Finder des ersten Kiebitzes wurde von dem Millionär mit hundert Mark belohnt; und was noch wichtiger war, durch gültige Worte draußen im Schloß, auch drin im Städtchen geehrt. Der Finder des ersten Kiebitzes wurde deshalb viel bewundert und besprochen.

Die beiden Widersacher auf der Friedewaldener Straße sahen einander finster an, grüßten sich nicht. Beide letzten Jahre hatte der Bäcker, den sie den Zuckerbäcker nannten, weil er eine kleine Konditorei eingerichtet hatte, das Ei und alle Ehren gefunden. Der Jagdwagen des reichen Herrn war vorgefahren, nicht nur deswegen, um die Semmeln und knusprigen Hörnchen zu holen. Der Herr war selbst beim Zuckerbäcker abgestiegen, der dicke Meister war ihm entgegengerannt. Und die Meisterin kam lächelnd wie eine gültige Fee die steinernen Stufen vom Laden herab. Leutselig hatte der hohe Herr die beiden wie alte Bekannte begrüßt. Die Geschäfte des Bäckers blühten. Er hatte ein wunderbares Glück.

Die Fleischermeisterin hatte dies alles mit ihrem Manne wohl beachtet. Vor ihrem Hause war der Millionär noch niemals vorgefahren. Sie stemmte sich eines Tages vor ihrem Herrn und Meister auf: „So einer bist du also! Läßt dir von dem drüben den Rang ablaufen. Ich hatte immer gedacht, daß ich einen klugen Mann, nicht einen Tölpel geheiratet habe!“

Das saß! Der Fleischermeister ging ohne Widerrede hinweg. „Ganz recht, hier mußte etwas geschehen! Das Weib sollte sich nicht getäuscht haben, einen klugen Mann zu besitzen!“ So hatte er mit sich gesprochen. Er würde schon einen Weg ausklügeln, und das bald, noch in diesem Frühjahr.

Weiter ging sein Selbstgespräch: „Kommt das Glück nicht zu mir, trotz allen Suchens, muß man listiger als das Glück sein, man muß zum Glück gehen!“

Der Fleischermeister zwinkerte mit seinen listigen Äuglein: sein Weib hatte einen klugen Mann geheiratet! Der Bäcker drüben war in den letzten beiden Jahren zu hoch gekommen, er hatte sich eine neue Spiegelscheibe in sein Schaufenster einsetzen lassen, er mußte ihm ins Garn laufen. Kein Baum darf bis zum Himmel wachsen. Das Glück ist nicht nur eine Semmel, jetzt mußte ein Schweinskopf draus werden!

Der Bäcker ging auch dieses Jahr schon zeitig auf die Suche, der Fleischer spürte ihm nach, guckte ihm seine Wege ab. Der Bäcker war so von seinem Glück geschwellt, daß er den andern gar nicht gewahrte. Die Kiebitze stießen aus den Lüften mit solcher Kühnheit auf diese beiden ersten Sucher, daß ihnen himmelangst werden mußte. Doch beide wußten, daß dieses Gebaren der Vögel nur zeigte, daß die Eier nicht fern waren.

Nein, dieses Jahr durfte der dicke Bäcker kein Kiebitz finden! Oder doch: er sollte, er mußte das erste finden!

Dem Fleischermeister war ein Gedankenblitz durch den Kopf gefahren, er kehrte plötzlich am frühen Morgen um, eilte schnurstracks nach Hause und begab sich auf der Stelle auf eine „Geschäftsreise“. In der großen Stadt hatte er einen Verwandten, auch ein Zuckerbäcker, einen Künstler in seinem Handwerk, ein vertuefter Kerl, ein Künstler und Kenner über das Fachgebiet hinaus. War er doch Vorsitzender des Vogelschutzvereins. Der kannte Kiebitzei genau, der wußte sie auch herzustellen, daß kein Professor, kein Millionär das falsche von dem rechten unterscheiden konnte. Wie wäre es, wenn ein richtiges Kiebitz ausgeblasen und mit flüssigem Zucker gefüllt würde. Das Schließen der kleinen Öffnung würde ein Künstler schon fertig bringen. Ganz vorsichtig, mit Künstlerhänden mußte das vollbracht werden!

Nun häuften sich die Ereignisse, wie es oft im Leben vorkommt. Der Bäcker hatte eines Morgens wieder Glück, er fand das seltene erste Kiebitz. Wer Kiebitzei je gesucht hat, weiß, welche Mühe, wieviel Zeit dazu gehört. Wohlbehütet, mit den zartesten Händen trug es der glückliche Finder heim: „Weib, das drittemal!“ rief er ihr entgegen, „das Glück ist fast zu reichlich.“

Die Meisterin aber rief: „Sei nicht dumm, Mann, halte das Glück fest, zerschlag das Ei nicht!“



Kreideküste Rügen

H. Kistler



Weg zum Schloß

Karl Bauer

Das Ei wurde sorgsam in Watte gelegt. In wenigen Minuten später war es im Städtchen bekannt, wem wiederum das Glück hold gewesen war. „Ja, der Zuckerbäcker“, riefen die Leute, „der hat das Glück gepachtet.“

Der Bäcker lächelte und reckte sich empor. Drüben im Fleischerhause hatte der Herr und Gebieter keine ruhige Stunde. Er konnte nur immer wieder sagen: „Abwarten, liebe Frau, abwarten!“

Sie aber rief etwas laut: „Was haben wir von dem Abwarten, das Glück will nicht abgewartet sein.“

Am andern Morgen warf sich der Zuckerbäcker in Wachs, putzte, drehte seinen Schnurrbart sorgfältig, strich mit der Hand über den Hut, empfing aus den Händen seiner Gattin das geschmückte Körbchen mit dem Glücksei. Der reiche, hohe Herr sammelte die ersten Kiebitzeler, weil ihnen Wunderkräfte zugeschrieben wurden, ähnlich den Ostereiern.

Vor dem Zuckerbäcker traf im Schloß ein von fremder Hand geschriebener Brief ein, der den Millionär auf einen Zuckerbäcker aufmerksam machte, der das erste Kiebitzel bringen würde, das aber sicherlich von keinem Kiebitz gelegt sei. Der Herr möchte dieses Ei nur einmal mittendurch schneiden, um mit eigenen Augen, mit eigener Zunge sich zu überzeugen, daß es Kiebitze gäbe, die ihre Eier mit Zucker füllten.

Dieser Brief brachte Aufregung in das Schloß, das nun gespannt den glücklichen Finder erwartete.

Der dicke Zuckerbäcker stand bald mit dem Körbchen, bestaunt und begrüßt von allen Seiten, in der Besuchsstunde bereit. Er schwitzte vor Glück: Das drittemal, das Glück war zu groß, es bedrängte ihn förmlich! Wenn er nur dieses Glücksei bald los würd! So dachte er.

Huldvoll wurde er vom Millionär empfangen: „Das nenne ich wahrhaftig ein Glück, Meister John, so zeitig dieses Jahr, und so groß, und das drittemal!“ Er betrachtete das Ei von allen Seiten. Der Zuckerbäcker mußte erzählen, wie er am frühen Morgen nach tagelangem Suchen, da die andern noch schliefen, drei Meter vom Bach entfernt, das Ei gefunden hatte, wie ihn die Kiebitze umschwirren. Immer am Kopf vorbei, daß er schon glauben mußte, daß die Vögel es auf seinen Kopf abgesehen hatten.

Nur weglocken wollten sie den Meister vom ersten Ei „Sonderbar! Sehr sonderbar!“ rief der reiche, hohe Herr, und die Damen und Herren um ihn her begannen zu kichern. Immer mehr mußte der Zuckerbäcker erzählen.

Der Millionär drehte das Ei immer noch von einer auf die andere Seite, bohrte seine Augen auf alle Stellen, durchbohrte förmlich die Schale. Dann schien er etwas gefunden zu haben, was ihm nicht ganz geheuerlich vorkam. Denn er rief nach einem Vergrößerungsglas. Die verfängliche Stelle wurde untersucht. Dann ergriff der hohe Herr auf einmal ein Messer und schnitt es mittendurch, leckte daran, weil kein Eidotter zu sehen war und das Innere eine seltsame Welt enthüllte.

„Hier kosten Sie auch einmal, Meister“, rief er laut lachend, „das Ei müssen Sie wohl selbst gelegt haben.“

Dem glücklichen Finder schoß die Röte in den Kopf. Der Millionär hatte recht, es schmeckte aus dem Ei zuckersüß heraus.

Trau dem Glück nicht! wurde am Zuckerbäcker wahr. Wo er sich auch sehen ließ, folgte ihm das Lachen und der Spott. Alles lachte, das Schloß, das Städtchen, die weite, grüne Au, am meisten die Kiebitze in den Lüften.

Der Fleischermeister stand vor der Ladentür, pfliff leise durch die Lippen. Sein Weib war mit ihm zufrieden.

Er lächelte, aber nicht nur über den Zuckerbäcker.

ONDA

Kurzgeschichte von Ibor Renträg



Das Modell

K. Bauer

Heraus mit der Sprache

Lache, wem Gelach gegeben,
Singe, wem Gestang,
Manchmal geht ein Ton daneben,
Das geschieht im Überschwang.

Lieber raus- wie reingedrückt,
Töne müssen alle leben,
Sei es mißlich, sei's geglückt,
Denn da drinn' darf nichts verkleben.

Ärger, Stunk und Hängekopf,
Schlag ihn raus den Sorgenpfopf,
Frei vom Herzen die bewußte
Unbewußte Trägheitskruste.

Sei mal ehrlich, daß du's weißt,
Wer Humor hat, hat Humor.
Aber komm dir allermoist
Selbst erst einmal komisch vor.

W. D.

„Kommen Sie heute mit zum Training?“

„Leider kann ich Sie nicht begleiten, denn meine Freundin erwartet mich.“

„Auf Wiedersehen.“

Diese Worte klangen Rosita noch in den Ohren, als der junge Mann schon lange ihrem Blicke entschwinden war und müßig überlegte sie, ob sie allein hingehen soll.

Sie kannte Jackie nun schon seit zwei Monaten und zeigte ihm offen ihre Sympathie; aber er war nie über sein Maß von Korrektheit hinausgegangen.

Sie waren beide im gleichen Warenhaus beschäftigt. Nicht in der gleichen Abteilung, aber in derselben Etage.

Punkt zehn nach Zwölf trafen sie sich beim Hauptportal und gingen denselben Weg bis zum Hallenbad. Hier trennten sie sich jeweils mit einem kurzen „Auf Wiedersehen“.

Dasselbe wiederholte sich abends zehn nach Sieben.

Vom Warenhaus bis zum Hallenbad waren es zirka zwanzig Minuten, je nach Gangart, und in dieser kurzen Zeit versuchte Rosita das Möglichste aus Jackie herauszuholen. Aber er war nicht gesprächig, er sprach nicht über sich selbst. Sobald das Thema seine Person streifte, wurde er einsilbig.

Ein einzigesmal ging er aus sich heraus und das war, als Rosita das Buch „Tiere sehen dich an“, von Eiper, bei sich hatte. Zuerst war er schweigsam wie immer. Plötzlich entdeckte er das Buch, welches eingeklemmt zwischen ihrem Arm und Körper war und fragte interessiert, ob er dasselbe ansehen dürfe. Dann erzählte er von Zirkussen und Zoos. Daß er ganze Tage in Zoologischen Gärten verbracht, und manch schönes Erlebnis mit den Tieren gehabt habe. Aus seinen Schilderungen erfuhr sie, daß er sehr viel gereist war. In seiner Begeisterung ging er sogar beim Hallenbad vorbei, was bis jetzt noch nie vorgekommen war.

Aber ausgerechnet heute begegnete ihnen Rositas Bruder und sagte im Vorbeigehen: „Mutti erwartet dich!“ Da war's mit seinem Erzählen vorbei.

Sie hätte noch stundenlang seinen glühenden Schilderungen über Bobby, den ausgekommenen Fischotter vom Münchner Zoo, welchen man erst nach drei Tagen in der Isar fangen konnte, zuhören können. Aber schon tönte sein sonst so angenehm anzuhörendes „Auf Wiedersehen“ an ihr Ohr.

Es gelang ihr nicht wieder, ihn so zum Sprechen zu bringen, obwohl sie mit echt weiblicher List alle möglichen Bücher über Tiere auslieh und ihn sogar fragte, ob er dieses oder jenes mitnehmen wolle.

Er hatte keine Lust mehr, sich von der gesprächigen Seite zu zeigen.

Einmal nur fragte er sie, welchen Sport sie betreibe, und sie erzählte stolz von ihren Fechtturnieren, wie sie in der Schweiz Erste im Florett wurde, obschon sie nur Zweite geworden war. Sie mußte ein wenig aufschneiden, es war so in ihrer Art. Dann fragte er sogar, ob man einen Trainingsabend besuchen könne.

Heute hatte sie sich schon so gefreut, daß er mit ihr kommen würde, und nun war er weg. Einfach empörend von ihm!

Überhaupt, wer war er? Und wo kam er her? Sie wußte nur, daß Jackie Jackie hieß, daß er Schweizer war und daß er eine Freundin habe. Überhaupt diese Freundin. Wer war sie? Angeblich nicht seine Geliebte, denn auf eine Anspielung ihrerseits war er zornig geworden und hatte ihr erwidert, er werde sich nie in eine rothaarige Freundin verlieben. Wahrscheinlich glaubte er, sie habe ihn mit seiner Freundin gesehen.

Und rothaarig war sie noch dazu!

Morgen wollte sie ihn einfach übersehen. Aber sie brachte es doch nicht fertig. — Im Gegenteil. —

Sie war unruhig, als er zehn nach Zwölf nicht zur Stelle war und war erregt, als er abends auch nicht kam.

Am nächsten Tag aber erschien er wieder und war strahlender Laune.

Bei seinem Anblick hatte sie ihren Ärger vom Vortage vergessen, doch verschwand der Glanz aus ihren Augen, als er ihr erklärte,

gestern habe er nicht kommen können, denn seine Freundin sei erkrankt und er habe sie pflegen müssen. Heute sei Onda aber wieder bedeutend wohler.

„Auf Wiedersehen!“ Man war inzwischen angelangt.

Also Onda hieß diese Freundin! Onda, ein komischer Name. Wahrscheinlich italienisch. Sie wußte, er schwärmte für Italien, für die italienische Sprache, also wahrscheinlich auch für italienische Frauen. Aber Italienerinnen sind doch nicht rothaarig? Ob es wohl ihr Vor- oder Schreiname war?

Daheim suchte Rosita im italienischen Wörterbuch ihres Bruders nach. Onda, hier stand es, hieß Woge, Welle.

Zehn nach Sieben. Mit den Worten: „Wie geht es Ihrer Welle?“ begrüßte Rosita Herrn Jackie. Belustigt blickte dieser in die braunen, eifersüchtigen Augen des Mädchens. „Gott sei Dank, wieder ganz auf der Höhe“, war die Antwort. „Übrigens möchte ich Sie heute Abend einladen. Onda kommt zwar mit, aber zu dritt ist es auch nett und ich möchte diesen wundervollen Abend zu einem Spaziergang am See ausnützen. Am besten, wir treffen uns um neun Uhr beim Goethedenkmal am See.“

Eigentlich eine Frechheit! Zuerst sich ein solch solides Benehmen zuzulegen, dann einen einfach um neun Uhr bestellen und nicht einmal abwarten, was sie dazu sagen würde. Aber sie wird gar nicht hingehen!

Punkt neun!

Der letzte Schlag vom Münsterturm war noch nicht verklungen, kam Rosita klopfenden Herzens zum Goethedenkmal.

Jackie war schon da. Er saß auf einer Bank und blickte über den See. Aber wo war Onda? Trotz allem Schauen sah sie keine Spur von der Dame.

Nun hatte er sie bemerkt und kam ihr entgegen. Dann saßen sie beide auf der Bank neben dem Goethedenkmal. Der Mond legte sein zitterndes Licht über die beiden und verschwand dann verständnisvoll hinter den Wolken. Man sah nur dunkle Schatten. Wenn man genau hinhorchte, hörte man flüstern: „Du — Rosita — Jackie —!“

Endlich kommt wieder Ordnung in die Wirrnisse der Schatten. „Nun sag mir endlich, daß deine Freundin Onda gar nicht existiert. Ich würde es auch nicht ertragen und war schon wahnsinnig eifersüchtig auf diese Onda“, klagte Rositas Stimme. Aber Jackie wird ernst und erwidert: „Onda existiert nicht nur in der Einbildung, sondern in Wirklichkeit und du wirst dich mit dieser Freundin abfinden müssen. Ich weiß aber jetzt schon, daß Onda dir sehr gut gefallen wird und du dich fabelhaft mit ihr vertragen wirst. Übrigens werde ich dir Onda sofort vorstellen, denn ich sehe sie soeben am See entlang kommen...“

... und entlang des Sees kam eine herrliche rothaarige Setterhündin und stürzte sich mit freudigem Jaulen auf Jackie.

Mein Weg

Ich suche im Leben
Nur Pfade zum Werden,
Ich hasse das Streben
Nach Glück hier auf Erden,
Weil ich weiß,
Daß Glück leicht zerbricht
Und sein Preis
Verlorene Pflicht.
Darum schaff' ich,
Was in mir
Zum Werden drängt,
Niemals raff' ich,
Weil das mir am Golde hängt,
So will ich gern einsam wandern,
Aber im Herzen frei,
Und hinter mir lassen die andern
Samt ihrem Haßgeschrei.

W. H. Dammann



EIN DENKER UND EIN TRÄUMER

Von Josef Hiller

Einen langjährigen Freund traf ich einst, wußte wohl, daß er den Arztberuf ergriffen hatte, aber man vergißt eben, wenn man sich länger nicht mehr sieht. So ging es wenigstens mir, als ich ihn im ersten Moment fragte, was aus ihm geworden sei. Dann plauderten wir über lustige Erinnerungen und über vergangene Zeiten, wie es eben Freunde tun, die sich lange nicht getroffen haben. Über kleine Liebeleien und über die junge Liebe sprachen wir, bis er auf einmal einwarf, daß alle Liebe ein großer Unsinn sei, und daß er heute, vom ärztlichen Standpunkt aus, alles anders ansehe. In mir entstand eine kleine Leere und mir wurde es im ersten Augenblick etwas kühl, aber ich wollte das Dunkel, das in meinem Innern entstanden war, nicht merken lassen.

Ab und zu machte ich Einwendungen und er sagte, daß wir beide in diesem Punkte allerdings verschieden seien, da er Arzt sei, und ich würde ein ewiger Träumer bleiben.

Wie wir Männer sind, so gab ich ihm recht, zumal wir uns so lange nicht mehr sahen. Nur ab und zu erinnerte ich ihn an die schöne Zeit der Liebe von einst, wo er manch kleines Herz quälte und oft ein tiefes Weh verursachte. Ich ließ mich auch gerne vom medizinischen Standpunkte aufklären, nur ab und zu mußte ich ihn mahnen, auch meine Ansicht hinnehmen zu wollen. Wir waren bald in einem Café gelandet; er stützte schon, als er von Kaffee hörte, erzählte vom schädlichen Koffein, und während die kecke Bedienung lechte und mir zuschmunzelte, wandte sie sich von ihm rasch fort. Er bestellte eine Tasse Haag und lächelnd schlürfte er diesen, während mein Kaffee einen herrlichen Duft verbreitete, unterdrückte auch ich ein leichtes Schmunzeln.

Und wir sprachen von der Wissenschaft, von Büchern über die Liebe und sogar von dem Werk eines Professors So und So, der behauptete, daß Liebe eine Krankheit sei.

Ich weiß nur noch, daß ich einwarf, eine solche Krankheit möchte ich mein Leben lang haben, denn dies müsse doch sehr schön sein.

Und er erzählte mir von Nerven aller Art und von ihrer Einwirkung auf das Gehirn und das Herz. Manchmal gab ich ihm auch recht, als er von einer Phantasie und von einer kleinen Schwäche mir zu erklären versuchte, und ich ließ ihn auch in seiner eifrigen medizinischen Betrachtung, weil ich wußte, daß ein Menschenherz, wenn es liebt, genau so erzittern kann, wie Blümchen, die in den Abendlüften ein leichter Wind umkost.



Holzschnitt

Bolt

Er horchte auch gerne, als ich Märchen, die wir alle erträumen, erzählte, und daß doch letzten Endes alle Menschen erst groß werden, wenn eine große Liebe in ihnen wohnt.

Als ich ihn dann noch an die Jugendzeit erinnerte, wo er in ein Mädel, so braun wie die Kastanien, verliebt gewesen ist, und wo ein Mädel von Übermut sprudelte und ihre Locken in den Nacken warf, als wollte sie der ganzen Welt trotzen und ihre Perlenzähne zeigte, als sei es ein Geschenk Gottes, da schwieg mein Freund. Da ward mein Freund wie umgewandelt und muß mir geglaubt haben, denn als wir uns voneinander verabschiedeten, da hat er mir lange die Hand geschüttelt, während er mit auffallend leuchtendem Blick mir seine Freude zum Ausdruck brachte.

Ich hatte eine noch größere Freude als er, denn ich wußte, daß ein Schwärmer und Träumer, wie er mich oft nannte, einen Denker belehrt hatte, der der Gottesgabe der Liebe nur medizinisch beurteilen wollte.

So war eine geraume Zeit vergangen; ich sah meinen Freund lange nicht mehr.

Eines Tages war es, an einem Frühlingstage, da machte ich einen Ausflug ins Grüne. Die Sonne schien, als wollte sie allen den ewigen Frühling verkünden, und frohen Sinnes zog ich dahin und sang ein Liedel aus alten vergangenen Zeiten vor mich hin: „Noch ist die blühende, goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen“, während ein leichter Frühlingswind mein Haar zerauhte. Ein Leiermann am Wege kimpelte alte Melodien auf seiner alten Orgel und es vermischten sich die Töne mit den ersten Vogelstimmen, die den wiederkehrenden Sommer vorhersagen.

In der nächsten Schenke kehrte ich ein und ließ mich gemächlich nieder, sann über alte Zeiten nach und dachte unwillkürlich an meinen Freund, den Mediziner, den ich einmal anders belehrte und der mir beim Abschied stärker als ich es gewohnt war, die Hand schüttelte, als wollte er sich für meine Auffassung über die Liebe bei mir bedanken.

Ein reizendes blondes Mädel servierte mir mein Getränk, und bald plauderte ich mit ihr allerhand dummes Zeug, daß man meinen konnte, es wären zwei Liebende zusammen in eine Unterhaltung vertieft.

Ich besah mir das ganze zierliche Haus und spähte zum Fenster hinaus ins Freie. Die in winzige Scheiben geteilten Fensterlein erinnerten mich an Märchenhäuslein, und rote Geranien zierten meinen Ausblick. Durch die blutroten Blumen schaute ich oft ins Freie und besah mir die ankommenden Gäste.

Im ersten Moment wollte ich meinen Augen nicht trauen, als mein Freund, der Doktor, mit einem Mädel am Arm in den Garten einbog.

Und es war ein Mädel, so braun wie die Kastanien, mit Locken, als hätte der Wind darin gespielt.

In einer Ecke, wie alle Liebenden es tun, nahmen sie Platz. Ihre weißen Zähne leuchteten zu mir herein durch die farbigen Blumen; sie waren so weiß, wie ich ihm an dem Abend seinerzeit erzählte. Innerlich war ich froh, daß er zu meiner Ansicht kam, daß es eine Liebe gibt, die keiner Betrachtung unterworfen ist, und ich habe lange ins Freie geschaut und habe zwei glückliche Menschen belauscht, die sich vieles erzählten.

Ich sah sogar, wie eine Jasminlaube sich verbeugte und ihnen den Duft spenden wollte, als ihre Hände tänzelnd und ohne Ziel an den Zweiglein spielten. Ich sah, wie mein Freund öfters sich umblückte, als wollte er mir Dank sagen, wenn er mich sehen sollte.

Da ich weiß, daß die Liebe unser Gott nicht jedem gibt, so wollte ich die beiden auch nicht stören, und ich zog mit singenden Lippen hinaus ins Grüne, als mein Freund mit seinem Mädel das kleine Gärtlein verließ.

Langsam bin ich hinterhergegangen und wir schlenderten stadteinwärts.

Die Vogelstimmen wurden lauter und emsige Spatzen hüpfen vor Freude, als wollten sie uns beobachten.

Zwei Kartengrüße müssen sich gekreuzt haben, denn am andern Tage war auf meinem Tisch eine solche von meinem Freunde und von einem braunen Mädel mit braunen Locken unterschrieben, und er sprach mir seinen Dank aus, und vieles mehr. —

Wie wird mein Freund geschaut haben, als er mit gleicher Post, von dem gleichen Ausflugsort stammend, eine Karte erhielt, auf der ich schrieb, daß ich zwischen blutroten Geranien durchs Fenster ein liebendes Paar sah, in einer duftenden Laube von Jasmin, wo ich ein Weiß von herrlichen Zähnen eines Mädels, mit den Farben eines satten Grüns und dem leuchtenden Rot der Geranien, zu einer Sinfonie verschmelzen sah. —



Spalt

E. M. Wagner

DER FATALIST

Von Christoph Walter Drey

„Hätte ich zu befehlen, würden die Ferien abgeschafft“, sagte Haseloff.

„Da würdest du sehr bald unbeliebt sein und nicht lange zu befehlen haben“, meinte Gröger.

„Weil die Menschen nie einsehen, was zu ihrem Besten dient. Ferien sind eine durchaus schädliche Einrichtung.“

„Darum machst du auch so ausgiebig davon Gebrauch!“

„Ich stehe über der Sache! Mir schaden sie deshalb nicht. Was treiben die Leute in den Ferien? Du hast hier doch genug un erfreuliche Beispiele. Der Professor läßt sich beharrlich die Sonne auf den kahlen Kopf scheinen und hält diese verrückte Sonnenbestrahlung für gesund. Der Direktor läuft trotz seiner Gicht Tag für Tag fünfzehn Kilometer, keinen mehr, keinen weniger. Das soll ihn verjüngen. Dabei scheint er mir in den zwei Wochen unserer Bekanntschaft um ein halbes Jahrhundert älter geworden zu sein. Die Gerichtsrätin — Gott segne ihren Schlummer! (Die Dame saß würdig in der anderen Ecke der Veranda und schnarchte!) — legt sich und fremden Personen stundenlang die Karten und verdirbt ihnen mit ihren Prophezeiungen die Laune.“

„Erlaube mall Es gibt doch noch genug Menschen, die ihre wohlverdienten Ferien vernünftig verleben!“

„Ich hatte einen Angestellten, einen tüchtigen Kerl, der sparte

das ganze Jahr wie ein Geizhals, um in den Ferien nach einer Spielbank fahren zu können. In Zoppot verlor er alles. Ich hatte einen Freund, der reiste jeden Sommer ans Nordkap und nach Spitzbergen, obwohl er immer mit erfrorenen Ohren zurückkam und einmal mit einer Braut. Und ich kannte — — —“

„Aber das sind doch nur Ausnahmen!“ behauptete Gröger.

„Soo? Und wenn Tausende von jungen Mädeln am Strand unerfahrene Jünglinge betören — — sind das auch Ausnahmen? Wenn noch mehr tausende weiche vergeblich zu betören suchen und im nächsten Jahre den Versuch erneuern — — sind das auch Ausnahmen?“

„Nein, aber ich kann nichts Schreckliches dabei finden.“

„Soo — —? Und wenn die Leute auf See fahren und ertrinken, ins Gebirge reisen und abstürzen, mit dem überfüllten Zug entgleisen, ausgeplündert und bestohlen werden — — ist das etwa nicht schrecklich? Die Ferien sind ein Unglück — — —“ Aus dem Hause kam eine weißgekleidete junge Dame.

Haseloff erhob sich.

„Entschuldige mich!“

Er verbeugte sich vor dem jungen Mädchen und schritt angeregt plaudernd, ein fröhlicher Mensch, neben ihr her. Er steht aber gänzlich über der Sache! Ihm werden die Ferien also nicht schaden — —.



Armstudie

O. Malura

DAS VERGESSENE LOCH

Humoreske von Heinrich Riedel

Durch die Ladentür von Stoffer Croce in Little-Chikago im wildesten Kentucky — wo ein Mann genau wissen muß, wann die richtige Zeit für einen gutsitzenden Faustschlag gekommen ist — kam ein späßer Farmer hereingestieft, um die aufgelaufene Rechnung zu bezahlen.

„Hällouh, alter Kanonensohn!“ brüllte er beim Eintreten, „du hast wohl ein Loch im Kopp?“

„Noch nichts von gemerkt, Partner. Wieso?“

„Na, wo kommen denn die Sägespäne auf deiner dreckigen Diele her?“

„Setz dich hin, versoffene Nachteule!“ sagte Croce. „Ich muß jetzt rechnen.“ —

Croce, ein ehrsamer Selbstgemachtmann, konnte nicht schreiben und hatte sich in seiner Buchführung als Ersatz für die alphabetische eine Art urchimlicher Bilder- und Symbolschrift — wie ein Indianer — zugelegt, mit deren und Gottes Hilfe er sich denn auch verblüffend schnell und sicher in allem herausfand, so daß es bisher noch niemand gelungen war, ihm etwas schuldig zu bleiben.

„Also“, sprach er schließlich, mit seiner Detektivarbeit fertig, „du hast zwei Zentner Heusamen, ein Pfund Rattengift, zwei Dreschflügel, sechs Meter Buckskin, einen Pferdestriegel, fünfzehn Flaschen Whisky und einen ganzen Schweizerkäse. Macht zusammen 37 Dollar 10 Cents.“

„Was, einen ganzen...! Du hast wohl einen Sonnenstich? Ich will meine Stiefel auffressen, wenn ich auch nur die Rinde von einem deiner schlimmligen Käse gesehen habe!“

„Guck her! Da steht es“, erwiderte Croce ruhig, indem er dem Farmer unter seinen Kritzeleien im Hauptbuch einen grob gezeichneten Kreis zeigte. „Das bedeutet bei mir immer einen Schweizerkäse. Also hast du einen erhalten. Wirst ihn wohl inzwischen ‚vergessen‘ haben, Freundchen. Hihihih!“

„Na, jetzt will ich aber verdammt sein!“ bellte der Farmer und beschwor in ziemlich blumiger Redeweise das Gegenteil. Und so entstand mit urweltlicher Plötzlichkeit ein Krach, daß die Scheiben wackelten und der Mostrichtopp auf der Theke bebte. Er endete damit, daß beide Betrachtungen darüber anstellten, wer von ihnen der größere Ochse sei.

Da auch hierüber erhebliche Meinungsverschiedenheiten bestehen blieben, ergriff der Farmer seinen Stuhl, sagte, er werde es ihm gelegentlich eintränken und schlug Croce nieder.

Der war zum Glück ein sehr kräftiger Mann, entnahm praktischerweise gleich dem untersten Fach der Theke einen Forkenstiel, und nun versuchten die beiden, sich mittels diesem und dem übriggebliebenen Stuhlbein sowie wilden Flüchen gegenseitig von der Richtigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen. Nur die Gleichheit der Kräfte verhinderte es, daß einer totgeschlagen wurde. Schließlich setzten sie sich ermattet wieder hin und überlegten sich die Sache in Ruhe.

„Mann Gottes!“ rief nach fünf Minuten der Farmer plötzlich und schlug sich knallend auf die Lederhosen. „Jetzt weiß ich, was Ich noch von dir bekommen habe, du gottverdammter Sohn einer Kanone: das war ein Mühlstein!“

„Heiliger Pfeifendeckel!“ sagte Croce niedergeschlagen. Dann riß der Farmer lautlos seinen riesigen Mund auf und fing breit und dröhnend und ganz langsam im Viervierteltakt an zu lachen. Es klang wie eine krachend angeschlagene Pauke nebst Triangel.

Stoffer Croce aber verzog keine Miene. Denn er dachte nach. Der Farmer klappte unerwarteterweise seinen Mund wieder zu, und eine Weile herrschte Totenstille. Auf einmal brüllte Croce, das verbeulte Gesicht des andern tiefsinnig betrachtend: „Uuaah, du dreimal verdammter Sohn eines Kanonenboots! Es stimmt! Ich habe vergessen, in der Mitte das Loch zu machen.“

Und da hätten die beiden sich vor Lachen beinahe umgestülpt.



Welden

Die Ente

Von Rudolf Waldhaus

In Stry, Galizien. Ich war dem dortigen Etappenkommando zugeteilt und hatte die erstrebenswerte Stelle eines Kompaniekochs. Noch tobte der Weltkrieg in allen Phasen: Wir hatten das Kriegsjahr 1917. Da es an österreichischen Soldaten mangelte, hatte ich in der Küche zwei stämmige, kriegsgefangene Russen. Mit diesen und mit einem Ochsengepann mußte ich von Zeit zu Zeit zur nächsten Mühle, Mehl für unsere Küche fassen.

Es war an einem Sommertag. Ich wartete in Reih und Glied mit meinen hünenhaften Russen und mit meinem Geßpann auf das Darankommen vor der Mühle. Die Mühle war im Besitze eines Juden, der nebenbei auch eine kleine Bauernwirtschaft betrieb. Im Hofe tummelte sich eine Schar Geflügel, unter ihnen eine Gruppe von fünf Enten.

Endlich kam ich an die Reihe, erhielt laut meiner Bestätigung das zugeteilte Quantum Mehl und war im Begriffe, die Stelle meines Wartens zu verlassen. Da erhob die Frau des Mühlenbesizers ein Lament. Aus ihrem polnischen Redeschwall entnahm ich, daß ihr eine Ente verschwun-

den ist. Und wirklich, da waren nicht mehr fünf, sondern nur vier Enten zu sehen. Eine hochnotpeinliche Untersuchung begann. Ein Wagen nach dem anderen wurde genauestens durchsucht, aber vergebens, die Ente kam nicht zum Vorschein. Zu meinem größten Ärger hatten der Müller und seine Frau auf meine beiden Russen und auf mein Geßpann ihren größten Verdacht. Wir mußten unseren Wagen wieder vollständig abladen und aufladen, aber umsonst, die Ente war nicht zu finden. Mit der unschuldigsten Miene und treuerherzigem Blick beteuerten meine beiden Russen ihre Unschuld, so daß ich, aufs höchste empört über einen solchen Verdacht, für sie Partei ergriff.

Mir ging die Sache mit der gestohlenen Ente nicht aus dem Kopfe und als wir nach Hause kamen, fragte ich die Russen vertraulich, ob sie wirklich nichts vom Verschwinden der Ente wissen. Erst als ich ihnen völlige Verschwiegenheit und Straffreiheit versprochen hatte, wiesen sie, mit ihren Augen schelmisch zwinkernd, auf ihre beiden Mäntel, die nachlässig auf die Ochsen unseres Geßpans ausgebreitet lagen. Und siehe da, im weiten Ärmel eines Mantels der Russen steckte verborgen die erdrosselte Ente des Müllers.

Sachliche Erledigung

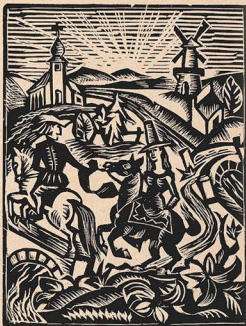
Der preußische Generalstabarzt v. Wiebel, der Leibarzt des geistvollen Königs Friedrich Wilhelm IV., hätte schrecklich gern noch einen Orden gehabt. Kurz vor einem Ordensfest befand er sich eines Tages beim König und dieser sagte beim Abschied: „Na adieu, lieber Wiebel; beim Ordensfest sehen wir uns ja wieder.“ „Da gehe ich nicht hin“, erwiderte Wiebel barsch. „Ich habe ja nicht gekriegt!“ „Wirklich?“ sagte der König, nahm die auf dem Tisch liegende Ordensliste und sah nach. „Wahrhaftig!“ rief er schließlich. „Sie stehen nicht drin! Na, da gratuliere ich. Da brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen.“

★

Jakob Binder, der berühmte Bassist des Kärntner-Theaters, war ebenso berühmt durch seine Kunst wie durch seine Grobheit. Als er einmal einem Theaterdirektor im Büro eines Theateragenten vorgestellt wurde, fragte ihn dieser nach seiner Stimmfarbe. Ergrimmte darüber, daß dieser noch nie seinen Namen gehört haben wollte, erwiderte er in seinem tiefsten Baß: „Tenor, Sö Ochsi!“ H. G.



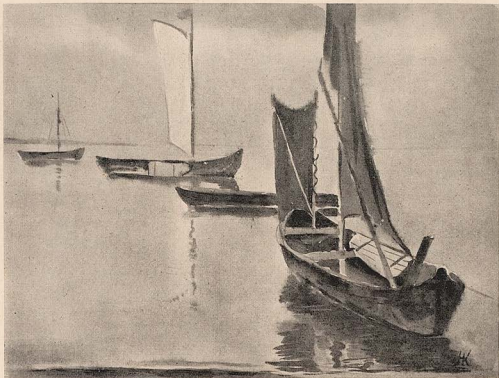
Versuchung



Spazierritt

Nach der Keller-Legende: „Die Jungfrau und der Teufel“

Von Th. Hochreiter



Sonntagsruhe

H. Kistler

Sommertag

Hat der Morgen seine Würde,
Lichterstrahlend rings im Moos,
Legt der Mittag seine Bürde
In der breiten Felder Schoß.

Rührt der Nachmittag mit leisen
Winden an des Waldes Saum,
Gleiten Abends süße Weisen
Trunken von dem großen Weltenbaum.

Andreas Berger

Morgenfrühe in der Stadt

Von Karl Gideon Gössle

Über Mauern, über Steinen
Schwadet Zwieli. Sterne blassen
Eines Säuglings schmerzlich Weinen
Schluchzt durch monotone Gassen.

Hinter Fenstern, dicht verhangen
Geistern letzte schwere Träume.
Aus den Weiten, nachtaufangen
Heben sich begrenzte Räume.

Langsam rötet sich der Osten.
Jäh ertrinkt die Stadt in Wonne:
Die betauten Dächer kosten
Lichtgeschenk und Glanz der Sonne.

Ich will

Dulde, leide! sagen Menschen,
Streite, kämpfe! sagt die Seele.
Ich will nicht, was jene wollen.
Kampf allein ich mir erwähle.

Ich will nicht dem Schicksal frohnen,
Ich will mir mein Glück erjagen,
Ich will nicht im Leid vergrämen,
Ich vertreib' es, ich will's wagen!

Ich will meine Wege gehen,
Fliege meine Seele, fliege!
Ich will kämpfen und will zeigen,
Daß ich will und daß ich siege!

Ilse Maria Aichinger

DIE PROBEPREDIGT

Von Heinrich Riedel

Predigtamtskandidat Palm kam spät abends — sein Zug hatte schlechten Anschluß — in dem großen Kirchdorf, wo er am morgigen Sonntag als Anwärter für die vakante Pfarrerstelle seine Probepredigt halten sollte, mit dem Wagen von dem drei Kilometer entfernten Bahnhof an, klopfte an die Tür des einzigen Gasthofs im Ort und ließ sich, ohne weitere Umstände zu machen, von dem Wirt in das vorausbestellte Zimmer führen.

Kaum hatte dieser die Tür von außen zugemacht, als Kandidat Palm erstaunt aufhorchte: Aus dem Nebenzimmer klang die laute Stimme eines Mannes, der eine Rede zu halten schien. Der Betreffende mußte seinen Eintritt überhört haben.

Der unfreiwillige Zuhörer brauchte keine zwei Minuten, um zu wissen, daß es sich bei dem einsamen Redner um seinen (wie ihm mitgeteilt worden war, ebenfalls für morgen zur Probepredigt bestellten, ihm ansonst jedoch unbekannten) Mitbewerber um die Pfarramtsstelle handelte, der seine Predigt memorierte. Jedes Wort war zu verstehen, denn die beiden Zimmer waren nur durch eine dünne Tür voneinander getrennt.

Interessiert folgte Palm dem Vortrag. Als er aber die Predigt bis zu Ende angehört hatte, mußte er sich sagen, daß sie viel besser sei als die, die er selbst zu halten gedachte. Sie besaß Schwung, Gedankentiefe, sie griff ans Herz.

Kandidat Palm erschrak. Seine Aussichten standen schlecht für morgen. Sehr schlecht.

Soeben fing der Unsichtbare im Nebenzimmer zum zweitenmal mit seiner Predigt an.

Palm grubelte sorgenvoll und mit aufgestört wachen Sinnen vor sich hin.

Da kam ihm plötzlich eine Idee..., die er zunächst unwirsch zurückdrängen wollte, die dann aber doch in Sekundenschnelle von ihm Besitz ergriff. Unwiderstehlich. Und Palm mußte sich ihr, so sehr er gegen sie ankämpfte, schließlich wie unter einem Zwang fügen.

Und nun tat er zunächst folgendes: er prägte sich — für sein vortreffliches Gedächtnis war er schon auf dem Seminar berühmt gewesen — die Predigt, die er immer noch weiter mit anhören mußte und die sein Gegenüber anscheinend erst kurz vor seiner Herkunft ausgearbeitet hatte, mit ein; und als der Vortragende endlich Schluß machte und zu Bett ging, konnte Kandidat Palm sie ebenfalls fast Wort für Wort auswendig. —

Feierlich läuteten die hellen Glocken am Sonntagmorgen. Von Flieder duftete die milde Luft. In der Kirche aber gab es keinen leeren Platz und viele standen in den Gängen, als der etwas rundliche Kandidat Palm, der als erster predigen sollte, mit einigermaßen unruhigen Schritten zur Kanzel emporstieg und seine Predigt hielt. Andächtig lauschte die Gemeinde und war, obwohl der Kandidat ein klein wenig unsicher und hier und da zu stocken schien, sichtlich befriedigt.

Auf der Bank bei den Kirchenältesten aber saß Kandidat Engelmänn. Bei den ersten Sätzen wäre er beinahe aufgesprungen. Denn, was er da hörte — er wußte nicht, ob er träume oder wache — war beinahe Wort für Wort seine eigene Predigt. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen.

Inzwischen redete Kandidat Palm eifrig weiter und Kandidat Engelmänn konnte fast auf die Minute berechnen, wann er zu Ende sein würde und wann er selbst dran käme.

Was tun? Eine andere Predigt frei zu halten, konnte er sich — in seiner Aufregung sehr begreiflich — nicht zutrauen. Die Gemeinde aufklären und einen Skandal herbeiführen, kam nicht in Betracht, abgesehen davon, daß ihm dies Begebnis zunächst selbst noch völlig unerklärbar war. Weggehen konnte er auch nicht. Er konnte überhaupt nichts, als auf die Kanzel gehen.

Und das tat er denn auch, als es soweit war. Halb mechanisch stieg er die kleine Treppe hinauf, langsam, um Zeit zu gewinnen. Aber einmal kam er ja doch oben an. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft — und fand doch keinen Ausweg.

Oben stützte er die Hände auf die Brüstung. Vor seinen Augen flimmerte es. Was tun? Irgend etwas mußte ja schließlich geschehen. Er mußte anfangen zu reden.

Und da — im gleichen Augenblick, als er, noch nicht recht wissend, was er sagen würde, den Mund öffnete — kam ihm der rettende Einfall. Es war aber gleichsam, als beföhle ein anderer seiner Zunge. Sein Körper straffte sich und mit wohl-tuend dunkelm Organ begann er: „Liebe Gemeinde... wir haben soeben eine so schöne Predigt gehört, daß ich nichts Besseres tun kann, als... sie noch einmal zu halten.“

Und dann hielt er seine eigene Predigt. Und da er sie doch noch etwas besser konnte als sein Vorgänger, da zudem seine Art zu predigen eine besondere Wärme und Eindringlichkeit ausströmte, so machte er einen ganz außerordentlichen Eindruck.

Die Gemeinde starrte mit immer größerer Verwunderung, aber auch mit stiller Ehrfurcht auf den gewinnenden, wahrhaft erstaunlichen Prediger. „Dat 's aber 'n Kirrl! De kann wat!“ sagten die Bauern. Und so wurde Kandidat Engelmänn noch am gleichen Tage zum Pfarrer erwählt.



Zitherspielerin

Aquarell von F. Gartz

Die Geschichte von dem Mann, dem der Papagai gehörte

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Papagai. Daß auf der Kommode des Mannes, dem der Papagai gehörte, auch noch ein Goldfischglas stand, und daß sich in dem Goldfischglas ein Goldfisch befand, fiel daneben kaum ins Gewicht. Denn die ganze Liebe des Mannes, dem der Papagai gehörte, gehörte dem Papagai.

Jeden Morgen stand der Mann vor dem Käfig des Papageis und sagte „Lora“. Dies sagte er eine Stunde lang, und nachdem er es eine Stunde lang gesagt hatte, zuckte er die Achseln und ging ins Büro. Denn der Papagai pflegte jeden Morgen im Verlauf dieser Stunde einmal den Schnabel aufzuklappen, zu blinzeln und ihn wieder zuzumachen.

So ging das hin. Es wurde Sommer, es wurde Herbst, Schnee fiel und der Wind ging um das Haus, es wurde wieder Sommer und wieder Herbst, und jeden Morgen stand der Mann, dem der Papagai gehörte, eine Stunde lang vor dem Käfig des Papageis und sagte „Lora“. Und jeden Morgen klappte der Papagai den Schnabel auf, blinzelte und klappte ihn wieder zu. Und jedesmal zuckte der Mann die Achseln und ging ins Büro.

Da geschah es eines Tages, daß der Mann, dem der Papagai gehörte, mit ganz besonderer Inbrunst „Lora“ sagte, und er sagte es nicht nur eine Stunde lang, sondern, weil es Sonntag war und er nicht ins Büro mußte, einundeinehalbe Stunde. Plötzlich begann der Goldfisch in dem Goldfischglas ärgerlich und nervös umherzuschwimmen, tat einen Sprung, steckte den Kopf aus dem Wasser und sagte mit ungeduldiger, wenn auch leiser Stimme: „Lora“. Da wunderte sich der Mann, zuckte die Achseln und ging beunruhigt ins Büro, obwohl es Sonntag war und er es gar nicht nötig hatte.

Seit diesem Tage änderte sich das Benehmen des Mannes, dem der Papagai gehörte, von Grund auf. Denn jeden Morgen stellte er sich nun vor das Goldfischglas, in dem der Goldfisch war, und sagte:

„Lora“. Dies sagte er eine Stunde lang, und nachdem er es eine Stunde lang gesagt hatte, zuckte er die Achseln und ging ins Büro.

So ging das hin. Eines Tages aber, als er wieder einmal mit ganz besonderer Inbrunst „Lora“ sagte, kroch hinter seinem Rücken der Papagai ärgerlich und nervös hin und her, klappte den Schnabel auf und sagte mit energischer, wenn auch gelangweilter Stimme: „Lora!“ Da drehte der Mann, dem der Papagai gehörte, sich um, startete den Papagai an und ging, ohne erst mit den Achseln zu zucken, verwirrt ins Büro.

An diesem Tage konnte der Mann, dem der Papagai gehörte, früher als gewöhnlich aus dem Büro nach Hause gehen, und er tat es auch. Als er sich seiner Wohnungstür näherte, hörte er daraus ein lautes, ja geradezu fröhliches Kreischen, Schelten und Reden. „Lora!“ rief der Papagai, und der Goldfisch antwortete: „Lora!“, und der Mann zählte wohl an die neunundsechzig Loraufe. Als er aber das Zimmer betrat, war alles still, und so blieb es auch am nächsten Morgen und am übernächsten Morgen und Wochen und Monate, und der Mann, dem der Papagai gehörte, gab es auf. Jeden Morgen stellte er sich stumm und traurig vor seine Tiere, redete kein Wort und ging still ins Büro.

Als er eines Tages wieder stumm und traurig vor seinen Tieren stand, öffnete der Papagai den Schnabel und sagte mitleidig: „Lora!“ Der Mann, dem der Papagai gehörte, schüttelte den Kopf, blickte den Papagai an und wollte es nicht glauben. Da steckte der Goldfisch den Kopf aus dem Wasser und sagte unmunternd und mit einem verständlichen Ton in der Stimme: „Lora!“ Der Mann drehte sich um, sah den Goldfisch mißtrauisch an und wollte es noch immer nicht glauben. Da schrie der Papagai mit seiner lautesten Stimme: „Lora!“ und der Goldfisch zirpte: „Lora!“ und der Mann tat den Mund auf und sagte mit selbigem Lächeln: „Lora!“ Und der Papagai rülpste und krächzte und schrie, und der Goldfisch plätscherte und piepste und ließ Bläschen steigen, und der Mann blies

„Lora!“ und freute sich. Plötzlich aber schrakten sie alle drei zusammen, verstummten und schämten sich sehr. Und damit nimmt die Geschichte von dem Mann, dem der Papagai gehörte, ihr vorläufiges Ende. G. G.

Tierfabeln

Die Hasen hielten hohes Gericht über den Hund. „Mir hat er zwei Weibchen und meinen Vater zu Tode gehetzt“, klagte ein Hase über den Hund. „Mir hat er die Mutter und ein Junges entrisen“, jammerte ein zweiter. Und so brachte ein Hase nach dem andern seine Beschwerden vor. Da sprach der hohe Gerichtshof: „Wir werden den blutrünstigen Köter, diesen Bösewicht, zum Tode verurteilen.“ „Bravo“, jubelten alle Hasen und waren vor Freude außer sich. „An den Galgen mit ihm, rädern, köpfen sollte man ihn!“ schrien sie alle durcheinander. Da erschien ein Hund auf der Bildfläche und alle Hasen ergriffen das Panier.

Ein Wolf stürzte in einen Teich und wäre beinahe ertrunken, wenn ihm das hilfreiche Schaf nicht ein Seil zugeworfen hätte. Der gerettete Wolf stürzte sich auf seinen Lebensretter und zerriß ihn. „Schade“, sagte der Wolf zu sich selbst, „daß ich gerade jetzt eines so großen Hunger gehabt habe, sonst hätte ich das Schaf bestimmt verschont.“ Eine Elster, die von einem Baume aus alles mitangesehen hatte, rief herab: „Wer den Todfeind rettet, der wird durch ihn vernichtet.“

Ein Hund saß auf einem Steine und weinte bitterlich. Eine Katze kam hinzu und fragte: „Warum weinst du?“ „Weil mein Herr heute gestorben ist“, gab der Hund zur Antwort. „Sei getrost, wirst schon einen andern Herrn bekommen“, sagte die Katze. Aber der Hund heulte weiter. Die Katze, die das Heulen nicht vertragen konnte, fragte ungeduldig: „Warum heulst du so sehr, was dein Herr so gut auf dich?“ „Das nicht“, gab der Hund zur Antwort, „aber ich fürchte, daß mein neuer Herr mich noch schlechter behandeln wird.“

Klischees Wieder
für Reproduktionszwecke
Bücher, Schallplatten
u. Zeichnungen
**Münchener
Klischee-Anstalt**
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Lest die
Jugend!

**Qualitäts-
Uhren**
München
MÜNCHEN SCHÜTZEN-STR. 9
BETIM (Hauptbahnhof)

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

**Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München**

Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63

Daunendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39,- RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilbühlstr. 35

SEEHAUS KLEINHESSELOHE

Die führende Gaststätte im Englischen
Garten in idyllischer Lage am See
Täglich nachmittags u. abends Konzert

Nach dem Aufstehen
vor dem Schlafengehen
Chlorodont

**HEINLOTH & Co. KDT-
GES.**
MÜNCHEN 2 NW • ANNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Die verkannte Luftschifferin

Die französische Luftschifferin Garnerin, die im vorigen Jahrhundert allbekannt war, kam auch nach Berlin, um hier vor einem großen Publikum mit ihrem Ballon aufzusteigen. Da ein sehr großer Andrang zu erwarten war, hatte man den Platz abgesperrt und Polizei herangezogen, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Als die Garnerin kam, sagte sie zu einem der Polizisten: „Laissez moi passer; je suis la Garnerin!“ (Lassen Sie mich durch; ich bin die Garnerin!) Der gute Mann lächelte überlegen und antwortete: „Ja, det gloob ick, det Sie gerne rin wollen! Aber ick darf niemand rin lassen, der nich bezahlt hat.“ W.

Der kluge Minister

Als dem mächtigen Herzog von Taileyrand, Fürsten von Benevent (1754—1838), die von dem Konsul Napoleon Bonaparte

ungeduldig erwartete Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens von Amiens, der am 25. März 1802 den Weltfrieden wiederherstellte, endlich überbracht wurde, steckte er das Dokument gelassen in die Tasche und begab sich, wie es gerade seine Absicht gewesen war, zu seinem Gebieter, um mit ihm die laufenden Geschäfte zu besprechen. Erst als diese erledigt waren, überreichte er es ihm mit den Worten: „Und hier habe ich noch eine gute Nachricht!“ Des Konsuls Augen leuchteten, als er den seinen Wünschen ganz entsprechenden Vertrag las, dann aber umwölbte sich seine Stirn, und er fragte ungnädig: „Warum haben Sie mir das nicht gleich gegeben?“ — „Weil Sie dann von nichts anderem mehr hätten hören wollen“, antwortete der Minister ruhig. W.

Anfangs der 60er Jahre war am Münchner Hoftheater Julius Straßmann als Schau-

spieler engagiert. Eine tüchtige Kraft, die nur einen Fehler hatte, nämlich durch die überstürzte Hast der Rede häufig die Worte zu verwechseln und damit die Mitspielenden in Verlegenheit zu bringen. So wurde einmal „Philippine Welser“ von Redwitz aufgeführt, in der Straßmann den in diese entbrannten Erzherzog Ferdinand von Österreich gab. Als die Szene kam, in der ihr der Erzherzog seine wahre — bisher verschwiegene — Herkunft enthüllt, stürzte er seiner Partnerin zu Füßen und rief, dabei in Verzückung den Vornamen seiner Rolle verwechselnd: „Ich bin, o erschrick nicht, Philippine, ich bin der Erzherzog Leopold!“ Die Darstellerin der Titelfigur weiß sich vor Verlegenheit nicht zu helfen, Extemporieren gehört nicht zu ihren starken Seiten, — endlich faßt sie sich und sagt zögernd: „So bist du also der Leopold, den das Volk seinen Ferdinand nennt!“, worauf die Münchner natürlich in helles Gelächter ausbrachen. H. G.



Affenstudie

Rheinen

1937 / JUGEND Nr. 27 / 6. Juli 1937

Monatsbezugspreis RM. 2.40

Verantwortlich für Schriftleitung: Fritz Maier-Hartmann, München; für Anzeigen: Karl Schilling, München / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, Tel. 27 682 / Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63 / Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa i. Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11 / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck strengstens verboten / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München / D.A. 1. Vj. 37 / 4700. Pfl. Nr. 3 / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten / Rücksendung erfolgt nur bei beigefügtem Porto / Postort München.

DIE LUSTIGE „JUGEND“



Der Protz

Rheinen

„Ihr Wagen hat doch sicher seine 10 000 Mark gekostet?“ — „Was heißt seine — meine!“

Die Vegetarier

Zwei Vegetarier gingen in ein Wiener Restaurant und wurden vom Kellner — wie üblich — begrüßt:

„A Schweinsbrat! wär no da, aber scho an wunderschöns Schweinsbrat!“

„Wir sind Vegetarier!“ lehnen die Herren ab.

„Woos san Sö?“

„Vegetarier! Wir essen kein Fleisch, nur Gemüse...“

Da geriet der brave Kellner in Saft.

„Was redt's denn so gschwölln daher!“ — knurrte er — „sagt's do glei, daß ka Göld habts!“

Gute Küche

Frau Schmid hatte Eierkuchen gebacken, nach einem neuen Rezept. Ungenießbare Eierkuchen, und Herr Schmid hatte sie wütend aus dem Fenster geworfen und ging dann ins Restaurant essen. Unten hielt ihn der Portier an:

„Herr Schmid! Sagen Sie doch Ihrer Frau, sie soll nicht Linoleum aus dem Fenster werfen!“

Die Aufklärung

Jack London, der sich stets in Geldnöten befindende Schriftsteller, wurde einst von einem Freunde gefragt, was denn eigentlich ein Wechsel sei. London entnahm seiner Tasche ein Wechselformular und sagte: „Schau her, das kostet 50 Cent. Und wenn ich nun meinen Namen darunter schreibe, dann ist es wertlos.“

Kindergeplauder

Kleiner Bub (im Bade): „Ach, Herr Meier, Sie können ja sehr gut schwimmen. Und dabei sagte noch gestern mein Vati, Sie halten sich so schwer über Wasser!“

„Komm, Emil, sei lieb — der Polizeimann kommt sonst.“

„Laß ihn man kommen — ich werde ihm schon erzählen, daß das Radio noch nicht bezahlt ist.“ (Vart Hem)

„Das ist doch merkwürdig, daß du so dunkel bist und deine Schwester so hell.“

„Nein, ich bin geboren, als meine Mutter ihre Haare noch nicht gebleicht hatte!“ (Politiken)

Besser gesagt

Frau: „Im nächsten Jahr feiern wir unser 25jähriges Ehejubiläum!“
Mann: „Na, sage nur lieber, dein 25jähriges Regierungsjubiläum!“

Schulisches

Es gibt Lehrer, die die Aufgabe haben, junge Mädchen in die offenen Geheimnisse der Mathematik einzuweihen. Zuweilen haben sie Erfolg.

Geometriestunde. Der Lehrer, Mathematiker seines Faches, zeichnet an die Wandtafel eine geometrische Figur, die er von seinen Schülerinnen in ähnlicher Weise nachgezeichnet haben möchte. Für die Aufforderung hierzu glückt ihm die Formulierung: „Lehnen Sie sich mit Ihrer Figur an die meine an!“

Bei seinem philologischen Kollegen scheint eine Schülerin selbst kurze Zeit vor der Abschlußprüfung nicht den nötigen Ernst für die Angelegenheiten der Schule aufzubringen. Sie erfährt deshalb folgende Zurechtweisung: „Sie brauchen noch zu lachen; Sie stehen ja dauernd mit einem Fuß im Durchfall.“

J U G E N D

SONDERNUMMER „TAG DER DEUTSCHEN KUNST“

PREIS 60 PFENNIG / MÜNCHEN / 1937 / NUMMER 28



Spitzenreiter des Festzuges

Welden

Ewiges Volk — ewige Kunst

Wenn wir heute die wunderbare Wiederauferstehung des deutschen Volkes erleben, so erleben wir damit auch die Wiederauferstehung der deutschen Kunst. Denn die Kunst ist der lebendige Bestandteil eines Volkes und somit das wahrhaftige Spiegelbild seines Innenlebens. Wenn sich die Kunst loslöst vom Pulsschlag des Volkes, wird sie unfähig ethische Werte zu zeugen. Nur der Künstler kann seine Aufgabe erfüllen, dessen Erkenntnis diese Wahrheit in ihrer ganzen Tragweite erfäßt.

Als das deutsche Volk uneinig und zerrissen war, maßte sich auch die Kunst an, sich von ihrem Volke loszusagen und ein selbständiges Eigenleben zu führen. Sie wurde dadurch aber das Zerrbild eines krankhaften Intellektualismus, artete in eine erschreckende Wiedergabe entwurzelten Geisteslebens aus und brach schließlich in sich selbst zusammen wie eine Pflanze, der man den Nährboden entzieht. Aber auch damals bewies sich das deutsche Volk als der sicherste Hort völkischer Kultur. Es lehnte diese Art von Kunst nicht nur ab, sondern stand ihr so fremd gegenüber, als betrachte es unverständliche Schriftzeichen einer anderen Welt.

Diese Zeit künstlerischer Verzerrungen war aber nur eine Episode in der Geschichte des deutschen Volkes. In erhabener Größe stehen die Werke volksverbundener, tausendjähriger deutscher Kunst vor uns. Ob wir das Reiterstandbild am Bamberger Dom oder die Gemälde der alten Meister betrachten, immer wieder erfäßt uns heilige Ehrfurcht vor dem künstlerischen Schaffen unserer Vorfahren. Bewertung und Maßstäbe des Lebens haben sich in diesen Jahrhunderten oftmals geändert, aber das Bekenntnis des Volkes zu den Werken seiner großen Künstler der Vergangenheit ist von immer wählender Dauer.

Große künstlerische Leistungen vermochten die Völker aber immer nur in den großen Zeiten ihres Lebens zu vollbringen. Wenn wir in diesen Tagen eine großartige Entfaltung deutscher Kunst erleben, so wollen wir unsere Herzen und Sinne zu dem Schönen und Edlen dieser Welt erheben, aber gleichzeitig erkennen, daß wir wieder Kinder einer großen Zeit geworden sind.

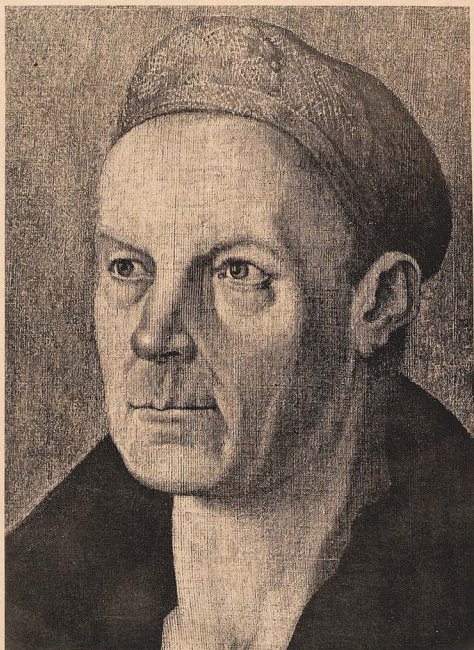
Heinz Maier-Hartmann.



Motto:

„Verachtet mir die Meister nicht“

HANS SACHS Meistersinger III. Akt



Jakob Fugger
von
Albrecht Dürer
(Alte Pinakothek München)

Kunstgenuß und Kunstverständnis

Aus dem Werke des Begründers der Jugend,

Dr. Gg. Girth: Wege zur Kunst.

Es ist gut, sich über die gründliche Verschiedenheit dieser beiden Begriffe klar zu werden.

Zum Kunstgenuß, zur Freude an menschlichen Gebilden, ist wohl jeder Mensch auch ohne besondere Vorbereitung befähigt. Aber freilich wird der in Kunstfachen gänzlich Unerfahrene sein Urteil nach anderen Anschauungen zurecht machen, als der Kunstverständige. Ja, es ist eine Beobachtung, daß mit zunehmendem Verständnis die Freude an manchen Dingen, die einem früher schön und gut erschienen, zerstört wird, und daß umgekehrt manches früher Unbeachtete oder gar Mißachtete höhere Bedeutung gewinnt. So stehen Kunstgenuß und Kunstverständnis in unserem Kingen nach Wahrheit sich in gewissem Sinne feindlich gegenüber; aber doch nur scheinbar, denn was wir auf der einen Seite an oberflächlichem Genuß verlieren, das gewinnen wir andererseits durch die Vertiefung unseres Interesses und der Genuß des Kunstfreundes erreicht endlich eine Höhe, von welcher aus er seinem ganzen Denken und fühlen eine neue Richtung gibt und tief innere Befriedigung verschafft. Nur wird sehr häufig übersehen, daß die Erwerbung der Kunstkennerchaft, selbst bei größter Begabung, eine gewisse Summe von ernstlichen Studien und fleißiges Nachdenken voraussetzt. Hierzu anzuerkennen, ist der Zweck der nachfolgenden Betrachtungen.

Was bedeutet uns überhaupt die Kunst? In welchem Verhältnis steht sie zur Natur?

Man sagt im allgemeinen wohl mit Recht, daß in jedem Kunstwerk Natürliches enthalten sein müsse. Indessen wird die Bedeutung der Kunst keineswegs durch die Wiedergabe der Natur, der Wirklichkeit erschöpft. Wäre dies so, dann müßten wir ja das stereoskopische Photogramm als allgerühmtes Spiegelbild der Natur jeder Zeichnung, jedem Gemälde vorziehen. Was uns am Kunstwerk als solchem in allererster Linie interessiert, das ist das Werk von Menschenhand, ist die außerordentliche, vielleicht unbegreifliche menschliche Leistung, in welcher wir gewissermaßen eine Offenbarung des Göttlichen erkennen. Es ist eine eigene Art von Freude und Bewunderung, die uns ergreift, ganz wesentlich verschieden von den Stimmungen, welche der Anblick der Natur, ihrer Bilder, und ihres Lebens in uns hervorruft. Sicherlich liegt etwas Egoistisches, eine gewisse Selbstbefriedigung in dieser Bewunderung, da wir uns sagen können: „das hat ein Mensch gemacht, — ein Mensch wie du“; aber wie das Streben des Künstlers selbst, Großes zu schaffen und dadurch seine Mitmenschen zu erfreuen, zum besten Teile idealen Ursprungs ist, so dürfen wir auch unser Interesse für sein Werk als eine der edelsten Regungen unseres Geschlechtes betrachten. Es ist der uralte prometheische Geist, der durch die Jahrhunderte in der Menschenbrust fortlebt, der, nie rastend, sich an das Höchste wagt und dessen wir alle uns teilhaftig machen, indem wir seinen berufenen Trägern von Geschlecht zu Geschlecht weihen unsere Guldigungen darbringen.

So begeistert uns, indem wir das Kunstwerk betrachten, vielmehr der Künstler, als die Natur, welche ihm Vorbild und Lehrerin war. Wie ihm die Natur nur Mittel zum Zweck, so ist sie uns nur Maßstab unseres Urteils. Freilich das vornehmste Mittel und der wichtigste Maßstab. Auch Prometheus wollte nur „Menschen“ bilden — aber eigenartig große Menschen nach seinem Sinn. Er hat die Schöpfung der Götter nicht zu verdrängen, nicht zu ersetzen vermocht — und heute bescheiden wir uns in die Einsicht, daß ihre vollendete Nachbildung überhaupt unerreicht ist. Wir nehmen gern mit einem guten Brauchstück der Natur vorlieb, wenn uns das Kunstwerk außerdem irgend etwas nach unseren menschlichen Begriffen Großes, Eigenartiges, Neues bietet — und bestände diese Zutat



Albrecht Dürer

Ausschnitt aus dem Flügels des
Paumgartner-Altars
(Alte Pinakothek München)

auch nur in der eigenartigen Auffassung irgend einer Wirklichkeit und der zur Darstellung erforderlichen Geschicklichkeit.

Eine mysteriöse Verschmelzung von Natur und Phantasie, von beobachtetem und eigenem Leben also ist es, welche uns aus dem Kunstwerke annahmt, sozusagen eine Wiedergeburt der Natur durch den Künstler. Zwei flüssige Zeugen

mögen dies erhärten, der Italiener **Leonardo da Vinci**, der vor fünfhundert Jahren seinen Traktat der Malerei geschrieben, und unser großer Landsmann **Albrecht Dürer** vor 360 Jahren.

Leonardo da Vinci sagt: „Bemerte, daß die vollkommene Führerin, welche man haben kann, das beste Steuer, die Triumphepforte des Zeichnens, das Studium der Natur ist. Es strebt dies vor allen anderen Mählern, diesem vertraue dich immer mit glühender Seele an.“ Und die Malerei nennt er „eine Kunst, welche zugleich mit der Ausführung der Hand Phantasie erfordert, um nie gesehene Dinge zu erfinden, indem man sie in die Güte des Natürlichen steckt und als wirklich vorstellt, was nicht vorhanden.“

Albrecht Dürer aber hat das Verhältnis der Kunst zur Natur in seiner tief sinnigen Weise prächtig so erklärt: „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie... Je genauer dein Werk dem Leben gemäß ist in seiner Gestalt, je besser es erscheint. Daraus ist beschloffen, daß kein Mensch aus eigenen Sinnen nimmermehr ein schönes Bildnis Forme machen, es sei denn, daß er davon durch vieles Nachbilden sein Gemüt vollgefaßt habe; das ist dann nicht mehr eigenes genannt, sondern überkommene und (von der Natur) gelernte Kunst geworden, die sich besamet, erwächst und ihres Geschlechtes Früchte bringt. Daraus wird der versammelte heimliche Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die *neue Kreatur*, die einer in seinem Herzen schafft in der Gestalt eines Dinges.“

So **Dürer** am Ende des III. Buches seiner Proportionslehre. Weiterhin sagt er: „Es geschieht auch, aber selten, daß einer durch große Erfahrung und lange Zeit in fleißiger Übung so sicher wird, daß er aus eigenem Verstand, den er mit großer Mühe erlangt hat, außerhalb seines Vorbildes etwas Besseres zu Werke bringt.“

Wir aber, die wir uns an jener „neuen Kreatur“ erfreuen, fühlen gewissermaßen in sichtbaren Strahlen die Begeisterung auf uns zurückstromen, mit welcher der Schöpfer des Werkes nach Leben und Wahrheit, nach natürlichem und überzeugendem Ausdruck gerungen hat.

Das ist der reine Kern allen und jeden Kunstgenusses. Und wer es versteht, dieser Kern aus den mancherlei Nebenbedeutungen herauszuschälen, die uns — mehr oder weniger anspruchsvoll und berückend — in fast jedem Kunstwerke entgegenreten, der ist auch schon auf dem besten Wege zum wahren Kunstverständnis.

Vor allem kommt es darauf an, bei der Betrachtung eines Kunstwerkes alles Nebensächliche auszuscheiden und uns über die Hauptfrage klar zu werden, welches Maß von künstlerischem Talent und Können zur Hervorbringung des Werkes erforderlich war? Wir dürfen uns nicht blenden lassen durch die bloße gute Abicht des Künstlers oder durch Sympathien, welche uns die Idee und der Gegenstand der Darstellung einflößen — ja nicht einmal durch gewisse naturalistische Scherze, wenn sie nur angebracht sind, um das sonstige Unvermögen des Urhebers zu beschönigen. Der Unerfahrene wird, je nach seinen persönlichen Empfindungen und Lebensanschauungen, leicht beirrt: der Fromme wird durch religiöse Beziehungen voreingenommen; die Nüchternen, die Humanität, die Freude am Sinnigen oder Poetischen, am Schwermütigen oder Lustigen, am Unheimlichen oder gar am Grausamen, am Humor und Satire verführt den einen oder anderen, über rein künstlerische Mängel sich hinwegzusetzen zu lassen.

Wie aber können wir am sichersten dazu, den eigentlichen Kunstwert von dem beirrenden Beiwerk zu unterscheiden?



Albrecht Dürer

Mittelbild des Paumgartner-Altars
(Alte Pinakothek München)

Alt Nürnberg

Unter dem alten Gemäuer

schlummert Vergessenheit,

Ruht aus das Festtagsgeläute

einer verfunkenen Zeit.

Und aus der Gassen Winkel

hörst du der Meister Schritt,

Wie sie des Abends lustwandeln,

ernst in Gespräche vertieft ...

fachwerkgiebel erzählen,

prägten Geschnisse mit.

Schon tauchen Rittergestalten

dicht an des Grabens Gefste,

Samten, im Mantel voll falten,

Degen blitzen im Schein.

Rossetrab hörst du verhallen,

Rufe durchdringen die Nacht

Und an den Toren Wachen

halten mit Fackeln die Wacht.

Eugenie Seifert

Zu diesen Fragen, zu Kunstbetrachtung und Kunstverständnis wird die „Jugend“ in regelmäßigen Aufsätzen Stellung nehmen.



A. Altdorfer

Bergige Landschaft

(Alte Pinakothek München)

Was ist deutsch an der deutschen Kunst?

Echte Kunst trägt die Merkmale des Künstlers, der sie schuf, des Bodens, auf dem sie gewachsen ist. Wer den deutschen Künstler beurteilen will, muß sich deshalb zuerst fragen: Was ist deutsch an ihm, und was unterscheidet ihn von den anderen?

Wohl kein Maler in der ganzen deutschen Kunstgeschichte mutet uns so deutsch an wie Albrecht Altdorfer. Als Italiener, Spanier, Franzose oder Engländer wäre er undenkbar. Dürers großes Kafensüß oder die Landschaften Cranachs stehen Altdorfer nahe; sie verraten die gleiche Liebe, das innige Sich-verkennen in die Natur.

Vor uns liegt Altdorfers Landschaft mit der Burg, vielleicht die erste Landschaft, die überhaupt um ihrer selbst willen ge-

malt wurde. Ohne menschliche oder vermenschlichte Handlung zu erzählen, läßt sie uns teilnehmen am Leben der Natur, am Atmen der Erde und der Pflanzenwelt, und am Spiel von Luft und Wolken. Eingebettet in diese grüne Welt mit ihren fernem und Höben liegt auch die feste Burg der Menschen. Diese Landschaft, mit allem, was darinnen ist, lebt!

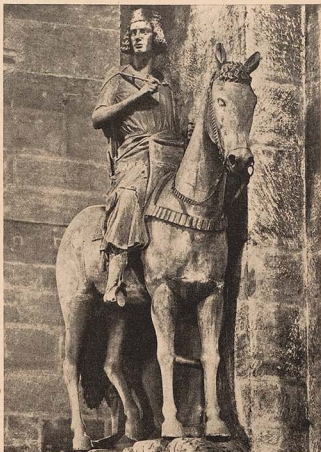
Ist es notwendig, einige hundert Kilometer durch die Landschaft zu rasen, oder Berge in Rekordzeit zu erklimmen, ohne rechts oder links zu schauen?

Altdorfer lehrt uns die Natur anders genießen: er lehrt uns sehen. Seine Landschaft hat ein Gesicht, wie seine Gesichter Landschaften sind. Sie wachsen uns ans Herz und werden uns vertraut. Jedes Blättchen, jeder Busch und jeder Baum hat sein vertrautes Antlitz.

Bei den Franzosen und Italienern ist

es die edle Form, die den Wert des Kunstwerks ausmacht. In der deutschen Kunst ist es die Seele, der Ausdruck, das liebevolle Sich-verkennen in die Natur. Es ist die schönste Gabe des Künstlers, daß er uns lehrt, mit offenen Augen durch die Natur zu gehen und ein Herz zu haben für alle ihre Schöpfungen. Nirgendwo ist diese Gabe so ausgeprägt wie in der deutschen Kunst, durch alle Jahrhunderte hindurch. Finden wir nicht bei Caspar David Friedrich, bei Kunge, Richter, Schwind und Spitzweg eine ähnliche Liebe zur Natur? Kommt es nicht auch hier auf die Qualität an und nicht auf die Quantität? Es kommt wirklich darauf an, daß wir Augen haben, um zu sehen, und daß wir das Gesehene empfinden. Besser als alle Worte zeigen die Bilder Albrecht Altdorfers, was deutsch ist in der deutschen Kunst.

2. X.



Bamberger Reiter

Der Reiter von Stein

Von Herta Luise Schember-Dresler

Im Dom zu Bamberg der Reiter,
Reglos, ein Steinmahnmal steht;
Doch wälzt die Welle sich weiter
Der Sage, die um ihn geht:

Wenn löschen des Lebens Lichter
Dem Lenker, dem anvertraut
das deutsche Schicksal, als Richter
Den Reiter er scheidend schaut,

Der ihn zum Gericht wird laden,
Des Hof schon aufscharrt die Erd'. —
Der zählt die schweigenden Taten
Der Worte Wahrheit und Wert

Und schlägt zuletzt mit dem Hammer
Aufs Herz ihn hart. „Aus dem Gaus,
Aus Deiner Verborgenheit Kammer,
Komm Seele, zu mir heraus!

Gast du in Worten und Taten,
Gedanken, Gedicht, durch das Schwert
Deutschland verleugnet, verraten — —
Zerstampf dich mein steinern Pferd.

„Ich führte Deutschland zum Siege,
Ich dient ihm in Schmach und Not,
Ich lag mit der Lüge im Kriege,
Ich hielt der Ehre Gebot.“

„Steig auf!“ Ruft der starre Richter.
„Dir schimmert Walhallas Saal!
Wer führt, muß Held sein und Dichter:
Heilig sind beide zumal.“

Die Schleier der Seele fallen:
„Ist's Walvater Wotan der spricht?
Hör Michaels Machtwort ich schallen,
Erzengel und Gottgesicht!“

„Zweifach bin ich im All-Einen:
Germanisch Gebild und Gebet.
Als Gottheit werd ich erscheinen,
Als Sturm, der durch Deutschland weht.

Als Rächer, Richter und Retter
Treib ich das Triebwerk der Zeit
Durch sanften Anhauch, durch Wetter
Wegweiser zur Ewigkeit.“

Der führenden Geister viele
Gebiert Deutschlands Muttertschoß.
Sie tragen, Zeiger zum Ziele,
Verkannter Könige Los.

Und haben ein liches Wissen
Von ihrer Berufung Gewicht.
Gewissen heißt „flage bisßen
Noch ehe der Reiter in Sicht!“

Konrad Dreher erzählt . . .

Mit Ganghofer bin ich nicht nur als Freund und Vertreter seiner komischen Rollen im „Gergottschmüger“ und „Prozeßhandel“ viel zusammengekommen, sondern habe ihn auch als Weidmann und Kunstschützer auf unseren Jagdausflügen rühmlichst kennen gelernt. Er hat auch wieder nach altem Mäpfer die Falkenjagd betrieben, indem er mit einem von ihm deservierten Falken auf wilde Enten jagte.

Die meisten meiner Jugendfreunde hatte ich in Maler- und Bildhauerkreisen, was die Illustrationen dieses Buches zur Genüge bekräftigen. Ich nenne nur Lenbach, Stuck, Defregger und Grüniger, Walder, Brädl, Nachreiner, Friedrich von Thiersch, Remendy, Ludwig Anaua, Gulbranson, Thöny, Arnold, Ulbrde, Engl, Piglbein, Walther Jierle, Papperitz, Gengeler, Trübner, Rudolf Seig, Kunz Mayer, Karl Gaiber, Kossuth, J. A. von Kaulbach, Hermann Kaulbach, Garburger, Sambrger, Waffel, Oberländer, Gabermann, mit denen Namen ich eine große Münchener Kunstperiode aufgezählt habe, die mir um so wertvoller erscheint, als ich sie selbst miterleben durfte.

Lenbach stand an der Spitze der Gesellschaft Allotria, eine Regierung des Münchener Kunststaates, dessen Würdenträger die oben genannten Namen einschließen. — Jetzt, wie sie in dieser Gesellschaft zu Ehren einzelner Mitglieder gefeiert wurden, dürfen in der Welt einzig dastehen. So die Gabriel-Seidlfeier, das Oberländer-Jubiläum, die Franz-Jischer-Festlichkeit etc. waren mit solviel Geschmack und Humor veranstaltet, wie sie eben nur in ersten Künstlerkreisen Münchens geboten werden können. Jedes Mitglied, vom ersten Künstler bis zum bescheidensten Gäste, trug sein Teil dazu bei. Da war mit billigen Mitteln an Ausstattung das Gabelhafte bereigestellt; im Orchester wirkten die ersten Virtuosen des Hofopertheaters, am Klavier saß Fischer, J. A. von Kaulbach, von Stuck, Gengeler und Exter illustrierten die Festschriften, Schwabenmayer dichtete Prolog und Festspiele und alles wirkte in den Gelegenheitsformiden mit, was Humor, Organ, Arm und Bein hatte. Jedoch der Impuls zu allem war immer wieder Lenbach, dem es nicht zuviel war, um einen Künstler für eine solche Idee zu gewinnen, denselben als Entschädigung umsonst zu malen. Die Allotria war der Münchener Engpass, den alle Leute mit interessanten Namen passieren mußten und viele hat man dort für gute künstlerische Bestrebungen begeistert und gewonnen.

Diese Künstlerwelt war frei von jeder niederen Spekulation und Intrigue! Wieviel Gutes hat gerade Lenbach von und durch die Allotria auch an armen Kollegen getan! Lenbach mit seinem schlagenden Witz dort sprechen zu hören, war schon allein ein unzahlbarer Genuß. Wie ehrlich er auch in seiner patriotischen Treue war, beweist, daß, als ihn einmal ein höherer Berliner Hofbeamter überzeugen wollte, die Entlassung Bismarcks hätte doch eine gewisse Berechtigung, er nur erwiderte: „Lieber Freund, mich können Sie nicht umstimmen! Sagen Sie nur Ihrem Herrn: er ist, seit er den Bismarck so schlecht behandelt hat, bei mir in Ungnade!“

Noch ein Beweis von Lenbachs Gergenzgüte. In der Zeit, als ich von ihm porträtiert wurde, brachte ich einmal für Lenbach eine der schönsten Forellen, die ich je in meinem Fischwasser gefangen. Lenbach war so entzückt von der Schönheit dieses großen Tieres, daß er es sofort mit einigen Pinselfrichen fixierte. Am meisten war sein alter Atelierdiener vom Anblick der Forelle begeistert und zwar so, daß Lenbach plötzlich zu mir sagte: „Nicht wahr, Du bist mir nicht böse, wenn ich den Fisch dem guten alten Kerl schenke, denn der hat so was doch noch nie in seinem Leben gegessen.“ Befragt, getan und wir speisten abends in der Allotria

zwei Kalbshayen, ein Lieblingsgericht Lenbachs. Jeden Abend wurde in der Allotria ein gemüthlich Tarock gespielt. War ein neuer Gaß zugegen, der nicht an diesem Spiel teilnehmen konnte, wurde er von Lenbach mit folgenden Worten begrüßt: „Schade, daß Sie nicht tarocken können, den Fehler müssen Sie sich abgewöhnen!“ Dann überließ man den Fremdling den nichtspielenden Mitgliebern.

Defregger

Franz von Defregger hat mich schon als Anfänger der Schauspielkunst gastlich in seinem Heim aufgenommen und ist mir bis zu seinem Tode ein treuer Gönner und Freund geblieben!

Die Kunstwerke dieses populärsten Künstlers sind das, was die Volkssoliden in der Musik. Dieser edle, herrliche Mann hat wohl keinen armen Landsmann oder Kollegen unbefehnt von der Türe gewiesen und keinen Volksfahrtsabazur vorübergehen lassen, den er nicht mit einem seiner Bilder oder Skizzen bereicherte. Bis zu seinem 84. Jahre erfreute sich Defregger der besten Gesundheit und nur eine Augenentzündung dämmte seine noch immer jugendliche Schaffensfreudigkeit ein. Was er durch seine lebenswürdige Kunst der Menschheit in allen Erdteilen gegeben und in welch sympathischer Form er seine Tiroler Landsleute überall einführte, das weiß die ganze Welt. Treu war er seinen Münchnern und seinen Tirolern. Wer von seinen Landeleuten einen Kummer hatte, kam zu ihm. Ein armer Tiroler Bildschmüger besuchte ihn einmal und brachte einen sehr reichgeschmückten Rahmen mit, der dem Künstler sehr gefiel. „Den soll ich wohl kaufen! Und was soll er denn kosten?“ fragte der Meister den Landsmann. „Na“, sagte der andere, „dös möcht i net verlangen, dös war a bißel z' feck. Der Rahmen hat mir Arbeit gemacht und ischt halt a decentwegen woltern a bißel hoch im Preis und deswegen Form i cabm a so schwer verkaufen. Und da hab i mir denn: wenn Du mir a floans Bild einemoln tatst, nachher kumt i cabm doch ender anbringen!“ Defregger ließ sich nun den Preis nennen und zahlte den Rahmen über die Forderung, indem er sagte: „Zent muß i halt schau'n, daß i ihn anbring, wenn i a Bild einmal!“

Der Kunsthandel

Nachdem in der Zeit der gegenwärtigen Inflation die Verdienstmöglichkeiten immer geringer, die Kaufkraft immer schwächer und die Lebensmöglichkeiten immer teurer wurden, mußte man versuchen, das papierne Dasein auf irgendeine Weise erträglich zu gestalten. Fast jeder Deutsche hat ein ungemein ausgebildetes Anpassungsvermögen, das einzige Vermögen, das man uns noch gelassen hat, so auch ich, der ich immer zu raschen Entschlüssen geneigt war; aber damals war es doch eine Kunst, rasch zu handeln und so habe ich mich der Zeit angepaßt und einen Kunsthandel angefangen, das heißt ich habe anfangs alles, was noch an Bildern und Kunstgegenständen meine Zimmer und Wände schmückte, verkauft und als ich bald einsah, daß alle Stricke gerissen waren und ich nicht einmal einen solchen erwerben konnte, um mich, ohne Kala- und Weinbrauchgefahren, selbst am letzten leeren Tagel aufzuhängen, so entschloß ich mich endlich, nach berühmten Kunsthandelsmaximen mit meinem schlechten Geld gute Elgemälde zu erwerben, um sie mit der fallenden Valuta, scheinbar steigend zu verwerten. — So kam ich eines Tages an einen kleinen Bilderladen, in dessen Auslage ein reizendes Kunstwerk: „Die Regeln“ von Hugo Kaufmann ausgestellt war. Ich erwarb nach kurzem Bedenken das Bild um den Preis

*) Mit febl. Genehmigung des Verlages Knorr & Sirth München aus dem Buch: Konrad Dreher, Abreißkalender meines Lebens.



Christof Fugger

Chr. Amberger

von 25 000 Mark und fuhr im Triumph mit meinen Kegelbrüdern nach Hause. Zufällig war gerade mein Freund Dr. Dangel von Frankfurt bei mir zu Besuch. — Große Begeisterung über meinen Erwerb und leidenschaftlicher Vorschlag, das Bild zu der nächsten großen Dangel-Auktion nach Frankfurt zu bringen, welche schon in ein paar Tagen stattfand. — Rasch entschlossen fuhr ich mit dem Gemälde nach Frankfurt, das Bild kam zur Auktion und wurde schon mit 50 000 Mark zum Aufwurf gebracht, es ging auf 60, 70, 80, auf 100 000 Mark, auf ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, achthunderttausend Mark und dann gleich auf eine Million Mark; den glück-

lichen Steigerer traf der Zu- und mich beinahe der Gehirnschlag ... ich konnte nach der Auktion nur noch den Auktionator fragen: „Wie hoch ist's gegangen?“ „Auf eine Million!“ war die Antwort. „Wann bekomme ich das Geld?“ fragte ich. — „Morgen! — aber bringen Sie einen großen Sandkoffer mit, da wir nur Hunderter und noch kleinere Marktscheine haben.“ Ich murmelte nur immer: „Eine Million!“, kaufte mir dann einen geräumigen Mäblerhandkoffer und ließ mir denselben am nächsten Tag mit Dangel'schen Bankscheinpaketen ausfüllen. Mit meinem Mammon fuhr ich zum Telegraphenamt und depechierte meiner Frau: „Ausgeforgt. Stopp — habe unglaublichen Er-

los erzielt. Konrad.“ Leider mußte ich noch wegen eines anderen kleinen Geschäftes in Würzburg übernachten. — Den Geldkoffer hatte ich noch nicht einen Moment aus der Hand gelassen. Zum Telegraphenamt, zur Bahn, zum Würburger Hotel, in den dortigen Katseller, selbst auf die diskretesten Orte begleitete mich mein neuverworbener Reichtum. — In München angekommen, mit Auto und meinem Koffer nach der Wohnung — Umarmung meiner Gattin, indem ich ihr ins Ohr flüsterte: „Eine Million! Wir haben eine Million!“ Alle Türen wurden hermetisch verschlossen. Wir waren drei Tage für niemand zu sprechen, denn so lange währt der Kassensturz und die Banknotensichtung, und als ich dann den Betrag zur Bank brachte, erfuhr ich, daß inzwischen der Wert meines eingelieferten Kassenvermögens sich um tausendfache verringert hatte und mir vom ganzen Geschäft nichts übrig blieb als der unzerbrechliche Mädelkoffer, denn die Million Mark, die ich zu buchen hatte, vorausgab ich für Wagen, Hotel und Bahnfahrten. — Ich, der schlechte Kaufmann, hatte den guten Kaufmann einfach beigegeben. — So ging's immer weiter und nachdem ich fast mein letztes Wertobjekt abgegeben, kam noch eine mörderische Krankheit über mich, die mich fünf Monate lang ans Bett fesselte und während der ich nur Strydinin und Morphium eingenommen habe! Nachdem ich mich erholte, gab's wieder Stabilität, auch in meiner Lebenskraft, so wie den Segen des Himmels, der mich so weit gefunden ließ, daß ich meinem Genuß und meinem Beruf wieder folgen konnte. Mein Kunstbambel nahm nun andere Formen an. Und die Bilder, die ich von der Bühne aus präsentierte, sind erfolg- und ertragreicher als meine ganze ehemalige Handelskraft.

Dom Mühlkoppn zu den Salmoniden

Von der Gemeinheit zur Feinheit

Schon als kleiner Junge war ich ein leidenschaftlicher Angler, das heißt, was ich nicht mit der Angel erwischen konnte, das holte ich mit der Hand oder mit einem Gabelstich aus Bach und See, so da waren Mühlkoppn, Grundeln, Kotsaugen, Pfeillen oder Aalraupen, und begründete schon vor 57 Jahren damit in Prien am Chiemsee meine Studien über Fischfang und Angelmethoden, was mir später namentlich bei Anschaffung von Köderfischen sehr zu statten kam. Doch hatte ich auch schon damals meine Leidenschaft auf größere Fischarten ausgedehnt und dabei im Chiemsee vermittels eines Drei-Pennig-Gakens und einer Spagatschnur, mit Umgebung aller Fischrechte, einen Schied von ungefähr fünf Pfund aus einem Bachhüttchen entführte, woselbst der Kapsje sich ebenso unberechtigt badete, als ich beim Angelsport huldigte! — Es war noch ein Bube von Prien bei der Landung des Fisches mitbeteiligt. Er wollte mir anfangs den Silberfisch abnehmen, als er aber sah, daß der Zepherfisch am Strand entlang wandelte, steckte er mir die Beute unter meine Joppe, die ich fest zuknöpfte und dann mich in gelinden Trab setzte! Da ich von fern auslief wie eine Wasserfäule, indem mir der fischschwanz zwischen den Beinen unter der Joppe herauswedelte, wurde der Seepächter aufmerkiam und rannte mir mit dem ermunternden Ausruf: „Lassbus, dreckata! Wennst wieder Fisch stiehlst, na fang“ an Kürzen oder jagt an längern Janter o“, nach. Ich versprach dies auch künftig zu befolgen, ließ aber seitwärts in die Büsche und gelangte unbehelligt mit meinem schweren Gang und Herzen bei meiner Mutter an, die meinen sauer erworbenen Fischzug ablehnte und ihn dem allein berechtigten Zepherfischer zuwies. Der Fluss, der in diesem ersten Schiedsgericht lag, bat mich das ganze Fischereileben hindurch verfolgt und niemals hatte ich den rechten Genuß, wenn ich eine außerordentliche Fischgröße aus den Wellen zog.

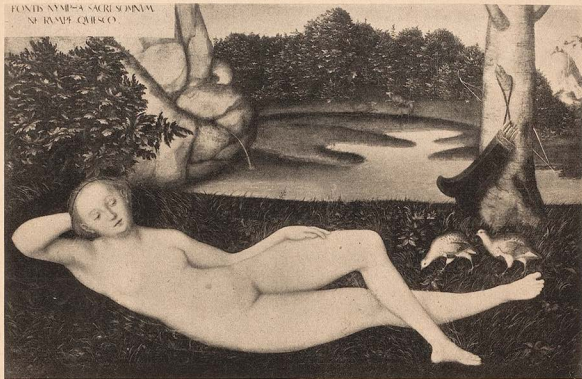
Nachdem ich menschlich und fütterlich heranwuchs, hatte ich auch des öfteren Gelegenheit bei guten Freunden meiner Anglerleidenschaft zu obliegen. So auch bei dem Vesinger großer Karpfenweiber in der Nähe von Ebersberg. Dieser wettete mit

mir, daß ich mit der Angel keinen guten Karpfen ans Land brächte, welche Wette ich sofort annahm, worauf ich mit einer Gabelnspitze und Wurangel zum Weiber zog. — Es war etwas Gewitterstimmung und die Karpfen schältenen ermutigend über die Wasserfläche. Die Ufer des Teiches waren allerdings etwas feil, mit Weidenfaschinen aufgedämmt, aber mit Geduld und Überlegung ließ ich alle Hindernisse zu überwinden und so hatte ich schon nach ein paar Minuten einen Kapitalen an der Angel und er war so gut veranfert, daß er trotz aller Sträubens nicht loskam. Um ihn aber sicher zu landen, legte ich mich am Ufer auf den Bauch und suchte, da ich kein Ausfangnetz und keinen Landungshafen zur Hand hatte, den Spiegelfischer mit einem fähigen Griff zu erfassen und seinem Element zu entreißen. Gefagt, getan, ich beuge mich weitmöglichst vor, ziehe den Gefangenen heran, ein Griff hinter die Kiemen, das Ufer senkt sich und ich liege mit dem Karpfen, der abgebrochenen Gerte und einem gurgelnden Geräusch in den Fluten. Ganz zog er mich, halb sank ich hin und er war nicht mehr zu sehen. — Bis ich wieder dem Teich entgingen war, setzte ein Plagregen ein und so konnte ich mein nasses Abenteuer etwas verfrühen und hatte wenigstens vom Schaden der verlorenen Wette nicht noch den Spott für meinen Fehlsprung zu besorgen! —

Das dritte Abenteuer bewegt sich auf dem Gebiet der Salmonidenfischerei. Ich hatte den verlorenen Bach bei Gletschhausen gepachtet. Die forellen waren zahlreich, fett und im Fleischstich (als echte Moosforellen) rosafrucht angelaucht wie die Rheinlachsje. — Ich hatte damals auch einen Kompagnon, d. h. einen Mühlpächter, den dort ansässigen Müller, der alle üble Nachrede der Wasserwerkfinhaber zu Schanden machte, denn er war der größte Zeger des Fischwassers, den ich je getroffen habe. Er hatte nur einen Fehler, daß er eine fabelhafte Vorliebe für große forellen hatte. — So hegte er im Mühlhauß seit Jahren eine forelle von märchenhafter Größe und er erinnerte mich jedesmal, wenn ich zum fischen ging, daran, diese seine alte Freundin zu schonen. — Obwohl ich ihn darauf aufmerkiam machte, daß diese gefrässige Matrone ein großer Schädling für das Wasser sei, so blieb er doch dabei, daß der Anblick dieser Riesin seine größte Freude wäre. — Ich vermied, soviel wie möglich, das Bereich des Mühlhaußes und so trübte keine Meinungsverschiedenheit unsere wirklich herzliche Freundschaft. —

Doch nichts dauert ewig und so kam es, daß ich an einem Gewittertag mit Gabelschlag nur in gedekter Stellung am Kaskafen der Mühle anlag und nachdem ich noch keinen Biß zu verzeichnen hatte, gab es auf einmal meiner Schnur einen Kuß, daß ich glaube, ich hätte mich am Mühlrad verhängt. Nachdem beinahe die ganze Schnur im Mühlhauß verschwand, begann ich doch, in der schätersnen Hoffnung mein Angeltzug zu retten, meinen Gabel aufzurollen. Die Schnur spannt sich, läuft wieder davon, gibt wieder nach und so erscheint nach vielen Mühlseitigkeiten ein Brofobilsraden an der Oberfläche. Ich flichte zum bl. Petrus, daß er jetzt entweder den Fisch loslösen oder den Müller in weite fernen versenken möge. Und da der erste Wunsch sich nicht erfüllte, zog ich mein „Petri Heil“ aus Land und nachdem ich gesehen, daß der Gabel nur mit Lebensgefahr der armen Verbliebenen zu entfernen war, endete ich durch ein paar narfotische Schläge mit einem Golschheit das Räuberleben dieser Schugbeholdenen. — In dem Augenblick aber, als ich sie in meinem Kuckack verschwinden lassen wollte, der Fischkorb hieß für so klein, ertönte von oben der Ruf: „Teßas! Teßas! jagt hot er s' scho! Jagt hot er s' scho!“ Ich wollte ihm die forelle überlassen, doch er nahm sie nicht, ebensowenig er die Hand der Verschöpfung nahm, die ich ihm zum Abschied hinreckte. — Bald darauf habe ich das Dachverhältnis gelöst, denn die reine Fischerei fand ich nicht mehr im verlorenen Bach und den dazugehörigen Nebenquellen. — Das fischjohannstrum selbst nahm ich mit nach München und da ich gerade Strohwinter war, brachte ich das Prachtexemplar zu meinem Freunde Franz von Renab, der es in der Begeisterung gleich porträtierte und es seinem Atelierdiener schenkte.

Ich dachte noch lange nach über die Großmut des edelsten aller



Diana (Sammlung Schloß Rohonec)

Lucas Cranach d. Ä.

Meister und auch über den Fluch, der mich seit meiner Jugend bei großen Fischereereignissen verfolgte. —

Vierter Fall: Heute noch bin ich der Inhaber eines netten kleinen Forellenwassers bei Schliersee, genannt Leitnergraben. — Ein reizend malerisches Wasser, mit fast hundert kleinen und größeren Wasserfällen, mit Gumpen, Überschwemmungs- und Austrocknungsperioden, mit einer Zuleitung von Waschhausabflüssen, Gineinwurf von Buchenabfällen, abgedankten Fahrrädern, zerbrochenen Tag- und Nachtläusen und der Abwasser-Rohrverbindungen mit einer noch zu bohrenden Jodquelle, welcher Umstand mich schon auf die Idee brachte, daß die Fische im Leitnergraben durch den Genuß des durchsickernden Jods eine Entfettungskur anstreben. Ich hatte zwar, wenn ich jedes Jahr eine Anzahl Fische aussetzte, immer noch ganz nette Flugangelresultate zu verzeichnen. — „Fein, aber klein!“ heißt es hier und so kann ich sagen, daß ich die vielen Jahre meines Pächtertrages fast noch nicht einen Fisch gefangen, der die Schwere eines Pfundes erreicht hätte. Ein Drittel der Gefangenen fliegt jedesmal zurück in die Flut. Aber das Fischen selbst macht mir Freude und da das Wasser kaum zwei Minuten von meinem Anwesen entfernt ist, kann ich mir jede günstige Stunde zunutze machen. — Auch füttere ich in meinem Fischbrunnen immer eine gewisse Anzahl dieser reizenden Tiere und wenn ich, mit Winteranfang, mein Landhaus schließe, übersiedle ich die Fischbrunnensjünglinge wieder in die alte Leitnergrabenheimat. — Doch auch hier bewährte sich wieder das Sprichwort: „Keine Regel ohne Ausnahme“.

Als ich vor drei Jahren, an einem für die Fischerei gänzlich ungeeigneten Ostwindtag, meine Fluggerte, nur der Übung halber in Bewegung setzte und ein paar der gewöhnlichen kleinen Exemplare gefangen hatte, stieg plötzlich eine für diese Gegend

unerwartet große Forelle nach der Mücke, sieht sie an, packt sie ganz gemächlich und wird dann von mir ebenso gemächlich aufgehoben und ans Land gebracht. — Ich habe mir für die Größenverhältnisse der Forellen des Leitnergrabens einen blechernen Fischbiederer kommen lassen, das beste, was ich zum Lebenderhalten der Fische kenne. Vogt in Breslau ist der Fabrikant, der leider, soviel ich weiß, nur die eine Form herstellt, die sonst aber im allgemeinen etwas zu klein sein dürfte. — Nur mit der größten Mühe habe ich die Forelle durch den Mitteldeckel in das Läger gebracht, aber dann schien sich die hineingedrückte ganz wohl zu befinden, denn verschiedene Bewegungen des Käfels und Anschläge an die Blechwände sprachen für die Munterkeit der Gefangenen.

Ich stellte das Fäsl ab, um mein Glück im Wurf noch weiter zu versuchen. Noch muß ich erwähnen, daß die Ufer des Leitnergrabens meist eine gegen das Wasser abfallende schiefe Ebene bilden, die zur Freude aller Aniehdöler mit zwei Fuß hohen Brennsteinen und Duffeln bewachsen sind. Als ich nun einige Würfe unternommen, sehe ich plötzlich, wie sich die Brennsteinen bewegen, ich höre die Blechhülle klingen und sehe noch, ehe ich zurückeilen konnte, daß sich das Fäsllein kugelförmig dem Ufertrand nähert, der Deckel öffnet sich, das Wasser rinnt und in dem Augenblick, als ich nach dem Läger greifen will, springt die Ungewöhnliche im weiten Bogen in die Wellen.

Die Forelle steht einen Moment ebenso starr wie ich, nur sie im Wasser, ich am Land, und dann verzieht sie sich unter die schützende Dachverbaumung! — In meinem Horn habe ich dann die anderen Forellen nachgeworfen! Ich habe fernerhin jede Einladung auf umfangreiche Fischunternehmungen abgelehnt (so auch nach Kanada!)

Noch ein kleines Anglererlebnis: Als ich noch Pächter des



Sebastian-Altar, die hl. Elisabeth

W. Holtheim d. Ä.

(Alte Pinakothek München)

Spigingssees und der roten Valsepp bei der Wurzhütte war, hatte ich gegen meine sonstige Gewohnheit auch größere Fichte und Forellen mit der Angel aus diesen Gebirgsbächen gezogen. Ich hatte damals auch eine Unterkunftshütte auf der idyllischen Zalb-
insel des Sees erbaut. — Diese Sportsidylle dauerte jedoch nur bis in die Periode der Revolution und Käseregierung, weil mir dann die Rückfischpartakissen mein Pachtrecht freitig machten und die Güte so oft aufsprenkten und ausleerten, daß ich mich veranlaßt sah, ein Plakat an der Güttentüre zu befestigen mit der Inschrift: „An die geehrten Herren Einbrecher! Bitte sich nicht mehr zu bemühen, ich habe die Güte selbst ausgeräumt!“ — Als ich es einmal doch wagte, mich persönlich von der Entvölk-
rung meines Forellenwassers zu überzeugen, bemerkte ich einen

der Bahnarbeiter, der eben badend splitternackt im Wasser wan-
delte und die Uferlöcher nach Forellen absfondierte. Als er eben eine solche erwischte und ans Ufer warf, rief ich ihm zu: „Ja Sie! was machen Sie denn da? Das ist doch mein Fischwasser!“ „So“, sagte er, „lagt härt' i Lahna bald gar net kennt, Herr Dreher, ja wie geh'ts denn?“ „Ja net b'fonders“, sagte ich, „aber bei Ihnen scheint's net schlecht zu geh'n, so viel ich da seh'!“ — „Na wißen S“, sagte er, „in dem Wasser san so viel Fisch, daß ma gar koan Platz zum Baden hat, da mußt ma halt do oanige nauswerfen!“ — „Er lachte, ich lachte und erwiderte nur noch: „Ja, da konntst freilich sonst nix mach'n.“ — Nahm die Forelle und entfernte mich, um mir etwaige Vorwürfe des
Fischfischers zu ersparen. —

AM ZIELE

Von Alexander Blum

Leicht ansteigend, führt eine breite gepflegte Straße zu der Anhöhe empor — einem Punkte —, von dem aus sich dem Beschauer der schönste Rundblick über Rio de Janeiro, den Gassenanlagen und die infelndiehe Bai bietet.

Ein prächtiger sonnendurchlichter Tag ging zur Neige. Noch leuchtete der Himmel und das Meer in warmer Bläue. Langsam verfanf der Sonnenball am Horizonte und gleich einem flimmernden Wunder lag unten die Stadt, die Häuser eingebettet in Gärten von tropischer Pracht. Wie flüssiges Gold erstrahlte noch einmal das Meer, in dessen mächtigen Spiegel die Sonne ihre letzten Blicke warf und ein Segelboot eilte gleich einem aufgeschreckten Vogel mit weißen Schwingen darüber hinweg. Allmählich wurde es dunkel, juckten unten in den Gassen Lichter auf und reibten sich alsbald auch in den Straßenzügen wie leuchtende Perlenkugeln schnell aneinander. Schönenhaft hoben sich die Berge Corcovado und der Pao de Aucar vom Himmel ab. Leicht und majestätisch wiegen in den Gärten die Königspalmen ihre Häupter, vom sanften Winde bewegt, der vom Meere her über das Land strich.

Auf dieser Anhöhe, nahe der Straße, faß auf einem großen Stein ein älterer Mann. Einfach war seine Kleidung. Seinen Kopf bedeckte ein breitkrempiger verbeulter Hut, der ansehnend wie sein Träger bereits viele von Regengüssen begleitete Stürme, wie auch sengende Tropenhitze ertragen mußte. Etliche furchen meistete schon das Leben diesem Manne in sein Gesicht — Runen —, die von durchgemachtem Kummer, Sorge und Entbehrung dieses Menschen Zeugnis ablegten. Der graue Spitzbart, den er trug, eroberte den Eindruck von Trost, den er oft bewies, wenn es galt, sich im Lebenskampfe zu bewahren.

Geraume Zeit faß schon Kröger auf dem Stein in gebückter Haltung, die Arme auf den Schenkeln ruhend und die Hände zwischen den Knien gefaltet. Und während er auf die bereits im vollen Lichterglanz erstrahlende Stadt hinunterblickte, kolkerte langsam eine Träne nach der anderen über seine Wangen. Dieser harte Mann, den auch schwere Schicksalschläge nicht zu beugen vermochten, er weinte das erstmal in der fremde, vergoß die ersten Tränen seit dem Tode seiner Eltern.

Kröger bemerkte bisher nicht den jungen Menschen in Arbeitskleidung, der ihn seit einer Weile aus der Nähe beobachtete. Als dieser jedoch auf ihn zutrat und ihm seine Hand leicht auf die Schulter legte, blickte Kröger wie aus einem Traum erwachend mit seinen tränenschnellen Augen zu diesem empor.

„Welches Leid bedrückt Sie? Kann ich Ihnen vielleicht helfen? Ich glaube, auch Sie sind ein Deutscher und ein Mann wie Sie, so will mir scheinen, weint nicht so bald!“ Mit diesen Worten verfuhr der junge Arbeiter den von ihm Sigenen aufzurichten.

„Leid? — Ich weines!“ frag Kröger erstaunt und tastete mit seiner schwierigen Hand zu seinen Augen. „Ja wirklich — ich weine — ich wußte es nicht einmal. Das erstmal in meinem Lebensdasein erlebe ich das große Wunder, daß ein Mensch auch vor Freude, erfüllt von innerem Glück, Tränen aus seinen Augen zaubern kann. Sehen Sie sich“, sprach Kröger zu dem erstaunten jungen Arbeiter und riefte auf dem großen Stein etwas zur Seite, der auch zwei nicht allzufernen Leuten eine Sitzgelegenheit bot.

„Also gibt es auch hier ein Glückseins? Ich dachte bisher, dies wäre nur in unserer Heimat möglich, aber...“

„So ist es auch, doch davon später“, unterbrach Kröger den Arbeiter. „Helfen wollten Sie mir, da Sie mich im Unglück wäbten? Sie müssen ein guter Mensch sein, eines solchen hätte ich in der Zeit der Not sehr bedurft, doch nur selten fand ich ihn. Hilfsbedürftigen geht hier der Großteil der Menschheit wie Pestkranken vom Wege. Und es war gut so, junger Mann. Vor fünfzehn Jahren verließ ich meine deutsche Heimat, suchte das

Glück — und fand es. Brasilien — es ist ein schönes, ein herrliches Land. Ich glaube, als Pedro Alvares Cabral im Jahre 1500 als erster Europäer die brasilianische Küste vor sich sah, mußte er der Meinung gewesen sein, das Paradies entdeckt zu haben. Weit bin ich herangefommen in diesem Lande, arbeitete schwer, in den verschiedensten Berufen, bei guten und bei schlechten Menschen, in Großstädten und Urwäldern. Urwälder — welch reiche Pracht der Pflanzenvwelt, welches Leben und Regen von Tieren in diesem geheimnisvollen dunklen grünen Reiche, erfüllt von rätselhaften Stimmen, bald Lebensfreude, bald Todesfurcht verkündend. Inmitten üppigster Schönheit, umgeben von den herrlichsten, doch giftgefüllten Blüten, die nur im Schatten ihr Dasein fristen und einen betäubenden Duft verbreiten, lauert tausendfach der Tod. Ewiger Kampf, ewige Vernichtung tobt in diesen Wäldern, eine Pflanze entflammert die andere, um sie langsam zu erdrosseln, ein Tier verzehnt das andere, denn unzählige neue Lebewesen jorden schon ihren Platz an der Sonne — auf dieser Welt. Wunderbar und grausam ist diese genaue Einteilung der Natur, das ewige Kommen und Vergehen. Ich glaube es selbst, in diesem Lande muß einst der Garten Eden gewesen sein. Gaben Sie früher den Sonnenuntergang gesehen? Ja, es ist vielleicht richtig, der Mensch, der dieses Naturschaupiel in Rio gesehen hat, der kann behaupten, Gott hat ihm das Schöne von der Welt gezeigt. Rio — heißt es — wäre die prächtige Stadt der Erde und ich zweifle nicht daran. Und doch — die deutsche Heimat ist es nicht. Wo gibt es sonst irgendwo noch Städte mit so prächtigen stolzen Kirchtürmen aus verschiedener Dazzeit, mit so stillen Gassen, in denen schmale spitzgiebelige alte Häuser stehen, wo Blumen vor den Erkerfenstern in der Sonne leuchten, wo funfhohe Junfzeichen oder Wirtshauschilder über den Toren im Winde leicht hin- und her-schwanken? für uns Deutsche gibt es kein Land, und wäre es noch so reich an Schönheiten, das uns unser Heimatland vergessen ließe. Sehen Sie, da drüben“, Kröger zeigte mit dem Finger in die Richtung gegen das Meer, „weit über dem Ocean, dort liegt unsere deutsche Heimat. Fünfzehn arbeitsreiche Jahre verbrachte ich hier in fremdem Lande, schufte schwer, denn ich wußte, es kommt der heutige Tag, an dem ich der reichste und glücklichste Mensch dieser Stadt sein werde. Sie denken wohl, junger Mann, der sieht mir nicht danach aus, mit irdischen Gütern so verschwenderisch geeignet zu sein? Heute blicke ich noch auf diese prächtige Stadt hinunter, morgen... ja, morgen... vorerst lasse ich mir meinen grauen Bart abnehmen, damit ich junger aussehe. Bin erst fünfundsundwrig Jahre alt, würde man mir nicht ansehen, werde meist viel älter eingeschätzt. Ja, mein Junge, in den Tropen, da zählt jedes Jahr doppelt. In drei große Abschnitte zerfällt mein Leben, am morgigen Tage beginnt der dritte, schönste und letzte. Diese Nacht werde ich wohl ziellos in der Stadt herumirren, denn ich fände keinen Schlaf. Das große und herrliche Gefühl des Glückseins, das Verpirnen des schnelleren Schlagens meines Herzens will ich miterleben bis zur letzten Minute... bis... ja, bis ich morgen früh das Schiff besteige, das mich in meine Heimat zurückführen soll. Gerne nahm ich in den Jahren alles Leid auf mich, für den wunderbaren Augenblick, den mich Gott erleben läßt, wieder mein deutsches Land, meine Wälder, meine Äcker, mein liebliches kleines Heimatdorf schauen zu dürfen — am Ziele meiner Sehnsucht angelangt zu sein.“

Langsam stand Kröger auf, schüttelte kräftig die Hand des Jungen und blickte dabei in seine feuchtschimmernden Augen.

„Tapfer sein, junger Mann! Es lohnt sich alle Mühe und Arbeit für diesen einen Tag im Leben, an dem auch Sie mit Gottes Hilfe das große Ziel erreicht haben werden, — die Heimat.“

Liebe Jugend

Tante Mathilde wird von der Gicht geplagt; sie ist deshalb zur Beobachtung in einer Klinik. Es treten öfter Schwellungen an Knochen und Knöcheln auf und da sie schmerzhaft sind und Tante meint, der Herr Professor habe so etwas vielleicht noch nie gesehen, bittet sie ihn ungeduldrig oft zu sich, um ihm ihre Entdeckungen zu zeigen.

Sie brauchen mir das nicht immer zu zeigen", brummt der alte Herr, „es ist wie bei den alten Fregatten: jede Stunde ein paar Knoten!“

Instruktionsstunde.

Unteroffizier: „Seid ihr schlappe Kerle! Wie ich gedient habe, sind bei dem Kommando: Stillgeblieben! jedesmal 3 bis 4 Knochknöpf“ vor die Front gesprungen.“

„Ich will ganz schnell und furchtbar weit zählen, Mutti“, sagt Marl.

„Da mußt du immer zig anhängen, Marl. So: vier—zig, fünf—“

„Zig“, sagt Marl. „Sechzig, siebzig, achtzig.“

„Sehr gut“, sagt die Mutti. „Neunzig, Zehn...“

„Zunzig.“

Die Tannell, die beim Oberförster dient, geht schon eine Zeitlang mit dem Holzschläger Wähl. Die Frau Oberförster, die es gut mit ihr meint, hält ihn, weil sie noch gar so jung ist, eine Moralpredigt und sagt: „Weißt, Mädel, die Mannsbilder sind oft so gach, aber das taugt nichts; da mußt schon du deinem Wähl

einen gewissen Widerstand entgegensetzen; du verstehst mich schon!“

„Mei, Frau Oberförster“, sagt die Tannell, „dös hilft gar nix. Der Wähl, der legt doch den freiständigen Baum mit a paar Stieb um, und i bin doch net so stark als wie so a Baum!“

Marie, Zimmermädchen im goldenen Bären, kommt in Urlaub heim zur Mutter.

„Tun, Marie, wie ist es denn in deiner Stelle!“ fragt die Mutter.

„Ach, Mutter, in dem Haus stehlen sie wie die Elstern. Wenn man sich net auch a bißel dranhalten tät, käm ma' um sein ganzes Sach!“

Besorgt eilt der Arzt ins Krankenzimmer.

„Wie ich höre, hatten Sie mehrere Stühle!“

„Ja“, antwortete der franke Antiquitätenhändler, „acht Stühle, Barock.“

Eine fromm katholische Dame trägt den Namen eines unserer größten Dichter. Um ihr eine Freude zu machen und auch ein bißchen boshafte, weil sie so gar nicht geistreich ist, frage ich sie:

„Sind Sie vielleicht gar mit dem großen Dichter K. verwandt?“

„Mir wäre es genügend“, antwortet sie, „der war doch protestantisch!“

Tante Alara ist nicht so beliebt bei uns, denn erstens kommt sie zu oft und zweitens ist es doch immer dasselbe. Wir sitzen beim Abendessen, da meldet das Mädchen die telefonische Anfrage der Tante, ob sie

heut abend mal kommen könnte. Ich winke ab. Das Mädchen geht zum Apparat und sagt: „Heute geht es leider nicht, die Herrschaften haben was Besseres vor!“

Frau Lampl entdeckt in sich ein Sprachtalent. Sie übt fleißig.

„Heut morgen habe ich eine Stunde mit mir selbst französisch gesprochen“, sagt sie voll Stolz.

„Und haben Sie sich verstanden?“ fragt Frau Meyer bewundernd.

Der Todesstoß

Die Oberbofäuerin mußte unbedingt operiert werden, aber, so viel der Arzt sich auch Mühe gibt, sie ist nicht zu überreden.

„Na na, i laß mir nix machen, da hab i viel s' viel Angst“, sagt sie.

„Na was ist was: na verreckt!“ sagt der Arzt, sein stärkstes Kaliber aufziehend, „aber, dös sag i dir, i geh dir net mit der Leich!“

„O mei, a so a Schand, Herr Doktor“, ruft die Bäuerin. „Dös tät i net überleben. Na, da laß i mit scho doch lieber operieren!“

Mir und mich

Ein fürchterlicher Angsttraum quälte mich letzte Nacht. Ich träumte, ich sei ein Ochse auf der Schlachtbank und würde mit mächtigen Schlägen betäubt. Der Schmerz wird immer unerträglicher; schließlich fahre ich aus dem Schlaf hoch und brülle: „Zum Donnerwetter, was ist denn los!“ Da sehe ich unser neues Mädchen aus der Mark, die Taschenlampe in der Hand, über mich gebeugt; sie sagt etwas unsicher: „Aber, Herr Doktor, Sie haben doch gesagt: Morgen früh um sieben klopfen Sie mir; aber jetzt.“

Rosenenthal

Porzellanhaus

Adalbert Joellner, Theatinerstraße 13

Porzellane von Rosenthal, Thomas, Krüger, C. M. Schützenreuther, Königl. priv. Vettlau, Saxeilund, Krüßballwaren und Glas erster deutscher Güten, Steingut Villeroy & Boch.

Auf Wunsch senden wir Ihnen Kataloge

Abonnieren Sie die
„JUGEND“
es ist billiger!

Markensammler Werbung
erh. inter. Nachr. kostenlos bringt
Markenmayer München Baderstr. 49 Arbeit

Qualitätsdrucke
geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München
Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63

Kilschees Meister
für Reklamezwecke
Königl. Ehrenkreuz
zu Ehrenmünzen
Münchener
Kilschee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

QUALITÄTS-
UHREN
Polmützner
MÜNCHEN SCHÜTZEN-STR. 9
BEIM HAUPTBAHNHOF



hinderlassen — hinder-
freude in Dein Haus!
Nimm ein Ferienkind!

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**



„Das Sentimen-Tal“

Peter Fischer

Die Freikarten

Der Dichter hatte seinen Freunden vom Stammcafé zur Premiere Freikarten versprochen. Er werde der Direktion ihre Namen aufgeben, und dann bekämen sie ohne weiteres die Plätze an der Abendkassé.

Als sie aber ins Theater kamen, sagte der Beamte, er könne ihnen leider keine Freikarten geben. Das Haus war ausverkauft. So mußten sie wieder gehen.

Sie begaben sich in ihr Kaffeehaus. Und schimpften.

Nach Schluß des Theaters erschien auch Dr. Ferdl Weidinger, der bekannte, aber nur selten beliebte Kritiker. Er hatte selbstverständlich eine Karte erhalten. Da schimpfte die Tischrunde erst recht.

Doch Ferdl sagte: „Aber, geht's zu — was ärgert ihr euch? Des is jo goar nix — wenn ihr die Karten bekommen hättet, alsdann würdet ihr noch vill mehr schimpfen!“

Der Herr Advokat

Im Café Maximilian in München saß einst täglich eine bedeutende Tischrunde beisammen — Ludwig Thoma, Ganghofer, Glini, Rains, Franz Fischer und andere Größen des damaligen Münchens. Eines Tages erschien auch der Sänger Kalisch, der im Laufe der Unterhaltung erklärte, er sehe jedem Menschen seinen Beruf an. In diesem Augenblick betrat ein alter Herr das Kaffeehaus, nahm Platz, zog Kamm und Würstchen hervor, richtete Haupthaar

und Bart fein säuberlich her, blies ein Stäubchen vom Gehrock, putzte die Brille mit einem blendend weißen Taschentuch und griff dann nach den Zeitungen.

Da sagte Thoma: „Also, lieber Kalisch, sagen S' uns, was für einen Beruf hat der alte Herr dort?“

Kalisch musterte den Gast kritisch. Überlegte. Er bemerkte nun, wie der alte Herr die Zeitung flüchtig durchblätterte, Politik, Feuilleton, Nachrichten interessierten ihn offenbar nicht, aber dann studierte er aufmerksam den „Gerichtssaal“. Kalisch atmete erleichtert auf. „Das ist ein Advokat!“ sagte er.

Die Tischrunde lachte. Nur Thoma meinte: „So ganz unrecht haben S' nôt, Kalisch — des is nämlich der Jbber!“



Graf Johann zu Rieneck

VON

Mathias Grünewald

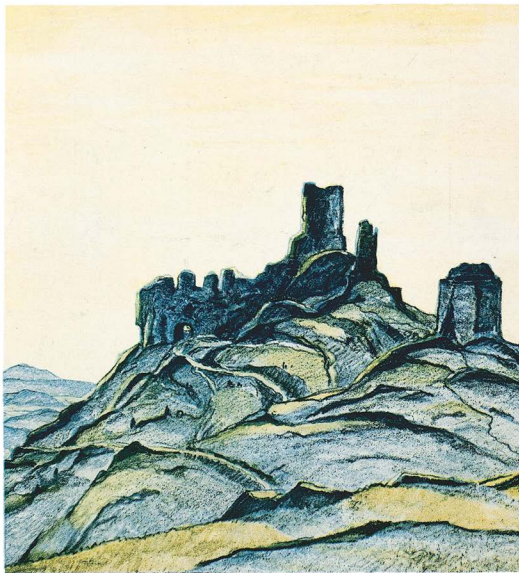
(Wallraf-Richartz-Museum Köln)

Jugend

SONDERNUMMER:

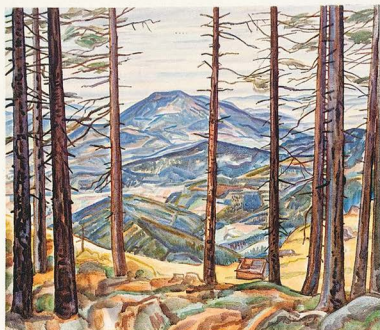
BAYERISCHE OSTMARK

MÜNCHEN / 1937 / NR. 29 / PREIS 60 PFENNIG



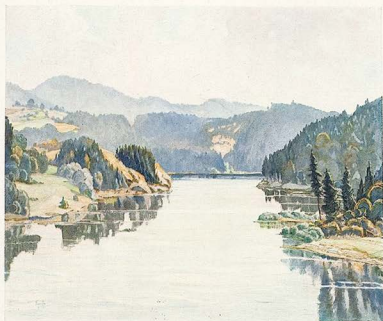
Ostmärkische Grenzburg: Flossenbürg

F. Siegle



Hoher Bogen

Max Körner



Höllensteinsee
bei Viechtach

Franz Siegele

Vorwort

Die Bayerische Ostmark — von Künstlern und Dichtern in ihrem Wesen erschaut, soll diese Sondernummer der „Jugend“ weithin bekannt machen. Alle Vielseitigkeit dieser Bilder kann aber nur Ausschnitte aus der Mannigfaltigkeit von Landschaft und Kultur dieses deutschen Grenzgaues erfassen. Wenn das Heft neue Brücken zur Ostmark schlägt, wenn es viele Leser anregt, selbst das schöne Land an der Grenze zu besuchen, um das Bild zu ergänzen, zu erweitern und zu vertiefen, das auf diesen Seiten gegeben wird, dann hat es seine Aufgabe voll erfüllt. Die Bayerische Ostmark ist der Schild des Reiches an bedrohter Grenze. Aber es bedarf eines wachen Volkes, das diesen Schild zu tragen weiß.

Gez. Fritz Wächtler

Gauleiter der Bayerischen Ostmark.



Im Oberpfälzer Wald

F. Siegele



Herbstbild aus dem Bayerischen Wald

H. Mayrhofer-Passau

Jeder liebt sein Heimatland; meines ist die Donau. Wer Passau kennt oder gar dort aufgewachsen ist, wird begreifen, wie sehr man mit diesem Land für immer verwurzelt bleibt.

Schon als Bub lernte ich den Passauerwinkel, das Land an Inn und Donau kennen. Mein Vater führte mich durch die stillen Seitentäler im Österreichischen. Dies Wandern ohne Weg und Steg, die Romantik dieser Wildnis war ein Erlebnis für immer. Wie oft ruhten wir, umgeben von überwucherten alten

Bäumen, im Schatten einer Ruine: tief unter uns der Strom, die glitzernde Bahn der Schleppschiffe... und ich versuchte stets aufs neue dies festzuhalten.

Auch die weite Innenebene, diese grandiose Flachlandschaft zu gestalten, wird mein ewiges Ziel sein. Und Passau mit seinen steilen Gassen und den bunten Fahnen auf den Schiffen der Nationen wird meine Heimat bleiben.

Germann Mayrhofer-Passau

Ostmarklied

Von Hans Pfaff.

Wir sind der Ostmark verwegene Schar,
Der Grenze lebendiger Wall!
Es schwebt uns zu Häupten der zornige Aar,
Wir tragen die Fahnen zum Sieg durch Gefahr,
Und künden mit donnerndem Schall:

Mit Hitler marschieren wir furchtlos und stark!
Braun schimmert die Grenze und treu steht die Mark!

Wir sind des Ostens gewappnete Wehr,
Der Grenzmark erhobene Faust.
Schwarzrote Verräter, wir trafen euch schwer,
Im Kampfe für Friede und Freiheit und Ehr'
Der Schlachtreif uns tosend umbraut:

Mit Hitler marschieren wir furchtlos und stark!
Braun schimmert die Grenze und treu steht die Mark!

Trog Tod und Teufel! — wir stehen bereit
Zur Abwehr an Donau und Main.
Mit uns zieht die neue, die bessere Zeit,
Granaten und Kugeln versagen im Streit,
Weil unsere Lösung wird sein:

Mit Hitler marschieren wir furchtlos und stark!
Braun schimmert die Grenze und treu steht die Mark!

Im Boden wurzelnd, im Felsen verkrallt
Wie Tannen des Grenzwalls im Sturm,
So trogen wir mutig der Feinde Gewalt
Und bannen das Unglück in jeder Gestalt!
Wir sind in der Feldschlacht der Turm!

Mit Hitler marschieren wir furchtlos und stark!
Braun schimmert die Grenze und treu steht die Mark!

Jugendliches Land - Bayerische Ostmark

Jugend — nie hatte das Wort so tiefen Sinn als in unseren Tagen, da ein ganzes Volk jung geworden ist. Was dem einzelnen Menschen unerbittlich verjagt bleibt, zur Jugend zurückzukehren — *Völken* ist es gegeben. Wenn sie alle angesammelten Vorurteile, alle verkalkten Gedankengänge, alle Zweifel und Kleinlichkeit von sich tun und ihr Leben in neuem Geiste von vorne anfangen, kehren sie zu den starken Wachstumskräften ihrer frühen Zeit zurück und sind wahrhaft verjüngt. In diesem wieder jugendlich gewordenen deutschen Volk ist mit am jüngsten die Bayerische Ostmark. Ihre Burgen zwar schauen auf ein Jahrtausend. Ihren Menschen aber gab das neue Reich Aufgaben, die so groß und so neu waren, daß sie alle hergebrachte Erstarrung durchbrechen und zu jugendlichem Handeln führen mußten. Aus dem Land im toten Winkel, als „Bayerisch-Sibirien“ verschrien, ist ein Grenzgau geworden, auf den das ganze Volk schaut: Des Reiches Schild an bedrohter Grenze.

In der Bayerischen Ostmark ist noch nichts abgeschlossen. Jede gute Entwicklung ist, unbehindert von erstarrten Formen, noch möglich. Jugendlich ist noch das Land — seine weiten Wälder, in denen in Schluchten und an Berghängen noch Germaniens Urwald unverändert lebt; seine Äcker und Weiden, die noch vieler Generationen jugendlicher Bauerngeschlechter bedürfen werden, ehe sie ihre letzte Gestalt gewonnen haben. Jung und unverbraucht ist noch die Kraft des Volkes, unausgenützt noch die Schöpferkraft seiner Menschen, die heute große Aufgaben vor sich sehen. Sei es im neuen Bauen, sei es in stillerem jugendlichen Formensinn im künstlerischen Gewerbe — bei den Glasbläsern und Goldschmiedern, den Töpfern, Porzellanmachern und Webern — zeigt sich, daß in diesem Land noch aus dem Vollen geschöpft wird. Ursprüngliche Freude, Lied und Tanz, müssen nicht gelernt werden — sie sind noch lebendig. Und aus dieser Volksmusik kommen Klänge, die alles Gute für die kommende deutsche Musik hoffen lassen, wenn einst aus diesem schöpferischen Uregrund das Genie emporwächst, das die Liebesprache der Heimat zu allgemeiner Gältigkeit emporhebt. Dieses jugendliche Land hat Dichter und Maler an sich gezogen und nicht mehr losgelassen. Sie fanden im Grenzwald ihre zweite Heimat. Nur starken Landschaften und lebensfreiem Volk, die der Schöpferkraft immer neue Anregung und Verjüngung geben, gelingt solch dauernder Bund mit der Kunst.

Dieses Grenzland hat in der frühen Zeit des deutschen Volkes unerhörte Kräfte entfaltet. Der steinerne Keiter im Dom zu Bamberg, die unerschütterten Quadern der steinernen Brücke zu Regensburg, die Burgen des Grenzgürtels, sind die unvergänglichen Zeugen dieser Zeit. Später hören wir Jahrhunderte lang nur wenig von ihm. In diesen Jahrhunderten hat es Kräfte gesammelt, die nun wieder mit ganzer Macht zur Entfaltung drängen. Der Kreis zwischen Bayerwald, Donau und Inn schenkte dem deutschen Volk den Führer. Die Heimat seines Stellvertreters Rudolf Hess liegt an der nördlichen Bastion des Grenzgebietes, im Fichtelgebirge. Viele staatschöpferische Männer des neuen Deutschland kamen aus dem harten Land an der

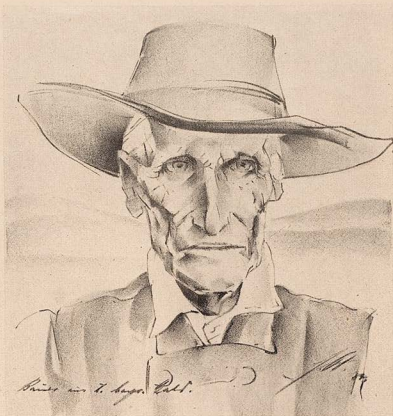


Passau (Innufer)

H. Mayrhofer-Passau

Grenze. Von Bayreuth reicht der Glanz deutscher musikalischer Kultur in alle Welt und die Donaustädte werden wieder Brücke zu weiten Wegen in den Südosten. Hans Schemm, der erste Gestalter der Bayerischen Ostmark, schenkte dem Volk neue Ideen der Volkserziehung. Schon längst ist die Ostmark nicht mehr nur Empfangende, so notwendig sie in ihrem Kampf um Arbeit und Brot der Kameradschaft des ganzen Volkes bedarf. In einer Zeit, da viele deutsche Landschaften in den umgestaltenden Entwicklungen des vergangenen Jahrhunderts ermüdet waren, gibt dieses halbvergesene Land an der Grenze aus der unerschlossenen Fülle seiner Jugendkraft Energien, die deutsches Schicksal entscheiden. Die Bayerische Ostmark hat ihren Platz in der vordersten Linie des deutschen Lebenskampfes wieder eingenommen und wird ihn ausfüllen.

„Eine deutsche Offenbarung“ nannte jüngst ein Urlauber aus dem norddeutschen Industriegebiet dieses Grenzland. Auch seelisch erholt und mit Zutrauen gestärkt in die immer neu wachsenden Kräfte des Volkes kehrte er aus den Städten und Bergen, von den Burgen, Strömen und Seen und von den deutschen Menschen dieses einzigartigen, eigenwilligen, unverbrauchten, zukunftssicheren Landes zurück. Die Ostmark ruft jeden Deutschen!



Bauer aus dem Bayerischen Wald

H. Ott

Ostmärkische Geschichten

Von Johannes Linke

Landschaften von ausgeprägter Eigenart über Kultur und ihre Menschen haben zu allen Zeiten ihre begeisterten Förderer gefunden, die mit dichterischer Kraft ihre Werke dazustellen wußten. Der Daverischen Schmied ist in Johannes Linke ein Dichter gefunden, der Mensch und Landschaft des Ostmärkischen jedem Leser (seiner Werke) so lebendig werden läßt, als ob er sie selbst in jahrelangem Zusammenleben kennen gelernt hätte.

Hier wird nicht gerauft

„Hier wird nicht gerauft!“ so hat am letzten Sonntag in der zehnten Nachtsunde der Wirt zum Feichtenbauer-Milch und zum Schrenzer-Toni gesagt, wie sie eben mit den feineren Maßkrügen aufeinander losgehen wollten, und ich möchte das aufs entchiedenste wiederholen. Nein,

hier wird nicht gerauft, und es ist nur eine sehr wenig fromme Sage, die von böswilligen Fremden geschildert weitergetragen wird, daß die Wäldler raufküstig seien. Daß der Amtsrichter im Markt dem als häufiges Delikt Kaufhändel und Messerschereien zu verhandeln hat — du mein lieber Himmel, was zählt denn das schon? Das ist halt einmal so, und beweisen tut das weiter gar nichts als das eine, daß die wirklich ernsthaften Verbrechen, die anderwo den Advokaten die Kopfe heiß machen, als wie Mord und Ehebruch, Einbruchdiebstahl, Meineid, Urkundenfälschung und Geblerei, bei uns so selten vorkommen, daß die Gerren am Gericht jede kleine Gabel zur Festgesetzeretzung aufblasen müssen, wenn sie nicht arbeitslos werden wollen.

Nein, hier wird nicht gerauft! das kann sich ein jeder merken. Daß natürlich hier und da einmal ein paar Burtschen aneinander geraten, das sind Bagatellsachen, wie man so sagt, und außerdem kommt es immer darauf an, was einer verträgt.

Hat sich da neulich der Schmiedbauer Franz mit dem Linger-Gregor gekräftet, wegen einer Kuh, wieviel Milch sie gibt, und sind sie ein wenig hitzig geworden, und hat der Gregor den Franz einen Lügner geheißen — das kann sich gewiß kein Mensch gefallen lassen, denn die Geduld hat auch einmal eine Grenze, und da hat der Franz dem Gregor eine volle Literflasche über den Schädel gehauen. Das gehört sich selbstverständlich nicht, und es ist eine Sünde und Schand, das hier derart zu vergeuden, denn es ist eine Gabe

*) Werke von Johannes Linke: „Wälder und Wäldler“, „Ein Jahr tollt übers Gebirg“ Staalmann-Verlag/Leipzig

Gottes wie jedes andere Volksernährungsmittel auch. Aber um bei der Sache zu bleiben: dem Gregor haben die dicken Glascherben in der Schädeldecke gesiecht, und er ist damit nach Lepoldsdell zum Vater, und weil der nicht daheim war, noch bis auf den Markt zum Doktor gelaufen, mutterseelenallein bei der Nacht, und das sind immerhin gute zwei Stunden. Ein Stadtmensch hätte das vielleicht gar nicht ausgehalten, aber einem richtigen Wäldler macht das gar nichts aus, der ist das schon gewöhnt. Ja, so sind unsere Leut! Aber wie gesagt, gerauft wird hier nicht, und wenn wirklich einmal eine Kleinigkeit vorkommt, deswegen braucht man nicht gleich ein Geschrei zu machen, daß es erst die Polizei erfährt. Selbstverständlich muß sich der Mensch seiner Haut wehren, wenn es ihm an die Ehre geht,

oder ist das vielleicht nicht richtig? Sitzt da neulich der Scherbäufel-Barl von Oberfilsing, ein Mann von sechzig Jahren, wenn's langt, mit seinen Nachbarn am Sonntag-Nachmittag in der Waldhütte und haben ihre Unterhaltung. Die Stube ist so gestopft voller Leut gewesen, daß sie sogar auf den Bierfässern haben sitzen müssen. Wie nun der Scherbäufel einmal einen Augenblick hinters Haus geht und kommt wieder herein, sitzt ein anderer Mann, aus Niederreuth einer, auf seinem Plag. Daß da der Mensch einen Jörn haben muß, ist einmal gewiss. Er soll schauen, daß er weiter kommt, hat er geschrieben, aber der Niederreuther hat gemeint, jetzt wollte er auch einmal eine Weile sitzen. Da hat ihn der Scherbäufel gepackt — leicht ist's nicht gegangen, weil die Leut zu eng beieinander gehockt sind —

und hat ihn durchs Fenster hinausgeworfen. Das hätte jeder andere auch getan, der etwas auf sich hält. Aber jetzt, wie der Wirt gekommen ist, hat sich der Niederreuther geweigert, er will die Fensterhebel nicht zahlen, wo er doch die Schuld hat. Das war eine Boswilligkeit, und da hätte es leicht etwas geben können, denn die Oberfilsinger sind aufgesehen wie ein Mann, und die Niederreuther haben ihrem Nachbarn zugehalten, aber die Sache ist noch ganz gut ausgegangen, und es hat nicht einmal der Doktor geholt werden müssen, der doch auch leben will. Das sind halt so Sachen, aber daß einmal richtig gerauscht worden wäre, das wird kein ehrlicher Mensch behaupten wollen. Sie und da freigen sich einmal etliche mit dem Messer an, wie legst du in Stadelberg, aber da schaut untereinander gar nicht hin. Es ist schon ziemlich finster gewesen, wie die Lohwiesinger ledigen Burschen heimgesogen sind. Sie haben gesungen, wie es der Brauch ist, und haben sich keinen Maulkorb umgehängt. Fängt da nicht eine Bäuerin zu schimpfen an, sie sollten eine Kuh geben, sie müßte am Tag schwer arbeiten und wollte bei der Nacht schlafen. Da haben ihr die Lohwiesinger noch etwa eins aufgezungen, aber ein Gehöriges, das läßt sich denken. Das hören die Stadelberger Burschen und meinen, die andern wollen sie foppen, und sind gleich bei der Stelle gewesen und haben ihre Messer herausgetan und sind auf die Lohwiesinger losgegangen. Die haben sich das natürlich nicht gefallen lassen und haben sich gewehrt und haben ein paar Stadelberger ein wenig zur Aber gelassen, aber recht gefährlich ist's nicht gewesen: sie sind alle mit dem Leben davongekommen. Nur der Herr Amtsrichter hat eine Mordgesichte daraus gemacht und hat Stück für sechs oder sieben einsperren lassen, wo es doch gar nicht der Mühe wert war. Aber so ist das eben: wenn die Völker in der Welt draußen miteinander Krieg führen, da regt sich kein Mensch auf, aber wenn bei uns einmal ein paar Mannsbilder in allen Ehren einen kleinen Meinungsaustausch haben, hernach heißt es gleich, die Wäldler sind grob und rauflustig und was noch alles! Und ich sage es noch einmal: das ist eine ganz große Schlechtigkeit, eine Niederträchtigkeit, eine Verleumdung und eine Gemeinheit, und überhaupt ist das gar nicht wahr! Und wenn wir einmal einen solchen erwischen, dem wollen wir's schon beweisen!

Der Stierhirt

Es ist tröstlich zu wissen, in dieser Zeit der Maschinen, daß der alte Oweri noch immer lebt und seine zeitlose Arbeit tut, wie sie die Stieren schon vor Jahrtausenden taten. Wie ein Trümmerwerk der Vorzeit ragt er, verwittert zwar, aber dauerhaft, in unsere Tage. Immer wie-





Totenbretter im Bayer. Wald

F. Siegel

der einmal muß ich ihn heimsuchen, den wortkargen Güter, der mit Wolken, Winden und Vieh Zwiesprache hält und selten genug einen Menschen zu Gesicht bekommt, wenn er zwischen dem letzten und dem ersten Schneefall, und oft genug auch länger, mit seiner Stierherde droben auf dem Schachten haust, an dem kein Fuhrwerk und kein gezeichnete Wanderpfad vorüberführt. Wer seinen Sommer in dieser Einsicht verbringen will, darf wenig Bedürfnisse haben, denn da gibt es keinen Metzger und keinen Bäcker und kein Wirtshaus, nicht einmal einen Nachbarn, und wenn er krank wird, muß er stark genug sein, bis ins Tal hinunter zu laufen, oder aber die Krankheit ohne Hilfe und Pflege auf seiner Schütte Stroh zu überleben. Nun, und das auszuhalten, dazu ist der Gweri der rechte Mann.

Vom letzten Dorfe an geht es drei Stunden lang ziemlich steil den Gang hinan, durch Tannenwälder, über Trümmerrhalden und an Schlägen hin, wo die Bäume in wilder Fruchtbarkeit wuchern. Oben ist eine manns hohe Steinmauer aus rauhen Blöcken aufgeschichtet, die das Gevert der Bergweide umfriedet. Der Rauch eines verglimmenden Feuers streift weit über den Wiesefleck und vertreibt die Bremsen, die im Sommer das Vieh peinigen. Gemächlich grasen die braun-gefleckten Kinder am Gange, drehen nur die breiten Köpfe ein wenig, als ihnen der Wind neben dem heizenden Qualm den Laut menschlicher Stimmen und unsere Witterung uträgt, tauchen aber gleich wieder ihre Schnauzen in das harte Gras.

Da sitzt der Gweri, den graugrünen Janker leicht über die Schultern gehängt,

auf einem umgelegten Hackstock und kaut bedächtig an einem Keil Schwarzbrot. Er steht nicht auf, als er uns sieht, aber er zieht mit dem Fuße die lange Geißel zu sich heran und beobachtet uns mit zusammengekniffenen Augen. „Hi Gott“ brummt er, ohne sich zu rühren, als wir uns neben ihm niederlassen, und kaut sein steinhartes Brot weiter... Er taut erst auf, als ich aus dem Rucksack den mitgebrachten Tabak hervorrame.

„Jekkes!“ sagt er ehrsüchtig und lüpfte seine farblose Kappe ein wenig, „einen Rauchtobak hat mir der Herr mitgebracht und ein Päckel Schmalzer auch noch, und gleich einen guten! Gelts Gott hunderttausendmal!“ Und dann schiebt er das übrige Stück Brot in die Tasche, schneuzt sich umständlich die Nase und langt sich genüssig ein Schnupsel schwärzlichen

Tabak aus dem Beutel. „Herzhaft Million!“ schmunzelt er, „der ist gut!“ und dann holt er seine hölzerne Tabakdose aus dem Sofaack, reißt den Deckel auf und steigelt den kostbaren Nasenflügel vorsichtig hinein, daß auch kein Krümchen verloren gehe.

Nun wird er gesprächig, was man beim alten Gveri so gesprächig heißt. Er erzählt uns, wie er vor drei Wochen zum letzten Male im Marktflecken war im Amt und zum Einkaufen. „Dreieinhalb Stund hinab und fünf Stund heraus, Mannlein, das ist ein hübscher Weg. Und am Samstag kommt mir der Franzen-Mischl von der Bartlöd herauf, daß ich am Sonntag wieder in die Mieß gehen kann, und weil mir das Brot schon hübsch rar wird.“ Wir schauen ihm in das verwirrte Gesicht, wie er so redet. Er trägt wohl eigentlich keinen Bart, aber seine drabigen Stoppeln sind sicherlich seit dem letzten Kirchgange nicht mehr abgeschaft. Er faugt den Rauch aus seiner halblangen, wohlgeschnitzten Pfeife, und zwischendurch schreit er immer wieder einmal seinen groben, langhallenden Ruf *ö—u! ö—u!* oder *ö—u!* oder *a—ö!*, mit dem er seine Herde leitet. Und die lautenden Stiere antworten ihm mit Brummen oder gutmütigem Gebrüll.

„Ja“, berichtet der Gveri seine Erlebnisse, „im April, grad wie ich aufgetrieben habe, hat's die alte Schwedentanne auch geworfen. Das war ein Baum! Dunnerschlag, war das ein Baum!“ Er taucht in seine Erinnerungen ein, und unterdes werden die Schatten der Riesenhörner immer länger. Hier oben stehen Bäume, uralt, mit zerfetzten Kronen und gespenstischem Astgewirr, wie sie sonst nur am Meere stehen. Von den Himberhalden wächst das Seggras herein, das sonst nur die Küsten bedeckt. Vom Böhmischen her über streicht ein kühler Wind.

„Vor etwa vier Wochen“, erzählt der Stierhirt weiter, „hat mich ein Grenzjäger beimgejuchet, der hat mir allerhand erzählt. Sonst kommt ja die ganze Zeit keiner zu mir herauf.“ Er steht auf, geht nach dem fast verglommenen Feuer, legt die Asche zurück, legt dörre Späne und Nadeläste auf und fängt mit einem Stück glühender Goldschale seine Pfeife neu in Brand.

„Im vorigen Jahr bin ich einmal krank worden, daß ich gemeint hab, es geht mit mir dahin. Da ist einer vom Vogel hergegangen zu meinen Stieren. Der hat's keine drei Wochen heroben ausgehalten, dann ist er wieder herunter in seinen Ort und hat gemeint, er wird narisch, wenn er da bleiben muß. Mein lieber Himmelvater, heut gib's auf derer Welt, daß man's nicht glauben möchte!“

Die Sonne sinkt inzwischen an den Rand des Berges, glühend und groß. Der Alte winkt uns und schreitet zu seiner Gasse, die in einem Begehe hinter der grauen Zütte



Am Brennersattel

F. Siegele

weidet. Aus seinem Wohnraume holt er den röhernen Weidlin und seidel sein Milchstier in sicheren, festen Strichen. „Vor zwei Jahren“, nickt er, „hab ich's halt einmal probiert und hab eine Kuh mit herausgenommen. Ich weiß selber nicht, was mir eingefallen ist. Daß ich eine Milch krieg und einen Butter und einen Kas. Eingesperrt hab ich sie, daß sie kein Stier hat sehen können, aber geschmeckt haben sie die Kuh! Einen manns-hohen Jaun hab ich gezogen, von Stachel-drast, daß gewiß keiner drüber kommt. Kaum bin ich ein paar Tage heroben gewesen, da ist schon einer gesprungen und hat sich die Wampen aufgeschliffen. Genach sind's gekommen und haben mit den Hörnern den Jaun auseinander gesetzt. Und mein arm's Kübel habens mir vollständig zu Grund gerichtet. So geht's auf der Welt, wenn Weiber um den Weg sind.“ Er murmelt noch eine Weile Unverständliches vor sich hin, während er in der rauchfanglosen Zütte, die aus Bergsteinen aufgemauert und mit Rinde bedeckt ist, ein Feuer schürt, um sich seinen Zierkei zu Nachtstuppe zu kochen.

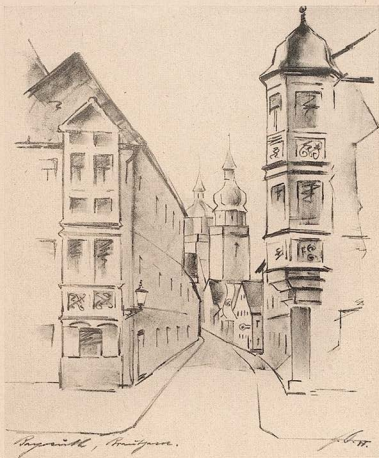
Dies quillt der Qualm aus der niederen Tür und blutet in den stillen Abend, der kühl und blau über dem Gebirge aufsteigt. Wie aus Blech geschnitten steht der tiefblaue Nachelgiebel greifbar nahe vor uns über den Tälern. Das Geläut der Herde wird stiller.

Der Alte treibt seine Stiere noch einmal zur Tränke, dann legen sich die Tiere mit ihren breiten schweren Leibern im freien zur Ruhe nieder.

Wir lehnen uns an die warme Steinmauer, der Gveri löffelt seinen Brei, und wir trinken zu unserm Brote die rahmige Geismilch.

„Und jetzt, Männer, erzählt mir einmal vom Zittler!“

Und während die gewaltigen Bergahorne schwarz und außer Zeit im Nachtwinde rauschen, berichten wir dem lauschenden Zierten von der Welt und ihren Menschen mit dem neuen Glauben, von den verwandelten Städten und dem Lande, das jetzt wieder Deutschland heißt, das sich in tausend Wellenzügen unter unserm Grenzberge als ein ewiges Meer ins Unermeßliche weitet.



Bräutigasse in Bayreuth

H. Ott

Die stille Bräutigasse in Bayreuth ist die Heimat Hans Schemms, den der Führer den „Erzieher eines neuen Volkes“ nannte. In den traulichen Stunden seiner Mutter fand die junge nationalsozialistische Bewegung ihre erste Heimat in der Bayerischen Ostmark. Hier hatte in drangvoller Enge, aber befeuert von einer hinreißenden Begeisterung, die ins Weite strebte, die Gauleitung ihren ersten Sitz. Von hier aus eroberte der unbekannte oberfränkische Schullehrer das Grenzland den neuen Ideen und schuf dem Reich einen festen Schild an bedrohter Grenze: Den Gau Bayerische Ostmark. Hier legte er den Grundstein zu der großen Gemeinschaft der deutschen Erzieher, die heute bis an die entferntesten Grenzen des Reiches festgefügte Wirklichkeit geworden ist. In den engen Mauern des altsächsischen Giebelhauses erklang das Bild einer neuen Welt.

DIE FÜNFERL KUH

Von Max Peinhofer

„Liebe Frau vom Vogenberg, Liebe Frau vom Heiligen Berg, Liebe Frau von Gandelab, alle heiligen Wetterheiligen steht's mir bei!“ ruft der Sumpperer von Sumpering, den auf dem Feld ein teuflisches Donnerwetter überrascht und in helllichte Angeln versetzt. Der Donner pumpt, wie wann die Welt untergehen möchte; alle Augenblicke fährt ein Mordsbliß umeinander am Firmament, fahrt nieder auf die Erde und schlägt ganz hart neben dem armen Sumpperer ein.

Und kein Unterstand in der Nöth, kein Haus und keine Schuppen! Der Sumpperer zieht seinen Rosenkranz aus dem Hosensack, will das Beten anfangen, bringt das Gefehl völlig durcheinander, weil er schon ganz würflich ist, und macht ein Kreuz nach dem andern. Aber der Himmel hat keine Einsicht und kein Erbarmen. Und schütten tut es wie aus Zubern. Und der

Sumpperer soll eh nicht naß werden, wo er doch das Rheumatische hat und einen einwändigen Deckel vom Krieg her. Der wo ihm jeden Monat ganze neun Markl einträgt und ein lausiges Füßgerl.

In seiner Not denkt der Sumpperer an ein uraltes Vortröfäfel, das er einmal in der Wallfahrtskirche zu Gandelab gesehen hat. Ein Bauer steht händeringend auf dem freien Feld, mitten unter einem fürchterlichen Unwetter. Über ihm schwebt in den Wolken die liebe Muttergottes. Sie breitet schützend ihren blauen Mantel über dem armen Landmann aus und erhält ihn so am Leben. Und unten im Eck stehen die dankbaren Worte: „Durch die Fürbitte der Muttergottes bin ich aus größter Weitersegefahr errettet worden anno 1823.“

Nun findet unserer Sumpperer endlich einen sicheren Ausweg aus aller Todes-

gefahr. Unter Blitz, Donner und Wassergüssen macht er, ohne langes Nachsinnen, feierlich das Gelöbniß: „Liebe Frau von Gandelab, wann du mich heut gesund und lebendig heimbringst, dann verkauf ich auf der Stell' meine schönste Millifuh und zwar gleich in drei Tagen, wann in Sengersberg der Petermarkt ist, und den Einnahm opfere ich dir!“

Sapperadi! Das Wetter läßt schon nach auch! Der Himmel hat ein Einsehen, denn er hat das Versprechen des Sumpperer von Sumpering mit Wohlgefallen angenommen und Blitz und Donner auf der Stell' Einhalt geboten.

Der Sumpperer kann sich das genau vorstellen, wie solche Sachen organisiert sind im Himmel droben. Da sagt die Liebe Frau vom Petrus: „Mach doch jetzt einmal ein End mit dem damijischen Wetter! Es ist mir wegen dem Sumpperer von

Sumperling, dem freuzbraven Mann, der ch nichts Gutes hat in seinem Leben: Denn kein Weib ist ein Gnad und eine Zang', die bald ganz ausgetrocknet ist vor lauter Geiz und Knickerei, die ihrem Mann nicht einmal eine Halbe Bier und eine Zigare' vergunnt! Mach drum ein End mit dem Wetter, damit der Sumperer glücklich ankommt zu Hause, indem daß er ein so rares Versprechen gemacht hat für meine Wallfahrt auf dem Gnadenberg zu Ganlab! Gleich ein ganzes Augeld will er mir spendieren! Das kommt alle tausend Jahr bloß einmal vor! Also sei vernünftig, Petrus, und zeig', daß du auch noch ein Herz im Leib hast!"

Jawohl, genau so wird die gute Himmelmutter zum Herrn Wettermacher gesprochen haben. Denn schon nimmt das Bligen, Donnern und Schütten ein End, der Himmel klärt sich auf, die Sonne tritt hervor aus dem Gewölk. Und jetzt schickt der Himmel dem braven Sumperer einen eigenen Gnadenruß: ein wunder schöner Regenbogen spannt sich über das weite Walldand, es ist wieder Friede zwischen Himmel und Erde!

Jetzt kann der Sumperer frohlich heimmarschieren. Was wird seine Alte für eine Mordsfreud haben, wenn sie ihren Gansfüßl wieder sieht, den sie vielleicht schon für tot gehalten hat, den sie in ihrer Angst hat liegen sehen auf dem Acker, vom Blig gespalten und ganz kohlschwarz im Gesicht! Und wann er dann heil und frisch in die Stube tritt, wird er ihn auch nicht gleich ausreifen, wann er es ihr eingesteht, wie teuer er sein Leben vom Himmel erkauf hat.

Wie er dann heimkommt, hat die Senz das Hirntüchl um! Auech! Das Hirntüchl, das jedesmal Sturm und höchste Orantigkeit anzeigt! Das Hirntüchl, aus dem der spitziere Kopf so zaunderr herauschaut, ebenso wie das spitzierte Kinn und die endslange Nase.

Das Geständnis ist gemacht, der Sturm bricht los!

„Grasaff, damischer! Überleg dir's zuerst, wann's was verspricht! Erst kommt das Hirn und nachher erst das Mäu! Einfaß die schönste Millikub so mir und dir nichts herschenken! Als wann jeder Blig einschlagen müßt! Jetzt ist die beste Kuh bin, die wo ein Auer hat wie ein Trankschaffel, die wo jeden Tag ihre 19 Maß Milki gibt und lauter Rahm, die jedes Jahr ihr Prachtkaibel hat und noch nie galt gangen ist! Die Kuh, die sich so schön brauchen läßt beim Einspannen! Und diese Kuh soll hergeschenkt werden, wo es das Geld so rar ist und wo man nichts mehr hat wie lauter Elend und Kummernis! Nein, derschlagen soll man ein so dummes Männerluder! Als wann es nicht eine Kerze auch getan hätt' oder meinetwegen ein paar Meßen! Scheiden laß ich mich von dir, denn mit einem solchen Verschwender und Sachaufrerter mag ich keine Stund' mehr länger beieinander sein!"

Und wie diese lange Rede gar ist, zer schneißt die Sumpererin in ihrem Joern ein paar Millibafel; sie reißt aus dem Wandfaßl das Zigarrenfaßl heraus, aus dem sie ihrem Mann jeden Sonntag eine Zigare' vergunnt, und sie wirft es ins Feuer. Kocht hat sie nichts an diesem Tag, gepurret und gewerkt hat sie wie ein alter Uhu, und in der Nacht hat sie in der oberen Stube in einem gefeierten Bett geschlafen. So ist das zweite Wetter viel gefährlicher gewesen als das erste.

Der arme Sumperer hat die ganze Nacht kein Auge zugetan, hat unaufhörlich gezittert wie eipenes Laub und hat alle Heiligen des Himmels angerufen und die Liebe Frau, daß sie alles wieder möchten recht machen.

Am Morgen drauf kommt die alte Mesnerottilie ins Haus, die den „Liebfräubenoten" austragt und sich bestens auskennt in heiligen Dingen, zumal sie auch schon seit dreißig Jahren Vorsteherin vom Jungfrauenbund ist. Die Ottilie wird um Rat gefragt wegen des hochheiligen Versprechens. Ob man sich nicht etwa herumdrücken könnte um dieses Gelöbnis, das der Sumperer ja ganz unüberlegt gemacht habe und ob man die Liebe Frau nicht abfinden könnte mit einer dreipfündigen Kerze und ein paar Meßen.

Da wird die Mesnerottilie ganz ernst, sie bekreuzt sich und sie sagt: „Gelt uns Gott, wann jemand so sundhaft daheredt! Da kammst nimmer zuck, Sumperer! Wann's das nicht tußt, was du versprochen hast, dann holt dich preilgrad der Teufel! Da ist einmal einer gewesen in Zinterpölling. Der hat der Lieben Frau fünf

Gulden verheißen, und weil ihn binnemach das schöne Geld gereut hat, hat er bloß drei Kreuzer in den Opferloß gelegt! Der schlechte Mensch der! Aber da ist ihm der leidbafte Teufel unterkommen um Mitternacht und hat ihm mit feurigen Fingern das Gesicht zerfragt! Und was dann derselbe Mann für einen Tod genommen hat, das ist gar nicht zum Sagen! Drum nein, nein und dreimal nein! Lieber sein Gelöbnis halten, als dem Teufel in die Krallen geraten!"

Da meint die Sumpererin: „Aber die Liebe Frau kann doch nicht verlangen, daß wir affkurd die allerhöchste Kuh herschenken! Der Sumperer hat ja das Wetter nicht angefangen! Und er ist halt so aufgeregert gewesen, wo er doch vom Krieg her einen Packer hat. Und kein Bauer ist er ja auch nicht, wir haben bloß ein mittleres Sachl! Und dann glaub ich jeß, daß unsere Liebe Frau kein Wort gebort hat von meinem Mann sein' Versprechen, indem es so furchtbar gedonnert hat!"

Die Ottilie bekreuzt sich wieder: „Sei laab, Sumpererin, du redst ja daher wie der Mann ohne Kopf! Die Liebe Frau laßt sich nicht foppen. Am End könnt der Pappi in Kom dispensieren. Aber das geht auch nicht, weil der Petersmarkt in Zengensberg schon übermorgen ist, und bis so ein Schreiben nach Kom hinein kommt und wo der Pappi so viel Arbeit hat immer ..., nein, seid's gheist und verkauft's die Kuh und seids danfbar, daß der Sumperer nicht auf dem Paradebett liegt heut!"

Am Samstag in der früh treibt die Sumpererin ihre Prachtkuh auf den Pe-



Ostmärkischer Bauer

Flechtner

tersmarkt nach Hengersberg. Der Mann hat Hausarrest. Der Simandl könnte wieder alles verderben. Wo sie sich so angestrengt hat mit lauter Nachdenken, wie diese schöne Willifuh zu retten und zugleich die Liebe Frau zufriedenzustellen ist. Diese verwickelte Geschichte kann nur sie allein in Ordnung bringen. Die Gosen hat schon immer sie angehabt und heut erst recht.

Aber wie sieht die Kuh aus? Alle Leute bleiben stehen und schauen sich das seltsame Viech an. Zwischen den Hörnern der Kuh ist ein mordgroßer Gockel festgebunden, mit einem starken Kaibistriegl, daß er sich nimmer rühren und graupen kann.

Versteht sich, daß die Kuh auf dem Markt mehr Aufmerksamkeit findet als aller übriger Viehstand zusammen. Und gleich kommt ein Händler aus Plattling und fragt, wieviel Milli diese Kuh gebe, wieviel Kaibi sie schon gehabt habe, was sie koste und was denn eigentlich der arme Gockel da zwischen den Hörnern zu bedeuten habe.

Die Sumpererin preist nun ihre Kuh in höchsten Lobsprüchen: „Auf Ehr und Seligkeit, diese Kuh gibt jeden Tag ihre 22 Liter Milli! Und was für eine Milli! Lauter Rahm! Und jedes Jahr hat sie ihr Kaibi. Jedes Kaibi so groß wie ein Kalbin, so schön und gesund schon, gar nicht zu sagen und so gut beim Appetit. Lauter PreisKaibi und jedes prämiert. Jawohl, auf Ehr und Seligkeit! Und auf der Stell darf ich maunot umfallen, wann nur ein Wort nicht wahr ist!“

„Ja, ganz recht, Bäuerin! Aber was bedeutet denn der Gockel?“

„Der Gockel ist mit der Kuh immer recht speziell gewesen. Und wann die zwei Viecher auseinander gerissen werden, dann gehen sie drauf vor lauter Zeitlang. Deswegen geb ich bloß die zwei Stückl mit-



Sie freuens sich

K. Raub

sammen her! Kösten tut der Gockl 550 Markl und die Kuh bloß ein Jünferl! Warum, das ist meine Sach!“ — — —

Und der Händler hat die Kuh und den Gockel gekauft und hat der Sumperin noch eine Maß Bier und ein Lingerl zahlen müssen beim Streiblbräu. Denn das ist so ausgemacht gewesen. Nachher ist sie mit einem Bierauto heimzu gefahren.

Am Sonntag drauf sind der Sumperer

und sein Weib wallfahren gangen nach Landlab und haben das Kuhgeld, das Jünferl nämlich, feierlich in den Opferhof gelegt. Und die Senz hat gesagt: „Das wird auch noch nie vorgekommen sein, daß jemand gleich ein ganzes Kuhgeld unserer Lieben Frau opfert!“ Und der Sumperer hat geknaußt und gemeint: „für was häßt man denn seinen Glauben, wann man ihn nicht halten tät!“



Im unteren Bayerwald

F. Siegele

Mit dem Hut in der Hand . . .

Ein Kefrut fragt seinen Kameraden:

„Na, was hast denn du ausgefreissen, daß du gleich ins Loch kommst? Hast wohl unsern Hauptmann nicht richtig begrüßt?“

„Oh, sogar sehr freundlich! Aber ich war in Zivil!“

Den alten Holzschuhmacher bei uns da-
hoam kenn i guat. Der siecht auf sei Alter
noch a Muckn auf dreihundert Meter.
Teulich bin i eadm begegnet, hat der
Holzschuhmacher mordsdarje Augenglaß
auf. „Ja, Holzschuhmacher“, sag i, „du
hast doch allereil so guat gesehn, warum
tragst jett du anjama Augenglaß?“
„Woast“, hat er gsjagt, „dös is net a so,
die Augenglaß hob i gfound und zum
Wegwerfen reunt’s mi, drum hab i’s auf-
gjest.“



Maçon

Amal is a Waldler in der Eisenbahn einer feinen Dame gegenüber geessen und hat da unsheniert sei Pfeifa graucht. Die Dame sagt: „Sie, das Pfeifenrauchen kann ich gar nicht vertragen.“ Sagt der Waldler in aller Ruhe: „Muast halt a Zigaretten raucha, wenn dir Pfeifa z'fark is.“

S A G E N D E R O S T M A R K

Wodan und der Fichtelberger Schmied

Ein Schmied im Fichtelberge ging einst um seinen Acker, gegen den Wald hin. Da sah er eine alte Burg in Trümmer verfallen und auf der Mauerbank lehnte ein Mann so alt und grau wie der Stein. Der winkte dem Schmied: „Willst du mir nicht meine Koffe beschlagen?“, und als jener zusagte, führte er ihn durch ein offenes Tor in eine tiefe, weite Halle, darin Pferde standen: weithinaus, nicht abzusehen, noch zu zählen. Da staunte der Schmied über die Mäßen und frug: „Alle diese Pferde soll ich beschlagen?“ Doch der Mann schüttelte das Haupt: „Eines genügt für alle!“ So trat der Schmied an die Esse, darin schon alles bereit lag und schlug dem Koffe, das ihm zunächst stand, das Eisen auf.

Nun führte ihn der Mann wieder zum Tor hinaus und als dieser sich nochmals umdrehte, lag nichts als Steingeröll hinter ihm. Doch merkte er im Gehen, daß die Kocktaschen schwer an die Beine schlugen. Er griff in die eine Tasche und zog Koffäpfel heraus. Erzürnt warf er sie von dannen, hinter sich. Da war aber die andere Tasche nicht minder schwer. Er langte auch in diese und zog ein Hand voll Goldstücke heraus. Da kehrte er eilends um, die weggeworfenen Koffäpfel zu holen. Doch fand er sie nicht mehr.

So ging er nach Hause, geradewegs in seine Schmiede. Da stand ein fremder Schmied am Feuer: es waren seitdem zehn Jahre verflossen und das Weib hatte einen anderen genommen.

Amg

Der alte Böhmerwald

Drei Kohlenbrenner bauten sich tief drin im hintersten Wald einen Meiler. Wie die Sonne verging und die Tannen schwarz wurden, legten sich die drei hin, so daß sie die Köpfe zusammen auf einem Moosack liegen hatten, und die Füße nach drei Seiten hin reckten. Als sie schliefen, schlief ein buckliges, halb verblindetes Moosweibel daher, es stieg über die sechs Beine und tappte im Finstern nach dem Moosack. Da kramte sie die Stien und meinte: „Sm, hm, sechs Füße und nur ein Kopf! Jetzt denk ich den Böhmerwald schon neunmal Wald und neunmal Wiefe und feld, aber so was hab ich noch nie gesehen. Da muß ich gleich heim und es der Großmutter erzählen, die ist neunmal so alt wie ich.“

Sans Wa gli f

Sat der Annamirhanßl amal erzählt: Wie er noch jung gewesen is, damals is er aßn Thamerlshof bei Kirchberg Aecht gewesen und da hat er sich an Katalog schicken lassen und drauf a goldene Uhr bestellt. Also, die Uhr kimmt, er packts aus, derweil hat der Teufel foa Zifferblatt und foaane Zeiger. Hint und vorn is f gleich gewesen. „A fo a Schwindelbande“, hat er gichimpft, „was soll i mit ana Taschenuhr, die wo foa Zifferblatt und foa Zoager hat“, hat in seiner Wuat die Uhr an d' Wand hingefeuert, daß d' Trümmer umananda glosn fan. Wie er sich die Trümmer anschaut, auf amal is da aa a Zifferblatt dabei und Zoager — weil's a Sprungdeckluhr gewesen is.

die Ostmark

Ob Du dich Dich, Dein Heim zu schmücken etwas kauftst oder gar für ein Geschenk mal irgend etwas brauchst sei's nun aus Leinen, Holz, Glas oder Porzellan

der **Offmann & Lohman** bietet an
Perusastr. 1 Carolina Gullielminetti, München, Telefon 22810
Handdrucke - Tischdecken - Borden - Klappspitzen

Die Schelme auf dem Lufen

In der Zeit, da den Bayerischen Wald noch keine Fahrstraßen durchquerten und die Händler mühsam mit Saumroßen auf dem goldenen Steig von Passau nach Böhmen zogen, ging auch ein Seitenweg über den Lufen. Und da war hoch oben für die Säumer eine Brothütte aufgeschlagen.

Aber weil sie gar so hoch und weit in der Wildnis stand, konnten Bäcker und Bäckerin nicht selbst da sein und feilhalten, sondern die Hütte stand offen und unbewacht. Wen hungerte, der langte in die Brotlade und legte rechtsschaffen das Geld hierfür in einen Kassentock, der in die Felsen geschmiedet war. Da nahm sich nun mancher Salz- und Geschirrführer ein Brot und zwei und vergaß pfiffig, die Münze in den

Kassentock zu legen. Aber die Wildnis hatte Augen und der Berg hatte Macht: Wer nicht zahlte, wurde in ein Felsenstück verwandelt.

Wenn du heute auf den Lufen steigst, siehst du oben einen ungeheuren Haufen granitener Felsstrümmen liegen, — es müssen einst viele Schelme über den Lufen gegangen sein.

Ludolf Silvanus

Sizilien der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in der Ostmark

Damberg, Dayreuth, Burgkunstadt, Coburg, Deggendorf, Gelm-brechts, Gof, Kelheim, Kronach, Kulmbach, Landshut, Lichtenfels, Marktredwitz, Naila, Neumarkt-Opf., Neustadt b. Coburg, Osterhofen, Passau, Regensburg, Rehau, Kottenburg a. L., Schwandorf, Selb, Straubing, Vilahofen, Waldsassen, Weiden, Wunsiedel, Zwickel.



Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

PASSAU

M. Schultze, Autowerkstätte und Garagen
Telephon 2146 / Bahnhofstraße 22

Zentral-Garage Passau

Ecke Ritterv. Eppstr. u. Hans Schemmstr.
Telefon 2824 Tankstelle

REGENSBURG

STOLZ & SCHMIDT
Abteilung: Centralgarage
REGENSBURG / Telefon 4390
Garagen/Tankstelle/Reparatur

AUTORISIERTE



VERKAUFSSTELLE

WERBUNG BRINGT ARBEIT!

Spare wenig oder viel —

Sparen führt zum Ziel!

Bezirksparkasse Passau

Daumendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39,— RM. an.
W. KAISER,
Münch., Festplatzstr. 25

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 NW - ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547

KLISCHEE

SEEHAUS
KLEINHESSELOHE

Die führende Gaststätte im Englischen
Garten in idyllischer Lage am See
Täglich nachmittags u. abends Konzert



Gegr. 1889

Bayerische Vereinsbank Kredit- und Hypotheken-Bank

17 Niederlassungen in der Bayerischen Ostmark

Spareinlagen - Mündelsichere Pfandbriefe - Betriebskredite - Bauwirtschaftskredite - Hypothekendarlehen

Ostmärkische Schnurren und Schnaxen

Die heiße Braut

„Also nacha pad mas halt“, sagte der Janus Mischl, zündete sich seine Pfeife an und führte seine Braut zur Trauung in die Kirche. Vor der Kirchentür nahm er die Pfeife schnell aus dem Mund und steckte sie in den Hosensack.

Als das Brautpaar an den Altar vorgeht und dort niederkniet, sperrte die alte Keglirin, die bei jeder Trauung zugegen war, den zahnlosen Mund angeliegt auf vor Staunen und wohlgefalliger Neugierde und stieß die Kramerin, die neben ihr im Stuhl kauerte, heftig in die Seite.

„Da schau hin“, zwischelte sie, „schau dir die Braut an: Also, so was hab i aa no net gsehn und bin schon so alt! I war scho aa hoach wie i ogheirat hab, aber so hoach, daß i groacht hab, war i doch net.“

Zwischen Braut und Bräutigam stieg tatsächlich ein feines Käuchlein in die Höhe. Die Keglirin vergaß den Mund zuzumachen über das seltsame Begebnis und wollte sich schier die Augen ausrechen, um ja alles sehen zu können.

„Da brandelt ebbs“, flüsterte die Kramerin und schnüffelte.

„Siehst es, siehst es, wie da Bräutigam wecht! Dem wirde a scho z'hoach die Braut.“

Nichtig wurde auch der Mischl schon unruhig und rückte auf dem Betschemel hin und her. Nun bekam auch der Pfarrer den brandigen Geruch in die Nase und er wandte sich um. Ehe er den Mischl aufmerksam machen konnte, daß in seiner Hofentasche etwas rauche, fuhr dieser schon mit einem halbblauen Schellerer auf und schlug mit beiden Händen nach der glimmenden Gose. Erst als der Mesner noch herbei eilte und mitlöschte, gelang es die Glut zu tilgen.

Die Keglirin und die Kramerin waren aufgestanden um ja nichts zu übersehen.

„Is schad“, meinte die Keglirin, „i hab gmoant es wär die Braut, die wo a so grauchet hat.“

Vorsicht!

Dem Gaberveitl begegnete der Doktor und fragte ihn wohlwollend: „Na, Veitl wie gehts?“ Der Veitl zählte eine Weile recht pfiffig und antwortete: „Kost's was, wenn i's cabna jag!“

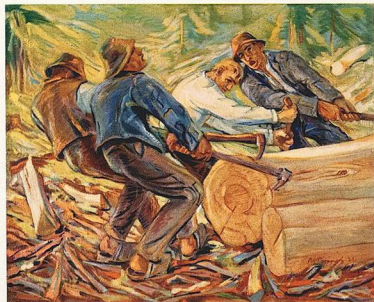
Wenn es helfen könnte

Der Drebeck liegt schon eine Weile krank und sein Weib zieht deshalb den Vacker zu Kate. Der Vacker schaut sich den Drebeck an und sagt zum Weib: „Drebeckin,



Arber von Eisenstein aus

Hermann Gradi



Holzzieher

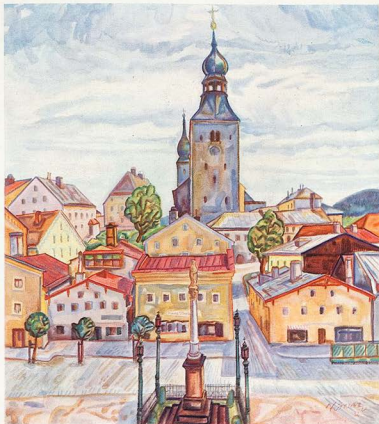
Reinhold Koepfel

der Mann wird halt ins Gras beißen, freute sich die Drebeckin. „Gras kunt er müassen.“ „Dös wenn cabm helf'n könnt“, hab'n soviel er grad will.“

1937 / JUGEND Nr. 29 / 20. Juli 1937

Monatsbezugspreis RM. 2.40

Verantwortlich für Schriftleitung: Fritz Maier-Hartmann, München; für Anzeigen: Karl Schilling, München / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, Tel. 27482 / Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrstr. 8-10, Tel. 20745 / Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11 / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck strengstens verboten / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München / D.A. 1. Vj. 37: 4703. Pfl. Nr. 3 / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten / Rücksendung erfolgt nur bei beigefügtem Porto / Postort München.



Regen (Marktplatz)

Max Körner

Von den Waldblern

hat einmal ein Norddeutscher erzählt:
„Ach, das sind hinige Leut; wenn sie sich
streiten stechen sie gleich einander tot. Zwei
Stunden drauf find's wieder die besten
Freunde.“

Liebe Jugend

Schulrat Antonius Vinsenmeyer fährt
zu einer Inspektion aufs Land. Er hat
den Charakterkopf eines erstaunten Karp-
fen, etwas vorquellende Augen und einen
runden, offenstehenden Mund.

„Wer bist du denn?“ fragt er eines der
Kinder.

„Die Bauer Anni.“

„So, so; und wer bin ich?“

Anni dreht sich schüchtern hin und her.

„Na, du weißt es doch; der Sch...
Sch... sag's nur.“

„Wir nennen Ihnen halt“, verkündet
Anni mit singender Schulstimme — der
Schulrat nickt beifällig — „der stielaugete
Dschentoni!“

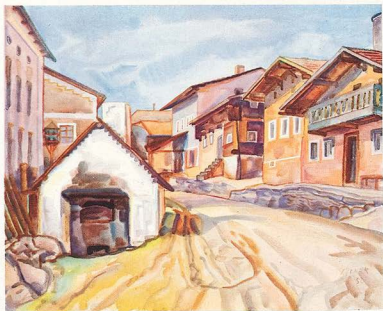
„Kimm i amal zu der Häuslwaberi ins
Stübl. Steht dort a alter Regenschirm
und is um und um voller Löcher. Gab i
g'sagt: Waberi, was tuast denn mit dem
alten Schirm, wirf'n weg, der is ja doch
nimmer zum richten.“ „Warum soll i den
Schirm wegwerfa“, hat's Waberi g'ant-
wort, „im Haus umananda is er guat
gnuag.“

Deswegen!

An einem Sonntag in aller Herrgotts-
frühe wäscht sich die Kleindirn schon die
Füße. fragt sie die Bäuerin verwundert:
„Wo tuast denn du heut aus? Warum
wasch'st du denn schon in aller Früah d'
Füaß?“ Sagt darauf die Dirn: „Woast
Bäuerin, i möcht mi heut photographieren
lass'n.“

Der Kronwentbiernazl

Kommt wieder einmal spät in der Nacht
vom Wirtschaus heim und läßt sich von
seinem Weib eine Predigt halten, die eine
Stunde dauert, ohne daß der Natzl eine
Widerrede getan hätte. Als aber das
Schimpfen nicht aufhören will, verläßt der
Natzl das Bett, schlüpft in die Hofe, zündet
die Laterne an und beginnt damit peinlich
genau den Fußboden abzusuchen. Sucht
lange hin und her, leuchtet unter die Betten
und hinter den Kästen, schaut auch nach der
holzernen Stubendecke und brummt: „Wenn
i's nur grad finden tät!“ Bis es seinem
Weib zu dumm wird und sie ihn fragt,
ihre Predigt unterbrechend: „Was suchst
denn?“ Lenzt und ruhig antwortet der
Natzl: „Dös Brettl such i, das an dei'
Maul hing'hört!“



Straße in Lam

Max Körner

MÜNCHEN / 1937 / NR. 30

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Hed. v. Schlieben



München und die Kunst

Theater

Kammerspiele: Das Horoskop seiner Lordschafft

Unübertroffen wie die Walzer von Johann Strauß sind die Gesellschaftstänze Casar Wildes. Dietrich Koser hat großes Geschick bewiesen, indem er Wildes Novelle „Der Chiromant“ zu einem Lustspiel gestaltet hat. Würdig reibt sich dieses den vier Gesellschaftstänzen des großen Jern an. Die Stelle des Chiromanten vertritt in diesem Falle ein Astrologe, der eine hübsche Tochter hat, in die der smarte Lord Byne verliebt ist. Der astrologische Schwiegervater liest aus dem Horoskop des erlauchten Lords, daß dieser erst heiraten könne, wenn er vorher einen großen Diebstahl begangen habe. Der Amateurverbrecher begibt sich nun ans Werk und bricht in die leere Wohnung eines reichen Erbknechts ein, nur um später zu entdecken, daß der gute Knack inzwischen in Indien verstorben ist und er, der junge Lord, sich selbst befohlen hat. Verdroffen setzt er sein Werk fort und gerät in eine sehr peinliche Lage. Hoffnungslos verwirren sich die zarten Bande; doch die Discretion verbietet uns, den Schleier zu weit zu lüften. Wir trauten unseren Augen nicht, als wir eine junge Dame dem Bade entzogen sahen, die, durch den Vorhang geschüßt, ungeniert Toilette machte. Aber die Lampe zaubert ein reichendes Schattenpiel auf das Gewebe und enthüllt alles. Das an sich gute Stück wird durch die Bühnenbilder von Sturm, durch die ausgezeichnete Regie Otto Ewald Haases, der den jungen Lord Byne mit unnachahmlicher Feinschalance spielt, in das beste Licht gerückt. Und jene junge Dame, die — nun, Sie wissen schon —, also dieses entzückende Geschöpf ist Paula Denk. Da wir nun keine Theaterkritik von Verus sind, versagen wir es uns, die Leistungen aller Darsteller einzeln aufzuführen. Es genügt zu versichern, daß kein Blindgänger darunter und das Zusammenspiel glänzend war.

E. K.

Ausstellungen

Die technische Zeichnung

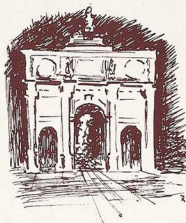
Vorliebe für alte Landkarten, Schriften und Leonardo's technische Zeichnungen ließ uns die Neue Sammlung am Nationalmuseum aufsuchen, wo „Technische Zeichnungen in Vergangenheit und Gegenwart“ ausgestellt sind. Die kleine Schau überrascht durch ihre Mannigfaltigkeit. Aus jeder Gattung von Bauplänen, Kunstgewerblichen und technischen Zeichnungen sind nur wenige, gut gewählte Stücke dargestellt. Die Festungsbaukunst Leonardos und Dürers, die Theaterprojekte und Kunstbauten Quaglios, Vibenas und Ignaz Günthers geben ein einträgliches Bild von dem kulturellen Wollen und technischen Können jener Zeiten. Gärtner und Klenze, die großen Baumeister Münchens, sind sehr gut vertreten. Besonders reizvoll ist Klenzes ursprünglicher Entwurf zu den Propyläen, welcher der Glyptothek ähnelt. Doch ist der ausgeführte Entwurf besser, denn er schafft Kontraste und die notwendige Achse.

Das heutige München wird uns nahegebracht durch die Entwürfe zu den gegenüberliegenden Parteilbauten an der Arcisstraße. Der Vergleich mit den Lichtbildern der fertigen Bauten zeigt, mit welcher Fingerrischen Vollendung und graphischen Feinheit die Überschnidung der Linien und Profile geplant und ausgeführt wurde. In der angewandten Graphik fällt neben den flüssigen Werken Rudolf Kochs die Arbeit der Tagesklasse für gewerbliche Zeichnung an der Meisterschule für Deutschlands Buchdrucker auf. Die Kellamezeichnungen sind auf erfreulicher Höhe. Alles Schwarze, Plumpse und Teigige ist abgestreift. Die Werbe-graphik ist elegant, hell und leicht gehalten: — eine Freude für den Anzeigenden und den Leser, auch für die Zeitgeist, die solche Werbung nur als eine Bereicherung, nicht mehr als eine bedrohliche Belastung ihres Inhaltes empfinden darf.

Im flutlicht

München selber bot dieser Tage eine großartige Ausstellung seiner Bauten dar, die es nachts im flutlicht erstrahlen ließ. Die Welt liebt nicht nur, das Strahlende zu schwärzen, sondern auch in schwarzer Nacht zu strahlen. Wenn Vereinfachung und Betonung die Mittel der Kunst sind, „die im Weglassen liegt“, so gilt das hier im besonderen Maße. Alles Prosaische ist ausgelöscht im Dämmer der Nacht, und nur das Große tritt leuchtend hervor.

Das Siegestor, die Kirchen und die neuen Bauten erfahnen eine Betonung, die durch die ungewöhnliche Lichtwirkung von unten verstärkt wird. So blickt man wohl durch das Negativ einer photographischen Platte, mit dem Unterschiede, daß hier alles Wirklichkeit ist und um so unwirklicher erscheint.



Haus der Deutschen Kunst

Eine sorgfältige Würdigung der Ausstellung müssen wir uns für die nächsten Nummern vorbehalten, denn hierüber wird noch viel zu sagen sein. Ist diese Schau doch in erster Linie bestimmt zur Erziehung deutscher Künstler für eine große Aufgabe: Deutsche Kunst. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, wurden manche Werke zurückgestellt, die wohl nicht schlecht, aber auch nicht deutlich empfunden sind. Anderes wieder wurde gezeigt, das wohl deutsch empfunden, aber noch alles andere als vollkommen ist. Warum wurden diese Werke ausgestellt? Nicht weil sie schon einen Höhepunkt darstellen. Denn wir sind erst am Anfang einer neuen Zeit. Aber weil sie eine Richtung weisen. Weil in ihnen die gesunden handwerklichen Grundlagen zu erkennen sind, ohne die es nun einmal nicht geht, wenn die Kunst nicht entarten soll. Deshalb wird auf manches verzichtet, was im Treibhaus oder auf fremdem Boden gewachsen ist. Dieser Tempel der Deutschen Kunst in seiner schlichten Erhabenheit ist kein Panoptikum, sondern dient nur dem einen Ziele: Der Erziehung zur Deutschen Kunst. Das Streben zur Ehrlichkeit und Einfachheit drückt sich auch in der äußeren Gestaltung des Hauses aus. Deutlich treten hier wieder die Urelemente des Bauens hervor.



Aus unserem Skizzenbuch

Bigger and better

Dieser Tage besuchte uns ein freundlicher Herr aus Tennessee, der uns tief beschämte. Bisher hatten wir geglaubt, daß das Parthenon, der Götterbau der Griechen, in Athen läge. Unser Amerikaner aber wies nach, daß es in Nashville, Tennessee, zu finden sei. In Griechenland habe es allerdings auch schon eines gegeben. Die vorhandenen Reste seien jedoch in bedauernswertem Zustande. Das einzige heile Parthenon der Welt befindet sich somit in Nashville. — Es könnte uns reizen, über den Ozean zu fahren und das Denkmal amerikanischen Archäologensleißes zu besuchen. Aber verschämt gestehen wir, daß wir doch lieber die „bedauernswerten Reste“ in Athen aufsuchen möchten.

Italien in München

Wer die Bauten der alten Griechen bewundern will, muß nach Griechenland oder Amerika fahren. Wer Italien-kennen lernen will, bleibe dagegen in München.

Durch den Konstantinsbogen schreitend, gehe er die Ludwigstraße hinunter, vorbei am Palazzo de Medici, auch Staatsbibliothek genannt, zur Loggia dei Lanzi, die Einheimischen als Feldherrnhalle bekannt ist. Er lasse diese rechts liegen und gelangt dann zur Oper, wo er den oder das Palazzo Pitti bewundern kann: die Residenz. — Wir würden uns aufrichtig freuen, wenn die Italiener als kleine Gegenleistung das Hofbräuhaus oder den Alten Peter neben das Kolosseum in Rom bauten — oder auch mitten hinein. Genügend Platz soll dort vorhanden sein.

Kunststadt München

Der Tag der Deutschen Kunst brachte selbst das festgewohnte München außer Atem. Feuerwehrleitern mußten aus der ganzen Umgebung, selbst aus Augsburg, herbeigeschafft werden, um die Stadt in ein Märchen zu verwandeln. Tribünen wurden gebaut und Verkehrsinseln fortgeräumt, die Arkaden der Hauptpost pompejanisch rot gestrichen, Kandel vom Karlstortheater zum Justizpalast gelegt, der Englische Garten mit einem Neg von Leitungen durchzogen und in einen Tanz-

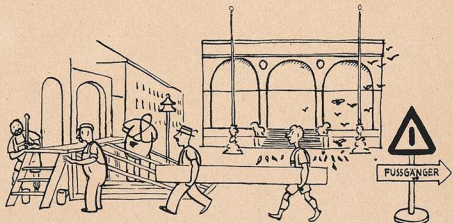
saal verwandelt, und die Ludwigstraße zu einer in Rot und Gold erstrahlenden Via triumphalis gemacht. Gar nicht zu erwähnen die Von-der-Tann-Straße, welche auf das Dreifache verbreitert wurde: ein Unternehmen, dem eine ganze Häuserreihe zum Opfer fiel. Dazu die Umgestaltung der Prinzregentenstraße. Dies, versichert man uns, sei städtebaulich erst ein Anfang. Von der Architektur des Gebäudes gelangen wir zur Baukunst der Stadt. Diese Stadt der Zukunft ist München. Wir glauben, daß es die schönste Stadt der Welt wird.

Unsere Mädchenschulen

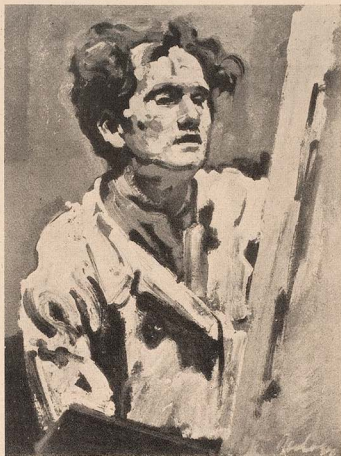
Eine Lehrerin unserer Bekanntschaft erzählt uns:

In der Tertia einer Mädchenschule ist das Nibelungenlied behandelt worden. Im Anschluß daran gibt es den unausbleiblichen Aufsatz. Thema: Sagen und Siegfried. Die kleine Frida schließt ihre Charakteristik mit dem treuerbezigen Geständnis: „Ich kann nicht verstehen, daß Sagen einen so sympathischen Menschen, wie ich Siegfried finde, nicht leiden kann.“

Die Jugend



Zeichnungen von Dr. Roselius



Selbstbildnis

F. Rederer

Franz Rederer

Franz Rederer ist in der ganzen deutschen Welt zu Hause, von der Schweiz bis zu den Niederlanden. Sein Großonkel mütterlicherseits war Hans Thoma, sein Vater stammt aus Österreich, er selbst ist in Zürich aufgewachsen. Lange hat er in Amsterdam gelebt, wo er bei keinem Geringeren als Rembrandt gelernt hat. Häufig zieht es ihn auch nach München, dessen Galerien großer Meister ihn locken.

Bildnis und Landschaft sind die Hauptgegenstände für Rederers Bilder. Beide entspringen dem gleichen physiognomischen Gefühl. Während aber das Gesicht der

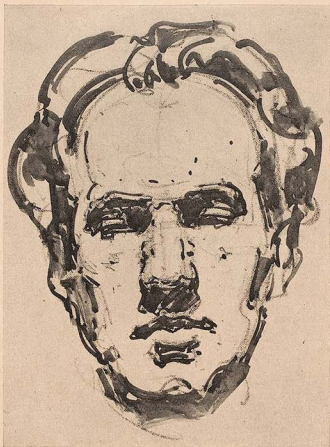
Landschaft sich nach freiem Zufall gestaltet, ist das Menschenantlitz voller Gejense. Dem Bildnis gehört deshalb Rederers besondere Liebe.

„Das menschliche Gesicht ist die Landschaft ohne Zufall. Es ist der Inbegriff des Organischen und somit das vornehmste, reichste Thema für den entwickelten Künstler“, schreibt er einmal. Die wahre Ähnlichkeit liegt für ihn in einer organischen Auffassung der ornamentalten Gliederung des Gesichts. Nicht auf den Umriss, sondern auf die innere Struktur kommt es an.

Kederer ist ganz Maler, der mit dem Farbfleck zeichnet und für den Farbe und Form zu einer Einheit werden. Selbst die Zeichnung ist malerisch. Kederer kennt das Geheimnis, auch die weiße Fläche als Raum und lebendig erscheinen zu lassen. So zeigt eine Pinselzeichnung des hollän-

dischen Städtchens Duivendrecht nicht nur die Türme und waldige Umgebung, sondern läßt auch den dazwischen liegenden Himmel als Raum und nicht als leere Fläche erscheinen, so daß „alles sich zum Ganzen webt, das eins im anderen wirkt und lebt“.

Die Sicherheit seines Könnens hat Kederer allmählich zu einer äußersten Beschränkung seiner Mittel geführt. Es gibt nichts Unwesentliches im Bilde. „In einer Zeichnung sollte kein Strich sein, der nicht eine architektonische Funktion erfüllt“, sagte er einmal. In der Lithographie und Pinselzeichnung entdeckt er ganz neue Möglichkeiten. Es sind bewegte Strukturstudien, auch in der flüchtigen Skizze monumental. Er fühlt seine Kunst — wie die Maler und Architekten des Barock — der Musik nahe verwandt, und es ist gewiß kein Zufall, daß Musiker und musika-



Mein Bruder

F. Kederer

lische Menschen seine liebsten Modelle sind. Kederer liebt auch die anderen Künste, vor allem die Baukunst und die Musik. Bach, Gluck, Beethoven und Brahms sind seine liebsten Meister. Seine Bilder, ganz musikalisch, werden immer im Ganzen gemalt. Der letzte Pinselstrich, sagt Kederer, muß eine Funktion des ersten sein. So ist das Bild eine große Partitur geworden. Kederers Zeichnungen wirken oft wie Rhapsodien, wie rasende Etüden. Er zeichnet unablässig, übt seine Hände so gewissenhaft wie ein Pianist.

In seinen Gemälden aber wird die wichtige, gelöste Bewegung der Hand in ruhige Monumentalität gebündelt. Die Bilder wirken riesengroß, heroisch. Zu seiner Sicherheit in der Form kommt seine Beherrschung der Farbe. Kederers Palette ist von einer Einfachheit, die Wissen voraussetzt. Die Bilder sind far-

bzig, aber niemals bunt. Sehr reich ist die Skala des Grauen. „Im farbigen Grau zeigt sich der Meister.“ In den gedämpften, gebrochenen Tönen seiner Farbe liegt eine Größe, die auf Einfachheit der Afforde beruht. Damit kann die volle Kraft den farbigen Lichtwerten zugewandt werden. Das Gewaltige, überwältigend Große, das seine Köpfe zeigen, gibt sich durch die Beherrschung des Aufbaues, die Tiefe des Zell-Dunkel und die Persönlichkeit im Pinselstrich. Doch gibt der gedämpfte, perlmutterne Schimmer der Bilder farblich eine große Bereicherung.

Nichts aber hieß den Künstler mehr verkennen als zu glauben, daß er seine Wirkungen kalt in Rechnung stelle. Ein Blick auf seine Werke überzeugt vom Gegenteil. Die Persönlichkeit des Malers ist so mächtig, daß es für ihn nur eine

innere logische Entwicklung, aber keine Kitzlungen gibt. Er malt sich selbst.

Bezeichnend für Franz Kederers Humor ist folgende kleine Geschichte, die er uns auf seinem letzten Münchener Aufenthalt erzählte:

Ein Kunstfreund besucht Herrn Neureich, der sich eine Sammlung klassischer Gemälde zugelegt hat. Vor einem Bildnis von Franz Hals bleibt er lange stehen. Frau Neureich kommt hinzu, und unser Kunstfreund bemerkt: „Aber Gnädigste, was haben Sie da für einen prachtvollen Hals!“ —

„Nicht wahr“, erwiderte sie geschmeichelt und reichte sich. „Aber Sie hätten mich einmal vor zehn Jahren sehen sollen.“

Unser Kunstfreund erzählte die Geschichte einem Maler und fügte hinzu: „Wie gut, daß ich Sie nicht nach ihrem Leibl gefragt habe!“

E. K.



Kopfstudien

Franz Rederer

Kleiner Schach=Leitfaden

Von Wilhelm Welsch

Schach kommt, so weiß das Konversationslexikon zu berichten, von „schah“, was Persisch ist und „König“ heißt, während das Spiel selbst aus Indien stammt. Wer immer Schach lernen will, sollte sich das warnend vor Augen halten. Indien ist bekanntlich das flassische Land der Fakire und Büßer, wo ansonsten geistig durchaus normale Leute aus purer Liebe zur Sache und einem sichtlich überflüssigen Geduld ihr Leben auf einem spitzen Nagelbrett sitzend verbringen, sich ohne viel Aufhebens für eine Weile lebendig begraben lassen oder im mildesten Fall ganz einfach auf unbegrenzte Dauer zu meditieren und zu fasten anfangen. Die Fähigkeit, freischwebend auf einem senkrecht in die Luft ragenden Seil zu schlafen, hat allerdings, wie ich angebenden Schachspielern zur Verabfolgung versichern kann, mit den Voraussetzungen zum Schachspielen nicht unbedingt etwas zu tun.

Aus alledem erhellt, daß man, ehe man an das Schachspiel selbst herangeht, seine Konstitution auf ihre Eignung zum

Schachspielen prüfen soll. Wer es sich nicht zutraut, eine beliebige Zeit von mindestens zwei bis zwölf Stunden auf einem Sessel sitzend ein Schachbrett anzustarren, ohne schließlich den nächstbesten harten Gegenstand aus den mit scharfsinnigen Plänen für eine weitere unendliche Ausdehnung der Partie erfüllten Schädel seines Gegners zu schmettern, nur um der Sache ein Ende zu machen, der ist für das königliche Spiel von vornherein konstitutionell ungeeignet. Vorwiegend ist es auch, festzustellen, ob der Organismus bei mehr oder weniger völliger Absehnung konsistenter Nahrungsaufnahme für die Mindestdauer eines halben Tages eine konzentrierte Zufuhr von Nikotin und schwarzem Kaffee in Mengen aushält, deren Gistgehalt genügt, um einen Stier auf der Stelle zu töten. Was die geistigen Voraussetzungen zum Schachspielen anbelangt, so geben die Hypothesen darüber stark auseinander. Fest steht, daß jedes Kind das Schachspiel erlernen kann, während oft die intelligentesten Erwachsenen ihm gegenüber versagen, wie kleine Kinder.

Die praktischen Vorbedingungen für das Schachspiel sind in erster Linie ein Schachkaffee (über die Wichtigkeit der Reihenfolge streiten sich zwei Schulen), ferner das Schachbrett und die Schachfiguren. Das Schachbrettmuster, das in der Ornamentik der Menschheit eine große Rolle spielt, ist uns allen aus Küchen, Toiletten und Bahnhofswarteleben bekannt, wird also, offenbar unbewußt, überall dort angewendet, wo eine gewisse Geduld am Platz ist. Den Schachfiguren liegt eine ehrwürdige, altmodische Auffassung von der Ordnung der Dinge zu Grunde. So überragt der König die Dame um Haupteslänge, während diese die ganze Arbeit für ihn besorgt und sich sogar oft für ihn opfert. Die acht Bauern sind macht- und einflusslos und gewinnen nur durch ihre Menge Bedeutung. Zwei Läufer und zwei Pferde (Springer genannt) vertreten das überholte Prinzip einer raschen, leichten Beweglichkeit, wie sie heute etwa dem Auto und dem Flugzeug zukäme und die zwei Türme mit ihrer machvollen Fernwirkung gleichen,

in die heutige Begriffswelt übertragen, beweglichen Forts, die ganze Felderreichen strategisch beherrschen.

Empfehlenswert für den Anfänger ist es, die Meisterpartien nachzuspielen, die in den meisten Sonntagsblättern abgedruckt sind. Die Zeichen mit denen sie festgehalten und wiedergegeben werden, sind kleine Geheimschrift und nicht schwerer zu erlernen als Gotisch oder Alt-Heyrichsch. Hat man sich erst mit ihnen vertraut gemacht, ist das Nachspielen der Meisterpartien ein reines Vergnügen, besonders für Leute, die imstande sind, vierstellige Kubikwurzeln in wenigen Sekunden im Kopf auszurechnen. Es zeigt sich nämlich, daß die Meister im Grunde nicht anders spielen, als andere Schachspieler, es sei denn, daß sie dem Grundzug zu huldigen scheinen, daß Kürze die Würde des Spieles ausmacht. Sie geben nämlich meist plögl., mitten in der Partie, das Spiel auf, in einem Stadium, da normale Spieler gerade erst die ersten sechs Stunden hinter sich haben und zu den nächsten zwölf ansetzen; sie erklären die Partie, schmeißen ganz willkürlich, für unentschieden, aufgeben oder verloren und die Sache hat sich. Diese merkwürdige Erscheinung hat einen tiefen Verdacht in mir erregt und ich stelle mir den wahren Vorgang so vor:

Aljefkow und Bogoljuchin, die berühmten Schachmeister spielen die sechste Stunde an einer internationalen Meisterpartie. Die Zeiger der Kontrolluhr stehen auf halb neun. Da sagt Aljefkow, der um einen Dauern im Nachteil ist, plötzlich träumerisch: „A propos, meine Frau macht mir heute abend gespickten Saisentrücken mit Wilsauce, was halten Sie davon, Bogoljuchin?“

Bogoljuchin wird bleich, weicht Aljefkows Blick aus und schweigt.

Nach einer Weile wiederholt Aljefkow lästig:

„Gespickten Saisentrücken mit Wilsauce.“

Bogoljuchin beißt sich in die Lippen, bis sie weiß sind, dann beugt er sich vor und flüstert: „Sol's der Teufel! Haben Sie zufällig ein paar Würfel bei sich, Aljefkow? Wer zuerst Paßch wirft hat gewonnen. Wir haben nämlich heute abend zu Hause gebratene Wachteln mit Salat...“

Und die sensationelle Entscheidung einer neuen Meisterpartie ist in die Reichichte eingegangen.

Möglich, daß ich mich auch irre und die Wahrheit so aussieht:

Aljefkow und Bogoljuchin spielen die zehnte Stunde, als plötzlich Aljefkows Hausgehilfin mit allen Anzeichen größter Erregung in das Lokal gestürzt kommt.

„Herr Aljefkow! Ich fahre sie. Sie sind Vater von fünflingen!“

Worauf sich Aljefkow gefaßt erhebt und sagt: „Wie Sie sehen stehen die Odds gegen mich, Bogoljuchin. Ich gebe auf.“

Und nun noch einige aus praktischer Erfahrung gewonnene Ratsschläge und Verhaltensmaßregeln für den angehenden Schachfreund.

So ist es zum Beispiel ein weit verbreiteter Irrtum, zu glauben, daß es notwendig ist, ein Schach-Theoriebuch zu studieren, um einen Vorteil über seinen Gegner zu erlangen. Ein einfacherer und erprobter Weg ist die rechtzeitige Anschaffung einer Tafel guter Wilschokolade. Um ein Uhr nachts nach einer sechzehnstündigen Partie eingenommen, entscheidet sie den endgültigen Vorteil über den Gegner und führt mit völliger Sicherheit zum Sieg. Fairer Schachspieler ist es, die Schokolade mit dem Gegner zu teilen, unfairer, sie allein zu essen.

Man vergesse ferner nie, daß der gute Schachspieler bei jedem Zug drei Züge vorausdenkt. An und für sich wäre das nicht so bedeutend; wichtig wird diese Regel erst, wenn der Gegner zum Zug kommt. Da er dann gleichzeitig die theoretisch möglichen Gegenzüge einkalkulieren muß, also, wenn ihm selbst zehn Züge offen stehen, schon allein für sich dreißig Züge vorausberechnen muß und dann noch die auf jeden dieser dreißig Züge möglichen dreihundert Gegenzüge, die wieder je zehn Möglichkeiten offen lassen, die abermals auf drei Züge vorausberechnet werden, die bereits dreitausend Züge ergeben, auf die dreißigtausend andere Züge möglich sind — daher ein Ende praktisch nicht abzusehen ist, empfiehlt es sich, die Zeit, bis der Gegner sich endgültig zu einem Zug entschlossen hat, der körperlichen und geistigen Erfrischung zu widmen. Man kann inzwischen leicht einen kleinen Ausflugs machen. Empfehlenswert ist es etwa, den zehn-Uhr-Schnellzug am Südbahnhof zu nehmen, auf die Kar zu fahren, dort zu übernachten und mit dem Morgenschnellzug wieder nach Hause zurückzukehren. Wenn man auch wohl um einige Stunden zu früh kommen wird, ist man doch durch die Göhenluft für das weitere Warten gestärkt und daher unbesperrten im Vorteil.

Beim Simultanpiel hingegen wieder — das ist das gleichzeitige Spiel eines Spielers gegen mehrere Gegner — sei dem angehenden Schachfreund geraten, die Dosen von zwei aufwärts langsam zu steigern. Sollte er es aber wagen, gleich von zehn aufwärts zu beginnen, so sei ihm dringend nahegelegt, für die Verköstigung und Übernachtung seiner Gegner Vorjorge zu tragen und jedenfalls darauf zu achten, daß ein friseur im Hause anwesend ist, der die Spieler zumindest jeden zweiten Tag rasiert und ihnen alle vier Wochen die Haare schneidet.

Und nun wohl an und auf zum königlichen Spiel! Es ist, wie ihr gesehen habt, eine anregende, entspannende Beschäftigung, ein wahrer Sorgenbrecher und ich rate euch, es einmal damit zu versuchen!

Wie Hermann Löns sich guten Kaffee verschaffte

Eine heitere Erinnerung

Bei seinen mannigfachen Fahrten durch die geliebte Lüneburger Heide gelangte der im Weltkriege schon 1914 gefallene Hermann Löns oft in dörfliche Wirtschaften, um sich zu erfrischen und fühlend mit der einheimischen Bevölkerung zu nehmen. — Waren Schinken und Würst oft vorzüglich, das Roggenbrot landwurz, kernig und kräftig, und der „Köhm“ anregend, so war der Kaffee leider vielerorts damals „Mäglisch“ zu nennen. „Pladder“, wie man in Niedersachsen sagt, Zichorienaufguß mit Kornmalz, unter späterlicher Zinzunahme einiger Kaffeebohnen.

Um diesem Übel abzuhelfen und sich dem Genuß reinen, unverfälschten Bohnenkaffees hinzugeben, kam eines Tages unserm Geseidichter in einem Dorfkirch ein feiner Gedanke:

„Seu Suerpott“, sagte der Wehrwolf, „Dichter zur Wirtin, „hätt Sei Zichorien in'n Guse!“

„Jarvoll, Herr Löns!“

„Hätt Sei ook Kornmalz in'n Guse!“

„Jarvoll, Herr Löns!“

„Da, denn gahn Sei mal in de Köke, fru Suerpott, um holt Se mal Ihren ganzen Bestand an Mals un Zichorien her! — Aber auch alles, verstanden?“

Kopfschütteln trollte sich die Alte und legte alsbald ihren ganzen Vorrat an Kaffee-Ertrag und Streckungsmitteln vor Löns auf den Tisch nieder.

„So, dat is nett, leine fru! — Tu gahn Sei mal in de Köke un maken Se mi 'nen groten Pott voll Bohnenkaffee tauredht! — Aber so stark wie dief Männer un juwat wie de Dübel!“



Rheinen

TUGENDLILIE

Von O. Th. Stein

Sie besaßen die Lilie schon viele hundert Jahre, die Leute von Aberun. Niemand wußte mehr, von wem sie stammte. Nur eine Sage ging, daß ein Gott sie einst einer Jungfrau von Aberun geschenkt habe. Weil ihre Reinheit und Güte ihm an einem Menschenkinde als etwas gar zu Ungewöhnliches erschienen waren.

Als die Jungfrau dann unvermählt starb, sei die köstliche, schneeweiße, mit Edelsteinen besetzte Blume plötzlich aus ihrer Truhe verschwunden gewesen. Aber dann sei ein unbekannter Weiser zu dem Stadtoberhaupt von Aberun gekommen:

„In Zukunft soll die Lilie der Jungfrau der Stadt gehören. Der Gott hat es so bestimmt. Sie wird ihre schneie Weiße bewahren, solange auch nur noch ein einziger um die Geheimnisse des Lebens Wissender in ihren Mauern weilt, der trotz seines Wissens rein geblieben ist. Findet sich freilich einst keiner mehr, der dieser göttlichen Forderung entspricht, so wird die Wunderblume schwarz werden, wie eine sternlose Nacht oder wie das Gefieder eines Raben.“

In einem Schatzschatz aus purem Golde wurde die Lilie nun im Rathaus aufbewahrt, wohlverschlossen und versiegelt. Alljährlich öffnete man den Schrein und einige Auserwählte durften dann die Göttergabe beschaun.

Und fanden sie jedes Jahr unverändert. Einige Wighen herüber und hinüber und der Schrein schloß sich wieder für ein Jahr über der Lilie.

Die Zeiten gingen hin. Und schließlich vergah man über anderen Dingen, die den Aberunern im Augenblick wichtiger schienen, die wunderbare Blume ganz. Nur die Wighen blieben, aber mit Tugend hatten sie alljährlich weniger zu tun.

Der Schatzschatz verschwand unter einem dicken Polster von Spinnweben und Staub. Schließlich wußte weder auf

dem Rathaus noch in der Stadt Jemand mehr von der alten Sage und der köstlichen Erinnerungsgabe des Gottes.

Aber dann kam nach Jahrhunderten ein Tag, an dem der junge, lebensbegeisterte und schönheitssehnüchtige Fürst des Landes durch ein altes Buch von der Lilie Kunde erhielt. Er war streng gegen sich und andere, dieser Fürst, und darum im Lande mehr gefürchtet als geliebt. Als er nun dem Bürgermeister von Aberun seinen Willen kund tat, die Wunderblume zu sehen und seinen Besuch für einen der nächsten Tage meldete, geriet das ganze Rathaus in die fürchterlichste Aufregung.

Ein Kleinod? Man wußte doch gar nichts davon? Nun, und wenn man's gewußt hätte — über solchen Aberglauben war man doch schließlich hinaus!

Jedenfalls schien aber der Fürst daran zu glauben und so hieß es unbedingt die Blume herbeischaffen.

Wo aber mochte sie ruhen? Die Wighen tauchten wieder auf. Aber mit ihnen war nichts auszurichten. Selbst mußte der Bürgermeister die Archive durchstöbern. Und da fand er denn auch eine Schrift aus alter Zeit, fand den Schatzschatz und den Schlüssel dazu, schloß auf und — sah zu seinem Entsetzen, daß die köstliche weiße Tugendlilie kohlschwarz und die sie schmückenden Edelsteine blind geworden waren.

„Zu neuem Glanz und Schimmer“, stand freilich stolz in der Schrift, „wird die Blume danach auferstehen, so die Hand eines unbedeckten Einwohners der Stadt sie berührt.“

Aber wie diese Hoffnung erfüllen?

Die Väter der Stadt versuchten zunächst selbst ihr Geil. Die Blume blieb schwarz.

„Ich habe es schon immer gesagt“, hub einer der Alten an, „strengere Gesetze hätte es gebraucht! Dem Kaiser und der Unsdut hätte man mit unerbittlicher Härte zu Leibe gehen müssen!“

„Kauft den Stadtpfarrer!“ riet ein Optimist, „er wettet allsonntäglich gegen die Sünde. Da wird er gewiß der rechte Mann sein!“

Aber der ließ sagen, hier sei deutlich Gottes Finger zu sehen und er habe kein Recht, in dessen unerforschlichen Ratsschlus einzugreifen. Nur aus der Gemeinbe selbst könne die Sühnung kommen.

Ähnlich zog sich die Oberin des Nonnenklosters aus der Affäre. Schichte war trotz dem einige Nonnen, doch die besserten auch nichts.

Nun wurde der Jungfrauenbund gerufen. Aber da er sich gerade aus Mangel an Beteiligung hatte auflösen müssen, konnte er nichts helfen.

„So stelle man die Blume öffentlich aus und lasse sie von jedem berühren, der da will!“ schlug jener Optimist vor.

Es geschah. Die Menge stieß und drängte sich zu der symbolischen Handlung. Aber nichts änderte sich an dem Schreckensbilde: die Blume blieb schwarz.

Die Nacht kam. Fast schliefen die den Schatzschatz bewachenden Stadtsoldaten ein. Da kam noch eine Alte, die im Rathaus selbst bedient war und eben erst mit ihrer Arbeit fertig geworden war. „Annnchen vom Rathaus“ hießen sie die Leute spöttisch und jedermann wußte, daß der Gott ihr in ihrer Jugend wohl am allerwenigsten jene wunderbare Blume würde geschenkt haben.

„Scher dich weg!“ knurte sie der eine Stadtsoldat an, „von deiner Hand wird die Zauberteile sicher nicht weis!“

„Wenigstens betrachten wird man das Wunderding wohl dürfen!“ warbte die Alte ihr Recht.

„Unserwegen! Es ist nicht verboten!“ gähnte der zweite Soldat. Und dann schliefen die beiden ein.

Ein vernünftiges Grinsen ging über die Züge der alten Anne. Fastig holte sie die Wunderblume aus dem Schrein und setzte sich damit abseits.

Gegen Morgen erwachte der Bürgermeister von jubelnden Rufen vor seiner Tür: „Die Lilie, herr Bürgermeister, die Lilie! Sie ist plötzlich weiß geworden!“

„Und wer hat —?“ wollte er atemlos fragen. Aber da wußte ihm keiner Antwort zu geben: „Wir wissen's nicht! Nach dem Legten am Abend hat sie feiner wieder berührt. Aber da war sie noch ganz schwarz!“

Da ließ der Bürgermeister ausrufen, daß derjenige eine hohe Belohnung erhalten solle, der sagen könne, wie die Tugendlilie wieder weiß geworden sei.

Es meldete sich — das „Annnchen vom Rathaus“.

„Was wirst du schon wissen, alte Schatteke!“ fuhr sie der Bürgermeister ägerlich an.

„Weiter wißt Ihr mir nichts zu sagen, wo ich doch die Ehre der ganzen Stadt gerettet habe?“

„Ausgeredet du?“ höhnte das Stadtoberhaupt.

„Ja freilich ich, wer sonst? Her mit der Belohnung!“

„Was willst du haben?“

„Ein Häuschen und eine lebenslängliche Rente!“

„Aber erst beweisen, daß —!“

„Kinderleicht! Ich hab die Lilie mit Puzpomade wieder blank gemacht!“ — triumphtierte das Annnchen vom Rathaus.



Bolt



An der Schwarzbach (Hessen)

G. Benzig

Am Fluß

In der kühlen Weide
ist der Sommer mild.
Dunkel summt die Heide,
leise schwankt mein Bild.

Still in dünnen Binsen
rührt sich allerlei —
grüne Wasserlinsen
treiben blind vorbei.

Was ich seh und ahne
spiegelt sich am Grund,
winkt die grüne Fahne
dem verborgnen Mund.

Was ich tu und leide,
eilt vorbei und schweigt.
Silbern klingt die Weide,
tief hinabgeneigt.

Rolf Wernet



Hauschild

Masintzin, la buenita

Von Lia Eleonore

Sie ist zu mir gekommen nach einem Tag voller Widerwärtigkeiten — graue, regenverschüttete Stunden, ein rauchender Herd, in dem das Feuer nicht brennen wollte, auf dem Tisch eine Arbeit, die nicht recht vorwärts ging, und am Mittag keine Post! Rasch und gleichmütig war der Briefträger vorbeigelegt auf seinem Kad, vorbei an dem Birnbaum der Feldgrenze und an dem schmalen Weg zu meiner Einsiedelei — wie eine Verkörperung des gleichgültigen Schicksals.

Doch das ist alles nun vorüber, halb vergessen schon, seit Vita bei mir ist. Das Mädchen Vita, das am Rand des Urwaldes aufwuchs und einen Leoparden als Spielgefährten besaß.

Vor einem Jahre kam sie nach Deutschland mit heimwehkranker Seele, guten Vorsätzen für das neue Leben und mit schüchtern sich regenden Erwartungen neben Schmerz und Sehnsucht und zärtlicher Erinnerung. Man hatte ihr so viel Schönes berichtet von der Heimat ihres

Vaters, vom deutschen Winter und dem Gaus ihrer Großmutter, nahe dem Meer, von der Stadt und der Schule. Wie ihr „Babo“ sich freuen wird, wenn sie vernünftig und brav lernt — er käme ja bald nach, sobald die finca verkauft wäre.

Bald — kleines, oft gegebenes Trostwort vieler Trennungen! Nun ist es in einem Kinderherzen, eine kleine Flamme der Zuversicht, in Liebe und Sehnsucht tragenden Briefen, — und ein banges Fragen an den einsamen Abenden eines ehemaligen Marineoffiziers; nach dem schmachtvollen Friedensschluß verließ er sein Vaterland, in Guatemala neuen Lebens- und Wirkungsraum für sich und seine junge Frau suchend. Vielleicht träumte er das Geheimnis des Vergessens in die Tropenferne, die mir Vitas helle Stimme an guten Stunden nahe bringt.

Ich erlebe dann mit ihr die Tage in San Fernando — die Spiele im farbenflammernden Gartenparadies unter Guayaven und Melonenbäumen, zwischen den Kindern der Indios und Tieren — die traumhaft vorbeischießende Welt der Schmetterlinge, bunt ausglühende Blumenfelsen in den Goldströmen des Morgens — das Treiben edelsteingrüner

Cecos und zahlloser gesiedelter Sänger in federartigen Paparakronen, im Dusch, am Wasser. Zuweilen kommen Schlangenbesuche ins Haus oder Skorpione mit den betäubenden Dämonen der Tropennacht. Das Sirren der Zifaden und Grillen schwärmt wie ein unterirdisches Orchester um die vielfältigen Laute der großen und kleinen Lebewesen im Dunkel, Kampf- und Liebesrufe und Todeschrei fällt an der Schwelle des Schlafes, wenn Mico auf Abenteuer auszieht.

Wie ein großes, seltsam behildertes Märchenbuch ist Vitas erste Kindheit und sie selbst gleicht einem verirrtten Waldgeschöpf, wenn sie von ihrem Freund Mico spricht — ein weichfelliges Leopardenkätzchen mit flaumbehaarten Muschelohren und großen, hellen, geschickten Augen. Ein Pion fand ihn einst in einem hohlen Baum der Montana und brachte ihn ihr. Er folgte ihr überall hin, wachsam, treu und furchtlos. Und auch später kam er immer wieder von seinen nächtlichen Streifzügen durch die Montana.

Wie selig sie war über den ersten Ritt mit dem Vater auf die Pflanzung hinaus! Stundenlang im Sattel, an endlosen Kaffeefeldern vorbei und den Scharen stiller, schmaläugiger Indios. Kaffee-Ente! Sonne, loderner Tropenbrand, und ferne weite Duna, dunkle Menschen und vorüberstreichender Falterflug.

„Ein Strauch bringt ein Pfund Kaffee, sagte mir Babo, und wie ernten in einem guten Jahr 8000 Zentner — du kannst dir da vielleicht vorstellen, wieviel Land und Leute zu unserer finca gehören, und wie müde Babo abends oft war von den langen Ritten. Denn er mußte ja fast immer dabei sein“... Pflanzergeliebte! Tag um Tag in der Abgeschiedenheit eines Farmhauses, zwischen fremdem Menschen- und seltsamer Pflanzenwildnis — immer die beiden Vulkanen am Rand der Landschaft, zwei starre Todesmale über den Farbenhübnern des Tropenfrühlings und über den Mählsälen der Ernte — manchmal Briefe aus der Heimat und manchmal kleine feste unter den Indios — Natividad und Neujahr mit Feuerwerk und Gesang und Glückwünschen — die Regenzeit mit ihrem gisigen Giebertan, ihren grauen Schwermutsgedanken — dann wieder ein Ritt in die Stadt zu blendenden Lichtern, gepflegten Menschen — höfliche Geßen, Musik und erste Gespräche, wie ein Spuk einer verschollenen Zeit ist es, fast qualender noch als die Einsamkeit. Pflichten, Götzen, Warten, Verzicht und viel Sehnsucht.

So erübt ich es aus vielen Begebenheiten, wenn Vita erzählt und ihre Sehnsucht mir rückschauend den Tag verzauberte.

Malingin, la buenita, die gute kleine Maria, nannten sie die Eingeborenen von San Fernando.

Nun sitzt sie mir gegenüber, den dunklen Pagenkopf im roten Samt des Sessels, die Hände über den angezogenen

Anien verchränkt. Wir haben zusammen Tee getrunken und von den Vorzügen des Landebens gesprochen, von Tieren und von unseren kleinen und großen Wünschen und Sorgen. Doch alle Worte gingen nur wie ein verschwübender Schein über den wunderjamem, schweren Hintergrund der Erinnerungen um Vitas Kindergehalt. — Regen sprüht leise zischend um die Fenster, flüstert und schwagt, einformig gleich dem Singsang einer alten Aya über tanzendem Weibschifflein. Bunte Fäden verflucht sie zu bunten Worten: Von Sautari, dem Abendstern, der die Blumen-seelen einsammelt und das Kleid der Mondgöttin silbern bestickt, von der weisen Kurumi, die den Menschen gute und böse Träume bringt...

„Malangin, la buena!“ feierlich klingt der Name, obwohl ich ihn halbblau aussprach. Vita sieht mich groß an, staunend, ja ein wenig vorwurfsvoll.

„Der Name paßt nicht mehr zu mir, er gehört zu den Indios und ich gehöre nach Deutschland“, erklärt sie in ungewöhnlich bestimmtem Ton.

Ist es früheste Erkenntnis oder nur ein tapferer Wunsch, die vergangene Zeit aus ihrem Herzen zu verbannen? Deinführung ihrer Eltern vielleicht! Ihr Gesicht ist gespannt von Entschlossenheit und innerer Erregung. „Weißt du, ich habe Mama gebeten, sie soll jetzt Maria zu mir sagen — weil ich ja schließlich so getauft bin und“ — sie stockt, nach Worten suchend, „es klingt albern — eigentlich ist es auch unwichtig. Weißt du, früher haben sie mich in der Schule oft zum Spaß so gerufen, Malangin, la buena!“ Und wenn sie es auch nicht böse gemeint haben, mir hat es doch jedesmal sehr weh getan. Ich hatte ihnen von Guatemala erzählt — am Anfang fragten sie soviel und ich wußte ja nicht, daß sie sich später darüber lustig machen. Aber das ist nicht der Hauptgrund, nicht Zimperlichkeit — verstehst du — sie sollen nicht denken, ich biete mich für etwas Besonderes“ — mit einem kleinen Seufzer schweigt sie für eine Weile. Dann spricht sie von einer Fahrt, so ausführlich beschreibend, als wollte sie meine Gedanken ablenken von ihrem kleinen Dekenntnis. Die Unterhaltung führt dann über einen kleinen Umweg von Büchern, Briefen wieder in die ländliche Wirklichkeit zurück. Wir planen eine Bergtour für morgen, aber es hängt vom Wetter ab. Vita geht in den Garten, nachsehen, „ob der Himmel noch immer so ein Regengesicht macht!“

Die dunkelverschleierte Berge schimmern taubengrau über Waldrand und Wiesen. Und der See — mein geliebter See, der so oft herauf grüßte durch rosarote und blaßviolette Abendhüllen — er liegt trüb, bleifarben im Tal. Fröstelnd schaue ich in den grau sinkenden Tag, dann sehe ich Vitas Gesicht, die große staunende Stille ihrer dunklen Augen.

„Wie schön friedlich das alles schlafen geht“, sagt sie leise. — Ja, aber schöner

fände ich es unter einem wolkenlosen Himmel mit blinkenden Sternen — „ein bißchen kalt ist es, auch, morgen regnet es sicher wieder.“

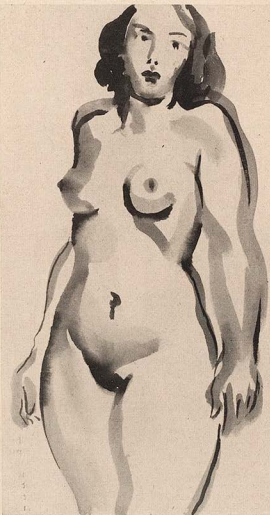
„Die Bäume und die Wiesen freuen sich doch über den Regen“, meint Vita. „Davon hätten sie allmählich wohl genug bekommen“, bemerke ich, „sie werden sich zur Abwechslung auch mal Sonne wünschen.“

„Ob sich Bäume überhaupt etwas wünschen? Sie sehen alle so geduldig aus“... Bis zum Einschlafen geht mir diese Frage nach, mitten durch wiederkehrende Sorgen, Pläne, Erwägungen — wieviel Wünsche kommen und gehen durch ein Menschenjahr, soviel Wünsche um das großgeschriebene, liebe Ich — von der Baumblüte bis zur Ernte hin. Der Ärger des Vormittags fällt mir ein — die Post, der rauchende Herd, die verjögerte Arbeit — Dinge, die ich so wichtig nahm, daß sie

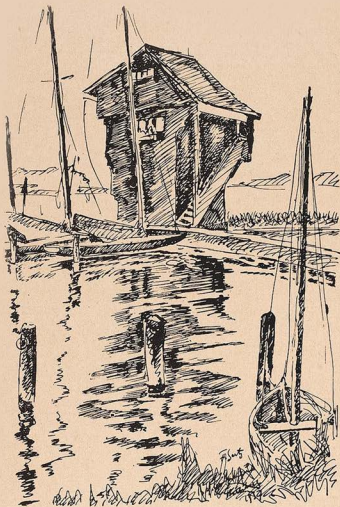
mir beinahe die Läume verdarben. Und ich sehe hinter geschlossenen Lidern plötzlich Vitas ernstes Kindergehalt mit den dunklen, geduldigen Augen und dem Ausdruck frühen Leides um die blassen Lippen.

Wartenkönnen, schweigend ertragen und verzichten!

Mußte erst dieses kleine Mädchen kommen, um mich daran zu erinnern, wieviel Sorge und Not und unerfüllte Sehnsucht es gibt in der Welt, wieviel enttäuschte Hoffen und Klend — und ich höre eine leise Stimme sagen: „Da sind deine Plagen, die dir so bedeutend erscheinen, kleine, lächerlich kleine Leiden, wenn du einmal darüber hinaus siehst auf die Menschenschicksale, die so über dem deinen stehen, wie jene alten Bäume mit ihren mächtigen Kronen — und die alle Stürme des Lebens so hinzunehmen wissen, still und geduldig.“



O. Fuchs



Am Starnberger See

F. Gartz

Liebeszauber

Eine Kurzgeschichte

Von Dorothea G. Schumacher

Als Großmutter ein Kind war, da waren Drogisten und Apotheker gar oft noch die persönlichen Berater und Seelenretter, Ärzte und Helfer des Kleinbürgers in allen Lebenslagen!

Die Apotheke des „ehrengerechten“ Franz Xaver Steinlein lag am Ende der Dombasse, in deren Hintergrund, in einem weniger glänzenden, das Gemäuer

der Stiftskirche riesenhaft aufragte. Hinter den Häusern der Basse lagen große Obstgärten, die auf der Rückseite an den Strom grenzten. Am anderen Ufer, ganz fern, lag eine andere große Ortschaft, Ochsenhofen.

Ein blauverglastes Lämpchen brannte Tag und Nacht in der „Egl. bayerisch privileg. Apotheke und Drogerie“ und

wer sie besuchte, hatte oft etwas gar Geheimnisvolles vor. Ein paar Häuser entfernt wohnten Herr Steinlein und sein Freund Lothar Mooshuber bei Herrn Lohesam zur Miete. Der hatte eine Tochter, namens Euphrosina. Und das ist hier vorauszusetzen, daß beide Mietsherren, Xaver, sowohl wie Lothar, das Mädchen liebten! Xaver, der Benachteiligte, sah in ihr das *extractum purum* alles dessen, was chemisch rein und „offiziell“ war — in seiner Apotheke war sicher kein Arkanum, so rein und klar, wie sie! Aber er war verzagt, seine Hoffnungen blieben unerfüllt im Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit und der Bescheidenheit des Äußeren... Zwar wusste Xaver allerlei vom Leben und Sterben, nach außen hin aber hielt er sich für den sonnenblinden Leidenwurm, in seinem zu weiten, blauen, mit chemischen Flecken verunreinigten Tuchfrack, der nach Aloe und Valerian roch — vor allem aber war Lothar Mooshuber die „fliege in seiner Suppe“, denn dieser genoss, was Euphrosine ihm, Xaver, zugedacht hatte: lächelte sie, dann fing Jener diesen Sonnenstrahl auf! Dafür war Lothar aber auch ein guter Kunde bei Xaver, der nicht nur Gipsplaster und Salbe, sondern auch die feinsten ausländischen Seifen und Parfüms kaufte — für wen nur?

Jetzt eben erschien Lothar wieder, ließ sich in seiner beiläufigen Art an der Theke nieder und sprach zu dem, gerade Benzoe-tinktur in ein Pulver Rührenden — „Xaverl, paß jetzt mal auf! Ich brauche was. Wenn du das richtig zusammenstellen könntest!“

„Du schau! ja aus wie ein gestochenes Kalb, Lothar!“

„Fast richtig getroffen, Xaver! Ins Herz bin ich getroffen vom Gott der Liebe! Du —“ er faßte ihn an dem großen Frackknopf — „Die Euphrosina und ich, wir wollen heute zusammen auferstehen, gegen den Willen des Alten — über den Fluß, nach Ochsenhofen!!!“

Vor Schreck warf Xaver den kleinen Mörser um — doch Lothar fuhr fort — „das heißt, wenn das Mädchen die richtige Minute abpaßt und wenn ihr Wille wach bleibt! Aber einen Tag will sie und den anderen wieder nicht. Kleinmütige! Wir haben uns vor drei Tagen für heute Abend geeinigt, aber ich fürchte, daß sie mir abschminkt, wenn der Moment der Flucht gekommen ist!“

„Du brauchst also offengestanden, ein — Mittel — einen Liebeselixier?“

„Wohl, wohl! Heute muß alles gut gehen, sonst ist's gescheit, für lange Zeit. Draußen überm Fluß in Ochsenhofen wartet auf uns schon ein kleines Häuslein mit Teekessel, wenn Sinnen nur nicht anderen Sinnes wird! Der alte Meister Lohesam mag mich gar nicht und hat ihr eine Woche lang jede Rede mit mir verboten — haben uns also schriftlich geheim verständigt. Ich verdiene jetzt zwanzig Reichsthaler in der Woche und Sinnen wird es

nie zu bereuen haben. Gibt es nicht eine Droge, die „Besändigkeit der Zuneigung“ hervorbringt?“

Kavers Mienen hellten sich auf; er begriff. Lothar fuhr fort: „Ein kürzlich verstorbenen Freund erzählte mir, wie ein verstorbenen alter Schäfer ihm für sein Mädchen etwas gegeben habe: von Stund an sah sie in Liebe ergeben zu ihm auf und war blind für andere Männer — so etwas also müßte ich —“

Dieser Lothar war doch also ein ganz Schlauer! Brauchte ein Mittel für Euphrosine, auf daß sie sich freudig entführen ließe!

„Ja, und ein paar Stunden soll's vorhalten, Kaver: um sieben essen wir mit Lobejams zu Abend, um acht geht Sinden mit „Kopfschmerz“ zu Bett und um neun Uhr schleich' ich durch den Garten vom Zuberbauer, da wo eine Planke lose ist, in Lobejams Garten hinein... krieche unter Sinden's Fenster und helf' ihr, auf das vereinbarte Signal hin, auf der Leiter aus ihrem Fenster herunter... Kannst du mir dazu helfen, daß sie Mut und Lust zu dem festen Wagnis behält —?“

„Ja, da müssen wir Pharmazeuten denn doch vorsichtig sein, lieber Lotharius! Dir würde ich solch eine Pastille wohl anvertrauen, aber du wirst sie ja der Euphrosine Lobejam eingeben — wollen mal sehen — wollen mal sehen — hm —“. Er ging hinter die Theke, suchte lange herum und zerrieb endlich eine weiße Masse mit starkem „Baldrian-dekott“ — dazu Milchzucker oder dergleichen zu einer festen Masse, die er in ein Kugelnchen rollte und zierlich einpackte — „so! Das Mittelnchen wird helfen!“

Das Mittelnchen würde Schlaf brin-

gen, festen Schlaf, sonst nichts, ganz ungefährlich — ausgezeichnet! Als er es dem gespannt zuschauenden Lothar überreichte und die Bezahlung großzügig abwehrte, kam er sich unerhört schlau vor — nein, auch schadenfroh! Denn mit diesem Baldrian würde das „Sinden“ sich nicht wach und liebend entführen lassen, sondern schlafend das Signal des Sarenden verpassen! Ja, dieser überschlaue Lothar sollte auch mal überdölpelt werden und vielleicht, vielleicht, wurde das holde Mädchen dann doch noch sein, Kavers Bräutchen —! Er verdrang sein höhnisches Grinsen hinter der Theke und empfahl, das Mittelnchen in Milch oder Wasser gelöst, nehmen zu lassen, was natürlich unbemerkt geschehen sollte.

Dann, als Lothar fortgeführt war, da sandte er mit Boten einen Brief zu Lobejam, worin er ihn von Lothars schwarzen Plänen unterrichtete. Dieser Herr Lobejam, ihr Vater, war ein starker, rasper Mann, mit dem nicht zu spaßen war — wenn er nicht just schlief. Er kam selbst in die Apotheke, um sich für Kavers Mitteilung zu bedanken: „Dieser alte Nischensatz — war' er! Meine Schlafkammer ist gerade über der Tochterstube — und ich geh' zeitig mit der geladenen Kinte herauf: sobald der mein Anwesen von hinten betritt, da kommt er auf der Tragbahren weg, und nicht in der Hochzeitsdassie!“

„Lothar wird's schlecht ergehen, wenn nun Euphrosinchen in Morpheus Armen entschlief!“ — so dachte sich Kaver und saß die ganze Nacht in der Apotheke, auf die Nachricht von der Tragödie bei Lobejam harrend! Erst um acht Uhr morgens verließ er die Apotheke — doch, wer lief

ihm da freudestrahlend in den Weg? — Lothar Mooshuber!!

„Alles geklärt, Freunde! Geissen Dank! Auf die Sekunde kletterte das Euphrosinchen die Leiter hinab und mir in die Arme...“ — „Sind jetzt schon im Säulenseits des Stromes und zieht sich eine entzückende Krimoline für mich an — ach, bin ich glücklich, Kaver! Du besuchst uns mal und speist mit uns, gelt? Habe eine neue Anstellung in Sicht und geh' mich jeeben vorstellen. Aufgeboten sind wir auch schon!“



„Aun, und das — Mittelnchen!“

„Ja, dies' famense Zeug!“ — lachte Lothar — „das wirkte so: ich dachte mir so beim Abendbrot, daß ich mein Mädel doch wohl auch ohne Liebeszauber kriegen müßte! Und behielt's in der Tasche. Dann sah ich Vater Lobejam — und das Wetterleuchten in seinem Gesicht und dachte — ha, der braucht ein Mittel, um „Zuneigung“ für mich zu gewinnen — was tat ich also? Warf die Pastille im unbeobachteten Augenblick in seine Milchsuppe! Worauf er dann wohl also geschlafen hat, wie noch nie... probat, probat! Und mir so verstattete, sein Tochterl' in aller Gemütlichkeit zu entführen.“

Der arme Kaver hat sich hierauf enggültig geschlagen gefühlt.



Künstler-Pech!

Von Maria Bruns

Photographiert werden ist meistens eine nette Angelegenheit! Vorausgesetzt natürlich, daß der glückliche Besitzer der Kamera ganz genau weiß, wo das Objekt ist, wozu die verschiedenen netten Mechanismen dienen und daß auch Platten oder Filme dazu nötig sind. Mein kleiner Freund Peter erhielt seinen ersten Apparat zu Weihnachten. Selbstverständlich mußte er sofort ausprobieren werden. Es dauerte wohl eine ganze Stunde, bis die gesamte Festgesellschaft zu jedermanns Zufriedenheit mit den schönsten Photographiergeheimnissen gruppiert war und gläubig auf den stolzen Kamerabeitzer blickte, der unter Aufsicht seines nicht weniger stolzen Vaters an den verschiedenen Schraubchen drehte. Und dann wurde geknipst! Die zu Stein erstarrete Festgesellschaft verwandelte sich wieder in fröhlich sich bewegende Menschen. Peter und sein Vater tritten sich um das Vorrecht, den Film auf Numero 2 zu drehen, und stellten dabei fest, daß überhaupt kein Film im Apparat war. Ach ja, Künstler-Pech!

Etwas später machten wir einen Ausflug, und ich stellte mich großmütig als Modell für den photographierewütigen Peter zur Verfügung. Trotz meiner 180 Pfund wurde ich mit den vereinten Kräften der gesamten Ausflugsteilnehmer auf einen dicken Ast verfrachtet und unter recht

aufmunternden Zurufen veranlaßt, eine sehr malerische Stellung einzunehmen. So wartete ich nun, ergeben in mein Schicksal, auf das Knippen des zukünftigen Meister-Photographen!

Nachdem mein rechter Arm und mein linkes Bein eingeschlafen waren, und sich auch an anderen Körperteilen unliebsame Druckstellen bemerkbar machten, versuchte ich, die sehr malerische Stellung etwas zu wechseln, fiel aber ungefähr wie eine reife Melone vom Stengel, weil die ganze Gesellschaft in ein fürchterliches Indianergeheul ausbrach! Peter hatte nämlich soeben geknipst!! Künstler-Pech! Ich wurde unter Androhung der Todesstrafe gezwungen, noch einmal als Klammeraffe den Baum zu umschlingen, und siehe da! die Knipserei ging ohne Katastrophe vonstatten, und Peter behauptete kühn: „Das Bild schicke ich bestimmt auf die Ausstellung! Das wird Noke!“ Am anderen Tage wurde das Ergebnis bekanntgegeben. Es war erschütternd!! Den Hauptbestandteil des Gemäldes bildeten meine Schuhsohlen und Nasenlöcher! Künstler-Pech!

Man hätte ja nun annehmen können, ich sei in bezug auf photographische Angelegenheiten etwas vorsichtiger geworden. Das stimmt auch, soweit es meine wertvolle Person betrifft, aber ich sehe gar nicht ein, weshalb andere Leute sich nicht photographieren lassen sollen! Eines Tages besuchte mich Tante Emmy aus Benrath, und ich schleppte sie zur Kölner Messe, wo eine große Kolonial-Ausstellung war. Tante Emmy war begeistert! Besonders die Abteilung Neuuguinea hatte es ihr angetan! Um der lieben Tante eine Freude

zu machen, bat ich den dort beschäftigten Photographen, doch irgendeine hübsche Aufnahme anzufertigen. Tante Emmy rannte aufgeregt von einer Ecke in die andere. Was war wohl interessant genug, um ihr als Hintergrund zu dienen? Da gab es greuliche Holzplastiken von Göttergöttern (für meinen Begriff hätte sie ja am besten hierzu gepaßt!), Trophäen der Kopfhäger, geschnitzte Holzstulen, große und kleine Trommeln, phantastische Tanzmasken und der liebe Himmel weiß was alles! Nach langem Hin und Her entschied die Tante sich dann, auf ein Podest zu klettern, auf welchem sich eine große Signal-Trommel aus Neuuguinea befand, die von einigen hergebrachten Palmen beschattet wurde. In nicht nachzuahmender Pose lehnte sich die ziemlich umfangreiche Tante an die Signaltrommel, die Augen schwärmerisch zu den Palmen erhoben! Es war ein wunderbarer Anblick, und wurde eine noch viel herrlichere Aufnahme! Der Photograph brachte mir zwei Tage später die bestellten „24“ Abzüge, hatte es sehr eilig, nahm sein Geld in Empfang und verwand merkwürdig schnell! In genießerischer Vorfreude packte ich die Bilder ganz langsam aus. Dann mußte ich mich setzen, und die Tränen (zu meiner Schande muß ich gestehen, daß es Lachtränen waren) kullerten mir aus den Augen! Ja, da stand sie, die gute Tante Emmy, in vorbildlicher Haltung unter den Palmen, und dicht unter ihren Füßen prangte ein großes Schild:

Nr. 22.

Alte Signal-Trommel aus Neuuguinea.

Ach ja! Künstler-Pech!!!



Jeder Mutter jedem Kind glückliche Stunden

Gibt für das Nilfs wert:

Mutter u. Kind

Verlangen Sie
überall die
„JUGEND“

Markensammler
erh. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Baderstr. 49

Werbung
bringt
Arbeit

Qualitätsdrucke
geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

**Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München**
Herrstr. 8-10, Tel. 207 63

HEINLOTH & Co. KDT-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

QUALITÄTS-
UHREN
Polmütz
MÜNCHEN • SCHÜTZEN-STR. 9
BEI M. HAUPTBANKHOF

Klischees
für Kopierzwecke
in Zeichnungen
München
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 • Tel. 27667

„Urbanstraße“

Von J. G. Köster

Der Herr, der in der Straßenbahn saß und seine fünfzehn Pfennige abfuhr, starrte keineswegs stumpfsinnig vor sich hin, noch las er eine Zeitung. Nein, er betrachtete die Gegend und die Fahrgäste, er hörte genau zu, was der Schaffner sagte und was man von ihm verlangte, ja, als der Schaffner die Station „Urbanstraße“ ausrief, konnte er nicht mehr umhin und fragte:

„Wie heißt die Station?“
„Urbanstraße“, wiederholte der Schaffner.
„Hält jeder Wagen hier?“
„Jawohl, mein Herr.“
„Steigen viele Leute hier aus?“
„Sehr viele, mein Herr.“
„Und steigen auch viele ein?“
„Es geht, mein Herr.“
„Danke schon.“
„Bitte sehr.“

Die Straßenbahn fuhr weiter.
Die nächste Station hieß Königsplatz.
Der neugierige Herr winkte dem Schaffner.



Welden

Einer, der lieber zu Fuß geht

„Ist hier eine Umsteigestation?“
„Ja.“
„In welche Linien kann man hier umsteigen?“
„In die Linie 11 und 22.“
„In die Linie 23 nicht?“
„Nein.“
„Warum nicht?“
„Die Linie 23 fährt hier überhaupt nicht vorbei.“
„Aber wenn sie nun vorbeiführt?“
„Ich verstehe nicht, mein Herr“, antwortete der Schaffner, schon ein wenig ungeduldig. Aber der Herr fuhr freundlich fort:
„Ich meine, wenn nun die Linie 23 hier vorbeiführt, dann könnte man doch auch in die 23 umsteigen?“
„Gewiß.“
„Sehen Sie, das wollte ich nur wissen. Danke schon.“
„Witter!“ sagte der Schaffner.
Aber es klang keineswegs höflich.

Die Endstation kam.
„Straßenbahnhof: Endstation!“ rief der Schaffner.
Alles stieg aus. Nur der neugierige Herr nicht.
„Was machen Sie jetzt?“ fragte er den Schaffner.
„Wir fahren in zehn Minuten zurück.“
„Das ist in zehn Minuten! Nein, ich meine, was machen Sie jetzt?“
„Die Straßenbahn hält so lange.“
Der Herr schüttelte ärgerlich den Kopf.
„Das macht die Straßenbahn. Ich frage aber, was Sie machen?“
„Ich frühstücke“, brummte der Schaffner.
„Was? Jetzt mitten im Dienst?“
„Erlauben Sie mal —“
„Frühstücken Sie jedesmal, wenn Sie Pause haben?“
„Selbstverständlich.“
Der Herr nahm seine Brille herunter, putzte sie sorgfältig und meinte:
„Dann wundert es mich allerdings nicht!“
„Was wundert Sie denn nun schon wieder nicht?“

„Daß Sie mit Ihrem Gehalt nicht auskommen, wenn Sie am Tag achtmal, neunmal, zehnmal frühstücken!“
Der Schaffner war zwar viel gewöhnt, aber dies ging ihm doch über die Gutshür. Jörnig fuhr er auf:
„Wer sagt Ihnen denn, daß ich mit meinem Gehalt nicht auskomme?“
„Meine Logik!“
„Ihre was?“ schrie der Schaffner.
„Meine Logik!“ sagte der Herr streng, „wenn andere Leute nur einmal frühstücken und gerade mit ihrem Gehalt auskommen, muß sich bei Ihnen ein Fehlbetrag ergeben, wenn Sie zwanzigmal am Tag frühstücken! Was frühstücken Sie denn, wenn man fragen darf?“
Der Schaffner schwankte zwischen Wut und Lachen über den Komischen. Leider siegte die Wut.
„An Dreck!“ schrie er erbozt. „Sie zahlen es mir ja doch nicht! Und wenn ich Ihnen einen Kat geben darf, fahren Sie das nächstmal nicht Straßenbahn, sondern rutschen Sie mir den Buckel herunter!“

Der Herr sagte eine Weile nichts. Dann erhob er sich steif, stieg wortlos aus dem Wagen, überdickte, ohne nach rechts und links zu schauen, die zahlreichen Gleise und ging auf das rote Haus zu, über dem „Verwaltungsgebäude“ stand.
„Ich möchte mich beschweren“, sagte er fachlich.
„Über was?“
„Über Unbotmäßigkeit eines Schaffners!“
Man führte ihn zum Direktor. Man holte den Schaffner. Der Herr erzählte weilschweijig, daß er nur einige Fragen allgemein interessierenden Inhaltes an den Schaffner gerichtet habe. Der Schaffner wiederholte die Fragen. Der Direktor hörte sich alles mit an. Der Herr schrie:
„Und zum Schluß sagte er mir, ich solle ihm den Buckel herunterrutschen!“
Der Direktor beschwichtigte ihn:
„Das ist ja nun nicht so schlimm, mein Herr!“
„So! Meinen Sie das? Gätten Sie das etwa auch zu mir gesagt?“
Der Direktor nickte:
„Ja. Aber nicht erst auf der Endstation. Sondern bereits in der Urbanstraße.“

SEEHAUS
KLEINHESSELOHE

Die führende Gaststätte im Englischen Garten in idyllischer Lage am See
Täglich nachmittags u. abends Konzert

Liebe Jugend!

Amerika: Die Zuchthäuser der Straf-anstalt Sing-Sing werden zur sonntäglichen Morgenandacht geführt. Als erster Choral wird gesungen:

„Bis hierher hat uns Gott geführt
Durch seine große Güte.“

In Baden-Baden trifft Leisetreter auf dem Turplatz einen Bekannten. Letzterer fragt:

„Sagen Sie mal, Herr Leisetreter, wie so kommt das, daß Sie beim Kartenspielen so viel Glück haben und beim Kennen Ihr ganzes Geld verlieren?“

„Das fragen Sie noch?“ ruft entrüstet Leisetreter.

„Wie so? —?“ meint der andere.

„Die Pferde! Versehen Sie, die Pferde kann man doch nicht mischen!“

Aus dem roten Spanien:

Miliz-Untersoffizier: „Was werden Sie tun, Kefrut Kohn, wenn der Ruf ertönt: freiwillige vor!“

Kefrut Kohn: „Werd' ich Platz machen, damit die freiwilligen vor können...“

„Slaute“

Verbürgt wahres Geschehnissen

Ich stehe vor einem Jernsprechhäuschen im Empfangsgebäude des Hauptbahnhofs zu Hannover und warte ungeduldig, daß der Jernsprecher frei wird.

Da gehen zwei bäuermannsche Gestalten an mir vorüber und ich höre, wie der eine verrosthete Gliedhaken unseres Volkes zu seinem Genossen sagt:

„Wat willst, Eder?... D a m e n h a n d t a s h e n n?... Mensch, da packste doch mal bloß P u d e r und S c h m i n k e un feen Feid nich!“

Das Fleischpatent

Als der berühmte geistvolle Schriftsteller Montesquieu in Rom seinen Abschiedsbesuch bei dem Papst Benedikt XIII. machte, sagte dieser zu ihm: „Ehe wir scheiden, sollen Sie von mir ein Freundschaftsandenken erhalten. Ich erteile Ihnen und Ihrer ganzen Familie auf Lebenszeit die Erlaubnis, Fleisch auch an Fasttagen zu essen.“

Der päpstliche Kammerer führte Montesquieu darauf in die Kanzlei, wo man eine entsprechende Urkunde ausfertigte, ihm jedoch bei der Überreichung erklärte, daß sie soundsowiel koste.

Da gab Montesquieu dem Sekretär das Fleischpatent lächelnd zurück, indem er sagte: „Der Papst ist ein christlicher Mann. Gott wird mir auch so glauben.“

Der Eingebildete

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte in Berlin ein Violin-virtuose, namens Boucher, Furore. Seine Anziehungskraft aber bestand weniger in seinem Spiel, als in seiner überraschenden Ähnlichkeit mit Napoleon, die er auch redlich ausnuzte. Wenn in den Konzerten die Beige gerade nicht beschäftigt war, dann nahm Boucher schnell eine der bekannten Napoleongesen ein und das Publikum jubelte. Als er einmal dem Prinzen August von Preußen vorgestellt wurde und dieser auch auf die große Ähnlichkeit mit Napoleon zu sprechen kam, meinte Boucher: „Tur bin ich hübscher, mon prince, als der Kaiser Napoleon!“

S. G.

Erst von Postart hatte wieder einmal im Mündner Hoftheater seinen „Königs-leutnant“ nur so hingelegt. Als er nach Schluß der Vorstellung das Theater verließ, erwartete ihn eine Menge begeisterter junger Leute, die sich sogleich daran machten, ihm die Pferde von seinem Wagen auszuspannen. „Aber meine Herren, ich bitte, lassen Sie das doch!“ wehrte er pathetisch voll Bescheiden ab, deutete es aber doch, daß die jungen Leute die Deichsel ergreifen und ihn nach Hause führen. Als sie nun in die stille Galeriestraße einbiegen wollten, wo sich die Wohnung des Künstlers befand, neigte er sich nach vorn und sagte leise: „Durch die Ludwigstraße, meine Herren, durch die Ludwigstraße!“

S. G.



Junggejellen-Selbstgespräch

„Sinterhubers Marie hat mich den schönsten Mann g'eifien — ob sie do net a wengerl übertrieben hot? Denn pensionsberechtigt bin i ja —?“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 31

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Studie in Öl

Ernst Zimmermann



München und die Kunst

Gaus der deutschen Kunst

Drei Maximen sind es, die Georg Gierth, der Begründer der Jugend, uns für die Kunstbetrachtung überliefert hat. Es sind die drei Fragen: Ist das Kunstwerk gut? Ist es echt? Ist es deutsch? Mit diesen drei Fragen bewaffnet, betrachteten wir die Schau in dem neuen, erhabenen Tempel deutscher Kunst. In der Regel läßt sich feststellen, daß die guten Werke auch echt, d. h. nicht irgendwo entlehnt oder nachempfunden sind. Oft sind es auch gerade wieder diese Werke, die uns besonders deutsch anmuten. Denn alle echte Kunst trägt das Kennzeichen ihres Bodens, auf dem sie gewachsen ist.

Zwei Merkmale sind es, die die bildenden Kunst der Deutschen besonders eigen sind: der Gang zum Schildern und der Gang zum handwerklich-graphischen. Der Gang zum Schildern versteht sich aus der Erkenntnis, daß die bildende Kunst vom Gegenständlichen nicht zu trennen sei. Denn eben die Qualitäten dieses Gegenständlichen soll sie ja wiedergeben. Wer ein Kunstwerk betrachtet, etwa ein Gemälde oder eine Landschaft, der lernt die Welt sehen, wie der Künstler sie erlebt. Er sieht mehr in den Gesichtern der Menschen, er findet die Landschaft farbiger und bekommt ein geübteres Auge für das Leben in der Natur. Dieses liebevolle Sichversenken in die Natur setzt aber hohes handwerkliches Können voraus. Der Gang zur graphischen Kleinarbeit ergibt sich also aus der ganzen deutschen Kunstauffassung, die uns bei Altdorfer, Dürer und Cranach nicht weniger wie bei Schwind, Richter und Friedrich begegnet. Form und Farbe sind keine Eigenwerte, sondern Qualitäten von etwas Gegenständlichem.

Das innere Gefühl des Führers hat diesen Zusammenhang mit unfehlbarer Sicherheit erkannt. Im Gaus der Deutschen Kunst hat er dem deutschen Volk eine Ausstellung beschert, die das Deutsche in der Kunst betont. Künstler wie Werner Peiner, E. E. Seinsdorf, Hans Ganner, Hubert Wilm und viele andere sind für die deutsche Kunst in dem erwähnten Sinne besonders kennzeichnend. Weithin sind sie deutsch! Weil sie als Ausländer ebenso undenkbar wären wie Dürer als Spanier oder Raffael als Niederländer.

Das Deutsche haben wir vorweggenommen. Wie steht es nun mit der Güte, mit der Echtheit der Werke? Sind die Qualitäten durchwegs so hervorragend, daß man mit den Bildern leben möchte? Sind die Bilder überall so echt, daß man den Ein-

druck hat, dies ist nicht künstlich gewollt, sondern organisch empfunden? Um ehrlich zu sein, glauben wir das nicht von allen Bildern sagen zu können. Manche fleißige Arbeit ist darunter, der dennoch der göttliche Funke fehlt, oder bei der die „Anlehnung“ noch allzu deutlich ist. Sollen wir nun aber gleich die Flucht ergreifen? Durchaus nicht. Beachten wir zweierlei: Erstens ist zu berücksichtigen, daß diese Ausstellung noch keinen Höhepunkt, sondern erst einen Anfang bedeutet. Zweitens darf man von solchen Ausstellungen keine Sensationen mehr erwarten, die einen im ersten Augenblick überwältigen, und die man nach vierzehn Tagen schon nicht mehr ertragen kann. Sondern hier sollen Bilder ausgestellt werden, die man sich auch zu Hause aufhängen und mit denen man leben möchte.



Am reichsten unter den ausgestellten Werken sind wohl die Bildwerke. Wir nennen nur die Namen Thorak, Kolbe, Klinsch. Das Ausland hat den Wert dieser Künstler nicht viel Gleichwertiges gegenüber zu stellen. Unter den Bildnissen sind nicht immer die am besten, die höchste Persönlichkeiten darstellen. Doch sind die Bilder von Horn, Rudolf Hef und Hommel: Mackensen (vor allem die Skizze dazu) gute und ehrliche Arbeiten. Eine mehr persönliche Note zeigt Koloffs Bildnis des Professors Troost.

Unter einigen guten Bildern, die ins Monumentale streben, fallen die Flora von Hans Gapp, die Werke von Eisenmenger und Gerhardsinger auf. Durch Ehrlichkeit und Frische zeichnen sich aus: Die Marinbilder von Klaus Bergen, ein Bild aus dem selbe von Janz, dem langjährigen Mitarbeiter der „Jugend“, Landschaften von Erich Merkel, ein Fischerboot von Amersdorffer, Tierbilder von Jungbanns, Bildnisse von Schachinger, Graphiken von Richard Müller usw. Daß die Wapparbeiten, Mackensen und Otto Modersohn hier zu finden sind, erdgebunden und wie heute gemalt, zeigt das Streben zum Genüssen, das diesen Werken wie der ganzen Ausstellung anhaftet. In der malerischen Qualität treten u. a. Fritz Eichhorn, Willy Krieger, G. von Nixthofen hervor.

Es ist eine dankbare Aufgabe, so große und bedeutende Kunstaussstellungen zu besprechen. Wenn hier einige Namen erwähnt wurden, so sollen sie doch nur als Symptome aufgefaßt werden für Qualitäten, die auch aus den Bildern anderer zu uns sprechen. Um die empörten Gemüter zu beruhigen, möchten wir betonen, daß wir keinen der erwähnten Künstler persönlich kennen. Nachdem wir uns nun genügend Feinde gemacht haben, können wir nur dazu auffordern, die Ausstellung selber oft und lange zu besuchen und unser Urteil zu forcieren.

Entartete Kunst

Dem Drama folgt das Satyrspiel. In diesem Falle die Ausstellung: Entartete Kunst, an der Galeriestraße. Eine ungeheure, giftige Atmosphäre schlägt uns entgegen. Stellen wir diesen Machwerken die Jahrhunderte deutscher und europäischer Kunst und Kultur gegenüber, so bleibt kaum ein anderer Schluss: Diese Kunst ist krank. Daß solche Krantheiten künstlich hervorgerufen werden können, sobald die Kunst einmal anfällig ist, zeigen die Verfälscher und Schrittmacher, aus deren Machwerken eine zynische Frechheit, eine Verhöhnung alles Besseren spricht, was wir noch heilig gehalten haben. Es sind aber auch deutsche Künstler darunter, die ihre Degeneration unter Beweis gestellt haben, die diese Kunstmode ernst nehmen und experimentierten. Es war ein gefährliches Experimentieren, denn bald wurden sie in den Strudel des Grauens mit hineingerissen. Deutlich ist zu unterscheiden, wo nur der Zynismus spricht, wie bei George Grosz, bei dem widerlichen Christusbildwerk oder wo eine seelische Erschütterung vorliegt wie in dem grauenvollen Werke von Otto Dix: Krieg. Nur fort aus dieser Atmosphäre! Als wir die Schau verließen, nahmen wir einen Schnaps.

Rundfunk

Wir stehen nicht an, dem Rundfunk aus vollem Herzen unser rückhaltloses Lob auszusprechen. Der Tag der Deutschen Kunst hat uns wohlgetan. Erst Don Giovanni aus dem entzückenden Residenztheater, dann Beethovens Nymne vom Königsplatz in einer Aufführung, die in der Welt ihresgleichen sucht. Man mag unseren geistigen Genuß schelten, aber wir wünschen aufrichtig, daß uns solches öfter geboten würde. Dabei sind wir durchaus nicht anpruchsvoll in Bezug auf die Darbietung, und wären auch mit einem einfachen Kammerquartett von Gardn, Schubert oder Brahms zufrieden. Nach dem täglichen Einerlei von zwei bis drei kommt uns plötzlich wie eine Offenbarung wieder die Entdeckung, daß wir eine deutsche Seele haben.



Aus unserem Skizzenbuch

Münchener Zwischenspiel

Dieser Tage, um die Mittagszeit, mußten wir am Hofort ungewöhnlich lange auf die Linie so warten. Erst kam ein Zweier, und dann noch einmal die Linie 2, und dann zum dritten Male. Endlich erschien der ersuchte Dreißiger. Es ist ein Naturgesetz, daß man ausgerechnet in der Straßbahn, auf die man am längsten gewartet hat, keinen Sitzplatz bekommt. „Warum bringen's denn soan Anhänger mit? Wo's eh net femma“, schimpfte eine



frau vor uns. „Hier sollt amoi der Tram-bahndirektor selber mitfahren, nacha hätten's zehn Anhänger parat für die Herrschaften da heroben.“ Darauf der Schaffner: „Na, geben S' endlä a Ruah! Und dos merken S' Rahma: Was der Herr Tram-bahndirektor is, der fahrt über-haupts net mit dera Tram-bahn, der fahrt seinen eigenen Wagn.“

Der Niedersachsenkönig

Daß München voll Norddeutscher steckt, muß selbst denjenigen Münchnern auffallen, die noch nie im Hofbräuhaus waren. (Solch ein besonders trauriger Fall ist uns tatsächlich bekannt.) Daß aber Nord-deutschland zunehmend von Bajuwaren besiedelt wird, ist ebenso neu wie erfreulich. Kürzlich trafen wir gleich ein halbes Dutzend Bayern in einem Berliner Mini-ferium.

Am meisten Überraschung aber bietet die freie und Ganjesstadt Bremen. Bayer ist nicht nur der Lloydkapitän Trauer, sondern auch Gans Pfeiffer, der „Nieder-sachsenkönig“. Dieser kam schon vor vielen Jahrzehnten nach Bremen, wo ihn die norddeutsche Seidelandschaft und die bremische Wohnkultur so anzogen, daß er sich dort niederließ, ein Fräulein Anthony

heiratete und eine Heimatzeitschrift „Niedersachsen“ herausgab. Obgleich sein Norddeutsch nie die bayerische Färbung verlor, nannten ihn seine Freunde den König von Niedersachsen. Die Künstler Nordwestdeutschlands, Liliencron, Lons, Kille und die Worpaweder Maler: er kannte sie alle. Ein Menschenalter lang betreute er das Feuilleton der Bremer Nachrichten. Gans Pfeiffer ist auch heute das gleiche Original geblieben, trägt eine bunte Weste und hält es für gesünder, sich in einer Wanne kalten Wassers von der Sonne beschmeißen zu lassen, als heiß zu baden. Er hält sich selbst nicht für ein Original, hat aber einen unerschöpflichen Humor und Sinn für die Originalitäten anderer Leute. Von ihm haben wir folgende wahre Geschichten über Bremer Künstler.

Dem Bildnismaler Bernhard Schiffmann war wieder — wie oftmals — das Geld ausgegangen. Zu diesem peinlichen Zeitpunkt lautete es an der Haustüre, und ein Mann drängte sich in das Atelier, der seine längst fällige Rechnung bezahlt haben wollte. Bernhard sah den Mann lange mitleidvoll an: „Es tut mir sehr leid, aber wenn Sie mich nochmals mahnen, kommen Sie nicht in meine Lotterie.“ Der Herr sah den Maler fragend an. „Sehen Sie diesen Papierkorb voller Rechnungen“, erklärte Schiffmann weiter. „Das ist meine Lotterie. Wenn ich ein Bild verkaufe, rühre ich dreimal ordentlich um und hole drei Rechnungen heraus.

reicht. Wenn Sie mich ernstlich erzürnen, kann ich Sie leider nicht aufnehmen und das täte mir sehr leid um Sie, denn Sie sind doch wirklich ein so netter Mann.“ Unser Maler war tief gerührt, verabschiedete sich und stundete weiter. Er konnte Bernhard unmöglich böse sein.

Alle Kinder kannten und liebten den guten „Onkel Ernst“ Müller-Scheffel, den feinsinnigen Künstler und Menschen, um



Zeichnungen von E. Roselius

den jetzt ganz Bremen trauert. Er stammte aus der Gegend bei Scheffel und hat dort auch viel gemalt. Ernst Müller arbeitete sehr rasch, skizzierte die Hardworte einer Landschaft und malte sie im Atelier zu Ende. Einmal versammelte sich wieder die Dorfgemeinde in schweigender Bewunderung um ihn. Bis ein kleiner Bengel das Schweigen brach und fragte: „Du, Onkel, worum smeerst dat full?“ — Der bescheidene Ernst Müller war nicht eitel und erzählte diese Geschichte umgehend seinem Freunde Gans Pfeiffer.

Ein anderer Bremer Maler, Theodor Herrmann, malte einen Gärten. Auch bunte Glasfiguren und tönerner Zwerge standen drin. Aber die Zwerge gefielen ihm nicht recht, und er ließ sie fort. Mit enträuschten Blicken verfolgte die Dorfgemeinde das Werden des Bildes. „Du“, sagte der eine traurig, „den Zwerg malt er nicht mit.“ „Mein“, belebte der andere, „der Zwerg ist ihm zu schwer.“

Die Jugend



Die erste bezahle ich ganz, die zweite zur Hälfte, und die dritte, soweit der Dorrat



Dame vor dem Spiegel

Ernst Zimmermann

Skizzen von Ernst Reinhard Zimmermann

Wer beobachtet, wie flüchtig Ernst Zimmermann seine Skizzen hinwirft, den würde es nicht wundernehmen, wenn diese Leichtigkeit der Hand ererbte und angeborene wäre. Tatsächlich entstammt der Maler einer alten Münchener Künstlerfamilie. Vater und Großvater, deren beider Namen er trägt, waren schon Maler von Ruf; ebenso Alfred, der Bruder seines Vaters, vor dem Kriege Mitarbeiter der „Jugend“. Wie alle Zimmermanns, erlebt Ernst Reinhard die Umwelt mäterisch. Er ist nicht der geblühtliche und „tiefveranlagte“, wildblühende Künstler, dem man in den Jahren nach dem Kriege so oft begegnete. Trotz seiner Kriegsverletzung immer fröhlich, ist er ein Empfindungsgefühl voll strahlender Lebensfreude, dem das Schaffen leicht, fast zu leicht von der Hand geht; der in wenigen Minuten seine Ölfizzen „hinschreibt“, wie es er ausdrückt. Charakter sind sein Element, auch seine Skizzen zeichnet er in Öl, auf Papier. Leider ist es in der einfarbigen Wiedergabe nicht

möglich, die ganze Ursprünglichkeit dieser Skizzen zu vermitteln. Baum ein anderes Mittel gibt es, in dem sich so unbeschwert arbeiten ließe. Die Skizzen sind von erfrischender Leichtigkeit und Grazie. Oft macht er seine besten Skizzen noch, während das Modell sich wieder anzieht. Wie besigen die Skizzen eines Modells, das sich zur Probe ein kurzes spanisches Jäckchen auf den nackten Körper zog, von dem noch das rosige Hinterteil hervorjimmert.

Bildnis und Akt, Blumen und Kinder sind Zimmermanns liebste Themen. Aber auch die Landschaften dieses leichtschaffenden Künstlers sind in ihrer fein empfundenen Farbenharmonie von großem Reiz.

An den Menschen fesselt ihn nicht nur das Physiognomische, sondern auch das Psychologische; er hat ein feines Empfinden für die Seele seiner Modelle. Bevor er ein Bildnis malt, macht er jeweils ein paar Ölfizzen, bis ihm das Gesicht so geläufig ist, daß er es nun einfach „hinschreiben“ kann. Großadmiral von Tirpitz

und Admiral Scheer, König Alfons von Spanien und andere berühmte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens haben ihm gezeichnet. Auch Blumen „porträtiert“ er, holt gleichsam ihren Duft, ihre Seele heraus. Sein besonderes Entzücken sind die Kinder. Er versteht es, die kleinen unruhigen Geister für sich zu gewinnen und die scheuen Seelen einzufangen. Ehe sie sich's versehen, sind sie auf das Papier oder die Leinwand gebannt. Und häufig kommt es vor, daß selbst die bekanntlich nie zufriedenen Mütter in solche Bilder vernarrt sind. Es ist eine schöne Welt, in der dieser Maler lebt, eine Welt, in der alles blüht und duftet — und die gleichwohl durch und durch echt empfunden ist. Ernst Zimmermann hat die Gabe, uns die Welt reicher, schöner und blühender sehen zu lassen. Ein halbes Jahrhundert alt und doch immer jung, ist er ein Künstler, der keine Kübel voll Schmerz über die Menschheit ausleert. Sondern ihre aus voller Seele Freude schenkt — ein Künstler nach unserem Herzen! — E. N.

Siehe auch Titelblatt und Seite 486

Zeugin Schwalbe

Von Franz Johann Bierack

Der Stämmhofer Sepp mit seinen treuen Kofaugen steht vor dem Richterisch und hebt den schneeweißen Kopf einmal borthin und einmal daber, wenn sie ihn etwas fragen. Immer wieder fragen sie, besonders dieser Mensch dort auf der rechten Seite mit der funkelnden Brille; immer wieder muß er noch etwas wissen, wenn keiner mehr neugierig ist, und hinten hocken so viele Stadtleute und schauen und lüsen jedesmal, daß ihnen gewiß kein Wortlein davon auskommen kann.

Es muß wahr sein: es steht nicht gut um den alten Stämmhofer Sepp.

Was hat er denn getan? Himmelherrgott ja, der Greininger Knecht, der Moio, hat auf dem Acker draußen das Kof geschlagen, wie man niemals ein Kof schlagen darf. Lange hat er ihm zugehoben, und dann ist er hinein zu ihm und hat ihn halt so mit den Händen genommen, den Knecht Moio Himmelstetter; fürs erste einmal aufs Arie her — er ist ja nicht abgebrochen dabei, aber hernach hat er ihn eben so hineingeschmissen zwischen die Furchen. Kann er denn auch etwas dafür, daß er so schwere, gußeiserne Hände hat?

„Und genau so ist's herganga, Herr Richter, bal is's amal sag... Und weil ma a Kofi it a so schlägt... Und weil i dös Kofi kenn durch und durch... von Floa auf scho, a Kofi, dös it schlägt und it beist, Koa solchana bockbeiniga Zeita nit. A Kofi wiar a Lammbi, sag i. Und weil's dös überhaupt gar it braucht hat... Und da hab i'n halt nacha einigschmissn, Herr Richter. Verstehna S' mi...“

Und der Sepp hockt sich wieder nieder und seine Augen starren auf den Boden.

Ja, wohin denn mit den großen, schweren Händen da herinnen, wo so viele Menschen sind? Dabeim kann er sie immer brauchen, dabeim sind es gute, fleißige Hände, Arbeits Hände, die immer etwas zu streigeln haben, aber hier! Manchmal scharren die langen, knochigen Füße vor und zurück. Ach, das müßt ihr doch verstehen, dreißig Jahre bin ich Kofknecht gewesen. Herrgott noch einmal, immer bei den Köstern, bei Tag und bei Nacht! Weißt du denn nicht, wie das ist, wenn so ein Kof jählings den Kopf nach dir umdreht, weil es dich gleich erkannt, wie du in den Stall getreten bist, oder wenn es dir dann die Hand ablegt, wenn es auch so eine schwere Hand ist wie diese da. So eine harte, verschwitzte! Oder wie es ist, wenn du in den Stall kommst, und es fängt gleich zu wiehern an, himmelbagel, kannst du denn das nicht verstehen?

Aber wer schleierst denn da auf einmal

zur Tür herein! Ist das nicht der Gierlinger, der Nachbarsmann? Was will denn der da? Ein Zeuge. Ein... So...

Der Richter blättert in seinen Papieren und fragt den Gierlinger schon nacheinander aus. Der Sepp hockt unterdem auf seinem Stuhl, als ginge es ihn weiter nichts mehr an. Einmal fährt draußen ein Kofswagen vorbei, und weil ein Fenster offen ist, hört man das Kufflappen herein. Da hebt auch der Sepp den Kopf und horcht. Ach, er hat ihnen doch alles gesagt, hat es ihnen doch auseinander gelegt. „Und weil's dös überhaupt gar nit braucht hat... A Kofi wiar a Lammbi...“

„Nun, Zeuge“, sagt der Richter jetzt zum Gierlinger, „noch eine wichtige Frage. Sie kennen den Sachverhalt. Der Angeklagte hat den Knecht Moio Himmelstetter auf dem Acker draußen schwer verletzt. Sie kennen den Angeklagten sehr

gut. Sagen Sie mir: Ist der Angeklagte Joseph Stämmhofer auch sonst ein roher Mensch...“

Der Sepp schaut in die Höhe. „A roha Mensch, hm...“ Aber da sieht er auf einmal etwas ganz anderes, genau gesagt, er spürt zunächst ein Sausen über sich.

Ach, es ist ja auch weiter nichts, als daß eine Schwalbe durchs offene Fenster in den Saal hereingeflogen ist. Rundherum fliegt sie im Saal, flattert zuweilen auf ein Fenster zu, nur nicht auf das offene, und schwebt alsbald wieder über den Köpfen hin und her. Da flüstern die Menschen und folgen ihr mit den Blicken und reden immer lauter.

Plötzlich steht der Sepp großmächtig da. „Bittschön, Leut, hebs enst staad!“ sagt er. „Der Vogl weiß ja nimma wo aus und an!“ Er hat dabei die Arme hoch ausgebreitet wie ein ganz und gar Bittender.



Kinderstudie

Ernst Zimmermann

„Staad...!“ wispert er noch einmal und dann beginnt er zu locken.

„Pfiiii... pfiiii...!“

Die Schwalbe äugt herum, sie wird etwas ruhiger, man merkt es deutlich.

Sie fliegt wieder auf ein Fenster zu. „Pfiiii...!“ lockt der Sepp. Aber da hat er sie schon auch.

Und der Angeklagte Joseph Stämmhofer, der eben eine Schwalbe gefangen, hat scheinbar alles ringsherum vergessen, den Richter, den Menschen dort mit der funkelnden Brille, den Alois, einfach alle. Und auf einmal sind die schweren, gußeisernen Hände so zart und gut. Wie in einem Nest sitzt der Vogel drinnen.

„Wie kommst denn iag du da eina, arm's Luada?“ sagt der Sepp.

Und dann steht er vor dem Richtertisch: „A ganz a jungs, Herr Richta. Dös sollt ma halt agn (nähren) und ammin!“

Alle Augen schauen auf den Sepp; sogar der Mann dort auf der rechten Seite hat den Kopf gehoben und sieht sinnierend auf das Vöglein. Aber der Sepp hat jetzt etwas viel Wichtigeres im Auge.

„Nix für ungut, Herr Richta“, sagt er leise, „aba bittschö, heben S' Labna iag ganz staad!“

Und der Sepp nimmt die Schwalbe in die eine Hand, mit der andern nähert er sich langsam und vorsichtig dem Richtertisch, denn ganz nah vor dem blitzenden Tintenzeug sitzt eine — Fliege. Oh, wie flink ist diese schwere Hand, wie eine Vogelmutter: überhaupt, stiller könnte es im Saal nicht sein. Seht nur, der Angeklagte Joseph Stämmhofer hat die Fliege gefangen und bringt sie nun dem Vogel langsam vor den Schnabel. Weiß er denn nicht, wo er ist? Nein, der Sepp weiß es bestimmt nicht mehr. Und ganz ruhig ist der Vogel. Sieht er denn diese großen, gußeisernen Hände nicht?

Jetzt drückt ihm der Sepp den Schnabel leicht auseinander und das Schnäblein schnappt, wahrhaftig, es klappt ungemein schnell etliche Male aufeinander. Schon ist die Fliege verschwunden.

Schon ist das gewesen.

Der Sepp strahlt.

„Kunga hat a, Herr Richta“, sagt er. „Ja, dich brächt ma schon durch“, lacht er

den Vogel an, „göi, du Kleina Scheissa, du...“ Und mit einem Blick auf den Richtertisch sagt er: „Laß ma'n halt wieda aus, was...“

Er läßt die Schwalbe hinaus. Sie zwitschert noch einmal auf, dann fliebt sie mit schnellen Schwingen ins Freie. —

Der Richter räuspert sich. „Zm... Wo waren wir eigentlich, Zeuger... Zm ja, ob der Angeklagte ein roher Mensch... Hat übrigens noch jemand eine Frage an den Zeugen... Also nicht... gut...“

Niemand hat eine Frage. Sonderbar.

Auch der Mensch dort auf der rechten Seite mit der funkelnden Brille schüttelt den Kopf und schaut gleich wieder so versunken in seine Notizen.

Und der Richter lächelt.

Es muß wahr sein: Es steht nicht mehr schlecht um den Sepp.

Was ist denn geschehen? Ach, nur eine junge Schwalbe, die sich wohl verfliegen, ist dazugewesen.

Aber der Sepp starrt schon wieder auf den Boden und denkt: „Da eina fliegt's, 's arm Luada!“



Ernst Zimmermann

Zu Zweien

Wir gingen zu zweien über die Wiese,
Die frisch erglänzt und voll Sonnenschein war,
Der Wind und ich. Wir spielten fangen,
Und hatte er mich, so zaus'f' er mein Haar
Und bauschte toll meine Kleider auf.
Dann sangen wir Lieder um die Wette

Der Wind und ich, und fragten die Blumen,
Wer wohl am schönsten gefungen hätte.
Sie wiegten die Köpfschen und ruckten es nicht.
Und als wir müde geworden sind,
Da legten wir uns ins grüne Gras
Still nebeneinander, ich und der Wind.

Dina Maria Maurer

Der verlorene Weg

Von Hanns Hofmann

Die Sonne verglimmt hinter den runden Rücken der Hügel. Noch einmal erstrahlen die Wälder in Goldbesatz. Dann verlischt das Licht. Nun wird es Abend. Die Dämmerung legt sich über das Land, die milde Decke aus Samt. Blaue Schatten füllen das Dorf, die schmalen Gassen.

Eine Welle geht durch die Seelen. Friede. Es ist Abend, laß es jetzt, so sagt man. Die Glocken tönen in die Felder und brechen sich in dem nahen hohen Wald und kommen zurück — wieder, wieder und noch.

Aus dem dunklen Tor tritt der Schmied, bartig und breit, auf seinen Armen liegen die Muskeln dick und verstreut. Er macht drei Schritte zur Bank. Da sitzt er nun. Ach, es liegt ihm nichts daran, daß es jetzt ein wenig kühl von den Feldern streicht. Ja und er sieht wohl auch die Ähren in seinem schmalen Garten, buntfarbig, im zärtlichen Gaudium sich wiegen.

Feierabend. Da rasen die Hände, es schlagen die inneren Augen ihre Lider auf, der Sinn wendet sich Höherem zu. Es ist ja nicht nur Mühseligkeit auf dieser Erde. Nein, die Seele spricht ein Wort, ein gewichtiges Wort und dann läßt man es klingen und horcht ihm nach bis in das dunkle Unverständliche hinein.

Da plötzlich wird die Straße wach, Arbeiter, einige milde Gestalten stehen vorbei, abgegraben. Nichts in ihren Gesichtern vom Frieden der Arbeit, nichts als Augen, die nach den Köcken der Weiber schielen und Gass austreten in diese Welt.

Leuttschinder, so sagen sie, und Blut-hund.

Es ist nichts Gutes mit diesen Leuten aus einem fremden Land. Sie haben schnell ihre Kasse aus der Tasche und nicht selten blüht darin das Messer auf. Es hat ihre wegen schon genug Streit und Kampf gegeben im Dorf.

Sie stehen vorbei wie ein Schatten. Nichts bleibt von ihnen. Nichts, wie von ihrer Arbeit. Da nimmt einer dem anderen den Meißel aus der Hand oder drückt ein neuer auf den Knopf und die Maschine läuft ihren alten Gang. Es gibt keine schlechte, aber auch keine bessere Arbeit mehr.

Da kommt Christian der Herr. Er hockt sich nieder auf die Bank neben dem Schmied. Er sieht von hier gerne in die Sterne, das hat seinen Grund. Es ist noch nicht so lange her, da saß er eben auf dieser Bank und sagte zu seinem Nachbarn „Meister“. Er war Bechtolds Gefelle. Nun aber sagt er „du“ und sieht nicht einmal den Gut. Ja, Christian hat einiges gewagt, er ist herumgekommen und hat gelernt. Da kam ihm also der Gedanke an

diese kleine Fabrik bei sich zu Hause. Nun ja, es gelang, das muß man wohl sagen, aber irgendwie war Christian nicht zufrieden, es war sozusagen nicht die Spitze seiner Seligkeit.

Dieses Werk verlangte einen ganzen Mann. Wann konnte er da auf einer Bank sitzen, bei all dieser Mühe. Wieder warten auf ihn Briefe und Bücher. Christian schreibt seine leichte Hand. Er steht lieber am Amboss und schlägt ein Zufallen gerad, als mit einer feineren zarten Buchstaben zu malen. Aber es gehört dazu und ohne seine Schreiberei müßte wohl bald Josef oder Andreas ein anderes Brot suchen gehen.

Ja, du hast es gut, sagt er da aus seinen Gedanken heraus.

Doch Bechtold rührt diese schmerzliche Stimme. Er hat eigentlich nichts sagen wollen. Nun aber macht er eine Bewegung, als träge er mit dem Hammer glühweisses Eisen.

„Was schielst dir, Christian? Du hast alles. Ein Werk, Aufträge von überall her. Du arbeitest sogar in zwei Schichten, hörst ich.“

Doch Christian hat keine Geduld. „Ja, ja, aber habe ich Zeit?“ so fragt er. „Mach freist das Werk.“ Ja, und daß er auch für Agnes manchmal eine Stunde frei haben wollte, für Agnes zu einem Schatz hinter den Büschen, das kann er ja wohl nicht gut hier sagen. Christian flucht plötzlich ganz laut in diesen friedlichen Abend hinein und rennt fort.

Das hätte er früher nicht gewagt, so einfach ohne Wort und Gruß. Aber Christian ist jetzt manchmal so und man muß ihn öfters fragen, bis er eine richtige Antwort gibt.

Nun tritt Agnes aus dem Haus. „Vater“, ruft sie, „das Essen.“ Sie streicht noch ein wenig über die blühenden Blumen hin, bevor sie Bechtold an der Hand nimmt.

„Christian war da“, sagt Bechtold. Wie gut, daß es dunkel ist, denn Agnes wird nicht wenig rot. Doch sie hat vielleicht nichts gehört. Sie schweigt und legt dem Vater die Hand auf den Arm. „Laß“, heißt es wohl, „laß das gehen“, so bittet sie stumm.

Da sitzen sie nun in der Stube, die beiden, und Agnes teilt die Suppe aus. Es ist ein karges Brot, das sie essen. Viel Silberstücke hat ja wohl der Schmied nicht in seiner Truhe, seit Christian ihm das Brot fortnimmt. Wie oft hat es Christian schon versucht bei dem Alten.

„Du mußt nicht mehr arbeiten, Bechtold, nein, du hast deinen Teil getan, jetzt sind wir Jungen dran. Gib mir deine Agnes und komm zu uns. Ich habe genug für uns alle drei.“ Ja, so sagte er gewollt, der Christian. Er versteht es nicht besser. Aber was soll mit der alten Schmiede geschehen? Sie kann doch nicht einfach leer stehen? Wer soll künftig den Pferden die neuen Eisen aufbrennen? Nein, nein, das

ist nichts für Bechtold. Das ist flucht. Nicht trägt ihr hier heraus, laßt euch doch das einmal gesagt sein. Und Agnes? Leicht kommt einmal ein braver Gefelle. Sie wird sich trösten. „Du“, so sagt er ihm, „du weißt nichts mehr von dem Wert der Dinge, Christian. Dich hat das Geld verdorben.“

So ist es also und die beiden suchen ihre Kammern auf. Es ist nicht viel Redens zwischen ihnen. Bechtold weiß nichts, was er Agnes noch sagen soll. Ach, er weiß so vieles nicht. Auch, daß Agnes viele Tränen braucht, bis sie schläft.

In einer Nacht nun reißt sie es aus dem Schlaf. Klüche, Geschrei. „Das Werk brennt, kommt!“ Die Gassen hallen vom Gestamp der vielen Füße und der Himmel ist rot. Glühend biegen sich die Eisenträger, dann fliegt das Lager in die Luft, es standen Elbehälter da.

„Ja, fragt nicht, laßt es brennen!“ Agnes findet da plötzlich einen seltsam gekosteten Christian. Ja, es ist gar nichts mehr von dem Fabrikherren an ihm, er ist ruhig und steht in das flammenmeer mit zuckenden Augen.

„Verloren! Agnes, alles verloren und doch alles gewonnen! Komm, weine nicht.“

Da tritt auch Bechtold heran und sagt ein paar Worte. Aber Christian lacht. „Nein, Bechtold. Alles ist gut. Verstehtst du, das?“

Ja, ja, die Schmiede hat nun wieder Leben und jetzt wird es doch so bleiben. Denn Christian und Agnes sterben nicht aus, es kommt ein neuer Bechtold und ein neuer Christian, und das geht immer so fort, bis man im Dorf keine Schmiede mehr braucht. Aber das kann ja wohl niemals sein.



Q. Malura

Der weise Minister

Chinesische Geschichten

nacherzählt von

S. Droste-Gülshoff

Der weise Kou-pao hatte dem Kaiser Tait-su und dessen Sohne Sur im Reich Schenft lange Jahre treu gedient. Während der Zeit, da Kou-pao als erster Minister die Geschäfte des Landes leitete, herrschte überall Ordnung und Wohlstand, der Handel blühte und die Bauern bearbeiteten in Frieden ihre Felder. Doch auch an Kou-pao ging die Zeit nicht spurlos vorbei. Die Gebrechen des Alters meldeten sich. Da legte der weise Minister sein Amt nieder und zog sich in sein bescheidenes Landhaus vor den Toren der Hauptstadt zurück, um seine letzten Jahre ruhig zu verbringen. Das Volk aber liebte Kou-pao und immer wieder kamen die Leute zu ihm, um seinen Rat einzuholen und von seiner Weisheit zu lernen.

Einst erschien ein reicher Kaufmann bei Kou-pao und zeigte ihm einen Beutel voll herrlicher Edelsteine, mit denen er ein vorzügliches Geschäft gemacht hatte. Kou-pao schüttelte den Inhalt des prall gefüllten Lederfäschens in seinen Schoß und ließ die Steine langsam durch die Finger gleiten. Sie funkelten und blühten in allen Regenbogenfarben, riesige Diamanten leuchteten wie Harke Wassertropfen und daneben schimmerte der sanfte, blasse Mondglanz kostbarer Perlen. Des Kaufmanns Augen hingen wie verzaubert an dem Juwelenfatz und er sagte, daß es auf der Welt nichts Herrlicheres gebe, als Edelsteine sein Eigen zu nennen. Kou-pao schob die Steine bedächtig in den Lederbeutel zurück:

„Der Besitz eines Stücks Brotes, einer Handvoll Rüsse mag mitunter wertvoller sein —“

„Kou-pao, dein Alter läßt dich anscheinend Wert um Umwelt der Dinge nicht mehr richtig unterscheiden!“ rief der Kaufmann empört.

Kou-pao lächelte sein weisestes Lächeln.

„Doch — — — Aber höre erst meine Geschichte: Vor langer Zeit wanderte einmal ein armer Kaufmann durch die Wüste Gobi. Er marschierte Wochen und Monate, er verirrete sich, wanderte im Kreise und Wasser und Lebensmittel, die er bei sich trug, gingen trotz aller Sparsamkeit zu Ende. Schließlich hatte der Mann tagelang nichts mehr zu essen und taumelte vor Hunger und Schwäche, als er endlich eine Wasserfelle fand, an der er seinen brennenden Durst löschen konnte. Doch der Hunger peinigte ihn immer noch. Als der Kaufmann sich müde umsaß, bemerkte er, daß eine Karawane vor nicht allzu langer Zeit am Wasserloch vorbeigekommen sein mußte. Möhsam schleppte er sich

weiter, den Spuren nach, in der Hoffnung, vielleicht Reste von irgend etwas Essbarem zu finden. Seine Kräfte verließen ihn immer mehr. Da sah er plötzlich mitten im Sande neben den Pferdetritten etwas Dunkles liegen. „Ein Stück Brot“, dachte der Verhungernde inbrünstig. Er hob das Dunkle auf. Es war ein Lederbeutel mit kleinen runden Dingen angefüllt. „Es werden wohl Rüsse sein“, hoffte der Wanderer und öffnete den Beutel. Er enthielt keine Rüsse, kein Brot: wunderbare, riesige Edelsteine in allen Regenbogenfarben rollten in die Hände des Hungernden. Da sank der Mann stehend in den heißen Sand. Unbeachtet fielen die edlen Steine zur Seite. Der Schatz, geeignet, einem Menschen alle Freuden und Genüsse der Welt zu schaffen, war dem Wanderer weniger wert, als ein Stückchen Brot.“ —



Kling

Der weise Chinese Kou-pao hatte in seinem langen Leben viel gesehen, viel erfahren und hielt wenig von irdischen Gütern. Als einige Besucher einmal dem weisen Mann das kostbare rote Gold in allen Tonarten priesen, erzählte ihnen Kou-pao die Geschichte von den drei Gärten, die einen Goldschatz fanden:

„Sie gruben den großen schweren Kasten mit dem vielen Golde, das Käufer verborgen haben mochten, unter Gersttrüpp und Gesträuch aus, das sie zum Anzünden ihrer Gärtenfeuer zusammentrugen. Die drei Gärten schrien und tanzten vor Freude über die Entdeckung des Goldes. Machte sie doch der Fund über Nacht zu reichen Männern, die sich schöne Häuser kaufen, sorgenfrei leben und Diener halten konnten, so daß sie selbst keine Hand mehr zu irgendeiner Arbeit zu rühren brauchten. Die drei Bürschen schlepten das Gold in der Kiste zu ihrem Gärtenfeuer und beschloßen, zuerst ein Freudenfest zu veranstalten und dann den Schatz in drei Teile zu teilen. Einer der Gärten, der junge Tsun-fun, wurde in das nächste Dorf geschickt, um dort Branntwein und einige Lebensmittel zu besorgen.“

Tsun-fun lief so schnell er konnte. Untermwegs aber kamen ihm allerlei schlimme Gedanken. Er überlegte, wie schön es sei, wenn er nun ganz allein den Schatz gefunden hätte, und wieviel mehr er sich an Genüssen leisten könne, wenn er nicht mit den anderen zu teilen brauche. Da kaufte

der junge Tsun-fun den Branntwein und die Lebensmittel, aber dann ging er zu einer alten Zauberin, die er gut kannte, und ließ sich ein Schälchen voll Gispulver geben. Dieses Gist mischte er in den Branntwein und ließ zu seinen Genossen zurück.

Den beiden am Feuer zurückgebliebenen Gärten hatte jedoch das leuchtende rote Gold inzwischen auch den Sinn bedirrt. Sie fanden, zwei Kassen Gold seien besser als drei und beschloßen, Tsun-fun umzubringen. Sobald der Junge zurückkehrte und Wein und Esswaren zu Boden setzte, fielen die beiden Gärten über ihn her und erschlugen ihn mit großen Steinen. Hernach setzten sie den Weinfrug abwechselnd an die Lippen. Sie hatten jedoch den Branntwein noch nicht zur Hälfte getrunken, da brannte die Flüssigkeit wie Feuer in ihren Leibern. Die beiden Gärten fühlten die Wirkung des Gistes, fielen hilflos zur Erde und starben wenige Stunden nach der Auffindung des Schatzes unter grausamen Leiden.“

Der reiche Kaufmann Tschung-li war gestorben und zwischen seinen beiden Söhnen Xün und Hsia-wan-ti entbrannte ein bestiger Streit um das Erbe, denn Tschung-li hatte ein reichgefülltes Warenlager voll der herrlichsten Porzellanwaren, der feinsten Seidenstoffe und Stickerien, der kostbarsten Goldgeräte und Edelsteine hinterlassen. Da die Brüder sich durchaus nicht einigen konnten, gingen sie zusammen zum weisen Kou-pao, um seine Entscheidung anzurufen.

„Ich bin der Älteste“, erklärte Xün, „also ist es nur recht und billig, wenn ich das Erbe nach meinem Gutedinken teile!“

„Nein, das ist ungerecht, du wirst zu deinem Vorteil teilen und ich werde mir dies nicht gefallen lassen!“ entgegnete der jüngere Bruder Hsia-wan-ti. „Außerdem hat mein Vater mir schon früher öfters gesagt, ich dürfe mir einmal aus seinem Besitz alles aussuchen, was mir gefiele und mir am nützlichsten sei!“

Der weise Kou-pao lächelte fein:

„Xün — und Warum wollt ihr es denn nicht so halten, wie es einer Vater, mein verstorbener Freund Tschung-li bestimmt? Ihr wünscht meinen Rat in dieser Sache und wollt euch meinem Urteil fügen. Gut, ich entscheide: Du, Xün, als der Älteste, teilst du das Erbe, alle Seiden, alle Edelsteine, alles Gold und alles Porzellan in zwei Teile. Höchst du wohl, in zwei Teile, doch ganz nach deinem Gutedinken. Und du, Hsia-wan-ti, wirst die beiden Teile genau besichtigen und dir denjenigen auswählen, der dir am besten gefällt und am nützlichsten erscheint —“

Da saßen sich die beiden Brüder verduzt an, aber dann gingen sie nach Hause und Xün teilte das Erbe in zwei genau gleiche Teile.



Hölsteinsee im Bayer. Wald

F. Siegele

Die einsame Rose

In einem stillen Garten
 stand einsam eine Rose.
 Die roten Blättchen lachten
 aus dunkelgrünem Moos.
 Und als in dunkler Nächte Traum
 der Mond vom Himmel schien,
 da flüsterte ein Eschenbaum:
 Rose, du mußt verblühen.

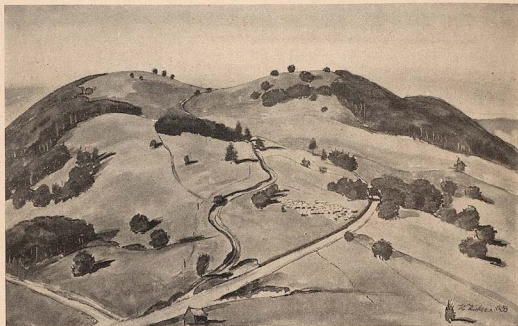
Als dann am andern Morgen
 die Rose sanft erwacht,

war sie ohn' alle Sorgen
 und hat mit der Sonne gelacht.
 Doch als der Tag so heiß war,
 da lächelte sie nur noch,
 es rief ein schwarzer Vogel:
 Und sterben mußt du doch!

Es schien die nächste Nacht
 der fahle Mond herab,
 da fielen schon ganz leicht
 ein paar der Blättchen ab.

Dann kam die heiße Sonne
 und ließ die Rose schmachten,
 zur Neige ging die Wonne,
 der Duft flog aus dem Garten.
 Und als der bleiche Mond
 zum letzten Mal aufstieg,
 da fiel das letzte Rosenblatt,
 sie neigte sich und schwieg. —

Cläre Roselius-Ritschmann



Rhön-Landschaft

H. Kistler

Gespräch an der Wegetafel

Die Nachmittagssonne brennt. Die Bauern arbeiten auf den Wiesen. Heudunst trägt der Ostwind durch die stille Dorfstraße. Aus dem Gasthof kommen vier fremde. Die Frauen voraus, Dirndlkleider und weiße Atlaschuhe mit Stöckelabsatz. Schwere Doppelfinne verbreiten Würde. Hinterher die Männer. Imitierte Lederhosen umprallen weiße Schenkel. Ein Gamsbarthütel thront auf dem massigen Kopf. Das Mittagessen war reichlich, das Schläfschen erquicklich. Man ist mit sich und der Welt zufrieden. Nur die Gize beschwert die gepolsterten Körper. Aber, daß es in der Sommerfrische heiß ist, ist Bestimmung. Gottergeben schlendert man den Weg. Die eisenbeschlagenen Stöcke klirren auf den Steinen.

„Wo wollen wir den Kaffee trinken?“ Die Wegetafel ist erreicht. Man inspiziert sie mit Eifer wie eine Speisekarte. „Kesselfalm, 1 Stunde, ff. Kaffee, Erbbeer mit Schlagrahm“, liest Frau Julia laut vor. „Gm“, schnaufen die Männer. „Das ist näher“, konstatiert Frau Julie und blickt den Gebieter an: „Was meinst du, Emil, gehen wir auf die Schweigeralm?“ — „Gm“, schnauft Emil, lästert das Gamsbarthütel und wischt den Schweiß von der Glatze.

Inzwischen hat Fritz am Rande der Wegetafel ein kleines Plakat ins Auge gefaßt: „Café Waldeck, 5 Minuten, schattiger Garten, ff. Kaffee, Erbbeer mit Schlagrahm, Zitherkonzert“, liest er mit aufsteigendem Interesse. „Kinder, da gehen wir hin“, entscheidet er diktatorisch. Im Plenum erhebt sich kein Widerspruch.



Kling

Drei Köpfe nicken ihm zu. Die Frauen geben Arm in Arm voraus. Die Männer folgen. Emil öffnet den Mund: „Gast recht, Fritz. Wenn ich fünf Minuten von hier den schönsten Kaffee haben kann, warum soll ich stundenlang auf ne Alm raufklettern?“ Frau Julie wendet den Kopf: „Und noch Zitherkonzert extra.“

Die Harmonie einheitlicher Weltanschauung umschwebt die schlendern-

den. Die eisenbeschlagenen Stöcke klirren auf den Steinen.

Entwicklung

Baron K. hat schon seinen Kummer. Zuerst rasselte der Sohn von Examen zu Examen, und jetzt ist Leoncardia, seine Tochter, schon neunzehn, und noch immer besucht sie die private höhere Mädchenschule.

Nunmehr aber scheint dem Baron der Zeitpunkt gekommen, einmal ein ernstes Wort mit dem Direktor zu sprechen. „Hören Sie“, sagt er, nervös und überreizt, wie er ist, „ich glaube, es liegt vor allem an Ihrem albernen Schulsystem. Oder halten Sie meine Tochter für so bodenlos dumm und rückständig und unentwickelt, daß sie — nun, wie?“

„Gm“, überlegt der Direktor, „ich muß gestehen, Ihre Tochter hat sich in der letzten Zeit recht gut entwickelt.“

„Na also“, ruft der Baron, „aber wie so entwickelt? Meinen Sie den Geist? Oder mehr das Seelische? Den Charakter?“

„Wenn ich ehrlich sein soll“, lacht der Direktor und guckt den Baron an, „so meine ich eigentlich nur den Oberkörper.“

G. A.

Das Mädchen aus dem Moor

Eine Erzählung von Erwin Karl Gornauer

Ros.



Mein Freund Walter und ich hatten jeden Sommer oder Herbst noch eine Wanderung in unser deutsches Land unternommen. Jedesmal ging die Fahrt in eine andere Gegend, einmal in die Berge, denen wir nahe waren, ein andermal pilgerten wir die Altmühl hinauf, in das burgentreiche Land der Franken, bis nach Nürnberg, wo uns der Zauber mittelalterlicher Romantik beglückte.

Dann kam ein Sommer, da wir nach dem Nordwesten wollten, nach dem rauhesten deutschen Land, der Eifel. So zogen wir los mit Felt und Rucksack, hinein in die Weiten des Venn und hinauf auf die Gesteine und Gerölle und die Waldungen jener Gegend, über die — es war Spätsommer geworden — der Nordweststurm seine kalten Winde trieb. Wirklich rauh ist jene Gegend, vor den Häusern

stehen übermannshohe Baumhecken, um den Wind abzuhalten vor dem dahinterliegenden Gehöft, das Wohnhaus, Stall und Gefindestuben unter einem wohlgedeckten Dach vereint. Sarte braune Gesichter mit Furchen und Falten sahen uns aus den Ländchen entgegen, es schien uns ein ungasliches Land, von dem die Sage spricht von einer Bevölkerung, die nicht glauben will an die Barmherzigkeit und die Ede ihres Bodens, der endlos weite und flach im sogenannten „Venn“ mit Ginster und Heide überwuchert sein trostloses Sein hinträumt. Wie ein Bruder des Meeres, der seinen kühlen Wind herüberweht vom Westen, liegt die Eifel gebuckt unter der Wucht und nur dann und wann hebt sich ein kahler spröder Stein daraus empor, auf dem zuweilen ein Kreuz den Wanderer gemahnt.

Wir hatten also unser Zelt im flachen Lande hinter einer buschigen Halde aufgeschlagen und im Topf brodelte der abendliche Tee und die Pfeifen glimmten ihren Rauch hinaus in die Luft, die ihn zerriß. Ich holte meinen „Fogghobel“ aus dem Rucksack und quitschte Melodien, bald heiter, bald traurig, in die Ede hinaus. Walter gestand mir, daß die heiteren Töne nicht so recht zu dem Land paßten und so zermartete ich mein musikalisches Talent mit Gedanken, die im Gebirg die dort registrierten traurigen Weisen hervorzuholen hatten.

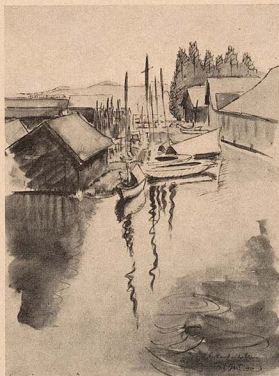
Es war Abend geworden und die Sonne sank in den Ginster langsam hinein. Die Häuser, die weit verstreut sich vor uns in die Ebene breiteten, suchten lobend auf in dem letzten Schwelgen der Farben, die das Tagesgehirn hier spielen ließ.

Ein langes dunkles etwas wanderte an uns vorüber, ein Schatten eines Wanderers wohl, der aus dem Moor kommen mochte, das zu jener Seite lag, da der Schatten herwanderte. Wir kümmerten uns nicht weiter darum, Walter rührte im Kochtopf und ich hobelte mir auf dem Instrument die spröden Lippen wund.

Da! Vor uns stand ein Mensch, ein Mädchen, mit einem Korb am Arm und einer Kunstvoll zurechtgelegten Haube auf dem Kopf. Wir konnten ihr Gesicht nicht recht erkennen, denn sie stand der Sonne abgekehrt und nur der Schatten fiel als langes dunkles Zeichen über unser Zelt weg in die Weite hinein. Walter sprach das Mädchen an.

Dann saßen wir zu dreien um das knisternde Feuer, das gierig aus der gestochenen Verankerung emporzüngelte zu den Ginstergräsern, die metallisch leuchteten im letzten Zucken des Lichts. Und Walter und ich schwiegen und nur das Mädchen sprach in ihrer Mundart, die wir nicht verstehen konnten. Ängstlich hütete jeder von uns beiden das junge Mädchen, aus dessen spitzendoboretem Hemd matt im Halbkreis eine weiße sarte Haut erglänzte. Kunstvoll wand sich eine Schnur durch die Ofen daran, nur oben fiel das Weiß des Linnens zu beiden Seiten auf die Schultern.

Walter und ich strebten danach, den lieblichen Schultern des Mädchens möglichst nahe zu sein. Und wie wir so spielten um die Gunst dieses zierlichen Ge-



Am Starnberger See

Fritz Gartz



Lesende

M. Hauschild

Was ist geschehen?

Da es nicht reichte für eine Urlaubsreise ins Gebirge, kamen Stephan und seine Frau auf den schlaun Gedanken, Tante Emilie, die in der Tegernseer Gegend ein nettes Häuschen besaß, einzuladen, um dann auch von ihr dorthin eingeladen zu werden. Emilie Schlanghofer kam sehr schnell zu ihnen ins kleine Städtlein; sie brachte sogar ihr Bündlein mit.

Tante Emilie war schon ein alter Jahrgang mit Fältchen auf der Oberlippe. Ihre Worte waren süß wie Apothekerfüßgelen mit Schokolade außen herum. Auch kam es, daß Stephan sich bald das Rauchen in seiner Wohnung abzugewöh-

nen hatte, denn Tante Emilie konnte es nicht vertragen. Dafür durfte er oft stundenlang das Bündlein spazieren führen und durfte sich freuen und lächeln, wenn es die Zimmerlinde für einen echten Baum hielt. Übrigens schlief das Bündchen auf seiner Daunendecke recht possierlich, Stephan hingegen auf der Ottomane in der Küche. Auf Tantes Bekkerschaft hin wurde auch die ganze Wohnung umgestellt. Den Höhepunkt der Freude aber bildete offenbar jener Augenblick, in dem Tante Emilie mit einem Brief ins Zimmer eilte und die lieben Worte sprach: „Denkt euch nur, Kinder, jetzt kann ich

schöpfen in der rauhen Gegend, lächelten ihre Augen jeden an und der Mund dabei wölbte sich sanft und das Flackern des Feuers fiel auf die bligenden Zähne, die aus dem roten Munde lockend strahlten.

Wie waren in unserem Liebestaumel allmählich um das Mädchen herumgerückt und stierten uns feindselig in die Augen. Jeder Augenblick konnte die Auseinandersetzung bringen um die Gunst unseres Kleinodes, das uns die sinkende Sonne bescheit hatte. Doch als ich mir den ersten Kuß rauben wollte und mein Freund aufsprang, um sich auf mich in seiner Wut zu stürzen, raschelte das Mädchen davon. Ehe wir uns versahen, war sie in das Dunkel der Bäume verschwunden, nur mein Mund fühlte noch einen leichten warmen Gauch vom roten Mund des Mädchens. Walter war ihr nachgesprungen. Dann kehrte er schweratmend zurück. „Vergebens.“ Er warf sich auf die Erde, kauerte sich an das Feuer und blies mit der Gewalt seiner Lungen in die glimmende Lohse hinein, die aufflammte im Genießen des Jähelns, das seinen Jünger stillen half an trockenem Geäst.

Walter war eingeschlummert. Ich spielte heitere und traurige Weisen, während der Mond heraufkroch und die Sterne sich über den Himmel säten; aber das Mädchen hörte nicht mehr auf die lockenden Klänge.

Des anderen Tages mußten wir lachen, denn jeder hatte einen Traum gehabt. Walter träumte von den leuchtenden Augen des Mädchens, in die er im Traum zu tief gesehen und ich hatte den roten Mund beim Flackern des Feuers fühlen dürfen, ganz; doch nur im Traum.

dann immer bei euch bleiben, denn ich habe mein Haus im Gebirge äußerst günstig verkaufen können. ...“

Am anderen Morgen war im lokalen Teil des Blättchens zu lesen: „Wie wir erfahren, kam gestern die auf Besuch hier weilende Emilie Schlanghofer bei einem Sturz über die Stiege so unglücklich zu Fall, daß sie sofort ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte.“

Gründliche Leser fanden weiter hinten in der gleichen Ausgabe noch folgendes zu lesen: „Fund zugelaufen. Scheinbar schwere Schlagverletzung auf dem Rücken. Abzuholen bei ...“ Was war geschehen?

Franz Johann Bierack

GELEHRTE LEUTE

Humoreske von Alfred Richter



kling

Die drei alten Schulfreunde trafen sich nach 25 Jahren wieder.

Diesmal machte Philomen Wackerzapp, Professor der Physik, verabredungsgemäß den Gastgeber.

Beim Frühstück war es mit den dreien noch zur Not auszuhalten. Danach aber hatte es aus, und die Professorin Wackerzapp beschloß, die Bücherwürmer für sich allein zu Mittag speisen zu lassen. Ein anfängliches Stück der geplanten Bratgans würden sie ihr ja wohl übrig lassen, denn die Mahlzeiten waren ihnen bei ihrer Zusammenkunft überhaupt das geringste, und vielleicht wußten sie hintennach nicht einmal, was sie gegessen hatten.

So saßen sie also und predigten sich gegenseitig aus ihren grundverschiedenen Wissenschaften vor, indem die Professorin den Tisch richtete. Das bedienende Mädchen war ganz ausgeschaltet worden, weil sie es bei Anbörung der unbegreifbaren Reden vorausichtlich mit der Todesangst würde gefriert haben, oder mit dem Wahn, diese ehrenwerten Männer wären verrückt, und es müßte der Rettungswagen alarmiert werden.

Der Professor der Philosophie Theodor Kompius legte gerade die Wichtigkeit von Kants transzendentaler Apperzeption dar und wies darauf hin, daß Nichts die transzendente Apperzeption der synthetischen Identität gleichsetze — hier entfloß die Professorin rasch, nachdem sie die Suppe ausgeschöpft hatte, mit einem drängenden: „Aber nun bitte zu Tisch, meine Herren!“ und die Gelehrten näherten sich, dabei weiterredend, auf Umwegen und mit großen Pausen der Tafel und ihren wartenden Genüssen. Gelegentlich zogen sie einander an den Rockausschlägen ein Stück vorwärts, um bald wieder stehen zu bleiben, hatten aber schließlich doch die Köpfe in den Gänden, schöpften, schlabberten und redeten und merkten auf einmal, daß die Teller leer waren.

Da stand auch schon der ganz und gar feenbarte Gänsebraten auf dem Tisch. Die Professorin hatte ihn mit dem Lächeln der Königin hereingebracht und hätte vielleicht doch ein mildes Lob erwartet, jedoch man disputierte gerade darüber, ob Kunst Intuition sei, wie Croce das lehrt, oder aber Allegorie. „Allegorie!“ rief just der dritte im Bunde, der Professor der Ästhetik Alexander Schnobermann, „Allegorie! Gal! Allegorie ist nichts als die äußere Verbindung oder das konventionelle und willkürliche Nebeneinander zweier geistiger Tatsachen —“

Die Professorin entfloß abermals, ihre von der Tür hergerufene Aufforderung an den Gatten, die Gans zu erledigen,

wurde überhaupt nicht gehört, denn Philomen hatte dem Freunde gerade entgegenzuhalten, welche Bedeutung der aristotelische Begriff der Mimesis hätte, und daß er im Gegenjag stände zur platonischen Verurteilung der Poesie —

Die Professorin zog Kopfschütteln die Tür zu und dachte: „Gut! So füttert sie eben kalt!“ Doch da sie dabei die Tür sehr derb zuschlug, erwachten die drei Wissenschaftler, schauten erlautet umher und entdeckten zu gleicher Zeit die herrliche Bratgans.

Wackerzapp, als der Gastgeber, zog die Platte an sich heran und griff nach dem Tranchierbesteck. Diese Lücke am Band des gelehrten Gesprächs benutzte er zugleich — denn er selber war bisher noch nicht recht zu Worte gekommen als Physiker vor dem Philosophen und dem Ästhetiker —, um etwas Entscheidendes über das Additionstheorem der Geschwindigkeit gemäß der klassischen Mechanik zu sagen, da stieß er in der Welt der Erscheinungen, die uns bei unserem Erdenwandel umgibt, und die von Leuten, die nicht gelehrt sind, Wirklichkeit genannt wird, auf ein ganz sonderbares Phänomen — wie er nämlich das Messer ansetzte, einen tiefen Schnitt dort hinein zu tun, wo jede vernünftige Gans ihre Brust hat, sagte das Messer „päng“ und rutschte ab, deutlich auf harten Knochenuntergründen hin.

Nanu! Der Professor Wackerzapp beschaute das Messer genau und schnitt von neuem. Indessen, wieder „päng“.

Jetzt holte er das impertinente Tier ganz dicht vor seine Augen, und was mußte er sehen! Diese Gans hatte überhaupt keine Brust!

Gibt es sowas!

Da vernistete sie nun den zünftigen Zoologen in ihrer Mitte. Mit Physik, Philosophie und Ästhetik kommt man an das Problem einer brustlosen Gans nicht heran. Immerhin, Kompius betonte, daß man, wie er gesehen hätte, auch schon Kälber mit fünf Beinen und Gämmler mit zwei Köpfen betroffen haben sollte, er selber hatte sie zwar noch nicht gesehen, und Schnobermann entlastete den Gastgeber, der sich schuldenunduldig fühlte, durch die humorvolle Bemerkung, daß sich die Natur mit dieser Gans eben einen anatomischen Scherz geleistet hätte, aber man könnte sie dem Kollegen für von der medizinischen Fakultät mitgegeben, für den wäre das ohne Zweifel ein hochinteressanter Fund.

Die Professorin kam herein und sah die Mannen tief sinnig und befüßt zugleich hocken. „Ja, warum eßt ihr denn nichts?“ fragte sie erschrocken.

„Die Gans hat keine Brust!“

„O, ihr Gelehrten!“ sagte die Professorin nach einem erlauteten Blick auf den verbrecherischen Vogel, lachte, kaskete hin, drehte ihn herum und sagte: „Soo! Aber nun vorwärts!“

Es war in der Tat eine verblüffende Lösung: Das Vieß von einer Gans hatte ganz einfach verkehrt herum auf der Platte gelegen.



Rücken-Akt

M. Hauschild

In dem rückwärtigen Gebäude in der Thiereckstraße 1 wurde der Blaserlehrling und später so berühmte Optiker Fraunhofer durch Säureinjuz verschüttet und auf wunderbare Weise gerettet.

Das Bild zeigt die Durchgangsgasse von der Kaufingerstraße (Nr. 35) zum Domplatz.

Gans frev



Intelligenz-Prüfung

Dem Beispiel einiger Zeitschriften und Magazine folgend, stellen auch wir hier einige Fragen, an denen unsere Leser ihre Intelligenz prüfen können. Wer die acht Fragen nicht innerhalb vier Minuten beantworten kann, ist ein verkalkter Trottel!

1. Wieviel Grad muß das Lampenfließker haben, um tödlich zu wirken?
2. Eine Kage bekommt an einem Tage sieben Junge. Wieviel bekommt sie in vier Wochen?
3. Legen die Zühner auch an Sonn- und feiertagen Eier?
4. Müssen in Grinzing alle Leute grinsen?
5. Welche falsche Telefonnummer muß man verlangen, um die richtige zu bekommen?
6. Wieviel Prozent Brom sind in der Brombeere enthalten?
7. Muß die Wirtin einem Kohlföster morgens Kaffee kochen oder ihm die Bohnen auf einem Tablett servieren?
8. Die Liebe geht bekanntlich durch den Magen. Und wenn sie durch ist, wo ist sie dann?

Ein Mann steht an der Reichenbachbrücke und sieht andauernd ins Wasser rein. Viele Leute sammeln sich schon an. Im Glauben, es sei was Schreckliches passiert. Bis einem die Sache zu bunt wird und er fragt den Mann: „Ist jemand ertrunken?“ Drauf sagt der Mann: „Ertrunken ist niemand, ich seh nur die Donau so gern.“ Aber, Herr Nachbar, das ist nicht die Donau, sondern die Isar!“ Sagt jener: „So schlecht sieht sie!“

Mozart und sein Don Juan

Don Juan geizt bekanntlich bei der Erstaufführung in Wien nicht.

Alle — Mozart ausgenommen — glauben, es fehle etwas daran. Kaiser Josef

aber meinte: „Die Oper ist köstlich, ist göttlich, sie ist vielleicht sogar besser als der Figaro, aber — sie ist keine Speise für die Zähne meiner Wiener.“

Mozart hörte diesen Ausspruch und sagte: „Man soll den Wienern nur Zeit lassen, sie zu kauen.“

Jeder Mutter jedem Kind glückliche Stunden

Gibt für das hilfswert:

Mutter u. Kind

Verlangen Sie überall die „JUGEND“

Werbung bringt Arbeit

Daunendecken
Kunstseide, Füllung reine Daunen, 39.— Btl. ex.
W. KAISER, Nürnberg, Feilitzstr. 35

Qualitätsdrucke
geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München
Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63

HEINLOTH & Co. KDT.-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

MÜNCHEN SCHÜTZEN-STR. 9
BEIM HAUPTBAHNHOF

Klischees
für Hochdruckwerke
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Der Wald

Eine Gemeinde in Steiermark wollte einen Wald knapp vor ihrem Tore abholzen. Sie hatte Schulden, brauchte viel Geld und überhaupt stand der Wald im Weg, kurz und gut, man drängte auf die Bewilligung der Forstbehörde.

Die war jedoch anderer Meinung.

Man dürfe nur jeden fünften Baum schlagen, müsse sofort an dessen Stelle ein neues Bäumchen setzen, rundherum eine Steinmauer bauen, das Unkraut wöchentlich sauber ausrupfen und Selbstbüsche gegen wildernde Ziegen anbringen. Wie eben Erlasse von Forstbehörden manchmal sind.

Die Gemeinde war verzweifelt, alle Schreibereien änderten nichts. Der Bürgermeister jammerte: „In Wald ham, net, wo's Holz leicht bringen kannst, net, wo's Geld auf der Straßen liegt, net, und 's net aufheba derfa, net!“ Bis eines Tages ein Gemeinderatsmitglied sich erbot, die Sache ins Reine zu bringen. Alles war gespannt, wie er dies anstellen würde. Zwei Tage später ging ein neues Schreiben in Sachen Abholzung nach Wien ab:

... nicht etwa, weil die Gemeinde verschuldet ist, wurde der Beschluß zur Abholzung gemacht, sondern einzig und allein, weil dieser Wald einen Unterschlupf für die Unkeuschheiten bietet, die unsere heranwachsende Jugend dort abends treibt...

Nein, dieses Schreiben ging nicht an die Forstbehörde, es war an den hochwürdigsten Herrn Bischof gerichtet.

Und acht Tage später hallten die Äggschläge, daß das Dorf erbebte! S.

Kurz und bündig

Ein Student schrieb immer sehr lange Briefe nach Hause. Alle erbenen aber schließlich in der Bitte um Geld.

Der Vater schrieb ihm, er solle sich fürger lassen, es wäre schade um das Papier und die Tinte.

Darauf schrieb der Sohn zurück: „Bitte Geld.“

Der Vater aber fügte in das weitaus-einandergesogene Wort Geld das Wörtchen du ein und sandte den Brief wieder dem Abfender, der nun lesen konnte: „Ge du Id.“



Weiden

Selbstbewußt

Ein berühmter Klavierpädagoge wurde gefragt, wieviel er von seinen Schülern verlange.

Er sagte: „Wenn sie noch nichts können, so verlange ich vier Schilling für die Stunde, haben sie aber schon etwas gelernt, so müssen sie das Doppelte bezahlen, denn vier Schilling gehören für das Lernen, und vier Schilling für das Abgewöhnen dessen, was sie wo anders gelernt haben.“

Die wahre Gastlichkeit

Ein reicher Kaufherr hatte einst einen viel ärmeren zu Gast geladen. Unausgepflegt wurde der Gast gefragt, was er wünsche und alles, was gut und teuer war, wurde ihm vorgesetzt. Immer war der Gast im Mittelpunkt und keine Minute verging, ohne daß ihm nicht etwas angeboten wurde.

Als er Abschied nahm, sagte er zu seinem Wirt nach Worten des Dankes, daß er sich freuen würde, wenn sein Besuch bald erwidert würde, denn er hoffe, daß es ihm bei ihm noch besser gefallen werde.

Neugierig kam der Reiche zu dem Armen. Er war erstaunt, daß, trotzdem er sich angemeldet hatte, gar nichts Besonderes auf den Tisch kam, daß er ganz daselbe bekam, wie die Frau und die Kinder. Er merkte auch bald, daß jedes wie bisher seiner Arbeit nachging und er sah nun, daß es viel beglücklicher ist, wenn man keine Störung verursacht, sondern so behandelt wird, als wenn man zur Familie gehörte.

Abends wichtig - morgens richtig

Chlorodont

DIE LUSTIGE JUGEND



Wiße, über die wir vor einigen Jahren noch lachten

Ehrlichkeit

Steht da einer auf der Straße und handelt mit Postkarten. Ein Vorüberkommender gibt ihm den wohlgemeinten Rat: „Verkaufen Sie doch lieber Streichhölzer, das bringt mehr ein!“ — „Aber, ich will ehrlich bleiben! Kreuger hat auch mit Streichhölzern angefangen!“

Pfundsturz

„Was? Du suchst dein Geld in den Strumpf? Ist es da denn sicher?“ — „Meinst du vielleicht, ich bring's auf die Bank von England?“

Devisen

„Pst! Leise! Haben Sie chinesische Devisen?“ — „Trotzdem! Ich hab bloß die Gelbsucht!“

Prohibition

„Welchen Namen haben Sie denn Ihrem Baby gegeben?“ — „Amerika!“ — „Wie komisch!“ — „Wieso? Es muß doch auch immer trockengelegt werden!“

Einzige Freude

„Sie gehen in letzter Zeit so häufig in den stummen Film?“ — „Ja, es ist erfrischend, Frauen sprechen zu sehen, ohne daß man etwas hört!“

Was ist der Unterschied zwischen Radio, stummem Film und Gehaltzulager? — Im stummen Film sieht man was und hört nichts, im Radio hört man was und sieht nichts, und von der Gehaltserhöhung hört und sieht man nichts!

Der Schüchterne

„Seit einem Jahr liebst du mich schon, Oskar! Ja, warum hast du dich denn heute erst erklärt, du schüchterner Mensch?“ — „Keine Sorge, Schatz — wegen der Wohnung habe ich mich schon vor einem Jahr auf dem Wohnungsamt angemeldet!“

Mode 1926

„Ich möchte ein paar Strumpfbänder kaufen!“ — „Sehr gerne, gnädiges Fräulein, sollen es ähnliche sein, wie Sie da tragen?“

Abfindung

Im D-Zug Köln-Berlin werden die Fahrkarten revidiert. In einem Kupee dritter Klasse sitzt ein dralles Kölner Mädel, und der redselige Schaffner er-

laubt sich die Frage, was sie denn in Berlin wollte. Die anderen Reisegäste spüren die Ohren. „Wat ich in Berlin will! Meine ehemalige Bräutigam auffuche, mir habe nämlich e Klein Kindche zusammen, um weil in Berlin jatz überall de Leute abgefunde werde, wollt ich einmal sehe, ob auch für mich wat abfällt!“

Damenmode von heute

„Ich möchte einen Smoking gemacht haben!“ — „Jawohl, gnädige Frau! Soll es für den Herrn Gemahl sein oder für gnädige Frau selbst?“

Kanalfieber

„Vergehen Sie, ist dies hier der Weg nach England?“ — „Warum?“ — „Ich möchte unterwegs ein Café für Kanalschwimmer aufmachen!“

Stillebung

„Was ist denn dahinten für ein entsetzlicher Klamauf?“ Ein Brüllen, Grollen und Toben ohne Ende! — „Ach nichts, da wird nur eine größere Fabrik stillgelegt!“

Der Kunstkenner

Ein biederer Schneidermeister stand vor einem Gemälde Kaphaels. Er schaut und schaut und will schließlich seine Meinung sagen. Sie ist nicht besonders gut, denn, so meint er, wenn diese Kleider nicht so viele Falten würden und anliegender wären, so würde man die Umrisse der Gestalten viel besser erkennen.

Ein Kunstjünger hört das Urteil über den geliebten und bewunderten Meister und sagt schließlich: „Ja, Kaphael und die übrigen Maler messen eben nicht mit der Elle.“

Man schneidet auf

Auch in der guten alten Zeit gab es Leute, die mehr aus sich machen wollten.

Da sagte einmal Frau Patzig, als sie gefragt wurde, wie die Aussteuer ihrer Tochter beschaffen wäre: „Bei meiner Tochter ist alles von Silber und Gold, bis zum kupfernen Wajchfessel.“



Rheinen

Sie: „Wenn du schon nicht heiraten willst, so sag's gleich — dann geh ich ins Kloster!“

Er: „Bleib weg, Lilly, da komm ich ja gerade her!“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 32

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Studie zu „Susanna“

Franz v. Stuck



München und die Kunst

punkt das Schloß im Flutlicht erstrahlt. München ist gewiß nicht arm an Festen, doch gebürdet die Nacht der Amazonen zu den glänzendsten Ereignissen des Jahres.

Das nichtgebaute München

Kunst für Alle

Zum letzten Male in ihren alten Räumen an der Ludwigstraße 8, eröffnete in der letzten Juliwöche die Künstlergemeinschaft „Kunst für Alle“ ihre Sommerausstellung. Das Karl Theodor-Palais, in dem die Schau sich befindet, ist in den Besitz der Reichsbank übergegangen, deren prächtiges Gebäude der Verbreiterung der Von-der-Lann-Straße zum Opfer fiel.

Diese Ausstellung ist recht abwechslungsreich und zeigt im allgemeinen „Gute, verlässliche“ Bilder. Von überragender Qualität sind die Werke Karls von Marr, eines Zeitgenossen Georg Girths, Lenbachs und Stucks. Die Bilder, die an Münchens große Glanzzeit erinnern, sind gut ausgewählt um einen Einblick in das Schaffen des Künstlers zu geben. Wer das Wasser liebt, verweile vor den Mittelmeerbildern Karl Böhmers, oder vor Stagouras Bildern vom Chiemsee. Unter den Bildnissen sind vor allem die von E. und K. f. Curry, Oberdörf, zu erwähnen. Gütliche Kopie finden sich auch unter den Zeichnungen; dabei ist ein Kinderköpfchen von Sebwig von Schlieben, das auf dem Umschlag der vorletzten Jugend-Zummer abgebildet war. Weitere Aussteller sind Bolzenberger, Best, Compton, Guillery, Goldwein, Landschreiber, Lange, Mayrhofer-Passau, Schuster-Woldan und viele andere.

Glanze der Scheinwerfer die Bildwerke des Parks zwischen farbenfreudigen Gemälden und dunklen Rosetten hervor. Von der Jagd zurück kommt der Kurfürst mit seinem prächtigen Gefolge. Quadrellen werden geritten und huldigen der Kurfürstin, die Reiter ordnen sich und Truppen paradiere vor dem fürstlichen Paar.

Die Spiele der Reiter beginnen. Paarweise jagen sie im Gegenritt in das Vene-



ROS.

zianische Karussell und stehen mit ihren Lanzen geschickt die Trophäen herunter. In reizvollem Gegensatz dazu der Tanz der Bachantinnen, das Menuett der Kokofiguren, die wilde Jagd der Diana und das lustige Spiel der Komödianten. Der Spuk verschwindet. Zwischen Beeten, Springbrunnen und Statuen ergeben sich die Paare.

Eine Serenade schwingt durch den nächtlichen stillen Park, ein Lied klingt auf. In der Tiefe erwacht, steigen die Nymphen empor zu festlichem Reigen. Da jagen die Amazonen einher, ihnen den kostbaren Schleier der Schönheit zu rauben. Wilde Reitervölker mischen sich ein. Aus dem Reigen wird ein erbitterter Kampf, hin und her wogt das Gemenge, bis die Amazonen als Siegerinnen daraus hervorgehen. Springbrunnen steigen empor, von farbigen Lichtern durchloht. Nakenen frachen. Taghell liegt der Park in einem Regen von Magnesiumfeuerwerk, das wieder knatternd in allen Farben zerprüht. Das Schloß glüht auf. Die Nebelwolken des Feuerwerks sieben darüber hin und das Ganze löst sich auf wie ein schöner Traum.

Zu den Reizen des Festes gehört auch die nächtliche Auffahrt und Heimfahrt am Nymphenburger Kanal, in dessen Bild-

Fortschritt ist die Verwirklichung von Utopien, sagt Oscar Wilde. Allem Menschenwerk geht der Gedanke voraus. Aber das Endergebnis fällt meistens nicht so aus wie der ursprüngliche Plan, — mögen nun die fehlenden Mittel, das Keifen der Idee während des Bauens, oder weise Selbstbeschränkung daran schuld sein. Auf alle Fälle läßt die Idee im Ursprunge das Wollen der Menschen oft besser erkennen als wenn sie schon abgeschliffen ist durch die raube Wirklichkeit. Darin liegt der Reiz einer Ausstellung, die gegenwärtig im historischen Stadtmuseum am Jakobplatz gezeigt wird. Was hier an Entwürfen zu Theatern, Prachtbauten und Palästen zu sehen ist, macht uns haunen; in manchem Falle sagt man sich wohl: eigentlich schade, daß der Bau nicht so ausgeführt wurde wie geplant. Vor allem die klassischen Bauten Carlo Jischers um 1805 muten recht modern an. Die Residenz hatte in dem prächtigen Entwurfe Cuvilliers ein anderes Gesicht als der heutige Palazzo Pitti. Klenzes erste Entwürfe zu den Propyläen hielten sich strenger an das Vorbild in Athen, und der ganze Königsplatz sollte damals noch reicher bebaut werden als uns aus Klenzes Zeiten überliefert ist. Überraschend sind auch die merkwürdigen Spitzkuppeln für die Frauentürme und der Obelisk auf dem Odeonsplatz. „Architektur die nicht gebaut wurde!“ Dieses Werk Josef Pontens könnte auf der Ausstellung im Stadtmuseum manche Erweiterung und Ergänzung erfahren.

EN.

Nymphenburg:

Nacht der Amazonen

Meisterstücke können im allgemeinen schwerlich als Kunstereignisse angesehen werden. Eine Ausnahme macht Münchens Nacht der Amazonen. Der festliche Rahmen ist das Kleinstadl der bayerischen Könige: Nymphenburg, jenes einzigartige Geschenk des 17. und des 18. Jahrhunderts an das zwanzigste. Geschenke soll man in Ehren halten — und eine würdigere Ehrung Nymphenburgs als dieses glänzende Reiterfest in Nokofo ist kaum denkbar: ein fest im Geiste Gänzels und Glücks.

Im nächtlichen Park lustwandeln die Gäste des Kurfürsten. Weiß leuchten im



ROS.

Bildwerk im Hause der deutschen Kunst: Rossebändiger Von Georg Müller



Aus unserem Skizzenbuch

Unmusikalisch

Ein uns bekannter Asienforscher, der an Schwerhörigkeit leidet, hat sich niemals mit der Musik befreunden können. Die herrlichste Symphonie ist für ihn so gut wie Nähmaschinengeräusch, und es ist ihm unbegreiflich, wie Menschen stundenlang Konzerte anhören können. Seine Frau, ein Augenmensch wie er, hat ebensowenig Neigung zur Musik. Jeder von ihnen hatte wohl ein halbes Jahrhundert hinter sich gebracht, ohne jemals eine Oper gehört zu haben. Endlich packte ein Musikfreund in Wien sie bei ihrem Ehrgeiz, und um nicht weiterhin dem Vorwurf der Barbarei und Kulturfehde ausgesetzt zu sein, gingen sie in Triest und Jsolde — zweifellos die geeignete Kost für Anfänger. Unser Forscher berichtet darüber wie folgt:

„Wir kamen zu spät, um der langweiligen Vormusik bei geschlossenem Vorhang zu entgehen. Der erste Akt langweilte uns jedoch bald derart, daß wir zu Sachter gingen und erst einmal zu Abend aßen. Wir kamen dann mitten in den zweiten Akt, als Triest und Jsolde auf einer Kafenbank saßen und sich eine halbe Stunde lang unbeweglich anfasen. Zehn Minuten der eine, und dann wieder zehn Minuten die andere. Wir kehrten in unser Lokal zurück und stärkten uns erst einmal durch eine Flasche Wein. Zum Beginn des dritten Aufzuges kamen wir gerade zurecht und nahmen uns ernsthaft vor, Wagner nochmals eine Chance zu geben und diesen Akt ganz anzuhören. Wir entnahmen aus dem Anfang, daß Triest große Sehnsucht hatte — lange Zeit, sagt man in München. Die Zeit wurde uns wirklich sehr lang. Bis Jsolde kam, war Triest so matt, daß er sich hinlegen mußte. Jsolde legte sich dann neben ihn und beide sangen sich wieder gegenseitig so lange an, daß wir das Ende nicht abwarteten. Durch das lange Anfasen entkräftet, sollen sie tatsächlich am Schluß gestorben sein. Aber wir haben uns gesagt: Nie wieder Oper! Es war zum Davonlaufen!“

Einem so unmusikalischen Fall sind wir bisher nur noch bei einer jungen Dame begegnet, die wir in „Siegfried“ mitnahmen. Die in der Oper auftretenden Personen sind wohl zu bekannt, als daß wir sie anführen müßten. Zu den nicht auftretenden Personen gehören der Drache, der Fafner und der Waldbogel, deren Stimmen, Baß und Sopran, im Programm verzeichnet sind. Der zweite Akt spielt vor der Höhle des Fafners, dessen schläfrige Stimme, tief wie der Münchner Kaskeller, zwischen den Felsen hervorredet:



ROS.

Laß mich schlafen! In diesem Augenblick flüster unsere junge Freundin, vor sich das Programm, zu uns hinüber: War das der Waldbogel?

Der Lenz

Wagners Beliebtheit hat im Dritten Reich einen neuen Aufschwung erlebt. Selbst kleinere Theater, die sich früher allenfalls getrauten, Lohengrin, Tannhäuser oder den fliegenden Holländer aufzuführen, können sich heute rühmen, den „Ring“ über die Bretter gebracht zu haben. In einem solchen Theater wohnen wir einer Aufführung der Walküre bei. In Sindribs Grotte freit Siegmund um seine bräutliche Schwester. Winterstürme weichen dem Wonnemond, die Tür der Grotte springt auf, und Siegmund singt: Der Lenz lacht in den Saal! Aber statt des erwarteten Lenzes fiel mit dem

Mondlicht, lang und schwarz, der Schatten eines Feuerwehrmannes über die Bühne.

Zu spät

Manche bleiben ihr Leben lang unmusikalisch. Andere entwickeln ihre Musikbegabung sehr früh wie Mozart, der schon mit 4 Jahren ein Wunderkind war. Auch die Kinder großer Musiker sind oft schon sehr bald in Papis „Geschäft“ zu Hause. So der achtjährige Sohn eines bekannten Pianisten, der öfter zu Konzerten mitgenommen wurde. Als einmal Schuberts Unvollendete gegeben wurde, fragte Junior seinen Vater, warum die Sinfonie nur zwei Sätze habe. Papi erklärte, daß Schubert so früh gestorben wäre und die Sinfonie leider nicht hätte zu Ende schreiben können. Darauf der Sohn: „Warum hat er dann nicht früher angefangen?“

Balsam der Seele

In einer amerikanischen Zeitschrift finden wir folgende Anzeige:

„Wendet Euch an Mozart und vergeßt Freud!“

Wer es versteht richtig auszurufen, kann die nervöse Spannung eines hastenden Lebens überwinden. Gibt es einen besseren Weg dazu, als den Klängen guter Musik zu lauschen? Köstliche Entspannung von Körper und Geist! Dazu der Genuß einer vollkommenen Aufführung großer Musik, gespielt von den großen Sinfonieorchestern der Welt. Hier ist ein Rezept, das gute Genoschheiten bildet: Mozarts 39. Sinfonie, gespielt ausschließlich für Victor von dem glänzenden Orchester der British Broadcasting Company; erfrischende Musik — Balsam für trübe Stimmungen. Wir schicken dieses Meisterstück aus einer reichen Sammlung großer Werke in alle Weltteile, und garantieren für heile Anfunst, sei es um die nächste Straßenecke oder um die Welt. Prospekt gratis. The Grammophon Shop, Inc., 38 E. 48th Street, New York City.“

Die Amerikaner haben richtig erkannt, daß gute Musik ein besserer Balsam für die Seele ist als Psychoanalyse.

Die Jugend



Inseln

Wilhelm Heise

Wilhelm Heise

Daß es noch neue Welten zu entdecken gibt, zeigte uns ein Besuch im Atelier Wilhelm Heises an der Kaulbachstraße, wo sich uns in Bildern und Steinstöcken die Wunder des Pflanzenlebens offenbarten. So mochte wohl Leibniz zumute gewesen sein, als er durch das neuerfundene Mikroskop bei Leeuwenhoek in Delft zum ersten Male die Wunder der Kleinwelt erblickte.

Der Künstler, der schon einen Ruf an die Akademie in Königsberg erhielt, ist Techniker, Mathematiker, Experimentator und Bauplaster. Er baut sich seine Rundfunkgeräte und andere Apparaturen selber und hat einen hohen Sinn für die Gezege des Alls. Einsam in seinem Schaffen, hält er in seinen Werken Zwiegespräche mit der Natur, lauscht ihr Geheimnisse ab, deren Wiedergabe dem gewöhnlichen Sterblichen kaum faßbar erscheint. Es ist eine merkwürdige Welt in seinen „Blumenstöcken bei Nacht“, metaphysisch durchleuchtet und doch von größter Naturtreue.

Wilhelm Heise malt die Gezezmäßigkeiten und inneren Zusammenhänge in der Natur. In seiner Welt gibt es kaum einen Zufall; auf seinen Bildern ist kein Fleck, der nicht unter einem eigenen inneren Gezege stünde. Da sind die Landschaften, — Ölbilder, die in der Genauigkeit der Zeichnung, in der Feingliedrigkeit der Pflanzen an die Werke Elsheimers, Ludwig Richters und Caspar David Friedrichs erinnern. Aus derselben Landschaft heraus, und im gleichen Zusammenhange der Natur wachsen die Blumenstücke, die an Feinheit der Zeichnung und Einfühlung in die Struktur des Pflanzenlebens nie übertroffen worden sind. Manche der Steinstücke erinnern an Dürers Melancholie.

Vieles verbindet Wilhelm Heise, der den Dürerpreis der Stadt Nürnberg trägt, den altdeutschen Meistern: die graphische Genauigkeit, die Liebe für Einzelheiten, das Metaphysische. In den Blumenstöcken hat er eine ihm eigene

Ausdrucksart gefunden. Der Stein wird mit Asphalt eingeschwärzt und die Gelligkeiten mit der Nadel oder dem Strichel herausgeholt. Die Technik ist also ganz einfach, hauptsächlich er. Und doch hat sie einen Haken. Man kann nämlich nichts korrigieren. Jeder Strich, der einmal auf die Platte gezeichnet ist, muß sitzen, — und er sitzt! In der Regel findet sich in dem unendlich feinen Gewirre der Linien nicht ein Strich, der sich nicht der organischen Gezezmäßigkeit einfügt.

Aus dem schwarzen Grunde heraus leuchten die Wunder der Pflanzenwelt. Die Technik der Darstellung wie das Empfinden des Künstlers führte zu dem geheimnisvollen Thema: Blumenstücke „bei Nacht“. Mögen diese Stücke auch seltsame Phantasien scheinen, so ist doch die Natur niemals sorgfältiger beobachtet und wiedergegeben worden. Der Künstler hat im Innersten Teil an dem Leben unseres Planeten, am Rhythmus der Welt. Die Zusammenhänge des Pflanzenlebens im

Kleinen und im Großen werden in seinen Werken offenbar.

Bei aller Feinheit der graphischen Darstellung aber ist Heise kein Pedant. Seine Werke haben nichts Kleinliches. Waren seine frühen Elbilder noch etwas steif, so ist jetzt davon nichts mehr zu spüren. Der Künstler hat sich zu innerer Freiheit und überlegener Beherrschung der Mittel durchgerungen. Seine Methoden: Er hat keine außer dem Fleiß und der künstlerischen Eingebung; er ist nicht doktrinär. Waren seine früheren Bilder noch beliebige Ausschnitte aus der Natur mit uner schöpflicher Freude am Einzelnen, so treten Kompositionen und Betonung des Wesentlichen jetzt schon deutlich hervor. Auch sieht der heute 49-jährige Künstler uner schöpfliche Möglichkeiten in der farbigen Graphik, so daß wir auf die Zukunft seines Werkes gespannt sein dürfen.

E. X.

Aus der Mappe des Künstlers:

„Nächtliche Blumenstücke“

Schilf und Winde

Wilhelm Heise



Blühende Spiräe

Wilhelm Heise

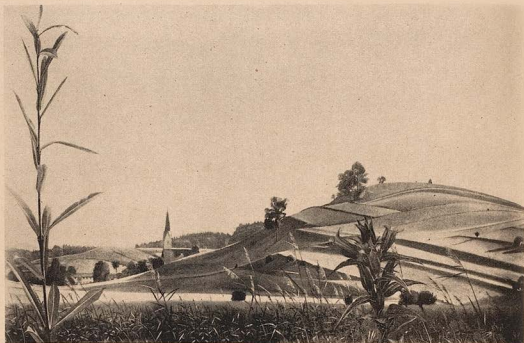


Drei Vöglein

Drei Vöglein saßen zuoberst im Baum
Und zwischerten leise, fast wie im Traum
Zus abendlich verschwimmende Blau
Des sanften Himmels. Ging Einer vorbei,
Den lüftet' es plötzlich nach Liebe und Mai
Und er spähte voll Sehnsucht die Straße
entlang,
Ob nicht mit ammutvollem Gang
Dort nahe die Eine, die schönste Frau.

Die drei kleinen Vögel schlummerten ein,
Von Sonne träumend und Mückenstichmanne.
Dann kam ein Sternlein mit friedlichem
Schein —
Da ging auch der Einsame still und allein
Nach Hause.

Von Ilka v. Petényi



Spätnachmittag

Wilhelm Heise

Abendwind

Tief unten im Tal krausht
der Abendrotwind
den Spiegel des Stromes
lieblosend und lind.

Auf Hängen und Halden,
dem reisenden Jahr,
streicht Halmen und Ahren
er wellend durchs Haar.

Am Himmel darüber
im spätroten Glanz
da wiegt er der Wolken
hellgoldenen Kranz.

Hoch drüber nur peitscht er
mit silbernem Ton
ein Wölkchen. Mit dem fliegt
mein Herz davon...

Erich Landgrebe

Nymphenburg

Alte Liebesweise —
klingt durch blaue Nacht...
Drummen rieseln leise —
Nokoko erwacht...

Geht ein zartes Klingeln —
drinn im Schlosse an...
Heute will man springen —
auf dem grünen Plan...

Still — schon nahen Schritte...
Seltsam knirscht der Kies —
Alles eilt zur Mitte —
Von die Flöte blies...

Soll jubeln auf die Beigen —
Das Menuett beginnt...
Froh tanzen sie den Reigen
indes die Stunde rinnt...

Ein Rischen und Geflüster —
erfüllt das weite Rund...
Die Bäume rauschen düster —
Herz findet sich und Mund...

Vorbei ist Glanz und Zauber
im frühen Morgenschein...
Im Traume gurt ein Tauber —
Komm Allerliebste mein...

Matthäus Sporer

TRIUMPH DES TIERES

Von Alfred Richter



Die Frau mit Wallychen, das sich fürchterbar dreckig gemacht hatte, behauptete, es wären Mädhühner. Aber die dicke, zum Singen eingerichtete Litfassäule bestritt es, schenkte sich aus der Thermo-fassche ein, stellte die Füße noch weiter einwärts und erklärte, nein, diese Viecher wären so was Indisches. Was ihre Meta wäre, die kenne einen jungen Mann, wo mit dem Sohn oder Tessen oder so was Ähnlichem vom Oberkellner vorne im Parkrestaurant befreundet wäre, und der hätte es gesagt.

„Wer — der Ober?“

„Nein, der Freund.“

Auf diese Weise entsteht also nun Feindschaft unter Menschen. Die Litfassäule schraubte mit unverbinderter Festigkeit die Thermo-fassche zu, die doch immerhin ihr Geld gekostet hatte, und sagte nun gar nichts mehr.

Wallychen, wegen allzu großer Jugend am Streite der Geister noch unbeteiligt, war zum Teich hinabgespolt. Der Sanbhaufen war langweilig geworden, die Sandalen waren genügend voll, und nun zog das Wasser. Seit Goethes Balade wissen wir, daß dies ein Nip bejorgt.

Jedoch der Teich teilte sich keineswegs empor, sondern, als Wallychen mit Steinen mit allem Ungeschick weiblicher Unjugend nach den indischen Mädhühnern, die beides nicht waren, warf, nach der entnervendsten Richtung traf und der Mutti samt der Litfassäule die Augen vollsäte, daß die Frauen schlafen mußten, kam ein Schwan daherneraus, der offenbar der Chef dieses Gewässers entweder vermittelst Vertrages oder aber auch als bloßer Annahmung war. Gleichviel — der Schwan machte nachschick! und hob in schönen Bögen die Flügel. Es war, als richtete er stolze Fahnen hoch. Und natürlich glaubte er, Wallychen würde einfach ausweichen.

Aber jetzt konnte man mal sehen, wer Wallychen war, und was in diesem Kopf drinsteckte. Wallychen, das prächtige Mädel, streckte als erstes dem Schwan die Zunge heraus. Das nützte freilich nichts, der Unhold fauchte noch heftiger und kam mit einem Stoß ganz nahe heran. Seine Fahnen ließ er jetzt kurz aufklappen. Und blickten tat er so rüchlich wie eine Schlange.

Das kommt davon, wenn man Sand in die Augen gestreut kriegt, dann kann man nichts sehen. Weder Mutti noch die Litfassäule, die dies schon aus Gerechtigkeit getan haben würde, trotz der Feindschaft, waren etwa schon wieder einverstanden, sondern hantierten noch in den

Augenwinkeln mit ihren Schnupftüchern, und so geschah es, daß Wallychen plötzlich, unerachtet aller angeborenen Tapferkeit, dennoch zeter schrie: der Schwan, von einem Stein getroffen, hatte blitzschnell hergelangt und hielt nun die Gegnerin an etwas Leuchtendem fest, das unter dem Köchchen hervorvorbte. Wer sich nicht schämt, kann von Buren reden, aber leider hatte der Bösewicht auch das Fleisch mit gepackt, in dessen Muskulatur befanntlich Nerven eingebettet sind. „Aua—aua—aua—aua!“ heulte das entsetzte Kind, und der Parkwärter lachte. Er hatte auf einer nahen Wiese „Seu gerecht und alles mit angesehen. „Guat sei, Alex“, sagte er, und nun wissen wir alle auch, wie der Schwan hieß: Alexander. Ein fürstlicher Name, und gut gewählt. Alle Achtung vor dem Parkwärter.

Ob er einschreitt? Ja, das wäre ja! Was gab es denn einzuschreiten? Wenn Alex getrickt wurde und sich rächte, dann war er in seinem Recht. Allenfalls konnte man die Ziesern, die kein Bißel auf ihr Balg aufpassten, obendrein hinausweisen. Der Parkwärter stügte sich auf den Rechenstiel und sah haarfährig links und rechts an seinem roten Kolben entlang auf das Blachfeld. Sein weißes Schnauz- und Ringgebärde, das rings um den Mund herum gelb war, war gestäubt, aber nicht ganz so wie dem Schwan seine Flügel.

Längst hatten sich Menschen angeschlossen, aber der Schwan kümmerte sich nicht um sie. Er zauselte und zog, und schon stand Wallychen bis zu dem einen Knöchel im Wasser.

Da erhob sich die Litfassäule. Sie warf einen vernichtenden Blick auf die Mutter, die mit offenem Mund und apfelsinen-großen Augen wie gelähmt darsaß, denn ein kleines bißchen hysterisch war sie schon, die Arme, und rollte wie eine Lawine den seichtsten Abhang hinab auf die Kampfesgruppe zu. Sie schwang die Thermo-fassche und machte glückselig, glückselig, ganz ähnlich wie der Schwan es zu Anfang getan hatte.

Zu Anfang. Jetzt tat er etwas ganz anderes — er ließ Wallychen los und griff bliggelächend in das Gewässer, mit dem die massiven Unterländer der Litfassäule wider Wetter und Winde und auch Sonne und Luft geschützt waren.

Und leider hatte die Litfassäule Krampfadern. Genau dort hinein wickelte der Schwan, der elendige.

Nicht viele haben in ihrem Leben einen so geballten Schrei gehört, wie er jetzt laut ward. Es war ein förmlicher Ver-

einschrei, ein Gorgebrüll, ein einmündiges Maßen-gewimmer. Und dann fiel die Litfassäule, wo sie ging und stand, einfach um wie ein Weichsack, der niederlich hingestellt worden ist und nun auf Befehl der Newtonschen Gesetze die Balance verliert.

Bis dahin war dem gesamten Parterre die Vorführung als eine Posse ohne Gesang erschienen. Es sah alles ganz ungefährlich aus, und niemand hatte Lust, dazwischenzugehen.

Außer einem. Und gerade diesem hätte man es am allerwenigsten zugeutraut, aber wahre Tüchtigkeit wird ja immer verkannt. Dieser eine war ein Bürger, der eigentlich nichts als einen milden Spaziergang im Sinn gehabt hatte. Er war ausgerüstet mit goldenem Zweifler und Regen-schirm und ging mit eingeknickten Knien, durch welche drei Eigenschaften schon von je alle Friedensfreunde gekennzeichnet gewesen sind. Als er jetzt aber zwei Damen von einem tollwütigen Tier bedroht sah, warf er einen Blick, der wie ein Fasi voll siedenden Eies war, auf die tatlos leugnerig Gernüthenden, hielt mit der Linken den Klemmer auf der Nase fest, denn sie war als Galt für dieses optische Instrument eigentlich zu klein von Natur aus, schwamm mit der Rechten den nicht ganz geschlossenen Schirm wie ein athletischer Mäher die Sense und ging ohne weiteres zur Attacke über. Der Ries entloß rückwärts unter seinen Gummiaßbän, und im Bauchgelände platzte ein Knopf von der Weite, obgleich der Mann nicht eigentlich dick war.



Kling

Indessen, diesem mechanischen Phänomen konnte vorerst nicht nachgegangen werden, denn im Augenblick war eine volle Katastrophe da.

Der Schirm war neu bezogen, und dies war die empfindlichste Stelle des Mannes. Gerade hier aber wurde er von dem ganz unglaublich trefflichen Schwan gepackt, der mit einer Selbstverständlichkeit, die Menschen niemals begreifen werden, immer genau die ärgste Blöße seines jeweiligen Feindes witterte — erst Unterhose, dann Krampfadern unter Wollstrümpfen, und nun Regenschirm mit Neubezug. Gegen die Natur ist der Mensch eben machtlos.

„Wie's fällt, Frau Mahm!“

Eine Alt-Wiener Geschichte von Erich Kernmayr

Das Leben war der alten Naglerin gerade so recht, wie es war. Die kleine Pfeiderei trug etliche Kreuzer fürs tägliche Leben, und waren es auch nicht allzu viele, so barg doch der große Spartrumpf genug blanke Taler, daß ein altes Weiberleut mit Ruhe in den Lebensabend schauen kann. Drunten in der Walse bei freilich rauchten die Soldaten mit den Türken und mancher Tag brachte gar schlimme Kunde. Aber die Mauern der Wienerstadt waren groß und die große Kaiserin noch größer. Und schließlich lag die Wieden gar nicht so weit ab von der Stadt, so daß man sich immer noch zu rechter Zeit wie ein Schneeflock ins große Häufel zurückziehen konnte.

Und Hannes, der sagte immer: „Sie kommen mit durch! Die Kaiserlichen schlagen die Janitscharen auf Kreuzfleisch. Und das schiden wir dann dem Mubamed!“

Ja, der Hannes! Der alten Pfeiderei wurde warm ums Herz. Alles, was das Leben ihr noch bieten konnte über der warmen Sonne und den klirpernden Spartrumpf hinaus, das war ihr der Hannes, ihrer Schwester einziger Sohn. Als der Junge von Krems herein auf die hohe Schule kam, da war es ihr gar nicht recht, daß er nicht ganz bei ihr wohnen konnte, sondern daß er in der Rosenburse mit dem rüden Pack der Studenten zusammenhaufen.

Aber dafür kam er alle Wochen heraus in die Wieden und ob's ein Samstag war oder ein Mittwoch, für die alte Naglerin war es immer ein Sonntag. Auch heut soll er kommen. Der hinkende Fuhrmann vom Wirt in der Schönlaterngasse hatte es ihr gestern im Vorüberfahren zugerufen.

Drum saß sie jetzt rückwärts in der Küche und waltete den Strudelteig. Zweit-

genstrudel. Der Lieblingsstrudel des Hannes. Aber bald kann man gar nicht mehr einfach nur Hannes sagen und er wird ein gar gelehrter Herr Doktor sein.

Nachdenklich schüttelt die alte Frau Tante den Kopf. Es ist ein sonderlicher Wespensalt in ihr, wenn sie daran denkt. Ein bißel Stolz, ein bißel Unbehagen.

Draußen im Laden schrillt die Klingel. Unwillig geht die Naglerin hinaus.

„Einen halben Meter Barchent“, sagt die Wachsieherin von nebenan eilig, „aber einen festen, ich brauch ihn zum Einfrüken!“

„Vielleicht mit eiserne Radeln dran!“ versteht die Naglerin bißig, „ist überhaupt ein Verlangen, einen mitten in der Arbeit wegen einem halben Meter zu stören!“

Die Wachsieherin schweigt gekränkt. Und die Naglerin ist glücklich, daß sie wieder bei der Tür draußen ist.

Die Zweitgen machen aber auch so viel Arbeit mit dem Ausleien! Der Teig breitet sich über das weiße Tisch Tuch. Schön jugig laufen seine dünnen Wellen von der Wand her bis zum äußersten Rand.

Die Naglerin richtet sich die Augengläser, ohne die es gar nicht mehr gehen will, und geht daran, das Blech mit Fett auszufirnieren.

Da schrillt draußen die Ladenklingel, daß es nur so durch das ganze Haus klingt.

„Hannes!“ ruft die Alte ercreut und humpelt eilig zur Tür, aber da steht der junge Student mit Kollerstiefeln und Lederzeug schon lachend vor ihr, „du hast mir doch Post geschickt, uma zwölfe, und jetzt ist's elfe!“

„Was tut's, Frau Mahm!“ lachend wirbelt er die Alte ein paar mal durch die

Küche, bis sie sich atemlos seiner stürmischen Umarmung entwindet.

„So schön ist es nirgends in der ganzen Wienerstadt wie bei der Frau Mahm auf der Wieden!“ sagt er voller Überzeugung und läßt sich in den tiefen Ohrensuhl nieder.

„Ich mach an Zweitgenstrudel!“ sagt sie ganz glücklich über sein Kompliment, „gleich ist er fertig. Du bleibst doch beim Essen!“

Schon will er ja sagen, da wird mit einem Male sein Gesicht ernst und ein düsterer Schatten legt sich über sein fröhliches Jungengesicht.

„Wie's fällt, Frau Mahm!“ antwortet er langsam, „Wie's fällt!“

Sie schaut verwundert her, aber dann läßt ihr die Arbeit seine Zeit. Geschäftig rollt sie den jarten Teig zur gewichtigen Rolle.

Dabei überfießt sie ganz, wie ihr der Student mit besorgter Aufmerksamkeit eifrig zusieht. Nun ist der Teig schon rumbherum gelegt auf dem Blech.

„Du bleibst doch zum Essen da, Hannes?“ fragt sie noch einmal.

Der Student blüht ihr sorgenvoll mitten ins Gesicht. „Wie's fällt, Frau Mahm!“

Sie schüttelt den Kopf. Was diese Studenten für fomiße Ausdrücke haben, denkt sie und schiebt den Strudel in das Bratrohr.

Dabei stoßt sie ein bißel mit dem Ellbogen an die Radeln und das Flasetropferl, das die ganze Zeit über dem Strudel hin- und hergeschwankt hat, fällt unbekümmert auf den Ziegelboden.

„Ich bleib, Frau Mahm“, ruft in dem Augenblick der Student lachend, „die Würfel sind gefallen!“

Mit einem verlegenen Lächeln schaut die Alte auf den Jungen.

„Du tust dich schon gar zu gelehrt ausdrücken“, sagt sie ein wenig geniert, „denkst du gar nicht, daß ein anderes die Spruch gar nicht versteht!“

„Er hatte 4 Jahre Zeit!“

Bei der Rede des Führers zur Eröffnung des Hauses der Deutschen Kunst ist uns übrigens eine Begebenheit eingefallen, die verdient, als charakteristisches Beispiel veröffentlicht zu werden.

Schickt uns ein ansonsten wenig bekannter Künstler ein Bild ein, das wir flüssighaft wiederbringen. Er schreibt dazu:

„Sehr verehrte Schriftleitung!“

Ich überfende Ihnen meine neueste Arbeit, die zu den besten meines bisherigen Schaffens zählt... Betrachten

Sie die Ursprünglichkeit, die Naivität der Auffassung, die natürliche, nicht eingetragene Linienführung bei gleichzeitiger Straffheit der Gesamtanlage... usw. und Sie werden dieses Kleinod künstlerischen Lebens zur Veröffentlichung bringen.“

Wir haben ihm in ebenso überzeugter Weise geantwortet, daß man Kleinode ängstlich behüten und niemandem zeigen soll. Auch bestehe die nicht unbedeutende Gefahr für ihn, daß man behördlicherseits für solche „Kleinode“ ein sehr starkes Interesse hege. Der sicherste Aufbewahrungsort wäre wohl das Meer, wo es am tiefsten ist.



Kling



Junge Schnitterin

G. Benzig

Das Geschenk des Königs

Von Christoph Walter Drey

Es war auf meiner zweiten Expedition in das Innere des dunklen Erdteils. Die Hitze war furchtbar, die Träger waren widerwillig und nun kamen wir gar noch in das Gebiet feindlicher Stämme. Was nützte es, daß ich Eilmärche anordnete, um aus dieser vertrackten Gegend so bald als möglich herauszukommen. Jetzt war die Bagage in Unordnung, dann mußten wir uns verschanzen, um einen Angriff abzuwehren, kurz, eine Unannehmlichkeit jagte förmlich die andere.

Ein Stein fiel mir vom Herzen, als einer der mächtigsten Häuptlinge sich plötzlich friedlich zeigte und mich einlud, ihn in seiner neuen Hauptstadt — einem Dorf aus Lehmhütten — zu besuchen. Unter Beobachtung der nötigen Vorsichtsmaßregeln entsprach ich diesem königlichen Wunsche, und die schwarze Majestät empfing mich in einer zwar lächerlich zeremoniellen, sonst aber sehr hübschen Weise, und als ich die üblichen Geschenke vor dem Throne des mit einem englischen Dragonerhelm gekrönten Machthabers aus-

gebreitet hatte, verwandelte sich diese Guld sogar in Freundschaft.

Seine Majestät Jebo war das, was man auf Deutsch einen „guten Kerl“ nennt. Ein wenig Krakehler und Kaufbold, andererseits aber sanft wie ein Lamm. Sein Premierminister versicherte mir sogar, daß sein Herrscher unter dem Pantoffel oder richtiger unter den Pantoffeln stände, denn er hatte Summa Summarum fünfzig Frauen!

Der Abschied von Seiner Majestät war beinahe rührend. Er bat mich herzlich, recht bald wieder zu kommen und wollte mir ein paar seiner wohlgenährten Lieblingsfrauen mit auf den Weg geben.

Ich wagte nicht, dieses gut gemeinte Angebinde rundweg auszusprechen und log dem Herrn in langer, mit geheimnisvollen Andeutungen gespickter Rede vor, daß ich nicht heiraten dürfe, weil ich vor Jahren einmal einen Schwur geleistet hätte.

Jebo zeigte hierfür ein merkwürdig rasches Verständnis. Er schüttelte mir die

Hand und gab mir zu verstehen, daß er bedauere, nicht auch in jungen Jahren ein derartiges Gelübde getan zu haben. Dann aber wurde er nachdenklich und sagte:

„Und wenn du nun doch früher oder später in Gefahr geraten solltest, deinen Eid zu brechen?“

Ich beteuerte, daß eher Sonne, Mond und alle Sterne auf die Erde fallen würden.

Er lächelte philosophisch.

Dann entnahm er seinem Kronschatz, der bei Audienzen in einer Kiste, die früher Schiffszwieback enthielt, stets neben ihm stand, eine Perlenkette und gab sie mir.

„Nimm diese Kette, sie ist ein Talisman“, sprach er in feierlichem Tone. „Erinnere dich ihrer und deines freundes Jebo, wenn du ein Weib nehmen willst. Gib dies Galaband deiner Erkorenen und du wirst erkennen, ob sie dich liebt.“

Ich dankte mit unterdrücktem Lachen herzlich und ebreitig, betrachtete die Kette mit angemessener Bewunderung und zog mit meinen Leuten von dannen.

Ich war glücklich wieder in Sanzibar angelangt. Auf die Zeit der Mühen und Drangsale folgte eine Zeit der Erholung. Außer mit den deutschen Landsleuten verkehrte ich auch viel mit englischen Familien, so auch mit der eines Elfenbeinhändlers.

Miß Elly, die Tochter, fesselte mich. Sie war eine Schönheit: blond, blauäugig.

Das Perlenhalaband König Jebos fiel mir in jenen Tagen zufällig in die Hände. Wie man als vernünftiger Mensch sich dazu verstehen kann, in der Neujahrsnacht Wei zu gießen, sich von Säuerungen aus der Hand wahrjagen zu lassen, so beschloß ich, die Kraft dieses angeblichen Talismans zu erproben. Wenn das Experiment weiter keinen Zweck hatte, so würde die schöne Kette das Herz meiner Angebeteten gewiß erfreuen.

Das Fräulein zeigte sich auch wirklich entzückt und der Entschluß befestigte sich in mir, demnächst in aller Form um ihre Hand zu werben.

Zwei Tage war ich verbindert, diese Absicht auszuführen. Am dritten Tage froh ich in festlicher Stimmung aus meiner Zimmerrunde, um mich durch eine stilvolle Toilette auf diesen wichtigen Schritt meines Lebens vorzubereiten.

Da brachte mir mein Nigger ein Schädeltchen und einen Brief.

In einem dunklen Vorabzug von nichts Gutem öffnete ich das Schreiben und las — nun, es war die zur Tinte verflüchtigte Enttäuschung, die mir da entgegenleuchtete und darunter stand der Name meiner Herzensdame.

Sie schrieb, wie ich mich hätte erdreisten können, mir einen so fragwürdigen Scherz mit ihr zu erlauben. es sei bloß, daß ich ein solches Perlenhalaband, das man mir beifolgend zurückschicke, hätte schenken

wollen. Zum Schluß wurde mir in rühmenswerter Deutlichkeit eröffnet, daß man mir nicht mehr zu begegnen wünsche.

Einige Monate waren vergangen und ich befand mich in Rom, um mich im italienischen Klima auf die Heimat vorzubereiten. Da verlor ich wieder mein Herz!

Es war eine Berliner Familie. Der Vater ein behäbiger Rentier — die Tochter hübsch, lebhaft, klug.

König Jebos mythische Spende fiel mir wieder ein und ich verehrte ihr die Kette, nachdem die Eltern so freundlich gewesen waren, ihre Erlaubnis dazu zu geben. Nicht wenig verdroß mich dabei das Gebaren des Alten, der durchaus wissen wollte, welchen Wert die Kette besäße und sich schließlich in die abenteuerlichsten Schätzungen verlor.

In einem herrlichen Vormittag, wir hatten einen gemeinsamen Ausflug ins Albanergebirge verabredet, erschien der zukünftige Herr Schwiegervater zu meinem Erstaunen mit von Horn erbigtem Gesicht allein an der Stelle, wo wir uns treffen wollten.

Ehe ich ein Wort hervorbringen konnte, hatte er schon eine ganze Rede aus zusammenhanglosen Vorwürfen vom Stapel gelassen. Ich hätte ihn, seine Tochter, seine ganze Familie blamiert. Er sei ein reicher Mann, habe ein Haus in der Friedrichstraße und zwei in der Nähe des Potsdamer Platzes; er könne an einem Tage mehr verdienen als alle großspurigen Afrikareisenden in einem Jahr! Es sei unerhört!

„Was denn eigentlich?“ schrie ich nun gleichfalls wütend.

Er lachte mich höhnisch an und hielt mir das Perlenhalband vor die Augen: „Meine Tochter hat Ihr sauberes Geschenk gestern Abend angelegt, als wir bei wirklich vornehmen Leuten — er betonte das „vornehm“ — einen Besuch abstateten. Da waren auch Kenner, verstehen Sie wohl, Kenner von solchen Dingen und die sagten's uns ins Gesicht, die Perlen wären falsch! Wir wetteten um tausend Mark, denn ich Dummkopf verließ mich auf Sie, und nun habe ich diese Wette verloren — keine Reichsmark ist der Plunder wert! Ich werde bezahlen, und, gottlob, ich kann's — aber mit uns ist es aus. Das sage ich Ihnen auch im Namen meiner tiefbeleidigten Tochter!“

Jebos unheilvolles Geschenk lag mir zu Füßen!

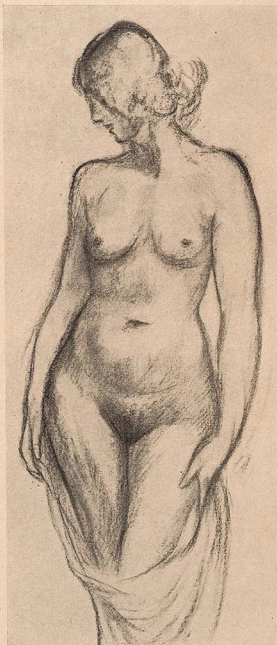
Ich hob die Perlen auf, nachdem der Alte, mit einem drohenden Schlaganfall kämpfend, davongekracht war, die Hand suchte mir, sie nochmals zu Boden zu werfen und zu zertrümmern, aber ich besann mich.

Wer weiß, dachte ich, wo der seltsam wunderkräftige Talisman noch zu gebrauchen ist!

Als ich mich das nächste Mal um ein Mädchen bewerben wollte, suchte ich die

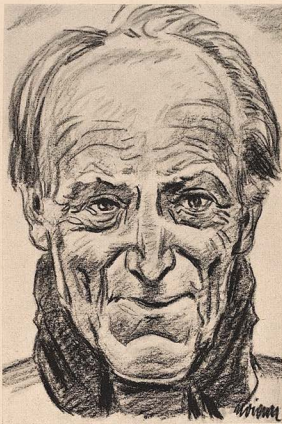
Kette. Sie war nicht zu finden. Mein brauner Diener hatte mein Gepäck so gräßlich in Unordnung gebracht. Da mußten es Blumen tun. Ich erhielt das Jawort und fand die Kette bis zur Hochzeit nicht wieder. Auf die ganze Geschichte komme ich überhaupt nur, weil gestern nach dem Großfeinmachen meine Frau sie entdeckte und seitdem kein Wort mehr mit

mir spricht, überzeugt, ein teures Andenken an süße Stunden mit einer anderen gefunden zu haben. Denn wozu, sagt sie, bewahrt ein Mann eine so wertlose Kette auf? Ich werde ihr die Zeitung geben, wenn diese Geschichte erschienen ist — vielleicht ist damit der Unglückszauber von König Jebos Geschenk endgültig gebrochen!



Studie

Fuchs-Dachau



Der Wiesbauerwirt. Ferien Erinnerung von Zwierner

Der Pferdehandel

Von Kurt Gerwarth

Ehlermann, der alte Ehlermann, weißhaarig und verzerrt und an einem alten Krümmen und verdrehten Wacholderstöß, ohne den ihn niemand kannte, hat uns diese Geschichte erzählt. Ehlermann war der Vater vom Gastwirt, und dessen Sohn war so alt wie wir; Ehlermann hatte den Krug in der Dorfmitte schon gehabt und sein Vater auch; Bauern waren sie natürlich alle gewesen und hatten den Gasthof erst übernommen, wenn die Söhne für den Hof alt genug waren. Nun saß also der alte, der ganz alte Ehlermann in seiner Ecke, und manchmal erzählte er uns Geschichten, von damals, von ganz weit weg. Die Geschichte mit dem Pferdehandel war so eine von ganz weit weg.

„Ich weiß nicht mehr, damals war ich wohl erst zwanzig Jahre. Jungs, jünger noch als ihr. Da sah das hier noch nicht

so glatt aus, bei uns nicht und im Dorf auch nicht; aber die große Straße, die ging hier noch durch. Nachher ist sie ja wegen des mächtigen Bogens um das Dorf herumgelegt worden. Auch das Gut war noch da, das nun aufgeteilt ist für euch“ — und dabei nickte er einigen von uns, die Siedlersöhne waren, zu — „und vor dem Gut an der Straße lag immer ein mächtiger Haufen Mist, weil doch die Ställe alle an der Ecke waren. Aber sonst war alles so wie jetzt, bloß nicht so glatt und so sauber.“

Mein Vater, der hatte keine rechte Lust mehr zum Pflügen und Mähen, er saß lieber in der Gaststube und erzählte mit den Bauern und den Fuhrleuten und was sonst so alles durchkam und hier halt machte und wohl auch über Nacht und zum füttern ausspannte. Großvater war das Jahr zuvor gestorben, und ich sollte

im Herbst den Hof haben. Du wirst schon fertig werden, meinte der Vater, und wenn nicht, bin ich ja auch immer noch da. — Na, mir sollte das wohl recht sein, ich würde den Hof schon gerade halten und vor allem, das hatte ich mir vorgenommen, sollte dann gleich geheiratet werden. Mit zwanzig Jahren — da schaut ihr, was — aber mein Mädchen, das war auch darnach. Die Kannelore — den Namen gabs damals nur einmal, die anderen Mädchen hießen alle Marie und Johanna und Friederike, also die Kannelore, die mußte einer auch frühzeitig in seine vier Wände bringen, die war schlank und groß, und die Haare waren wie Kastanien und die Augen lagen auch so wie reife Früchte im Kopf, na, und sie konnte — aber das ist ja alles so lange her.

Wie das damals überhaupt gekommen ist, weiß ich nicht mehr, ist ja auch schon lange her, und in Ordnung mag ja auch manches dabei nicht ganz gewesen sein. Da standen also auf dem Hof draußen zwei Pferde, zwei Kappen, wie aus dem Ei gepellt, und die Köpfe warfen sie und hatten mehr Weißes als Dunkles in den Augen. Dann war auch noch anderes Zeug da, und das sollte mein Vater alles verkaufen. Wem das gehört hatte, weiß ich nicht mehr, mochte am Ende einer fortgezogen sein oder Schulden gehabt haben — na, ist ja auch gleich; aber die beiden Kappen, die stachen mir in die Augen. So ein paar Tiere. Die alten Kühe, die wir im Stall hatten, die mochten nicht mehr traben, und rauffesten und reiten, das gabs erst gar nicht; dann drehten sie die Köpfe und blieben stehen und taten so, als wollten sie sagen: auch das noch, auch das noch, und dann wackelten sie mit den Ohren. Also die Kappen mußte ich haben, Gottsdummer. Was habe ich den Vormittag dem Vater in den Ohren gelegen; aber: nee, hieß es, da sind die Kühe und die sind noch gut, die kriegst du und die kannst du noch lange fahren; ich habe sie auch lange gefahren. Und überhaupt, meinte der Vater, das mit den Pferden gibt den Nachmittag und den Abend über volle Stuben. Na ja, das war schon recht, und was so ein rechter Krüger ist, der muß ja auch wohl an seine Bierfässer und Schnapspullen denken. Über die Kappen, Jungs, die Kappen, die gingen an mir nicht vorbei.

Also der Nachmittag kam, war ein Sonnentag und Vater hatte ausfliegen lassen, hatte auch in die Nachbardsörter geschickt; jedenfalls war der Hof voll, und ich mußte die Kappen vorführen; wie die liefen, war eine Pracht, Jungs. Waren ja nicht groß und waren auch nicht knochig, aber jung und mit Muskeln besetzt, und ich mußte neben ihnen herlaufen, und hätte am liebsten vor Wut geheult, daß die Tiere in einer Stunde oder zwei oder am Abend vom Hof herunter mußten. Dann kamen die Bauern und die Händler heran, klopften die Kappen, schauten ihnen in die Mäuler, ich

mußte auch die Kufe hochnehmen und sie streichen über die Fesseln; aber da war alles rein und sauber. Nachher giengs dann in den Saal, wo Vater sich auf einen Trepp gestützt hatte und einen großen Hammer in der Hand hielt, und nun begann die Versteigerung. Zuerst mußte das andere Zeug alles weg, so ein paar Stühle und ein Tisch, und das ging auch weg, war ja auch noch gut und ganz, wenn sich auch jeder erst einmal in die Polster hineingeworfen hatte. Ich mußte Vier tragen, denn es war Sonntags und war auch heiß in der Vergebung. Es wollten ja wohl nicht alle die Kappen kaufen, da waren mehr zum Schauen als zum Kaufen, aber aufgeregt, wer nun wohl den Zuschlag bekäme, das waren sie alle.

Vater fragte nun nach einem Angebote für den einen Kappen, der war ein bißchen stärker und hatte eine dreieckige Bleise zwischen den Augen. Einer bot und ein anderer bot und mit einem Male rief ich dazwischen. Das ging nun hin und her, immer höher hinauf. Ich bekams nachher auch mit der Angst, verdammt, soviel Taler schon, wenn der Vater die nachher raverischen sollte, gabs Brach, wo er doch vordem gesagt hatte, ich sollte man die alten Kufchen fahren. Aber dann sah ich draussen wieder die Kappen stehen, und der mit der Bleise stand und scharte und warf den Kopf und wieherte, und da rief ich: Noch einen Taler! und Vater schlug zu. Verdammt, da wars vorbei, ich hatte den Kappen. Aber die Angst war weg; bloß Freude kochte in mir. Ich rannte hinaus und sprach den Kappen an und saß auf ihm. War aber dann gleich wieder hinunter und in den Saal, denn nun kam der andere heran. Und wie ich die Männer kannte, würden sie es mir nicht leicht und nicht billig machen. Ich sah den Vater so über die Köpfe hin an; er guckte mich an, und dann hatte er eine Bewegung, so eine, mit der wir uns hin und wieder verständigten, wenn mal einer genug hatte in der Gaststube und es nicht hören sollte und ich ihn dann hinausbringen mußte so sagte. Also, da wußte ich, den anderen freigest zu auch. Los giengs. Einen Taler und noch einen Taler höher, immer hinauf, daß mir mählich warm wurde unter der Jacke. Zwischen durch stieß mich einer in die Seite: Jung, laß mir den Kappen, soll denn Schade nicht sein; war ein Händler, der so sprach. I was, dachte ich und rief ein neues Gebot, und der Händler rief und ich rief, und aus dem Saale riefen sie mich an: los, Hannes, halt ihn fest. Nun stieß ich den Händler an: Mensch, ich soll im Herbst den Hof übernehmen; ich muß die Pferde haben. — Ja sonst was; der bot immer höher. Ich natürlich auch. Wir waren es beide bloß noch allein, aber der ganze Saal brüllte dazu; die Bauern und die Burtschen riefen mich an, und die Händler riefen ihren Kollegen an. Jetzt war es bei aller Vorhut bald so weit, daß der Kappe ebensoviele Kosten würde wie der

andere, und ich hatte eigentlich gedacht, ihn ein paar Taler billiger zu bekommen. Aber anhalten gabs nun nicht mehr. Ich war schon ganz heiß vor Aufregung. Ich blickte wieder durchs Fenster, die beiden Kappen standen und gnarrten sich am Widerriß. Gottsdunnen, der Händler rief — ich zogerte; ich sah mit einem Male, wie ein Bauer neben mir dem Händler die Schnupftabakdose hinhielt, und der Händler langte hinein und schob sich das braune Zeug in die Nase. Aber da hatte er wohl zuviel genommen, er bekam das Niesen und Schnutzen und mußte wieder niesen und konnte sich nicht halten. Da bot ich aber für noch fünf Groschen mehr, und der Vater schlug zu und ich hatte den zweiten Kappen auch.

Nun aber raus, raus in einer ganz blöden Freude; wie verrückt war ich. Ich riß die Galtzerleinen vom Ring und sprang dem mit der Bleise wieder auf. Aber der hatte nun solange gestanden und verstand das wohl falsch; jedenfalls giengs vom Hof hinunter, ohne Zügel und ohne Dägel und man bloß mit den beiden Galtzerleinen in den Händen. Na, ich konnte damals reiten, und es ging nun die Dorfstraße lang und unten herum und wieder hinauf. Beim Gut, da an dem großen Hausen Misk, da hält ich sie ja bald nicht herumkommen und wäre fast in den Dreck hineingeflogen, aber ich schaffte es noch mal mit den Leinen und bloß mit den Schenkeln. Die Bauern und die Händler standen vor dem Krug. Ich hielt an; aber da riefen sie, es sollte noch einmal herumgehen und noch einmal. Es mußte aber auf dem anderen Kappen auch einer sitzen. Und wie ich das höre, und wie ich meine Kappen anschau — Jung, was hättest ihr wohl gemacht? Ich hatte die ganze Welt gewonnen; ich reite also los, reite zwei Köse weiter und rufe da nach Sammelore, rufe mein Mädel aus dem Haus. Du, sage ich, du, das sind hier unsere Kappen, deine und meine Kappen. Und ich beuge mich nieder und ziehe und hebe das Mädel auf den anderen Kappen, und die Sammelore macht das mit und sitzt fest und hält sich an der dicken Mähne, und dann sind wir losgeritten, lachend und rufend, und die Bauern und die Händler haben auch gelacht und gerufen, so sei das recht.

Wenn der alte Eblermann so am Ende war, dann leuchteten seine blauen Augen unter den buschigen Brauen, und man sah, wie er das alles noch einmal nacherlebte. Er trank dann seinen weißen Korn und stapfte hinaus.



R O S.

Der Name für das Kalb

Von Josef Hubner

Beim Kohnwirt hatte eine Kuh gekalbt. Die Sommergäste, die sich bei ihm eingemietet hatten, kamen neugierig in den Stall und bewunderten das frächtige Kalb. „Sagst ihm schon einen Namen gegeben, Sepp?“ fragte Oberinspektor Kunze den Knecht.

„Dis jetzt noch net“, sagte Sepp gedehnt. Kunze las die Namen der übrigen Kalber: „Frieda“, „Mila“, „Erna“, „Lena“, „Gerda“, „Klara“. Er suchte den Knecht wieder einmal zu hänseln. „Fällt dir wohl keiner mehr ein, Sepp?“

Sepp, der es fauchend hinter den Ohren hatte, grinste sich eines.



Kling

„Weil du immer so schön pfeiffst, will ich dir gewissermaßen als Anerkennung einen Namen verraten.“

Man war gespannt, sogar Sepp.

„Meta!“

Sepp lachte laut.

„Aber freis!“ sprach die Frau Oberinspektor entrüstet. „Mit einem Kalb willst du mich in Beziehung bringen? Nein, ich dulde es nicht, daß es meinen Namen erhält.“

„Was ist schon dabei, Meta“, entgegnete Kunze leichtbin, „wenn du zu einem Kälblein Parin wirst.“

Sepp schüttelte den massigen Kopf.

„Bravo, Sepp!“ lachte Frau Kunze.

Sepp machte ein Auge schmal und sagte langsam: „Wenn es erlaubt ist, meine Meinung zu äußern...“

„Bitte, Sepp! Bitte!“

„So muß ich schon sagen, daß sich als Pate für mein Kalb der Oberinspektor, der Herr Oberinspektor habe ich natürlich sagen wollen, selber am besten eignen würde.“

„Wie so, Sepp?“

Er überlegte, als beachtete er, zweitentlich zu werden.

„Bringst es wieder nicht heraus, gelt?“ spötelte Kunze.

Sepp grinste: „Es ist ausnahmeweise ein O s h e n t a l b, Herr Oberinspektor.“ Diesmal hatte Sepp die Lacher auf seiner Seite. Das Kalb hieß freis.

Anekdoten um Kaiser Josef II.

Nacherzählt von
Erich Kernmayr

Im Jahre 1784 wurde das Minoriten-Kloster aus der inneren Stadt in die Alster Vorstadt verlegt und Kaiser Josef besichtigte die Mönche in ihrem neuen Heim. Gegen Ende seines Rundganges fragte der Kaiser: „Ich hoffe, daß Ihnen der Aufenthalt hier heraußen gut bekommt. Wie gefällt es Ihnen?“

Die Patres verbeugten sich — und schwiegen. Der Kaiser sagte nichts weiter

und befahl sich ebenfalls den neuen Betrieb. Als es Zeit war, wieder in die Kutze zu steigen, traten die Mönche mit der ergebensten Frage an den Kaiser heran, ob Seine Majestät nicht geruhen würde, ihnen die Kosten der Übersiedlung zu vergüten. Josef sah sie kalt an.

„Meine Herren, Sie haben vorhin vergesen, auf meine Frage zu antworten. Sie werden es mir daher kaum übelnehmen, wenn jetzt ich vergesse, Ihnen zu antworten!“

Als Kaiser Josef noch Erzherzog gewesen war, leistete er einer Hofdame seiner

Mutter, die im Königskloster den Schleier genommen hatte, den Dienst eines geistlichen Brautführers.

Später hob er dieses Kloster auf. In einer Audienz bemühte sich die ehemalige Hofdame, den Kaiser noch im letzten Augenblick von dieser Maßnahme zurückzuhalten.

„Eure Majestät“, jammerte sie, „Sie werden es doch nicht übers Herz bringen, mich aus dem Kloster zu vertreiben, in das Sie mich hineinzuführen die Gnade hatten!“

„Wenn es nur an dem liegt“, beruhigte sie der Kaiser ernsthaft, „so will ich Sie auch in meinem eigenen Wagen wieder herausführen!“

Echte Tapferkeit

Im Jahre 1812 wurde ein französischer General am Bein verletzt. Die Ärzte erklärten, daß eine Amputation nötig sei und der Verwundete sich entschließen müsse, um welche Zeit des folgenden Tages die Operation vorgenommen werden solle.

Der General sagte: „Beginnen Sie nur gleich, was geschehen muß, geschieht am besten sobald als möglich.“

Alle bewunderten ihn, sein getreuer Kammerdiener aber weinte.

Da meinte der General: „Ja, sag mir,

warum weinst du denn? Die kommt es doch am besten zugute, wenn ich nur einen Fuß habe, denn du brauchst Künftighin nur einen Stiefel zu putzen!“

Madame Giala

Madame Giala war um 1800 herum eine sehr bekannte und geschätzte Kraft des Hamburger Schauspielhauses. Ebenso bekannt war aber auch ihre alte Köchin um ihrer drastischen Antworten wegen. In besondere Wut geriet die Alte über fünfaktige Dramen und deren Dichter. Jeder,

der ein langes Stück geschrieben hatte, war ihr verhaßt. So war Schiller ihr Todfeind. Denn der langen Proben wegen brannte ihr öfters das Essen an, worauf sie schlochte: „Deese verdammte Aierl, de Schiller — soll sit wat schämen! Wat glöbt he denn — kann er den Kloss bet drei Uhr warm erhollen!“ G. C.

Seine Erklärung

Frau Zuber: „Da les i allweil was von Radioaktivität, was is denn dda?“

Herr Zuber: „Woast Alte, dda is, wann sich der Kadi im Magen umdrabt!“



Jeder Mutter jedem Kind glückliche Stunden

Gibt für das Hilfswerk:

Mutter u. Kind

Markensammler
erh. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Baderstr. 49

Werbung
bringt
Arbeit

SEEHAUS
KLEINHESSELOHE

Die führende Gaststätte im Englischen
Garten in idyllischer Lage am See
Täglich nachmittags u. abends Konzert

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München

Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 NW. • ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Klischees klein
für Reklamazwecke
Kunst-Druckerei
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Verlangen Sie überall die „JUGEND“

Die Schwiegermutter

Von Josef Gubner

Jakob Krappmann kam mit schwerem Koffer aus dem Bahnhofsgelände eines fränkischen Landstädtchens. Er wandte sich an die Bäuerin, die damit beschäftigt war, leere Milchkannen auf ihren Wagen zu laden: „Frau, sagen Sie mir, wie weit ich nach Köthenbach habe!“

„Eine kleine halbe Stunde, Herr.“

Krappmann seufzte und stellte den Koffer nieder. „Sind Sie vielleicht zufällig von Köthenbach, Frau?“

„Das gerade net“, sagte sie mit lustigen Augen, „aber Richtung Köthenbach fahre ich schon.“

Jakob Krappmann atmete erleichtert auf. „Darf ich mich ein Weilchen aufsetzen, Frau?“

„Wenn Sie Lust haben, mir soll es recht sein.“

Krappmann witzelte: „Schlecht gefahren ist immer besser als stolz gelaufen.“ Er verschaute seinen Koffer bei den Milchkannen und nahm mit auf dem Boocke Platz. Die Bäuerin kutschierte los.

„Können Sie mir, liebe Frau, in Köthenbach nicht einige Adressen ver raten, wo ich für längere Zeit gut auf gehoben wäre?“

Die Bäuerin war im Hilde. Ein Sommerfrischler. Sie schwieg.

„Ich habe mir nämlich erzählen lassen, daß in Köthenbach alles überfüllt sei.“

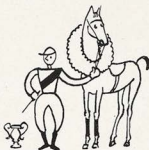
Die Bäuerin streifte ihn mit einem mit leidigen Blick: „Was tun Sie nachher überhaupt dort? Ge?“

„Ich weiß schon. Aber Köthenbach ist

als Luftkurort halt doch sehr berühmt. Man muß ihn einmal besucht haben.“

Die Bäuerin schwang die Peitsche. Der Schimmel lief einen zügigen Trab.

Auf der Höhe lag ein Dorf. Krappmann las die Ortstafel. Grafenrodung.



ROS.

„Derr, Schimmel!“

Krappmann guckte sich um. Er suchte den Weg, der nach Köthenbach abzwigte. Vergebens. „Warum halten Sie, Frau?“

„Weil ich daheim bin“, lachte die Bäuerin.

„Soo? Das ist etwas anderes.“ Er zog den Koffer herunter. „Und wie weit habe ich nun noch nach Köthenbach...?“

Die Bäuerin stellte sich dumm. „Du lieber Himmel! Warum haben Sie denn an der Straßenkreuzung ihren Mund net aufgetan? Ich dachte, Sie hätten sich Köthenbach aus dem Kopf geschlagen, weil Sie kein Sterbenswörtlein mehr davon sagten!“

Jakob Krappmann ahnte Schlimmes. „So geht es, wenn man sich auf jemand verläßt.“ Er nahm den Koffer auf.

„Von hier aus sind nach Köthenbach allerdings zwei gute Stunden, Herr.“

„Sie sind verrückt“, brüllte Krappmann und ließ vor Schreck den Koffer auf die Erde plumpfen. „Zwei gute Stunden! Himmelberggottsfacker! Nimmt mich das Weisbild in dieses verlassene Nest mit!“

Er trottete schimpfend die Dorfstraße hinunter und hielt dabei nach Gasthäusern Ausschau. Es war aber nur ein einziges vorhanden.

Der Sternwirt musterte mit Kennerblick den Fremden. „Wollen Sie sich bei mir für länger einmieten, Herr...?“

„Nein, nur für eine Nacht.“

Als sich Krappmann gefärbt hatte, ließ er sich sein Zimmer zeigen. Alles tipptopp. Nun schweifte sein Blick ins Freie: Schattiger Wirtschaftsgarten, in der Nähe Wald und am Bache drüben Schwimmbad und Sportplatz. Was wollte man eigentlich noch mehr?

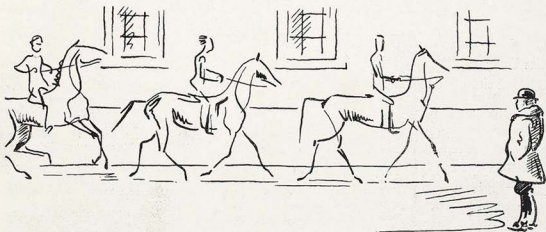
Abends füllte sich das geräumige Gastzimmer mit Fremden, die schon seit Tagen beim Sternwirt wohnten.

Krappmann ließ sich am nächsten Morgen seinen Koffer auf die sonnenüberflutete Terrasse bringen. Der Sternwirt setzte sich zu ihm. Da sagte Jakob Krappmann, daß er über Nacht den Entschluß gefaßt habe, seinen Urlaub hier zu verleben. Der Sternwirt schmunzelte.

Mit einem Male schnellte Krappmann empor. Auf der Straße fuhr die Bäuerin mit ihrem Milchwagen vorbei. Krappmann zeigte hinaus: „Wer ist eigentlich dieses dumme Weisbild, Herr Wirt...?“

Der Sternwirt lachte hellauf. „Das...? Das ist meine Schwiegermutter. Die ist aber eher schlau als dumm.“

Jakob Krappmann machte ein heiteres Gesicht. „Nichts für ungut, Sternwirt. Ich weiß Bescheid.“



Rheinen

Reitstunde

1937 / JUGEND Nr. 32 / 10. August 1937

Monatsbezugspreis RM. 2.40

Verantwortlich für die Schriftleitung: Fritz Maier-Hartmann, München; für Anzeigen: Karl Schilling, München / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, Tel. 27682 / Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrstr. 8-10, Tel. 27665 / Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Pa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11 / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck strengstens verboten / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München / D.A. 1. Vj. 37: 4700. Pfl. Nr. 3 / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten / Rücksendung erfolgt nur bei beigefügtem Porto / Postort München.

DIE LUSTIGE JUGEND



Auer Dult

Scherenschnitt von D. v. Bentheim

Schulhumor

Der Lehrer bat über Schiller gesprochen und erzählt, daß der Herzog Karl auf Solitude eine militärische Pflanzschule errichtete. Im Auftrage eines Schülers über Schiller feierte diese Schule ihre Auf-er-gebung als „militärische Fortpflanzungs-
schule.“

Unschuld

Gänschen klopfte ungeduldig an die Tür des Badezimmers, um seiner Kleinen Schwester eine große Neuigkeit zu erzählen. „Du darfst nicht herein“, ruft sie wichtig, ich stehe hier in „Sofen!“ —

„Dann zieh sie schnell aus!“ ruft er zurück.

Humor des Auslandes

„Du, Mabel, wenn ich einmal groß bin, heirate ich aus Liebe!“ „Was fällt dir ein Charlier überleg dir's doch noch einmal!“

Wahres Geschichtchen

In einer Kunstausstellung sind verschiedene Gemälde ausgestellt. Darunter auch mehrere mit nackten männlichen und weiblichen Figuren. Unter den Zuschauern befinden sich auch zwei etwa zehnjährige Mädchen, die die Bilder aufmerksam betrachten. „Du“, sagt die eine zur andern, „solche Bilder sollte man gar nicht ausstellen! Wenn das die Kleinen Kinder sehn!“

Unsere Kleinen

Beim Betreten des Kinderzimmers sieht Mama sofort, daß die Kinder trogen. Auf ihre Frage, was geschehen sei, erwidert Elschen entrüstet: „Ach Mama, wir haben Mann und Frau gespielt und uns gerade vorhin scheiden lassen. Jetzt will mich Arthur schon wieder heiraten!“

Verdient Erwägung

Professor: „Zur Zeit, gnädigste Frau Gräfin, ist leider die Disjunktion noch nicht ganz zu entbehren.“

Gräfin Zimpernick auf Pommerisch-Walchow: „Aber ich bitte Sie, Herr Professor, die armen Tiere! Könnte man denn nicht Dissidenten dazu nehmen?“

Meine Tante

hat einen Opernfimmel!

Während ich mehr Operetten- oder Kabarett-Vorstellungen vorziehe, schwärmt meine Tante Anna nur für die Oper. Besagte Tante, eine reizende alte Dame, steht auf dem Standpunkt: Gute Musik kann man immer wieder hören. Sie war allein siebenmal in „Lohengrin“ und sagte mir: „Ob du's glaubst oder nicht, ich kann immer wieder lachen!“ — Vorige Woche war ich mit ihr zusammen im „Freischütz“. Während der Ouvertüre hatte sie mir allerhand Neuigkeiten zu erzählen, bis schließlich die Dame, die rechts neben ihr saß, „Pff-Pff“ machte, „man hört ja nichts!“ Da wurde aber die Tante ärgerlich und sagte: „Das brauchen Sie auch nicht zu hören, was ich dem

Herrn zu erzählen habe!“ Während der ersten Pause meinte sie: „Was verzehrt man nun, um nicht aus der Stimmung gerissen zu werden?“ — und da hat sie, zum freischütz passend, eine Berliner Weiße mit „Schuß“ getrunken. Ich dachte: „Ein Glück, daß wir nicht im „Liegenden Söldner“ sind, sonst würde sie vielleicht einen alten Käse auspacken!“ — Als es im zweiten Akt in der Wolfschlucht so don-

nernte und blitzte, sagte meine Tante: „Siehst du, mein Junge, das schlechte Wetter habe ich schon zwei Tage in meinen Knochen gespürt.“ Vor dem finale des dritten Aktes wollte sie nach Hause. „Tante, dir gefall's wohl nicht?“ fragte ich. „Doch“, meinte sie, „großartig, aber auf dem Programm steht doch: das letzte Bild spielt an dem darauffolgenden Morgen, da kann ich nicht, da hab' ich doch die Treppe.“ — — Gestern kam mir die Tante hoch erfreut auf der Straße entgegen: „Du, ich war wieder in der Oper!“ „So“, fragte ich, „was hast du gehört?“ „Ach, allerhand Neuigkeiten, denke dir nur, die Lehmanns lassen sich scheiden, der Meyer steht vor der Pleite, und das Kind von der Frau Müller soll doch vom Zimmerherren sein, was sagst du dazu?“ — — Wie gesagt: Tante Anna schwärmt eben nur für die Oper!



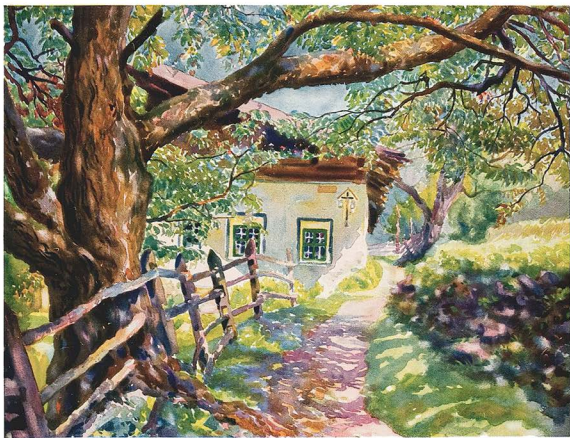
Kling

Sermann Reich

MÜNCHEN / 1937 / NR. 33

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Einsames Haus

Prof. Fr. Kienmeyer



Ohm Peter

Von Josef Kamp

In früheren Jahren, da die Bevölkerung noch zu einem geringeren Prozentsatz als heute in der Industrie zu Arbeit und Brot kam, gab es bei uns im Münsterland fast auf jedem Bauernhof den sogenannten „Ohm an de Mür“.

Dieser Ohm hatte als Nachgeborener des Hofes beim Heiraten den Anschluß verpaßt, so daß er als zäher, knorriger Junggeselle an der Mauer des väterlichen Herdes sitzen blieb und, je nach Art des Temperaments, zum Kreuz oder zum Segen des Hauses wurde.

Auch beim Nachbar Klas Pohl gab es so einen alten, verwitterten Onkel.

Nachbar Klas und Ohm Peter verstanden sich eigentlich ganz gut. Sie verstanden sich auf ihre Art. Klas Pohl hatte den Schalk im Nacken sitzen, und das ließ ihn über viele Geschichten, die an sich dummhaft genug sein mochten, den Humor nicht vergessen.

Ohm Peter war ein kleines, kniffliges Männchen, mit etwas verschrobenen Meinungen und Ansichten. Auf Äußerlichkeiten gab er nicht eben viel, er ließ sich gehen, wie der Volksmund sagt. Ein Kreuz war Ohm Peter gerade nicht im Haus, ein Segen aber auch nicht. Er ging so mehr seinen eigenen Pakt. Doch konnte er bei Gelegenheit einen verflört börrischen Kopf zeigen, einen Kopf, von dem man gemei-

niglich wohl gern als weißfälligen „Dickkopf“ spricht. Kam man diesem Kopf in die Quere, dann war es mit der Gemütslichkeit aus und vorbei. Himmel und Hölle gerieten dann aneinander, und Ohm Peter wurde zu einem bösen, dämonischen Geist.

So ging es auch, als Klas Pohl in seinem Hause das elektrische Licht einführen wollte.

Spät genug war dem Dorfe das Stromnetz erschlossen worden, und hatten sich auch erst wenige Familien zu dieser Art der Beleuchtung gefunden, so war es doch ohne Zweifel nur eine Frage der aller kürzesten Zeit, daß in jedem Hause die Glühlampe brannte.

Der Nachbar Klas erkannte das wohl, und also ließ er eines Tages den Pfiffikus Teobald, unseren Dorfschmied, kommen, damit er die Leitung ausmesse und einen Kopfananschlag mache.

Während Teobald in dieser Beschäftigung mit seinem Zollstock die Wände hin und her froch, bald Eintragungen in das Notizbuch machte, bald unverständliche Laute in den Bart brummte, saß Ohm Peter an der Mauer beim Herd und hielt die Ohren misstrauisch gespiert.

Kaum jst hinter jenem die Tür dann ins Schloß, da hielt er seine Stunde für gekommen. „Wat gehn hier für Kummer-

rigen (Komodien) vor?“ hielt er lauernd den Kopf zur Seite.

Klas Pohl saß mit dem Kopfananschlag auf der Tischbank unter dem Fenster. Er witterte gleich die Kriegserklärung, und seelenruhig sagte er über das Blatt hin: „Wir kriegen elektrisches Licht ins Haus.“

Ohm Peter gab sich einen energischen Ruck. „Wat kriegen wir?“

„Aun — elektrisches Licht! Hast denn davon noch nich gehört?“

„Ne!“ schüttelte jener boshaft den Kopf. „Ne, dat is mich vollständig neu! Trelektrisches Licht! — Dat glaub ich nich!“

„Brauschst nich glauben, Ohm Peter — et bleibt aber wahr! Wir kriegen elektrisches Licht! Dauert gar nich mehr lange! — Ein Druck auf'n Knopp — un et brennt!“

„— un et brennt —? Sm! — Un so ein modischer Kram in unser Haus? In ein anständig christliches Haus? So ein Teufelswerk!“

„Dummes Zeug, Ohm Peter! Was redest du? Ist doch kein Teufelswerk!“

„Ist Teufelswerk, sag ich! In alle Drähte bleib'n hängen! Der Teufel jst drin! Hab jattsam davon gehört! Un so ein Höllewerk, dat kommt nich hier ins Haus!“

„Er kommt drin, Ohm Peter! Malefiz, nochmal! Dat will ich doch sehen! Morgen

SOMMERABEND IM PARK

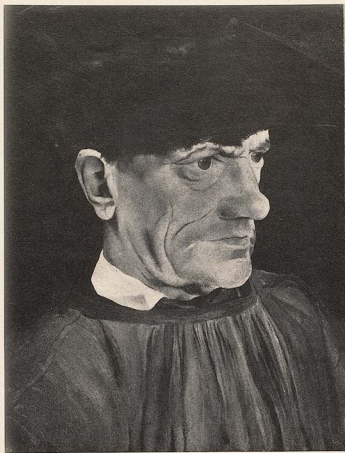
Es fällt die Dunkelheit auf müde Wiesen.
Die Gräser kaffen. Und das Licht wird matter.
Vom Duft des Niliers sind die Lüfte fatter.
Und alle Schatten dehnen sich zu Riesen.

Aus fahlen Laub der Bäume glühn Laternen
Und hauchen Farben auf verschwiene Bänke.
Die Tanzmusik aus einer nahen Östche
Verweht der Abendwind in laue Fernen.

Und auf den weißen Wegen, die sich winden.
Durch Park und Dämmerung, vorbei an Teichen,
Luftwandeln, die sich suchen, die sich finden.

Der Männer Augen leuchten. Mädchen beben.
Und aus der Erde, aus der warmen, reichen,
Steigt weinischer als Traum und Rausch das Leben.

Karl Gideon Höpfle



Paul Padua

schon werden die Kohre gelegt. Und was deinen Teil betrifft, da könntest einige Taler dabeitun. Die Anlage schluct ne heile Stange Geld."

Ohm Peter geriet ganz aus der Fassung. „Dabeitun?! Ich meinen Teil?! Bewahr mich Gott! In meine Kammer kommt das Teufelswerk nich! Ich wills überhaupt nich sehen im Haus! Eher geh ich weg in de Fremde und komm nich mehr wieder!" „Dat lästet schon bleiben", lachte Klas Pohl ruhig. „Wo wolltest wohl hin?"

Ohm Peter fühlte sich mächtig geschlecht. Mit hoher Stimme kündigte er an: „Ich sag dir, wenn dat Teufelswerk kommt, dann zieh ich ab!"

„Kommen tut's!" blieb Klas Pohl fest. „Gut! Gut!" nickte Ohm Peter drohend entschlossen.

Am anderen Morgen ging er wirklich. Im besten Staat, das buntbesetzte Verhemden um, eine Keisetafse in der Hand, so trat er mit entgegennehem Mund aus seiner Kammer.

Klas Pohls Frau bekam nun doch ein wenig Angst. Sie hätte die Sache gern eingekerkert. Mit allen Mitteln suchte sie den beleidigten Ohm zum Sprechen zu bringen, aber keinen Laut gab er von sich, mochte sie es anstellen, wie sie wollte. Und da sie alle Worte unsinnig vergeudete, gab Klas ihr einen zwinkernden Wink, nicht weitere Mühe anzuwenden. „Er geht nicht weit", versicherte er, „eher der Abend kommt, hat es ihn müde; dann findet er heim zu seinem Stall. Dafür kenn ich ihn lange genug."

Ohm Peter fuhr mit der Bahn. Er fuhr tief entschlossen. Er fuhr mit einem verflissenen Grimm. Erfahren sollten sie, zu welchen Entschlüssen er fähig war! Gelberlei hatte er sich vorgenommen, bei einem entfernten Verwandten in Siegen unterzukriechen.

Nach zwei Stunden näherte sein Zug sich einer größeren Stadt. Die Gegend war ihm längst fremd geworden. Noch nie hatte das Leben ihn so weit verschla-

gen. Mit seinen großen Entschlüssen war es nicht mehr weit her. Er wanke darin, und mit Angst und Entsetzen dachte er daran, wie himmelweit er von seinem Dorf schon getrennt sein möchte.

Als der Zug in der großen Bahnhofshalle hielt, stieg er aus. Bekommenen Herzens betrat er die Stadt. Wild und toll stürmte der Lärm auf ihn ein. Er ging ein wenig freuz und quer, und da er wieder einmal hilflos stehen blieb, trat ein seiner freundlicher Mann auf ihn zu und meinte lächelnd: Der Herr Schulze sei anscheinend hier fremd. Er würde gewiss ein Restaurant? — So ein Lokal wisse er, wo man gut zu Mittag speise. Na, dahin gehe er auch! Und wenn der Herr Schulze ihm folgen wolle —.

Ohm Peter brauchte nichts zu tun, es ging alles von selbst. Der freundliche Herr führte ihn an einen guten Tisch, speiste mit ihm und bot obendrein eine lebhafteste Unterhaltung, so daß es für unseren Peter kaum einer Antwort bedurfte.

Nach der Mahlzeit ließ jener sich noch ein paar straffe Zigarren bringen, dann bat er einen Augenblick um Entschuldigung. Einen Augenblick nur! Gleich sei er zurück!

Der Augenblick wuchs aber zu einer Ewigkeit an, und da Ohm Peter schließlich, des Wartens überdrüssig, bezahlen wollte, wurde er um eine böse Erfahrung reicher. Alles Sträuben half ihm nichts, er mußte für seinen freundlichen Tischgenossen die Zechen lappen. Das machte ihn vollends müde und wanfend. Und da er sich erst den Abend vorstellte und dann die Nacht, die ungewisse Nacht in der Fremde, da packte ihn eine ganz maßlose Angst. Nichts hielt ihn mehr ab, sich sogleich zum Bahnhof zurückzueilen und eine Heimatkarte zu lösen.

Es war in der Dämmerung, als er glücklich im Hafen landete. Freilich recht wohl war ihm nun auch nicht zumute. Er stellte sich lebhaft Klas Pohls schadenfrohes Gelächter vor. Kief an! Siehst du wohl! Gab ich nicht recht behalten! Ohm Peter von der Weltreise zurück! — So oder ähnlich würde der Empfang sich geben.

Als aber der Peter mit diesen bedrückenden Gedanken durch die Feldmark schritt, sah er in der Nähe des Hofes Klas Pohl mit den Seinen noch auf dem Acker beschäftigt, und da kam ihm ein lichter Gedanke. War auch nicht viel damit gewonnen, so konnte er doch seine Weltreise wenigstens um eine Tache noch ausdehnen. Dann war die Blamage nicht ganz so groß.

Er drückte sich also schon durch die Dämmerung heim. Doch im letzten Augenblick stellte sich ihm noch ein Hindernis entgegen. Denn eben, als er in die Begriffe stand, durch die Stalltür einzuführen, kam die Magd Tine hinzu und entdeckte ihn. Für einen Augenblick sah er sich ratlos. Dann aber flüsterte er streng entschlossen: „Tine, ich schlag dich zu Brei,



Paul Padua

wenn de wat sagst! Du hast von Ohm Peter noch nix gesehn, verstehst! Ohm Peter reißt noch herum in de Fremde!" Damit fragelte er die Leiter zum Boden hinauf und warf sich da oben, über der Wohnstube, ins duftige Grau.

Tine aber hielt nicht ganz dicht. Sie stieß dem Klas Pohl bei seiner Heimkehr im Hofe ein paar verstohlene Worte ins Ohr, und der machte gleich ein pfiffig Gesicht. Nach kurzem Überlegen kam es zwischen den beiden zu einer ergötzlichen, tuschelnden Aussprache.

Wenig später hatte die Stube alle vereint. Nur eine fehlte — Trine!

Dann ging die Tür auf, und herein trat ein dickvermummtes, schloddriges Weib. Eine Zigeunerin! Sie bot billigen Tand zum Kauf, und nachher holte sie die Karten hervor.

Klas Pohl tat gelassen. „Ach ne. — So'n Zokuspokus —.“ Aber dann schien ihm plötzlich ein Einfall zu kommen. „Malefiz-nochmal!“ rief er, „Ohm Peter... Versuchen könnt man's ja schon! Geraus kommt zwar doch nix dabei. Aber des Spafes halber! — Nun denn, Alte! Hier im Hause wird einer vermist. Kannst uns über den was sagen?“

Jene saß schon über Kaffeetisch, Karten und seltsame Zeichen gebeugt. Und dann begann sie wie trunken zu sprechen: „Ich sehe einen kleinen, krabbeligen, speckigen Mann — der hat ganz krumme, gebogene Dreine —“

„Könnt schon stimmen!“ kam's aus dem Winkel.

„— der hat eine lange, schnüffelnde Nase —“

„Richtig! Stimmt!“ riefen nun alle.

„— der hat unter Nase einen baumelnden Tropfen —“

„Bravo! Dat is hei!“

„— der hat die Ohren wie Scheuklappen stehn —“

„Genau so! Gei is et!“

„— der hat um den Mund zwei Priembäde laufen —“

„Richtig! Et stimmt!“

„— und diesen kleinen, krabbeligen Mann muß ich nun sehen in schlimmer Gesellschaft! —“

„Soho!“

„— er hat ein Mädchen auf sein'n Schoß —“

„Dundernochmal! Ohm Peter!“

Mit Ohm Peters Deberreicherung war es vorbei. Alle Vorsätze um sich vergessend,

droß er doppelfäufig die hölzerne Decke. „Schwindel! Schwindel!“ schrie er dabei und hieb wütend fort.

Da die Decke aus Holzplanken war, deutelte die Spreu wie Staub in die Stube.

Die am Tisch indes hielten prustend die Hand vor den Mund. Klas Pohl aber blinkerte sieghaft mit den Augen, und während die „Zigeunerin“ fichernd davonbushete, rief er mit gut gespielter Aufregung: „Willem — August — ein Spuß auf dem Boden! Wir wollen ihn fangen!“

Grollend und knurrend und wie ein Igel, so stachelig, fanden sie Ohm Peter auf dem Heuboden hocken. Klas Pohl tat hoch und froh überrascht. „Mein Gott! Der Ohm! Der gute Ohm Peter! Wie kann dich die Weltreise nach hier bloß verschlagen!“

Aber Ohm Peter war nicht zu sprechen. Bis in die tiefste Seele gekränkt und beleidigt, drehte er ihnen knurrend den Rücken.

Und lange Zeit noch blieb er wie stumm und taub. Nur Trine wurde auf Schritt und Tritt mit argwöhnischen Augen mißtrauisch verfolgt.

Aber die elektrische Leitung kam doch.



Paul Padua

Paul Padua

Padpapier und Kartoffelsäcke waren die Malgründe, auf denen Paul Padua, aufgewachsen in einem Dorfe Niederbayerns, seine ersten Malversuche machte. Mit unermüdlichem Fleiß und unter einigen Hinweisen des Dorfmalers und Vergolders eignete sich der Bauernbub seine Maltechnik an. Zuerst in der Malerei kommt das Auge. Kein Maler kann besser malen als er sehen kann. Paduas klarer Blick durchdringt alles. Er erfährt das Bauernleben in seiner ganzen Echtheit und Ursprünglichkeit, und versteht sich darauf, es so frisch und kraftvoll wiederzugeben, wie es gesehen wurde.

Zuerst kommt das Auge. Das trifft nicht nur für den Maler, sondern auch für die Bildnisse zu. Mit der Pupille beginnend, malt der Künstler sorgfältig Stück um Stück, und wenn er beginnt, sieht er das ganze Bild schon vor sich. So wächst, vom Auge ausgehend, das Bild in Primamalerei, ohne Vorzeichnung heran. Alle Werte sind richtig gesehen, die Komposition vollkommen. Das ganze Bild wirkt klar, frisch und sauber. Ein Großvater vor ihm hatte fast dieselbe Technik, und als Padua mit den Bildern Leibs bekannt wurde, sah er mit Erstaunen manches vollendet, was bei ihm noch im Werden war. In Leibs erkannte er seinen Meister; aber

unbeirrt ging er seinen eigenen Weg. Ein ähnliches Erlebnis hat er wohl nur noch mit Golbein gehabt. Begegnungen in der Kunst, die ihm Freude bereiteten, — die Verwandtes anklingen ließen und ihn dennoch nicht von seinem Wege abbrachten.

Diese Begegnungen haben aber auch einen tieferen Sinn. Gerade weil diese Maler unbeirrt und ursprünglich geblieben sind und sich dennoch ähneln, bringen sie uns zum Bewußtsein: das ist deutsch! Ein deutscher Künstler und ein Sohn deutscher Erde, der Bauern malt aus Bayern und Tirol, wie sie mit dieser Erde verbunden sind, das ist Paul Padua. Er malt diese Köpfe nicht als Genremaler, sondern weil er dieser Welt nahe ist, und sich zu ihr hingezogen fühlt. Daß seine Bilder keineswegs an Qualität verlieren, wenn sie sich anderen Stoffen zuwenden, zeigt seine Leda mit dem Schwan, gewiss eine der besten seit Michelangelo und Fragonard, zeigt das herrliche Bild der Reichsautobahn bei Irchenberg, das in der Farbe an Greco's herrlichen Blick auf Toledo erinnert, und sich neben Greco's Werken durchaus nicht zu schämen braucht. Sehr stark sind auch einige Bauerngruppen, die fast an Goya gemahnen.

Auch in Anlage, Formgebung und Farbe erweist sich Padua als Maler von Format.

Seine Gestalten stehen im Raume, als wenn der Künstler, der nie eine Akademie besuchte, jahrelang die Gesetze der dynamischen Symmetrie im Bilde studiert hätte. Die Kreuzung der Bildidiagonale mit ihrer Senkrechten, wie sie oft auf Rembrandts Bildern erscheint, ist auch hier zu finden. Auch die frische und Stärke der Farbe, bei gleichzeitiger Unaufdringlichkeit und Harmonie, zeigt den Meister. Die Formgebung ist durchaus eigen, und doch ist Schopenhauers äquivalenter Farbkreis so fein empfunden, daß er nicht besser erlernt sein könnte.

Paul Padua steht mit beiden Beinen im Leben. Licht und lebensvoll wie er sind seine Bilder. Wie „werden warm“ mit diesen Bildern, nicht zuletzt weil sie Handlung hinhalten. Nicht jene billige Handlung wie sie bei Illustrationen und Theateraufführungen erscheint, wo das Bild Literatur verdeutlichen soll. Sondern das innere Leben das sich aus dem Wesen der Menschen, der Landschaft heraus versteht. Es ist die Liebe zur Natur, die in jedem echten deutschen Künstler steckt.

Wo von der deutschen Malerei der Gegenwart die Rede ist, wird Paul Paduas Name genannt werden müssen.

E. K.

D A S W E H R

Von Alfred Richter

War es nicht der Krieg der vielen Millionen Männer? — Ja, es war der Krieg der vielen Millionen Männer. Männer kämpften, Männer fielen, Männer, Männer, Männer. Männer führten Sturmabteilungen, Tanks, Flugzeuge, Unterseeboote. Männer siegten und starben im Triumph und wurden besungen. Männer, Männer — — —

Und doch, war es nicht auch der Krieg der vielen Millionen Frauen?

Ach ja, die heldenhaften Dulderinnen! Die Dulderinnen? Waren die Frauen nichts als Dulderinnen? Sie waren Männer, wo die Männer fehlten. Sie waren an ihren Posten übermenschlich, denn sie hatten ja nicht die Kräfte von Männern. Und ohne Besinnen warfen sie sich in die Gefahr, wenn die Gefahr plötzlich da war.

In Deutschland, dort, wo es gebirgig ist, strömen Flüsse großer Zahl dahin. Kleine Kinnale sind manche in den heißen Sommerwochen, träge wallende Bäche dann im Herbst. Im Winter endlich deckt dünnes Eis knapp den Boden ihrer Läufe.

Im Frühjahr aber, wenn die erstarrte Sonne allzu jach die dicke Schneedecke von den Gängen der Berge wegsengt, daß die Myriaden Tropfen zu Tale sickern, über den noch immer gefrorenen Boden dahin wallen talab, talab, dem Flußlauf zu, dann werden die milden Schleicher des

Sommers, die sanften Plätzherer und halbtoten Glosier zu rasenden Dämonen, zu fressenden Drachen, die dahinbrausen mit Getrüll und wildem Kaufsen. Dämme, Brücken und Mühlen, Gärten vor den Toren, kleine Inseln und nahe Äcker werden versinken, und wehe den Menschen, wehe ihnen, wenn sie die Macht der Flut nicht ahnen!

Von war vor einem kleinen Tische, hart vor einer Holzbrücke, ein Wehr in den Fluß gebaut, ein Wehr mit eisernen Tafeln, die an schweren Ketten mühsam genug bei leichtem Wasser hinab, um zu flauen, bei Wogenprall aber hinaufgezogen werden mußten, um den Draus des vernichtenden Elementes frei hindurchzulassen, denn sonst wuch es über die Ufer und flutete in Gehöfte und Straßen und raubte, riß ein und ertränkte wahllos, blind, wie entfesselte Naturkräfte wüthen.

Kam der Alarmschrei nun frühzeitig genug vom Oberlauf des Flusses in die folgeschläde, dann war sehr im Kriege, bei Männernot, Rat zu schaffen.

Einmal ward aber zu spät gewarnt. Nacht war es schon. Da schriele im Hause des Direktors der Papierfabrik, der das Wehr gehörte, und die es zu betreuen hatte, die Glocke am Fernsprecher. Die Direktorin — ihr Mann stand draußen im Felde — sprang auf, nahm, hörte und erstarrte: „In einer halben Stunde müssen die Wasser bei euch sein, Wasser

hoch wie Türme, Wasser wie von einem geborstenen Stausee —!

Während sie noch hörte, die männliche Frau, überlegte sie schon: „Bürgermeister? Nicht mehr zu erreichen. — Polizei? Den Dienst tut seit Monaten eine alte Frau. — Feuerwehr? War nur über Polizei und Bürgermeister zu erreichen.“

Und andere Dienststellen gibt es nicht.

Da hat die Direktorin einen Mantel übergeworfen, die Magd zwar zum Bürgermeister geschickt, ist selber aber auch in die Sturmnacht hinaus, hat das Haus verschlossen, das der kommenden Flut am nächsten stand, hat ihre Kinder Gott befohlen, ist in die Fabrik hinabgeeilte, hat die Werkmeisterin geweckt — deren Mann stand auch im Felde, und der Fabrikbetrieb ruhte — und sie zusammen haben die Frau des Pfortners herausgetrommelt. Auch der Pfortner war draußen an der Front.

Dann sind sie selbdrirt, die Direktorin, die Werkmeisterin und die Pfortnerin, den Fluß hinauf in den prasselnden Himmelsweitem vorgeedrungen, im blasenden Jöhn, haben sich das Treppchen hinaufgetailet auf den Wehrgang und haben bei der ersten Tafel begonnen, sich in die Kette zu legen und zu ziehen, zu ziehen — „Horch! Schon donnerte dumpf in der ferne der Tob. Da ging es! Da gelang es! Da schafften sie es!“

Dann die zweite Tafel. Dann die dritte. Dann die vierte. Und dann die letzte! Längst schon unter der Sturmmusik der fordernden Mordwasser, die wie eine wandernde Wasserwüste daherkamen mit dem Lärm einer gewaltigen Feldschlacht.

Aber den tapferen Weibern war das nur noch ein Triumphgesang.

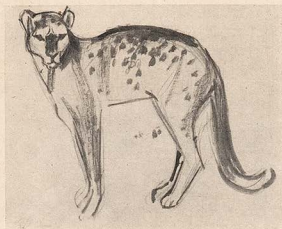
Als die letzte Tafel emporgewunden war, fielen sich die Frauen vor Erschöpfung in die Arme und standen, eine reglose, aber unlösare Gruppe, bis die aus dem Orte, geführt von der Magd, mit Laternen kamen, um nach dem Wehr zu sehen.

Das Wehr war gerettet. Die Brücke war gerettet. Viel Leben, Hab und Gut im Orte war gerettet.

Und nun wurden auch die Kettenrinnen gerettet.

Es ist von der Geschichte dazumal nicht viel Aufhebens gemacht worden. Es gab größere Dinge. Es war der Krieg der Männer.

— Der Krieg der Männer? Nein, es war durchaus auch der Krieg der Frauen!



Puma

S. Gg. Auerheimer



Paul Padua

Galgenliedchen

Von Jörg Kollmann

Wie der Tag, der grämlich dauert,
Wenn die Sonne nie erwacht,
Runden Zeiten uns versauert,
Wenn die Liebe sie verlacht.

Einen Kuß am frühen Morgen,
Gibt das Morgenrot der Welt,
Wonne mag der Mond ihr bergen,
Der sie nachts umschlungen hält.

Nichts ist stärker als ein Mädchen,
Dessen Herz ein Knabe hat.
Lauft er auch auf vielen Mädchen,
Setzt ihr Blick doch alle matt.

Habt ihr schon den Baum gesehen,
Dem im Herbst die Frucht gefehlt?
Ach! es war um ihn geschehen,
Als der Frühling ihn verfehlt.

Strahlt der Himmel über allen,
Blühen Rosen auch dem Dieb,
Wird das Glück nur dem zufallen,
Der im Leben Sieger blieb.

Riegelst auf des Herzens Türen,
Faßt der Lieder Heiterkeit
Laßt vom Jubel euch verführen,
Bis ihr freie Menschen seid!

Die Kanarienvogel und der Ziegenbock

Von Karl Gideon Bößfeld

Jeder Mensch hat seine Schwäche. Der eine wird rasch jähzornig, der andere ist zu phlegmatisch. Der dritte guckt gern zu tief ins Glas und der vierte verkauft seine Erstgeburt um ein Linsengericht. Der weise Sokrates kuschelte vor seiner Kantippe. Und selbst der unsterbliche Kede Siegfried wies eine Stelle auf, wo er sterblich war.

Auch der Rechtsanwalt Lemchen hatte seine Schwäche. Er war ein ausgezeichnete Advokat, aber unheimlich geräuschempfindlich. Ihn ärgerte eine Fliege, die im Zimmer summt, und ihn brachte ein Wagen, der am Haus vorbeiführte, zur Raserei. Er konnte nur arbeiten, wenn in seiner näheren und weiteren Umgebung äußerste Stille herrschte. Auf der Jagd nach dieser Stille beherbergten ihn vier- undzwanzig Wohnungen in sieben verschiedenen Städten. Endlich glaubte er gefunden zu haben, was er suchte. Er ließ sich in einer kleinen Stadt zwischen Hlensburg und Konstantz, zwischen Naden und Königsberg nieder. Eine nähere Ortsbezeichnung ist nicht ratsam, weil sonst nicht ausgeschlossen erscheint, daß uns Herr Lemchen aufs Dach kommt, weil er sich in seiner Ruhe gestört fühlt.

Der Rechtsanwalt Lemchen war also zum erstenmal glücklich in der Wohnung, in die er an einem schönen Oktobertag eingezogen war. Es handelte sich um eine Villa am Rande eines großen Parks. Dieser

Park wirkte wie ein natürliches Bollwerk, das die Geräusche der Stadt von den empfindlichen Ohren des Herrn Lemchen abhielt. Die einzige Quelle einer möglichen Störung stellte das Haus dar, das — von der Villa durch eine kleine Straße getrennt — dem Schneidermeister Pfifferling gehörte. Aber dieses Haus störte nicht. Herr Pfifferling ging still und ruhig seinem Gewerbe nach. Die lauten Krächche mit seiner Frau, an die er sich in vierzigjähriger Ehe gewöhnt hatte und der er als der Osechtere nachgab, waren endgültig verkrümmt. Kinder waren auch nicht da. Im Nebenberuf war der Herr Schneidermeister Pfifferling unbeforderter Stadtrat. Und als solcher machte er erst recht keinen Lärm. Die Nachbarschaft des Stadtrates und Schneidermeisters Pfifferling war also dem Rechtsanwalt Lemchen keinesfalls unangenehm. Er hörte und sah so gut wie nichts von ihr. Er konnte in der Abgeschiedenheit der Parkstraße denken, überlegen und arbeiten wie ein Gott. Und als das Frühjahr kam, war er bereits ein geachteter Anwalt in der Stadt.

Dieser Arbeitsfreude wurde jäh gestört, als die Tage warm wurden und die Lüfte lind. Da sperrte nämlich der Herr Stadtrat Pfifferling sämtliche Fenster seines Hauses auf, die nach der Sonnenseite zu lagen. Und die Sonnenseite befand sich gerade gegenüber der Villa des Rechtsanwalts. Auf

die Fensterbretter der aufgesperrten Fenster wurden zahlreiche Vogelbauer aufgestellt. Und in jedem dieser Vogelbauer lobte ein strohgelber Kanarienvogel die Herrlichkeit der Welt. Die einzige Schwäche, die sich der Herr Stadtrat von seiner Ehehälfte nicht hatte abgewöhnen lassen, war die für Kanarienvogel. Nach zehn Jahren Ehe hatte er nicht mehr geraucht, nach zwanzig Jahren nicht mehr Bier getrunken, nach dreißig nicht mehr widersprochen. Aber noch nach vierzig Jahren sagte er, wenn seine Frau gegen seine Kanarienvogel wetterte: „Du hast mir keine Kinder geschenkt, Annelie. Wenn du mir Kinder geschenkt hättest, bräuhst ich keine Kanarienvogel!“ Und diesem Argument entzog sich Frau Annelie stets durch die flucht.

Die Kanarienvogel des Stadtrates Pfifferling — alleamt edste Garzer Koller — sangen, daß es nur so eine Art hatte, und sie rollerten dem Rechtsanwalt Lemchen alle Gedanken aus dem Kopf. Der arme Mann saß gramgebeugt über seinem Schreibtisch und die Hände hielten, anstatt Papier und Bleistift, große Tuchlappen an die entsetzten Ohren gepreßt. Doch da halfen keine Tuchlappen. Auch Wattepfropfen nutzten nichts. Was ein echter Garzer Koller ist, dessen Achse durchschmettert jedes Gindernis. Am Abend des ersten Tages schon gab Herr Lemchen den Kampf auf. Ehe er sich aber zum funfundzwanzigsten Umzug entschloß, verlegte er sich auf diplomatisches Verhandeln.

Am anderen Morgen rasierte er sich sorgfältig wie noch nie, zog seinen besten Sonntagsrock an und bewaffnete sich mit einem Strauß schöner gelber Tereosen, die er sich aus der Stadtgärtnerei hatte kommen lassen. So begab er sich zu Herrn Pfifferling. Der Stadtrat freute sich über den unerwarteten Besuch, dankte für die Rosen im Namen seiner Gattin, die auf den Markt gegangen war, und erkundigte sich nach Herrn Lemchens Befinden. Herr Lemchen lobte den Frieden seiner Wohnung, äußerte Worte der Anerkennung über die wundervolle Ruhe in der Parkstraße, und dann unternahm er den geplanten Vorstoß, indem er erklärte, daß die Kanarienvogel des Herrn Pfifferling ja eigentlich wunderbar fängten, daß sie aber doch den Leuten auf die Nerven gingen, die in der Nachbarschaft wohnten. Ob es nicht möglich sei, die lieben Tierchen wie im Winter bei geschlossenen Fenstern rollern zu lassen? Er, der Rechtsanwalt, würde sich entsprechend erkenntlich zeigen. Er würde dann nicht nur alle Maßnahmen für den Herrn Schneidermeister kostenlos durchführen, sondern der Herr Stadtrat könne auch damit rechnen, daß er in Zukunft seine sämtlichen Anträge bei ihm machen lassen würde.

Herr Lemchens Rede wirkte wie der Griff in ein Weipennel. Der sonst so nachgiebige Stadtrat geriet außer sich. Hier wollte jemand einbrechen in die letzte



G. W. Schott

Domäne seiner Männlichkeit, die er sogar vor den Angriffen seiner Amalie zu schützen gewußt hatte! War dieser Rechtsvertecker übergeschnappt? Dem wollte er die Meinung zeigen! Er sagte:

„Herr Rechtsanwalt, für was halten Sie mich? Etwas für einen Mann ohne Charakter? Schreiben Sie es sich hinter die Ohren: ich bin ein Mann mit Charakter! Als solcher gönne ich meinen Kanarienvögeln, die männlich mit ihrem herrlichen Gesang erfreuen, Gottes Licht, Luft und Sonne! Und Sie als gebildeter Mann wollen mich davon abhalten, der Stimme meines Herzens zu gehorchen? Herr Rechtsanwalt, ich brauche Ihre Kundschaft nicht! Und eine Kundschaft, die ich durch einen Rechtsanwalt an ihre Zahlungspflicht mahnen lassen müßte, habe ich nicht! Und damit Gott befohlen, Herr Rechtsanwalt!“

Herr Lemchen blieb nichts anderes übrig, als rasch aufzustehen und sich zu empfehlen. Als er am Fenster der Stube vorbeiging, wo er mit dem Stadtrat verhandelt hatte, flog ihm der für die Frau Stadtrat bestimmte Strauß gelber Teerosen vor die Füße.

Auf einem ausgedehnten Spaziergang durch den Park überdachte Rechtsanwalt Lemchen die Sachlage. Er stellte fest, daß aus einem Wägelchen, das er hatte schmieren wollen, eine festgefahrene Karre geworden war. Aber war er nicht Spezialist für festgefahrene Karren? Fieberhaft arbeitete sein Gehirn. Die Quintessenz dieser fieberhaften Gehirntätigkeit war, daß er zu einem Schreiner, einem Viehhändler und einer Waschfrau ging. Diese drei fanden sich frühmorgens um sechs Uhr in der Wohnung des Herrn Lemchen ein. Der Schreiner befestigte einen großen, kastenartigen Käfig im Fensterabdomen des Arbeitszimmers des Rechtsanwalts, das gegenüber der Sonnenseite des stadträtlichen Hauses lag. Der Viehhändler bugsierte in den Käfig einen mitgebrachten, ausgewachsenen Ziegenbock. Und die Waschfrau ging los und erzählte von Haus zu Haus, daß der Rechtsanwalt Lemchen mit einem Ziegenbock gegen die Kanarienvögel des Stadtrats Pfifferling Krieg führe. Äh, Schneider meck, meck, meck...

Die Wirkung der Maßnahme des Rechtsanwalts war genau die vorher berechnete. Gegen sieben Uhr fing der Ziegenbock in seinem lustigen Käfig erbärmlich zu meckern an. Um 8 Uhr erschien ein Lehrling Pfifferlings mit der brieflichen Aufforderung, Herr Lemchen möge sofort den unerträglichen Unfug einstellen. Der Rechtsanwalt ließ dem Schneidermeister mitteilen, daß er genau so gut das Recht habe, einen Ziegenbock ins Fenster zu stellen wie der Herr Stadtrat seine siebenundzwanzig Kanarienvögel. Um neun Uhr war die halbe Stadt auf den Beinen und belustigte sich an dem Sängerkrieg zwischen den Kanarienvögeln und dem Ziegenbock. Herr Lemchen hatte die

Lacher auf seiner Seite und Herr Pfifferling brauchte für den Spott nicht zu sorgen. Um 10 Uhr erschien Frau Pfifferling, im Schlepptau ihren Stadtrat führend, in der Wohnung des Rechtsanwalts. Und um 11 Uhr wurde von beiden Parteien ein von Herrn Lemchen vorbereiteter Vertrag unterzeichnet, laut welchem sich der Stadtrat Pfifferling verpflichtete, von seinen siebenundzwanzig Kanarienvögeln sechsundzwanzig abzuschaffen und diesen einen nur noch bei geschlossenen Fenstern rollen zu lassen, während Herr Lemchen auf sich nahm, seinen Ziegenbock per sofort zu verkaufen. Um 12 Uhr wurde dieser

Vertrag in der städtischen Karaweinstube durch ein paar Gläsern goldgelben Kaiserstüblers geschlossen, wozu die Frau Stadtrat mit sauerfüßer Miene ihrem ehelichen Gemahl die Erlaubnis gegeben hatte.

Der Erfolg dieses Ereignisses war für alle Teile ein recht befriedigender. Der Rechtsanwalt Lemchen wurde durch seinen Einfall der am meisten beschäftigte Rechtsanwalt der Stadt. Stadtrat Pfifferlings Geschäft blühte auf wie nie zuvor, weil er jedem Kunden einen Karer Koller zugab. Und wir anderen alle sind reicher um die Geschichte von den Kanarienvögeln und dem Ziegenbock.



G. W. Schott

Der Sepp furiert einen Multimillionär

Eine bayerische-amerikanische Begebenheit von G. A. Löhlein

Das war um jene Zeit, als sich die westamerikanischen Büffelherden anschieben, die Prärie zu verlassen, um in luft- und wasserdichten Blechbüchsen als „corned beef“ über den Ozean zu schwimmen.

Sebastian Weinzierl, ein Metzgergehilfe aus München an der Isar, hatte es um die gleiche Zeit satt bekommen, sich von des Meisters flacher Hand von zwanzig Zentimeter Flügelspannweite alltäglich das Gesicht und die Ohrlöffel massieren zu lassen. So folgte er dem Rat seines Freundes Sepp Wurmdobler, der eines Tages aus purem Versehen über den großen Teich geschwommen war. Zusammen mit den Büffelherden war der Sepp an einem Wurstfest in Chicago gelandet. Ein Jahr später fand auch der Sebastian Weinzierl an solch einem Wurstfest und spießte zehn Stunden pro Tag die Lendenstücke vom laufenden Band weg.

Das machte er zwei Jahre lang. Dann stoppte er die amerikanischen Büffel in eigene Büchsen und nach zehn Jahren gründete er die „Union beef works“, heiratete die Tochter von Sam Black-Sheep, dem Büffeltöter und bekam eine halbe Million Dollars Mitgift, einen fürstlichen Wigwam in der fifth Avenue und einen Stammhalter, den er Woodrow „Winefearl“ taufte!

Wie das manchmal so vorkommt in den Staaten — Mr. Winefearl, der sich auch längst Dastian nannte — vergaß nach der ersten Million vollständig Herkunft und Mutterprache. Sogar mit seinem alten Freund Sepp Wurmdobler, dem er nunmehr sichtlich auswich, sprach er nur mehr gebrochen bayerisch, während er sich im Inneren als Vollblutamerikaner fühlte. Selbst der Unterleier schob sich durch tägliche Übung immer mehr vor, bis er die typische Kankessaon erreicht hatte. Die dicken roten Gänge verbarg Mr.

Winefearl bei den allabendlichen großen Dachgartenfesten in weißen Handschuhen.

Für seinen Jungen holte er sich einen verarmten Großfürsten aus Hollywood, einen prominenten Pädagogen aus Paris, zwei Hauslehrer für fremdsprachen und zwei Sporttrainer. Mr. Winefearl war sich nämlich in ruhigen Stunden längst klar darüber geworden, daß er im jahrzehntelangen Kampf mit den Büffeln allzuviel veräußert hatte, was er auch mit Dollars nicht mehr einholen konnte. Dafür aber sollte der Junge ein Muscumstück von Aroganz, Bildung und Vornehmheit werden!

Hier kaute sich nun das Schicksal ein. Denn Woodrow, der junge Desfachkönig, wurde unter dem intensiven Training seines fürstlichen Erziehers dermaßen blasiert, daß er seinen eigenen Vater als „Schlächtergefilen“ völlig ignorierte und lediglich dessen Schicksal zu sehen wünschte. Seine Späße erreichten das Format eines russischen Wtan. So schüttelte er aus gönnerhaftem Übermut jeden Morgen die kalifornische Marmelade auf die Daunendecken und ließ sie vom Kammerdiener abschlecken. Aber auch der Großfürst mußte sich die rohen Eier vom Kopf schießen lassen.

Anfänglich hatte sich Mr. Winefearl über die Zucht seiner Kasse gefreut, denn diese überlegenen hemmungslosen Einfälle zeugten durchaus von beginnendem Zerrentum. Als aber der Großfürst, die Pädagogen, die Kammerdiener und Hauslehrer mit riesigen Abfindungssummen zu kündigen angingen — als der Junge eines Tages sogar das überlebensgroße Ölgemälde seines Vaters im Louis-Quatorze-Salon mit indianischen Wurstbullen drapierte — wurde es Mr. Winefearl endgültig zu dumm. Er holte sich einen berühmten europäischen Psychologen,

der gleich noch mehrere Kollegen mitnahm. Lange Wochen fanden die Herren zwecks Beobachtung hinter Schlüßelöffchen und Zimmergardinen. Schließlich pflichteten sie der amerikanischen Kapazität aus Boston bei, die von einer „Individualitätskrise“ sprach. Die Herren aus Berlin überlegten diese Diagnose in ihre Sprache und nannten sie unter sich „Flegeljahre“. Im Hinblick auf das fürstliche Honorar einigte man sich jedoch auf „Komplexe im Unterbewußten“ des jungen Multimillionärs.

Mr. Winefearl war teilweise überglücklich, als ihm die Gelehrten auseinandersetzten, daß solche Komplexe zu den vornehmsten seelischen Krankheiten der höheren und höchsten Gesellschaftsklassen gehörten und daß man ihnen nur beikommen könne, wenn man sie völlig „ausreisen“ ließe. Sie würden dann forsagen „überwiegend“ und fielen von selbst ab. Dastian Winefearl verstand dies alles nur dumpf, machte sich aber anhand eines Büffels ein Bild und begriff nun halbwegs, was die Gelehrten meinten.

Die Herren reisten mit hohen Barscheß ab. Ein verspielter französischer Graf aus Cannes fand durch felseame Beziehungen den Weg in die goldene Kinderstube des Millionärs. Neue Kammerdiener und neue Pädagogen arbeiteten nach neuem Erziehungsplan für halbteure Komplexe. Aber der Erfolg war gleich Null. Denn der Junge lernte vom Grafen das Pokern — vom Kammerdiener das Kokainschnupfen. Es ging immer mehr bergab mit ihm. Bevor ein Komplex zeitig werden konnte, waren längst neue, jüngere hinzugekommen. Die Dollarmillionen des alten Winefearl schmolzen dahin und es kam soweit, daß er eines Tages wieder persönlich in die Geschäfte eingreifen mußte.

So traf er auch wieder seinen alten Freund Sepp Wurmdobler, der sein Erspartes inzwischen in Terrain-Akrien wieder verloren hatte. So mußte auch der Sepp wie vor zwanzig Jahren wieder Lendenstücke vom laufenden Band wegspießen. Unter dem Hochdruck seiner Sorgen vergaß Mr. Winefearl alle gesellschaftlichen Bedenken, flopfte dem Sepp freundschaftlich auf die Schulter und beichtete ihm die höhere, leider aber auch unheilbare Krankheit seines einzigen Stammhalters. Der Sepp überlegte einen Augenblick und erbot sich, den Jungen mit uralten Sympathiemitteln zu kurieren. Mr. Winefearl erkundigte sich vorsichtshalber, ob die Methode etwa gesundheitschädlich sei. Der Sepp spuckte aus und meinte überlegen, dafür bürge doch das Wort „Sympathie“. Mr. Winefearl griff diesen letzten Strohalm an, zumal der



Hauschild



E. M. Wagner

Sepp nicht einmal tausend Dollars, auch keine hundert Dollars, sondern nur den Geschäftsführerposten in den „Union beef works“ verlangte.

Schon am nächsten Tag gab der Sepp seine Stellung am Wurfkeßel auf und siedelte in die fifth Avenue über. Ohne Handschuhe, ohne Zylinder — lebendig mit genagelten Schuhen und einer Lederhose, die dem Sepp von jeher als Festtagsgewand diente.

Die erste Tat des Sepp war aufsehen-

erregend: Er setzte den Grafen, Pädagogen, Kammerdienern und Lakaien je einen Abdruck von sechsunddreißig scharfkantigen Bergnägeln ins verlängerte Rückgrat, wodurch die Herren vergaßen, auf Abfindung zu klagen. Dennoch schrieb der Sepp zwölf Schecks auf anständige Summen heraus und verkaufte sie in seinem ledernen Brustbeutel. Es reichte bereits zu einer Beteiligung an den „Union beef works“.

Dann begann der Sepp mit seiner Kur

zu „arbeiten“. Ging wie ein erfahrener Hypnotiseur auf den Jungen zu und nahm ihm den üppigen, erlesenen Lunch kurzerhand weg. Als der Junge das Kristallgefäß wie alle Tage zum Fenster hinauswerfen wollte, verabreichte ihm der Sepp eine schallende Ohrfeige, die innerhalb des heimatischen Watschentanzes ein Prunkstück gewesen wäre. Es mußten bereits eine ganze Reihe von Komplexen betäubt worden sein, denn der junge Mann vergaß seinen gewohnten Wutausbruch und

starrte auf den Sepp wie auf ein nachtliches Gespenst. Der aber setzte sich mit buddhistischer Seelenruhe an die Prunktafel und fraß erst einmal die zwölfte Gedecke bis auf den Grund der Schüsseln leer. Dann strich er sich über den Schnausbart und wuschte den Rest von Trüffelsauce an die Lederhose. Das war für Mr. Winepearl zuviel. Wie eine Mambajshlange schnellte er hoch und wies dem Sepp die Tür.

Langsam — sozusagen Stück für Stück — richtete sich der Sepp jetzt zu seiner vollen Größe auf, packte das Multimillionärchen am Kockragen und hielt ihn solange zum nächsten Fenster hinaus, bis die Armlöcher nachgaben. Sollte ihn noch rechtzeitig herein, krepelte sich die Hemd-

ärmel hinauf und verdrosch die Rückseite des hochgeborenen Finanzaristokraten dermaßen, daß auch die letzten Komplexe den Geist aufgaben. Die nächsten und die folgenden Tage begann die „Kur“ des Wurmboiler Sepp erst richtig zu wirken. Der Junge bekam beinahe die Kräfte, sobald der Sepp nur in die Hände spuckte. Schließlich aß er sogar Salzkartoffeln, spaltete Holz und machte sich morgens um fünf das Bett selber. Anschließend kommandierte der Sepp vierzig Kniebeugen. Vom Galsfrühstück ließ er ihm die Milch übrig, und in das marmorne Luxusbad legte sich der Sepp selber.

Am vierzigsten Tag hatte der letzte Komplex den Geist aufgegeben. Und unter

Kommando des neuen Betriebsleiters tauchte der junge Woodrow Winepearl zum erstenmal seine Millionärsfinger in einen Würstkeßel. Die letzten Krummen wichen, sobald der Sepp die Hemdärmel hinaufrollte. —

Mr. Bastian Winepearl war überglücklich. Schenkte seinem alten Freund ein Dankkonto von zehntausend Dollars und umarmte ihn öffentlich vor allen Arbeitern, was ihm auch noch die Sympathie der ganzen Belegschaft eintrug.

Aber auf die insändige Frage, was für ein uraltes Heilmittel er denn eigentlich angewandt hätte, antwortete der Sepp immer nur einseitig: „Nix wie Sympathie!“ ...

Die Uhr

Von Erwin Karl Hornauer

Uhren, ja, es gibt viele, große, kleine, Wanduhren, Küchenuhren, Taschenuhren, Eieruhren und Armbanduuhren. Letztere sind eine Errungenschaft der neuen Zeit, sie haben sich schnell die Sympathie der Menschen erworben, sie unterscheiden auch zuweilen ihren Besitzer von denen, die noch ein Stäubchen Staub des neunzehnten Jahrhunderts in das technische Zeitalter herübergerettet haben.

Seltener sind die schweren Brüder der zierlichen Armbanduhr aus Stahl oder Chrom geworden, nur noch altliche Herren ziehen zuweilen einen dicken goldenen Chronometer aus der Westentasche, über die eine schwergeliedrige Kette den Besitzer einer solchen teuren Uhr anzeigt.

Ich hatte als Junge eine Uhr bekommen. Als 18jähriger Pennäler eine Uhr, die aus gutem alten Gold war. Und sie paßte so gar nicht zu mir. Abgegeben davon, daß die Kette und der Sprungdeckel ein Hindernis waren für meine gewohnte Schnelligkeit, die Zeit zu erwischen, stand ich bei meinen Schulkameraden im Verein, ein Knallproß zu fein.

Lange überlegte ich mir die Sache mit dem Knallproß und der Uhr. Und eines Tages, es war an einem schönen Herbsttag, verschwand ich mit klopfendem Herzen in einem Uhrenladen, hinter dessen Theke eine freundliche Dame mit einem weißen Mantel die Kunden erwartete. Ein alter Herr hantierte mit spitzen Fingern an einem millimeterkleinen Rädchen, das er durch eine Augenlupe sorglich prüfte. Ich zog den goldgelben Knallproß aus der Tasche, legte ihn siegesbewußt auf den Tisch, daß das Glas unter ihm klirrte und stotterte etwas von Tausch gegen eine — jawohl — moderne Uhr. Eine Armbanduhr natürlich, denn der Professor, der uns

Englisch gab, trug ebenfalls eine solche und wie schön sah sie aus, wenn er mit dem linken Arm gegen die Tafel deutete und das Gehäuse im Sonnenlicht hin- und herjunkte. Und ganz leise hatte ich einmal das Ticken vernommen, als er nahe neben mir eine Aufgabe prüfte.

„Jawohl, ich wünsche eine Armbanduhr von guter Qualität gegen die goldene Uhr.“

Prüfend glitten die Blicke der Dame an mir herab, meine langen Hosen und die sorgfältig geknotete Krawatte mochten ihr Respekt eingefloßt haben. Nachdem sie den „Knallproß“ gemustert hatte — ich meine die dicke Uhr mit dem klackenden Sprungdeckel —, hob sie aus einem samtgepolsterten Käschen einige glänzende Dinger — Uhren in einer hohen Preislage.

„Sie können sich eine davon aussuchen, welche, ich gleichgültig, es sind die besten Uhren dieser Art, die es gibt“, sprach sie lockend.

Und nach einer wohl- und qualvollen Viertelstunde stand ich draußen im Gewirr der Großstadtmenchen und an meinem Arm tickte eine nickelnagelneue Uhr; der Tausch schien wohl gelungen und ich war mit ihm zufrieden.

Nach einem Bruch im elterlichen Hause

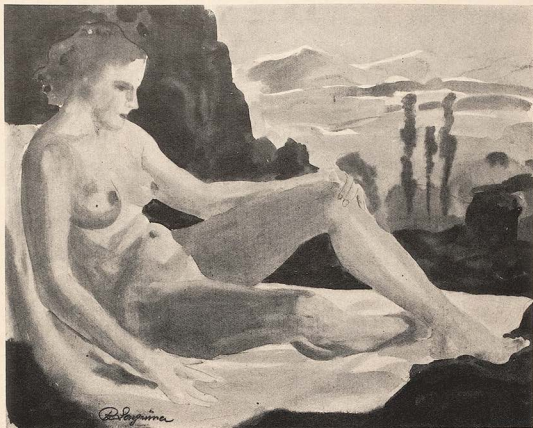


Ros.

fanden sich die Spender der goldenen Uhr in ihr unabänderliches Schicksal, einen solchen Lausbuben als Sohn zu besitzen, die Zeit lief ihren gewohnten Weg weiter. Und ich trat hinaus in das Leben. Die Uhr an meinem Arm zeigte mir die Zeit genau, ich kam pünktlich ins Kolleg, ich schlich auch einmal, ja, an einem strahlenden Sommeramstag, da die anderen hinausfuhren ins Grüne zum Wochenende, in ein Haus in der belebtesten Straße der Stadt. In dieses Haus gingen viele Leute, trugen große und kleine Bündel, Koffer und Pakete und kehrten mit klirrenden Taschen daraus zurück.

Die notwendige Summe erhielt ich dafür, aber mein treuer Freund war von meiner Linken für einige Zeit gewichen. Und jener Sonntag draußen wollte nicht so recht glücklich werden, wenngleich ich Geld hatte, so viel, um all das zu erleben und erhalten zu können, wonach sich ein Herz an einem Sonnentag sehnen kann.

Als der monatliche Wechsel eintraf, rannte ich wie ein Wilder durch die Straßen — von der Post zu jenem Haus in der belebtesten Straße — hinein durch das öde Tor in die Gassen, wo meine Uhr sorglich verwahrt wurde. Wie einen zerknüllten Papierknaul warf ich dem Mann am Schalter den Geldschein auf den Marmortisch, dann wanderte aus einer kleinen Schachtel das kleine glänzende Ding in meine Hand, die fesselt sich darum legte. Und mit einem freudigen Gesicht stürmte ich hinaus in den hellen Tag und an meinem Arm tickte die Uhr, mein treuer Freund, der ohne Herz, als ein immerwährendes Spiel der Räder und Rädchen und als ewiges Lied der Zeit die Stunden weiter drehte, in der mein bewegtes Leben fand.



Aquarell-Studie

R. Lengrüsser

Sonniger Herbst

Von Vera v. Grimm

In die Sonne blinzeln,
 Wenn das reife Laub
 Von den Bäumen taumelt —
 Und mit trägen Gliedern
 In den Mittag träumen,
 So, als ob's noch immer Sommer wäre.
 Hier und dort
 Tanzt gar noch eine Mücke
 In der warmen, weichen Luft.
 Große, blanke Käfer
 Rascheln höchst geschäftig
 Durch den braunbedeckten, trocknen Waldboden.
 Und die Bäume rauschen
 Glückselig und erzählen:
 Was das für ein schöner, goldener Sommer war!

München und die Kunst

Kunst der Gegenwart

im Lenbachhaus

Wer sich noch an den Glanz erinnert, den die „Malerkünste“ Lenbach und Stuck der Kunsthalle München gaben, dem sind das Lenbachhaus und die Villa Stuck besonders lieb und wert. Die Stuck'sche Villa, jener klassizistische Prachtbau in der Prinzregentenstraße war der Lieblingsaufenthalt des Prinzregenten Luitpold, der dort oft unvermutet um sieben Uhr morgens einbrach, um mit seinem Maler zu frühstücken. Bei Lenbach aber war der eiserne Kasten zu Gast, so oft er in München weilte. Wenn Bismarck aus der etwas schwülen Atmosphäre der Berliner Diplomatie nach Bayern kam, tat ihm Lenbachs ungeheime Herbeität besonders wohl.

Das Lenbachhaus an der Luisenstraße, heute zur Städtischen Galerie gewandelt, zeigt nicht nur die besten Werke aus Lenbachs Schaffen, sondern darüber hinaus noch die Werke neuerer Meister. Die gegenwärtige Ausstellung gibt einen besonders guten Querschnitt durch die Münchener Kunst der Gegenwart. Besondere Erwähnung verdient eine Sammlung von Selbstbildnissen von Lenbach und Stieler, Corinth und Stevogt, Fritz Erler, Hermann Groeber, Samberg, West, Jutz, Klein und Pöggelberger. Ferner Bildnisgruppen von Groeber und Lenbach, die Bildnisse von Koloff: Prof. Dieber, Thoma; Albert Lang, Samberg; Stuck, Deegreger; Grylls, und andere. Außer den Bildnissen sind auch Landschaften und figürliche vertreten, Arbeiten von Heinsdorf, Goldschmidt, Steppes, Zuber-Dachau, Lothar Wedmann, Brachetti, Ernst Zimmermann und anderen mehr; dazu Bildwerke von Behn, Blecker, Gabn, Knecht, Schwegler. Auch die Graphik ist gut vertreten. Monumental und klassisch in seiner Haltung ist ein großer Kontakt von Oberholz. Außerordentlich lebendig und schwer von Erleben sind Blätter der Kriegszeit von Elk-Eber, Tony, Reich, Kreuzer.

Auf den älteren Flügel der Galerie sei nur kurz hingewiesen. Da jede neue Ausstellung in der Städtischen Galerie Gelegenheit gibt, Lenbachs Werke wieder zu betrachten, so müssen wir auch über unsere Eindrücke von dieser Sammlung berichten. Blätter man die Anackfuß-Monographie über Lenbach durch, so ist man geneigt, diesen zu gering einzuschätzen. Denn viele Werke des Malerkünstlers gibt es, die höchst mittelmäßig und manieriert sind. Daß es aber falsch ist, Künstler nach ihren schlechten Werken zu beurteilen, lehrt ein Gang durch die Räume des Lenbachhauses, die einen ungewöhnlich guten Durchschnitt zeigen. Besonders verdienen einige völlig unbekannte Landschaften hervorgehoben zu werden, die in der Kraft ihrer Farben fast an Marées oder Daumier erinnern. Mit welcher Meisterschaft Lenbach die alten Meister kopierte, ist bekannt. Rubens oder Tintoretto hätten getrost in die Ferien gehen können, wenn Lenbach sie vertrat. Die Bismarck-Bildnisse zählen nach Dutzenden. Doch gebietet das im Lenbachhaus zu den guten Werken. Manche der besten Bilder verraten den Einfluß ganz von Marées, mit dem der Meister befreundet war. Wäre Lenbach auf diesem Wege weitergegangen, er hätte Gewaltiges erreicht. Aber dann wäre er wieder nicht der „Malerkunst“ geworden. Der äußere Erfolg ließ ihn nicht mehr los, und der Alltag forderte sein Recht.

Uhren

Unabhängig der Münchener Festtage zeigt der „Uhren-Zuber“ an der Residenzstraße 11 in seinem Schaufenster eine Sammlung alter Uhren, die wohl Erwähnung verdient. Diese Zusammenstellung eisenener Stücke aus Privatbesitz zeigt die Entwicklung der Uhr von der Gotik bis zur Neuzeit. Alle Stücke sind künstlerisch ausgewählt und zeigen die Uhr als Spiegel der Kultur ihrer Zeitalter. Da gibt es eiserne gotische Uhren, in deren offenem Kabinett der ganze Geist der Gotik eingearbeitet scheint, und Wunderwerke des Barock und Rokoko aus Gold, Silber, Email und edlen Steinen; Nachtuhren, Satteluhren, Spielwerke und Uhren zu allen möglichen Zwecken. Einen Einblick in moderne Uhrentechnik gibt die Siemens'sche Zeit-

waage, mit der es sofort möglich ist, jede Abweichung einer Taschen- oder Armbanduhr für Tage gleich Sekunden genau festzustellen und zu berichtigen: eine Arbeit, zu der man früher eine Woche und mehr benötigte.

Kammerspiele: Pygmalion

Der Film kann das Theater nicht ersetzen. Doch könnte es einem nach dem Jugo-Gründungs-Film vielleicht schwer fallen Pygmalion wieder auf der Bühne zu sehen. Und doch erlebt man mit Werner Kraus und Maria Bard den Pygmalion so völlig neu, daß man föhre diese Aufführung nicht missen möchte. Das Theater ist doch etwas ganz anderes. Werner Kraus spielt seine Rolle nicht, er lebt sie, und wer weiß, wie tief seine tragischen Rollen ihn erschüttern, der ist überaus, ihn so in Lustspiel und Laune aufgehen zu sehen. Der verschrobene und von Haus aus verzogene Prof. Higgins, der mit Missionarischer ein Mädchen aus der Gasse aufliest um es richtig sprechen zu lehren und zur Dame zu machen, findet seine Meisterin in dem Blumenmädchen Eliza, das vom Menschlichen her den verurteilten Professor packt und seine Erziehung übernimmt. Und in diesem Menschlichen liegt die Größe Maria Bard's. Man versteht, wie dieses Persönchen den Professor liebt, und wie er von dieser Liebe ergriffen wird, wie das Menschliche auf ihn überströmt und der endliche Triumph ihr gehört. Und wie schon erleben wir diese Erweckung des Menschen in dem ungehebelten, zerstreuten Gelehrten! Dieses seltene Zusammenfügen reinen Lebens geht auf den Zuschauer über, und selten ist es uns in München vorgekommen, daß das Publikum so mitgegangen wäre. Der Rahmen des Ganzen war dazu geeignet, die Leistung in das beste Licht zu rücken. Die Regie Joseph Behrle, die Bühnenbilder Sturm's. Karl Wery als Oberst Pivert, der verständnisvolle Freund des Professors, Justus Paris, als der alte Doolittle, Tilly Weiskind als Mutter Higgins, Erna Sellner als Haushälterin, seien hier rühmlich genannt. Es war ein Zusammenfügen, wie nur die Kammerspiele, unter dem Eindruck der Persönlichkeit Werner Kraus, es zustande bringen können.

E. N.

HEINLOTH & Co. KDT-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Klischee
für Hochdruck- und
Klein-Druck-Verfahren
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München

Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63

Daunendecken

Kunstwaid, Füllung
reine Daunen.
39.— RM. an.

W. KAISER,
Nürnberg, Feilnerstr. 25

Dichter —

warum so traurig?

Werbung

bringt

Arbeit

Schickt uns **heitere**
Musenkinder

Die Schriftleitung



Bauer

Nichts Besseres zu tun

Gewagte Abendkleider bemerkt man heute seltener. Umfomehr fallen die wenigen auf, die man sieht. So fand sich, bei einem großen Theaterabend, die Frau eines bekannten Regisseurs im Glück eines etwa zwanzigjährigen Jünglings, der sie unverwandt anstarrte. Geradewegs in den Ausschnitt ihres Kleides hinein. Der Opernakt dauerte endlos. Es war eine jener Vorstellungen, in denen man um 11 nach der Uhr sieht am festzustellen, daß es erst 9 ist. Endlich fiel der Vorhang. Der Regisseur, etwas unruhig, wandte sich an den Akteuer und fragte: „Sagen Sie, junger Mann, haben Sie nichts Besseres zu tun als meiner Frau auf das Decolleté zu schauen?“ „Nein“, antwortete lakonisch der Jüngling.

Die Schande

Was Fremde in München besonders angenehm berührt, ist, daß sie, abgesehen vom planlosen Straßenkreuzen, tun und lassen können was sie wollen. Niemand verwehrt ihnen etwas, im hellen Anzug ins Theater zu gehen, und Klatsch oder eine sogenannte Gesellschaft, auf die man Klatsch nehmen müßte, scheint es nicht zu geben. Daß dies offenbar nicht überall der Fall ist, verrät uns neulich eine streng-erzogene junge Dame, die einer kleineren Stadt Norddeutschlands entstammt. Dürfte sie auf Bälle gehen? Nein, sie dürfte es nicht. Der gestrenge Papa verbietet es. Deshalb tat sie, was alle wohlerzogenen jungen Damen tun, deren Schönheit man zu Unrecht in Dunkel hüllt: sie ging heimlich. Es war harmlos genug. Denn sie ging

Aus

unserem

Skizzenbuch

mit ihrer Mutti, wenn auch ohne Wissen des Vaters, auf das Blumenfest. Da unsere junge Freundin gut schnaidert, hatte sie mit geringen Mitteln und großem Schick ein Kleid erbaut, das die gesamte Konkurrenz lahm legte. Es war ein reizendes fest. Ein Preisrichterkollegium trat zusammen, und ehe sie sich 's versah,



Kling

hatte man unsere Freundin, die bescheiden dem Aufmarsch der Bewerberinnen zuschaute, auf das Podium gezogen und zur Volksgönnerin gekrönt. Blüthiger stammten auf, Jubel erkörnte, und ein Segen von Blumen ging auf die Arme herab, die sich auf einmal im Brennpunkt der Öffentlichkeit sah. Wenn nur der Vater nichts erfährt! Sie verschonte ihre Blumen an die weniger glücklichen Mitbewerberinnen und Mutter und Tochter stahlen sich, so leise es eben gehen wollte, nach Hause. Sie hatten Glück, der Vater merkte nichts. Am nächsten Morgen erhoben sie sich früh, um nicht verschlafen auszuweichen, und der Vater ging ins Geschäft ohne etwas gemerkt zu haben. Nach einer Viertelstunde aber läutete der fernsprecher Sturm, und die unglückliche Tochter wurde dringend in das väterliche Geschäft gerufen. Als sie dort zitternd die Klinke niederdrückte, suchte der Vater ihr schon wild mit der

Zeitung entgegen, in der ihr Bild in Großformat prangte. Man hatte keine Klischeefoten geschaut. „Du Pflanze! Sieh dir das an! Unseren ehrlichen Namen in die Zeitung zu bringen! Die Leute werden mit Fingern auf uns zeigen. Nirgends kann man sich mehr sehen lassen!“ Über das Weitere breiten wir lieber den Mantel der Nächstenliebe. Es war zuviel der Schande. E. N.

Münchner Zwischenpiel

Da wir kein Mann von Welt sind, bedienen wir uns statt der Fremdwörter mit Vorliebe der deutschen Sprache. Im Fischladen kaufen wir Limander statt Limandes und Kabeljau statt Cabliau, steigen am Marktplatz statt am Markmonument, und lösen statt des Billetts einen Fahrchein. Wie gesagt, sind wir kein Mann von Welt. Daß Fremdwörter aber aus dem Wortschatz des wahrhaft Gebildeten nicht fort zu denken sind, erfahren wir neulich wieder vor einem Gemüseladen, in dessen Auslage einige Pflanzungen zu sehen waren. Die Verkäuferin stand in der Tür, als eine Kundin die bläulichen Früchte betrachtete. Schließlich fragte sie: Ja, was ist denn das? Die Verkäuferin warf sich in ihre gewaltige Brust, und sagte etwas herablassend: Das san Au-berginien, Gnäfrau!

Stuttgarter Zwischenpiel

Ein köstliches Erlebnis hatte einer unserer Mitarbeiter in der schwäbischen Hauptstadt Stuttgart. Im dortigen Schwimmbad beobachtete er einen Vater mit seinem Sohn und erlaubi folgendes Unterhaltung: „Jaköbele, hastst de au scho dunkt?“ — „Ob i was hab, Bappe!“ — „Ob de au scho dunkt habescht?“ — „Ob i was hab, Bappe!“ — „Ob de dein Kopf scho unters Wasser nadunkst habescht?“ — „Ob i was hab, Bappe!“



Kling

— „Ob de dein jaudumme dreckete Kiebelkopf scho unters Wasser nadunkst habescht, du Lausbub!“ — „Jo, jo, Bappe, sell ban i scho!“

Die Jugend

Das Titelbild wurde freundlicherweise von der Fa. Gebr. Hartmann, Ammendorf b. Halle/Saale zur Verfügung gestellt.

DIE LUSTIGE JUGEND

Wahres Geschichtchen

Vorige Woche fand in M. eine Trauung statt, auf welcher die Kirche überfüllt war, da die Brautleute zu den ersten Familien gehörten. Nachdem der Geistliche seine Traureden gehalten hatte, wollte er die Ringe wechseln lassen. Erst nach einigem Suchen holte der angehende Ehemann seinen Trauring — aus der Westentasche.

Münchener Dialog

„Dös san aber a scho solche Dazi! Drei Quartl friagst statt oaner Maß! Des muas aufhödn. Zeit no werd i Ehrenmitglied vom Verein gegen betrügerisches Einschenken.“ —

„Was sagst, Franz! Gestern hast gegen den Verein geschimpft und heit mochst Ehrenmitglied werd'n!“

„Depp, damischer! Gestern war ich ja noch Schenkkeller — und heit bin i Privatib!“



Die Bescheidene:

Wirt: „Das is recht langweilig, dös Wetter, dös damische! Soll i zum Abend fria Unterhaltung sorgen?“

Sie: „O nein, mein Mann genehmigt verschiedene Maß Bier und da sage ich jedesmal, wenn er trinkt: prost!“

Komödie einer Komödie

Von Kolff G. Gaebler

Der Dichter Wendelin saß in einem Kaffeehaus, ganz allein an einem Tischchen. Bei dem fünften Glas Wasser. Woran man unschwer erkennt, daß dies in Wien war.

Wer ihn so dasitzen sah, hätte ihn leicht für einen Dichter von großen und schmerzlichen Tragödien halten können.

Aber der Schein trügt.

Wendelin hatte vielmehr gestern ein Lustspiel fertig geschrieben: eine entzückende Komödie — sprudelnd wie Champagner und bekömmlisch wie echter Kognak, mürmelte er, sehr zufrieden und seines dichterischen Wertes wohl bewußt, vor sich hin.

Ideenassoziationen sind zuweilen gefährlich. Was dies gelehrte Wort bedeutet, braucht man nicht zu wissen. Man wird es gleich erfahren. Denn Wendelin hatte eine solche. Sie entsprang den Worten Champagner und Kognak, beides französische Worte. In Frankreich aber gedeihen nicht nur Trauben. Dort schreibt man auch — dies der Sprung in die Welt der Ideen — die besten Lustspiele. Zumal nach der Ansicht gewisser Theaterdirektoren, wie Wendelin schon des öfteren hatte feststellen müssen.

Wendelin begab sich nach Hause, entfernte das Titelblatt seines Manuskripts,

setzte sich an die Schreibmaschine und tippte einen neuen Titel.

Am andern Morgen ging er zu einem Verleger von Bühnenstücken. Unterm Arm trug er ein mächtig dickes Heft, das Lustspiel „Celestine“, aus dem französischen übertragen von Wendelin.

Der Verleger versprach, es zu prüfen, und gab es an seinen Lektor weiter. Der las es tatsächlich, eilte zum Verleger und rief atemlos: „Herr Direktor, das müssen Sie sofort erwerben, ein entzückendes Lustspiel, echt französisch, sprudelnd wie Champagner und bekömmlisch wie echter, alter Kognak!“

Der Verleger las es. „Sie haben recht!“ sagte er zum Lektor, „eine entzückende Komödie! Ich erwerbe das Stück.“ Und ließ Wendelin kommen.

Wendelin erhielt sogar einen Vorstoß. Der Verleger begab sich sofort zu seinem Freund, dem Theaterdirektor.

„Ich habe hier ein französisches Lustspiel, ganz große Klasse, mein Lieber! Sprudelnd wie Champagner und bekömmlisch wie echter, alter Kognak!“



Kling

Der Bürokrat

„Aber ich bitte, wie können Sie den neuen Assistenten einen Revolutionär nennen, Herr Katz?“

„Nun, denken Sie sich doch, der Mensch hat eine dienliche Sache — mündlich erledigt!“

Liebe Jugend

Der kleine Max, der soeben tatkräftig zurechtgewiesen wurde, sagt heulend:

„Mama, gibts denn gar keine Art, wie sich ein Kind von seinen Eltern scheiden lassen kann?“

Sumor des Auslandes

Mißverständnis

Junger Meister (zu einer fremden alten Jungfer, die er in der Kirche umherführt):

„Darf ich Sie vielleicht zum Altar führen?“

Sie (verschämt): „Ist das Ihr Ernst?“

Der Theaterdirektor meinte: „Schon faul, wenn Sie es so loben“, und gab es seinem Dramaturgen zur Durchsicht. Der Dramaturg las es tatsächlich, eilte zu seinem Direktor und sagte atemlos: „Herr Direktor, das müssen Sie spielen, ein entzückendes Lustspiel, echt französisch, sprudelnd...“ und so weiter, der Leser weiß das jetzt schon.

Sofort wurden die Rollen verteilt, und es ging an die Arbeit. Aber der Regisseur wollte noch einiges ändern, und erbat sich von dem überlegenen Wendelin den Originaltext.

Wendelin war in einer, wie man zu geben muß, peinlichen Lage.

„Lügen haben Furz Deine“, dachte er und sagte die Wahrheit.

Der Theaterdirektor sank erschmettert in seinen Sessel. Direktoren sinken immer in einen Sessel, wenn etwas Unangenehmes passiert. Schließlich sagte er sich und grollte mit düsterer Stimme: „Vorhang! Aus!“

Der Verleger und Wendelin protestierten. Das Stück sei doch anerkannt gut. Es werde auf jeden Fall ein großer Erfolg sein. „Eine Komödie“, rief der Verleger, „ich bitte Sie, sozusagen echt französisch, sprudelnd wie...“

Aber der Theaterdirektor winkte majestätisch ab: „Wenn ich französischen Champagner will, und Sie servieren mir auch den besten Schaumwein...“

Es gibt Vorurteile, die unüberwindlich sind.

MÜNCHEN / 1937 / NR. 34

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Kinderbildnis

Barrenscheen



Dimba und der Großinquisitor

Groteske von D. v. Grimm

Nichts ist leblos", sagte Sylvester Dimba und pfiß, worauf frohliches Klirren im Keller anhub und alsbald drei Weinschalen über die Stiege heraufspazierten. Auf einen zweiten Pfiß öffnete sich die Türe zu Dimbas Zimmer, auf einen dritten die zu seinem mächtigen Glaskrank. Ein schön geschliffenes, venetianisches Glas glitt von dort auf den Tisch vor Dimba hin, mit leisem, melodischem Klang, der erst erstarb, als Dimba das köstliche, rote Naß hineinstromen ließ.

Da klopfte es an das Tor. Dimba ging selbst, um zu öffnen. Draußen stand Ulwin Ohnelicht, ein verhaßter Bote mit finstern Gesicht. „Tretet ein“, befahl Dimba. „Komen est omen!“ (was sich auf sein finsternes Gesicht bezog). Ohnelicht trat näher und folgte ihm in sein Arbeitszimmer. „Möget Euch morgen beim Großinquisitor melden“, begann er mürrisch, „Ihr seid der Hererei verdächtig!“

„Das wäre gelacht!“ erwiderte Dimba. „Seit wann?“

„Seit Jahren. Das wißt Ihr gut genug. Ich rate Euch, nehmt die Sache diesmal nicht zu leicht. Diesmal geht's Euch an den Krügen.“

„Ich bin aber kein Herer“, sagte Dimba.

„Was souht?“ fragte Ohnelicht höhnisch.

„Ein Panpfschütz“, erwiderte Dimba leise, aber fest.

„Was soll das für ein Schwindel sein?“

„Wie? Ihr könnt nicht einmal Griechisch!“ fragte Dimba zurück und erhob sich.

„Das geht Euch nichts an!“ antwortete Ohnelicht gereizt.

Da flogen plötzlich die Fenster auf, eine starke Zugluft entstand, zugleich ein ozonähnlicher Geruch. Einige Neugierige, die vor Dimbas Haus standen, kamen voll auf ihre Rechnung. Sie sahen nämlich, wie es den verhaßten Ohnelicht langgestreckt wie ein Stück Leinwand zum Fenster hinauszog, wie er plötzlich von einer unsichtbaren Hand fallen gelassen wurde und auf den harten Boden niederfiel. Dort blieb er als ein toter Mann liegen. — Das war für manche kein unangenehmer Anblick.

Nach dieser Episode wagte es vorläufig niemand mehr, Dimbas Haus mit einer

widerwärtigen Mitteilung zu betreten. Wenn man auch die armen Sünder nicht ungern im Feuer braten ließ, so war doch jedem sein eigenes Leben lieb.

Dimba hatte seinerseits eine Freundin — Lea. Sie ging ihm so sehr auf die Nerven, daß er sich von ihr loszumachen wünschte. Wenn es auch, nach allem, was man bisher von Dimba erfahren hat, unglaublich klingt: Lea war ihm unheimlich. Sie konnte schließlich mehr, als Glaschen vom Keller heraufspazieren lassen. Sie konnte derart mit den Augen bligen, daß richtige, kleine Finken hervorzufliegen und, (das war ihm am unheimlichsten) wenn er ihr über das Haar strich, knisterte es leise. Zu dieser Dame begab sich Dimba in jener Zeit und erklärte ihr schüchtern seine immer stärker werdende Abneigung. Sie machte keinen Versuch, ihn zu halten und entließ ihn in scheinheiliger Ruhe. Und Dimba, dessen Geist die Natur durchschaute und sich die Seelen der Molekel und Atome dienstbar machte, derselbe Dimba glaubte Leas hintergründigen Augen. Er war glücklich, frei zu sein! Zu Hause angekommen, ließ er zehn Äpfel ein Mennett tanzen, das er selbst dirigierte und legte sich dann in gehobener Stimmung auf sein Lager. Ein schöner, weicher Teppich kam, dankbar dafür, daß er nicht getreten wurde, von der Wand und deckte ihn zu.

Lea aber begab sich spornreichs zum Großinquisitor. Sie hatte ihr schönstes Kleid an, ein dunkelrotes Seidenkleid mit Pelz verbrämt und war bereit, Dimba zu leide alle ihre Teufeleien spielen zu lassen. „Was bringst du, meine Tochter?“ lächelte der Großinquisitor wohlgefällig. „Eine Anzeige, Eminenz“, erwiderte Lea mit beäufelnder Demut.

„Sprich dich aus, meine Tochter!“

„Es handelt sich um Sylvester Dimba“, begann Lea.

„Ah, Dimba!“ fiel Seine Eminenz ein und sein freundliches Gesicht wurde unwirsch.

„Ew. Eminenz müssen ihn hinrichten lassen. Er ist eine Gefahr für den ganzen Ort.“

Der Großinquisitor widersprach, aber Lea ließ ihre Augen bligen...

Am nächsten Tage wurde Sylvester Dimba von hundert Bewaffneten verhaftet. Man hatte eigene Vorsichtsmaßregeln getroffen. Sogar Genfer über hatte der fürsorgliche Bürgermeister anfahren lassen, damit nicht etwa ein durch die Luft fliegender Büttel Schaden nähme.

Indessen aber geschah nichts dergleichen. Dimba ließ sich ruhig abführen, wobei er immer wieder, beinahe heiter, sagte: „Ich bin kein Herer! Gott weiß es!“ (Wenn es einen gibt, setzte er vielleicht in Gedanken hinzu.)

Vun hatte man ihn glücklich im Loch und bewachte ihn wie einen seltenen Fang. Aus einem dunklen Gefäß heraus unter sagte der Großinquisitor jegliche Folterung und setzte nach kurzem, aber fruchtlosem Verhör den Termin für die Hinrichtung fest. Inzwischen hatte die Stadt für einen großen Dimba Partei ergriffen. Dabei stellte es sich heraus, daß die Armen, die Unterdrückten und Geknechteten, Dimbas Freunde waren, also alles Menschen, die ihm nicht helfen konnten. So kam der Tag der Hinrichtung heran und Lea triumphtierte.

Man sah von einer Verbrennung ab, weil man die Freundschaft Dimbas mit dem Feuer genugsam kannte. Dafür aber hatte man einen Galgen gebaut, dreimal so fest wie der alte. Der Weg vom Kerker zum Richtplan ging durch eine Mauer von Schergen, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Dimbas Fesseln waren Meisterwerke der Schlosserkunst, und so schwer, daß sie ihm nachgetragen werden mußten.

Auf der Ehrentribüne der Zuschauer saßen der Großinquisitor, umgeben von seinen Untertanen. Neben ihm saß — im vollen Schmuck kostbarer Stoffe und blingender Juwelen — Lea. So rächte sie sich für ihren Laufpaß.

Dimba hingegen schaute sie gar nicht an, obwohl er ihr, als er sich nun unter dem Galgen befand, direkt gegenüberstand. Eine unübersehbare Menge Sensationshungriger und solcher, die den berühmten Dimba einmal sehen wollten, stand Kopf an Kopf



Knabenkopf (Gemälde)

Wilhelm Busch

auf dem Platz. Aber auch seine Freunde hatten sich eingefunden, sie warfen böse Blicke auf Lea und bewundernde und traurige auf ihren Wohltäter. Da war es manchen von ihnen, als leuchtete eine tiefe Zuversicht aus seinen Augen, daß sie sich vor dem Todgeweihten ob ihres Kleinmutes schämten.

Nun sprach Dimba laut und klar, indem er dem Großinquisitor in die Augen blickte: „Ich sage es noch einmal: Ich bin kein Herer! Laßt mich frei!“

Lea lachte laut und spöttisch auf. Der Großinquisitor nahm statt aller Antwort den Stab, zerbrach ihn und warf ihn Dimba vor die Füße. „Dann“, sagte Dimba zum Scharfrichter gewandt, „Meister des Stranges, tu deine Pflicht so gut du es vermagst.“

Der kam aber gar nicht dazu, Dimba zu berühren. Der Strick entwand sich seinen

Händen, stieg in die Luft und formte dort ein großes A.

Der Scharfrichter fiel vor Schrecken von der Stiege. Plötzlich begann es zu krachen und zu knacken und die entsetzte Menge bemerkte, wie sich der Galgen, in allen Jugen krachend, aus dem Erdbreich befreite und drohend in der Luft schwanfte. Da ergriff alle ein solches Entsetzen und Grauen, daß eine panische Flucht entstand. Der Großinquisitor wurde freidebleich, als er sah, wie der Galgen zur Tribüne glitt. Lea aber stieß einen markerschütternden Schrei aus, sprang über die Brüstung der Tribüne und rannte wie eine Irre durch die Straßen. Der Galgen hinter ihr drein! Ihr rotes Haar flatterte, degleichen die Spigen und Bänder, die sich bald in flaubige Fegen verwandelten. Als nun die Leute sahen, daß ihnen nichts geschah, es aber etwas zu sehen gab, blieben sie

stehen und verfolgten Leas Flucht mit wachsendem Vergnügen. Der Galgen aber trieb Lea hinaus bis an den Fluß, wo sie hineinsprang und ertrank.

Inzwischen ging Dimba, von den Hochrufen der Menge begleitet, ruhig und bescheiden in sein Haus zurück. Hatte ihn auch seine Freundin verraten, die Dinge hatten es nicht getan. Zu Hause angekommen, brauchte er gar nicht erst zu pfeifen. Da kam sein Lehnstuhl, seine Pantoffeln, seine Schnupstabakdose. Im Keller aber entstand ein wahrer Wettstreit unter den Flaschen, welche die erste sein durfte.

Der Galgen ging seinerseits gesittet zum Richtplatz zurück und stellte sich dort auf seinen alten Platz. „Als ob er einen Verlust hätte“, sagten die Leute.

Der Großinquisitor jedoch ging außer Landes und ward nicht mehr gesehen.



Staffelsee

Ernst Heinsdorff

Emil Ernst Heinsdorff, ein deutscher Maler

Umgeben von den klaren, edlen Formen alten Kunsthandwerks, von Schmetterlingen, Herbarien, Kristallen und Sammlungen, lebt Emil Ernst Heinsdorff, der Maler, mit seiner Gattin und seinen drei Söhnen bei München im Isartal. Auch ihn, den Fischerjohn von der Gavel, geboren 1887 in Rathenow, zog es nach mancherlei Wanderung in Deutschland und längerem Aufenthalt in Karlsruhe nach München.

Als wir zum ersten Male mit dem Künstler sprachen, freute ihn am meisten unser Urteil, daß wir seine Kunst als besonders deutsch empfinden. Auch dem alten Hans Thoma, der ihm befreundet war, drängte sich vor Heinsdorffs Blumenstücken der Name Albrecht Dürers auf die

Lippen, und vor den Kinderbildern und Landschaften denkt man unwillkürlich an die großen Romantiker, vor allem aber an Philipp Otto Runge. Ganz abgesehen von der rein zufälligen Ähnlichkeit zwischen Runges „Morgen“ und Heinsdorffs „Maimorgen des Lebens“ scheint eine tiefe innere Verwandtschaft die beiden Künstler zu verbinden, zwischen denen fast vier Menschenalter liegen.

Ihre Naturwiedergabe ist ein Einfühlen in die lebendige Natur und keine „nature morte“. Beide Künstler suchten die Seele, suchten Gott in der Natur. „Je mehr die Menschen sich und ihre Gefühl rein halten und es erheben“, schreibt Runge 1802, „desto bestimmter werden diese Symbole

von Gottes Kräften, desto höher empfinden sie die große, allmächtige Kraft. Sie drängen alle die unendlich verschiedenen Naturkräfte in ein Wesen zusammen; sie suchen in einem Bilde alles zugleich zu konzentrieren und so im Bild das Unendliche darzustellen...“ Diese „Empfindung des Zusammenhanges des ganzen Universums mit uns, das jauchzende Entzücken des innigsten, lebendigsten Geistes unserer Seele“, von dem Runge spricht, finden wir auch in Heinsdorffs Bildern.

Gerade in unserem Zeitalter der Technik finden wir bei ihm das Bestreben, vom Mechanisch-materialistischen loszukommen und in die Gesetze der Lebendigen Natur einzudringen. Das zu fühlen und



Jungbäuerin aus dem Inntal

Ernst Heinsdorff

auszudrücken ist nur dem Künstler gegeben, dem Maler wie dem Dichter. Es ist sogar die eigentliche Aufgabe des Künstlers. Der Maler Heinsdorff steht auch den anderen Künsten nahe. Er war mit Dietrich Eckart befreundet, lauschte der Musik eines Nachkommen des großen Johann Sebastian Bach, schrieb Gedichte ab, die sein Herz mitschwingen ließen.

Denn Heinsdorff, der in seiner Jugend bei einem Strehker in der Lehre war, ist

ein Graphiker von Bedeutung. Besonders schön geschrieben und mit Blumen umrahmt ist ein Gedicht von Geibel: „Wer recht in freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen“. Diese Blätter sollen uns daran erinnern, daß Deutschland, von dem die meisten Schriften und Druckverfahren der Welt ausgingen, seine graphische Kultur auch pflegen müsse. Bei den altdeutschen Meistern, den großen Radierern, Holzschneidern und Kupferstechern,

ging die zeichnerische Graphik stets Hand in Hand mit der Schrift.

Der Wärme und Innigkeit in Heinsdorffs Werken, der Poesie seiner Kinder- und Märchenbilder, dem inneren Leben seiner Landschaften, der Feinheit seiner Blumenstücke kann man sich nicht entziehen. Er spürt die Daugegehe der Pflanze und alles Lebendigen auf, und läßt uns die ganze Natur erleben als Schöpfung Gottes.

E. N.

Die Abrechnung

Von Alexander Peterdy

(Einsig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezey)

Decimal nacheinander ertönte die kleine Strandglocke, die Badegäste mit schielendem Ton mahnd, rasch ans Ufer zu eilen, da ein Sturm heranbrach. Kaum war das Publikum aus dem Trockenen, war der Sturm auch schon da. Von der gedeckten Terrasse aus konnte man das prächtige Schauspiel der empörten See ruhig beobachten. Die Negerlampen flammten auf, um die bleierne Dunkelheit, in die sich der ganze Horizont gehüllt hatte, zu erbellen. Auf der Tribüne spielte zur Erheiterung der Gäste eine Musikkapelle.

Plötzlich ertönte ein Ruf:

„Dort ... dort draußen ... treibt jemand in den Wellen ...“

Die Leute sprangen von ihren Plätzen auf und blickten nach der angegebenen Richtung. Rasch waren auch einige Feldstecher zur Hand.

„Wirklich ... ein Mensch ...“

Eine heftige Bewegung lief durch die Menge.

„Wie er mit den Wellen kämpft! ... Wer mag es wohl sein?“ Klang es durch-einander.

Alle suchten erschrocken ihre Freunde und Angehörigen; dann wurde geraten, wer aus der Gesellschaft fehlt. Und immer häufiger hörte man den Namen „Samory“. Dieser junge Mann war besonders wachsalbig und er war auch an diesem Nachmittage außerhalb der Signalzangen im offenen Meer gesehen worden. Jetzt rief ein Gast, der ein riesiges Fernrohr vor den Augen hielt:

„Ja, ich erkenne ihn, es ist Samory! ... Er scheint sehr müde zu sein ... die Wellen werfen ihn immer wieder zurück ...“

Eine allgemeine Aufregung entstand, man winkte mit Tüchern und kleinen Fahnen, damit Samory sehe, nach welcher Richtung er sich zu wenden habe. Die Bootleute machten die Rettungsbarke los und eilten mit kräftigen Ruderschlägen ins Meer hinaus.

In einem kleinen Tischchen der Terrasse saß ein junges Ehepaar. Bei dem entsetzten Tumult der Menge war auch der Mann aufgesprungen und nach vorne geeilt. Auch er hatte erfahren, daß es End Samory war, der mit den tosenden Wellen um sein Leben kämpfte.

„Hörst du ... Samory ... gerade jetzt“, sprach er nun zu seiner Frau.

Die Frau fuhr zusammen und erbleichte. „Bewußt du ihn?“ fragte der Mann mit Nachdruck.

„Ein Mensch, der sich in Lebensgefahr befindet ...“

„Aber ein Mensch, der so gemein sein

konnte, selbst seines Freundes Eheglück zu zerstören, nur um die Zahl seiner elenden Abenteuer zu vermehren! Er verdient sein Schicksal ...“

„Gans ... sei doch nicht so heftig ...“
„Für meinen aufrichtigen Freund gab er sich aus, und hinter meinem Rücken wollte er dich zu seiner Geliebten machen ... Der Elende! Verliebte Worte hat er dir ins Ohr geblasen, er war zudringlich ...“

Der Mann zitterte vor Aufregung.

„Verublie dich!“ bat Tilde.

„Wenn die Frauen in solchen Fällen bei ihren Männern Schutz suchen, dann erscheint ihnen der Ansturm dieser schamlosen Kerle schon selbst als gefährlich.“ Die Hand seiner Frau erfassend, fragte Gans flüsternd, mit unterdrückter Aufregung:

„Wie weit hat er sich gewagt?“

„Ich habe dir doch schon alles gesagt!“

„Ist es nur bei den Worten geblieben? Hat er dich nicht umarmt? ... Dich nicht geküßt?“

„Gans ...“

„Schau mir in die Augen! Du kannst doch nichts dafür. Was du tun mußt, das tatest du ohnehin, indem du dich zu mir flüchtest ... aber ... er hat dich geküßt, nicht wahr?“

„Ja!“ flüsterte die Frau mit gesenktem Blick.

Der Mann biß sich wütend in die Lippen.

Vom Geländer her war ein entsetzter Aufschrei zu vernehmen.

Die Wellen haben das Ruder erfaßt. Die Bootleute können nicht zu ihm ... er ist verloren!“

„Er schwimmt aber noch ...“

„Er ist schon müde ... er sinkt oft unter.“

Gans drängte sich vor und blickte fest ins schäumende Meer hinaus. Er hatte Samory erfaßt. Ein graufames Lächeln erschien um seinen Mund. Er, der berühmte Schwimmer, hatte sofort bemerkt, daß Samorys Tempi nur mehr die letzte,

verzweifelte Anstrengung des Ertrinkens den waren.

„Die Kräfte verlassen ihn ... bald wird er, unterinken ... der Glende ...“

Einige Augenblicke starrte er stumm ins tosende Unwetter hinaus. Dann eilte er plötzlich von der Tribüne auf den Strand hinaus, warf seine Kleider ab und sprang ins Meer. Kräftig teilte er mit seinen schneigen Armen die Wellen und drang rasch vorwärts.

Die Aufregung beim Publikum hatte ihren Höhepunkt erreicht. Dort ein ermatteter, dem Ertrinken naber Mann, hier die sich vergebens abmühenden Bootleute und der waghalsige Lebensretter. Gänderingend, seufzend sahen alle wie gebannt dem heroischen Kampfe zu.

Plötzlich wurde es totenstill auf der Terrasse. Tilde schrak auf. Was sollte das bedeuten? Im nächsten Augenblick brach aber unter der Menge ein Lärm los, der selbst das Toben des Sturmes übertronte:

„Goch! Goch! Bravo! Er hat ihn erreicht! Er hat ihn schon gepackt! Er kommt zurück ... Wie er schwimmt ... Wie er ihn bringt! Goch! Bravo!“

Gans hatte die schäumenden Wellen, die sich ihm in den Weg stellten, tatsächlich niedergedrungen und war noch rechtzeitig bei Samory angekommen, der bereits ermattet wogelte. Nur wenige Minuten noch, und er wäre in die Tiefe gesunken.

Gans packte ihn und schleifte ihn mit. Etwas langsamer, aber trotzdem sicher schwamm er und erreichte auch, nach heftigem Kampfe mit den wütenden Elementen, glücklich das Ufer. Da war schon das ganze Publikum am Strand versammelt, und Gans wurde mit stürmischer Begeisterung empfangen.

Er aber wies die huldigende Menge mit ernster Miene von sich und blickte auf Samory, um den sich viele Leute bemühten. Der erschöpfte Mann hatte sich schon ein wenig erholt und kam mit wankenden Schritten auf Gans zu.

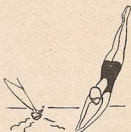
„Lieber Gans ... ich danke dir ...“ sagte er, seinem Retter die Hand entgegenstreckend. Gans nahm sie nicht an.

„Du hast mir das Leben gerettet ...“

„Ja“, antwortete Gans mit düsterem Blick, „ich habe dich aus den Wellen errettet, doch nur, um die meine Schuld abzahlen zu können.“

Damit erhob er die Hand und schlug Samory ins Gesicht. Dann nahm er seine Frau unter dem Arm und entfernte sich mit ihr.

Das Publikum schaute verdutzt und betroffen drein ... Niemand verstand die Szene.



ROS.



Durchbrechendes Licht

Ernst Heinsdorff

DAS ÄHRENWUNDER

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Geschlagen war bei Stiklestad die Schlacht.
Den milden Nordlandfürsten fällt ein Speer —
Als mitleidvoll herniederfiel die Nacht,
Da lebte Olav Haraldson nicht mehr.

Um ihn geschichtet lag der Kämpfer Ring
Als Schutzwall wie im Leben so im Tod.
Wunde und Sterbende begehrten: „Sing“,
Tormod Kalbrunarskald! das scheucht die Not.“

Der kühne Königskalde Tormod sang,
Obgleich er einen Pfeil im Herzen trug:
„Auf meines wilden Lebens Wogengang
Ein Wellenberg mich hob zum Höhenflug.

Als König Olav“ — schmerzvoll rasend riß
In seiner Brust die Spitze scharf und hart
Gleichwie des weißen Bären böser Biß —
Dennoch den Tod der Skalde singend narrt:

„Als König Olav einst durchs Vaertal ritt,
Zeltlager schlugen auf wir breit bei Sul.
Zum Hochsitz höhten wir den Königsstuhl,
Noch eh' der Landmann seine Ähren schnitt.

Zerstampft, zertreten war der Halme Heer.
Finster der Bauer stiert aufs tote Feld —
Da trat der König aus dem Kriegsgezelt:
Ein blaues Leuchten webte um ihn her —

Ihr alle wißt, Ich reit' in Wotans Saal
Und war nie Freund dem fremden blassen Gott,
Der matt am Holze hängt, dem Feind zum Spott —
Und doch: als König Olav dazumal

Die Hände hob, ging von ihm aus ein Licht,
Als wenn der Geiser auf in Island bricht, —
Es hoben sich die Halme langsam — schwer —
Und standen um den stillen König her,

Der sie beschworen durch sein stumm Gebet.
Schwertbrüder! Stracks mein Weg nach Walhall geht;
Doch schmerzt's mich, meinen Herrn dort nicht zu seh'n,
Auf dess' Gebot des Ackers Ähren stehn.

Und wohl zu wissen wünsch' ich, wessen Macht
So große Wunderding' hat wahrgemacht.
Denn — seht — es war ja unsrer Feinde Saat,
Die auf des Sieges Wort sich stellt' zur Mahd!

Seltsam war das — und dennoch stand kein Held.
So stolz wie Olav Haraldson im Feld.“
Die Wunde schwärend schwillt, sie klapft und brennt;
Das rote Lebensblut aufschäumend rennt —

Klammernd umkrallt die Hand den Schwertesknaut:
„Har! Hartgemuter! Hör — dich ruf ich auf!
Machtvoll mein letzter Odem in dich dring!
Was ich dir sterbend — stockend — sag und sing,

Es ist — das schönste Lied zu Olavs Ehr!
Ritz Runen — daß nicht stirbt die Wundermir —
Ritz Runen — hörst du — Har!“ Sein Haupt sinkt tief. —
„Zum Walter seines Werks mich Tormod rief. —

Sterbt wohl, ihr Königsstreiter! Har zieht weit
Und kündet euern Kampf der Ewigkeit.
Aus Kampf kommt Ruhm. Aus Ruhm wächst Skaldensang,
Der vor Vergessen schützt und Untergang!“



Erntesegen

Heinz Prüstel

Liebesheirat

Von A. P. Tschichow

(Aus dem Russischen übertragen von Grete Neufeld)

Im Hause des Ehepaares Mimirin in der Drei-Kunde-Gasse fand ein Hochzeitsmahl statt. Zweihundzwanzig Personen saßen an dem reichgedeckten Tisch und sprachen fleißig den Speisen zu. Einzelne Gäste beklagten sich aber, daß das grelle Licht sie blende. Das gab einem anwesenden Beamten des Telegraphenamtes den Anlaß, einen Vortrag über die Vorzüge der Elektrizität zu halten.

„Elektrizität“, brummte der Vater der Braut und blickte lässig in seinen Teller. „Ich aber sage euch, die Elektrizität ist ein ausgelegter Schwindel. Wein, mein Freund, wenn schon eine Beleuchtung, dann ein ordentliches Licht mit einer richtigen Flamme. Man möge wissen, was man brennt.“

„Der Vater hat vollkommen recht“, bekräftigte zuvorkommend Aplombow, der Bräutigam, ein langhalsiger junger Mann mit borstigen Haaren. „Diese wissenschaftliche Unterhaltung ist übrigens jetzt gar nicht am Plage... Was ist deine Meinung, meine Teure?“ fragte er, an seine Braut gewendet:

Daschenka, die junge Frau, aus deren rundem Gesicht alle Tugenden sprachen, nur nicht die des Denkfens, errödete und entgegnete ausweichend:

„Er will immer seine Bildung hervorheben, darum spricht er von Dingen, die niemand versteht.“

„Wir haben uns, Gott sei Dank, auch

ohne Bildung fortgebracht, und es ist das schon meine dritte Tochter, die ich an einen rechtschaffenen Menschen verheiratet“, rief vom andern Tischende Daschenkas Mutter; dann wandte sie sich an den Telegraphenbeamten: „Sollten wir Ihnen aber vielleicht nicht genug gebildet sein, dann können Sie ja gehen.“

Der Telegraphenbeamte schwieg betroffen. Er hatte nicht gedacht, daß das Gespräch über die Elektrizität so verhängnisvoll werden könnte. Er trachtete darum, sich zu entschuldigen:

„Bitte, Tatjana Petroowna, ich habe Ihre Familie immer hochgeschätzt und wirklich keinen Verdruss verursachen wollen... Ich habe auch der Daschenka immer einen braven Bräutigam gewünscht, ist es doch heutzutage so schwer, einen anständigen Mann zu finden; niemand will aus Liebe heiraten, jeder sucht nur das Geld...“

„Das ist eine Anspielung!“ fuhr der Bräutigam auf und wurde putterot.

„Durchaus nicht!“ verteidigte sich der erschrockene Telegraphist. „Das weiß doch jedermann, daß in diesem Falle die Ehe aus Liebe geschlossen wurde und die Mitgift hier Nebenbade war.“

„Diese Nebenbade!“ rief Daschenkas Mutter. „Meine Tochter bekommt außer tausend Rubel drei überrode, Wäscheausstattung und die ganze Wohnungseinrichtung.“

„Gewiß, gewiß...“, wendete der Telegraphist erschrocken ein, aber die Brautmutter fiel ihm erregt ins Wort:

„Dann machen Sie eben keine Anspielungen! Wenn Sie wußten, daß Jegor Fedoritsch meine Tochter nur des Geldes wegen heiraten will, warum haben Sie uns das nicht schon früher gesagt? ... Und auch du, mein Sohn“, wandte sie sich mit Tränen in den Augen an ihren Schwiegersohn, „ist es keine Sünde! Ich habe Daschenka mehr als mein Augenlicht gepflegt und gebüht und nun muß ich solche Dinge hören!“

„Und Sie glauben diese Verleumdung!“ fuhr Aplombow auf und wühlte nervös in seinen drahtähnlichen Haaren. „Ich danke bestens für die gute Meinung. Sie aber, Herr Blintshikow“, sagte er zu dem Telegraphisten, „werden sich, wenn Sie auch ein Verwandter der Braut sind, gütigst entfernen.“

„Aber lasse doch schon!... Hör doch auf!... Bleib sitzen!“ sprachen seine Freunde von allen Seiten auf ihn ein.

„Nein, ich will zeigen, daß er zu einer solchen Verleumdung kein Recht hat, denn ich heiratete nicht des Geldes wegen... Der Mensch muß hinaus von hier!“

„Aber bitte... bitte“, flammelte ganz vernichtet der Telegraphist und erhob sich vom Tische. „Ich kann ja gehen. Bitte mir aber vorerst die drei Rubel zurückzugeben, die Sie sich von mir zum Kauf der weißen Weste ausgeliehen haben.“

Der Bräutigam tuschelte lange mit seinen Freunden. Man brachte in kleinen Beträgen die drei Kubel zusammen. Der Bräutigam warf das Geld dem Telegraphisten mit ungläublicher Verachtung hin. Dieser verabschiedete sich von jedem einzelnen und ging.

So endete ein harmloses Gespräch über die Elektrizität.

Ein düsterer Herbstmorgen. Es war noch nicht einmal acht Uhr, aber in der Drei-Hunde-Gasse herrschte schon ein reges Treiben. Auf dem Gehsteig rannten Polizisten und aufgeregte Hausbesorger hin und her, in den Haustoren standen die Köchinnen frierend in Gruppen beisammen, aus jedem Gesicht sprach Betroffenheit. Aus allen Fenstern blickten Leute hinaus.

„Ich sehe nichts... ich weiß nicht, was es gibt...“, hörte man bald hier, bald dort.

Durch die Luft wirbelte vom Gehsteig bis zum Dach etwas Weißes — wie Schnee. Das Trottoir war weiß, das Dach der Straßenlaterne, die kleinen Bänke vor den Häusern, die Schultern, die Hüfte der Fußgänger — alles war weiß.

„Was ist geschehen?“ fragten die Köchinnen einen dahineilenden Hausbesorger.

„Eine große Unannehmlichkeit. Im Hause der Frau Mimrin, wo gestern die Hochzeit stattfand, wollte man den Bräutigam brandtöten. Statt tausend gab man ihm bloß neunhundert Kubel.“

„Nun und er?“

„Er geriet darüber sehr in Zorn. In seiner Wut zerschchnitt er das Bettzeug und schüttete die Federn zum Fenster hinaus. So, die vielen Federn... Wirklich wie Schnee...“

„Man führt ihn schon ab!“ war plötzlich zu vernehmen.

Aus dem Hause der Frau Mimrin kam ein langer Zug daher. Zuerst zwei Polizisten mit sorgenvollen Mienen. Hinter ihnen Aplombow, in einem feinen Mantel, den Zylinder auf dem Kopfe.

„Das Gericht wird schon entscheiden, wer ich bin“, brummte er vor sich hin und drehte sich von Zeit zu Zeit um.

Dann folgten die weinende Tatjana Petroowna und Datschenka. Den Zug beschloß der Hausbesorger mit dem Hausverwaltungsbuch in der Hand und eine große Kinderschar.

„Warum weinen Sie, junge Frau?“ fragten die Köchinnen Datschenka.

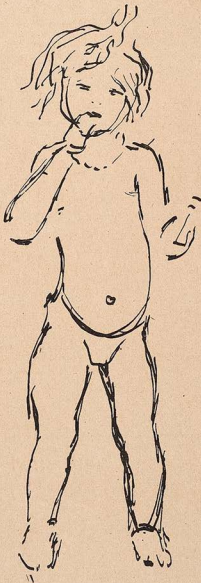
„Sie beweint die Klammen“, antwortete an ihrer Statt die Mutter. „Drei Pud — und was für Klammen, lauter Daunen! Gott hat mich in meinen alten Tagen sehr gestraft...“

Der Zug bog um die Ecke, in der Drei-Hunde-Gasse wurde es wieder still. Die Klammen wirbelten aber noch bis zum Abend durch die Luft.

Liebe Jugend!

Der Frauenarzt hat sich ein Haus gebaut. Modern. An der Vorderfront ein mächtiger Kubus, der die Ordinationsräume birgt. Als ich nach der Fertigstellung des Hauses dort vorübergehe, steht

das sechsjährige Töchterchen des Arztes am Gartenzaun. Sie lädt mich ein, sie zu besuchen. „Aber“, setzt sie wichtig hinzu, „du mußt rückwärts am Hause durch den Privat-Eingang hineingehen. Denn wenn du vorne durch die Ordination hineingehst, so wirst du untersucht. Das tut ja weiter auch nichts, aber es ist peinlich.“



Der Zauberkünstler

Von Robert Gehrke

Utüglig Klingeln Agenten, Vertreter, Werber, Distrikter, Kumpenjammler, Handwerksburschen, Zänkler, Gaußierer.

So wird man nicht selten in der Arbeit gejoirt! Und oft sieht man sich getäuscht, weil man annahm, ein guter Freund, eine liebe Freundin komme zu Besuch — oder der Geldbrüderträger will einen beglücken!

Und nun steht da draußen eine dir absolut unbekannte Erscheinung und möchte dich gegen Diebstahl versichern, wenigleich du nur anderthalben Ängst und eine Zahnbürste besitzt.

Oder ein Klamottenjammler läutet Sturm und geht dich um eine Batterie Seifflaschen an, obwohl du schon seit Ewigkeiten nur mit wässrigem Kaffee in Verührung gekommen bist.

Eine Zäher im Auge fehrst du in deinen Erker zurück. „Sie transit gloria mundi!“

Es ist hiendiesem so eingerichtet, daß der Mensch soll nicht zur Ruhe kommen. Die Klingelleitung trägt ganz gedrig dazu mit bei:

Zändler — Gaußierer. Auch unter diesen gibt es Ärtige und Unverschämte.

Man öffnet die Tür und, siehe da: ein Kavaliere verbeugt sich formvollendet.

„Habe die Ehre, mein Herr! Darf ich Ihnen ein Stück Badeseife anbieten?“

Der Nächste aber stellt einem gleich eine Labung Dürsten und Wisktrücker vor die Beine.

Es ist launenswert, was alles offeriert wird! Obst, Gemüse und Lampenschirme, Seifflaschen, Schürchenkel, Zwirn und Blumen, Kleinfisch, Bohnerwachs, Vogelkäfige und seiden Strümpfe. Jüngst kam sogar jemand mit Quarkkäse.

Viele sind berufen — doch nur wenige sind auserwählt.

Von einem „Auserwählten“ soll berichtet werden.

Es klingelte zweimal. Ich eilte zur Tür in dem Glauben, es sei mein Freund W. K., der ewige Student. Er war es nicht.

Vor mir stand, militärisch stramm, ein Mann besten Jahrganges. Unter dem Arm trug er eine Kiste, anscheinend eine ausgerangte Margarinkiste. Starr und stumm wie ein Laternenpfahl stand er da; fast hypnotisch blickte er mich an. Doch mir war's als blinze hinter seinen Brillengläsern der Schalk. Ein Keil mit Humor also.

„Kübet Euch!“ Kommandierte ich.

„Zu Befehl!“ plägte er heraus und setzte seine Kiste ab. (Dieser Mann mit der dünnen Stahlrohrbrille erinnerte mich lebhaft an meinen verschollenen Freund Gustav Dambé aus Bischofswerda.)

„Was ist Euer Begehrt?“

„Es sei mir vergönnt, Ihnen ein paar Kagenfelle vorzuführen“, gab der Brillenkopf ernst Nachricht.

„Kagenfelle vorführen?“ — So etwas hatte ich tatsächlich noch nicht erlebt!

„Mir Ihrer Genehmigung, bitte.“

„Verfügen Sie!“ genehmigte ich. Der Mann interessierte mich.

Tener Klappte den Kistendeckel auf und brachte ein Bündel glänzender Felle zum Vorschein, schwarze, weiße und geschteck. O du arme Kreatur!

„Das wirksamste Mittel gegen Rheumatismus!“ erklärte er mir.

„Woher wissen Sie, daß ich Rheumatiker bin?“

„Das sehe ich Ihnen an, offen gesagt.“

„Sie scherzen.“

„Scherze kann ich mir nicht leisten. Es geht ums nackte Leben.“

Sachkundig rühmte er die einzelnen Felle, er sprach von Sommer- und Winterfellen. Ich war perplex.

„Gibt es auch Herbst- und Frühlingsfelle?“ erkundigte ich mich angelegentlich.

„Sie sollen mein bestes Übergangsfell haben!“ entgegnete der Brillenmenschen schlagfertig, und Klappte dabei auf eine Haut.

„Herzlichen Dank für Ihre Bemühungen, mein guter Freund: doch ich kann keine toten Kagenbälger mit ins Haus nehmen — sie machen mich traurig. Übrigens kuriere ich mein Leiden mit Autosuggestion, Frischkost, Lauerlauf und Kräutertee.“

„Kräutertee — damit kann ich dienen!“ und schon langte er in seine Kiste.

„Bedauere aufrichtig, ich bin versorgt. Mein Tee kommt beuteweise aus der Lüneburger Heide.“

„Sie sind Zigarettenraucher?“ überführte er mich. „Hundstischachteln in den Taschen zu haben ist lästig und eines Gentleman unwürdig. Ich werde Ihnen augenblicklich ein kleines, hochfeines Patentfeuerzeug vorführen — bequem in der Westentasche zu tragen.“



Dabei kramte er selbstbewußt in seiner mysteriösen Kiste.

Kagenbälge, Kräutertee, Feuerzeuge... Alles hatte der Mann in seiner Kiste. Es sollte mich nicht wundern, wenn er jetzt eine Landkarte von Sachsen hervorbringt! — Ich mußte abbrechen.

„Schön“, sagte er zum Schluß, „ich komme nach dem Ersten wieder — dann komme ich mit Ihnen bestimmt ins Geschäft!“

Wohlvollend nickte ich ihm zu. (Ich bin neugierig, was er mir nach dem Ersten alles „vorführen“ wird!) Die Hand bereits an der Klink, wünschte ich ihm in zwischen besten Erfolg.

„Noch einen Augenblick!“ bat er zwinzgend. „Weil Sie mir so ausnehmend Beachtung schenken, möchte ich Ihren Kopf fixzieren. Sie haben einen ausgesprochenen Charakterkopf. Schauen Sie bitte seitwärts. Danke!“ Zeichenblock und Stift in den Händen, thronte er patriarchalisch auf der hochgestellten Kiste.

„Sie haben ein flüssiges Profil!“ Nach wenigen Minuten überreichte er mir mit Zäckenfrach das Blatt. Ich war verblüfft.

„Was bin ich schuldig?“ fragte ich respektvoll.

„Fünzig Pfennig, wenn Sie wollen.“

— „Danke verbindlich!“

Er blickte zu Boden.

„Ich hätte noch eine letzte Bitte: Singen Sie mir ein Lied, irgendein Lied!“ Beinhwährend hob er die Hände. „Ich höre so leidenschaftlich gern Gesang! Bitte, Herr Tenor, singen Sie!“

Da trat ich einen Schritt in den Korridor zurück — und sang.

Ich sang ein Lied von inniger Liebe und von stetem Gutssein. Es war ein kleines, dummes Lied — doch immerhin ein Lied, das klingt!

„Ich danke Euer Gnaden. Es war mir ein ganz hoher Genuß — ich werde noch lange zu jahren haben.“

„Gehabt Euch wohl“, sagte ich kurz und schloß die Tür; ein wenig beschämt trotzte ich meiner Stube zu. Bereit einzutreten, hörte ich drüben die Klingel schellen. Der Kistenkünstler sprach also jetzt beim Studienrat Doktor Kanibal Vischer vor!

Sacht schlich ich wieder zurück und äugte durch den „Spion“.

Drüben ging die Tür auf. Das Dienstmädchen, selbst beschämt.

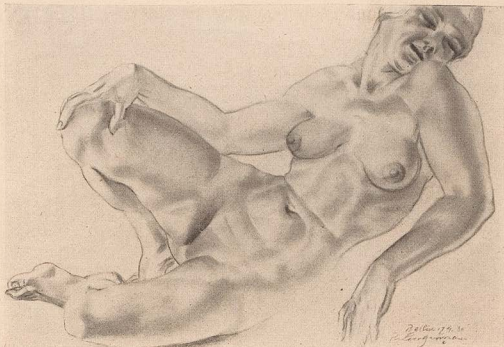
„Ich habe hier eben gesungen“, behauptete der Brillenkorporal. „Bitten Sie den Herrn Doktor um eine Zuwendung für mich. Drollofer Zauberkünstler!“

Der greise Studienrat kam persönlich und überreichte ein Geldstück.

„Mein Kompliment, Sie haben eine Stimme, eine große Stimme! — Sie sind schließlich ein Genie!“

„Genie ist Ausdauer“, sagte der Türheber bescheiden.

Dann knallte Zäckenfrach!



Aktstudie

R. Lengrüsser

„Bad im Hause“

Eine aufregende Geschichte von Herbert A. Köhlein

Krischan, der Hausknecht vom Gasthof „Zur blauen Donau“, döselte noch ein wenig zwischen Schlaf und Wachen in den frühen Morgen hinein. Da läutete es draußen im Korridor schrill und herrisch. Mit einem Satz sprang Krischan in Hosen und Pantoffel und stürzte die wackligen Stiegen hinauf. Es gab kein Zimmermädchen in der „Blauen Donau“, denn es traf sich nur alle vier Wochen, daß einmal ein Durchreisender, der den Zug verpaßt hatte, hier zwischen Linz und Wien ausstieg und übernachtete.

Oben öffnete sich eine Tür und durch den Spalt schrie eine knurrende, befehlsgewohnte Stimme: „Das Bad bitte anrichten!“ ... Krischan blickte mit offenem Mund auf den einzigen Gast wie auf einen entspringenden Insektensinfass und murmelte voll abgrundtiefen Staunens:

„A Bad möcht der gnä Herr ... jeß in aller Herrgottsruab?“ ...

Der fremde deutete gereizt auf ein uraltes verblühtes Pappdeckelschild: „Steht hier „Bad im Hause“ oder nicht?“ —

Krischan suchte die Achseln: „No ja — bal sich der gnä Herr einbildt, daß er badn muuß, alsdann probiern ma's halt.“ — Der Türspalt vergrößerte sich: „Mann — Sie scheinen ja noch nicht wach zu sein! Mein Zug geht in einer Stunde. In fünfzehn Minuten ist das Bad fertig. In vierzig Minuten will ich frühstücken — verstanden?“ — Die Tür krachte ins Schloß.

Krischan, der Hausknecht, schüttelte wortlos den Kopf: „Meiner Sal — in zehn Minuten soll das Bad firti sein. Ob er vielleicht spinnnt?“

Trotz dieser Bedenken suchte Krischan auf dem Schlüsselbrett nach einem total verrosteten Schlüssel, steckte ihn in eine Tür, auf der früher drei Lackbuchstaben „Bad“ gelehrt hatten und stemmte sich mit den Achseln und einem Fußtritt dagegen.

Staub und Mördel rieselte über den Türrahmen und fuhr Krischan in die Nase, daß er schallend niesen mußte, was weiteren Staub aufwirbelte. „Marand Josef ... wenn nur der Wirt schon auf

wär!“ stammelte Krischan, als er an den wackligen Ofen tippte, der wie eine Lokomotive eine grüne Baderwanne mit Zahn-lücken im Email, mit Grünspan und Schwamm in den Fugen hinter sich herzog.

Krischan zog seinen faustgroßen Taschentuch aus der Hosentasche und erschraf bis in die Knochen: „In zehn Minuten will er badn!“ — Mit Aufwand aller Geschwindigkeit schmiß Krischan einen Stoß Buchenscheiter in den Kessel, goß Petroleum darüber und zündete an. Über-raschenderweise zog der Ofen. Aber bevor noch das Wasser brodelte, war auch der Mann aus Zimmer vier schon da. Kragte mit dem Kniefer auf der Nase zwischen den Badwannenrängen herum und deutete auf den Schwamm. Der Hausknecht fuhr mit der Faust darüber hin und meinte: „Des macht nix. Ma derß ja net weg-fragn, weils sonst rinnt!“ —

„Toll — toll!“ raunte der fremde und fingerte an dem Rest von einem Thermometer herum, der wie ein Zeigefinger in die Luft stand. Aber auch hier beruhigte

ihn Kriechen: „Der is hin. Is eh net gangen!“ — Bedauernd schupfte er mit der Achsel, heizte noch einmal tüchtig nach und fragte blinzelnd: „Möcht der Herr des Bad warm oder kalt?“ ...

Der fremde, der mit der Uhr in der Hand die Vorbereitungen verfolgte, fröstelte vor Wut: „Mensch, warm doch — aber auch nicht zu heiß!“

Kriechen grinst: „Nur ka Angst! — er werd eh net richtig warm, der Ofen ... ghört halt amal feher, aber es rentiert sich net!“

Nach weiteren zehn Minuten war es so weit. Das föhlliche Gäß schwemmte fünf Käfer, eine Handvoll Mörkel und Reste von einem Schwalbennest aus der Gurgel des Wasserbahns.

„Wohl bekommt!“ schrie der Hausknecht noch durch den Türpalt und ließ die Tür ins Schloß frachen: „Draushens net zu spern — des Luada geht so net gheht auf!“ ... Der fremde fluchte und warf je einen Socken und einen Stiefel in irgend ein Eck. Dann hing er das Sakko, den Kragen und die steife Hemdbrust vorsichtig auf den einzigen wackligen Holzstuhl und

wollte sich endlich mit Genuß dem Bad hingeben, als er zu seinem Entsetzen bemerkte, daß die Wanne schon wieder leer war.

Eine genaue Untersuchung mit dem Zneiher ergab, daß der Gummischöpfel total durchlöcheret war und die Wanne somit gar nicht abschließen konnte. Mit einem großlichen Kluch öffnete der fremde neuerdings den Sabn. Aber es lief jetzt nur noch lauwarmes Wasser heraus, da der Ofen bereits wieder im Erfalten war.

Wieder prasselte es rauschend in die Wanne, während der fremde mit beiden Füßen das Ausflusßloch bedeckte, was sich als sehr mühevoll erwies. Denn jeder Scheit davon weg brachte auch schon wieder den Wasserspiegel zum Sinken.

Während sich solchermaßen der fremde zahnklappernd einseifte, bekam er einen Wadenkrampf und eine Ganshaut. Und als er glücklich mit dem Einseifen fertig war, hatte auch die Badewanne den letzten Liter wieder hergegeben.

Als der Mann zum drittenmal den Sabn öffnete, schoß eiskaltes Wasser aus der Leitung. Auch die letzten Buchenscheiter

waren längst verglüht. Während solchermaßen der fremde vor Frostschauer in der Badewanne hüpfte, machte es unter seinen Füßen einen Krach und der angelotete Zinkboden brach durch, im Uu das ganze Zimmer mit dem Rest von Wasser überschwemmend.

Durch diese Erschütterung schien aber auch der Ofen mit ins Wanken gekommen zu sein, denn, während der fremde noch nach seinen Socken fischte, tat es vom Kaminrobr her einen Anall. Beiseit atmend wie ein bisher verstopptes Nasenloch, spuckte das alte, brüchig gewordene Robr zwei mächtige Kufffontänen aus den Nüstern.

Damit war auch die letzte seelische Energie des Badegastes gebrochen. Einen letzten Hilfschrei ausstosend, sank er — geteert, gerülpelt und gerigert — dem eindringenden Hausknecht in die Arme, der ihn, angesichts der bevorstehenden Badreinigung, in ein Eck schmiß. „Schicht eahm ja recht, dem überpannten Teuf — was muas er in aller Herrgottsfruh badn. Jetzt is er dreckerer als zuvor!“ ...

Berichtigung.

Das in Nr. 30 erschienene Gedicht: „Am Fluß“ wurde uns von dem Schriftsteller Erwin Damian, München eingeleitet.

Die Jugend.

VERLAGEN SIE

ÜBERALL DIE „JUGEND“

Seufzer-Ecke der „Jugend“

1. Jene Dame, die gestern in der Herrnstraße von einem Automobil überfahren wurde, wird von dem großen Herrn mit Zwicker, der daselbe lenkte, um Lebenszeichen gebeten, unter „Amor im Auto“ an die Redaktion.

2. Die Dame im Sonnenschirm, welche den Herrn im Stock mit Silbergriff auf den Fuß trat, wird, falls weitere Annäherungen möglich, ebenso dringend als sehnsüchtig um Nachricht unter „Soppla“ Hauptpostlagernd gebeten.

3. „Kosa! Du hast mir mein Herz und meine Uhr gestohlen. Gib mir eines von beiden wieder, oder es geschieht ein Unglück! Mit Gruß Dein armer Ludwig!“

WENN *Photo — DANN Schaja*
MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

SEEHAUS
KLEINHESSELOHE
Die führende Gaststätte im Englischen Garten in idyllischer Lage am See
Täglich nachmittags u. abends Konzert

HEIMLOTH & Co KDT. GES.
MÜNCHEN 2 NW. · ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Klischees *herst*
für Reklamengewerke *Münchener*
Kunst-Druckerei u. Buchbindungen *Klischee-Anstalt*
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Man erzählt sich ...

in Neuyork: Auf der Strafe treffen sich zwei berüchtigte Inflationsstieher aus Berlin und Hagen darüber, wie sich die Zeiten ändern. Beitel Mandelbelag seufzt: „Früher hatte ich ein Soll-Konto und ein Haben-Konto. Jetzt habe ich nur ein Soll-Gehabt-Haben-Konto!“

Paris: Am Seine-Ufer treffen sich zwei Abgeordnete vom Quai d'Orsay und der eine fragt:

„Möchten Sie einmal Minister werden?“

„Nein danke, ich war schon!“ antwortet prompt die Gegenseite.

Markensammler
erh. Inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Stadlerstr. 49
Werbung
bringt
Arbeit

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München
Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63



Bauer

Aus unserem Skizzenbuch

Stisch vom Standesamt

Dieser Tage befand sich einer unserer Freunde gegen zehn Uhr vormittags in der Nähe des Standesamtes I. Da Hochzeiten seine menschliche Anteilnahme erwecken, verweilte er unwillkürlich einen Augenblick in der Nähe des Einganges. Seine Neugierde wurde sofort belohnt, denn heraus trat mit erster Miene, ein Bewußtsein seiner sittlichen Tat, ein Bräutigam im frack. Hinter ihm erschien, in einer Wolke Tüll, die glückliche Braut. Auf dem linken Arm trug sie einen riesigen Blumenstrauß, mit dem rechten hängte sie sich bei ihrem neuvermählten Gatten ein. Mit wehendem Brautschnelzer schritt das Paar vorbei am Alten Peter zu einem offenbar neuen Wagen, der unten auf der Straße parkte. Schnell stiegen die beiden ein, die Türen klappten, der Motor sprang an und sie fuhren davon. Auf der hinteren Scheibe des Wagens aber stand: Noch plombiert.



Alpinistinnen wider Willen

Eine Sommerfrischlerin, Jahrgang 1916, genoß in Schliersee zum ersten Male den Anblick richtiger Berge. Sie besaß keinerlei Kenntnis davon, daß der Alpinismus eine gewisse Technik erfordert. Bekannt war ihr lediglich, daß man Berge besteige, um zu einer „lohnenden“ Aussicht zu kommen. So kletterte sie munter drauf los. Dieses unternehmungslustige Fräulein schloß in wenigen Tagen freundschaft mit einem anderen, des Gebirges ebenso un-

fundigen Mädchen, und beide beschloßen, auf den Wendelstein zu gehen. Mit einem Stadtköffchen und „Gehschuhen“ mit halbbohen Absätzen machten sie sich auf den Weg und gingen auf den Berg zu. Da jedoch, wie sie richtig überlegten, Autostraßen nicht gerade auf Berggipfel führen, verließen sie den Weg und marschierten in ihrem Stadtkostüm geradeswegs auf den Gipfel zu. Es wurde steiler und steiler; ein Weg war nicht zu finden. Aber die Orientierung ist ja einfach: wo es bergauf geht, liegt der Gipfel, wo es berg-



ab geht, liegt das Tal. Also gingen sie bergauf und meinten, die Kraxelsteie müsse so sein. Sie hatten dreiviertel ihres — gelinde gesagt halbschneckerischen — Aufstieges hinter sich, als sie auf einen Stein trafen mit der Aufschrift: Hier stürzte im Jahre 1929 der Jäger Kaver . . . tödlich ab. „Ein Märtel! Mit einem Male kam ihnen zum Bewußtsein, daß eine solche Kletterei auch gefährlich sein könne und sie flohen wie gehetzt auf den Gipfel, den sie mit ihrem Sandköffchen in Rekordzeit erreichten.“

Stromer

Einer unserer malenden Mitarbeiter berichtet:

Eine ich da eines Sonntags früh in guter Kleidung am Platze des Städtchens und aquarellierte. Neugierig setzt sich ein Arbeitsmann herzu und erzählt mir. Da ich nach seiner Familie frage, sagt er: „Mei Sohn, der in der fremd is, der malt aa, des is aa so aa Stromer!“

Auf dem Gebiet der Reklame ist man heute von weltanschaulichen Kämpfen abgekommen. Wer erinnert sich nicht an den Mundstückfreit der Zigaretten? Die eine Firma behauptete, daß Zigaretten ohne Mundstück besser schmecken, die andere bewies, daß Zigaretten ohne Mundstück leicht an den Lippen festkleben und man oft den Tabak zwischen den Zähnen habe. Neue Kunde aber kommt zu uns aus Amerika, wo vor Jahren ein Streit zwischen Zigaretten und Säbigeiten entbrannt war, der dann ebenso im Sande verlief. Heute behauptet eine Firma, daß ihre Zigaretten „freundlich zu Ihrer Kehle seien“. Zum Beweis befragt man bekannte Persönlichkeiten der Gesellschaft über ihr Urteil, das — merkwürdig genug — stets positiv ausfällt. So versicherte ein bekannter Sänger, daß diese Zigarette seiner Kehle niemals aus nur im Geringsten geschadet hätte. Ein Zeitungsmann konnte es sich nicht verjagen,



den Sänger einmal darüber auszuhorchen, ob diese Behauptung auch ehrlich gewesen sei. „Aber selbstverständlich“, antwortete entrüstet der Mime. „Was glauben Sie, wie ich meine Kehle schonen muß! Ich rauche nämlich überhaupt nicht!“

Umtaufe

Ein Mann kam aufs Standesamt mit dem Begehre, sich umtaufen zu lassen. Nachdem man ihn an die Polizei und von dort wieder an die zuständige Stelle gewiesen, wurde ihm versichert, daß eine Umtaufe gar nicht in Frage käme. Denn heutzutage wäre man mit derartigen Gesuchen so überlastet, daß man solchen Ansinnen nur in den seltensten Fällen entgegenkommen könnte. Es mußte sich denn um einen ganz besonderen Fall handeln, in dem man eine Ausnahme machen könnte. Nachdem er solchermaßen genügend Warnungstafeln aufgerichtet hatte, fragte der Beamte: „Wie heißen S' denn?“ — „Aloys Hinterforger“, war die Antwort. „Aloys Hinterforger? Ja mei! Dds verstenga mir scho, daß S' net so heißen mögen. Da könnte ma freili scho eine Ausnahme machen. Also sagen S' amoi, wie möchtet S' denn heißen?“ — „Franz Hinterforger!“

Die Jugend

Zeichnungen von Klee

München und die Kunst

Theater-Ausstellungen

Was Ausstellungen betrifft, ist München überraschend vielseitig. So gibt es dort gleich zwei Theatermuseen; eines an der Königsstraße und das andere in der Residenz. Die Residenz gibt im allgemeinen einen Überblick über die historische Entwicklung der Bühne und des Theaterbaues, während wir an der Königsstraße vorwiegend moderne Sonderausstellungen finden. Gegenwärtig wird uns dort das Werk des kürzlich ernannten Reichsbühnenbildners Benno von Arnt nahegebracht. Daß dieser Künstler ein hervorragender Maler und Architekt ist, zeigen seine Aquarelle und Ausstellungsbauten, unter welch letzteren das Gaus der Arbeit der Deutschen Arbeitsfront besonders eindrucksvoll ist. An den Bühnenbildern fällt die große Tiefe und Raumwirkung besonders auf. So die große Galathee in: Wenn die Jarin lächelt, oder die zweite und die letzte Szene aus den Meistersingern, zu denen das erste und dritte Bild durch die enge räumliche Geflossenheit in reizvollem Gegensatz stehen. Die Gemütslichkeit des Aktiers in La Bohème, die Stilleheit des japanischen Hauses in Madame Butterfly geben weitere reizvolle Einblicke in das Werk des Bühnenbildners.

In der Residenz dagegen finden wir anhand sauberer Modelle und Querschnitte einen Überblick über die Geschichte der Bühne des Theaters. Die geschlossene Schönheit und Harmonie des griechischen Theaters um 300 v. Chr. steht uns mächtig an. Dadurch allerdings, daß es kein „Zwischen der Szene“ gibt, fehlt das Geheimnisvolle, das dem europäischen Theater der letzten Jahrhunderte den eigentlichen Reiz verleiht. Die Entwicklung dieser eigentlichen „Bühne“ aber zieht sich durch die ganze Geschichte des „Abendlandes“ hin, von den kirchlichen Spielen über die Shakespeare-Bühne bis zu den großen modernen Theatern sehen wir das Werden der Bretter, die die Welt bedeuten. Wie Wagner- und Bühnentechnik Hand in Hand gingen, zeigt die Entwicklung der Wagner-Opern in den letzten fünfzig Jahren. In den Bühnenbildern

zu Walküre, Tristan und Meistersingern zeigt sich von 1895 bis 1933 immer größere Einfachheit, Klarheit und Geflossenheit. Besonders hübsch sind die Modelle der verschiedenen Opernhäuser in Deutschland vom Rokoko bis auf unsere Tage.

Deutsches Museum: Gernsehen

Ist Technik Kunst? Wir können es nicht leugnen. Nach dem Worte Friedrich von Gottl — ad Kilienfels ist Technik die Kunst des rechten Weges zum Zweck. Während die forschende Wissenschaft ein zergliedernder Geistesvorgang ist, liegt das Wesen der Technik im erfindenden Schöpfertum. Der große Techniker, Arzt und Erfinder, ist Künstler. Doch beneiden wir den Streit, ob die Technik ein Kind der Wissenschaft oder der Kunst sei. Aus der Vermählung beider ist sie entstanden. Deshalb darf die Kunststadt München das Deutsche Museum, ihren einmaligen Tempel der Technik, mit Stolz unter ihre Kunstdenkmäler zählen. Es ist der Inbegriff des Museums überhaupt, einzig in der ganzen Welt — neben ihm wirkt selbst das Smithsonian Institute in Washington wie eine Kumpfkammer.



Die Schau, welche gegenwärtig den besonderen Anziehungspunkt bildet, ist die

Jernsehausstellung. Durch Entgegenkommen des Reichs-Postministers und der Firmen, die an der Entwicklung des Jernsehens beteiligt sind, war es möglich, die Jernseh-Sonderchau in diesem Jahre zu eröffnen, und dort die erste Jernseh-Sprechstunde in München zu zeigen. Von hier aus kann jeder Besucher mit seinem Partner in der Gegenwart im Haupt-telegraphenamt Jernsehen und sprechen. Welcher Weg zurückzulegen war, um das zu ermöglichen, zeigt die Ausstellung. Die Photozelle und die Draufsche Nöhre sind es, die dieses Wunder möglich machen. Das zu übertragende Bild wird bekanntlich in Zeilen zerlegt, die von einem Lichtstrahl abgetastet werden. Die Photozelle setzt Helligkeiten in Stromschwankungen um, welche die gesendeten Wellen verändern und vom Empfänger in der gleichen Weise reproduziert werden, wobei die größten Schwierigkeiten in der Synchronisierung des abtastenden Strahles bei Sender und Empfänger bestanden. Die zahllosen Versuche, die zum Jernsehen führten, zu beschreiben, fehlt hier der Raum. Wer die Ausstellung besucht, hat das Erlebnis, vor einer der genialsten Erfindungen der Gegenwart zu stehen.

Süddeutsche Volkskunst

Eine besonders reichhaltige Sammlung angewandter Kunst aus öffentlichem und Privatbesitz zeigt die Ausstellung Süddeutscher Volkskunst im Ausstellungspart auf der Theresienhöhe.

Von den Spiralen, Hasenfingern und Künsten germanischer Vorzeit, von den Modellen der Bauernhöfe, deren Grundform sich durch die Jahrhunderte erhalten hat, rollt sich vor uns die Kulturgeschichte unseres Volkes auf. Erlesene Stücke deutscher Handwerkskunst werden gezeigt, in Holz, Schmiedeeisen und edlen Werkstoffen. Weihnachtsrippen, Musikinstrumente, und Geräte aller Art, Bauerntheater, Trachten und Brautkrone. Mit Erstaunen erfahren wir, daß die Schachteln, in denen Datteln aus dem Orient und Vordafrika kamen, Spanischbäumen aus Bayern waren. Andere Handwerke sieht man in der Ausstellung bei der Arbeit: Glasbläser, Töpfer, Korbflechter und Weber. Eine weitere Bereicherung erfährt die Ausstellung durch eine Schau von Kinderzeichnungen und durch einen Verkaufstand des Bayerischen Kunstgewerbevereins.

Wilhelm Busch, der Künstler, herausgegeben im Auftrag der Wilhelm-Busch-Gesellschaft von Robert Dangers. Mit 125 Abbildungen und 5 farbigen Tafeln. Preis kart. RM. 4.80. Leinen RM. 6.50.

In der Reihe „Kunstbücher des Volkes“, die der Rembrandt-Verlag (Berlin) herausbringt, ist ein Wilhelm-Busch-Buch erschienen. Der Verlag hat sich damit

erneut ein bedeutendes Verdienst erworben. Zu dem sehr niedrigen Preis bei einer Ausstattung, die in jeder Beziehung erfreulich und vorbildlich ist, kommt die sorgsame Arbeit des bekannten Busch-Forschers Robert Dangers, die eine liebevolle Vertrautheit mit dem Gegenstand überall spüren läßt und sowohl in der kenntnerhaften und fesselnden Gestaltung des Textes wie auch in der Auswahl des

sehr gut wiedergegebenen Bildmaterials mühelos einen reichen Eindruck vermittelt von dem Leben und dem Werk eines wahrhaftigen Menschen und Künstlers.

Die Doppelgesichtigkeit der wohlbekannte Humorist und Karikaturzeichner offenbart sich hier in seiner Urhebungs als Zeichner und Maler und muß im Kunstschaffen des 19. Jahrhunderts in einer



Große Herbstlandschaft mit Kühen. Gemälde

Wilhelm Busch

Reihe mit den wenigen großen Meistern dieser Zeit betrachtet werden. Diese Tatsache belegt der Herausgeber durch die zahlreichen und mannigfaltigen Abbildungen, die in vielen Fällen Erstveröffentlichungen sind und einen übersichtlichen Einblick in die Gesamtleistung des genialen Meisters gewähren.

In anschaulicher Schilderung erstet das Leben dieses eigenwilligen Menschen, der in heimlichstarker Vertrautheit mit der Natur allen Erscheinungen des Daseins in Tier und Pflanze zugewandt ist und ganz realistisch und naturalistisch allmählich zu einer innerlichen, wesenhaften Wirklichkeit vorstößt. In kaum mehr als 15 Jahren erfüllt sich seine „eigentliche Begabung und Berufung“, innerhalb dieser Zeit hat Busch alle seine Werke geschaffen in ländlicher Abgeschlossenheit „ohne wem was zu sagen“, ohne die Anregung irgendeiner fremden Beurteilung, allein in tätiger und eindringlicher Selbstkritik. Wohl Mancher, der in Busch zu sehr nur den schrulligen Einsiedler sieht, wird überrascht sein, wie stark und unverfälscht ein nachspärendes und erlebendes Bewußtsein am Werke ist, erfüllte Form und eindeutige, atmende Gestalt hervorzubringen. Erstaunlich unverföhrt von der überwie-

gend süßlich genrehafte Gedanken- und Historienmalerei des 19. Jahrhunderts sucht und findet Busch einen eigenen Weg und Boden. Über aufgelockerte, immer lichtere, impressionistische Bilder hinaus, erwächst ihm die Landschaft gefalteter und strenger zu einer in sich ruhenden und verweilenden Bildsensation, gegenständlich wirkend, in anhebenden Schwingungen, gestillt und gehalten von der Einheit der groß aufgefalten Komposition einer nicht mehr zufälligen und doch auch keineswegs arrangierten Welt des Lichts.

Wenn einzelne Zeichnungen von Figuren und Porträts unwillkürlich an Namen wie Menzel und ja (auch bei einigen Landschaftsstudien) selbst an Dürer und Rembrandt erinnern, so darf von den impressionistischen Arbeiten gesagt werden, daß sie noch bei einer gewissen Selbstständigkeit neben den Leistungen des französischen und deutschen Impressionismus nicht nur bestehen können, sondern einen besonderen Rang einnehmen. Unsommer, als die persönliche Handschrift des Künstlers, so unmittelbar und frei sie anmutet, nie sich gehen läßt, und bei unbekümmerter Skizzierung geistige Gestalt aufweist und Bilder gibt, die keine Studien mehr sind.

Das Eigenste und einmalig Große bei Busch ist die Darstellung der niederdeutschen Landschaft mit ihren Mühlen, Kopfweiden und Kühen. Wie hier der Gestalter sich entwickelt in eindringlicher Beobachtung und Auseinandersetzung mit den künstlerischen Möglichkeiten, bis das Gesicht der Landschaft in beinahe karger Einfachheit erscheint, das zeigt der vorliegende Band besonders schön im Bild und Text. Mit starkem Farbausdruck ist zuletzt eine expressive Malerei verwirklicht von einem natürlichen Farbensymbolismus in einem erregend einheitlichen Rhythmus des Bildgeschehens, der dennoch die Gegenständlichkeit nicht verliert, ja gerade in der starken Einordnung der Einzelheiten deren zugehöriges Wesen zum Ausdruck bringt, so daß eine Gesamtwirkung entsteht von erdgebundener, kosmischer Bedeutung.

Die durchaus unsentimentale und unmanipulierte Atmosphäre, die von Buschs Werk und Leben ausstrahlt, ist hier beschworen und dürfte den Kenner wie den Laien gleichermaßen ansprechen und erfreuen, allein schon durch ihre ehrliche und herzliche Menschlichkeit. Das Buch kann als Geschenkwerk noch besonders empfohlen werden.



Rheinen

HUNDEBEGRÄBNIS

Schnufi, Frau Steinfellners heißgeliebter Zwergackel, hatte das Zeitliche gesegnet.

„Wir müssen ihn vom Wasenmeister wegschaffen lassen“, sagte Herr Steinfellner zu seiner nicht mehr jungen Gattin.

Seine Worte gingen in ihrem Schluchzen unter.

„Wir müssen den Wasenmeister verstandigen, daß er ihn abholt“, wiederholte Herr Steinfellner lauter.

„Den Wasenmeister?“ Frau Steinfellner, die neben ihrem toten Lieblich kniete, hob das tränüberströmte Gesicht. „Den Wasenmeister!... Oh, oh!“

„Aber sei doch vernünftig, mein Kind. Wir können ja den toten Hund nicht in der Wohnung behalten!“

„Glaubst du, ich weiß das nicht? Aber den Wasenmeister! Nein, nein, nein...!“

Wieviel Auseinandersetzungen hatte es wegen Schnufi in dieser Ehe schon gegeben. „Soll ich mich wegen dem blöden Vieh zum Schluß noch einmal aufregen?“ dachte der Mann. Er hatte nicht die Absicht, sich den Samstagnachmittag verder-

ben zu lassen. So nahm er Gut und Mantel und ging ins Kaffeehaus.

„Lieblos und verzlos, geht, Schnufi!“ murmelte die Frau und strich dem Hund über das Fell. Aber Schnufi schmeigte heute nicht mehr den Kopf an sie. Schnufi war ja tot!

Frau Steinfellner sah nun selbst ein, daß Schnufi aus dem Haus müsse. Aber wenigstens eine würdige Begräbnisstätte sollte er bekommen. Und so hüllte sie den abgezehnten Hundekörper behutend in doppeltes braunes Papier, verschürte das Bündel und machte sich mit demselben auf den Weg nach Tausdorf.

Schnufi wie einen Säugling auf den Armen haltend, bestieg sie die Elektrische. Und dann saß sie, das Paket neben sich, plötzlich inmitten einer Gesellschaft junger Leute und fühlte sich zwischen der hübschen Blondine und deren vergnügten Begleiter doppelt unglücklich.

Der Weg von Tausdorf auf den Leopoldsdorf dünkte sie diesmal endlos. Wie oft war sie ihn mit Schnufi in den letzten Jahren gewandert! Heute machte sie ihn zum letztenmal mit ihm.

Der kleine May: „Mama, weißt du eigentlich, woher die kleinen Kinder kommen?“

Mama schweigt.

May: „Du weißt es nicht. Aber ich weiß es schon ganz genau.“

„Gumori des Auslandes, Tommy“, sagte der Lehrer, „wieviel ist die Hälfte von 6?“

„Ich weiß es nicht Herr Lehrer!“

„Nun, denk mal nach. Zwei Männer nehmen 6 Mark und teilen sie zur Hälfte. Wieviel kriegt dann jeder?“

„Ungefähr 14 Tage, Herr Lehrer!“

Sie: „Unterlasse dich nicht, diesen Likör zu trinken! Oder ich rede in meinem Leben kein Wort mehr mit dir!“

Er: „So? Nicht? — Proßt! auf ein recht langes Leben!“

Fataler Druckfehler: (Aus einer Anzeige) Heute Abend Vortrag des Pastors Lämmle: „Über die Notwendigkeit eines Vereins zur Hebung der Sittenlichkeit.“ Gäste, besonders Damen, willkommen.

A: „Wat war denn das für 'n Krach im letzten Quartier?“

B: „Ich war Julius Cäsar!“

A: „— —?“

B: „veni — vidi — vanzi!“

Ja, hier unter dieser großen Eiche sollte er sein Grab haben. Mit zitternden Händen löste sie den Spagat von dem braunen Paket und begann es langsam aufzuwickeln. Vom Kahlenbergerdörfel tönten die Abendglocken herauf.

Aber was war das nur? Hatte sie Schnufi in der Aufregung in Pergamentpapier gepackt? Noch dazu in fettes Pergamentpapier? Und was für einen Geruch dieses Papier ausströmte! Die dicken Tränen, die über Frau Steinfellners Wangen rollten, gingen an spärlicher zu fließen. „Drocker Gott!“ schrie sie dann auf und starrte auf das nun offene Paket. Da lag — ein frisch gebratenes, appetitliches Gansl!

Zur gleichen Zeit gab es in einem Tausdorf-Heuergarten einen kleinen Tumult. Die hübsche Blondine, Frau Steinfellners Nachbarin in der Elektrischen, war ohnmächtig geworden. Sie hatte beim Öffnen des mitgebrachten „Fresspakets“ an Stelle ihres Gansls den toten Schnufi vorgefunden.

Ganny Weiß

MÜNCHEN / 1937 / NR. 35

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Stilleben



Marion ist schlau

Von Michael Erdödy

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei)

Elemer von Boltor, ein feinerreicher Junggeselle, lebte nur für die Astronomie. Alles andere interessierte ihn nicht. Da er die ganze Nacht hindurch mit seinem Fernrohr die Milchstraße beobachtet hatte, war er sehr spät aufgestanden. Er klingelte um seinen Diener.

„Was für einen Brief haben Sie mir da auf den Tisch gelegt?“ fragte er noch verschlafen.

„Er ist mit der Frühpost eingelangt.“ Auf dem Umschlag stand als Absender der Name einer Frau: Marion Vary, Erzsebethstraße 178. IV/8.

„Wer ist diese Frau?“ fragte Boltor. Der Diener suchte die Ähfel und entgegnete: „Ich kenne sie nicht.“

„Dann schicken Sie den Brief unersöffnet an die Aufgeberin zurück... Ich liebe solche Belästigungen von unbekannten Frauen nicht... Übrigens, Sie können gehen...“

Elemer riß den Briefumschlag auf und las:

„Geehrter Herr!

Ich finde in der Eile keine richtigen Worte, um meiner Enttäuschung über Ihr unwillkürliches Vorgehen entsprechend Ausdruck zu verleihen. Sie halten sich für einen Gentleman. Nun, auch ich bin eine vornehme Dame, mit der man nicht auf der Straße Bekanntschaft schließen kann. Sie schreiben mir, daß Sie mich in Ihrem Auto durch die Erzsebethstraße folgten, vor dem Tor meines Wohnhauses stehen blieben und gewartet hätten, ob ich nochmals zurückblicken werde! Nein, mein Herr, da haben Sie sich geirrt! Ich erinnere mich gar nicht an Sie, da ich zubringende Männer immer mit Verachtung straße. Es war meine Pflicht, Ihren Brief zu beantworten, damit Sie mein Schweigen nicht etwa fälschlich auslegen und sich

zu weiteren Kühnheiten vermaßen. Ich hoffe, mir Ihnen hiermit endgültig abgerechnet zu haben.

Marion Vary.“

„Sonderbar!“ überlegte Boltor, „wirklich sonderbar. Wenn ich nur wüßte, wer jener Schuft war, der meinen Namen mißbraucht hat?“

„Sehr geehrtes Fräulein!

Ich halte es für meine Pflicht, zu erklären, daß ich nicht identisch bin mit jenem Mann, der Ihnen im Auto durch die Erzsebethstraße folgte und Ihnen den Brief schrieb. Von letzterer Tatsache können Sie sich auch gleich durch meine Schrift überzeugen. Ich war stets Gegner von Straßebekanntschäften. Die Wissenschaft und mein Tatgefühl haben mich davon immer abgehalten. Jemand hat meinen Namen mißbraucht, und ich kann nichts anderes tun, als Sie über den Sachverhalt aufklären. Ihr unbekannter Verehrer

Elemer v. Boltor.“

Dieses Schreiben übergab er seinem Diener.

„Tragen Sie diesen Brief zu Fräulein Marion Vary, Erzsebethstraße Nr. 178, 4 Stock, Tür 8, und übergeben Sie ihn, wenn möglich, persönlich.“

Der Diener läutete in der Erzsebethstraße an, wo ihm ein schmuckes Stuben-

mädchen öffnete. Er handigte diesem die Visitenkarte seines Herrn ein, die er vorförglich zu sich gesieckt hatte.

Das Mädchen verschwand im Zimmer. Sie kam rasch wieder zurück.

„Bitte weiterzukommen...“

Er trat ins Zimmer. Eine ältere Dame begrüßte ihn freundlich und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

„Danke“, stammelte der Diener. „Ich glaube aber, hier dürfte ein Irrtum vorliegen...“

„Ein Irrtum? Wieso?“ fragte die Dame, den Mund verziehend.

„Weil Sie mich sicherlich für Herrn Elemer von Boltor halten, während ich bloß sein Diener bin. Ich habe einen Brief meines Herrn an das Fräulein Marion Vary zu bestellen.“

Die Dame kam nicht in Verlegenheit:

„Das dachte ich mir sofort, daß Sie nur ein Diener sein können. Übrigens bin auch ich nicht jene Dame, für die Sie mich zu halten scheinen. Fräulein Vary ist im Ministerium beschäftigt und kommt erst am Nachmittag nach Hause. Ich bin ihre Quartiersfrau... Und Fühl fügte sie hinzu: „Bitte um den Brief, ich werde ihn dem Fräulein übergeben.“

Boltor erwartete schon ungeduldig seinen Diener.

„Nun? Was gibt es?“

„Das Fräulein war leider nicht daheim. Ich habe den Brief ihrer Quartiersfrau übergeben.“

„Mit einem Wort, sie wohnt in Untermiete?“

„Ja. Das Fräulein ist nämlich Sekretärin im Unterrichtsministerium.“

„Woher wissen Sie das?“

„Die Quartiersfrau hat es mir verraten. Sie hat mir auch ein Lichtbild der jungen Dame gezeigt.“



„Ist sie hübsch?“
„Die reizendste Frau, die ich je gesehen habe.“

Voltor winkte ab:
„Danke. Auf das Weitere bin ich nicht neugierig.“

„Sehr geehrter Herr!

Nachdem Ihr Name zweifellos mißbraucht wurde, werden Sie doch sicherlich in die mit Ihrem Familienwappen versehene Visitenkarte und die darauf geschriebenen Zeilen Einsicht nehmen wollen?

Vielleicht wäre es möglich, an Hand der Visitenkarte dem Übeltäter auf die Spur zu kommen. Ich bin gerne bereit, Ihnen die Karte einzuhändigen, damit Sie die nötigen Schritte einleiten können. Rufen Sie mich aber vielleicht vorerst im Ministerium an: B 16-5-75, Klappe 63.

Mit Gruß

Marion.“

Briefen verdanken, daß sie Voltors Gattin geworden war.

„Und wer war jener Kerl, der dir mit dem Auto folgte?“ fragte einmal ihre Freundin, vor der sie keinerlei Geheimnisse hatte.

„Aber, ich bitte dich, du wirst doch nicht die Geschichte mit dem Auto geglaubt haben...!“

„Aber die Visitenkarte... mit dem Familienwappen!“

„Der Diener hatte sie bei meiner Quartiersfrau zurückgelassen... Es stand keine einzige Zeile darauf geschrieben.“



Kirche in Uffing

Gemälde von Wilhelm Heise



Alfons Graber

Alfons Graber

Nicht jeder Maler findet den Mäcen, der ihn entdeckt. Auch der Tiroler Alfons Graber lebt heute in Wien als Zeichenlehrer an einer Mittelschule. Bitter hat er sich durchkämpfen müssen, und nur wenige haben an ihn geglaubt und seine Bedeutung erkannt. So war es möglich, daß Alfons Graber, der an den Akademien Münchens und Wiens studierte, in aller Zurückgezogenheit der Höhe seines Schaffens entgegenwuchs.

Er machte es sich nicht leicht. Jahrelang erprobte er die verschiedensten Malweisen. Eitempera, Gypsfarbe und anderes wird systematisch mit tiefer Energie, nicht selten aber auch mit edelschöner Verzweiflung versucht und wieder beiseite gelegt. Heute ist Alfons Graber 36 Jahre alt. Nach ungezählten Versuchen, bei denen der Farbauftrag von dünner Lasur bis zu passiofer Schwere und zentimeterdicker Lage wechselt, hat er sich zu einer ganz persönlichen Malweise durchgerungen, die selbst dem sachmann Kästel aufgibt. So groß die Bilder angelegt sind: Es gibt kein Stück Fläche auf der Leinwand, das

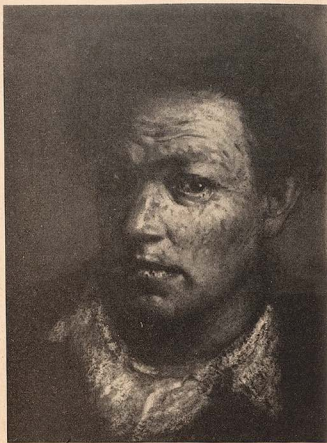
„leer“ aussieht. Wohl aber bemerken wir jene Kostbarkeit im Farbauftrag, die sich höchstens in den Werken alter Meister, bei Tizian oder Rembrandt findet.

Kein heutiger Maler erinnert in der Tiefe des Hell-Dunkel stärker an Rembrandt als Alfons Graber, — ohne daß die geringste Empfindung eines Epigonen-tums aufkame, wie wir sie z. B. in manchen Werken Lenbachs spüren. In der Gegenwart ist uns nur ein Maler bekannt, der auf anderem Wege dieser Kraft des Hell-Dunkel wieder nahekommt: Franz Kederer. Hier wie dort spricht eine starke ursprüngliche Begabung, über deren Echtheit und Unabhängigkeit kein Zweifel aufkommen kann. Es ist die Persönlichkeit des Künstlers, die uns gefangennimmt.

Form und Farbe, Linie und Licht sind die Urelemente des Bildes. In der Regel ist es bei den großen Meistern immer nur eine dieser Qualitäten, die das Geſes des Bildes bestimmt. Michelangelo betonte die Form, Rubens die Farbe, Dürer die Linie, Rembrandt das Licht. So ist es kein Wunder, daß wir bei der Betrachtung der Lichtwirkungen in Grabers Bil-

dern an Rembrandt denken müssen. Denn er ist ein Meister in der Beherrschung des Lichtes. Schon in frühester Zeit hat der Künstler sich mit dem Lichtproblem beschäftigt. Während aber die Bilder im Anfang in warmen gelblichen Tönen gehalten waren, gingen sie allmählich in ein reiches, edles Grau über, aus dem die Farbe hervorleuchtet, immer von einem Stimmungsgrund gebündelt. Auch hier können wir mit Hans von Marées sagen: Im farbigen Grau zeigt sich der Meister. Es kam dem Künstler aber nicht darauf an, Gegenständliches durch Lichteſſekte zu entkörpern. Sondern das Licht soll die Form steigern und vertiefen. Die dargestellten Formen reden eine klare und eindringliche Sprache; selbst die dunkelsten Schatten heben mehr hervor als sie verbergen. Diese Tiefe, dieser Reichtum in der Schattierung läßt die Lichter in fast unirdischem Glanze herausreten. Wie Rembrandt hat Alfons Graber die geheimnisvolle Gabe, alles, was er berührt, in Gold zu verwandeln.

©. K.



Selbstbildnis

Alfons Graber

Das schöne Bild

Ein Engländer, Lord Clarenton, erwartete einst in der Nähe von Antwerpen ein reizendes Landhaus. Der niederländische Maler Adrian van de Velde fuhr bei dem Haus vorüber und fand solchen Gefallen daran, daß er beschloß es in einem Bilde festzuhalten. Er ließ sich in der Nähe nieder und machte im Verlaufe einiger Wochen eines seiner schönsten Gemälde, in dessen Mittelpunkt das Landhaus Lord Clarentons stand. Der Maler forderte für das vollendete Bild einen ziemlich hohen Preis und da er nicht rasch genug einen Käufer fand, so beschloß er, es zum öffentlichen Verkaufe zu bringen. Zufällig kam auch der Besitzer des Landhauses zur Auktion nach London, er sah seinen Besitz auf dem Bilde und bot um die Wette mit.

Schließlich bekam er Angst, daß das Gemälde in andere Hände gelangen könnte und er rief: „Ich gebe das Original für die Kopie!“

Alles geriet in Erschrecken, denn man glaubte, daß das Gemälde die Kopie eines anderen Bildes sei. Der anwesende Maler fuhr wütend auf den Lord los und fragte ihn, ob dies sein Ernst wäre und ob er das Bild wirklich für eine Kopie halte. Der Lord aber rief wieder: „Ich gebe das Original für die Kopie!“

Wieder schrie der Maler, daß dies ein Irrtum sein müsse und wieder überschrie ihn der Engländer: „Ich gebe das Original für die Kopie.“ Schließlich klärte Clarenton den Maler auf, beide gingen zu einem Notar und machten den Tausch rechtskräftig: Das Original-Landhaus gegen das Bild.

Die Stimme aus dem Publikum

In Marseille betrat ein sehr mittelmaßiger Schauspieler die Bühne. Er war aus Flandern gekommen und beherrschte das französische nicht sehr gut. Außerdem aber ließ ihn sein Gedächtnis im Stich und der Souffleur, der die Stimmung der Zuschauer gegen den Gast merkte, tat desgleichen. Im Schweiß seines Angesichtes wiederholte der unglückliche Mime immer wieder:

„Wer rät mir in dieser Gefahr, wohin ich nun soll wandern?“

Da ertönte es im gleichen kläglichen Tonfall aus dem Parterre:

„Das beste wird's wohl sein, sie kehren zurück nach Flandern.“

Gelächter ertönte und das Trauerspiel war als Lustspiel nach dem zweiten Akt zu Ende.



Alfons Graber

Die Fahne

Eine Erzählung aus dem heutigen Rußland

Von Erich Kernmayr

Gregor Gregorowitsch stand mit offenem Munde neben der Tribüne. Jedes Wort sog er dem Redner von den Lippen.

„Wir teilen das Land auf, Genossen, wir bringen die Freiheit, Genossen, es gibt keine Kulaken mehr und keine Bour-schuij. Die Brüder aus den Fabriken reichen euch die Hände! Und sie reicht euch die Hand, die russische Erde!“

Ein Aufatmen ging durch die Versammlung.

„Der Zar und die Popen, die Bour-schuij und die Kulaken, sie hassen uns! Denn wir sind die Träger der Freiheit! Sie wollen unseren Sieg mit ihren Kosaken und den tschechischen Legionären erschlagen! Die Fahne steht für euch! Sie steht für die Freiheit und fürs Brot! Und ihr müßt zur Fahne stehen! Wer reitet mit?“

Das rote Fahmentuch knitterte im Abendwind. Gregor zuckte zusammen.

„Nicht!“ sagte die Mutter leise, „zu’s nicht!“

Aber Gregor riß sich mit einem Ruck los und sprang nach vorne.

„Ich!“ schrie er überlaut, „ich, der Vater blieb gegen die Deutschen, die Kulaken haben unseren Hof genommen. Piotr, Seger, Wladimir! — Wir reiten.“

Immer mehr der jungen Bauern drängten sich zu dem Tisch.

Die Tage verliefen wie das Wasser der Wolga. —

Der Notarmist Gregor Gregorowitsch lag in den Schützenlöchern gegen Koltischak, ritt gegen die Kosaken Wrangels und schlug sich mit den mongolischen Hilfsregimentern Denekins.

Die Jahre verliefen, verliefen wie das Wasser der Wolga. —

Die Gesichter der Frauen flogen vorbei, die Städte und Dörfer. Nur der Kampf blieb. Die Maschinengewehre und die Barrikaden.

Der Notarmist Gregor Gregorowitsch trug die ersten Streifen am Armel und führte die Eskadron. Und oben, ganz oben im Norden Sibiriens, im letzten Auf-flacker der rebellierenden Tartaren, zerriß ihm eine Kugel die Lunge. Er bekam einen roten Stern und die Marschroute in die Heimat. Und hundertmal im Tag fragte er die Soldaten und die Arbeiter, die mit ihm die Streife fuhren: „Genossen, wie weit ist noch bis Chersjon?“

Von Chersjon, da waren es noch drei Stunden. Er staunte, wenn an den



Alfons Graber

Wagenfenstern die hohen, halb begonnenen Staumwerke und die breiten, uferlosen Maschinenanlagen der roten Fabriken vorüberflogen. Die Jahre, die er in der Mongolei und in Sibirien verritten hatte, sie hatten das Gesicht Rußlands verändert. Endlich hielt der Zug im Heimatdorf. Selig sprang er vom Trittbrett und ging hastig durch die vertrauten Straßen.

„He, Ivan!“ schrie er dem Alten zu, der genau so aussah wie vor Jahren. Nur merkwürdig zerrissen und zerlumpt.

„Erkennst du mich nicht?“ Der Alte blinzelte ihn scheu von der Seite an. Er sah den roten Stern und duckte sich.

„Nein, Genosse, meine Augen sind alt und schwach!“

„Kennst du den Gregor nicht mehr, den Gregor Gregorowitsch?“

„Gregor!“ schrie der Alte entsetzt, „Gregor —“

„Wie geht es der Mutter?“ er übernahm in der Freude das Erschrecken des Alten. „Wie geht es Natascha?“

„Gregor“, sagte der Alte leise und tastete mit seiner zitternden Hand an dem Hemdknöpfer herunter. „Junger und die Barrikaden haben uns klein gemacht!“

„Was soll das heißen?“

Iwan wusch seinem befremdeten Blick aus.

„Du wirst ja selber alles sehen, es sind viele verhungert. Auch deine Mutter.“ Er machte eine Pause. „Viele Frauen haben sich jedem angetragen für eine Scheitte Brot. Und Brot haben nur sie gehabt. Die Kommissare. Wir wissen von Natascha nichts im Dorf.“

Gregor wandte sich schweigend um und ging verloren in die Dämmerung. Er sah nicht rechts, er sah nicht links. Dennoch merkten seine Bauernaugen die verfallenen leeren Ställe, die armseligen, vernachlässigten Felder. Beim Dorfaustritt drängte sich ein halbwüchsiges Kind an ihn heran.

„Genosse, ich möchte mit dir gehen!“

Unter seinen Blicken wurde sie unruhig. Er leerte seine Taschen mit der letzten Soldatenlohnung und drückte sie ihr in die Hand.

„Kennst du Natascha?“ fragte er leise. „Nein!“ antwortete sie ängstlich, „ich kenne sie nicht!“

„Was liegt daran“, sagte er mehr zu sich selbst, „du bist Natascha! Alle sind Natascha!“ Verwundert sah ihm das Mädchen nach. Ohne sich umzudrehen ging Gregor zum Sowjet.

Vor dem Hause sangen junge Soldaten ein wehmütiges Lied. Von Rußland. Und von der Kabane.

„Den Kommissar willst du sprechen?“ fragte der Tischler abweisend, „das wird heute nicht mehr gehen!“

„Ich muß mit ihm reden. Sag‘ nur, Gregor Gregorowitsch ist zurückgekommen!“

Da stand der Kommissar auch schon in der Türe.

„Genosse Gregorowitsch“, rief er erheitert, „die Heimat grüßt den Helden des roten Oktobers!“

„Die Heimat?“ fragte Gregorowitsch mit eigentümlichen Lächeln, während er die Türe der Kanzlei hinter sich zuzog, „seit wann grüßen Tote und Krüppel, seit wann grüßt der Hunger?“

Der Kommissar rieb sich die Hände.

„Es sind viele Opfer gefordert worden, Genosse Gregorowitsch“, sagte er gewandt, „aber wir werden dich versorgen!“

„Versorgen? Wer spricht vom Versorgen? Gib mir die Toten zurück Genosse Kommissar, und gib uns das Land, die Freiheit und das Brot!“

Der Kommissar steckte sich lächelnd eine Zigarette an.

„Deine Tieren haben gelitten, Genosse.

Tote kann ich nicht lebend machen. Und das Land! Es geht alles seinen Gang!" Gregor griff sich nach der zerfetzten Brust. „Alles seinen Gang!" wiederholte er langsam, „du kannst also nicht helfen!" Gelangweilt schüttelte der Kommissar den Kopf.

„Dann kann ich dir auch nicht helfen", sagte Gregor Gregorowitsch ruhig und klar. Wilschnell hob er den schweren Stuhl, der krachend aus den Kommissar niederfiel. Er beugte sich über den Toten. Er stand wieder vor der Tribüne und es flatterten rote Fahnen. Und der

Kommissar sprach vom Land, von Freiheit und vom Brot. Aber keine Mutter sagte mehr: „Tu's nicht!"

Tausend Stimmen riefen lauter, immer lauter: „Es war recht getan!"

Auf einmal wurde alles weit vor Gregor Gregorowitsch. Ein schweres Drohnen lag in seinen Ohren. Heiß und salzig stieg es ihm die Kehle heraus. Er versuchte sich auf den Tisch zu stützen, aufstaltsam quoll das helle Blut über das weiße Tuch. Er stürzte und riß das rote, nasse Tuch herunter, das sich um ihn wickelte wie eine Fahne.

Und mitten durch das dunkle Tor ritt er noch einmal mit seiner Schwadron. Vor Oesja, bei Tomsk und im Ural. Aber die Fahne trug nicht mehr den roten Geißel des Kommissars, sie trug das Blut des russischen Volkes.

Draußen sangen die jungen Soldaten ein schwermütiges Lied. Von Rußland. Und von der Fahne. Aber das beschattete Gesicht Gregor Gregorowitsch leuchtete ein glückliches Lächeln. „Sie werden die Fahne tragen!" flüsterte er verloschend, „für Rußland, und nur für Rußland — gegen die roten Genfer und Kommissare!"

Etwas vom Caro

Von L. K. Konzet

Es gibt Leute, die gerne Vergleiche zwischen Mensch und Tier anstellen. Viele übertragen die Veranlagung und die Manner der vierbeinigen Caros auf eine gewisse Klasse von Beamten, vor denen sie sich ängstigen, ja fürchten. Sie meinen damit die Ausübenden des liebwerten Berufes der Vollstreckungsbeamten oder besser gesagt der Gerichtsvollzieher, die bekanntlich den Spitznamen Caro führen. Weiter gibt es Menschen, die kein Geld haben, dafür aber Schulden besitzen, die sie nicht bezahlen können. Die einen können nicht, die anderen — wollen nicht. Alle diese nicht „zahlenwillenden" oder nicht „zahlenkönnenden" haben je nach der Dialektik ihres Lebenszyklus eine persönliche Note, einen streng abgegrenzten Titel. Die einen dieser faulen Kunden nennt man da Dallesbrüder, dort Kalamessbrüder; jeder Gau hat seinen eigenen Jargon, der auf keiner Seite des Konversationslexikons steht. Wie man sie auch nennen mag, sie fürchten alle den Caro, sonst nichts auf der Welt!

So berichtet die Chronik zwei Erlebnisse mit einem Caro aus dem bekannten Hause an der Eisenstraße in München, der allmorgendlich auf Raub ausgehend, seine Opfer meist im Bette aufsuchend, das Protokoll präsentiert. Solange ich Student war, war der Caro auch mein ständiger Gast. Ja, er kommt jetzt noch ab und zu, denn ich bin zu meinem Leidwesen ein meistens nicht „zahlenkönnender". Oder haben Sie schon einen Schriftsteller gesehen, der seine Schulden immer hätte bezahlen können?

Es ist eine dumme Sache, wenn man zufällig von irgendeinem Verleger oder Schriftsteller ein Honorar zu bekommen hat, auf das der Caro schon wartet. Es ist aber begreiflich, wenn so ein Schriftsteller ängstlich bemerkt ist, den Caro um seine Klamotten zu betrügen, wie dies

August Bangmann, der berühmte Psychoanalytiker in der Ludwigstraße tat. Der hätte bezahlen können, wenn er hätte wollen.

Eines Tages bummelten wir nach seiner Wohnung und bald sahen wir bei einer dicken Importe und einer Schale Mokka. August Bangmann hielt seine Zigarre gentlemanlike zwischen seinen diamantringbegleiteten Fingern. Am Kleiderbalken baumelte der teure Pelzmantel, welcher unter Brüdern seine 200 Mark gekostet hatte. Gerade als mir mein Wirt die paranoidischen Erkrankungssymptome der Monomanie auseinandersetzte, himmelte an der Flutüre die Schelle, um in demselben Augenblick ein dreimaliges Läuten der elektrischen Schreibstischglocke auszulösen. Mit einem energischen Ruck erhob sich Bangmann, stürzte nach dem Pelzmantel, riß ihn vom Haken, und mit elegantem Schwunge flog das Prachtstück durch das geöffnete Fenster.

„Der Caro!" lächelte Bangmann verschmimt und kaum war das Wort dem Mund entflohen, als es an der Tür pochte. Mit letzter Kraft gelang es meinem Freunde noch, sich seiner Drillinge umzuentschieden, die er in das Waschbecken

gleiten ließ und herein trat der gefürchtete Caro, dessen Blick sofort die Garderobe in August Bangmanns eleganter Junggefellensbude ins Auge faßte. „Ich habe die Ehre, Herr Gerichtsvollzieher", sagte Bangmann, indem er am Waschbecken einen wichtigen Seifenschaum schlug, der sich, die Brillantringe verbergend, mollig und weich auf der Wasseroberfläche bildete.

„Herr Professor, ich muß zu meinem Bedauern bei Ihnen pflanzen", sagte der Caro, dabei maß er mich vom Scheitel bis zur Sohle. Aber das Gesicht des Angeordneten ging ein feigen, als er mit Würde entgegnete: „Warten Sie Ihres Amtes." Der Caro suchte. Suchte lange. „Und Ihr Pelzmantel?" fragte er schließlich und seine Stimme klang gebieterisch. „Bitte, suchen Sie sich das Prachtstück", und Bangmann ließ sich in einen Klubstuhl fallen. Aber das Bibelwort bewahrheitete sich nicht: Wer suchet, der findet! Schnaubend war Caro erfolglos von dannen gegangen. „Ich aber sagte: „Mensch, eile hinunter in den Hof, denn sonst müßte es sein, daß die ein Dieb den Mantel entwendet." Der Psychoanalytiker aber faßte mich am Arm und zog mich aus dem Fenster. Und, o Wunder, an einem scheinbar zu diesem Zwecke angebrachten Haken baumelte der Pelzmantel, der unter Brüdern seine 200 Mark wert war. So löste der Psychoanalytiker Professor August Bangmann in München den gordischen Knoten der Umgebung einer amtlich angeordneten Pfändung durch den Caro.

Nicht viel besser erging es dem Caro in dem anderen Falle. Diesmal handelte es sich um den Dallesbruder Reginald Gaberstroh, den bekannten Dramatiker. Das Gesicht erteilte ihm, als wir eines Tages das Café „Großmahn" verlassend, die Amalienstraße überqueren wollten. Jener abgehandelte Caro hatte den Auftrag, von





Am Waldrand

Willi Diernhöfer

Um's wegen die Brieftasche des Dramatikers zu pfänden, der tags zuvor 10 000 Mark an Tantiemen (Papiermark natürlich) für sein neuestes Lustspiel „Die tote Wanz“ eingekassiert hatte, wie eben dieser Caro auf den armen, wollte sagen reichen Lustspielfabrikanten losging, hielt freischend an der Ecke Amalien- und Theresienstraße die von den Münchnern so beliebte Nr. 2, die Ringlinie. Haberstroh packte mich, den vorerst Ahnungslosen, plötzlich beim Genick, hob mich wie einen Federball in den Wagen, um sich befreit aufatmend auf die nächste Bank fallen zu lassen. Ich sah noch einen mit einer Affenmaske bewaffneten Mann auf den Wagen springen, den ich bei genauerem Hinsehen als den Caro Moser erkannte. Es war Sommer, überall lastete die drückende Hitze und trieb den fahrgäste den Schweiß aus den Poren. Ich zog die Uhr. 2 Uhr 30 Minuten konstatierte ich angeregt, der Dinge harrend, die sich da ereignen sollten. Endlos ging die Fahrt um den Ring. Zweimal. Dreimal. Fünfmal. Die Uhr zeigte 4 Uhr 40 Minuten. Immer noch äugte der Caro nach seinem

Opfer, unfähig, seine Amtsgewalt auszuüben, da die P.S.O. besagt, daß Zwangsvollstreckungen auf einem öffentlichen Verkehrsmittel unzulässig sind. Immer wieder machte der Wagen die Runde, immer wieder zahlten wir unseren Obulus für die Kunde, desgleichen der Caro. Jetzt war es 5 Uhr. Langsam war inzwischen der Caro an sein Opfer herangerückt, auf daß es ihm nicht auskomme und als der Wagen freischend seine Kurve nahm, konnte ich nicht verhindern, daß Angreifer und Opfer unsanft zusammenprallten. Endlich zog auch der Caro die Uhr. Ein verstohlener Seitenblick auf das Zifferblatt zeigte mir 5 Uhr 40 Minuten. Unser Wagen nahm die Galeriestraße. Immer wieder zog der Caro den Chronometer und in mir begann es zu dümmern: Dienstzeit von 2 bis 6 Uhr. Sollte Haberstroh Glück haben? Der saß auf seinen vier Buchstaben und hielt immer noch die Hand auf die Brusttasche gekrampt. Eine neue Fahrt um den Ring. Der Schaffner schüttelte verständnislos den Kopf und da (wir hielten am Bahnhofplatz) entstieg Caro, einen wütenden Blick auf Haberstroh wer-

fend, dem Wagen. Ich sah nach der Uhr. 6 Uhr 2 Minuten. In der Augustenstraße stiegen wir in Schweiß gebadet aus und Haberstroh veräumte nicht, mir seine Brieftasche in Verwahrung zu geben. Der geprellte Caro aber pfändete Tags darauf erfolglos bei dem Verfasser der toten Wanz.

Splitter

Man macht um seine junge Schöne
Ach! allzuvielen Flörentone!
Nein, wie beneid ich da den Spatz!
Baum macht er „piep“, kaum hörbar fast,
Schon hocht sie bei ihm auf dem Ast!
Und schon auch hat er seinen Schmatz!

Das hat unser Herrgott sein gemacht:
Vier Herzenskammern hat er erbacht!
Die erste räumt' ich ihm selber ein!
Die zweite und dritte der Golden mein!
Die vierte nutz ich als Kumpelkammer
für all den Erdenkagenjammer!

Die Elsdardinen

Humoreske von Alfred Richter

Der Butenschön, der Vater-Mat, der Loderer und der Kofi, die vier hatten gemeinsam einen kleinen Treffer in der Lotterie gewonnen. Und davon machten sie eine Reise nach Paris.

Warum gerade nach Paris?

Nu, eben so! Paris ist Weltstadt, und Paris ist eben Paris. Sie schrieben an ihren alten Schulfreund, den Müller-Erich, der nun schon an die fünfzehn Jahre in dem Paris lebte, dann und dann kämen sie dort an, er sollte sie an der Bahn abholen, und führen los.

Wer dann in Paris nicht an der Bahn war, das war der Müller-Erich. Saffra, was haben da die Kassen geschimpft! Sie konnten doch kein Französisch! Was sollten sie nun eigentlich in Paris?

Vor allem hatten sie einen barbarischen Hunger. Und was half's? Sie gingen auf gut Glück in den Speisesaal, rückten ihre Schlipse zurecht und setzten sich.

Da saßen sie nun und schauten in dem glänzenden Lokal umher. „Leut“, sagte der Butenschön, der so etwas wie ihr Hauptmann war, „so kommen wir net weiter“, und er langte sich energisch die Speisefarte her und fuhr mit dem Finger darin umher, um ein einigermaßen bekanntes Wort zu fuchen.

Die anderen haben es und freigten Mut. Der Vater-Mat rutschte her und flüsterte: „Ich hatt' eigentlich Appetit auf eine Saxe.“ Der Kofi murmelte aus eine Schweinern mit Kraut, und der Loderer, der Genießer, schwärmte gar von goldsteinischem Schnitzel. Aber der Butenschön meinte, diemwel er weiter suchte, das wären alles ganz dumme Ideen, hier gäbe es diese Sachen mit nichten, sie läßen doch schließlich hier in dem Paris und nicht daheim in ihrem Katskeller, aber hier hätte er ein filet gefunden. Ein filet, das wäre was für ihn. Das äße er.

Was ein filet ist, das weiß man, auch wenn man kein Französisch kann. Und so eine däftige Fleischscheibe, wie ein gefundenes filet ist doch ist, das mußte für die abgematteten Männer jetzt genau das richtige sein. „Also dann, wenn hier wirklich ein filet drauf steht, dann essen wir eben alle miteinander ein filet“, rief der Loderer.

Schön. Abgemacht. Viermal filet. Der Butenschön winkte den Kellner herbei, deutete stumm auf das filet der Speisefarte und machte eine Bewegung mit der Hand über die Kunde hin. Der Kellner begriff und verschwand.

„Jetzt bin ich auf die französische Küche gespannt“, meinte der Vater-Mat, und der Loderer nickte andachtsvoll: „Die Franzosen hamn die beste Küche von der ganzen Welt. Das ist bekannt.“ Der Butenschön aber bekannte: „In der Organisation und in der Technik und in der Chemie, da sind wir Deutschen vorne dran, aber in der Kocherei, da sind uns nun doch die Franzosen über.“

So mußte es wohl sein, denn jetzt schwänzelte der Kellner wieder heran und stellte vor jedem einen kleinen Teller hin. Ein filet, wie sie es erwartet hatten, log zwar nicht darauf, dafür aber eine Elsdardine. Sie schauten ihre Elsdardinen an, danach einer den anderen, zum dritten alle den Klaus Butenschön. Denn was sollten sie von dieser Sache halten?

Der Klaus aber wußte ohne weiteres die Lösung. „Leut“, sagte er, wie der Kellner weg war, „macht bloß keine solchen Gesicht, sonst denken die Franzosen ringsherum, wir wußten net, wie man sich bei einem richtigen Essen benehmen tut. Die Elschicht ist ganz einfach: Die Franzosen, was die Feinen unter ihnen sind, die essen vor der Supp' und dem Hauptgericht erst noch so kleine Sachen, so was in kleinen Schälchen, verstanden, Vorgeichte, und das und nix anderes sind eben hier in diesem Lokal die Elsdardinen!“

Das leuchtete den Genossen ein, und sie pauzten mit einem Biß ihr Elsdardinen weg.

Danach warteten sie auf ihre filets, aber sie kamen ewig nicht. „Klaus“, mahnte endlich der Loderer, „ich glaub“, du schickst dem Ober jetzt einmal Bescheid, daß er nun unser Essen beschafft. Der Kerl hat uns vergessen!“

Also winkte der Butenschön den Bedienten heran. Aber da er, Französisch zu paclieren, nun einmal nicht die Kenntnisse hatte, tat er nichts, als daß er zum zweiten Male auf jene filet-Seite wies, vier

finger hob und auf die vier Kameraden deutete, worauf der Kellner eifrig nicht, etwas Unvergleichliches hervorbrachte, enteilte und nach einiger Zeit vier Teller brachte.

Was war's?

Es waren wiederum Elsdardinen.

Und so haben sie, um das Ding in Kürze zu berichten, sechsmal rundherum Elsdardinen gegeben. Jedesmal, und immer dringlicher, hat der Butenschön auf die filet-Seite gewiesen, und jedesmal, und immer vernünftiger, hat der Kellner jedem eine Elsdardine gebracht.

Wie sie die sechste weg hatten, und das Vier war ja, für ihre Begriffe, auch nichts Besonderes und überdies viel zu wenig davon im Glas, sind sie wild geworden. Aber sie konnten ja dem frechen Durstigen, diesem spitzbüßigen, grinsenden Kellner, nicht einmal die Meinung sagen, das war das allerärgerlichste daran.

So saßen sie um ihren Tisch, einen Morbouburger im Magen und einen Kiefenjorn im Gemüt, und hätten am liebsten alles kurzschaffeln geschlagen.

Just da kam zu ihrer aller Erleichterung der Müller-Erich zur Tür hereingegappt und suchte sie. Er war aufgelaufen worden und entschuldigte sich vielmals.

Schließlich, wie der Braus der Begrüßung vorüber war, fielen ihm ihre betretenen Gesichter auf. „Manu, Junge? Was für eine Laus ist denn euch über die Leber gelaufen?“ wollte er wissen.

Sie berichteten es ihm.

„So? Filets bestellt und Elsdardinen gefriert? Zeigt mir doch mal das filet auf der Speisefarte.“ filet de hareng stand da. Der Müller-Erich sah es und begann zu grinsen. „Wie? Das habt ihr bestellt, was hier steht, ihr Jadel! filet de hareng!“ Er lachte los.

„Nu ja“, und dergleichen brummen, Dunkles ahnend, die kummervollen Männer und schielten ihn an.

„Ihr guten Däppen“, sagte der Müller-Erich und klappte die Speisefarte schallend zu, „ihr ganz unseligen Scheide, ihr: filet de hareng heißt nämlich – Elsdardine!“



Kling

KUNSTSCHULE „DIE FORM“

Zeichnen, Stilleben, Kunst, Malerei in jed. Anwendung, Kleinbild, Geniastudien, Anatomie, Skulptur in den drei Dimensionen, Plastische, 1. u. 2. Klassen, Lehrerführer, Donat 1. u. 2. Klasse, 30. Jahrgang, Preisermäßigung, Skulpt. anst. d. Kunstschule, Gg. 1925, München 22, beim König, Leopoldstr. 61, Tel. 4940.

Schicksale *im Rampenlicht*

Drei wahre Anekdoten von Werner Daumann

Wie jede Kunst muß auch das Theater sich an das wirkliche Leben als den ewig gültigen Stoff halten, um künstliche Wirkungen zu erzielen. Vieles wird vom Dichter erfunden und verwandelt, dennoch sind der Kern der Handlung, Selben und Schicksale, zumeist der Wirklichkeit entnommen. Nur liegen die Über-schüsse fast immer so weit zurück, daß ihre Träger sich selbst nicht mehr im Rampenlicht wiedersehen können.

Die Geschichte kennt einzelne Fälle, in denen der Held der Wirklichkeit sein eigenes Schicksal mit Erlebnen oder Erschlitterung oder gar mit heftigem Widerspruch vom Parfett aus oder im Nach noch einmal miterlebte. Davon wird hier erzählt.

1. Das Erdbeben von Lissabon

Kurze Zeit nach dem großen Erdbeben, das Lissabon 1755 zerstörte, wurde bei der Comédie Française in Paris ein Drama „Das Erdbeben von Lissabon“ eingereicht, das einen gewissen Herrn André zum Verfasser hatte. Ein schlechtes Stück, lächerlich von Anfang bis zu Ende, am lächerlichsten jedoch durch die Widmung des Verfassers an seinen „großen Kollegen Voltaire“.

Sicherlich wäre dieses Machwerk zurückgewiesen worden, hätte ihm nicht eine merkwürdig dringliche, ja beinahe herzliche Empfehlung des Marquis Desjardins, eines Günstlings des Königs, beigegeben. „Ich bin der Klient des ausgezeichneten Herrn André!“ hieß es — für das Theater unverständlich — in dem Schreiben des Marquis. So wurde das Stück schließlich zur einmaligen Aufführung angenommen, die zwar begonnen, aber nicht beendet wurde und die trotzdem zu einem überraschenden Erfolge für den Autor werden sollte.

Das gutbesuchte Haus unterhielt sich köstlich bei den tragisch gemeinten Szenen, die nur lächerlich wirkten. Von Szene zu Szene wuchs das Vergnügen der Zuschauer.

Da gellte ein Schrei durch das Theater. Im Parfett sprang ein Mann auf und rief den Schauspielern zu: „Meine Herren, ich beschwöre Sie: es war alles ganz anders! Hier steht ein überlebender Zeuge!“

In dem allgemeinen Tumult, der diesen Worten folgte, kletterte der Mann auf die Kampe. Klein und wohlbeleibt stand er neben dem langen, blassen Schauspieler, der den Gelden darzustellen hatte.

„Herr, Sie spielen hier Herrn D'Orval, den Ketter der Königstochter!“ schrie der Dicke ekstatisch und packte den baumlangen

Darsteller am Hemd. „D'Orval bin ich! Ich muß es schließlich wissen, wie es war!“ Und an das Publikum gewandt, das ihm wie rasend Beifall flüchtete, fuhr er fort: „Meine Damen und Herren, ich bin erschüttert, mein Lebensschicksal im Rampenlichte wiederzusehen — in einem grauen, schmutzigen, verzerrten und verderbten Lichte! Kein Wort ist wahr an diesem Sudelstück!“

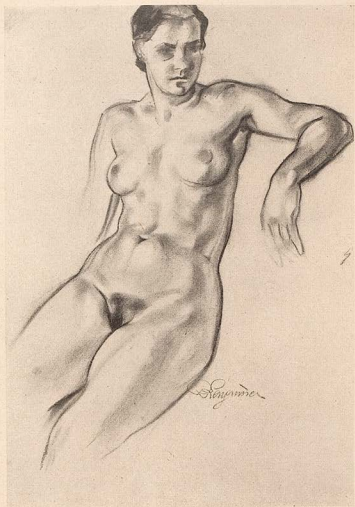
Das wiederum empörte den Dichter, der aus den Kulissen stürzte. „Sie wagen es, mich einen Lügner und mein Stück ein Sudelstück zu nennen?“ schrie André.

Der Dicke, ein wenig eingeschüchtert und von der ungewohnten Umgebung verwirrt, dienerte: „Mein Name ist D'Orval, Etienne d'Orval, Professor der schönen

Künste. Ich hatte die Ehre, die Tochter des Königs von Portugal im Gartenspiel zu unterweisen. Aber ich kann Ihnen nur sagen, mein Herr: ich bin ein anständiger Mann!“ Und mit tragikomischer Geste schlug er sich an die Brust.

Das Publikum raste, und der Autor rief: „Aber mein Stück feiert Sie doch als Gelden!“

D'Orval entgegnete düster: „Leider — als einen Wüstling! Ich habe Donna Juana gerettet, auf diesen meinen Armen habe ich sie aus dem zusammenbrechenden Schloß getragen. Das ist wahr! Aber wie hätte ich es mir einfallen lassen, ihr dabei einen Kuß zu geben! Ich war mir meiner Pflicht als ein Professor der schönen Künste voll bewußt!“ So redete d'Orval



Rudolf Lengrüsser

noch lange fort, und die Uraufführung des „Erbbens von Lissabon“ mußte vor dem Ende abgebrochen werden.

Doch sein Autor hatte keinen Grund, darob mit dem Schicksale zu hadern. Er war ein gemachter Mann. Denn seine Klientel wuchs rasend. Nicht nur der Marquis Desjardins — auch Herzöge und Minister, Generäle, Gelehrte und Prälatten, das ganze vornehme Paris der damaligen Zeit gab sich bei André ein Stelldichein. Der Dichter des „Erbbens von Lissabon“ besaß nämlich einen — Barbier.

Von rief sich die „große Welt“ um die Ehre, von ihm bedient zu werden, und die Vornehmsten der Klientel erhielten die Buchausgabe des Dramas überreicht — mit einer persönlichen Widmung des Barbiers, direkt unter der an den „großen Kollegen Voltaire“. Übrigens fehlte auch d'Orval nicht. Der Held der Wirklichkeit und sein schlechter Autor sollen schließlich gute Freunde geworden sein.

2. Clavijo erfährt von seinem Tod

In einem verräucherten Café auf der Calle de Toledo zu Madrid saß ein alter Herr. Er schien den schönen Maimorgen des Jahres 1796 nicht zu beachten. Die Ellbogen auf die Tischplatte gestützt, las er eifrig in einem kleinen Buch, während rings um ihn der Lärm des spanischen Kaffeehauses wogte.

Dann und wann stunte der alte Herr. Offenbar beherrschte er die Sprache nicht ganz, in der das Buch geschrieben war. Aber dann leuchteten seine kastanienbraunen Augen wieder in jugendlichem Feuer

auf. Mit beifälligem Kopfnicken und lebhaften Gesten sprach er einen Satz vor sich hin.

Plötzlich begannen seine Hände neroda über das noch volle weiße Haar zu gleiten, wie im Fieber starrte er in das Buch. Schließlich schlug er mit der Faust auf die Tischplatte und rief: „Unmöglich!“ Gastig stürzte er ein Glas Wein hinunter, flog das Buch bis zum Ende durch und saß lange in sich versunken reglos auf seinem Platz.

Dann erhob er sich und schlürfte mit müden Schritten zu einem Tisch, an dem ein paar junge und ältere Männer miteinander plauderten. Respektvoll machten sie dem Alten Platz. Der setzte sich in ihren Kreis, ergriff das erste beste Glas, trank es in einem Zuge leer und sagte dumpf: „Seht mich an, meine Freunde! Ich, der ich hier unter euch sitze und unseren guten vino rojo trinke — ich bin seit zwanzig Jahren tot!“

Die Freunde erschrafen. Sie versuchten, den Alten zu beruhigen, auf dessen eingefallenen Wangen hektische Flecken glühten.

„Was für ein teuflisches Buch muß das sein“, sagte einer, „das unseren guten Don José so in Erregung bringen kann!“

„Clavijo!“ entgegnete der Alte feierlich und legte das Buch auf den Tisch, „mein Lebensdrama!“

Die Freunde besahen das kleine Buch. „Ah, von Senor Goethe, dem Dichter des „Werther“!“

Der Alte seufzte. „Und denkt euch: der Beaumarchais, die Kanaille, erschießt mich im Duell! Dabei ist alles ganz anders gewesen...“

Dann erzählte er den jüngeren Freun-

den die Geschichte seiner jugendlichen Irrungen, die Goethe zum Gegenstand des Dramas „Clavijo“ gemacht hatte. Der Alte war der spanische Gelehrte José Clavijo y Jazardo selbst.

„Das hat mir der Beaumarchais eingebrockt!“ So begann Clavijo die Erzählung seiner Jugendliebe, die ihm soviel Unglück bringen sollte: Seine Geliebte war die Schwester des französischen Schriftstellers Beaumarchais, der durch sein Lustspiel „Die Hochzeit des Figaro“ weltberühmt geworden ist. Ihr hatte Clavijo die Ehe versprochen. Doch er verließ sie, als er eine gute Anstellung bekam. Legitim erschien Beaumarchais in Madrid und verlangte die Heirat. Nun kam es zu unehelichen Gendeln zwischen den beiden, zu Intrigen und Kabbalen, die schließlich zur Ausweisung Beaumarchais' aus Spanien und für Clavijo zum Verlust seiner Stellung führten...

„Mein Todfeind ließ mir keine Ruhe!“ So schloß Clavijo die Erzählung. „Der Lämmel Beaumarchais veröffentlichte in Paris ein ganz verlogenes Pamphlet über unseren Fall. Das muß der Senor Goethe gelesen haben!“

Tatsächlich war es so. Goethe hatte den Stoff aus Beaumarchais' Schrift genommen. Offenbar war es ihm unbekannt geblieben, daß sein Titelheld Clavijo noch lebte, ja unterdessen in seinem Vaterland ein recht bekannter Mann geworden war. Daher schaltete er mit dem Stoff nach Gurdüften und ließ Clavijo im Duell mit Beaumarchais sterben.

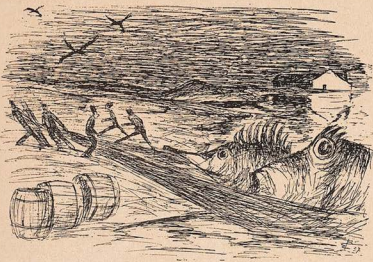
So kam es, daß der spanische Gelehrte Don José Clavijo y Jazardo an einem schönen Maimorgen des Jahres 1796 von seinem eigenen Tod erfuhr.

3. Aus dem Kerker zur Premiere

Fast jede Zeit kennt einen großen Verbrecher, der die Phantasie seiner Zeitgenossen Jahre hindurch beschäftigt. So stand das Paris des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts im Unstern des Raubmörders Cartouche.

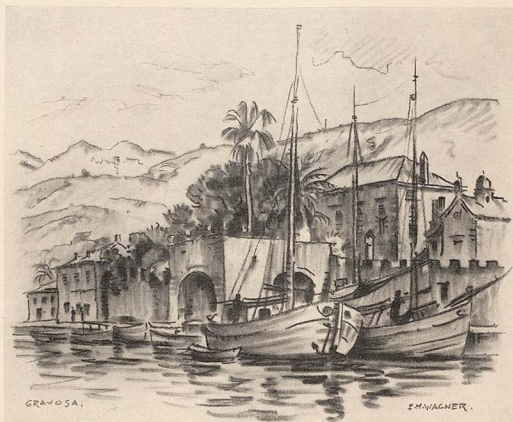
Dieser Cartouche überfiel mit seiner Bande, die aufs beste ausgerüstet war, die Wagen der reichen Handelsherren, brandschante die Güter des Adels und plünderte einmal sogar den Kronschatz des Königsbauses. Im Jahre 1721 gelang es endlich, den „Schrecken von Paris“ dingfest zu machen. Cartouche wurde in Ketten gelegt und in den Kerker geworfen, wo er seiner Einrichtung entgegenjah.

Gleich nach der Gefangennahme des Räuberhauptmanns, die ein Ereignis ersten Ranges für die Pariser Bevölkerung war, bestellten zwei Theater bei ihren Hausdichtern ein Stück über Cartouche, bezeichnend für die Sittenverberrnis der damaligen Zeit.



Nächtlicher Fischfang

B. Eggert



E. M. Wagner

Einer der beauftragten Dichter, der Komödienschreiber Legrand, erschien sogar mit dem Hauptdarsteller Quinault in der Zelle des Raubmörders, um seinen „Gelden“ zu studieren. So erfuhr Cartouche, daß ein Stück über ihn in Vorbereitung war. Mit der Geste eines Herrschers verlangte er die sofortige Vorlesung des Stücks.

Als Legrand geendet hatte, erklärte der Räuberhauptmann seelenruhig: „Ich bin ein Freund der Kunst, mein Herr, und ich weiß die Ehre zu schätzen, von einem Legrand bedichtet zu werden. Aber ich möchte Ihnen raten: lassen Sie das Leben sprechen, mein Freund! Ich bin ein Räuber — nun schön —, aber kein Dummkopf wie in Ihrem Stück.“

Dann ging er mit dem halb verdutzten, halb belustigten Legrand die einzelnen Szenen durch, gab ihm stümpfisch auf sein Leben sowie auf die Gebräuche und die Geheimsprache der Bande und lehrte den Hauptdarsteller, einen „echten Cartouche

auf die Beine zu stellen“, wie er selbst sich witzig ausdrückte.

Defriedig verließen die Künstler den schwergehefteten Gästling und legten einen größeren Obulus auf die Pritsche seiner Zelle. Dieses Geld benutzte Cartouche zur Bezahlung seiner Wärter. Er ließ sich Essen und Wein aus einem vornehmen Hotel holen und erreichte sogar, daß ein „leichter“ Gästling, der nicht gefesselt war, in seine Zelle gebracht wurde. „Denn ich brauche Anregungen und Gaudereichungen“, erklärte der Räuberhauptmann mit der Selbstverständlichkeit eines Fürsten. Der Zufall wollte es, daß sein neuer Gefährte ein gelernter Maurer war.

Am Tage der Premiere des „Cartouche“ beschloß Cartouche, mit Hilfe dieses Maurers aus dem Kerker zu entweichen, um sich selber im Rampenlicht zu sehen. Bei seiner unvergleichlichen Freiheit hätte er es sicherlich gewagt, tatsächlich im Parkett zu erscheinen, wenn ihn nicht ein Zufall im letzten Augenblick daran gebin-

dert hätte. Immerhin waren die beiden Ausbrecher nach einer abenteuerlichen Flucht durch ein Abflußrohr, einen unterirdischen Gang und eine durchbrochene Mauer bereits in den Laden eines Obsthändlers und Brantweinwirtes gelangt. Von der Strafe trennte sie nur noch eine Tür, die nicht verschlossen war. Da schlug der Hund des Händlers an. Sein Herr stürzte in den Laden und erkannte den Raubmörder auf den ersten Blick. Dennoch wäre Cartouche gewiß entkommen, hätten nicht zufällig vier Polizisten in der danebenliegenden Schankstube gesehen. Sie überwältigten die Ausbrecher und schleppten sie in das Gefängnis zurück.

Cartouche aber, der Räuber und Mörder, der ein paar Wochen später den Tod durch das Rad erlitt, erklärte den Polizisten beleidigt: „Meine Herren, Sie sind Verächter der Kunst! Nehmen Sie mich zum Vorbild! Ich habe keine Mühe gescheut, um zur feierlichsten Stunde bei meiner Premiere persönlich zu erscheinen.“

München und die Kunst

So machen's alle

Münchens entzückendes Residenztheater in Rokoko gibt Mozart den vollendeten Rahmen, der Bühne und Zuschauerraum zu einem festlichen Ganzen vereint. Die meisten Textbücher für Mozarts Opern sind allerdings für uns nicht ohne weiteres verständlich. Das feurige Temperament eines Clemens Krauß, die glänzende Regie eines Rudolf Hartmann aber bringen uns „Così fan tutte“ so nahe, daß das Spiel einfach mitreißt und Mozarts herrliche Musik unbeschwert zu Herzen geht. Ein schöneres Mozarttheater ist kaum denkbar. Das gewagte Bühnenbild Ludwig Sieverts, schäumend über Albernheit und doch zugleich feinstes, duftiges Rokoko, vervollständigt diese Rahmen in der glücklichsten Weise. Pfeifend wie Champagner ist das Spiel. Wer Clemens Krauß beobachtet, wie er selber beim Dirigieren, beim Spielen der Aukstraute dieses Werk genießt, der versteht die frohliche Ausgelassenheit, die auf das Haus überträgt. Gerade Mozart, dessen feine Qualitäten nicht zu den Freübungen herausfordern, die der Kraftaufwand späterer Komponisten oft zu verlangen scheint, ist ein Prüfstein für das wirkliche Können eines Dirigenten. Die fast improvisierte Leichtigkeit, mit der Clemens Krauß dieses Werk mitteilt, die ruhige Beherrschung und Betonung der freudvollen Stellen, das Mißverständnis der launigen Ironie zeigt Krauß von der besten Seite.

So machen's alle! Kaum sind die Männer in den Krieg gezogen, lassen die Ehefrauen sich von anderen betören. Dieses zu beweisen, läßt Don Alfonso, ein alter Philosoph, Guglielmo und Ferrando, die auf die Treue ihrer Frauen schwören, die von der Bildfläche verschwinden. Verkleidet tauchen sie bald bei ihren nichtsahnenden Bräuten, den Schwestern Fiordiligi und Dorabella auf, die den Katschlägen des ebenso bestialischen wie unmoralischen Kammerknechts Despina nachgeben und die neuen Liebhaber erböden, ein wenig pöhlisch, scheint uns. Da diese die Rollen bei ihren Schönen vertauscht haben, entbrennen sie

in Eiferjucht aufeinander und in Wut auf die leichtlebigen Schwestern. Mit der Demasierung folgt das Strafgericht und die Verführung, — denn Don Alfonso hat doch recht behalten.

Viorella Ursuleac und Gertrud Ringer fangen die Schwestern in erhabener Größe und wunderbarer Schönheit, — ein erlebter Genuß. Mit reizvoller Geschmeidigkeit wußte Adèle Kern das Kammerknechtchen darzustellen, Kehltemper und Panak waren würdig-unwürdige Kavalier, unbeschreiblich komisch mit ihren wilden Bärten und Kostümen, und eine beherzende Note gab Hans Hermann Viesse als Don Alfonso der Komödie.

Neue Pinakothek

Die neue Jahresausstellung 1937, die im Auftrage des Kultusministeriums durchgeführt wurde, zeigt wieder eine reiche Auswahl Münchener Künstler. Daran, daß etwa fünfmal so viel Bilder eingeliefert wurden, als gehängt werden konnten, geht hervor, welche Arbeit die Ausstellungsleitung zu bewältigen hatte. Im Gegensatz zum Haus der Deutschen Kunst, das an Bildwerken besonders reich ist, ist Plastik hier diesmal spärlicher vertreten. Ein Rundgang durch die Gemälde in den schönen Räumen der Neuen Pinakothek aber gibt einen Querschnitt durch das Kunstschaffen des heutigen München. Die Bilder sind mit besonderer Sorgfalt gehängt worden, so daß jedes einzelne zur Geltung kommt. Zu den stärksten und eigenwilligsten Werken gehören die von F. W. Rab, dessen geschichtete und gemalte Phantasien an Böcklin, Welz oder Rubin erinnern. Paul Padua bringt auch diesmal wieder zwei größere Bilder, doch gefallen uns die auf der vorjährigen Ausstellung fast noch besser. Auch von E. X. Zimmermann haben wir schon bessere Bildnisse, hervorragend dagegen ist sein Blumenstück. Zwei gute Bilder gibt diesmal Oswald Pögelberger. Sehr begabt zeigt sich Keller-Kühne in Aquarell und El. Angelo Jank ist gut vertreten; auch Max Feldbauer und Julius Diez, alte Mitarbeiter der Jugend, fehlen nicht. Ein Seestück von Oskar Graf fällt ins Auge. Einige Ölbilder und Steinplastik von Wil-

helm Heise. Landschaften von Heinsdorf, Broel, Huber-Dachau, Büchiger, Genny Progen wären zu nennen. Grafik von Karl Bauer, Franz Doll, Seidl, Pittner. Stühbe's Kinderzeichnungen von Elisabeth Koelle-Karmann. Unter den weiteren Bildern sind Werke von Klügel, Rürmaier, Keil, Sepp Gils, Koloff, Meindl, Sayel und vielen anderen. Besonders reich vertreten sind Münchner Landschaftsmaler.

Altdeutsche Grafik

In der Neuen Pinakothek befindet sich auch noch eine andere Ausstellung, die höchst sehenswert ist. Es ist die Schau altdeutscher Grafik. Hier zeigt sich die deutsche Kunst in den besten Werken ihrer klassischen Zeit, der Zeit Dürers und Holbeins. Die Vorläufer Gutenberg's, die Blockbücher und Holzschnitte des Mittelalters, kostbare Einblattdrucke des fünfzehnten Jahrhunderts breiten sich vor uns aus. Die lineare Technik des Grafischen liegt nicht nur dem deutschen Empfinden am meisten, sondern war auch durch soziale Umstände bedingt, da ein grafisches Blatt selbst für den einfachen Bürger jener Zeit erschwinglich war, während nicht jeder sich ein Bild leisten konnte. Die großen deutschen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts sind gewaltige Zeichner und Kupferstecher gewesen. Ganze Generationen von Schulen lassen sich verfolgen. So finden sich in der Sammlung vortreffliche Blätter, mit weiß gehöht, von Michael Wolgemut, dem Schüler Pleydenwurffs, dem Lehrer Dürers. Und während Dürer die Krone der Sammlung ist, reißt die Entwicklung hier gleichwohl noch nicht ab, denn die feinen Blätter des Meisters M. J. verraten, daß er bei Dürer in die Schule gegangen ist. Auch Schaffelein, Jörg Breu, Hans von Kulmbach sind Schüler Dürers. Die grafische Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts ist von unvergleichlichem Reichtum. Der Meister E. S. und Martin Schongauer, vollkommen in ihrem Schaffen, sind doch erst ein Auftakt zu noch größeren: Altdorfer, Baldung, Burgmaier, Cranach, Dürer, Holbein. Auch Kirchner, Lautensack, Oßendorfer und andere Meister sind in guten Blättern vertreten.

HEIMLOTH & Co KDT-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULF-STR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Klischees liefert
für Anzeigenzwecke
schnell, sauber
u. preisgünstig
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

WENN

Photo — DANN Schaja

MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Graphische Kunstanstalt Wend. Schütz, München
Herrnstraße 8-10, Telefon 207 63

Daunendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feinleinstr. 35

Werbung

bringt

Arbeit



Weite Reise

Besucht uns da vor einigen Wochen ein junger Künstler und bietet uns Bilder zur Veröffentlichung an. Wir schätzen ihn auf etwa 23 Jahre. Dabei war auffällig, daß beinahe sämtliche Arbeiten Motive aus dem Orient darstellten. An und für sich nichts Besonderes, da Künstler gerne große Reisen unternehmen, um sich weiterzubilden.

Hier lag der Fall anders. Dieser junge Mensch, gelernter Kunstgewerbler, bereist mit noch einem Kollegen den gesamten Orient, um in Klöstern, in Schlössern und Burgen nach alten Mosaik-Arbeiten zu suchen. Sie sind der festen Überzeugung, daß irgendwo alte künstlerisch wertvolle Werke vorhanden sind, denen sie glauben nachspüren zu müssen.

Und wie sie die Reise machten? Auf Schusters Kappen natürlich, meinte der Jüngling und lächelte. Er erzählt, daß die diesmalige Reise ca. 2 Jahre in Anspruch nehme, um dann wieder nach Deutschland zurückzukehren. Da bekannt-



Serajewo

Gg. Roppel

lich Künstler nicht immer mit Glücksgütern gesegnet sind, erkundigten wir uns vorsichtig nach der finanziellen Seite des Unternehmens. Die Lösung war sehr einfach. Wieder lächelnd meinte er, daß sie stets dankbare Abnehmer fänden für Bilder, die sie unterwegs zeichnen oder in Aquarell malen. Meist zeichnen wir ein Bild von unserem jeweiligen Quartierwirt, das immer großen Spaß macht.

Schmunzelnd sagt er dies und mag dabei wohl auch an üppig gedeckte Tische gedacht haben, an kleine Quartierlebens- oder Begegnungen mit schwarzhaarigen Mädchen. Böse Tage mit knurrendem Magen streift er nur flüchtig.

Wir bringen hier ein Bild eines solchen Quartierwirtes, es ist ein ungarischer Bauer, der sogar seinen Namen daruntergesetzt hat. Das zweite Bild stellt ein Motiv aus Serajewo dar.

Unser junger Freund wollte uns nochmals besuchen, aber er ist wohl schon wieder weit drin in der Pusta, in den Bergen Jugoslawiens oder auf den Spuren alter Karlsen-Gerlichkeit. Wir wünschen ihm und seinem Weggenossen jedenfalls viel Glück.

Gg. Roppel

Nichts mehr zu machen...

Daß es immer noch Menschen gibt, die noch nicht wissen, daß wir doch tatsächlich zuerst einmal Deutsche sind, wurde kürzlich einem befreundeten Text von uns deutlich gemacht. In der Sommerfrische freunde er sich mit einem Ministerialbeamten aus München an. Als nun im Herbst der vielbeschäftigte Doktor in München an dem, sagen wir Ministerialrat, vorbeifährt, läßt er halten und steigt aus, um den Beamten aus der Sommerfrische freundlich zu begrüßen.

Merkwürdig föhl wird er ausgenommen, und nach einigem Hin und Her erklärt der hohe Herr, nicht ohne sich vorher würdevoll in seine Bürokratenbrust geworfen zu haben: „Herr Doktor, ich habe inzwischen erfahren, daß Sie in gemäßigter Ehe leben. Mit solchen Leuten verkehre ich nicht.“ Sprachs und verschwand mit hochhoffisiertem Gruß.

Die Hauptsache

Kürzlich gab hier einer der anerkannt besten Beethovenspieler ein Klavierkonzert. Der Saal ist überfüllt von Zuhörern. Nach der ersten Abteilung bricht das kunstsinigste Publikum in stürmische Begeisterung aus. Eine neben mir sitzende



Kling

Dame wendet sich sofort an ihre Nachbarin: „Das hätte mir aber vorher wissen sollen, daß es so voll wird, dann hätte mir wieder unsere neu seidene Bluse angezogen.“

Die Jugend

Das Titelbild wurde freundlicherweise von der Fa. Gebr. Hartmann, Ammendorf b. Halle/Saale zur Verfügung gestellt.



DIE LUSTIGE JUGEND



Ros.

Beobachtetes im Englischen Garten

Und jede denkt: Was nur die Putz mit ihrem Dalg so daherschlurft — mein Schnuffl ist doch das allerjüngste —.

Das unruhige Haus

Von Hermann Reich

Sobald mein neuer Roman erschienen ist und ich Geld bekommen habe, suche ich mir eine andere Wohnung — das heißt, sobald ich einen Roman geschrieben habe und der Verleger ihn nicht in den Papierkorb verlegt, was aber bei der fabelhaften Idee, die dem Roman zugrunde liegt, wohl ausgeschlossen sein dürfte. Allerdings — die Idee habe ich auch noch nicht gefunden, aber das ist nur auf das unruhige Haus, in dem ich wohne, zurückzuführen; denn hier wird mir jedes ruhige Arbeiten, jeder klare Gedanke und jede geistige Sammlung durch die unruhigen Mitbewohner zerstört. — Da wohnt links neben mir Herr Lehmann, dessen Junge schreit von morgens bis abends. Nun hat der Bengel zum Geburtstag noch eine Trompete bekommen, darauf bläst er die halbe Nacht. Ich sagte dieser Tage zu Herrn Lehmann: „Verhauen sie den Jungen doch einmal gründlich!“ „Das darf ich nicht“, meinte er, „sonst bekomme ich Krach mit meiner Frau!“ „Dann werde ich Ihnen einmal ein gutes Schlafpulver geben, das geben sie dem Jungen ein, und wir haben wenigstens alle unsere Nachtruhe“. Gestern morgen fragte ich Herrn Lehmann: „Na, hat mein Schlafmittel gewirkt?“ „Gros-

artig“, sagte er. „Ist Ihr Junge gleich danach eingeschlafen?“ „Ja, das weiß ich nicht“, meinte er, „der Bengel hat danach noch eine halbe Stunde geblasen, und da haben wir — meine Frau und ich — das Pulver genommen und ganz wunderbar gepennt!“ — Rechts neben mir wohnt Herr Bollmann. Der hat nun wieder einen Lautsprecher — ich meine nicht so einen Kasten, sondern seine Frau, die schimpft von morgens bis abends. Nun hat er auch noch einen Verstärker: seine Schwiegermutter ist auf Besuch. — Aber mir, die Schluckebiers, spielen den ganzen Tag Grammophon, und zwar die ältesten Schlager, zum Beispiel „Regentropfen, die an dein Fenster klopfen...“. Ich klopfe dann nicht ans Fenster, sondern an die Decke; dann legen sie eine neue alte Platte auf, was vom Frühling, vom Mai: „Was macht der Mai-a am Simalaja?“ — Nun hat in dieser Woche Frau For, die unter mir wohnt noch ein kleines Mädel bekommen. Das schreit auch den ganzen Tag, somit haben wir auch noch „for-tönende Wochenschau“ dabei. — Und zwischen all diesen Geräuschen sitze ich nun und suche nach neuen Einfällen. Daß mir natürlich nichts Neues, sondern nur Altes einfällt, was man schon in der Schlacht von Leuthen erzählt hat, liegt eben nur an diesen Leuten. Ich komme mir vor wie in einem Affenkäfig.

Humor aus den Bergen

In einer Sommerfrische der Hochalpen besichtigten zwei Damen, Mutter und Tochter, die Ställe und schauten aus der Ferne dem Milchen der Kühe zu, das zwei Sennen vornahmen, die sich die Arbeit durch abwechselndes Jodeln verkürzten. Das Stadtfraulein, dem dies alles neu ist, fragt bei den eigentümlichen Tönen die Mutter: „Sag mal, Mama, machen denn die Kühe immer so komisch, wenn sie gemolken werden?“

Humor des Auslandes

Der kleine Francois (als sich Papa und Mama stritten): „Diese ewigen Zerwürfnisse verleiden einem das ganze Familienleben!“

Er: „Von euch Weibern stammt alles Übel.“

Sie: „Stimmt! Sogar die Männer stammen von uns.“

„Deine Schwiegermutter hat ja einen kolossalen Buckel!“

„Ja, und mich behandelt sie, als ob ich schuld daran wäre!“

Das Geschenk

„Was hast du denn zu Weihnachten bekommen, Hans?“

„Der Vater hat mir mein hohlen Zahn ziehen lassen.“



Rheinen

MÜNCHEN / 1937 / NR. 36

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



E. M. Wagner



Aus unserem Skizzenbuch

Echt

Manche Kunstmaler geben mehr auf die gute Qualität der Bilder als auf berühmte Namen. Ihre Stärke liegt darin, daß sie Gebiete entdecken und sammeln. Durch solche Sammler wurden z. B. die deutschen Romantiker wieder entdeckt. Andere dagegen sammeln nur Namen und sind nicht zufrieden wenn sie nicht wenigstens ein Dutzend Goldbeins, Tizians oder Greecos besitzen. Unter diesen Sammlern gibt es viele Snobs, die den Fälschern leicht zum Opfer fallen. Fälscher gibt es in allen Ländern; zu den genialsten gehörte Dossena, dessen Handel in Italien blühte. Im Gegensatz zu dem Genie eines Dossena steht die Dummheit eines Sammlers, der das Schloß eines gewissen Conte Lacoveglia bei Florenz besuchte. Der verarmte Graf zeigte ihm seine Kunstschatze. In einer dunklen Ecke hing ein etwas verwahrlostes Bild, das den Eindruck eines Tizian machte. Der Graf bemerkte nebenbei, es sei auch schon dafür gehalten worden, aber er habe seine Zweifel. Doch befände es sich lange im Familienbesitz. Schon schritt er weiter, aber der Sammler hatte bereits angefangen. Der Graf bedeutete ihm, daß er Familieneigentum niemals verkaufe. Mit Rücksicht auf seine zerrütteten finanziellen Verhältnisse aber sei er leider doch gezwungen und... kurz und gut: der Sammler erwarb seinen Tizian billig für nur 50000 Lire. Freudig kehrte er in seine Heimat zurück und übergab das ziemlich verdreckte Bild dem Conservator des Museums, um es sorgfältig reinigen zu lassen. Das Bild wurde gereinigt, und zwar gründlich, denn es verschwand nicht nur die Dreckschicht sondern auch der Tizian. Darunter aber erschien strahlend das Bildnis eines Mädchens im Bade-Anzug, letztes Modell.

Versteckte Meisterwerke

Es gibt Maler, die überall Wiedergaben ihrer Bilder bei sich tragen, um sie bei jeder Gelegenheit zu zeigen. Sie sind fast so gefährlich wie die Dichter, die, sobald sie nicht mehr allein sind, ein zerhacktes Blatt entfallen um ihren Pegasus auf die Anwesenden loszulassen. Aber es gibt auch Maler, die ihre Werke verleugnen,

wenn das auch seltener vorkommt. Wenn man dort aus einem Atelierwinkel ein schamhaft verstecktes Bild hervorzieht, geben sie schließlich zu: Ja, ja, solche Eselen habe ich in meiner Jugend einmal verbrochen. Ungewöhnlich aber ist der Fall eines Malers, der zu einem Kunsthändler gerufen wurde, um die Identität eines Bildes festzustellen. Als der Maler dieses Bild beschah, zog er die Brauen in die Höhe, blickte das Meisterwerk verächtlich an und schüttelte lächelnd den Kopf.



Befragt, von wem dieses Bild wohl sein könne, meinte er, ein humbagemeiner Murker habe die Leinwand beschmutzt, wor es auch immer sei. Später fand der Kunsthändler in einer alten Mappe dieses Malers eine Skizze zu dem Bild. Es war doch von ihm. Aber er hatte es tatsächlich nicht mehr gewußt.

Münchener Titel und Würden

Für den Zugereisten sei bemerkt, daß in München nicht der Name, sondern der Titel dem Menschen seine wahre Bedeutung gibt. Käme Mr. Rockefeller nach München, so glauben wir, daß sein Name auf den Einheimischen nicht den geringsten Eindruck machen würde. Ansehen gewinnt er erst, wenn er sich als Elquellengeellschaftsbesitzer in das Fremdenbuch eingetragen hat. Wir gingen dieser Erscheinung nach und fanden, daß weniger die Männer als die Ehefrauen auf solche Titel Wert zu legen scheinen und sie ohne weiteres für sich mit beanspruchen. So konnten wir hier eine Witwe Schmidt, die tödlich beleidigt war, wenn man sie nicht als Oberlandesgerichtsdirektor anredete. Eine reiche Auswahl an Titeln aber bietet der Angewandte der Zeitungen. In den letzten Wochen fanden sich dort: Eine

Kleinviehhändlerswitwe, eine Präsidentenwitwe, eine Schweinemetzgermeistergattin, eine Lichtspiel-Theaterbesitzerwitwe, zwei Privatieren und eine Ferntransportunternehmergattin. Die ältesten Leute können sich sogar daran erinnern, daß es die Bezeichnung: Veritente Landgendarmenswitwe gegeben habe.

Mehr kann man wirklich nicht verlangen!

Sulldigung

Kürzlich sahen wir Clemens Krauß mit unvergleichlichem Temperament Mozarts „Così fan tutte“ dirigieren. Nicht nur hielt er Bühne, Orchester und Zuschauer im Banne seines Taktstöckes, sondern spielte auch auf dem Spinnet die Lustspiele selber mit. Offenbar ist es eine adäquate Beschäftigung der Großen, im Orchester mitzuspielen, wie auch das Beispiel Friedrichs, des großen Flötenspielers von Sanssouci zeigt. Besonderen Eindruck aber machte uns ein Fall, von dem wir dieser Tage hörten. Ein Fremder fuhr frühmorgens mit einem Mercedes in einen hübschen kleinen Ort ein, und da er Hunger hatte, besaß er dort zu frühstücken. Baum war er im „Ochsen“ eingekerkert, als vor dem gegenüberliegenden Rathaus fünf Männer mit Blasinstrumenten Aufstellung nahmen, die, nachdem sie eins, zwei, drei gezählt hatten, ein Ständchen begannen. Nach der dritten Nummer fragte der Baß, was denn hier los sei.



„Der Bürgermeister hat heute Geburtstag“, war die Antwort. „Warum erscheint er denn nicht am Fenster, um die Sulldigung entgegenzunehmen? Ist er etwa nicht da?“ — „Doch, aber er kann ja nicht erscheinen. Sehen Sie den Mann ganz rechts mit der Baßkompete! Das ist er.“

Die Jugend

Zeichnungen von R. S.



Wandlung

Wir treten ins Leben,
 Beschreiten den Weg,
 Den das Schicksal gegeben
 Und — wandeln

Die Straße der Jugend,
 Mit Frohsinn und Ernst
 Pfade zu Unrecht und Tugend
 Und — handeln
 Als Menschen und Wesen
 Nach eigenem Willen,

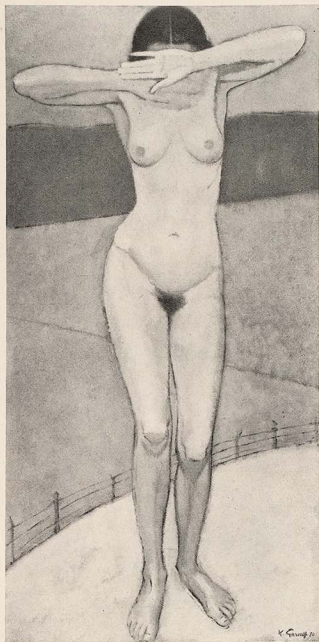
Doch vom Schicksal erlesen
 Zu — wandeln
 Uns selbst bis zum Ende,
 Ins Ungekannte,
 Zur notwendigen Wende:
 Zu neuem — Erleben.

W. H. Dammann



Junges
 Mädchen

Hedwig
 v. Schlieben



K. Garneff

VOLKSLIED

Viel Wasser laufen dem Meere zu,
Viel Herzen sind ohne Rast und Ruh,
Am meisten das Meine, Meine.

Kein Tag, keine Nacht ein Ruheschritt
Des Herzens Wellen, sie laufen mit,
Sie suchen das Seine, Seine.

Er aber hält es in fester Hand,
Sein Aug' ist dem Meinen abgewandt,
Es geht in die Ferne, Ferne.

Da ist eine Andre, die hat er lieb,
Für mich kein Herzschlag übrig blieb,
Ich stürbe so gerne — gerne —

Marie Knorr-Schmidt

Der Maler Konstantin Garneff

Viele bulgarische Künstler haben ihre Ausbildung in München erhalten, aber alle sind in ihre Heimat zurückgekehrt. Heute bringen wir den Maler K. Garneff, der einzige, der in München anfänglich geworden ist. Garneff gehört zu den jüngeren bulgarischen Künstlern, die bestrebt sind, neue Wege zu finden und sich freimachen möchten von der gewohnten Ateliermalerei.

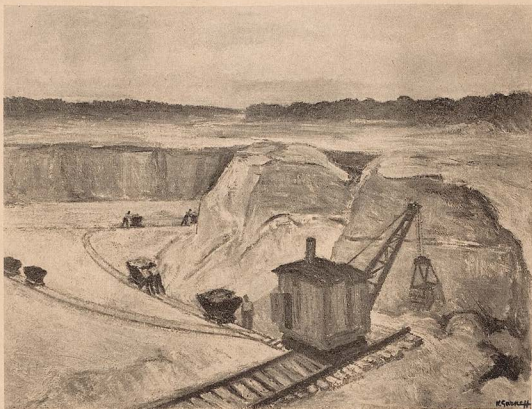
Bulgarien ist ein junges Land, aber seine Seele ist alt. Vor ein paar Jahren wurde in Sofia das hundertjährige Jubiläum der bulgarischen Kunst gefeiert. Es hätte ebenso gut das tausendjährige sein können, wenn man die alten Ikonen und Fresken miteinschließt. Dieses alte Erbe leuchtet bei Garneffs Bildern hindurch trotz moderner Einstellung und Technik. Mit seinen kräftigen, warmen Farbtönen bleibt dieser temperamentvolle Maler immer ein Sohn seiner Heimat.

Der Südbulgarer Konstantin Garneff ist 1923 nach München gekommen. Von seinen vielen Studienreisen, die ihn in andere Länder und Städte führen, ist er immer wieder in seine zweite Heimat zurückgekehrt. In den großen Münchener Kunstausstellungen der vergangenen Jahre konnten wir öfters von ihm Bilder sehen.

Er selbst schreibt uns: „Mein höchster Wunsch war von jeher nach Deutschland zu kommen, um dort zu studieren. Die Jugend, die uns jungen bulgarischen Künstlern so viel Anregung gab, in der sich für uns die Kunst der ganzen Welt und besonders die der Münchner Künstler spiegelte, hatte diesen Wunsch noch verstärkt. Es war deshalb für mich der glücklichste Tag, im Sommer 1923 der, an dem ich den Zug in Sofia bestieg, um nach München zu fahren.“

In der Münchener Akademie studierte ich bei den Professoren Gröber und von Stuck. Der Wunsch, immer Besseres zu leisten, hat mich Wege geführt, auf denen ich durch mancherlei Experimente meine Weiterentwicklung suchte.

Konstantin Garneff.



Kiesgrube

K. Garneff

Das gestohlene Grab

Von W. G. Dammann

Die Herbstsonne raffte alle ihre sinkenden Kräfte zusammen und schüttete gleißenden Glanz über Berge, Wälder und Seen. Das gab ein Sprühen von Farbe und Licht in der Landschaft gleich demanem Gefunkel. Aus dem dunklen Grün der Fichten drängte in zartem Leuchten die Schlantheit goldiger Birken im Verein mit der Uppigkeit roter Buchenwipfel dem Himmelablaue entgegen. Auf dem Waldboden lichterten Sonnenflecken und gaben roßbraunen Blättern und bläugrünen, spinnfeinen Moosen unwirklichen Schimmer. Ein wahrer Herrgottsteppich war es, der sich da breitete und über den, wohl in Schönheit ebenso denn in Gedanken versunken, Reinhard Reuter schritt.

Sinter ihm lag ein Leben, das niemand etwas anging. Eine Jugend, die keine gewesen war, weil er der Büttel harter

Leute sein mußte — hernach ein Kampf um die Freiheit, der eines Tages im Gegenteil endete und schließlich ihn doch in die goldene Freiheit entließ.

Gedanken, die er nicht denken wollte, waren das, und dann begann das Erinnern ihm fachte den Weg zu verspinnen:

Flucht aus der Heimat, jahrelang Schiffsjunge —. Er hob den Stock, den schweren eichenen, der ihn schon über den Boden dreier Erdteile gestützt, und wollte das Viez der webenden Vergangenheit zerbrechen. Einen hellgoldig leuchtenden Buchensproßling sah er im Weg, den würde der Schlag seines Unwillens zertrümmern — da senkte er langsam den Arm und stockte im Schritt. Seine Augen weiteten sich in zagem Schreck, denn aus dem sonnenbestrahlten Gelb der fahlen Blätter ließ ihm der Schalk der Erinnerung,

den er vertreiben wollte, einen blond umrahmten Mädchenskopf entgegensteigen...

„Gies!“ sagte er, und es war schwer zu empfinden, ob Schreck oder Ehrfurcht die Stimme getönt habe. Als er sich selber aber des Klanges seines Wortes bewußt wurde, stand wieder nur der Buchensproßling da und wiegte sein gelbes Laubfröndchen im fächelnden Lufthauch der Höhe.

Weit lag das Land in herbstlicher Schönheit. Drunten, zwischen den Bäumen hinab zu sehen, blinkte der See, weiterte sich im Auge der Erinnerung zur Unendlichkeit — wurde Ozean mit einem großen Schiff, von dem Reinhard Reuter plötzlich über die Keeling sprang, weil ein Mensch aus dem Leben fliehen wollte...

Und dann hielt er sie, bewußtlos schon vom Aufschlag aus der Höhe des Schiffes,



Bulgarischer Hirten-Flötenspieler

K. Garnett

umfaßt und strebte dem nachgeworfenen Rettungsring zu. Wenig später war er wieder an Bord, fand den Dank des Kapitans und eines Mannes, der ihm, seit er ihn sah, nicht sonder Mißfallen gesehen, zu innerem Anstand zwang. So kam es, daß Reinhard Keuter in der Tiefe seines Herzens einen Kern der Vornehmheit gewann, der zwar seines Lebens Stärke wurde, indessen als stete Unruhe ihn auch zwang, in Sehnsucht nach der Unbekannten oft sonderbare Wege zu gehen. So sonderbare Wege wie heute durch die Schönheit herbilichen Landes, von denen er nicht wußte, wie er dazu kam und warum er die Ungewissheit suchte, die er nur aus einem Ortsnamen kannte, den Giesja ihm gesagt, als er sie wenige Tage nach ihrer Rettung zum letzten Male vor Rio de Janeiro sah.

Das Bild seiner Gedanken wurde lebhafter, aber er selbst empfand Müdigkeit vom Steigen aus waldigen Höhenpfaden. Zur Linken sah er, abgeschlossen durch Felsenspitzen, ein traumliches Holzhaus stehen. Gerade voraus, kaum hundert

Schritt vorm Blick, lag vertraumt in ländlicher Einsamkeit ein Vorgebirgsdorf. Ehe er dort einging, wollte er rasten — vielleicht war es sein Ziel, denn der Karte nach lag es über dem See, den er nun rechts in der Tiefe gleich einem in Laubgold gefärbten Opale leuchten sah. Ein von Moos überspannter Baumstumpf bot ihm Raß und Aussicht. Da setzte er sich und sah — eigentlich neben seinen Gedanken her —, daß der Berg in steilem Sturz zum Hangwald abfiel, der nun mehr und mehr in der Tiefe blieb, weil das Dorf sich auf der Höhe breitete.

Das alles empfand er nebensächlich, als er sich auf seinen Ausguck niederließ und das Rinn auf den eichenen Begleiter stemmte, den die Hände mit festem Griff umspannten.

Und als er die Augen mit aller Schönheit der Landschaft gefüllt, da kamen die Gedanken wieder und führten ihn nach Rio zurück: Zwei Stunden vor der Landung hatte er Giesja wiedergegeben. Trotz allen Versuchen, sie, auch nur unbemerkt, einmal zu erspähen. Der freigelegte Fremde ließ für sie und die andere junge Dame, die mit ihm und Giesja reiste, die Mahlzeiten in den Kabinen geben, seit der Sprung ins Wasser vorgekommen war.

Reinhard Keuter war damals noch jung, aber er hatte schon viel Welt erlebt, und seine Phantasie war vielleicht hellstichtiger

als die manch eines älteren Menschen. Darum wußte er, daß der Fremde, der ihm solch große Belohnung gab, nicht ehrlich war, und daß Giesja nicht zu ihrer Begleiterin paßte, die offenbar dem Leben der Welt schon näher gestanden war, als die schamhaft scheue Giesja.

Die malerischen Bergformen der Küste von Rio wühlten sich in den bläulichen Dunst des südlichen Himmels, da ward das Landungsgeräusch unter den Jagdgäßen wirksam, und an Deck herrschte fragendes Drängen. Gepäckstücke wurden gesucht, hierhin und wieder dorthin getragen. Um diesen oder jenen Reiseerfabrenen sammelten sich Gruppen der Erstmaligen, die eine Weisheit, nur halb erhascht, bald an anderer Stelle wichtig und meist nicht richtig weitergaben. Reinhard Keuter kannte das und war feigen zu solchen Stunden gewöhnt. Beim Klang der Stimme, die da hastig und beschwörend neben ihm aufsprang, erschrak er aber und fühlte siedend heiß den Pulsschlag jagen — Giesja flehte:

„Gehen Sie mir — Sie nahmen mir die Erlösung — ich muß fort von dem Menschen, der mich ins Unglück zwingen will.“

Reinhard Keuter wußte nicht, was um den Fremden und Giesja war — er kannte nicht Recht oder Unrecht auf der einen oder auf der anderen Seite. Er sah nur Verwirrung bei einem Wesen, um das er sein Leben gewagt und das die Berührung ihm zum Heiligtum gab. Darum griff er in die Tasche seiner Jacke — „genügt das?“ fragte er und hielt ihr mit seinen Ersparnissen das große Geschenk des Fremden hin.

Giesja erschrak und sah ihn ungläubig an, aber er drückte ihr das Geld in die Hand und nannte ihr die Lage des heimischen Konsulats. Da leuchteten ihre Augen auf, daß Reinhard Keuter glaubte, in die Sonne zu schauen. Dann sagte sie schnell und leise: „Ich bin aus N. vielleicht kann ich Ihnen einmal danken.“ Dann aber erklärte er vor Schreck unter einem überraschenden Aufschrei, doch als er ihn recht empfand, war Giesja fort, und wenige Schritte neben ihm kam eilig der Fremde mit spähenden Blicken durch das Gedränge.

Seitdem sah er Giesja nicht mehr. Er wußte nur noch von der großen Aufregung, die bei der Landung war, weil das blonde Mädchen trotz allem Suchen fehlte. Wo sie geblieben, welchen Rettungsweg sie gefunden, ob sie nicht doch im letzten Augenblick noch einen tödlichen Schritt getan — er erfuhr es nicht bis auf den heutigen Tag. So gingen und schwanden die Jahre, warfen ihn durchs Leben in rüttelndem Takt, brachten ihn schließlich in koloniale Gefangenschaft, aus der eine abenteuerliche Flucht ihn, schon nicht mehr jung, zurück in die Heimat finden ließ. Nicht als armen Mann, denn seit Giesja in sein Leben trat, hatte er ein Ziel, und auch alles Mißgeschick der Folgezeit hatte ihn nicht veranlaßt, den Ver-

dienst ergiebiger Arbeitsjahre anzunähern. So war sein Werkparos anscheinlich geworden und hatte ihn hierher gebracht, seine alte heilige Sehnsucht zu stillen — zu forschen nach Giesla, dem Galt seines stummen Lebens.

Jetzt saß er hier auf steiler Höhe inmitten herrlicher Schönheit im Herbst seines Daseins. In dem Dorfe dort würde er hören, ob es das ihrige war, ob man sie kannte, ob sie noch lebte, ob sie — allein geblieben war. Diese stummen Fragen machten ihm Angst und ließen die Gedanken ins Leere fallen, er merkte nicht, daß es Müdigkeit war und daß ein leichter Schlummer über seine Augen sank.

Aber im Traum trat er in das Haus, das wenig oder ihm hinter Gabelnstecken stand, das ihm im Sinn geblieben war,

seit er sich niederlegte am Gang über dem Herbstwald und dem See. Nun zeigte ihm der Traum ein Zimmer, das die Abendsonne goldig tonte; eine Schwester und ein Arzt waren um ein Krankenbett bemüht, darin lag — Giesla, seine Giesla, die einsam und allein — jetzt im Traum wußte er plötzlich alles — die Jahre hindurch gewartet hatte auf ihn, der ihr einst die Freiheit gab... Da empfand er, daß auch sie ihn sah, daß sie glücklich lächelte, — er rief ihren Namen und wollte zu ihr hin, aber da tat sich der Abgrund vor ihm auf und zog ihn hinab... So geschah es, daß er dem Senfmann in die Arme fiel, der eben zur Höhe stieg, um zwei Seelen, die ihr Leben lang einander in Sehnsucht gesucht hatten, einzuholen in das goldene Grab herrlicher Pracht.

vor der Haustüre fiel es der Ganni ein, daß der Muckl jetzt nicht mehr in die Vorstadt zurück könne, wo er dabei war, — er würde sich schwer erkälten oder gar ertrinken, — so mußte sie ihn halt in Gottes Namen dabehalten, ausziehen, trocknen und wärmen! Er ließ sich's gerne gefallen und war dafür auch seinerseits recht nett, lieb und dankbar.

Der helle Tag schien herein, als die beiden erwachten. Nun konnte der Muckl erst recht nicht fort, Ganni lief um Milch und Semmeln, zog sich dann zur Kirche an, wo ihr fehlen auffallen mußte, sperrte die Haustüre so lange gut zu und betete herzlos, bis ein glückliches Ende der heimlichen Masquerade. Sie hatte ihn ja so gern, den Muckl, und er hatte sie durch das Wasser getragen und ihr das Geiraten versprochen, — da mußte der Ganni doch schließlich auch ein Einsehen haben!

Sie verbrachten den Tag in herzlichem Eintracht, futterten einander und waren glücklich, nur leise sein mußte der sonst so laute Fortschleife und das Rauchen bleiben lassen, weil die Mutter als ehrfame Witwe dafür eine unfehlbare Nase hatte.

Am dunklen Sonntag Abend nahm der Muckl herrlich Abschied und ging, wieder als alte Bäuerin verkleidet, in getrockneten Röcken und Schuhen dahin. Das Wasser war schon stark zurückgegangen, in der Nacht kam groß und dann fielen stundenlang dicke floßen.

Als die Mutter Montag am zeitigen Morgen zurückkam, lag die Ganni noch im Schlaf und rings um das Haus ein unberührter weißer Schneeteppich.

Heimliche Masquerade

Von Lothar Gajner

Auf der hölzernen Brücke, die das alte, von Wall und Mauer umflossene Städtchen mit der neueren „Vorstadt“ verbindet, standen an diesem fahstingsamstag aufgeregte Leute, weil das sonst harmlose fließen durch die rasche Schneeschmelze aus seinen Ufern treten wollte, die Straße samt angebauten Häusern mit braun gurgelnder Flut bedrohend.

Ein einzelnes Mädchen, das vorbeilief, sah sich plötzlich von einem großgewachsenen jungen Mann aufgehalten, den glatte, Rückack und ein rotbrauner Schweifhund als den Jagdgehilfen Muckl ausweisen: „Ja Ganni, wo kommst denn du her?“

Mit raschen Worten erklärte das Mädchen, es habe eben die Mutter zum Zug begleitet, die zu ihrer kranken Schwester gerufen worden sei, und daß sie nun heute Abend nicht auf den Turneball gehen dürfe, die Mutter habe ihr streng geboten, dabeizubleiben, — und wenn sie trotz dem hinginge, dann käme es doch heraus, — die einzige fahstingsfreude sei ihr nun auch verborben — und ihre Stimme war schon nicht mehr weit von Tränen entfernt.

„Wenn's sonst nichts ist“, sagte da der Muckl fröhlich, „dann brauchst du dir nichts zu denken!“ und schon hatte er einen fertigen Plan, daß sie beide dann eben anderswohin gehen würden, als alte Bäuerinnen unfentlich verkleidet, nämlich den Gausball beim Gritschenbräu in der Vorstadt, und daß es da ganz bestimmt noch viel lustiger würde als auf dem faden Turneball, wo man doch keine's Worte miteinander reden könne, ohne daß einen die Leute ausrichteten!

Und die Ganni, voll Trotz gegen die strenge Mutter und voll Freude über den schlauen Plan, versprach mitzugehen. Sie

mochten kaum eine Stunde im fröhlichen Gemwühl beim Gritschen miteinander getanzt haben, von keinem Neugierigen erkannt unter der Verkleidung und Larve, als sich von der Tür her ein Geschrei erhob: „Das Wasser kommt!“ Sie drängten sich durch und sahen, daß tatsächlich auf dem Pflaster schon große Pfützen entstanden und weiterhin gegen die Brücke zu schon in voller Straßenbreite zwischen den Häusern Wasserflut glänzte.

Nun war auf einmal Schluß mit dem Gausball, man mußte eilen die Keller auszuräumen und möglicherweise auch die Räume zu ebener Erde, ehe das Wasser noch weiter stieg. Die Ganni fand wieder ganz verzagt. Alles drohte jetzt herauszukommen, wenn sie erkannt und der Rückweg abgeschnitten wurde, denn zu den kleinen Stegbrücken ober- und unterhalb führten nur Wiesenpfade und Gartenwege, die sicher auch schon überflutet sein mußten.

Die größere, alte Bäuerin tat einen unvermutet männlichen Jubelschrei, nahm die andere auf den Arm und passierte vorsichtig, aber unentwegt die Straße hinter, mit den langen Röcken durch das knietiefe Wasser, trug die Last über die Brücke, von der links und rechts nur noch das Geländer sichtbar war und dort, mitten in der Strömung, wo weit und breit kein Mensch mehr zu sehen war, da blieb der Muckl noch dazu stehen und ließ sich den Jubel gleich in Zusseln ausgeben, mit denen die Ganni sonst lieber ebenso sparsam war wie ihre Mutter mit der Tanzurlaubnis!

Dann brachte er das Möbel auf der Stadtseite glücklich ans trockene Land und sie liefen unerkannt an einigen stauenden Leuten vorbei ins Dunkle. Erst



Liebespaar

Weiden

**Kunstmaler Oswald Malura
und Dyrker Wolfram Dietrich**

*befanden sich auf einer mehrwöchigen
Anreise durch deutsche Gauen. Wie
sie gewöhnlich unsere Heimat sehen
und schauen bringen wir in laufenden
Berichten u. Bildern unter dem Motto:*

Es soll der Maler mit dem Dichter gehen!

Wenn einer eine Reise tut, das ist richtig, dann kann er etwas erzählen, und die dabei bleibenden, wollen wenigstens etwas berichtet haben von Ereignissen und Menschen und Landschaften, die keine zu enge Berührung haben mit ihren täglichen Geschäften und Sorgen. Und wenn dazwischen ein Maler und ein Dichter zusammen unterwegs sind und durch die weite deutsche Heimat fahren, sollte sich da nicht eine Fülle von Eindrücken anschaulich in Wort und Bild ergeben.

Jedenfalls werden wir unser Versprechen einlösen und wöchentlich Einiges berichten von dem, was uns auf unserer Fahrt bewegt, was unsere Augen sehen, und was wir für geeignet finden, daß die Leser der „Jugend“ daran etwas Freude und Anregung verspüren. Wenn unsere Mitteilungen von den üblichen guten oder weniger guten Reiseberichten abweichen, wenn weder von interessanten Abenteuern noch von fernen, seltsamen Ländern die Rede ist, und wenn wir weder historisch, noch geographisch vorgehen, so glauben wir doch, bei aller Voraussetzungslosigkeit nicht als wahllose Schwärmer zu erscheinen, und hoffen endlich, diejenigen nicht zu enttäuschen, denen es mehr auf das Wesen und die Gemeinsamkeit als auf das Vielelei der Dinge ankommt. Und überhaupt wollen wir uns davor hüten, uns wichtig zu machen mit Behauptungen und lehrhaftem, flingenem Gerede, auf die Gefahr hin, allzu sorglos zu sein.



Alter Torbogen

Nach Balduin Bählamms berühmtem Muster:

Was soll man da machen

Hören Sie zu, meine Herrenschaften, „was würden Sie da machen.“ Sie sind später aufgestanden, weil der Himmel grau war und weil es fraglos nach Regen aus sah. Dann setzen Sie sich an den Schreibtisch und denken, dieser Vormittag ist gerade recht, um die fälligen Briefe zu schreiben und sich um die Dinge zu kümmern, um die man sich einmal auch kümmern muß, Dinge des äußerlichen Lebens, die niemand geschenkt werden, die aber wirklich wichtig und notwendig sind, die unbedingt getan werden müssen, die keinen Aufschub mehr dulden.

Sie setzen sich also an den Schreibtisch und haben sich bereits entschlossen, Punkt für Punkt mit Umsicht und Energie zu erledigen. Sie haben sich eine ordentliche

Liste angelegt, was Sie der Reihe nach ausführen wollen, und haben bereits zwei Briefe, die auf dem Programm standen, erfreulich rasch hinter sich gebracht, indem Sie einfach nur zwei Postkarten geschrieben haben. Eben sind Sie daran, die Hauptsache in Angriff zu nehmen, die darin besteht, daß Sie mehrere Bogen Papier mit einem Erguß Ihrer Feder befeizeln, auf den Ihr Verleger wartet, der gefällig und liebenswürdig und heiter sein soll, daß die Leute, die das lesen, eine Freude daran haben, und außerdem eine Sache, auf die Sie bereits einen größeren Honorarvorstoß bekommen haben, als Ihnen dafür umständlicher zusehen kann.

Sie rücken sich im Sessel zurecht, räuspert sich und schon wollen Sie beginnen, den ersten Satz niederzuschreiben, den Sie bereits klar im Kopf haben. Da hören Sie einen weinerlichen Laut und kleine ungeduldige Schreie vom Balkon her, dort liegt das acht Monate alte Schön-



Pflügender Bauer

Zeichnungen von Oswald Malura

den Ihres Gastgebers in seinem Wagen. Das ist ein kräftiges Kerlchen mit hellen blauen Augen, der Sie so ruhig bestimmt und unverwandt anschaut, wie selten ein Erwachsener. Sie stehen nun da und deuten sich zu ihm hinab und wollen nichts anderes, daß der Kleine sein Mündchen verzieht und lächelt, weil Sie genau wissen, daß dann alles gut ist und weil es schön ist, wie er das tut und selig spielend mit den Ärmchen winkt und mit den Fändchen nach Ihrem Gesicht tastet.

Dann gehen Sie in das Zimmer zurück, und schon wird es auf dem Balkon wieder unruhig. Sie schieben den Wagen herein, vielleicht hat das Kind genügend Beschäftigung, wenn es Sie sehen kann, wie Sie dasjenige und den Rauch Ihrer Zigarette in die Luft blasen. Das genügt ihm aber nicht, nur jedesmal, wenn Sie den Blick ihm zuwenden und ein kameradschaftliches „ja, ja“ modulieren, ist es zufrieden und still. Doch gleich schreit es wieder, und Sie sehen auf dem Boden ein kleines gelbes Stoffentchen liegen, das muß ihm herausgefallen sein. Sie gehen hin und heben es auf und legen es in seine Fändchen, die sich entgegenstrecken, und halten Ihren Kopf so nahe, daß der Kleine Ihren Mund greifen kann. Das gefällt ihm.

Dann setzen Sie sich endlich an den Schreibtisch, und sichtbar nah erscheint vor Ihnen das Bild vom anderen Tag, der pflägende Bauer im weiten Feld, von der Straße her im Vorbeifahren gesehen, diese einfache, selbstverständliche Bewegung, gewachsen und ruhig ragend aus der Landschaft in der formvollendeten Gebärde, wie ein Busch, der dasieht, im Vordergrund, am Weg. Und darüber wollten Sie etwas sagen, wo das Gesagte aufhört, wenn es nicht ebenso eindeutige Kraft und form in sich hat.

Diesen Eindruck muß nun eine Zeichnung allein vermitteln. Denn das Kind ist jetzt wichtiger, es verlangt in unmissverständlichen Tönen Ihre Aufmerksamkeit. Das Entchen liegt wieder am Boden. Sie müssen es aufheben und freuen sich, wie der Kleine es stillvergnügt und mit den Beinchen strampelnd in Empfang nimmt. Aber kaum haben Sie sich herumgedreht, schon geht das Murren und Stöhnen los. Das Entchen liegt wieder am Boden. Sie heben es wieder auf, und ein Gedanke kommt Ihnen plötzlich, sollte dieser Kacker... aber das ist nicht möglich bei seinen acht Monaten. Sie setzen sich in Ihren Stuhl und schielen heimlich über Ihre Achsel zurück. Es ist so. Sie warten noch einige Sekunden, jetzt schreit er wieder. Das Entchen... es ist nicht herausgefallen, nein, herausgeworfen hat es der Gauner. Und wenn Sie das nun gemerkt haben, und wenn Sie nahe daran waren, über den Störenfried sich zu ärgern, wie können Sie jetzt noch ihm böse sein. Was ist das für ein Kerlchen, und er hat Recht, was man tut, soll man



Hessischer Bauer

ganz tun, und wenn man sich mit einem Kind beschäftigt, wie kann man da nebenher noch etwas anderes vorhaben wollen, und man muß sich doch mit ihm beschäftigen.

Hören Sie zu meine Herrschaften, was soll man da machen, wenn io ein acht Monate altes Kerlchen im Wägelchen sitzt und nach Gesellschaft verlangt, man muß sich doch mit ihm abgeben, wie kann man da noch Zeit haben für einen Zeitungsartikel. Ganz abgesehen von dem Entchen.

W. Dietrich

Gleiberg

Ein alter Torbogen gewann meine Aufmerksamkeit, ich begann ihn zu zeichnen. Neben mir stand ein Dorfjunge, und knallte mechanisch mit einer Peitsche, die mir mit der Zeit auf die Nerven fiel. Ich bat den Jungen, damit aufzuhören, da es mich bei der Arbeit stören würde. Verschüchtert ließ er davon ab, blieb aber weiter in meiner Nähe stehen. Es kamen noch andere Kinder dazu, sie waren alle neugierig, zu sehen, was ich da wohl machte.

Zu meiner Linken standen zwei Frauen

und unterhielten sich. Von unten kam gemächlichen Schrittes ein alter Mann den Berg herauf, ich hatte das Gefühl, daß auch er mir zuschauen wollte. Du kommst mir wie gerufen, dachte ich, nahm meinen Skizzenblock unter den Arm und ging ich ein paar Schritte entgegen.

„Haben Sie etwas Zeit für mich“, fragte ich ihn, „ich würde gern eine Zeichnung von Ihnen machen, gehen wir doch unter die Linde, dort hinter dem Torbogen, da sind Bänke wo wir uns hinsetzen können.“ Der Alte war sehr wortfarg, doch zeigte er unverkennbares Interesse und es machte ihm scheinbar Freude. Die Kinderschar begleitete uns und verfolgte mit großem Spaß meine Arbeit.

Um noch eine Zeichnung machen zu können, begab ich mich mit dem guten Alten in eine Wirtschaft, die auf der anderen Straßenseite lag. Sein Gesicht wurde sichtbar heiter, als ich ihm sagte, daß es sich da gewiß besser sitzen ließe, er möchte nur seine Wünsche äußern. Die Wirtin brachte einen Schoppen Bier und den dazugehörigen Korn. Wir waren die einzigen Gäste, ungeachtet konnte ich nun meine Arbeit beenden.

©. Malura

DER SCHIFFSKOFFER

EINE NERVENAUFREIBENDE BEGEBENHEIT

Von Herbert A. Lohlein

In der Nische von einem Säulenheiligen am Stefansdom saß der Dienstmann Nr. 12 — Sebastian Kueskäufer — auf einem selbstgebobelten tragbaren Kistl mit der Aufschrift: „Kueskäufer, Wien I. Bin von halb zwölf bis ein Uhr in der Wirtschaft gegenüber.“

Es war noch nicht halb zwölf. Die kleine Viertelstunde bis zum Mittageßen — Kungl und Leberknödel waren heute fällig — versuchte Kueskäufer noch ein wenig herunterzudösen, als ihm plötzlich eine schrille Stimme bis ins Mark fuhr. Kueskäufer blinzelte wie eine von der Katze überfallene Maus erschrocken in die Höhe: „Was ist denn los?“

Zwei Dienstmädchen und ein Gausdiener bauten einen riesigen Schiffskoffer auf das Pflaster hin, machten vor ihrer Gnädigen noch Knicks und Verbeugung und stolperten in die Freiheit.

„Gallo, Dienstmann, ich muß auf die Bahn, es eilt! Wollen Sie rasch den Koffer befördern und als Eilgut aufgeben für den 12.15-P.D.-Zug. Was kostet das Ganze?“

Kueskäufer starrte auf das Ungetüm wie auf einen vorfintstlichen Riesensaurier und wurde jetzt mit einem Schlag hellwach.

„Jest Maria — manen Sie den Käufern da!“

„Akar — es ist doch sonst keiner da!“

„Und des Kame, wo gnä Frau da in der Sand tragn?“... Kueskäufer deutete auf das Miniaturschweinsleberköstlerchen, in dem die Gnädige einen Parfümerieladen mitführte.

„Lassen Sie nur, das trage ich selbst!“

„Meiner Söl — alsdann habn Sie im Ernst des Trumm Käufern gmannt. Ja, liebe Frau, warum schleppen S' denn sovöl Zeug mit?“

„Mann — Sie scheinen ja den Sonnenstich zu haben! So gehn Sie doch schon los — 11.30 Uhr — wie wollen Sie denn noch zum Westbahnhof kommen?“

Kueskäufer zog langsam und bedächtig seinen mittelalterlichen Zwiebel aus der Hosentasche: „Jez is erst achtundzwanzge durch. Da müßt i also jez erst amal an Wagn holn. Marandjosef — so an Käufern in der Tummer hab i ja no gar net gsehn. Oder manen Sie, i trag mir an Bruch! Und um halb zwölf hab i mei Kungl bestellt. Die müßt i also jez erst amal abmelden. Paffen S' auf, bis i an Wagn hol, han zehn Minutn hin und zehn Minutn her. Macht zwanzge. Dann hätt ma also...“ Kueskäufer zog wiederum um-

ständig seinen antiken Zwiebel aus der Hosentasche: „Elti achtundvierzge, und wann möchtn S' foahren?“

„Gereggott, ich hab doch keine Zeit zum Verhandeln — um zwölf Uhr zehn!“

„Aha — bleibn also noch zwanzwanng Minutn auf die Bahn. Ja manen Sie, i bin a Remgaul! Wo i no gar nir im Wagn hab seit heut früh!“

Die Gnädige bekam den ersten Migräneanfall: „Ja, warum sigen Sie denn das — Sie sind doch Packträger, nicht?“

„Ja, freilich bin i des — aber das Wort kommt von Pack, net wabrs Etwas, was der Mensch noch freihändig derpackn kann. Aber an solchn Käufern!“

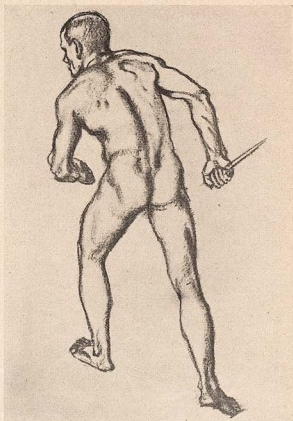
„Dann holen Sie doch einen anderen Dienstmann, aber rasch!“

Kueskäufer staunte abgrundtief: „An andern? Da werdn S' Kan findn auf a Stund im Umkreis. Des is doch mein Revier...“

„Dann verlangen Sie in drei Tauseln Namen das Doppelte — ich bezahle ja!“

Kueskäufer schüttelte undeirrt den Kopf: „I derf net über mein Tarif nausgehn! Und in mein Tarif san solche Käufern ja gar net vorgesehn. I könnt höchstens an Zuschlag berechnen, weils preffiert. Dann wärs sozusagn Eilgutbeförderung...“

„Also dann los mit der Eilbeförderung — Mann!“



Studie zu „Rivalen“

Franz v. Stuck

„Kruzitürken, tun S' mi net so hegn — des macht mi allweil glei so nervös, und bal i amal nervös bin, kummt i aa ka Gandojschl mehr tragn! Manen S' vielleicht, a Packträger hat kane Noron, und nacha no de Gitz dazua! Je ruhiger Sie mit mir redn, desto schneller kommen mir zum Bahnhof ausi. Überhaupt — wissen S' was — foahren ma naus mit der Taxi!“ ...

„Ja du lieber Himmel — Sie machen mich ja verrückt! Dann hätte ich Sie doch gleich nicht gebraucht. Das kann ja der Chauffeur auch. Wofür dann jetzt den ganzen Dialog — elj Uhr vierzig ist es schon. Also holen Sie schnell ein Taxi!“

Die Frau Hofrat riß nervös an dem Reißverschluß ihres Parfümeriealtens und suchte nach dem Kölnischen, um nicht umzufallen. Kueskäufer schnupperte erfreut dem Duft nach und grinste:

„Herboln is guat glagt! Der nächste Standplatz is drüben am Graben. Des wärs zwöf Minutn hin und vier Minutn her — macht sechzehn Minutn oder a Viertelstund. Und jetzt is...“ — Kueskäufer zog bedächtig seinen antiquarischen Zwiesel aus der Hosentasche — „elji ana-vierzte, und wann habn S' glagt, wolln S' foahren — uma zwöfzi rum, glab i — alsdann gehts nimmer! Wissen S' was, telephonieren ma nüber zum Grabn! Woartn können S' ja doch net, bis aner freiwillig daherrollt. Der Zigarrenladn da drüben hat a Telefon...“

„Herrgott — dann laufen Sie doch rasch hinüber...“ —

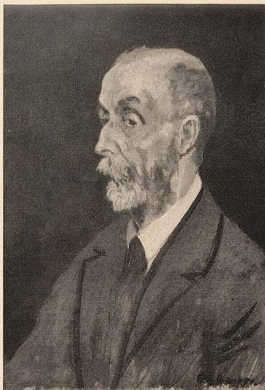
Kueskäufer wackelte mit dem Kopf: „Tuat ma leid — kann i net! I derf mein Standplatz net verlassen. Sie brauchen ja den Kufers da net mitschleppn — laßn S' den nur bei mir stehn. Und tuatn S' mi net aufregn — wärs S' ehnder kummen — allweil in der lögtn Minutn...“

Schweißgabaet kommt die Frau Hofrat zurück; mitschäumend, aufgelockt und mit Tränenfurchen durch den Puder: „Wie lang kann das nun wieder dauern, bis das Taxi kummt?“ ...

Kueskäufer überlegt: „Wann ihm nir passiert, wann ihm d' Luft und 's Benzin net ausgeht unterwegs und wann ihm niemand netsofort, nachher kummt er in vier Minutn da sein. Kunt — hab i glagt!“ „Und wie lange fährt man zum Westbahnhof?“ ...

„Ja mei — i bin selber no nia mit der Tax foahren — des gang mir a vül zu schnöll — aber i man scho, daß no geht. Knapp zwar. Kommt halt drauf an, wie der Verkehr is am Grabn. Da schau S' bi — kommt scho! Kalt auf — es is a bsehter... Wieviel hamma denn schon?“

Kueskäufer zog wiederum seinen historischen Zwiesel aus der Hosentasche. „Elji fünsundvierze durch! Saffra — jetz wärs mei Lungl firti — oh, der Blutskufers, der!“ — „Aha — jetz rasselt aner an — der ist!“ ...



Professor W. Stanley Manning, London

Hauber

„Bahnhof, Chauffeur — fahren Sie, was herausgeht!“ ...

„No, no, no — es is aa bloß a Mensch und ka Schrapnöl! Alsdann foahr zuvori — aber daß nir passiert — i bin in kanker Krankenfass!“ ...

„Sodala — da waarn ma ja jetz glücklich am Westbahnhof. Was ham S' jetz so zwirnt, wo ma doch im Leb'n alles mit der Kuhe firti bringt! Ham ma sogar noch ganze füns Minutn!“ ...

„Jetzt rasch aber! Dienstmann, nehmen Sie den Koffer heraus und tragen Sie ihn so schnell wie möglich zur Elgutaabfertigung!“ ...

Kueskäufer spitzte die Ohren: „Wer — i — Ja, wissen Sie gar net, daß i in Bahnhof überhaupts net nei derf! Da san doch ertrige Packträger da, die nur im Bahnhof tragn derfin. I bin bloß für d' Stadt da, und da aa bloß für mein Kevier. Macht füns Schilling zwangs — Elgutabeförderung! Des war ja bloß mein guter Wille, daß i Ihnen den Kufers da her dirigiert hab!“ ...

Während die Frau Hofrat jetzt von einem Bahnsanitäter ins Abteil getragen wurde, brüllten draußen vor der Elguthalle drei Packträger: „So — ruß, ho — ruß!“ — und getragen von der Gemütsruhe dreier Kofferabtheten, landete das Umgeheuer ohne jede Aufregung noch rechtzeitig im Packwagen. Nur die Gnädige lag bewußtlos in den Polstern. —

Draußen aber zog der Dienstmann Nr. 12 seinen vorsintflutlichen Zwiesel aus der Hosentasche und meinte giftig: „Zwöfzi schen — Saffra, jetz is mei Lungl aa kalt worden mit dem Blutskufers!“ ...

Splitter

Lach die eins!
Ihr schimpft ob unserm Glaubenszweifeln
Et ja mit Recht!! Wenn man bedenkt,
Wie ihr gehet uns mit dem Teufel!
Und brav die Glieder uns verrenkt
Mit Knöchel- und mit Daumenschrauben —
Et ja, da — muß der Mensch schon glauben!



Kunst und Handwerk

„Schad, daß S' koan Bart nüt ham, bei dem borstigen Pinsi wo i hab —!“

Potpourri

EINE KUNSTLERGROTESKE

Motto: Ob immer Treu und Redlichkeit

Ein Rundfunkgerät brauche ich nicht. Mein Nachbar, im Zimmer nebenan, hat seinen Volksempfänger auf volle Kriegsstärke eingestellt, und so bekomme ich „Allerlei von zwei bis drei“ gleich durch die Wand. Möblierte Zimmer haben ihre Vorteile. Auch meine Bildergalerie stammen von nebenan. Der lange Faden, den man dort vor einiger Zeit in die Wand schlug, schaut bei mir wieder heraus. Die Spitze hat sich nach oben gebogen, und ich habe meinen Pimperdick daran gehängt.

Darunter steht mein Sofa, dessen Wülste auffallende Ähnlichkeit mit einer Reliefkarte der Alpen haben. Darauf liege ich, sehr müde. Wenn nur der Radio leiser wäre. Aber wenn man an die Wand klopft, fällt das Bild herunter.

Doch jetzt kommt gerade eine sanfte, milde Stelle. So recht zum Einschlafen. Auch Potpourris haben ihr Gutes. Das bringt mich auf den Tonbildner, oder sagen wir Tonsetzer, um niemanden zu beleidigen.

Solche Leute müssen doch ein wunderbares Leben haben. Statt nach ihrem Tode beraußt zu werden, werden sie es nach dem Tode anderer, bei eigenen Lebzeiten.

Aber was ist das? Schon wieder Störung? Hat es nicht eben geklopft? Die Tür geht auf. „Ist es erlaubt einzutreten?“ Ein Künstler trat ein. Es mußte ein Künstler sein, denn er hatte eine lange Mähne, und zum halbgeöffneten Kragen eine große, schwarze Schleife. So sehen Künstler im Kino aus, genau so. Die Haare, die schwarze Schleife, die großen dunklen Augen, die kalten um den Mund, wie man sie bei Schauspielern sieht. „Versuchen Sie die Störung“, sagte der Einbringling. „Aber Sie lieben offenbar die Musik und die Unterhaltung: in einem Wort die Unterhaltungsmusik.“

Ich wollte protestieren: „Diese Potpourris können mir aber trotzdem gefallen bleiben.“ „Nichtig“, fiel er höflich ein,

„gefohlen. Die sind auch gefohlen. Aber vielleicht haben Sie noch nicht den rechten Begriff davon. Der Laie stellt sich das denn doch ein wenig zu einfach vor. Ich bin nämlich Fachmann. Man redet mich selbstverständlich mit Meister an, denn ich verarbeite nur Meisterwerke. Darf ich Ihnen mal meinen Betrieb zeigen? In einer Minute sind wir da.“

Der Meister hatte ein so gewinnendes Lächeln aufgesetzt, daß man ihm unmöglich böse sein konnte. Ich folgte ihm also die vier Treppen hinab auf die Straße, wo ein Mercedes-Super-SS-Kompressor stand. „Das ist mein Wagen“, sagte er schlicht. „Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen? Wir sind gleich da.“ Ich hatte mich jetzt schon in das Abenteuer eingelassen und war gespannt auf die Fortsetzung. Der Wagen flog blitzartig durch die Stadt. Ploglich hielt er in einer breiten Straße, durch die ich im Leben noch nicht gekommen war.

„Sei mir gegrüßt, mein Haus mit dem rötlich strahlenden Giebel“, deklamierte der Meister. „Hier ist mein Heim.“ Vor uns tat sich der spitze Bogen eines großen gotischen Portals auf. Darüber aber lag in merkwürdigem Gegensatz so etwas wie eine Kommandobrücke, die gerade aus dem Bauhaus in Dessau zu stammen schien. Romantische Zwerggalerien schloßen sich seitlich an, während auf der anderen Seite Figuren standen, die offenbar dem Park von Sanssouci entnommen waren. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Das ganze Haus war Strickwerk, ein Potpourri der Architektur. Hier schaute ein indianischer Totem zwischen griechischen Säulen hervor, dort lächelte eine gotische Madonna aus einer chinesischen Pagode. Und obendrauf zur Krönung stand die unverkennbare Gopura eines indischen Tempels. Das ganze Haus, nicht einmal übermäßig groß, sah aus wie ein böser Traum.

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwarzem und das Erhabene in den Staub zu ziehen“, sagte der Meister, der meine Gedanken zu erraten schien. „An meinem Palazzo scheint Sie etwas zu föhren.“ „Aber nein“, sagte ich höflich, „ich habe nur gestaunt.“ „Das ist noch gar nichts. Kommen Sie rein, kommen Sie rein, kommen Sie rein! Da werden Sie erst staunen.“

Und ich staunte. Mein Wirt kam mir immer merkwürdiger vor. Jetzt bemerkte ich erst, daß er zu seinen weiten Pumphosen schwarze Lackpantoffeln trug. Über seinen großformatigen Pullover zog er einen Frack. „So fühle ich mich erst richtig wohl!“, sagte er, „man braucht die Abwechslung. Von wem war das noch gleich? Ist ja egal. Wie finden Sie meine Einrichtung? Großartig, wie?“

Mir fiel die sprunghafte Unterhaltung auf. Unvermittelt sprang der Meister von einem Gegenstand auf den anderen. Kein Gedanke, kein Satz kam zu Ende. Vor

allen die vielen Sitate. Alles, was der große Künstler sprach, schien irgendwie entlehnt zu sein. „Esien Sie gerne Gänsebraten“, fragte er unvermittelt. „Aber halt, Sie haben meine Bilder noch nicht gesehen. Da, die Statue. Merkur, der Gott der Diebe. Sehr passend, wie?“ lachte er. Mir wurde himmelangst. Disfret saßte ich in meine Taschen, ob noch alles da war; aber ich hatte ja nichts mitgenommen, und außerdem war ich meiner Wirtin noch Geld für zehn Mahlzeiten schuldig.

„Sie haben gewiß Hunger“, unterbrach er meine trüben Betrachtungen, ein wahrer Gedankenleser. „Entschuldigen Sie, ich bin ein unaufmerksamer Wirt. Wir werden gleich zusammen speisen. Kommen Sie!“ Schon ging die Doppeltür zum Nebenzimmer auf. Ein wunderbarer Tisch war dort gedeckt. Aber merkwürdig. Nicht zwei Schüsseln glühten einander. Eine silberne Schüssel stand neben einem irdenen Topf und einer Konservebox. Als ich mir meinen Teller näher besah, fiel mir die Inschrift „Hotel Deutscher Hof“ ins Auge. Auf der Gabel war eingraviert „Hotel Eyzelsior“. War das alles gestohlen? Mir fiel der Gott der Diebe wieder ein. Währenddessen bediente mich mein aufmerksamer Wirt. In der einen Schüssel dampfte ein köstlicher Rehbraten. Er war mit Doornröschen, Kardinen und Vanillesauce garniert. Trotz meines großen Hungers hatte ich nicht den rechten Appetit. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben“, zitierte der Meister, „schmeckt es Ihnen nicht, mein Freund?“ „Oh, danke“, sagte ich, aber das Menü ist etwas ungewöhnlich. „Nun, das ist doch besser, als wenn es gewöhnlich wäre“, meinte der Meister. „Selbstverständlich gebe ich solchen Eßern nur meinen anspruchsvolleren Gästen. Neulich besuchte mich ein Eskimo, der war sehr zufrieden, als ich ihm eine Tasse warmes Maschinenöl mit Zucker vorsetzte. Dafür baute ich ihm später einen Palazzo in Alaska, in einer Art griechischem Frigidairesstil. Klasse, kann ich Ihnen sagen. Aber ich denke, mein Vetter, wir machen uns etwas Musik.“ Er drehte am Kundfunkgerät. In der Tasse vor mir stand ein Getränk, das, wie mir schien, Zitronen, Zucker, Rum und Wermut enthielt. Eine Art warmer Baccardi-Cocktail. Ich probierte vorsichtig. Er schloß einem förmlich ins Gehirn.

„Musik wird peinlich oft empfunden, weil stets sie mit Geräusch verbunden“, meinte ich. Das Zitieren steckte an. „Sehen Sie“, sagte mein Wirt und trank mir zu, „Sie können's auch schon.“ Plötzlich schallte laute Musik aus dem Apparat. „Aha, schon wieder was von mir“, stellte der Meister fest. „Aber das ist doch Beethoven“, bemerkte ich bescheiden. „Ganz

recht. Der gehört mir ja. Passen Sie auf. Gleich kommt Chopin, dann Strauss, der Walzerkönig, dann Liszt. Und dann das Glühwürmchen.“ Nichtig. Es kam. „Nur alte Leute hören sich ein Musikstück ganz an“, belehrte mich der Meister. „Sehen Sie, wieviel interessanter dieses Gemälde aussieht als die jeweiligen Originale. Den sogenannten großen Meistern fehlt das Niedliche. Und das haben die Mädchen so gerne.“ Hier habe ich das Christkind mit dem Lamm von Murillo in der Mitte. Selbstverständlich wurde der Gesichtsausdruck viel süßer gemacht. Außerdem habe ich ein paar neugierige Zwerge hinzugefügt. Sehen Sie, wie nett die Mona Lisa darauf herunter lächelt. Von der habe ich nur den Kopf ins Bild eingesetzt. Der Schinken wird ja sonst zu groß. Außerdem wäre es langweilig, wenn ich nur das eine Frauenzimmer in das Bild hinein komponiert hätte. Sehen Sie im Hintergrund die Mädels von der Galler-Revue! Die beleben das Ganze ungemein und geben den nötigen Sex-Appal. Oben links der liebe Gott von Michel Angelo von hinten. Der ist ja nun mit seiner Schöpfung fertig und kann wieder abbrausen. In diesem Bild sind zum Teil Originale verwendet, die ich zusammenge schnitten habe. — Übrigens, mein Stück langweilt mich. Drehen Sie doch mal einen anderen Sender an. Bach oder Mozart. Vielleicht finde ich wieder Motive. Das ist ein Geschäft, kann ich Ihnen sagen. Bedachten Sie dieses Silber. Hotel Eyzelsior steht darauf. Ich habe es den Leuten abgekauft. Zu stehen brauche ich nicht. Es bringt mir genügend ein, wenn ich musikalisch etwas mitgehen heiße. Aber es macht mir Spaß zu denken, es sei gestohlen. Wie Sie sehen, paßt kein Stück zum anderen. Ich liebe die Umwechslung.

Schauen Sie mich nicht so entsetzt an. Meinen Sie, ich sei geisteskrank? Sie irren, ich bin völlig normal. Geschäft ist Geschäft. Ich mache meine Potpourris auf allen Gebieten. Architektur, Kochkunst, Musik, Malerei, wie es gerade kommt. Keine Monteurarbeit. Ich nehme die Stücke fremder Tondichter, Maler, Schriftsteller, Baumeister, setze sie zusammen und lasse mir dafür Tantiemen zahlen. Meine Architekturen exportiere ich sogar nach Nord- und Südamerika. Wollen Sie meine Gedichte hören? Die sind nämlich von Schiller. Nur ein paar geistlose Wige sind noch drin. Die sind von mir.“

Mir begann es zu grauen. „Ja, gefällt denn das den Leuten?“ „Ob es ihnen gefällt, weiß ich nicht. Aber solange sie nicht protestieren, kann es mir gleich sein. Wo Kellame ist, da ist Nachfrage. Und ich weniger die Leute an einfache, klassische Dinge gewöhnt, desto weniger macht sich auch das störende Formgefühl bemerkbar. Ein Kammertrio von Schubert oder Schumann ist allein dazu gut, mir Motive zu liefern. Nehmen Sie noch einen Drink!“

Um mich drehte sich alles. Das schwere Getränk vernebelte mein Gehirn. War ich in einem Tenishaus oder wurde ich selbst schon verrückt? Mona Lisa grinst mich an. Ich blicke umher. Nirgends etwas Ganzes, an das man sich halten konnte. Feuerige Käder tanzten mir vor den Augen; die Beine wurden wie Watte und ich schlug lang auf den Fußboden.

Schweißgebadet erwachte ich. Von der Kellieffarte meines Sofas abgestürzt, fand ich mich auf dem Boden meines Zimmers. Schwach tönte ein Gong herüber, und eine Stimme sagte: „Unser Nachmittagskonzert ist beendet.“ E. Kofelius



Sie werden erwartet!



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglmaierplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszeiten



Nachm.
Café Luitpold
u. abends Konzert



Weinhaus Birk, Kaufingstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMUNGS - SCHRAMMELTIO

Bärenschenke Fürstenfelder-
Straße 15
Das behagliche Mittag- u. Abendlokal

Die „JUGEND“
wirbt für Sie!

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert **Täglich** abends Tanz

Werbung
bringt
Arbeit
Markensammler
erh. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Baderstr. 49

SEEHAUS
KLEINHESSELOHE

Die führende Gaststätte im Englischen
Garten in idyllischer Lage am See
Täglich nachmittags u. abends Konzert

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

**Münchener
Kunstschulen**

VERLANGEN SIE ÜBERALL DIE „JUGEND“

WENN *Photo — DANN Schaja*
MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

Qualitätsdrucke
geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

**Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München**
Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

KUNSTSCHULE „DIE FORM“

Zeichnen, Bildende Kunst, Malerei in
jed. Anwendung, Lebensst., Genossenschaft,
Anatomie, Skulpt. in den bun-
den, Barchettig, f. d. G. Gramen, Bege-
führer, Donatour f. Bsp. (p. 50) 50% Bege-
preisermäßigung, Staatl. anerkt. Sam-
mer eröffnet, Gegr. 1920, Stunden 23
jein König, Doppelstr. 61, Tel. 34940.

Münchener Lehrwerkstätten
Modellzeichnen, Gebrauchsgraphik,
Zeichnen, Malen, Abendst. 17-19 Uhr,
Hohenzollernstr. 21, Fernr. 30149

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schleicher in Icking/Isartal
mit Lehrstätte München, **Odeonsplatz 2**
staatl. anerkt. - Allgem. Künstlerziehung

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Klischees *München*
für Reklamewerke
Kunst, Einwürde
u. Zeichnungen
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 - Tel. 27667

Besser abends - aber auch morgens
Chlorodont

Bei einem Kaffeeplätzchen später Jung-
frauen wurde ein junges Mädchen ab-
geurteilt, das nach der Sängung der
Natur die gemeinsam eingegangene
Schuld allein zu bezahlen hatte.

„Da sieht man wieder die moderne
Zeit mit ihrem vielgepriesenen Kame-
radenschaftlichen Verkehr der jungen
Leute untereinander —“ bemerkte
sarkastisch die Vorlesende.

„Wir hätten gar nicht soviel Ge-
legenheit gehabt“, warf doppelstinnig
eine Beisitzerin mit leiser Bitterkeit
ein.

„Na, meine Liebe, dazu doch immer-
hin genug!“ verwies scharf eine
zweite... „aber wir haben eben die
Gelegenheit nicht benützen wollen...“

Stolz und selbstzufrieden klang es,
fast herausfordernd, wie meist, wenn
man eine innere Stimme überdauern
möchte.

„Ganz richtig...“ ließ sich die Vor-

lesende wieder vernehmen, „da heißt
es dann immer, wir urteilen hart —
aber wenn die Leute gar keinen Unter-
schied mehr machen wollen zwischen je-
der einer und einem ehrbaren Mädchen —
wozu ist denn dann unfreier eigent-
lich anständig geblieben!“

Seufzerecke der „Jugend“

Ernst!

Wo läßt du deine Strümpfe sto-
ßen —> Komme sofort zurück, sonst
frag ich dir die Augen aus.

Dein Aufschelmäulchen.

Derjenige Herr

dem gestern abend Ede Karl-Arcis-
straße verkehrentlich ein Ziegelstein an
den Kopf flog, wird, falls möglich, um
Lebenszeichen und nochmalige Aus-
sprache gebeten unter „Liebe ist ein
Geheimnis“ Hauptpostlagern.

Der Kampf mit den Fliegen

Von Josef Kamp

Am Samstag nachmittag bekommt mein Freund und Leidensgenosse Nikolaus Lämmlein von der Schriftleitung der „Lustigen Post“ einen Brief, worin er gebeten wird, so schnell wie möglich eine Humoreske einzusenden, da augenblicklich Bedarf vorliege.

Freund Lämmlein tut einen Luftsprung, denn die Humoreske ist seine starke Seite, und er zweifelt nicht daran, in den nächsten vierundzwanzig Stunden mit einem entsprechenden Wurf aufwarten zu können.

Freudestrahlend stürzt er in die Küche, ruft nach seiner Frau und liebt ihr das Schreiben vor. „Das heißt also, Schätzchen“, knüpft er erläuternd die Bemerkung an, „daß ich für die nächsten vierundzwanzig Stunden nicht gestört sein darf! Verstehe mich recht!“

„Ich verstehe dich schon!“ nickt Frau Amalie. „Übrigens trifft das ja wunderbar zusammen. Morgen nämlich ist bei meinen Eltern in Dingoda Kirmes, da fahre ich also mit den Kindern herüber. Dann stört dich keiner!“

Nikolaus Lämmlein erklärt sich zufrieden, und am anderen Morgen dampft Frau Amalie mit den Kindern ab.

Freund Lämmlein hat nun das Gaus ganz allein, und tiefe Ruhe frönt bald auf ihn ein. Er brennt im Vorgefühl des großen Gelingens eine knispelnde Savanna an und setzt sich kampfesgerichtet an den Tisch. Schußbereit hält er den Bleistift geküßt und starrt lauernd auf das Papier unter feinen Händen, ein vorerst noch unentworfenes Schlachtfeld seiner kämpferischen Gedanken.

Dann beginnt er angestrengt in Erinnerungen zu kramen, holt hier ein Erlebnis hervor und da, dreht und wendet es nach allen Seiten und sucht einen brauchbaren Stoff daraus zu formen.

Doch soviel sich Freund Lämmlein auch bemüht, die gnadenvolle Stunde will heute nicht kommen. Immer wieder gleiten die Gedanken davon, und die geringste Kleinigkeit macht sich ihm ablenkend bemerkbar. Bald ist es die Uhr, deren Pendelschlag ihn aus dem Gleichgewicht bringt, bald ein heller Kinderruf, der von der Straße her eindringt, und Nikolaus wird ganz wütend vor Eifer. „Ich werde das Schicksal einfach zwingen!“ denkt er und beginnt von neuem angestrengt zu grübeln. Aber nun setzt sich ihm eine Fliege auf die Nase.

Nikolaus schüttelt unwillig den Kopf, denn es ist klar, mit einer Fliege auf der Nase läßt sich keine Humoreske schreiben.

Fliegen aber haben es gemeinlich in sich!

Auch auf diese Fliege trifft das zu, denn so sehr Nikolaus Lämmlein den Kopf auch bewegt, das Dieb rückt nicht von der Stelle. Schließlich schlägt Nikolaus mit der Hand danach. Das hilft für die nächsten Sekunden. Dann umsummt das blutdürstige Subjekt von neuem seine humoreskedurchflutete Denkerstirn. Nun wird Freund Lämmlein aber ernstlich böse. Sein Sinnes und Trachten stellt sich auf Mord ein. Zum Äußersten entschlossen faltet er seine sauberen Manuskriptblätter zusammen und verfolgt mit heimtückischen Micken die ruchlose Feindin. Bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit verzettelt er ihren grimmigen Zieb. „Ja! Das hat aber geklappt! Triumphierend weidet sich Nikolaus an seinem erschlagenen Opfer.“

Dann sucht er von neuem die Gedanken zu jammeln.

Doch soweit kommt er nicht, denn aus dem Blut der Gefallenen erhebt sich doppelt und vielfach die Rache, und der arme, gequälte Nikolaus wird die Geister, die er rief, nun nicht mehr los.

Humoreske hin, Humoreske her — hier gilt es, den ausgesetzungen Kampf zu bestehen!

Nikolaus wird nun von einer rasenden Mordlust erfasst. Blutdürstig schwingt er seine papierene Keule, um jeden sichtbar werdenden Feind brutal und gnadenlos zu erschlagen. Seine Kampfschätzung wächst von Erfolg zu Erfolg. Raun und Zeit um ihn versinken ins Nichts. Nun springt er auf einen Stuhl und haut auf die Wand ein, dann hat er den Tisch erklimmt und bearbeitet die Decke. Ploötzlich knallt eine Dase vom Schrank und zerplittert in Scherben. Ein Miltstopp fliegt nach. Nikolaus Lämmlein achtet es nicht. Ein rasender Verfolgungswahn hat ihn erfasst. Er schreit und knirscht im wilden Getöse der blutigen Schlacht. „Wieder eine!“ schreit er. „Und wieder eine!“ Oder: „Auch du, mein Freund Brutus!“

Aber dann kommt ein ganz hartnäckiger Fall. Ein großer Drummer, ein Doppeldecker, wie Nikolaus zischt, sucht seiner Strategiematur entschieden zu spotten. Er stößt ihm todesverachtend fed um die Nase, setzt sich ihm frech auf die spiegelnde Glage, um im nächsten Augenblick wieder hoch in den Deckenregionen zu schweben. Es gilt dem Kampf um die letzte Entscheidung. Verbirnen und grimmig suchen die beiden sich zu überlisten. „Und

fallen mußt du doch!“ zischt zähneknirschend zelt Nikolaus.

Nun sucht der hartnäckige Widerkämpfer hoch oben an der Wand seine Kräfte zu jammeln.

„Nur nicht zu Atem kommen lassen!“ flacht zelt Nikolaus seinen Kampfesgeist an. Eigentlich steht ihm der Ofen im Wege, aber darf einem schlachtenentbrannten Krieger ein Ofen schon Hindernis sein? Das wäre noch schöner!

Nikolaus nimmt einen Stuhl im Sturm, von da auf den Ofen. Zums! Der Zieb hat gezeihen! Leblos fällt der Feind in die Tiefe. Aber gleichzeitig bricht auch zelt Nikolaus mit seinem Ofen zusammen. Verbirnen und prafelnd fliegen Töpfe und Scherben und eiserne Bestandteile durch die Luft und bedecken den Kampfplatz. Mitten im Chaos findet Freund Lämmlein unter dem Tisch sich wieder.

Im Abend dieses denkwürdigen Tages betritt Frau Amalie heimfröhlich das Gaus.

„Rate mal, was ich dir mitgebracht habe!“ ruft sie, noch vor der Tür, ihren Nikolaus an.

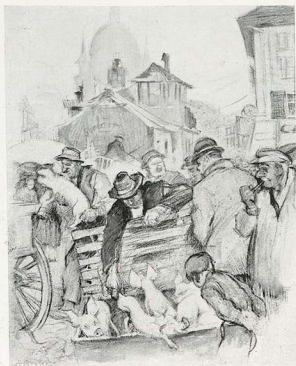
Dann bleibt sie entgeistert im Rahmen stehen, und die Fliegenklappe als Kirmesgeschenk entgleitet kraftlos ihren zitternden Händen.

zelt Nikolaus liegt als Schwerkriegsbeschädigter verwundet und beplästert im Großvateresessel, und als am anderen Morgen die „Lustige Post“ depeschiert: „Erwarten versprochene Humoreske sehr dringens!“, da drabtet der tapere Kämpfer zurück: „Kann vorerst mit Humoresken nicht dienen, da während der Arbeit verunglückt bin!“

Auersheimer



„Wenn du mir nicht so ähnlich wärest, hättest dich schon längst auf die Austellung: Entartete Kunst geschickt!“



R. Pfeiffer

„Schau Bua, da hast amal a paar Ferkel, wo nix dazu können.“

Prost, Herr Nachbar

Seit Jahrhunderten besteht in München der Brauch, daß der ankommende Fremde sich zuerst zum Hofbräuhaus durchfragt. Einer dieser Reisenden war nun am Ziele seiner Wünsche angelangt und hatte sich schon ordentlich am Bier und Kadi gelabt, — als ihm etwas entfuhr, das man nicht gut anders als einen kräftigen Kübser nennen kann. Sich an heimatliche Tischsitten erinnernd, fühlte er das Bedürfnis, bei seinem Tischnachbarn um Verzeihung zu bitten, und schickte sich gerade an, in wohlgelesenen Worten sich für sein unpassendes Benehmen zu entschuldigen. Da sagte sein Gegenüber: „Prost, Herr Nachbar! Wo hams den guaten Kadi her, wo's so fein danach aufstoßen können?“

Nach dem Kegeln sitzen die Kinder auf der Straße, buddeln im Straßenschlamm und bauen kleine Bauwerke. Ein Franziskanermönch kommt vorüber und fragt: „Was macht ihr denn da?“ „Wir bauen ein Kloster.“ „So — da müßt ihr aber auch Mönche hineinschicken!“ „Das geht nicht, wir haben keinen nassen Staub mehr...“

„Mein lieber Junge, du bist schon so groß, du mußt deinem alten Vater jetzt etwas helfen.“ „Ja, gerne Papa, was soll ich denn machen?“ „Verzähle die letzte Kate von deinem Kinderwagen.“



W. Diernhöfer

W. Diernhöfer

Bildhauer und Maler

Der französische Bildhauer Falconet (1716—1791) sagte zu dem Maler Dumont, daß er es sicher zuwege brächte, durch die Kunst des Meißels soviel Tauschung hervorzubringen als der Maler mit seinem Pinsel.

Der Maler entgegnete darauf: „Nun versuchen Sie doch einmal das Mondlicht zu meißeln...“

Maler und Frauen

Der berühmte französische Maler Hyacinthe Rigaud (1694—1743) sträubte sich sehr, Bildnisse von Frauen zu malen. Er sagte:

„Wenn ich sie male, wie sie sind, so finden sie sich nicht schön genug, male ich sie aber schöner als sie sind, so finden wieder andere mit Recht, daß die Bildnisse nicht ähnlich sind, daher verzichte ich lieber auf derartige Aufträge.“

Der schüchterne Tänzer

Ein junger Mann, der während eines Balles dem Tanzvergnügen ebenso eifrig als voll Interesse zusah, wurde von einem der Anwesenden gefragt, ob er tanzte.

Der Jüngling antwortete in der Verlegenheit: „O ja, aber nur, wenn ich allein bin.“

Amalie Köhler

Lehrer: „Wie alt warst du an deinem letzten Geburtstag, Johann?“

Schüler: „Acht Jahre, Herr Lehrer!“

Lehrer: „Und wie alt bist du an deinem nächsten?“

Schüler: „Zehn Jahre!“

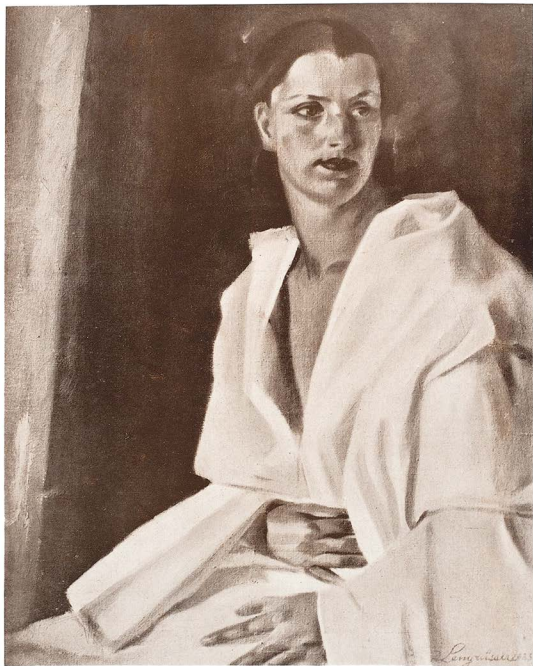
Lehrer: „Unjinn, kannst du nicht rechnen?“

Schüler: „Doch, Herr Lehrer heut hab' ich nämlich Geburtstag!“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 37

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Porträt von Frä. H.

R. Lengrüsser



Aus unserem Skizzenbuch

Falsch geraten!

Angehende Künstlerin

Letzte Woche waren wir von einem unserer Mitarbeiter, Professor G., zu Gast geladen. Es wurde viel über Kunst und Talente gesprochen, besonders unser Gastgeber war ständig von einer Schar junger Feuerköpfe umringt. Da erlauchten wir gerade noch folgende Unterhaltung einer jungen hübschen Kunstjüngerin mit Professor G.: „Also glauben Sie, Herr Professor, daß ich im Malen Erfolg haben werde?“ Sagte jener lachend: „Aber mein Fräulein, warum denn nicht. Sie sind jung, schön, reich, angesehen und unabhängig, da verzeiht man viel.“

Leihpinakothek

Aus England kommt uns eine Kunde, die mancher Kunstbesitzer bejammeln wird. In der Galerie des Städtischen Bournemouth kann man sich nämlich Bilder leihen, ähnlich wie Bücher aus einer Leihbibliothek. Für einen Jahresbeitrag von einer Guinee, also rund zwanzig Reichsmark, sind die Besucher berechtigt, ihre Bilder vierteljährlich einmal auszutauschen. Seit 4 Jahren schon besteht das Unternehmen und soll sich ausgezeichnet bewährt haben. Nicht nur ältere Leute gehören zu den Abonnenten, sondern vor allem junge Eheleute. Wenn diese solche Kunstwerke in den Wohnungen ihrer Freunde sehen, möchten Sie auch Bilder in ihrem Heim haben, und so wächst die Besucherzahl ständig. Der Bibliothekar oder besser Pinakothekar, befürchtet, daß einmal mehr Besucher als Bilder da sein werden, schreibt man uns. Auch Geschäftsleute gehören zu den Besuchern, um sich ihre Büroräume zu verschönern. Die Beiträge werden zum Ankauf neuer Bilder verwendet, wobei man einheimische Künstler bevorzugt. Auch andere Städte beginnen auf die gleiche Weise Bilder auszuliehen, so daß allmählich eine „Leihpinakothek“ nach der anderen entstehen wird.



Wäre das nicht auch ein Plan für München? Wir sehen in der Zukunft schon die Münchener, mit Bildern unter dem Arm, durch die Stadt ziehen. Wer noch nicht weiß, daß München Kunststadt ist, der kann dann unmöglich noch an dieser Tatsache vorbeigehen.

Adam und Eva

Der Religionsunterricht fängt gewöhnlich noch mit Adam und Eva an. Unsere Jüngste kam eines Tages nachdenklich aus der Schule und schien nicht ganz einverstanden mit dem, was die Lehrerin erzählt hatte. „Weißt du“, meinte sie, „eigentlich verleihe ich den lieben Gott nicht recht.“ — „So, warum denn nicht?“ — „Ja“, meinte sie weiter, „weißt du, was ich getan hätte, wenn ich der liebe Gott gewesen wäre?“ — „Na, was hättest du denn getan?“ — „Ich hätte einfach die Schlange rausgeschmissen!“



Moral

Zante Mile hatte eine Herzensfreundin, die hieß Gusti. Als beide das Fest ihrer fünfzigjährigen Freundschaft feierten und Tante Mile ihrer Freundin in großer Rührung im Falle ihres Todes ihr rotes Plüschsofa vermacht, war Tante Gusti so tief ergriffen, daß sie nun endlich ihrer Herzensfreundin das große Geheimnis ihres Lebens anvertrauen mußte. Sie hatte nämlich in ihrer Jugend einen Freund gehabt, und der hatte sie mit einem kleinen Kindchen sitzen lassen. — Nach diesem Geschehnis wollte Tante Mile mit dieser unmoralischen Person nichts mehr zu tun haben. Sie ließ sich von nun an verleugnen, besuchte sie nicht mehr und das rote Plüschsofa hat dann die Tante Gusti auch nicht geerbt.

Eine junge Lehrerin, die kleine Mädchen in die Geheimnisse des Rechnens einweiht, berichtete uns neulich, daß sie in ihrer Klasse ein Rechengenie, ein mathematisches Wunderkind habe. Zuerst seien die Antworten alle falsch gewesen, aber plötzlich sei das Kind dahinter gekommen und freute sich sehr, daß es gelobt wurde. Die Lehrerin hatte sich allerdings zu früh gefreut. In der nächsten Stunde gab es nur falsche Antworten. Einigermassen verzweifelt fragte die Lehrerin das Kind, wie es denn käme, daß es heute alles falsch sage und in den letzten Stunden nur richtige Antworten gegeben habe. Darauf die Kleine, die offenbar nicht immer Glück im Spiel hatte: „In der letzten Stunde habe ich eben besser geraten. Gaben Sie nie beim Spielen verloren?“

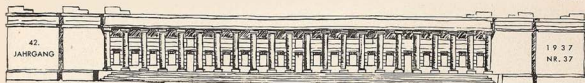
Redselig

Räpken Dierk hatte in Bremen einen Bruder, der ihn jeden Sonntag Nachmittag besuchte, sobald er einmal im Hafen war. Nach einer Begrüßung, die in freundschaftlichen Juchens und einem festen Händedruck bestand, bot Dierk seinem Bruder Zinnerk eine Zigarre an. Beide saßen sich dann gegenüber, sahen einander in die klaren blauen Augen und ließen ihre Gedanken dem bläulichen zarten Rauch ihrer Zigarren nachgehen. Oft saßen sie ganze lange Wintertage am Kamin beieinander und schwiegen sich an. Bis Zinnerk sich gegen halb sieben Uhr erhob, und seine Hand ausstreckte, um nach Hause zu gehen. Dierk schlug ein und raffte sich zu einer längeren Abschiedsrede auf: „Na Zinnerk“, sagte er, „sein, daß wir uns wieder einmal ausgesprochen haben.“ — „Jo“, sagte Zinnerk herzlich und machte sich, überwältigt von so viel Redseligkeit, auf den Heimweg.



Die Jugend

Zeichnungen von R. K.



Hochsommer

Von Wolfram Dietrich

Hof und Garten, Bäume wehn,
Sonne über Blumen streift,
Wolken rasch und nieder gehn.
Ährenschwer der Sommer reift.

Äugelweit die Wälder säumen,
Tagwerk klingt im Felde hart.
Bald wird Most im Keller schäumen,
Vögel fliegen schwarz geschart.

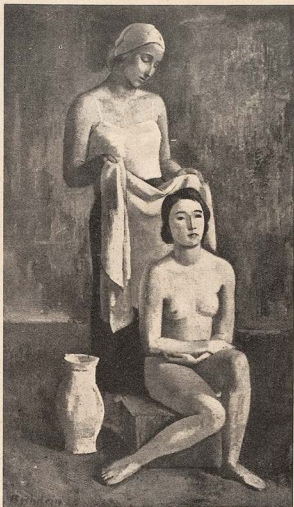
Und so fällt des Jahres Glanz
hin in Freud' und Kummer.
Roter Mohn und Erntetanz,
fern ist noch Nacht und Schlummer.



Sommer

Lothar Bechstein

Zwei Mädchen mit Krug



Lothar Bechstein

LOTHAR BECHSTEIN †

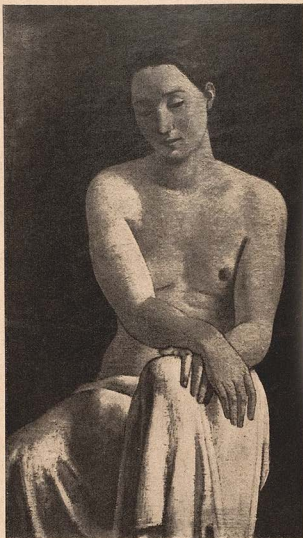
Unsere erste Begegnung mit Werken Lothar Bechsteins geschah auf dem Lloyd-schnelldampfer „Europa“, dessen Einrichtung von Paul Ludwig Troost geschaffen wurde. Der Architekt des Führers, der die meisten Dampfer des Norddeutschen Lloyd einrichtete, wußte sich seine Mitarbeiter zu wählen. Auf dem Ozeanriesen hatten wir während der Fahrt über den Atlantik oft Gelegenheit, Lothar Bechsteins auf Holz gemalte Wandbilder „Arkadische Idyllen“ zu betrachten, die dem Raume eine besessene Ruhe, eine harmonische Stimmung verleihen.

Bechstein verlor in seinen Bildern nie den Zusammenhang mit dem Raume, für den sie bestimmt sind, denn nach seiner Auffassung ist es nicht der endliche Beruf eines Bildes, von den Kabitz- oder Cellotier-Wänden einer Ausstellung herab in den vorbeihastenden Besuchern Sensationen zu erwecken. Es ist auch nicht der Hauptzweck des Bildes, historische Begebenheiten zu illustrieren. Sondern der Raum ist es, dem das Bild seine Stimmung verleihen soll. Bilder sind Freunde, mit denen wir leben wollen. Sie wirken auf die Räume ein, in denen wir weilen,

und müssen im Zusammenhang mit der Architektur gedacht werden.

In späteren Werken Lothar Bechsteins, vor allem bei den Wandbildern und Fresken im Münchener Oshfriedhof und in der Gaststätte am Alten Botanischen Garten tritt die Beziehung zur Wandfläche und zum Raume noch stärker hervor.

Eine Gedächtnisausstellung bei Weinmüller an der Fürstenstraße in München faßte im letzten Monat das Werk des Künstlers, den der Tod im November 1936 mitten aus seinem Schaffen riß, in



Halbakt

Lothar Bechstein

besonders glücklicher Weise zusammen. Die frühen Bilder sind frisch und unbekümmert. Sie sind stark im Aufbau, im Farbauftrag der kräftigen Pinselstriche, in den Gegensätzen des Hell und Dunkel. In der weiteren Entwicklung spürt man die Einflüsse von Cézanne und Gans von Marées. Hier beginnt die Entwicklung zum Monumentalen, wie sie sich in den Werken „Frauentraub“, und „Zwei Frauen bei der Toilette“ andeutet. Allmählich kehrt Lothar Bechstein immer stärker die eigene Note heraus. Er malt sich frei. Die Bilder werden einfacher, heller, ruhiger. Sie treten in stärkere Beziehung zum

Raume. Die Landschaften wirken bei anfänglicher Betrachtung ein wenig blaß, erst ein längeres Verweilen mit ihnen läßt die Harmonie spüren, die sie dem Raume mitteilen. Sie strahlen eine festliche Stimmung aus, wirken fast am besten bei hellem, künstlichem Licht.

Der Künstler geht zur Raufinfarbe, zum Fresko über. Die Bilder werden noch einfacher, heller, flächiger. In den großen, ruhigen Figuren fühlt man die verhaltene, besetzte Bewegung. Sie sind keine toten Masken, keine „Nature morte“, sondern sie leben. Am schönsten zeigt sich diese innere Bewegung in den

„Tröstenden“. Von den beiden Polen der deutschen Malerei von heute, dem Romantischen und dem Monumentalen, strebte Bechstein dem Letzteren zu. Es ist ein tragisches Geschick, daß er als einer der stärksten Hoffnungen unserer monumentalen Malerei dem Architekten des Führers, der auch ihn berief, so bald nachfolgen sollte. Die hier gezeigten Bilder entstammen der mittleren Periode seines Schaffens. Zu seinen letzten Werken gehört der Zyklus „Blühendes Leben“, die Fresken im Alten Botanischen Garten in München.

E. N.

Das Bild im Regen

Eine Erzählung von Erwin Karl Hornauer

Merkwürdig mag der Titel dieser Erzählung klingen. Er könnte auch „Erne“ heißen, denn dieser Name gehört zu einem jungen braunblonden Mädchen, dem diese Geschichte gewidmet sein soll. In Hamburg habe ich als Junge gekant, dort habe ich Seeleute und Fischer gekannt und wußte so alles, was im Hafen um Sanft Pauli bis nach Blankenese sich abspiel.

Im Alter von neunzehn Jahren hat man merkwürdige Anschauungen von den Frauen, sie erscheinen einem so recht als Vorbilder und man hat eine Art heilige Scheu vor jungen Mädchen. Zu meiner Zeit jedenfalls war das so. Drauß, und die Erinnerung an jene Jahre im Gewirr des Welt Handels, der damals Hamburg durchfrönte, zaubert mir so manches Bild aus der Vergangenheit in die Gegenwart, genau so wie jenes Erlebnis, das mir ein einmal gesehenes Mädchen im Regen einer großen Stadt zauberte, weil ich — nun — ich war eben verliebt wie alle jungen Menschen.

Es war ein trüber Abend geworden in einem Kontor, das mich noch als einzigen aufnahm an einem grauen Septembertag vor Jahren eben in Hamburg. Ich wußte nicht recht, was ich mit dem angebrochenen Abend beginnen sollte, Geld hatte ich nicht zu einem Vergnügen, und zu Kaufe Bücher lesen, dazu hatte ich keine Lust. Draußen auf den Fleeten saßen die Schlepper die trägen Magdeburger Bahnen durch den zähen Nebel und über die schmalen Brücken glitten die verblühten Menschen mit eingesogenen Regenschirmen. Es war ein fattes Bild des Herbstes.

Die Stimmung darum ist eine Mischung von Zufriedenheit und Gleichgültigkeit, von Pathos und Ehrgeiz nach Anbiederung des Bestehenden, nach Lust zu Sonne und Frieden mit der Monotonie des Seins, kurzum, man weiß nicht, was man will damit. So war es damals mit mir.

Ein Fenster des Hauses, in dem ich arbeitete, ging direkt zur Straße hinaus, die in die Brücke über das Fleet mündete. Gelassen hatte ich mich an eine Ecke des Zimmers gelehnt und sah ohne Interesse auf die platzhassige Straße hinab. Ich dachte dabei eigentlich an Nichts.

Bis dicht vor mir über die Straße ein Mädchen in einem langen hellen Cape ging, ohne Schirm, eilig Auflucht vor dem Regen suchend. So ganz nebenbei dachte ich an dieses Mädchen und malte mir in Gedanken ihr Gesicht, ihre Hände, ihr Haar und ihre Sprache aus, so wie sie mir am besten zu dem Äußeren des Mädchens, soweit ich es hatte sehen können, paßten. Dann ging ich wieder Treppen hinauf, andere hinab, um die Zeit tot-

zuschlagen. Und mein Weg führte mich auch erneut zu jenem Fenster. Das Mädchen, das ich mir so ausgemalt hatte — es war, wie man sagt, mein Geschmaack — hob sich wie ein Bild vor mir aus dem Regen, drunten auf der Straße. Ich rannte hinab, um danach zu sehen. Und



R. O. S.

bejähmt durch mich selbst mußte ich erkennen, daß ich wohl geträumt hatte, denn grauer Dunst lag über der Gasse, keine Spur eines Mädchens auf dem marmalgernen Asphalt, den müde Gaslampen säumten. Wie konnte ich auch nur ein Mädchen im Regen dort unten gesehen haben? Ich fragte mich damals so. Und in meine

Gedanken kreischte die Klingel zur Firma, in deren Räumen ich mich aufhielt.

Ich öffnete die Tür. Ein Mädchen stand vor mir, im Schein des Korridorlichts mit einem Gesicht, das mir bekannt schien. Ich griff nach ihr, um zu wissen, ob sie wirklich vor mir stand. Und ich tief den Namen „Erne“. Sie schüttelte den Kopf, neigte ihr Gesicht, winkte mit der Hand und schritt die Treppen hinab, währenddessen ich wie ein müder Fels im Licht der Ganglampe stand und mein Schatten über das Mädchen wie ein's Unerklärliches fiel. Das Gesicht war auch dort unten auf der Straße gewesen, als ich am Fenster stand. Dann war es nicht mehr zu sehen, denn die Dunkelheit brach vollends ein.

Drei Wochen später habe ich ein Mädchen auf einem Ausflug in die Lüneburger Heide kennengelernt, das genau dem Mädchen glich, das mich aufsuchte an jenem trüben Septembertag und dessen Gesicht mir so nah schien im Nebel der Straße. Ich habe diesem Mädchen jene Begebenheit, die wohl eine Vision gewesen sein muß, nicht erzählt.

Denn ich war jung und hätte mich darob geschämt.

Aber später habe ich das Bild im Regen nicht mehr gesehen, denn ich besaß das Bild als ein Mädchen, das meine Frau werden sollte. Sonderbare Dinge gibt es im Leben. Und Erne war ihr Name.

Hilförschen aus Alt-Wien

Vor dem Gewölbe des bürgerlichen Lebzelters, Wachsziebers und Zuckerbäckers Leopold Stainer am Turmgrund drängten sich in Scharen die Leute aus den Nachbarhäusern: Frauen mit Einkaufskörben am Arm, Kinder, Gunde, Männer mit aufgezwickelten Schnurstricken und kofetten Spazierstöcken belagerten den Geschäftseingang und die große Auslage, so daß sich auch der Stadtpolizist Dominik Kosler veranlaßt sah, seine bereits dienstliche Überbürdung verratenden Schritte etwas zu beschleunigen, um zu sehen, was es denn am Stainer'schen Gewölbe zu sehen gäbe. Einen Aufschrei durfte das wachsame Auge des Gesetzes nicht dulden, das war' ja noch schöner gewesen, wenn er zu all der Plackerei, die die Napoleonischen Generale den Behörden der Stadt Wien verursachten, jetzt auch noch wegen Aufruhrs und Aufschlags amtschandeln mußte. Der Stadtpolizist Dominik Kosler setzte seine Stirne in dienstliche Faltenstellung, griff mit der Hand an seinen Degen und drängte sich durch die Menge. Es war nicht leicht, sich Respekt und Platz zu schaffen; waren schon

die Wiener, seit Napoleon und seine Generale in Schönbrunn Quartier genommen hatten und eine Polizeianordnung die andere jagte, gar nicht gut auf die Stadtpolizisten und deren Vorgehens zu sprechen, so standen die Leute vom Turmgrund im Geruch, besonders „obhina“ zu sein.

Aber schließlich war es dem dienstfertigen Polizisten doch gelungen, bis an das Auslagenfenster vorzudringen und zu schauen. Freilich — was er da zu sehen bekam, das verschlug ihm doch gleich die Rede und unter seinem Ichschof sträubten sich die Haare ob des hochverräterischen Dinges, das er da in Meister Stainers Auslage erblickte: inmitten von Lebkuchenhäutchen und Lebzelterreutern, garniert von Waschlindern und Zuckerbäckern, stand eine Büste des Kaisers Napoleon, wohl aus Tragant von Meisterhand geschnitten; und zu den Füßen der Büste war — der Stadtpolizist traute seinen Augen kaum und fühlte bereits, wie ihm der Schweiß von der Stirne zu perlen begann — eine Tafel angebracht, die, in dunkelroterleucht-

tender Farbe aufgemalt und von einer Girlande aus Kettengliedern umgeben das Wort WUT aufwies. Freilich, als Stadtpolizist Kosler das Korpus delicti genauer in Augenschein nahm, bemerkte er, daß nach jedem Buchstaben ein Punkt hingemalt war und es eigentlich W.A.N.G. hieß, aber ihm konnte man nichts vormachen, er wußte schon, wo das hinauslief. Das war wieder so eine Demonstration eines Bewohners vom Thurygrund gegen die oberkeitliche Anordnung, den Geburtstag des Kaisers Napoleon, den 15. August 1809, durch Illumination festlich zu begehen. Nun, Meister Stainer sollte ihn, den Polizisten Dominik Kosler, schon kennenlernen!

Die strengste Amtsmiene, die ihm überhaupt zu Gebote stand, zur Schau tragend, öffnete Kosler die Ladentür. Ein Glöcklein ließ sein silbernes Vimmeln ertönen und es dauerte noch geraume Weile, ehe sich eine Tür öffnete und Meister Stainer in Person, seine mehligten Hände an der Schürze wischend, in den Laden trat.

„Ah! Welche Ehre, was steht dem Herrn Polizeibeutel zu Diensten! Ein knuspriges Brezel, ein Wachlicht?“ begrüßte der Meister den Polizisten.

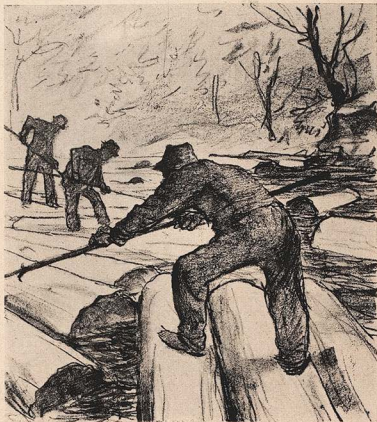
„Mach' Er keine Klausen! Was hat Er da für ein hochverräterisches Ding vor des Kaisers Bild gestellt! Weiß Er nicht, daß Ihm das den Kopf kosten kann! Mach' Er sich fertig und folge Er mir ohne Widerstand auf die Polizeiwache!“

In seinem Eifer, das „hochverräterische Ding“, die Tafel mit dem ominösen Worte „W.A.N.G.“ aus dem Auslagenfenster hereinzunehmen und als Korpusdelicti auf die Polizeiwache zu bringen, entging dem Polizisten, daß Meister Stainer hinter seinem Rücken den Mund zu einem spöttischen Lächeln verzog.

Gehorsam, wie es sich für einen schlichten Bürger schickt, wenn die hohe Obrigkeit befiehlt, band Meister Stainer seine Schürze ab, öffnete die Tür zur Backstube und Vorratskammer und rief hinein: „Leis! Nazi! Pafst's mir auf den Laden auf! Ich muß zur Polizei!“

Das machte kein geringes Aufsehen, als Meister Stainer, begleitet von dem vor Dienstleifer schmaukenden Polizisten, den Laden verließ. Der halbe Thurygrund schloß sich dieser Eskorte an, die hinunterführte zur Polizeiwache in der Kofau, wo die politischen Uebelthäter gesammelt wurden. Von Mund zu Mund eilten die haarsträubenden Gerüchte und ehe noch Meister Stainer dem diensthabenden Kommissarius vorgeführt worden war, hieß es am Thurygrund und in der Kofau bereits, der Lebzelter und Brezelbäcker sei in ein Komplott gegen das Leben Napoleons verwickelt und wäre unweigerlich dem Galgen verfallen.

Der Stadtpolizist Dominik Kosler aber hatte seinen Delinquenten dem Kommissarius Penzenböck vorgeführt und das Korpus delicti auf dessen Schreibtisch gelegt,



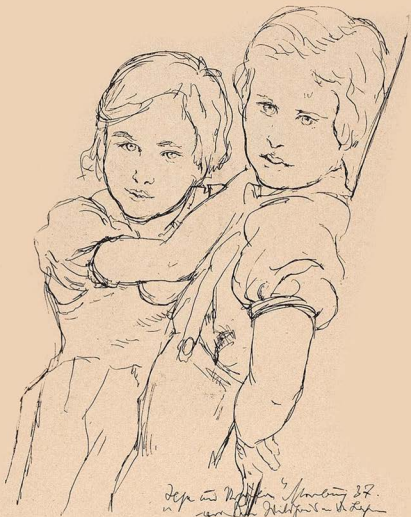
Flößer

H. Ott

seine Meldung erstattet, dann kehrt gemacht und das Allerheiligste verlassen, um im Vorraum zu warten, bis ihn sein Vorgesetzter rufen und ihn vor versammelter Wache ob seines Dienstleifers belohnen würde. Eine Weile hörte der Polizist Rede und Gegenrede, dann aber ertönte aus dem Zimmer des Kommissarius ein Lachen, so herzlich und laut, daß es dem jungen Dominik Kosler hinter seinem hohen Uniformkragen recht ungemütlich heiß wurde. Und nach einigen Minuten öffnete sich die Tür des Allerheiligsten und Meister Leopold Stainer kam heraus, dicht hinter ihm der Herr Kommissarius, der ihm zum Abschied noch wohlwollend auf die Schulter klopfte. Und er, der Stadtpolizist Dominik Kosler, der in Ausbildung seiner beschworenen Pflicht ungeachtet der Gefahr, die entstehen hätte können, wenn die Leute vom Thurygrund die Verhaftung und Eskortierung des Lebzelters zu verhindern versucht hätten, den Urheber einer hochverräterischen Demonstration still gemacht hatte, er bekam weder Dank noch Belohnung noch überhaupt einen Blick.

Aber was hätte der gute Stadtpolizist Dominik Kosler erst für Augen gemacht, wenn er gelesen hätte, was ins Tagesprotokoll eingetragen wurde: „Am heutigen Tage, den 15ten August 1809, wird vorgeführt vom Stadtpolizisten Dominik Kosler der bürgerliche Lebzelter, Wachstieber und Zuckerbrezelbäcker Leopold Stainer, wohnhaft am Thury Nr. 103, mit der Anschuldigung, sich der Anordnung einer hohen Behörde, den hohen Geburtstag S. M. des Kaisers der Franzosen, Napoleon, würdig zu feiern, widersetzt zu haben, indem besagter Stainer an eine aus Tragant geformte Büste des Kaisers Napoleon eine Tafel lehnte mit der Aufschrift „W.A.N.G.“. In Entgeghaltung dieser dienstlichen Meldung gibt der Meister hingegen an und verwehrt auf das anrührende Corpus delicti, daß auf besagter Tafel nicht steht „W.A.N.G.“, sondern „W.A.W.G.“ und solches zu lesen sei als „W(u) (e)ilche (n) (a)po-leons (e)rburtstag.“ Solches wird protokolliert und der Vorgeführte hernach entlassen. Polizeiwache Kofau zu Wien, am 15. August 1809.“

X. W. W.



*Hese und Ursula 4. November 27.
von dem Malermeister W. Lahn*

Hese und Ursula

Malura und Dieterich auf Reisen

„Es steht ein Wirtshaus an der Lahn“

Von W. Dieterich

Es steht ein Wirtshaus an der Lahn,
Da kehrt ein Maler und ein Dichter an.
Der Maler malt, der Dichter schreibt,
Man wundert sich, wo
Die Wirtin bleibt.

Mein Kamerad wollte unbedingt das
Wirtshaus an der Lahn besuchen, er
wollte die Wirtin zeichnen für die „Ju-
gend“, es war also keine persönliche Neu-
gierde dabei. Wir fuhren gegen Mittag

in Gießen los, bei strahlender Sonne und
übermütiger Laune. Vor Marburg hielten
wir an. Der Meister stellte sich an der
Lahn auf, um eine Aquarellskizze zu pin-
seln. Ich hatte die Ehre und die Freund-
lichkeit als aufmerksamer Zuschauer den
Farbkasten zu halten. Wie ungenau es
die Maler bisweilen mit dem vorliegen-
den Gegenstand nehmen, wurde mir hier
wieder erschütternd offenbar. Da stand
deutlich sichtbar auf einem Bergrücken ein

Turm, dem Meister fällt es auch nach
wiederholten Einwendungen meinerseits
nicht ein, den Turm auf's Papier zu brin-
gen, wo er hingehört. Es lebe die
künstlerische Freiheit!

Auf der Straße fuhren fröhlich win-
kend zwei Mädchen auf Rädern vorbei mit
bunten Miebern und roten Kopftüchern.
„Se“, rief da der Meister, „he, kommt mal
her, ihr werdet gemalt“. — Es waren
zwei Kölner Rangen auf großer Fahrt.

Sie erzählten, daß sie heute schon hundert und sechzig einhundertundsiebzig Kilometer am Tag zurückgelegt hätten. Nein, sie seien durchaus nicht auf den Kopf gefallen, nur Geld hätten sie keines. Sie hätten aber Glück, sie ließen sich alles schenken, man müsse nur nett zu den Leuten sein. „Dann seid mal nett zu uns“, meint der Meister, „könnt ihr nicht etwas kochen, wir haben Hunger.“ Die hinterhältig lächelnde Antwort lautete: „Zum Kochen haben wir nichts, aber wir würden euch schon noch satt bekommen.“ Als sie merkten, daß wir nur unseren Spaß mit ihnen hatten, schoben sie ihre Köder leise schmolend auf die Straße zurück.

Schlag zwei Uhr nachmittags fuhren wir vor dem „Wirtshaus an der Lahn“ vor. Da stand in großen Buchstaben auf die Hauswand geschrieben: zum Schützenpfeß, historische Gaststätte, Wirtshaus an der Lahn. Unseren Wagen ließen wir im Schatten eines Baumes stehen und traten erwartungsvoll über die Türschwelle, lachend und angeregt von der Stimmung der schönen alten Verse: „Es steht ein Wirtshaus an der Lahn, da kehren alle Fuhrleute“ an; Frau Wirtin sitzt am Ofen, die Fuhrleute um den Tisch herum und alle sind besoffen.“ In der niedrigen Gaststube waren die Balken an der Decke durchgebogen, als wollten sie sämtliche Legenden um die Wirtin an der Lahn klagen strafen. Auf einem altersgrauen, behäbigen Sofa lehnten einige Stammtischbrüder, die etwas verschlafen ihre Spielkarten in schlaffen Händen hielten. Ein Radiokasten hing auch an der Wand, wahrscheinlich hatte man nur vergehen, ihn einzuschalten.

Wir setzten uns an einen Tisch vor dem Gaus in die Sonne. Ein jüngerer blonder

Mann in weißer Jacke und weißem Schurz brachte uns ein Mittagessen, das sehr gut zubereitet war. Auf die Frage, was es zu trinken gebe, meldete er: Bier, Tee, Kaffee, Kakaofola. Die Bohnensuppe schmeckte wirklich ausgezeichnet. Der Ofen stand in der Stube, ein gutes Stück mit langem Rohr, von besoffenen Fuhrleuten, geschweige denn von einer Frau Wirtin war nichts zu sehen. Wir schauten uns enttäuscht und zugleich ermunternd an. Es gab aber doch eine Wirtin, sie hatte große Wäsche an diesem Tag. Gegen Abend würden wir sie zu Gesicht bekommen, es wurde ihr ausgerichtet, daß sie gezeichnet werden sollte für eine Zeitschrift. Ein Gast interessierte sich lebhaft dafür, ob wir den Namen der Wirtin kennen würden, sie werde „Lahnperle“ genannt. Es machte ihm Spaß, sich vorzustellen, wie das Abbild der Wirtin in der Zeitschrift stehen sollte mit der Unterschrift „die Lahnperle“.

Der Meister nahm sich einen Stuhl mit auf die Straße, und begann das Wirtshaus zu skizzieren. Ich schlenderte stadteinswärts, um mich in Marburg etwas umzusehen. Durch schmale alte Gassen mit verschobenen Dächern und verwinkeltem Mauerwerk stieg ich in friedlichem Dehagen den Schloßberg hinauf. Auf der Höhe ist ein herrlicher Park mit schönen stillen Spazierwegen und einer schweifenben Aussicht auf die Stadt und das Lahntal, weit und ruhig begrenzt von bewaldeten Hügelzügen. Das Schloßkaffee hat einen heiter gelegenen Terrassengarten, aber einen aufdringlich stimmbezogenen Lautsprecher, der kein Gefühl für die abgewogene Bestimmtheit seiner Umwelt spüren läßt. Statt verschiedener Einzelheiten sei noch die besonders sehenswerte Aula



Die Lahnperle

der Universität erwähnt, mit erstaunlich guten Wandmalereien von dem Düsseldorfer Künstler Janßen, und der fidele Karzer mit schrulligen Zeichnungen und Sprüchen an den Wänden, über den der Kapellan, der frühere Betreuer dieser Stätte liebenswürdig und anschaulich plaudert.

Mit der Straßenbahn fuhr ich zu



Wirtshaus an der Lahn

Zeichnungen von Oswald Malura

unserem Wirtshauses zurück. Das ist eine lustige Bahn, sie kennt nicht die Gasse ihrer Schwestern in den großen Städten. Man steigt vorne ein und wirft selbständig zehn Pfennig, die abgezählt bereit zu halten sind, in einen Behälter, einen Fahrtschein gibt es nicht. (Ab zweiundzwanzig Uhr zwanzig Pfennig). In roten Buchstaben ist zu lesen: „festhalten, besonders in den Kurven“. Man erinnert sich dabei an gewisse Reiseführer, in denen des öfteren geschrieben steht: „nur für Gerüste, aber lohnend“. Wenn man am einen Ende der Strecke einsteigt und bis zum anderen Ende fährt, kann man für zehn Pfennig eine sehr preiswerte und verhältnismäßig lange Fahrt machen.

Den Meister treffe ich an dem alten Platz an, umringt von einer tuschelnden Kinderchar, lauter nette kleine Mädchen, und eines nach dem anderen wird von dem feinen Onkel mit dem Füllfederhalter in raschen Strichen skizziert, bald einzeln, bald zu zweit, und in kleinen Gruppen, so wie sie zwanglos herumstehen und an einem Baum lehnen und der Arbeit meines Kameraden zuschauen. Darüber hat er Wirtshauses und Wirtin vergessen. Die

Kinder greifen nach den Blättern, reichen sie sich gegenseitig, vergleichen sie, kritisieren, zeigen mit dem Finger bald da und bald dort hin und haben ihre helle Freude, daß sie sich wiedererkennen. Die Ilse, die Urjula, und wie sie alle heißen. Die kleine Urjula erzählt uns, daß sie hier nur in den Ferien zu Besuch wäre. Wenn wir über Koblenz kommen, wollen wir sie besuchen, das haben wir ihr versprochen. Daß sie in der Schule lauter „fünfer“ hat, ist geschwindelt, dafür scheint sie uns doch ein zu helles Köpfchen zu sein.

Wir brechen unseren Bericht über die Expedition nach dem Wirtshauses an der Lahn hier ab. Wir können jedermann, der nach Marburg kommt, empfehlen, sich die historische Gaststätte einmal selbst anzuschauen. Abgesehen von der wirklich ausgezeichneten Bohnensuppe, vielleicht haben wir doch über mancherlei Befunde einen Schleier gehüllt, den jeder unbefriedigte Leser an Ort und Stelle persönlich lüften mag. Immerhin sei noch mitgeteilt, daß eine „Frau Wirtin“ leibhaftig existiert, und daß sie ihren Namen „die Lahnperle“ durchaus verdient. Die Umstände ermöglichen leider keine ausführliche Zeichnung.

Die schöne Urgroßmutter

Von Erich Knud Kernmayr

Sie kommen wie gerufen!

Frau Inge saß inmitten einer Menge alter, vergilbter Briefe, Bergen von Fotografien und umgestürzten Laden auf einem Sofakissen.

„Sie können mir gleich ein bißchen helfen, Ordnung in dieses Chaos zu bringen! Schauen Sie! Ich denke mir, diese Briefe chronologisch geordnet in diese Lade, ebenso Tagebücher und Poeticalums. Daberein alle Bilder und Fotografien, und dorthin alles übrige. Und die ganze Arbeit!“ — Die kleine Frau sah mich von unten her mit dröggiger Verweigerung an — „zur höheren Ehre der Familienforschung!“

„Sehr lobenswert, Frau Inge! So kommen bestimmt entzückende, kleine Histrorien zum Vorschein, sentimentale Herzenzergüssen, romantische Liebesabenteuer aus einer verschöndelten, lavedelndustenden Zeit.“

„Ich glaube nicht“, sagte Frau Inge nachdenklich, während ihre schlanken Finger einen bemalten Eisenbeinsäher in eine schmale Pappschachtel betteten, „daß Sie da auf ihre Kosten kommen werden. Wir sind eine ziemlich nüchterne Familie.“

„Nüchtern? So? Und diese Dame auch?“

Damit reichte ich Inge ein Bild von einem ovalen Goldrahmen hinüber. Ein junges Mädchen im hellblauen, die Schultern freilassenden Kleid. Die schwarzen, gescherteelten Haare waren tief über die Ohren gekämmt, die feinen Hände lagen leicht gekreuzt auf der reichgefalteten Taille. Und am linken Handgelenk glänzte ein breiter, glatter, goldener Reifen.

„Ach — die schöne Urgroßmutter Elisabeth!“

Gedankenvoll sah meine Freundin auf das kleine Bildchen.

„Von ihr gibt es wirklich eine kleine Geschichte. Ich soll sie erzählen! Schön — dann geben Sie mir rasch eine Zigarette und jetzt hören Sie zu!“

„Sie hat es im Leben nicht leicht gehabt — meine schöne Urgroßmutter. — In einer eijigen Jännernacht brachte man ihr den Mann von einer Diensthäuser im Schlitten sterbend ins Haus. Acht unverförgte Kinder, wie die Orgelpfeifen, füllten die Stube und ein neuntes trug die junge Frau Bezirksamptmann unter dem Herzen ... Sie hat nachher jeden Kreuzer der fargen Witwenpension sechsmal umdrehen müssen, aber sie ist trotzdem eine aufrechte, holze Frau geblieben bis an ihr Ende, und alle ihre Kinder sind etwas geworden.“



S. G. Auerheimer

Aber davon steht noch nichts in dem feinen Mädchengeficht vor uns. Als sie gemalt wurde, war die schöne Urgroßmutter erst knappe achtzehn Jahre und als Gast bei der alten „Weintrauhen“. Tant in Wien. Hier hat sie auch ihren späteren Mann kennengelernt. Dabei spielt das glatte, goldene Armband eine merkwürdige Rolle und jetzt beginnt die eigentliche Geschichte. Die vierte Galerie des alten Burgtheaters tobte. Es war ein herrellicher, unvergleichlicher Abend gewesen. Erfüllt vom Pathos Schiller'scher Verse, getragen von der jubelnden Begeisterung des Publikums. —

Nur langsam leerte sich das Haus. Das junge Mädchen, das still und versonnen mitten im großen Schwarm die Treppe hinuntergegangen war, blieb vor dem Ausgang stehen. Ein kühler Wind strich vom Wienerwald herunter. Er zerree an den Enden ihres Spigentuches und hauchte die kalten des pfaublauen Samtumbanges. Unruhig blickte Elisabeth nach allen Seiten. Wo blieb nur die alte Wette! Die Tante hatte ihr streng eingeschärft auf die alte, handfeste Mägd zu warten und nicht allein in die Kaiserstadt hinauszuzwandern.

Von der Michaelertische schlug es elf Uhr. Jetzt stand sie schon allein auf dem kleinen Platz. Vielleicht war der Tante etwas geschehen! Sie mußte nach Hause.

Entschlossen faßte Elisabeth den Kidißel fester und wandte sich zum Gehen. Gleichmäßig klang ihr Schritt in der menschenleeren Gasse. „Eilende Wolken — Segler der Küste“, halbblau sprach sie die Verse vor sich hin. Es mußte schon ein herrliches Gefühl sein, auf der Bühne zu stehen, mit seiner Stimme tausend Menschen in Bann zu schlagen, sie zum Lachen und zum Weinen bringen. Aber der zerr Vater, der vielbeschäftigte Gemeindevater in Stockerau, hatte nur gutmütigen Spott für diese Träume seiner einzigen Tochter und auch die Mutter schüttelte darüber den Kopf... Jah fuhr Elisabeth zusammen. Auf kagelnießen Sohlen ging plötzlich ein Mann an ihrer Seite. Er mußte rein aus irgendeinem Haus getreten sein. „Die Demoiselle braucht sich nicht zu erschrecken“ — sagte er mit heisterem Aufsehen, „ich geh nur ein Stückel mit, wenn es der Demoiselle nicht ungemacht.“

Elisabeth ging rascher ohne zu antworten. Sie kannte als Landkind kaum das Gefühl der Furcht. Wie oft war sie stundenlang allein durch Felder und Wälder bis in nächste Dorf gewandert. Aber von diesem Mann ging so etwas Unheimliches, Bedrückendes aus, etwas, das ihr das Herz zu rasendem Klopfen zwang. Seine Schweißperlen sammelten sich auf ihrer Stirn. Kaltig ging sie nach ihrem Kidißel und sog ihr feines Leinentüchlein heraus. Dabei verlor sie die Ärmel ihres Kleides. Breit glänzte das glatte, goldene Armband, des Vaters Geschenk zum letzten Geburtstag.



Hohenberg bayer. Ostmark

F. Siegel

„Da hat sie aber einen schönen Schmuck!“ Eine klauenartige Hand griff herüber.

„Aber deswegen braucht sich die Demoiselle noch immer nichts einzubilden. Da, schau Sie her!“

Das unsichere Licht einer Gaslaterne warf sich über das holprige Pflaster. Zwei knochige Arme streckten sich vor Elisabeth aus. Jedes der beiden derben Gelenke umspannte eine breite, eiserne Handschelle.

„Gefallen der Demoiselle meine Armbänder?“

Entsetzt starrte Elisabeth in das bartstoppelige Gesicht des entsprungnen Sträflings, über das langsam ein häßliches Grinsen kroch.

„Will Sie nicht mit mir tauschen?“

Damit griff er zu. Mit hellem Aufschrei suchte sich Elisabeth aus der widerlichen Umklammerung zu befreien. Da flangen plötzlich eilige Schritte hinter ihr und im nächsten Augenblick taumelte ihr Angreifer zu Boden. Sie hörte noch das Schreien einer Signalpeife — Rufe und Schreie, sah wie in verschwimmendem Nebel ein junges, fühnes Gesicht unter einer bunten Studentenmütze sich über sie beugte, ja, und dann fiel seine Urgroßmutter in Ohnmacht, wie das damals eben üblich war...

„Und in die Ärmel Ihres Urgroßvaters“ ergänzte ich. „Hierauf Verlobung, Segen, Hochzeit, mit einem Wort: happy end!“

„Freilich, Sie fluger Mann“, lachte Frau Inge — „das war schrecklich schwer zu erraten nach meiner Einleitung.“

„Und wo ist das familienarmband? wollte ich wissen.“

Gedankenvoll sah Frau Inge auf ihren schlanken, schmucklosen Arm. Dann glitt ein feines Lächeln über ihr Gesicht.

„Ich kann es Ihnen zeigen. Warten Sie!“

Sie sprang auf und verließ das Zimmer. Im nächsten Augenblick kam sie wieder zurück, aber nicht allein.

„Onkel Doktor, hast du was mitgebracht?“

Lachend hob ich die Kleine mit den großen, dunklen Augen und den hellblonden Locken in die Höhe.

„Grüß Gott — Elisabeth.“

„Sie heißt so, wie die Urgroßmutter“, sagte Frau Inge versonnen, und als sie auf die Welt kam, ging es uns nicht rosig. Da mußte das familienarmband daran glauben. Aber ich glaube, sie wird es uns nicht übelnehmen, meine schöne Urgroßmutter!“

Der bezahlt !

In Rot-Spanien sitzt heutzutage das Meißer loder, auch mit dem Schießfeisen ist man gleich zur Hand. Natürlich haben sich auch sonst die Sitten dementsprechend gelockert. Und so schrieb ein Rechtsanwalt an seinen säumigen Schuldner:

„Wenn Sie nicht binnen drei Tagen die Forderung meines Klienten samt Zinsen und Kosten begleichen, werde ich Sie zu Lande und Wasser verfolgen und dem Erdboden gleichmachen.“

„Die Hasenrupper“

Von Karl G. Göffele

Der Oberförster des städtlichen württembergischen Oberamts Geislenheim an der Brenz hatte allerhöchsten Befehl. Der Landesvater, König Friedrich, war unerwartet und unangemeldet eingetroffen, um zu prüfen, ob die Oberförsterei den königlichen Forst- und Verwaltungsgeboten entsprechend arbeite. Der hohe Herr liebte es, solche überraschenden Besichtigungen in eigener Person durchzuführen, weil er der Überzeugung war, daß man sich auf niemand so sehr verlassen könne wie auf sich selbst. In seiner Begleitung befand sich nur noch der Geheimrat, dem die Abteilung Forstwirtschaft in der württembergischen Landesregierung unterstand. König Friedrich trat nur selten öffentlich in Erscheinung, umso mehr aber spürte man sein Wirken überall.

Nachdem die Prüfung der Geislenheimer Oberförsterei sehr zugunsten des Oberförstereis ausgefallen war, zeichnete der König seinen getreuen Beamten dadurch aus, daß er mit ihm auf die Jagd ging. Zu dritt durchstreiften sie die großen und herrlichen Wälder des Albuchs. Nachdem sie den ersten Hasen geschossen hatten, brachten sie ihn in ein kleines Dörfchen, das weltabgelegen war, und in dessen Nähe sie sich gerade befanden. Dort gingen sie in das einzige Wirtshaus und lieferten den Hasen ab mit der Weisung, ihn bis zum Abend zuzubereiten. Die Wirtin, die allein im Hause anwesend war, nahm den Auftrag brummend an. Sie wußte selbstverständlich nicht, daß sie ausgezeichnet wurde, dem Landesvater als Gast zu beherbergen.

Dann machten sich die drei Jäger wieder auf den Pfad. Es kam ihnen noch ein Hase vors Gewehr und ein neugieriger Dachs konnte erledigt werden. Schließlich gerieten sie an einen Fuchs, der ihnen in seinen Bau entwich. Der Dackel des Oberförstereis setzte dem Flüchtling nach in das Kohrengewirr unter der Erdoberfläche, kam aber nicht mehr zum Vorschein, obwohl er laut gab. Wohl oder übel mußten also König, Geheimrat und Oberförster sich an die Grabarbeit machen. Alle drei schufteten, was das Zeug hielt. Nach mehrstündigen Bemühungen drangen sie bis zu dem Dackel vor, der den in einer Sackgasse steckenden, unangreifbaren Fuchs im Schach hielt. Die königlichen und geheimräthlichen Bemühungen forseten dem armen Meister Keinecke das Leben, und dann ging's zurück zum Dorfwirtshaus. Der König war von der ungewohnten körperlichen Anstrengung müde und hungrig geworden. Der Herr Geheimrat freute sich ebenfalls auf das in Aussicht stehende ländliche Mahl. Und auch der

Oberförster war der Meinung, einen stärkenden Hasenbraten verdient zu haben.

Als sie in das holzgetäfelte Gastzimmer traten, bewillkommnete sie kein Mensch; die Wirtin mochte wohl noch wie am Vormittag allein im Hause und mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt sein. Sie warteten eine Weile, aber niemand kam. Es fiel ihnen auf, daß im Gastzimmer weder ein Tisch gedeckt, noch sonst irgendwelche Anstalten zu einem Mahl getroffen worden waren. Sie warteten noch einmal eine Weile, und dann wurde ihnen die Sache zu dumm, König, Geheimrat und Oberförster machten sich auf die Suche nach der Küche. Nachdem sie diese gefunden hatten und eingetreten waren, bot sich ihnen ein überwältigendes Bild.

Zwischen dem großen Küchenherd, auf dem eine riesige Bratpfanne mit ausgefallenen Fett brogelte, und dem Küchenfenster saß auf einem Schemel die dicke Wirtin, schnaufend und prustend, das vergehende Licht des Tages ausnützend. Über ihren Knien lag der Hase; ihr Gesicht, durch eine Brille verschönt, war weit vorgebeugt. Sie ruspste dem toten Meister Lampe einzeln die Haare aus, in großen, emsigen Bewegungen. Ihre Tätigkeit mußte anstrengend sein, denn die Farbe ihrer herabhängenden Backen war hochrot und auf ihrer Stirne perlte der Schweiß.

Als die Wirtin ihrer drei Auftraggeber ansichtig wurde, verlor sie die Geduld und die Galle lief ihr über. Sie schrie den Eintretenden entgegen:

„Ihr Könnet mir mit samt dem verdammte Viech de Bückel auf onb wieder

router rutsche! Des hot jo meh Soor aufm Leib als zeha Gökeler Feder!“

Und dann knallte sie dem völlig überraschten König Friedrich, der am weitesten vorne stand, den halbgewaschenen Beaten vor die Füße.

Nachdem die drei Jäger sich von ihrer Ersparung erholt und nachdem sie begreifen hatten, um was es sich handelte, brachen sie in bemuthungsloses Gelächter aus. Dem König liefen die Tränen aus den Augen, dem Geheimrat hüpfte der wohlgerundete Bauch und dem Oberförster blieb die Luft weg. Die dicke Wirtin wurde wegen dem Verhalten ihrer Gäste nur noch wütender; sie weigerte sich, ihnen etwas anderes zu essen zu geben, und — als sie immer noch weiter lachten — warf sie die Herrschaften hinaus. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit hungrigem Magen ein paar Stunden weit bis zur nächsten Wirtschaft zu tippeln.

Der König verfügte, daß der Wirtin, die einen ganzen Arbeitstag verloren hatte, weil sie einen Hasen wie Fühner, Enten oder Gänse zu rupfen sich unterwand, ein namhaftes Geldgeschenk aus seiner Privatkassette überreicht wurde. Er war der Meinung, daß der gute Wirt, den sich die brave Schwäbin geleistet hatte, unbezahlbar sei. Der gleichen Meinung waren auch alle übrigen Schwaben, die bekanntlich das humorbegabteste Volk der Welt sind.

Und seither gibt es in Württemberg eine Gemeinde, deren Bewohner juchstetenswild werden, wenn man sie die „Hasenrupper“ nennt.



Jagdleidenschaft

Haux

Die Sache mit Rettich

Von Robert Gehrke

Es war ein heißer Sommer. Ich hatte mich damals in einer großstädtischen Bahnhofsverwaltung als Aushilfskellner bewegt. An jenem unvergeßlichen Tag bedienten außer mir Sauke, Kücker, Schluckmann, Böllner, Bierholz, Linovsky und eben Jener, dem an diesem Tag etwas Haarsträubendes passierte.

Das Revier des letzteren grenzte an mein Revier. Kollege Nr. 8 trug außer seiner Nummer (wir Serviettenschwenker waren alle nummeriert) noch den sympathischen Namen Josef Rettich. Er war also trotz seiner Nummer und seines automatenhaften Wirkens ein Mensch wie alle anderen. — Im Privatleben war er Mitglied des Vereins für Vogelfreunde und ein begabter Ziehharmonikaspielder.

Seine Ferien hatte Josef bereits hinter sich. Kaffeebraun war er von der See zurückgekehrt. Eins war mir an meinem wackeren Mitarbeiter noch aufgefallen: seine ungewöhnlich großen Ohren, die ansonsten flügelartig abstanden, lagen allerdings vollkommen an. Ich fand hierfür keine Erklärung. Kollege, hier stimmt etwas nicht! Ihn diesbezüglich zu verhören, dazu hatte sich bisher noch keine Gelegenheit geboten. Wir wechselten nur Blicke und Geld. Stundenlang hatten wir eisgekühlte Getränke und dergleichen zu schleppen. Unsere Arme waren schier gelähmt davon und unsere Beine zitterten vor Überanstrengung. Wir klappten und stützten. Der große Wartesaal 1. und 2. Klasse war fortwährend besetzt. Es war mitten in der Reisezeit.

In der ersten Nische meines Bedienungsbereichs saß eine junge, himmelblaue Dame, die sog mit einem Strohhalm rubinrote Limonade. Ihre schönen Augen strahlten mich zärtlich an. Ich aber hatte keine Gefühle im Herzen, sondern meine Prozeduren im Kopf zu haben! Außerdem drückte mich der Stiefchen und meine Fußsohlen brannten wie Feuer. Zugabe — es war ein wunderbares Geschöpf. Und ich bedauerte lebhaft, jetzt ein Laufbursche und kein Gast zu sein. —

„Ober: zahlen!“ rief es hier.

„Noch ein Bier!“ rief es dort.

„Wo bleibt das Gedeck!“

„Bitte ein Streichholz!“

„Kufen Sie mir einen Träger!“

„Zahlen!“

„Nach den Toiletten!“

„Kellner!“

„Ein Fruchtis, bitte!“

„Schicken Sie mir den Zeitungsmann.“

„Empfehlen Sie mir ein Hotel.“

„Kasse!“

„Führt der Schnellzug nach Breslau Speisewagen?“

„Wo ist hier das Telefon?“

„Ober!“

So ging es pausenlos fort. Wir rasten und schnitzten. Die Augen traten uns aus dem Kopf. Wir bekamen fast einen Ginzschlag. Wir bekamen schier die Tollwut. Eine füllige Dame stieß mich an. Mir rutschte das Käsebröt vom Teller. Mein eiliger Mitarbeiter trat darauf. Und du lächelst, schönes Kind.

Erst am Spätnachmittag — als sich unser Revier einigermaßen geleert hatte — kam ich dazu, den Kollegen Rettich wegen seiner veränderten Ohren zu befragen. Er schien eine schwere Operation durchgemacht zu haben, der Arme. — Dem war nicht so, wie ich eben hörte.

Unterwegs auf seiner Ferienreise war Josef mit einem Vertreter der Rosemilk bekannt geworden; und dieser jungen-gewandte Herr (namens Blumenthal) hatte ihm für seine widerwärtigen Ohren



R. O. S.

ein „unfehlbares“ Korrektionsmittel offeriert und schließlich auch verkauft. Das Mittel sollte sogleich ausprobiert werden. Die Gelegenheit war günstig: sie waren im Anteil allein. Rettichs Frau erging sich draußen im Gang. Bei ihrer Wiederkehr starrte sie entsetzt ihren Gatten an — dann stieß sie einen gellenden Schrei aus. Frau Olly glaubte, man habe ihrem lieben Mann die Ohren entfernt. Daß sie nicht die Notbremse zog, war einzig und allein der Geistesgegenwart des rührigen Vertreters zu verdanken. So also ist die Sache! — Nun war ich im Bilde. Mit ziemlich gemischten Gefühlen bedauerte ich Rettichs Ohren. Er wurde abgerufen. Die Herrschaften aus Westpreußen wollten zahlen. Nr. 8 vermochte nicht gleich herauszugeben. Hilfsbereit sprang ich mit einer Ganzvoll Kleingeld hinzu.

Mein Kollege wünschte seinen Gästen eine glückliche Reise und sagte ihnen nochmals verbindlichsten Dank. Dienstmann 26 schnallte bereits die Koffer zusammen.

Da geschah das Wunder!

Das Ehepaar, der Gepäcksträger sowie meine Person erschauten in demselben Augenblick Rettichs Niesenohren: die fächerartig aufklappten und mit einem

grotesken Ruck in ihre altgewohnte Stellung schnappten... (Sie waren mit dem Korrektionsmittel, einer Art Kitt, diskret angeklebt gewesen, und der Kitt war hatte sich bei der Gast und Gize losgelöst.)

Aus.

A NEKDOTEN

Der Schlagfertige Marquis

Der Marquis von Marivaux hatte im Kriege einen Arm verloren. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzug erbat er sich von Ludwig XIV. eine Gnade.

Der Monarch hörte die Worte des Marquis und sagte dann:

„Man wird sehen!“

„Sire“, erwiderte der unerschrockene Invalid, „wenn ich damals gesagt hätte, man wird sehen, als es galt, auf Ihre Feinde loszugehen, so würde ich meinen Arm gewiß heute noch haben!“

Schnelle Entscheidung

Mitten im Marsche der französischen Truppen sprengte die ägyptische Reiterei überfallsartig heran. Alles verlor angesichts der drohenden Übermacht den Kopf! Nur nicht der junge General Bonaparte.

„Die Gelehrten und die Esel in die Mitte!“ rufte er seinen Soldaten zu, die darüber in schallenden Gelächter ausbrachen und kurze Zeit darauf den Feind verheerend in die Flucht schlugen.

Friedrich der Große und sein Küchenchef

Friedrich der Große liebte nicht nur stark gewürzte und schwer verdauliche Speisen, sondern pflegte auch diese sehr heiß zu sich zu nehmen. Er widmete dem Küchenzettel, der ihm täglich vorgelegt werden mußte, besondere Aufmerksamkeit, frisch, was ihm nicht behagte und setzte hinzu, was er wünschte. Seiner besonderen Zufriedenheit gab er einmal in einer poetischen Epistel an seinen Küchenchef Volz Ausdruck, den er auch wegen seiner aus-geszeichneten Pasteten lobte.

Das geschah eines Tages wieder, dann aber setzte der König bedenklisch hinzu:

„Aber solche Pasteten werden uns beide noch in die Hölle bringen.“

Volz verneigte sich tief und erwiderte: „Das tut nichts, Majestät, wir scheuen ja beide das Feuer nicht!“

Streiflichter durch die Weltgeschichte

Gesammelt von Erich Kernmayer

Alexander verlangte vom delphischen Orakel die Weissagung des persischen Feldzuges und riß die Pythia, als sie sich weigerte dies zu geben, mit Gewalt in das Innere des Tempels.

„Mein Sohn“, rief sie, von soviel jugendlichem Ungestüm entzückt, „du bist unwiderstehlich!“

Alexander blieb sofort stehen. „Ich danke dir“, sagte er gelassen, „ich nehme diesen Spruch als Weissagung und brauche keinen andern!“

Der berühmte Philosoph Kant war einst Brautsführer bei einem sehr ungleichen Ehepaar. Der Bräutigam war 74, die Braut 21 Jahre. Die Tischnachbarin Kants, die glücklich war mit dem Philosophen ins Gespräch zu kommen, sagte weise: „Gere Professor, werden aus dieser Ehe auch noch Kinder zu erhoffen sein?“

Kant stuzte, entgegnete aber dann sehr ernst: „Zu hoffen nicht, aber wohl zu fürchten!“

Cromwell zieht als Sieger in London ein. Die Menge strömt in hellen Haufen herbei um den berühmten Mann zu sehen.

„Sir!“ sagt ein Schmeichler, „seht wie zahlreich das Volk sich drängt um Sie nur einen Herzschlag lang zu sehen!“

„Vielleicht“ antwortete er gleichgiltig,
„würden sie noch viel zahlreicher sein,
wenn man mich zum Galgen führen würde!“

Klopstock lebte in jungen Jahren längere Zeit in Kopenhagen, wo ihn Staatsminister Niernstorff sehr auszeichnete. Nun wollte Klopstock den alten Herrn eines Tages besuchen und mußte im Vorzimmer warten. Er plauderte mit einem Offizier, der in der gleichen Lage war.

„Klopstock!“ fragte der Offizier nach einer Weile misstrauisch, nachdem er sich ausgezeichnet mit dem Dichter unterhalten hatte, „so sind Sie jener Klopstock, der den Messias gedichtet hatte?“

„Ja!“ entgegnete der Dichter nicht ohne Stolz,

„Aber mein Gott“, sagte der Offizier befangen, „Sie sprechen ja so vernünftig!“

Crillon, unzufrieden mit der Entwick-
lung der Dinge, setzte sich hin und schrieb
an Heinrich IV.:

Der König verzog keine Miene, als er das lakonische Schreiben erhielt. Er beantwortete den Brief sofort.

Erfreut erbrach Crillon das königliche Siegel:

„Crillon, vier Worte: Nicht dieses, nicht jenes!“

Der dreiundachtzigjährige Feldmarschall Nadeſky kam in der Schlacht von Batazzo von drei Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags nicht von seinem Pferd herunter. Um diese letzte Stunde vor seinem großen Sieg kam er an einer Schenke vorbei, wo sämtliche Offiziere seines Stabes ihn um-

ringten und stürmisch baten, sich doch ein Moment Ruhe zu gönnen, abzu-
steigen und sich auszuruhen.

Kadenzky hielt ärgerlich seinen Gaul an und murmelte zu seinem Begleitoffizier hinüber: „Die dummen Kerle, wenn ich einmal unten bin, dann kann ich bei Gott nicht mehr herauf!“

Am Tag vor einer großen Schlacht bat ein Offizier den Marschall Turenne um Urlaub, um seinen franken Vater zu besuchen.

Der Marschall lächelt und gab ihm schließlich den Urlaub mit den Worten: „Geh hin, ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest auf Erden!“

Eine Zeitlang wählte man im Conclave nur solche Kardinäle zu Päpsten, die schon recht hinfällig aussehden, damit der heilige Stuhl möglichst bald wieder vakant wäre und ein anderer dran käme. Sixtus V., sah als Kardinal darum sehr gebückt aus und sprach stets von seinem bevorstehenden Ende. Nach seiner Erhebung zum Papst stand er plötzlich keckengerade da und zeigte nicht eine seiner zahlreichen Altersschwächen. Von den andern Kardinälen deswegen gefragt, antwortete er selbstlicher: „Vor unserer Thronbesteigung gingen wir gebückt einher, weil wir damals den Schlüssel Peter suchten. Jetzt, wo wir ihn gefunden haben, gehen wir gerade, wie es uns zukommt!“

SEEHAUS
KLEINHESSELORF

Die führende Gaststätte im Englischen Garten in idyllischer Lage am See
Täglich nachmittags u. abends Konzerte

VERLANGEN SIE ÜBERALL DIE „JUGEND“

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

KLISCHEE



**Münchener
Kiltschee-Anstalt**
Kanalstr. 3 - Tel. 27667

Kanalstr. 3 / Tel. 27667

WENN

Photo — DANN Schaja

MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München

Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63

Daunendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Fenitzerstr. 35

KUNSTSCHULE „DIE FORM“

Zeichnen, Bildende Kunst, Malerei in
jed. Anwendung, Abendkult, Sonntags-
turse, Anatomie, Kurse in den bay.
Bergen, Vorbereitg. f. d. Examen, Lehr-
sächer, Ponore f. Profest. 30% Fahr-
preisermäßigung. Staatsl. anerk. Im-
mer geöffnet. Begr. 1925. München 20.
Dein Altes. Staatsl. 61. St. 3484

Dichter — warum so traurig?

Schickt uns heitere Musenkinder. Die Schriftleitung

1er probles Rezept:

Bei vorzeit. Schwäche hier d. bewährte Kräftigungsmittel: **Repursan** In all. Apotheken
(braun f.d. Mann; weiss f.d. Frau). Aufkl. d. Schrift m. Prob. geg. 24 P.
Verschl. ohne Absend. durch Friedr. Wiltz - Anstalt Berlin - Charl. 2. Block



Nähende

S. G. Auernheimer

Gut Holz

Von Bert Lynch

„Hubu — hubu“ ruft der Waldfauz, „hubufuit“. Gerne Wetter leuchten über den Bergen. Die Nacht ist schwül und die Heidelbeerstauben sind ohne Tau.

Der alte Förster liegt auf der Lauer. Er bewacht den Schlag, wo die Schichtrollen weniger werden und das Nistholz verschwindet.

Die geschälten Stämme schimmern blaß aus dem Dunkel. Es riecht kräftig nach Kien, und das nahe Kinnfal pritschelt schwach aus dem Felsen.

Gabe ich ihnen das Wildern gelegt, denkt der Förster, so werde ich ihnen das heimliche Holzeln erst recht abgewöhnen! Er hält die Hand an das Ohr und lauscht: Unterhalb, wo der Weg neu geschottert ist, raselt ein leichter Wagen.

Endlich! frohlockt der Förster und taucht in die Büsche.

Es dauert lange, bis der Wagen den Durchbau erreicht hat und auf den Schlag rollt. Das Bodenlaub raschelt, dürre

Zweige knacken und ein Rad quietscht leise.

Der Sandwagen wird von zweien gezogen. Sie sprechen halblaut. Es sind Frauenstimmen.

Glänzenblige, denen kein Donner folgt, erbellen bisweilen die Blöße.

„Meinst wirklich, Mutter, daß das Wetter fernbleibt?“

„Gewiß!“ lautet die Antwort, es hängt am Gebirg.“

Sie lenken den Wagen um und beginnen mit Ausladen. Zu unter vier Rollen vom Sterbhaufen. Dann einige Arme voll Dorfenschaln, die das Schöpfereisen von den Stämmen gestossen hat. Gernach wölben sie dicke Keisigäste übereinander. Als die Schicht hoch genug ist, spannen sie einen Strich drüber. Schließlich stecken sie einen Prigel unter das Seil und knebeln die Juhre.

„Nimm du die Deichsel“, sagt die Mutter, „ich werde schieben und halten.“

„Nicht nötig!“, entgegnet hervortretend

der Förster, „denn jetzt wird abgeladen! Spuht euch!“

Mutter und Tochter schreien vor Schreck auf.

„Um Gotteswillen!“ flüstert das Mädchen.

„Der Förster!“ entfährt es der Alten.

„Ja, der Förster!“, wiederholt dieser scharf. „So weit ist es also mit Ihnen gekommen, Leithnerin, daß Sie bei Nacht mit Ihrer Tochter zum Holzkehlen fahren! Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet. Schämen Sie sich. Ich bin gezwungen, Sie anzuzeigen. Und beim Pflanzen kann ich Sie selbstverständlich nie mehr beschäftigen.“

Die Tochter schluchzt und ringt die gefalteten Hände. „Nicht anzeigen! Bitte, nicht anzeigen!“, fleht sie. „Wir werden es nie wieder tun!“

„Ersparen Sie uns die Schande, Herr Förster“, bittet die Leithnerin mit bewegter Stimme. „Das Geld reicht nicht, sonst hätten wir uns das Holz gekauft. Wenn mein Mann noch lebte, war alles anders!“

„Vorigen Winter“ fährt die Tochter fort, „haben wir so wenig Brennholz gehabt, daß wir es vor Kälte kaum ausbieten. Mutter bekam das Keissen und Fonnte lange nicht aufstehen.“

„Wenn es schon sein muß“, sagt die Mutter, „dann zeigen Sie mich allein an. Denn nur ich bin die Schuldige. Lassen Sie meine Tochter aus dem Spiele, Herr Förster. Sie hat das Leben noch vor sich, und eine Strafe würde ihr alles verderben.“

„Ablassen!“ befiehlt der Förster, ohne auf etwas einzugehen.

Schweigend lösen sie Nebel und Strick und laden ab. Das Keisig, die Schaln, die Wetterrollen.

„So“ sagt der Förster, „nun trollt euch. Morgen werdet ihr mehr hören.“

Betroffen wenden sich Mutter und Tochter zum Wagen.

„Gute Nacht, Herr Förster!“ sagt die Junge.

„Gute Nacht!“ wünscht auch die Alte. „Gute Nacht!“ brummt der Förster.

Der Wagen rollt. Ein Rad quietscht leise. Dürre Zweige knacken, und das Bodenlaub raschelt.

Der Förster, zu freiem Gandel ermächtigt, schmunzelt. Morgen wird er den Leithnerischen eine Lehre erteilen, daß sie ihr Lebenlang keinen Anippel mehr anrühren, der nicht ihnen gehört!

Das Wetterleuchten hat nachgelassen. Der Wind steht auf, das Gewölk wandert ab, der rote Mond leht in der Buchengabel. „Hubu-hubu“ ruft der Waldfauz, „hubufuit!“

Am anderen Tage hält vor dem Leithnerhäuschen eine hochbeladene Ochsenfuhr. Der Anecht läßt ab. Erst dicke Keisigäste, dann Daumenschaln in Mengen, und schließlich drei Ster gutes Holz.

Ehe er abfährt, klopft der Anecht an das Fenster und schreit: „Dies schickt der Förster! Gut Holz!“



„— und das war mein erster Mann!“

HauX

Bismarck in der Weltausstellung

Bei Bismarcks Aufenthalt während der Pariser Weltausstellung wurden dem großen deutschen Staatsmann auch die Gemälde Lebruns über die Siege Ludwigs XIV. gezeigt. Hierbei meinte der bösliche französische Diplomat, der Bismarck führte:

„Sicher ist Ihre Königlicher Herr, Erzengel, schon dabei, ähnliche Gemälde von Duppel und Königsgrätz für sein Palais anfertigen zu lassen...“

„Ich glaube nicht“, erwiderte Bismarck jähfalsch, „die Denkmäler der Taten meines Königs sieht man überall, nur nicht in meinem Hause.“

Gumboldt in der Anekdote

Zu Alexander von Gumboldt kam ein blutjunger Gelehrter und überreichte ihm eine dickleibige wissenschaftliche Abhandlung über Australien.

„Hoher Meister“, meinte er, „Sie haben ja selbst dieses Land bereist. Sollte mir irgendein Versehen unterlaufen sein, so bitte ich Sie, an die betreffende Stelle ein Kreuz zu machen.“

„Gottfleck wird dann aus Ihrem Werk kein Kirchhof“, meinte Gumboldt lächelnd.

Blücher vor dem Feinde

Vor Beginn einer Schlacht machte ein Offizier feldmarschall Blücher darauf aufmerksam, daß sich der Feind vor ihnen in gewaltiger Übermacht befände.

„Das ist ja großartig!“ rief Blücher aus, „dann ist es nur ein Kinderspiel, ihn sicher zu treffen!“

Der eingebildete Victor Hugo

Von Victor Hugo wird erzählt, daß er sehr eingebildet war. Eines Tages überraschte ihn der Schriftsteller Lecomte die Kiste, wie er mit pathetisch erhobenen Händen ein Poem auflegte.

„Katen Sie, zu welchem Anlaß ich diese Dichtung geschrieben habe?“ fragte er den Schriftsteller.

„Das ist leicht getan“, erwiderte derselbe, „Es ist sicher die Begrüßungsode, die Sie sprechen werden, wenn Sie nach Ihrem Tode vor dem Thron Gottes stehen.“

Das schreibende Pferd

„Aber Liebling, ich habe dir doch gesagt, daß der Name Mary in meinem Notizbuch der Name eines Pferdes ist.“

„Ja, ja, ich weiß. Aber gerade jetzt hat das Pferd geschrieben!“

Sowjetrussische Zustände

Die von der Tscheka zum Tode Verurteilten sind auf dem Kasernenhof angeordnet. Wie allmorgendlich verliert ein Offizier die Kiste derjenigen, die an diesem Tage an die Wand gestellt werden sollen. Die Aufgerufenen treten mit hängenden Schultern aus dem Giebel.

„Pawlowschik!“ ruft der Offizier.

Niemand meldet sich. Auf nochmaligen Anruf drängt sich ein breitschultriger Mensch vor. „Pawlowschik, der ist doch gestern schon erschossen worden!“ — Eine Pause entsteht. Der Offizier streicht den Namen aus der Liste. Der Dreitschultrige zündet gelassen seine Zigarette an. Wenn ihn niemand verrät, ist er gerettet.

Die Bulldogge

Erichs Vater unterhält sich auf der Straße mit dem Besitzer einer Bulldogge, schließlich bemerkt er, wie sein Sohn dem Hund dauernd Grimassen schneidet und fährt ihn an:

„Zum Donnerwetter, was machst du für ein Gesicht?“

Auf den Hund zeigend, meint Erich: „Er hat aber angefangen.“

Erziehung

„Jetzt ist das Schweindl scho wieder 's Kraut mit die Finger! — Wie oft muß ich dir so sagen, daß ma 's G'müß mit 'm Messer ist!“

Zauberfünfler: „Wie die Herrschaften sehen, habe ich die Person verschwinden lassen.“

Ein Zuschauer: „Männchen, Sie sollten sich von der russischen Regierung anstellen lassen.“

Vora sitzt abends in ihrem Bettchen und spricht ihr Nachtgebet. Da hört ich, wie sie betet — Worte sich nach eigenem Gutdünken zurechtlegend:

„Gib ich Unrecht heut getan —
Geht 's dich, lieber Gott, nichts an.“

Unerwartete Auflärung im Straßenbahnwagen

„Jetzt möchte ich aber doch wissen, warum Sie fortwährend meine Frau pörieren!“

„Muß ich das sagen?“

„Tavohl das verlang ich!“

„Ja schau'n Sie, so oft ich sie betrachte, denke ich mir, die möchte ich bestimmt nicht!“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 38

PREIS 60 PFENNIG

SONDERNUMMER: ITALIENISCHE KUNST

Jugend



Der Duce

Heinrich Hansen

Dieses Bild wurde gezeichnet anlässlich des Besuches der Hauptschriftleiter der NS-Presse in Rom



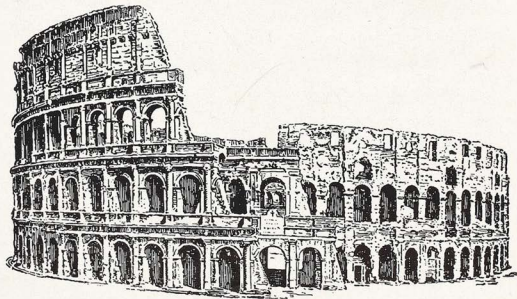
Geleitwort

Diese Nummer der „Jugend“, welche der italienischen Kunst gewidmet ist, möge dazu beitragen das Blickfeld der deutschen Kunstfreunde in die Richtung der modernen italienischen Kunst zu erweitern. Wenn auch nur eine kleine Auswahl der Kunsterzeugnisse des heutigen Italiens wiedergegeben ist, so wird doch diese Initiative den größten Anklang finden.

Das Interesse sich gegenseitig besser kennen zu lernen, welches das naturgegebene Gefühl der Verbundenheit bezeugt, ist noch niemals in Italien und Deutschland so stark wie gerade jetzt empfunden worden. Und was diesem gefühlmäßigen Wollen beider Völker eine äußere Gestaltung verleiht, erwirbt sich einen wirklichen Verdienst.

Diese Nummer der „Jugend“ ist daher, abgesehen von der Anerkennung die sie sich von italienischer Seite verdient, auch von diesem Standpunkt aus zu begrüßen. Es bleibt nur noch der Wunsch, daß mit diesem Anfang, welcher im Zeichen eines der historisch wichtigsten Momente der Beziehungen zwischen beiden Ländern entstanden ist, sich die „Jugend“ auch in Zukunft zu einem Faktor der deutsch-italienischen kulturellen Zusammenarbeit gestalten möge.

Emiliano Enenkel



Kolosseum

A. Ebner



Italienisches Mädchen

Alberto Salietti

(Im Besitze des italienischen Regierungschefs Benito Mussolini)

Antonio Maraini

Von Dr. Adolf Dresler

Die bildenden Künstler Italiens, die früher in vielen verschiedenen Vereinen und Verbänden zusammengeschlossen waren, sind durch den Faschismus in eine einheitliche Organisation, den Reichsverband der Schönen Künste (Sindacati degli Artisti) zusammengefaßt worden. Zum Leiter dieses Verbandes ist der Bildhauer Antonio Maraini berufen worden. Maraini ist aber nicht nur in dieser Eigenschaft eine der führenden Persönlichkeiten des italienischen Kunstlebens, sondern er darf als ausübender Künstler zu den hervorragendsten Vertretern des faschistischen Italien gezählt werden.

Antonio Maraini entstammt einer alten Florentiner Familie, aus der bereits einmal ein Künstler hervorgegangen ist, ein Marino Maraini hat im 17. Jahrhundert

mehrere Jahre als Architekt und Dekorateur in Polen gearbeitet. Antonio Maraini, der am 4. 5. 1886 geboren ist, erwählte zunächst das Studium der Jurisprudenz zu seinem Beruf. Aber während seiner Studien, denen er an der Universität in Rom oblag, trat plötzlich der künstlerische Drang so übermächtig bei ihm hervor, daß er ohne Vorbildung 1910 sein erstes Werk, einen Perseus schuf, welcher auf der Brüsseler Weltausstellung mit der silbernen Medaille ausgezeichnet wurde. Dieser Erfolg ermunterte den Autodidakten Maraini dazu, sich nach Beendigung seines Rechtsstudiums ganz seinen künstlerischen Neigungen zu widmen. Dabei ist er unbeirrt von irgendwelchen Modeströmungen nur seiner eigenen Eingebung gefolgt, wobei er, ausgehend von den besten Über-



St. Georg

A. Maraini

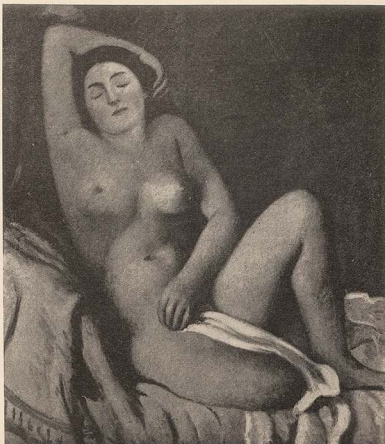


Rückkehr vom Brunnen

Alberto Salietti

lieferungen der Vergangenheit, dennoch seinem Schaffen ein durchaus modernes Gepräge gegeben hat.

Nach seinem ersten Erfolg mit dem Perseus wurde Maraini ein Schüler des Meisters Angelo Zanelli, als dieser den berühmten Fries für den Altar des Vaterlandes in Rom schuf. 1912 ging dann Maraini mit einer eigenen Arbeit dem Entwurf zu einem Denkmal für Adelaide Ristori, siegreich aus dem für dieses Denkmal veranstalteten Wettbewerb hervor. Gleichzeitig begann er sich schriftstellerisch mit Fragen der Kunst zu befassen. Die angesehenen römische Zeitung „Tribuna“ übertrug ihm die Kunstkritik. Eine Unterbrechung erfuhr die künstlerische Laufbahn Marainis durch den Weltkrieg, den er bei der Luftschifftruppe an der Front mitmachte. Nach dem Kriege hat er dann seine Tätigkeit als Bildhauer und Kunstkritiker wieder aufgenommen und mehrere Werke geschaffen, die er 1921 in Rom erstmalig zu einer Ausstellung vereinigte. Bei dieser Ausstellung, die einen vollen Erfolg brachte, wurde eines seiner Werke von der Galerie der modernen Kunst erworben. Im gleichen Jahr trug Maraini auch als Kritiker einen bedeutsamen Erfolg davon, er gewann den Wettbewerb, der für die beste Kritik über die römische 50-Jahres-Ausstellung ausgeschrieben worden war. Nach diesen Erfolgen war es nur selbstverständlich, daß er auf der großen XIV. Biennale-Ausstellung in Venedig im Jahre 1924 einen eigenen Raum für seine Werke erhielt, eine Auszeichnung, die nur den besten Künstlern zuteil wird. Dasselbe Jahr 1924 brachte ihm auch noch die Genugtuung, daß bei dem Wettbewerb zum Denkmal für die italienische Mutter in S. Croce der von ihm eingereichte Entwurf preisgekrönt wurde. Zu den wich-



Akt

P. Marussy

tigsten Werken der nächsten Jahre gehören sodann 3 Statuen für das Theater Savoia in Florenz 1923 und 1925—27 eine „Via Crucis“ in 14 Basreliefs für die Kathedrale von Rhodos, 2 Basreliefs für das Grab Puccinis, 4 Basreliefs der Evangelisten und 2 Monumentalstatuen der Heiligen Georg und Johannes für Genua.

Als Schriftsteller und Kunstkritiker ist Maraini durch eine neue Ausgabe des von Condivi verfaßten Lebens Michelangelos hervorgetreten, sowie durch seine Bearbeitung der Monographien, die von der Casa Rinascimento del Libro in Florenz herausgegeben werden. Er hat diese Reihe vorzüglicher Kunstmonographien mit einer eigenen Arbeit über Goya eröffnet. Weiter hat er eine große Zahl sachkundiger und geistreicher Aufsätze in der Tagespresse und in Zeitschriften veröffentlicht und sich auch als Direktor der Theaterzeitschrift „Mask“ große Verdienste erworben.

1927 wurde Maraini zum Generalsekretär der Biennale von Venedig und zum Sekre-

tär des Sindicato Fasvista Belle Arti der Toscana ernannt, 1932 folgte die Berufung zum Reichskommissar der Sindicato Belle Arti, d. h. zum Führer der Künstlerschaft ganz Italiens. Über der insbesondere organisatorischen Tätigkeit, die mit diesem hohen Amt verknüpft ist, hat Maraini jedoch seine künstlerische Tätigkeit nicht vernachlässigt. So schuf er insbesondere eine Bronzetüre für die Basilika S. Paolo Fuori le Mura, für die sein Wettbewerb preisgekrönt wurde, sowie ein Bronzemonument für Peter Fortunatus Calvi in Pieve di Cadore, das er im Auftrage des Regierungschefs Mussolini ausführte. Sein letztes Werk ist der neue Eingang zu den vatikanischen Museen, mit dessen Ausführung ihn der Papst beauftragt hat.

Maraini ist mit dem deutschen Kunstleben gut vertraut und wurde 1933 sowie 1937 von der italienischen Regierung als Vertreter der italienischen Künstlerschaft zum Tag der Deutschen Kunst nach München entsandt.

Ein guter Maler muß allseitig sein!

Bestimmt täuschen sich diejenigen, die den Maler einen guten Meister nennen, der nur einen Kopf oder eine Figur gut zu zeichnen weiß. Gewiß ist es keine große Tat, daß man es zu einer gewissen Vollkommenheit bringt, wenn man sein ganzes Leben lang einen einzigen Gegenstand studiert. Da wir aber wissen, daß die Malerei alles umfaßt und enthält, was die Natur hervorbringt, daß sie letztendlich alles in sich begreift, was man mit den Augen wahrnehmen kann, scheint mir der ein trauriger Meister zu sein, der nur eine Figur gut zu zeichnen weiß. Siehst du denn nicht die Mannigfaltigkeit menschlicher Handlungen, den unendlichen Reichtum der Natur und aller ihrer Erscheinungen, der Tiere und Bäume und Gräser und Pflanzen, der Berge und Ebenen, der Quellen und Flüsse? Die Beherrschung aller dieser Dinge gehört dazu, will man sich einen guten Maler nennen.

Leonardo da Vinci
(Aus dem Traktat von der Malerei)

Die Kunst im heutigen Italien

Die Klarheit und Formenscönheit italienischer Kunst hat schon Albrecht Dürer auf seiner Italienreise in Erstaunen versetzt und ist von den deutschen Malern, Dichtern und Schriftstellern, die mit der Malelei Italiens in Berührung kamen, immer wieder betont worden. Der Italiener denkt im allgemeinen plastischer und nimmt die Form viel gegebener und primärer als der Deutsche. Daraus ergibt sich eine wunderbare Formklarheit und Schönheit, wenn auch wir Deutschen nur zu oft die gewohnte Innerlichkeit in diesen Werken vermissen und uns vor manchen Bildern ein Frösteln ankommen mag. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte war den Italienern besonders günstig. Vergleichen wir die heutige Malelei mit der Kunst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, so sehen wir eine allgemeine Tendenz zu klarer Übersichtlichkeit in Form und Farbe; — mehr Bild und weniger Illustration. Der italienischen Malelei, die sich von jeher an der Darstellung einfacher plastischer Formen geschildert hat, kommt das in besonderem Maße zugute. Man hatte die Italiener vor allem deshalb aus dem Auge verloren, weil die herrschenden Kunstrichtungen des vorigen Jahrhunderts: Romantik, Naturalismus, Impressionismus so gar nicht dem Italienschen Empfinden entsprachen. Sie werden heute summarisch als Ottocento bezeichnet. Selbstverständlich wurden auch dort die Wände mit riesigen Schinken im Makart- und Piloty-Stil behängt, und man berauschte sich auch dort, und gerade dort, an einer schauerlichen Sentimentalität. Christen, die in der Arena zerrissen werden, und andere historische Unglücks-

fälle waren allgemein beliebt. Man erinnert sich noch der bekannten Darstellung eines Kammerkonzertes mit Beethoven am Klavier, wo alle mit Taschentüchern, verzuckten Leben lang von dem Ruhme dieses Bildes zehrte, lebt heute noch. Auch der Impressionismus hatte in Italien seine Vertreter in Mancini, dem Schüler des großen Monticelli, in Gola, Ranzoni. Das sind schon Talente, die in unsere Zeit hineinwachsen. Überragend ist Segantini, von dem man gesagt hat, daß er seit Salvatore Rosa wieder der erste große schöpferische Geist in der italienischen Malelei gewesen sei.

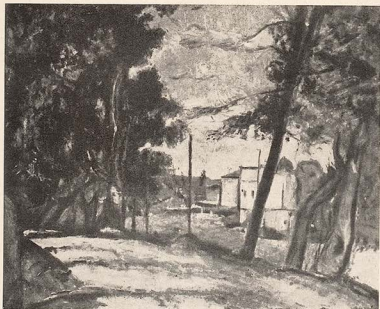
Kurz vor dem Weltkriege kam in Italien eine Kunstrichtung auf, die sich bald über Europa verbreiten sollte: Der Futurismus. Seine Hauptvertreter waren Marinetti, Boccioni, Severini und Carrà. Boccioni fiel im Weltkriege, die anderen leben noch. Der Futurismus ging hervor aus dem Impressionismus, der die feste Form des Bildes auflöste und eine Vorliebe für das Festhalten von Bewegungseindrücken hatte. Der Futurismus nahm solche subjektiven Eindrücke auf und gestaltete mehrere dieser malerischen Gedanken splitter zu einer phantastischen Komposition. So nimmt der Maler in einem Tazizokal die Eindrücke einer Frau, die an seinem Tische sitzt, einer Flasche Wein, eines Glases, tanzender Paare, einer Tänzerin, ihn ansehender Augen zu einer etwas verworrenen Malchichtung in seinem Bilde auf. Das ist eine Art Expressionismus. Das Bild wird in inhaltliche Elemente zerlegt und zu einer Form und Farbenkomposition

neugestaltet. Man bemüht sich, des Rüteln einer Droschke, die Abfahrtsstimmung eines Bahnhofes, den Lärm einer Volksversammlung und andere summarische Eindrücke mit neuen Mitteln darzustellen. Die gedankliche Auflösung aller herkömmlichen Inhalts- und Formenwerte führte auch hier zu einer „entarteten Kunst“, ähnlich der Entwicklung in Deutschland.

Doch schon regten sich Kräfte zum Aufbau einer neuen Form. Einer ihrer ersten Vorkämpfer war der in Paris lebende Amadeo Modigliani, der für Italien eine ähnliche Bedeutung hat wie Cézanne oder Derain für Frankreich. Wenn auch noch unter französischem Einfluß, bereitete er doch den Boden zur weiteren selbständigen Entwicklung der neuen Kunst in Italien. Während im Norden die Entwicklung den Weg der Farbe ging, beschränkte man in Italien den Weg der Form. In der Baukunst hielt man sich zwar gewagten Neuerungen fern. In der Malelei aber kam die große Vereinfachung, der Wiederaufbau aus einfachen, plastischen Elementen. Zu nennen sind neben Modigliani vor allem Carrà und Severini als Entdecker der „Valori Plastici“. Und Carrà machte Schule. Die neue Form in der Malelei war im Keime vorhanden und wartete nur noch auf ihre Entwicklung. Man nahm die Föhlung mit dem klassischen Zeitalter wieder auf. Besonders geschätzt waren Giorgione und die Venezianer. Man erinnerte sich an Michelangelo und empfand das Italienische in den starken Formen.

Einer der ersten, die diese Entwicklung in vollem Umfange erkannten, war die mit Mussolini befreundete Schriftstellerin Margherita Sarfatti, seine Biographin. Auf ihre Anregung schlossen sich im ersten Jahre des faschistischen Regimes diese Maler zu dem Künstlerkreise der lombardischen Schule oder des Novecento Italiano zusammen. Carrà, Sironi, Tosi, Funi, Seliotti und Marussig gehören ihm an. Auch Oppli, Soffici und andere Maler werden dazu gerechnet. Bis heute ist dieser Kreis richtunggebend gewesen.

Der vielseitigste unter den Novecentisten ist Carlo Carrà. Man kann ihn den Klassiker des Novecento nennen. Ein geistiger Kopf zu einer kräftigen, unteretzten Gestalt, an der wieder die feinen Hände überraschen. Carrà gelangte vom Futurismus über die sogenannten Valori Plastici zur neuen Form und war einer der Begründer des Novecento. Das Italienische an ihm ist, daß er den Weg zur Festigung der Form vor allem auf plastischem Wege beschreitet. Das unterscheidet ihn z. B. von Cézanne oder Van Gogh. Er erinnert vor allem an die lombardischen Maler des Secento, die einen starken Sinn für die Plastik der Figuren und scharfe Kontraste zwischen Hell und Dunkel zeigen. Hell steht auf Dunkel, Dunkel auf Hell. Die Eigenart Carrà's ist die Steigerung der Kontrastwirkung durch eine Gegenhäufung bei der Licht- und Schattenteilung. Steht z. B. ein dunkler Körper auf hellem Grunde, so wird der Grund in der Nähe des Körpers noch besonders stark aufgehellt. Der Rand des Körpers dagegen, der auf hellem Grunde steht, besonders stark verdunkelt, so daß durch diesen Kontrast alle Körper hart und klar und übersichtlich



Allee

Arturo Tosi



Meine Mutter

Felice Casorati

im Raume stehen. Ähnlich werden die Gegensätze von Komplementärfarben betont. Zwar ist dieses Kunstmittel nicht neu und mehr oder weniger auch den anderen Novecentisten eigen. Am meisten charakteristisch aber ist es für Carrà. Die Körperlichkeit seiner Bilder zeigt als Grundstimmung eine melancholische, fast apathische Ruhe, wie wir sie bei Südländern häufiger finden. In den ersten Bildern ist noch eine gewisse Armut in Form und Farbe. Später nehmen seine Bilder oft einen perlmutternen Schimmer an und sind auch reicher in der Komposition. Zu den beliebtesten Motiven Carrà's gehört als Symbol heiliger Ruhe — das Rindvieh. Weniger Experimentator, aber reicher in Form und Farbe ist der in Mailand lebende

Alberto Saliotti, der gewöhnlich an der Riviera malt. Die gute Form, Plastik und Farbenfreudigkeit seiner Bilder, die gute Komposition seiner Portraits sind Dinge, mit denen das Publikum in der Regel etwas anzufangen weiß. Obgleich seine Ölbilder auch zeichnerisch gut sind, ist Saliotti doch mehr Maler. Er bevorzugt in seinen Bildern starke Blau- und Grüntöne, zu denen er rot, orange und Gelb in guten Kontrast zu setzen weiß. Von besonderen Reiz sind seine Ölskizzen auf Papier. Der wichtigste unter den Novecentisten ist Mario Sironi. Er ist Mitarbeiter der faschistischen Zeitung *Il Popolo d'Italia* und behauptet, die Malerei nur nebenbei zu betreiben. Und doch

muß man sagen, daß er, wenn auch etwas manieriert, wie die meisten Novecentisten, eine ihrer stärksten Persönlichkeiten ist. Sein kräftiges, derbes Naturell drückt sich auch in seinen Bildern aus. Er zeichnet wenig nach der Natur, da ihm dadurch „zu viel Unwesentliches“ in die Bilder hineinkommt.

So sind die meisten seiner Aktstudien ohne Modell gemalt. Vergleicht man einen Akt von Sironi mit einem solchen von Giorgio de Chirico, so sieht man, wieviel geschlossener, wuchtiger, synthetischer Sironi wirkt. Wie wenig Sironi sich um die Natur kümmert, zeigt sein Bild „Der Bahnwärter“. Das Bild ist gut, doch besteht kein Zweifel, daß ein Zug, der sich an dieser Weiche versuchte, unfehlbar ent-

gleichen müßte. Die rötlichen Erdtöne und das tiefe Blau steigern noch die Wucht in den Bildern Sironis.

Wir kommen zu dem Nestor des Novecento: Arturo Tosi. Wohl ist auch Carrà ergraut. Aber der alte Tosi stellt am verständlichsten den Übergang von der alten in die neue Zeit dar. Er findet diese Synthese fern von jeder Übertreibung und doch in einem sehr persönlichen Stil. Er wirkt am wenigsten manieriert, am ehrlichsten. Auch er gliedert seine Landschaften in der klaren, übersichtlichen Weise des Novecento, ist aber kein Freund plastischer Bravstückchen und bleibt immer malerisch. Piero Marussig, ein Dalmatiner, gibt ebenfalls das Malerische nicht auf, ist aber wieder plastischer und stärker in der Form als Tosi. Am typischsten italienisch unter den Novecentisten ist Achille Funi. Eine übersteigerte Gegeneinanderstellung der Hell-dunkel-Kontraste vermeidet er heute. Dagegen betont er die Form durch kleine zeichnerische Unterstreichungen, die dem Bilde erst den richtigen Schluß und eine pikante Note geben. Seine Lieblingsmotive sind klassische Akte und Landschaften, die ohne manieriert zu erscheinen, einen gewissen altrömischen Charakter haben. Im Aufbau der Form gehören seine Bilder zu den besten des Novecento.

Wir wenden uns jetzt einer anderen Gruppe zu, die in manchem Sinne vom Novecento abweicht. Es ist Casorati und seine Schule. Casorati ist eigentlich schon mehr Maler und weniger Experimentator als die meisten Novecentisten. Den noch bedeuteten seine Bilder bei ihrem ersten Erscheinen etwas grundlegend Neues in ihrer Einfachheit, Ungeschminkt und klaren Komposition. Am begabtesten unter seinen Schülern ist seine Gattin, Daphne Maugham, die ein wenig an Paula Modersohn erinnert. Die nächste Gruppe, die betrachtet wer-

den soll, sind die Toskaner. Zu ihnen gehört ein anderer überragender Meister des heutigen Italien, der rothaarige Piemonteser Felice Carena, heute Lehrer an der Akademie in Florenz. Leider kann nur ein älteres Bild gezeigt werden, auf dem seine neuere Entwicklung noch kaum ersichtlich ist. Die sehr kultivierte Palette Carenas beschränkt sich auf wenige reine Farben, denen gelegentlich Erdtöne hinzugefügt werden. Seine Hand ist vollkommen gelöst und sicher. Farbige Konturen, weich und locker hingepflicht, geben den Eigenfarben der Körper einen besonderen Wert. Trotz großer Kontraste gibt es keine Härten, keine Stellen im Bilde, die nicht leben. In den Motiven wie in der Malart wird man ein wenig an die Venezianer erinnert, an Tizian und Tintoretto, doch sind die Bilder heller. Zu den besten Stücken Carenas gehören Gruppen im Grünen, Akte und Bildnisse. Von den Toskanern seien noch genannt: Roberto und Silvio Pucci, und der bekannte Landschaftler Licinio.

Es sei nun eine Gruppe erwähnt, die von in Paris lebenden Italienern ausgeht und ganz eigene Wege beschritten hat. Diese Richtung nennt sich Appel d'Italie und ist hervorgegangen aus versprengten Resten des Futurismus. Alles in allem sind diese Leute sehr manieriert und haben sich über Picasso in einen Baukasten klassischer Ruinen hineinentwickelt. Dazu gehören Severini, Savinio und als Hauptvertreter Giorgio de Chirico, der Maler antiker Phantasien. De Chirico liebt besonders Pferde und Zebras und stellt sie mit antiker Körperlichkeit in einen Raum, den man als Landschaft in unserem Sinne eigentlich nicht gut bezeichnen kann. Der Münchener Maler Ende erinnert ein wenig daran.

Nicht weniger originell ist ein anderer Zweig dieser Richtung, dem Tozzi und Paresce angehören und dessen Hauptver-

treter Massimo Campigli ist. Dieser greift auf Allereinfachstes zurück, versucht mit Kalk- und Erdfarben zu malen, Ausdruck und Technik haben das Primitiv-naive vorgeschichtlicher Zeitalter. Seine Darstellungen klingen an die Kunst der alten Kreter, der Mexikaner oder der früheren Byzantiner an. Trocken, fest und rund sind seine ionischen Figuren, Terracotta, Schwarz und Weiß oft die einzigen Farben, selten einmal durch Ultramarin herausgehoben. Einzelne Körper, ohne Beziehung zueinander, spindelförmige Frauengestalten, aber gut in Plastik und Aufbau, bilden die Hauptelemente seiner Bilder, die immerhin doch den Eindruck des Gesuchten und kampfhafte Gewollten machen.

Aber hier sind die „Ismen“ noch nicht zu Ende. Wir können nicht schließen ohne die Neofuturisten und Aeropittori zu erwähnen. Die Entwicklung der italienischen Malerei geht vom Illustrativen zum Dekorativen, vom Literarischen zum Architektonisch-plastischen. Die extremen Richtungen aber gehen darüber hinaus in ihrer Abstraktion weiter als die Malerei ihrem gegenständlichen Wesen nach vertragen kann. Die „absolute“ Malerei der Neofuturisten ist gewissermaßen eine Musik ohne Takt, ihre Gesetze sind dem Laien unauffindbar. Es wird lediglich eine dekorative Wirkung angestrebt mit leichtem Anklang an ein Motiv. Diese Malerei soll in erster Linie dekorieren.

Der Hauptvertreter dieser Richtung ist Prampolini (wenn einer Prampolini heißt, kann man sich schon denken, wie er malt). Ein anderer Maler, namens Tato, spezialisiert sich auf flugtechnische Fantasien, und seine Räume sind mit kreisenden Luftschrauben und niederstobenden Flugzeugen angefüllt. Es ist dekorativ und sieht nicht schlecht aus, aber mit der Kunst der Malerei hat es wohl kaum noch etwas zu tun.

Im Gegensatz zu diesen Extremen stehen heute wieder die Konservativen und Romantiker, die auf das verfehmte Ottocento zurückgehen, die naturalistische und romantische Landschaften malen, ähnlich wie in Deutschland. So haben Socrate und der etwas moderner anmutende Memo Viagini, der an deutsche Maler erinnert, nach den Sturm- und Drangjahren des Novecento wieder Erfolg gehabt. Ebenso die mehr blut- und bodengebundene Art eines Montanari.

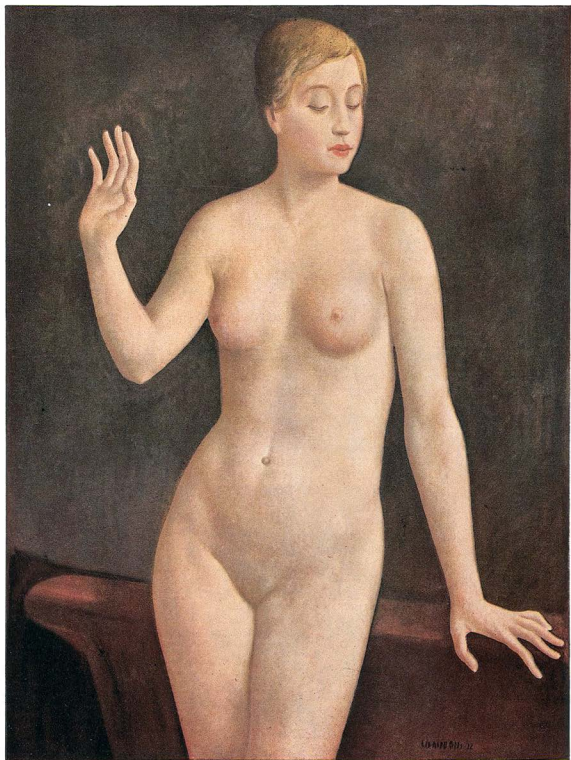
Es würde zu weit führen, wollten wir noch auf die mannigfaltigen Talente eingehen, die abseits dieser Hauptströmungen fliegen oder als Gesellschaftsmaler bekannt sind. Im Ausland bekannt sind vor allem Oppli, Ghiringhelli, Tallone, Zanini, Feltrinelli, Soffici, Sobrero, Fabricatore und viele andere. Die Kunstpolitik des heutigen Italien ging dahin, die Kräfte aufzuzeigen, die am meisten italienisch anmuten und modern zugleich. Das erklärt die hervorragende Stellung des Novecento. Wie dieser Überblick zeigt, hat die italienische Kunst von heute beachtenswerte Kräfte aufzuweisen, und man hat es verstanden, sie auf den Ausstellungen der Quadriennale in Rom, der Biennale in Venedig und der Triennale in Mailand so in den Vordergrund zu stellen, daß von der Kunst des faschistischen Italien ein geschlossenes Bild entsteht.

E. R.



Bauernhaus am Wasser

Carlo Carrà



Ubaldo Oppi

Antonio Stradivari

(Zur zweihundertsten Wiederkehr seines Todestages)

In diesem Jahre begeht Cremona von Mai bis Oktober die Zweihundertjahrfeier zum Gedächtnis des Todes Antonio Stradivaris, des Magiers unter den Geigenbauern. Die alte und vornehme lombardische Stadt, in der Stradivari zur Welt kam, ist der älteste Mittelpunkt der Lauten- und Geigenbaukunst. Dieses Cremona gab dem Genie Stradivaris die Grundlage einer unübertroffenen Tradition, eines blühenden Gewerbetriebs und einer berühmten Schule, alles das nur vergleichbar mit der handwerklichen Überlieferung Brescias, aus dem Gaspare da Salò und Gian Paolo Maggini hervorgingen. Antonio Stradivari lernte seine Kunst von den Amatis, hervorragenden Meistern des Geigenbaus, die wahrscheinlich die eigentlichen Schöpfer der Violine gewesen sind. Um Stradivaris Gestalt zu begreifen, muß man ihn in seinem Bannkreis, seiner Tradition und seinem Charakter erfassen. Er bildete sich in der Werkstatt der Amati aus, ähnlich wie Cellini seine Metallarbeit als Gehilfe in den Werkstätten der florentinischen Goldschmiede lernte, und wie Raffael bei dem Maler Perugino in die Lehre ging. Gleich diesen beiden übertraf er bald seine Meister, doch verdankt er sein Können nicht zuletzt der großen handwerklichen Tradition in der er lebte. Im Leben war er ein sehr genauer Mensch,

bis zur Kleinlichkeit sparsam, ein unermüdlicher Arbeiter. Seine letzte Geige baute er im Alter von 92 Jahren. Zweimal heiratete er. Von der ersten Frau hatte er sechs Kinder, von der zweiten fünf, die er allesamt ausreichend versorgte.

Glück und Ruhm ließen ihn nicht von seiner Bahn abweichen, weder in seinem Geschäft, noch in der Fürsorge für seine Familie.

So war nach den spärlichen gesicherten Nachrichten, die wir haben, der wirkliche Stradivari. Sein Geburtsdatum wissen wir nicht genau, es liegt irgendwann zwischen 1644 und 1650. Auch fehlen sichere Nachrichten über seine Eltern. Doch weiß man, daß Antonio ein hochgewachsener Mann mit schmächtigem Antlitz gewesen ist. Sogar seine sterblichen Reste sind verschwunden: Seine Gruft wurde zugleich mit der Kirche Santo Domenico zerstört, die im Jahre 1867 abgetragen ward. Im Dunkel verlorenes Schicksal eines beliebigen Menschen, in sagenhaftem Gegensatz zu dem Geschick seines Geschöpfes: der Geige. Letztgeborene aus der großen Familie der Bratschen, ist die Geige des Stradivari ein vollkommenes und endgültiges Gebilde, in welchem eine ganze Tradition ihren Höhepunkt und ihre Lösung findet. Die musikalische Kunst erfuhr eine Umwälzung durch die



Antonio Stradivari

Ausdrucksmöglichkeiten, die das neue und wundersame Instrument in sich barg. In ihm sang die heitere und klare Musik aus der hohen Schule des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, in der Corelli, Tartini, Viotti, die der Violinmusik die Form gegeben haben, die lange vorbildlich blieb. Aber die erstaunlichsten Möglichkeiten der Geige wurden entdeckt, als Niccolò Paganini die Tradition der klassischen Schule zerbrach und das moderne Violinkonzert als solches schuf. Paganini, der dem feinen Instrument das Geheule von alten Weibern und Hexen, das Säusein des Windes und Heulen des Sturmes, das verborgenste Raunen in menschlichem Gemüt und Natur entlockte, war der Vater des Virtuositums. Alle die großen Konzertspieler bedienten sich gleich ihm der Geigen Stradivaris und der Cremoneser Schule.

In Paganinis Genie, welches die Welt dem Teufel zuschrieb, war die Seele Stradivaris wiedergeboren, wie sie noch heute zu uns aus den Tönen der großen Konzertgeiger spricht. Zugleich mit den Legenden, welche Paganinis Lebenslauf mit Geheimnis umwoben, entstanden jene Geschichten, die die Gestalt des Antonio Stradivari romantisch erklären. Das Abenteuer jenes Ehrgeizigen, der Paganini sechs Monate lang von Stadt zu Stadt, von Gasthof zu Gasthof verfolgte und durch das Schlüsselloch bespitzelte, um ihm das Geheimnis zu entreißen, wiederholt sich bei all den verbohrten Leuten, die sehnsüchtig nach dem „Werkstattgeheimnis“ Stradivaris fahndeten. Dabei ist es ein Geheimnis, das jedermann ohne beschwerliches Herumsuchen und vor allem ohne eitle Hoffnungen, es sich aneignen zu können, zu entdecken vermag. Denn es gehört zum Wesen des Genies, sich allen deutlich machen zu können, ohne sich auf ein Rezept bringen zu lassen.



Segelschiffe im Hafen

Achille Funi

Es gibt eine ganze, zwischen Phantastik und Alchemie schwebende Literatur über den geheimnisvollen Lack, den Stradivari angewendet haben soll und auf dessen Wirkungen viele Leute den zauberischen Wohlklang, die wunderbare Resonanz, die Welt der süßen und furchtbaren Töne — Stradivarigelgen zurückführen. Gleichwohl haben Untersuchungen gezeigt, daß der berühmte Firnis von Stradivari der ganz gewöhnliche gewesen, den man heute auch verwendet. Eine gleich umfangreiche Literatur existiert über die Wahl der Bearbeitung der Hölzer, aus denen der große Kunsthandwerker seine Geigen schnitt. Aber das von Stradivari verwendete Holz war nichts weiter als die Alpentanne und die Pappeln aus den Po-Niederungen. Viele Verehrer Stradivaris verzichten heute auf die geheimnisvollen Hölzer und Lacke. Auch der von Donatello oder Michelangelo bearbeitete Marmor sagen sie, war derjenige, den alle verwendeten. Der Unterschied liegt nun einmal nicht im Material, sondern in der Arbeit, im Gefühl, in der Hingebung, mit einem Wort: im Menschen, der den Stoff bezwingt und gestaltet.

Launen von Romantikern bemächtigen sich des armen Stradivari, um ihn uns vorzuführen als enttäuschten Liebhaber, als Überreizten, als Erleuchteten, als Heulweib mit Köhlerglauben, als Hexenmeister oder Alchemisten, der seine Seele dem



Badende

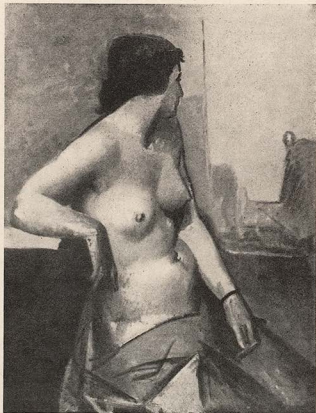
Felice Carena

Teufel verkauft hatte, um ein höllisches Elixier dafür einzuhandeln, mit dem er das Holz seiner Geigen tränkte. Bei all diesen Fabeleien blieb die Gewinnsucht nicht aus. Ebenso, wie man Stradivari-Geigen

fälschte, als die Originale anfangen teuer und selten zu werden, trieb man Handel mit Mixturen in geheimnisvollen Flaschen, die als Hinterlassenschaft des Meisters ausgegeben wurden. Eine der merkwürdigsten Geschichten von Stradivari ist jene, die ihn mit einem gewissen Antonio Nihil gleichsetzte, ein Genie, der, auf dem Gipfel des Ruhmes angelangt, sich demütigt und behauptet, vor dem Angesicht Gottes ein Nichts zu sein, — wahrscheinlich eine kirchliche Erfindung.

Märchen und Sagen woben sich um den großen Dommeister der Geige, die als Erzeugerin verborgener und erhabener Stimmen, insondernde ist, alle Qualen und Freuden, alle menschlichen Empfindungen auszudrücken. Als Kunstschöpfung ist sie allerdings mit den Werken der Maler und Bildhauer nicht zu vergleichen, da die Bekundung der ihr innewohnenden Kraft von der Hand und der Phantasie anderer Künstler abhängt. Unvergleichlich ist Stradivaris Schöpfung aber auch darin, daß sie solchen Künstlern ein unausschöpfbares Klangmittel gegeben hat, durch das sie sich selber aussprechen können. Wenn man will, ist es eine unvollkommene Schöpfung, in rein technischem Sinn genommen, die erst durch die Zusammenarbeit von bestimmten Malern, Komponisten und Künstlern ihren Sinn bekommt, das Zusammenarbeiten aber liegt im Wesen dieser Kunst. Man darf ohne weiteres sagen, daß Stradivari Unschätzbares zur Entwicklung der Musik beigetragen hat, die sich notwendigerweise nur im Zusammenhang mit dem Instrument entfalten kann.

In erster Linie aber sind ihm seine Richtlinien für den Geigenbau zu danken. Diese Richtlinien und Gesetze haben gar nichts Geheimnisvolles an sich, sie können sogar gelehrt und praktisch angewendet werden. Ja, sie wurden schlechthin ein universales Erbe der Geigenbaukunst, das heute noch in Cremona gepflegt wird, wo man jetzt wieder die Gründung einer zeitgemäßen Geigenbauschule plant.



Akt

Achille Funi



Christuskopf

Daniele Crespi

Daniele Crespi und das Geheimnis der Certosa von Garegnano

Eine Erinnerung

Über die große, schöne Autostraße, die von Como südwärts geht, flog ein kleiner blauer Fiat nach Mailand. Die würzige, reine und feuchtkühle Luft des bergüberschatteten Comesees ging allmählich in die stickig-schwüle Atmosphäre der lombardischen Tiefebene über. Versteht man, warum die alten Römer ausgerechnet hier ihre Stadt Mediolanum gründeten, das heutige Mailand? Kein Fluß rechtfertigt die Lage der Stadt; das Klima ist erstickend schwül und heiß im Sommer, und feuchtkalt im Winter, so daß das Niesen den 950 000 Einwohnern eine lieb-gewordene Gewohnheit ist. Mein Freund Gualtiero, der Eigentümer des kleinen, schnellen Fiatwagens, behauptet, daß die Römer früher an der Stelle, wo Mailand liegt, eine Art Eisenbahnknotenpunkt, ein antikes Bebra gehabt haben. Der neue Bahnhof Mailands, mit römischem Prunk gebaut, scheint diesen Satz zu rechtfertigen.

Es begann dunkel zu werden und wir näherten uns Mailand. Die schwüle Luft, durch unsere Bewegung in Fahrtwind verwandelt, verlor ein wenig von dem

dampfen Druck des Tages, und lullte die schnell verdunkelte Landschaft in eine süße und laue Sinnlichkeit. Wie eine kupferne Scheibe erhob sich der Mond über der staubdunstigen Linie des Horizontes, und in weiter Ferne zeichneten sich die unbestimmten Umrisse einer alten Kirche ab, etwa einen Kilometer zur Rechten unserer Straße.

„Das ist die Certosa von Garegnano“, hörte ich Gualtios angenehme Stimme sagen. — „In der Kirche scheint noch Licht zu sein“, riet ich mehr als ich sah. „Können wir nicht hineingehen?“ — „Mà sicur!“ stimmte er in seinem Mailändisch zu, einem der verwickeltesten Dialekte der Welt, „versuchen wirs.“

Und der Wagen bog rechts in einen schmalen Weg ein. Offenbar war dieser Weg nicht für Kraftwagen gebaut und brachte uns manchmal in Gefahr, das Verdeck als Halskrause zu tragen. Endlich landeten wir auf einem besseren Wege, der uns zu den weißen, mond hellen Mauern des früheren Klosters führte. Wir kletterten aus dem brodelnden Wagen und schüttelten mit einem Seufzer der

Erleichterung unsere fahrtsteifen Beine. Bald aber umfing uns die Feierlichkeit der mondübergossenen Certosa, und mit der scheuen Bescheidenheit Fremder betraten wir die Kirche. Wir kamen gerade rechtzeitig, um das Ende des Gottesdienstes zu hören. Die alte Kirche war nur schwach beleuchtet; aber die Kerzen des Altars gaben ein warmes und festliches Licht. Wände und Decke waren über und über bemalt mit biblischen und Passions-Szenen. Der Knabenchor, von der gewölbten Decke widerhallend, drang wie Engelstimmen in die Gemüter der knienden Bauern in der Kirche, und der entrückte Ausdruck auf den einfachen Gesichtern zeigte tiefe Frömmigkeit.

Wieder und wieder irrten unsere Blicke über die Gemälde an Mauern und Decke. Obgleich die Malereien im Dunkel halb verborgen waren, begannen sie eine dämonische Macht über uns zu gewinnen. Der feierliche Ritus des Chors steigerte diese Wirkung. Aber fast unerwartet kam die Musik zu Ende. Die monotone Stimme des Priesters klang durch das Gewölbe, die Orgel begann wieder zu spielen und die Messe war zu Ende.

Einige der Lichter wurden gelöscht und wir wanderten in der kaum erleuchteten Kirche herum in der Hoffnung, noch einen gelegentlichen Blick der Decke und der Wände zu erhaschen. Plötzlich öffnete sich, gerade wo wir standen, eine Seitentür und ein Priester näherte sich uns. — „Sie bewundern diese Fresken?“ fragte er. Wir mußten gestehen, daß wir nirgends etwas ähnliches gesehen hatten. — „Ihre Bewunderung ist nicht unbegründet“, sagte er, „wir hüten in unserer Karthause die Bilder und das Geheimnis eines der größten Meister des lombardischen Secento. Es soll heute wieder eine Malerschule geben, die sich mit Stolz die „Scuola lombarda“ nennt. Nun, wenn das so ist, geht auch sie auf den unglücklichen Meister zurück, der endlich hier seinen Frieden fand: Daniele Crespi.“ Der Pater hob den Kopf und blickte in das Dämmer. Dämonisch zogen die Gemälde uns an.

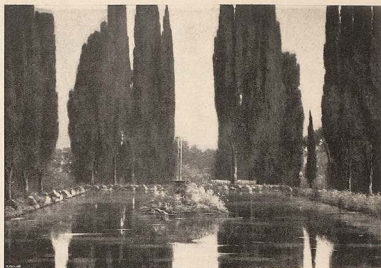
„Warum, Padre, nennen Sie den Maler unglücklich“, fragte mein Freund.

„Er war es. Denn eine schwere Sünde hat er hier geübt, und was Sie in dieser Kirche sehen, ist das Werk seiner Dämon.“ Als Daniele in Mailand war, verbreitete sich sein Ruf durch Italien und weit darüber hinaus. Sein Werke, die vor allem in den Kirchen San Eustorgio und Santa Maria della Passione zu finden sind, waren selbst in den Niederlanden bekannt, wo Rembrandt damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Man nennt Crespi neben Caravaggio den italienischen Meister des Hell-Dunkel. Daniele war ein gewalttätiger, leidenschaftlicher Mensch. Das Feuer der Gegenreformation hatte ihn erfaßt. Gewaltig ergriff ihn das Leben und Sterben unseres Herrn, und nachdem er sein Leben vom Kindermord in Bethlehem den Sie auch in der Münchener Pinakothek finden bis zum Ölberge dargestellt hatte — kam er endlich zum Gargaltigen: zur Kreuzigung.

In den Bildern sehen Sie die Lichter aufzucken wie Blitze. Überall die heftigsten Gegensätze von Licht und Schatten; aber nicht in dem Sinne, daß der Schatten das Licht verhüllt, sondern daß das Helle blitz-

artig aus dem Dunkel aufleuchtet. Geballte Leidenschaft: Das war er. Besonders eigentümlich aber ist der Realismus seiner Darstellung. Er ging mehr auf das Wahre als auf das Schöne aus. Das macht die vielen Todesszenen, die er gemalt hat, so unheimlich und ergreifend.

Man sagt, daß er sich dem Teufel verschrieb. Lange studierte er an seiner Kreuzigung; aber das Bild wollte ihm nicht recht gelingen. Wohl hatte er ein gutes Modell für seinen Christuskopf, aber der Zug des Leidens, wie Crespi ihn darstellen hoffte, wollte sich nicht einstellen. Da packte der leidenschaftliche, bärenstarke Maler den Mann in seiner Wut und — er hat ihn wirklich ans Kreuz geschlagen. Kaltblütig brachte er es noch fertig, die Qualen seines Opfers zu studieren und festzuhalten. Der Mann ist später gestorben. Die Tat aber wurde ruchbar, und Crespi mußte fliehen. Von allen Seiten umstellt, gelang es ihm noch, sich in diese Klosterkirche der Karthäuser zu retten. Der weltlichen Gerechtigkeit entzogen, fand er hier ein Asyl, denn die Kirche war unverletzlich. Wohl gewährte man Crespi das Asylrecht. Aber ihm wurde eine schwere Buße auferlegt. Nachts hatte er furchtbare Gesichte. Jahrelang hat er sich kastelt, und schließlich bereut, wie es heißt. Er verließ diese Kirche nicht mehr und ist auch hier gestorben. Seine Sühne aber lebt weiter in Gestalt der Bilder, die wir hier um uns sehen. Er starb, als er eben die



Zypressenteich in der Villa Falesnieri

G. Cairati

letzten dort vollenden wollte.“ Er schwieg. Die Kirche lag jetzt fast im Dunkeln. Nur hier und da sahen wir gespenstische Lichter aus dem Dunkel herausleuchten. Wir dankten unserem freundlichen Führer und stie-

gen nachdenklich wieder in unseren Wagen. Schweigend saßen wir nebeneinander und sprachen noch kein Wort, als wir in Mailand einfuhren.

E. Roselius



Aled'Italia

Ettore Tito

Im Besitze von
Reichminister
Dr. Goebbels

HERAKLIT

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Von des Kraters Rand hinab zum Trichter,
Der Glut ausdampft, gleich dem Riesens-
rachan

Eines rätselhaften Urweltsdrachen,
Beugt sich Heraklit, der dunkle Dichter:

„Feuer ist der Ursprung allen Lebens.
Flammen lodern und verlöschen wieder.
Glühen ist der Auftrieb jeden Strebens.
Heiße Liebesworte werden Lieder.

Alles fließt: Nicht zweimal kannst du
steigen

In denselben Fluß. Nicht zweimal gehen
Einen Weg. Ein ander Antlitz zeigen
Dir die Dinge, die schon gesehen.

Ob wir fliegen oder ob wir fallen,
Einzig Ordnung treibt uns so zu handeln.
Alles um und in uns will sich wandeln;
Wechselnd werden wir verwandt mit allen.

Gegenwart ist nur ein Wort für Narren!
Verdendes Gewordenes vernichtet.
Nichts kann einen Augenblick verharren,
Einzig nur der Geist, der sich verdichtet.

Denn der Sense reifen zu die Ähren
Und dem Feld der Schlacht die Männer-
garben.

Alles töten, Neues heißt gebären!
Für das Kommende die Kämpfer starben.

Darum ist der Krieg der Dinge Vater!“
Um zu ew'ger Umkehr zu gelangen,
Im Vollenden wieder anzufangen:
Heraklit stürzt in den Feuerkrater.



Löwenbräukeller Stiglmaierplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszeiten



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMINGS - SCHRAMMELTRIO

Bärenschenke Fürstenfelder-
Straße 15
Das behagliche Mittag- u. Abendlokal

Café am Dom
Kaufingerstraße

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert Täglich abends Tanz

Weinhaus
„Ostecia-Bavaria“

Gut verpflegt
sind Sie im
gemütlichen
**Vier Jahreszeiten-
Keller**



Verlangen Sie
überall die
„JUGEND“

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

Werbung bringt Arbeit!

Gegründet 1890
München, Schellingstraße 62
Ecke Schraudolphstraße
Telefon 27390
in nächster Nähe der Pinakotheken

Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10 Telefon 20763

Klischees liefert
für Reklamewecke
Kostengünstig
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Markensammler
erh. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Baderstr. 49

Lerne
**Auto-Motorrad-
fahren bei**
Spreitzer
Tel. 13269

Kapellenstr. 1
münchener Café-Funkhof

KUNSTSCHULE „DIE FORM“

Zeichnen, Bildende Kunst, Malerei in
jed. Verwendung, Umbau, Sonntag-
skizze, Anatomie, Studie in den bun-
den, Vorbereitung f. d. Examen, Zei-
cher, Skulptur, f. d. Examen, 30% Ge-
heimnisbewahrung, Staatl. anerkt. Som-
mer geöffnet, Wege. 1925, 30 Jahren 23
Zeichn. Künig, Leopoldstr. 61, Tel. 34946

Münchener Lehrwerkstätten
Modellzeichnen, Gebrauchsgroß-
Zeichnen, Malen, Abends 17-18 Uhr
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 30149

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schleichner in Verbindung
mit Lehrstätte München, Odeonsplatz 2
staatl. anerkt. Allgem. Kunstvermittlung

HEIMUTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547
KLISCHEE

Lest die
„Jugend“

WENN
Photo — DANN Schaja
MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32



Treffpunkt

des internationalen Publikums
und des Feinschmeckers

Vorzügliche italienische Küche!
Spezialitäten!
Gepflegte Weine!

Giuseppe Lombardi
Osteria Italiana
München • Rambergstraße 7

Deutschland und Italien kämpfen gemeinsam für
ein gerechteres internationales Wirtschaftssystem.



Deutschland und Italien ergänzen sich gegenseitig in
ihrer wirtschaftlichen Erzeugung.

Deutschland und Italien bilden im Austausch ihrer
Waren eine geschlossene wirtschaftliche Einheit.



Interessengemeinschaft des deutsch-italienischen Handels



Mit den großen, modernen
Schnelldampfern der

ITALIA

Schiffahrtsgesellschaft / Genua

fahren Sie in

6½ Tagen nach New York

12 Tagen nach Rio de Janeiro

15 Tagen nach Buenos Aires

Eildampferdienste nach Zentral-Amerika und
Südwestküste (Chile, Peru) sowie Westküste
Nordamerikas

Auskünfte und Buchungen durch die

Generalagentur für Deutschland
Berlin NW 7, Unter den Linden 24

FRANKFURT a. M., Kaiserstraße 20, **MÜNCHEN,** Odeonsplatz 1
HAMBURG 36, Neuer Jungfernstieg 17, **STUTTGART,** Schillerplatz 4
sowie alle bedeutenden Reisebüros

Sichern Sie sich durch sofortige Anmeldung die Devisen!



DOLOMITEN-

16 Tage **Winterreisen**

Berlin ab **139.-** München ab **109.-**

Verlängerungswochen ab RM 31.-

Zielforte: S. Vigilio 1201 m, Cortina 1224 m, Ortisei
1236 m, Braies Vecchia 1400 m, Corvara 1558 m, Cascate
Toce 1675 m (ohne Oesterreichvermerk), Misurina 1760 m,
Fanes-Alpe 2100 m, Val Martello 2160 m, Sennes-Alpe 2350 m
Von der zünftigen Berghütte bis zum mondänen Luxushotel

Amthliches Italienisches Reisebüro CIT, München 22
Odeonsplatz 1 Tel. 21 431 und alle größeren Reisebüros



„Emilio, sei nicht so stürmisch!“

(Il Travaso delle Idee)

Dem Italienischen General-
Konsulat München und der
Galleria Milano, Via Croce
Rossa 6 Milano, sowie
dem Herausgeber der Zeit-
schrift „Poligono“, Prof.
R. Giolli, sind wir für
Überlassung von Abbildungen
und freundliche Mit-
wirkung an dieser Nummer
zu besonderem Dank
verpflichtet.

DIE JUGEND

Jünger des Est! Est!! Est!!!

Das Bildnis hier — wer ist's? Ein Künstler, ein Unternehmer, ein Dichter, ein Arzt? Di tutt' un po', meint er selber. Von allem etwas. Wir stellen vor: Giuseppe Lombardi. Er dichtete Sonette. Außer der Dichtkunst hat er sich besonders der Kochkunst verschrieben. Denn Giuseppe Lombardi ist der Wirt der Osteria Italiana nahe der Münchener Akademie. Hier hat er einen der farbenfreudigsten Flecke auf der kulinarischen Karte Münchens gemalt. Giuseppe stammt aus Rom. Seine Mutter wollte durchaus einen Kardinal aus ihm machen, aber sein Sinn war auf irdischere Dinge gerichtet. Er studierte drei Jahre an der Technischen Hochschule und kam viel herum, von Kairo bis nach München, wo er seit 32 Jahren verheiratet vor Anker liegt. Er hält sehr viel von seiner Frau, der Mutter seiner zwei Kinder. Die Frauen sind es, meint er, die die Männer herauf oder herunter bringen.

Soeben lassen wir das vierte Glas des samtenen Chianti durch unsere Kehle



Arzt: „Ich werde wohl Sauerstoff verwenden müssen.“

Klientin: „Ist es denn so schlimm?“

Arzt: „Nein, aber ich liebe blond.“

(Maré aurelio)

rinnen. Chianti! sagt er und rollt die Augen. Was ging früher hier nicht alles unter dem Namen Chianti, per bacco! Das ist einer der Gründe, weswegen ich hier bin. Denn wenn die Leute schon für echten und für gepantschten Wein das gleiche bezahlen sollen, dann ist es ein Akt der Menschenfreundlichkeit, ihnen den wahren Stoff vorzusetzen. Mein Feinschmeckerherz hat unter der Patscherei von dazumal gelitten, sagte er mit bewegter Stimme, und ich beschloß, meinen Gästen nur reinen Wein einzuschenken und sie in die Geheimnisse der italienischen Küche einzuführen. Na, sie haben sich nicht beklagt und ich auch nicht.

In München fühle ich mich ebenso wohl wie in Mailand, mit dem es viel Ähnlichkeit hat. Wissen Sie, daß in Mailand unheimlich viel Münchener Bier getrunken wird? Das Ristorant Colombo-Spaten ist zum Beispiel ein regelrechtes Münchener Bräu. In jedem Lande braucht man Bereicherung der Küche durch Abwechslung. Ah! ich mache hier Spaghetti auf alle Arten, die Sie sich in Italien erträumen können, Scampi, Scalopine al Marsala oder was Sie wollen. Sie trinken Chianti. Gut, bleiben Sie dabei. Aber das nächstmal versuchen Sie auch den feurigen Barbera, den Barolo, den Frascati oder den berühmten Est! Est! Est! Wissen Sie, wie dieser merkwürdige Name entstanden ist? Hören Sie zu, es ist eine kurzweilige, lange Geschichte.

Als Heinrich V. im Jahre 1110 nach Rom zog, um sich zum Kaiser krönen zu lassen, befand sich unter seinem Gefolge als wichtiger Berater Johannes Fugger, der damalige Bischof von Augsburg, dessen Name bis auf den heutigen Tag historische Bedeutung behielt. Neben seiner ausgezeichneten diplomatischen Tätigkeit pflegte Fugger besonders den Bacchuskult. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn es gibt keinen besseren Ratgeber, als ein würziges Glas Wein. Der gute Wein steht im Dienste der Kunst und Wissenschaft; das ist eine altbekannte und bewährte Tatsache, der Johannes Fugger seine politischen und diplomatischen Erfolge verdankte.

Sein Diener Martin hatte eine anerkannt gute Zunge und einen feinen Geschmack für Weine. Er ritt seinem Herrn voraus, um die Ortschaften auszukundschaften, in welchen es einen guten Tropfen gab; diese kennzeichnete er mit dem einzigen Wort „Est!“ Hier ist's! Fand er jedoch

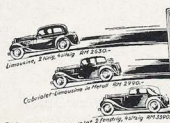


Giuseppe Lombardi

eine Quelle, an der es etwas besonders Gutes zu trinken gab, schrieb er das Kennwort doppelt: „Est! Est!“ Als er aber in den Ort Monte Fiascone kam, fand er den Wein dort dermaßen wohlgeschmeckend, daß er seinen Herrn mit der dreifachen Bezeichnung „Est! Est! Est!“ benachrichtigte. Der Ritter Fugger blieb nun in Monte Fiascone und trank so ausgiebig und unablässig das edle Naß, bis ihn der Tod ereilte. Noch heute ist in der dem heiligen Flavian geweihten Kirche der Grabstein zu sehen, auf dem die Inschrift steht, die der treue Diener einhauen ließ:

Est! — Est! — Est!!! —
An dessen Vertilgung
Hier Johannes Fugger,
Mein Herr, gestorben ist!

Seine kostbaren Pferde und Geschirre hinterließ der Ritter Fugger der Stadt Monte Fiascone mit der Bestimmung, daß auf seinem Grab jedes Jahr an seinem Todestag ein Faß von dem guten Est! Est! Est! ausgegossen werden solle. Dio! Giuseppe's Augen und Nase funkelten und verrieten, daß er dem Schicksale dieses wackeren Ritters volle Sympathie entgegenbrachte. E. R.



Preise ab Werk: Cabriolet 2 Fesseln, 4000,-; 4000,-; 4000,-



MODELL 1000 4/25 PS
1 Liter

Überragende Leistung und Eleganz. Höchste Wirtschaftlichkeit. Erhöhte Fahr- und Kurvensicherheit. Hohes Anzugsvermögen. Bergfreudig.

Überzeugen Sie sich durch eine Probefahrt!

Karl Keidler der größte süddeutsche **NSU-FIAT** Händler

Maximilianstraße 41 / gegenüber dem Nationaltheater / Telefon 21034

Oktoberfest 1937

MÜNCHEN 1937 NR. 39

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



„Wohl zu speisen!“

OTTO OBERMEIER



AUS UNSEREM SKIZZENBUCH

Zu wenig sympathisch

Seit Jahren kennt ein bekannter Dorfpfarrer die Jenzi als eine zuverlässige, treue Seele. Nur hat sie seit langem eine Eigenart. Sie bekommt nämlich seit drei Jahren ein uneheliches Kind, das sie bei ihm taufen läßt. Und wenn sie auch sonst nicht in die Kirche geht, darauf hält sie



Nun war es einmal wieder so weit, und die Jenzi meldete ihren vierten Bub an. Der Pfarrer wußte, daß er nicht viel Erfolg haben würde, wenn er ihr ins Gewissen redete. Er fragt sie daher ganz einfach: „Nun Jenzi, von wem ist er denn?“ — „Wieder von dem föhligen, Herr Pfarrer.“ — „So, so. Ja Jenzi, wenn Sie ihm jetzt schon so lange treu sind und jetzt den vierten Bub von ihm haben, warum heiraten Sie ihn dann nicht?“ — „Ja wißens, Herr Pfarrer, ich hab's mir schon überlegt, aber zum Heiraten ist er mir wieder zu wenig sympathisch.“

Entartete Kunst

Wir gingen mit einem Auslandsdeutschen aus China, der seit Jahrzehnten zum ersten Male wieder in München weilte, durch die Ausstellung „Entartete Kunst“. Überduldig betrachtete er die Gebilde ex-frankter Phantasie und erzählte: Als ich zuletzt hier war, wurden diese Werke noch als große Kunst angepriesen. Im Jahre 1912 stand ich in einer Ausstellung vor einer sogenannten Plastik, die ähnlich aussah wie diese hier vor uns. Mit Mühe beobachtete ich meine Fassung, ohne herauszulachen. Ein kleines Männchen mit langen Haaren stürzte auf mich zu und rief: „Wollen Sie das Werk nicht kaufen? Was wollen Sie geben?“ Ich befah mir diese unsaubere, aber nichtsdestoweniger geschäftsrichtige Erscheinung. „Wenn ich Staatsanwalt wäre, nicht unter 5 Jahren Zuchthaus“, bemerkte ich. Die Antwort hätte mich fast in eine Niefenlagerei verwickelt.

Angebot

Auf Kunstversteigerungen geht es gewöhnlich hoch her. Besonders, wenn es sich um eine Massenversteigerung handelt, wo gleich Hunderte von Bildern und mehr oder weniger echten Kunstgegenständen auf den Markt geworfen werden. Bei einer solchen Versteigerung, bei der es tumultuär zuging, entstand hinten im Saale eine Unruhe. Bald unterbrach der Auktionator die Steigerung und verkündete:

„Ein Herr hat eine Brieftasche mit dreihundert Mark Inhalt verloren. Er bietet dem ehrlichen Finder dreißig Mark!“
„Ich biete fünfzig“, rief aus der Menge eine Stimme.

Das Injerat

Einer unserer Leserinnen verdankt wir folgendes reizende Erlebnis: Meine Tochter, die behauptet, daß ich als Mutter ihr bester Freund sei, wünscht sich zu ihrem siebzehnten Geburtstag ein Paddelboot.



Ich spreche mit meinem Mann und der Wunsch wird erfüllt. Als das Mädel das Boot sieht, wundert sie sich über die zwei Sige und fragt, was sie nun mit dem weiten Sig anfangen soll. Ich sage im Scherz, da müßte sie wohl eine Anzeige in der Zeitung aufgeben und einen Partner suchen. Nach einigen Tagen kommt sie hoch erfreut an und sagt: „Dreißig haben sich beworben, und unter ihnen auch Vati.“

Die Macht der Reklame

Geschwellt mit Kraft, fehrten wir von einem sonnigen Segelnachmittag in Starnberg zurück. Der See war so blau gewesen, die Luft so rein. Eine wirkliche Erholung. Kurz vor sieben trafen wir in München ein, als uns zum Bewußtsein kam, wir brauchen Zahnpasta! Es war fühl geworden; wir waren leicht bekleidet und

zum Überfluß ging auch noch ein sanfter Regen nieder. Da der Droßig schon geschlossen hatte, fürumten wir in die nächste Apotheke und verlangten Zahnpasta. Während der Apotheker unter seinen Tuben frumte, lag auf dem Ladentisch eine Broschüre: „Bin ich ganz gesund?“ In unsere schon fröselnde, leicht durchnässte Seele schlich sich der Gedanke ein: Bin ich wirklich ganz gesund? Der Apotheker gab das Zeit gerne her, und auf der Heimfahrt in der Straßenbahn fielen aus der Werbechrift Worte wie: der Autofahrer, der Büromensch, der faulpsig ins Auge, deren Lebensweise und vergiftetes System dort beschrieben wurde. Das alles paßte genau auf uns. Man wurde aufgefordert, in sich zu gehen und einen gewissen Tee zu trinken. Da kam die Endstation. Als wir ausstiegen, fühlten wir uns, die wir eben noch gesund und frisch waren, ernstlich krank.

Der Tröster

Ein junger Geschaftsreisender, der Südmeine verpaidte, erinnerte sich einer guten alten Tante, die ihr Leben in einem Altjungfernstift zu beschließen gedachte. Sein Genius sagte ihm, daß hier ein glänzendes Absatzgebiet sein müßte, denn alleinstehende alte Damen sind gewiß für „geistigen“ Trost empfänglich. Außerdem war er einmal in England gewesen und wußte, daß die älteren Ladies sich dort mit Leidenschaft Schnapsopralinen zu Gemüte führen, um auf trockenem Wege zu einer fruchtfröhlchen Stimmung zu kommen. Eines Sonntags also besuchte unser Reisender die alte Tante in der stillen Gossung, bei ihren Genossinnen größere Aufträge landen zu können. Als er in dem behaglichen kleinen Raume eintrat, lag dort auf einem



Nischenbecher eine halbangebrannte Zigarette. „Aber Tante“, fragte er, „daß du Herenbecher gebahrt?“ — „Nein“, sagte sie geheimnisvoll. „Die liegt immer da. Das riecht nämlich so schön nach Mann.“

Die Jugend

Zeichnungen von REX

Luftschiffahrt auf dem Oktoberfest 1820

(Nach alten Quellen im historischen
Stadtmuseum, München)

Das Oktoberfest im Jahre 1820 zeichnete sich durch eine besondere Anziehung aus: den Aufstieg der Luftschifferin Wilhelmine Reichard, die von ihrem Ballon aus Königspaar und Volk mit Tausenden von Guldigungsgedichten überschüttete. Woraus zu ersehen ist, daß Propaganda aus der Luft schon vor 117 Jahren in Gebrauch war. Die Ballonfahrt bestand damals ebenso lange wie heute die Fliegerei. Im Jahre 1783 stiegen zum ersten Male der Heißluftballon von Montgolfier, der Wasserstoffballon von Charles auf, und seitdem waren Luftfahrten keineswegs selten. Die Temperatur, der Druck und die Strömungen der Luft wurden erforscht; Passagierfahrten unternommen. Während der Kontinentalisperre hatte Napoleon sogar den Plan, die große Armee in Luftballone zu verfrachten und nach England einzufallen.

Für München aber war der Aufstieg im Jahre 1820 ein einzigartiges Erlebnis. Gottfried Reichard aus Braunschweig hatte vom König Max Joseph die Erlaubnis erhalten, eine Luftfahrt auf dem Oktoberfest in München zu veranstalten. Zugleich versicherte der Monarch das Unternehmen seiner Allerhöchsten Zufriedenheit. Reichard hatte den Stadtvätern erklärt, daß er seine Luftfahrt während des Festes ohne weitere Zahlung von den Zuschauern vornehmen wollte, wenn es möglich sei, dreitausend Gulden durch freiwillige Beiträge aufzubringen. Sollten sich Überschüsse ergeben oder das Unternehmen misslingen, so sollte der verbleibende Betrag den Münchener Armen zugute kommen. Zweitausendsechshundertfünfzig Gulden gingen ein, und damit glaubte Reichard das Unternehmen beginnen zu können. Der Ballon war schon zwei Wochen vorher im Kathausaale zur Schau gestellt worden.

Wer jedoch aufstieg, war nicht Reichard selber, sondern seine Gattin Wilhelmine, geb. Schmidt. Gemeinderat sind hatte auf eigene Kosten ein bayerisches Nationalkostüm für die kühne Luftschifferin angeschafft, außerdem in Gemeinschaft mit anderen Bürgern eine Fahne, „womit dieselbe beim Aufstiege die Allerhöchsten Herrschaften und das versammelte Volk aus der höheren Luft begrüßen sollte“. Die Fahne trug auf der einen Seite das Münchener Stadtwappen, auf der anderen Seite die Inschrift: „Die Bürger von München an die geprüfte und muthvolle Luftschifferin Wilhelmine Reichard bey der Luftfahrt am Oktoberfeste 1820 auf der Theresienwiese.“ Der Aufstieg er-



Luftfahrt der Mm. Reichard auf der Theresienwiese am Oktoberfest München 1820

folgte nachmittags um 3 Uhr 44. Schnell erreichte die Luftschifferin eine Höhe von fast 1000 Metern. Weil es damals aber noch keine Meter gab, sagen wir richtiger 3000 fuß. Mit sich führte die Heldin des Tages Tausende von Flugblättern. Die Gedichte darauf lauteten:

Gehab von hohen Regionen,
Wo über mir die Sterne thronen,
Begrüße ich dich, freundlich's Land,
Geleitet von der Liebe Hand
Von keines Königs weiser Hand —
Wenn stürmisch auch die Lüfte wehen
Die Stürme kommen und vergehen,
Was Liebe bindet, bleibt bestehen,
Wird niemals, niemals untergehen!
Auf der Rückseite wandte sich die hoch in den Lüften Schwebende an das bayerische Volk:

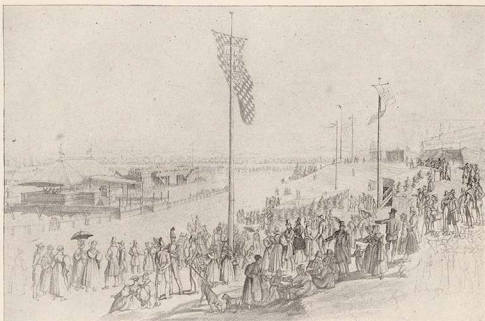
Und sin' ich aus den Lüften wieder
Auf Baierns Mutter-Erde nieder,
So sind ich Menschen treu und bieder,
Im Gandeln kräftig und voll Mark
Wie ihre Frauentürme stark:
Denn jedem guten braven Baiern
Ist Vaterland und König theuer.
Erwärmt von diesem Lebensfeuer
Läßt er nicht aus das sich're Steuer
Und das was seine Junge spricht
Das muß so sein und anders nicht.

Drum soll belohnend Luch, die Sonne
freundlich scheinen,
Und brüderlich noch oft auf diesem
Platz vereinen.
Bringt, gute Baiern, recht viele Jahre
noch

Dem bestem König Max ein herzlich
Lebehoch!

Gerade über der Volksmenge ließ die Luftschifferin die weiße Wolke ihrer Gedichte niederschweben. Durch kein Motorengeräusch betäubt, hörte sie den Jubel und die Godheufe der Menge hindurch. Leichter stieg der Ballon über die Wolken und man verwunderte sich, mit welcher fertigkeit Wilhelmine Reichard ihren Aérostaten dirigierte. Um halb fünf Uhr sank der Ballon, der über München entschwebt war, langsam im Schatten einer Wolke herab und landete auf einer lichten Waldstelle nicht weit von Oberseubling. Ein Kaufmann, der eben von einer Reise zurückkehrte, nahm die Luftschifferin mit ihrem Ballon in seinen Wagen auf und so traf sie bereits um 8 Uhr abends wieder in München ein, umbraust vom Jubel der Bevölkerung, umrauscht von den Wellen des reichlich angebotenen Bieres.

E. K.



Wiesenaufbau

Gg. Kraus 1852

Das hohe C

Von einem früheren Oktoberfeste erinnern wir uns einer vollbusigen schwedischen Nachtigall, die mit Gold in der Stimme — im Gesamtgewicht von rund hundert Kilo — den kunsthinnigen Anwesenden Arien (sprich Schlager) entgegenknetterte. Vor dem Vorhange radebrach sie deutlich, hinter ihm entführten ihr gelegentlich bayerische Kraftausdrücke. Gab es einen schöneren Beweis für ihre Internationalität? Eine lustige Gesellschaft, welche bereits sämtliche Bierhallen des Festes aufgerollt hatte, wollte der Nachtigall, wie es einer wahren Diva geziemt, eine Zuldigung darbringen. Der Mäcen und Anführer kaufte deshalb am benachbarten Blumenstande sämtliche erreichbaren Buketts auf, die zu einem großen Strauß zusammengebunden wurden. Da die Stengel ein wenig kurz waren, nahm man als Stiel und unerschütterliche Achse einen dicken Käucheraal. Die Sängerin ließ auf das berühmte hohe C warten. Aber sie erntete reichlich Beifall, der sich zum Orkan steigerte, als ihr der Blumenstrauß überreicht wurde. Sie nahm das Bukett und steckte es geradewegs mitten an ihren Busen, um dann eine Dankeshymne anzustimmen. Dazu kam es aber nicht. Ein mark-

erschütternder Schrei ertönte. Sie riß den Strauß heraus, dessen Stiel sich kalt und glitschig an ihre warme Brust gelegt hatte, schleuderte das Bukett auf den Boden und trampelte darauf herum. Der schrille

Schrei lag allen noch in den Ohren, als der Gönner bemerkte: Seht ihr, da habt ihr das hohe C. Die Kraftausdrücke von der Bühne, die nun folgten, hatten durchaus nichts Schwedisches mehr an sich.



Preisverteilung am Oktoberfest zu München
(Aquarelliert und lithographiert nach einer Zeichnung von Albrecht Adam)

Auf dem ersten Oktoberfest 1810

3u den Hauptveranstaltungen des Oktoberfestes gehörte von Anfang an das Pferderennen. Schon hundert Jahre vorher waren solche Rennen beliebt, und es war üblich, dem Kennemeister das Gelübde abzunehmen, „keine Zauberei“ zu treiben. Zum ersten Oktoberfest im Jahre 1810 wurde das Rennen in Gegenwart des Königspaares abgehalten. Die Kennvorschriften befaßten sich, dem aufgeklärten Zeitalter entsprechend, nicht mehr mit Zauberei; daß aber auch der Sport von damals in eine Keilerei auszuarten drohte, wenn man ihn nicht durch Vorschriften bändigte, zeigt der nachstehende Anzug aus den Kennvorschriften zum ersten Oktoberfest am 17. Oktober 1810.

Darin heißt es:

IV. Es erfordert der Wohlstand und die Ordnung, daß die Kennbuben nicht aufeinander, oder auf andere Pferde hauen, eines anderen Fühel ergreifen, einander vom Pferde zu heben trachten, ineinander hineinreiten oder wohl gar Anderer Pferde aufflachen.

V. Die Kennbuben werden daher scharf beobachtet werden, und die Kennemeister, welche solche oder andere Mißbräuche sich erlauben, werden ohne Widerrede des Preises, den sie sonst erlangt haben würden, von den Kennrichtern als verlustig erklärt werden.

VI. Das herumweisen darf nicht eher beginnen, als bis die Allerhöchsten Herrschaften im Pavillone sich niedergelassen haben werden.

Ein Skandal auf dem Oktoberfest

Im Jahre 1904 war auf der Oktoberwiese der Singsänger Ricardo Sasso zu sehen, der in einen „Singerium“ eingemauert wurde. Jedes schottische Mädchen hätte sich um diesen sparsamen Esel beworben; einige junge Burtschen aber, die zuviel getrunken und offenbar kein Verständnis für diese Kunst hatten, begannen zu randalieren und wollten, daß er herausgelassen würde. Sie verbreiteten eine erhebliche Unruhe und waren selbst nicht zu vertreiben, als um halb 10 Uhr berittene Schutzleute anrückten. Zur Erläuterung sei noch gesagt, daß diese Zeit für damalige Verhältnisse Mitternacht war, denn um halb acht Uhr wurde das Oktoberfest bereits geschlossen. Der Tumult wurde immer größer und bedrohlicher, als ein wackerer Kriminalschutz-



Pferderennen auf einem der ersten Oktoberfeste

(Nach der Natur gezeichnet von Albrecht Adam)

mann auf eine glänzende Idee verfiel. Er begab sich mit einer Anzahl von Leuten auf das Wiesenende an der Paulskirche und ließ von kräftigen Männerstimmen das Lied „Köslein auf der Heide“ antimmen. Die kräftigen Schutzmannsbässe setzten sich durch und die Anziehungskraft

dieses ungewohnten Männergesanges überwog. Einer nach dem anderen bröckelte von den jugendlichen Aufrührern ab, und als der Teufelspruch: Ein Proßt der Gemütlichkeit! angestimmt wurde, schunkelten Schutzleute und Aufrührer in schönster Eintracht nach Hause.



Liselotte Altenburg

Die Begegnung

Eine Erzählung von Erwin Karl Hornauer

Die Musik spielt mit großer Begeisterung in einer festlich-geschmückten Halle. Rauch lagert über den Menschenmassen, die hinter den gefüllten Krügen sitzen, sinnieren, schwagen. Es sind endlos Viele. Und jedes Gesicht ist anders. Ein buntes Mäleri von Menschen ist hier für kurze Zeit zusammengewürfelt.

Ich bin zusammen mit einem Freund dort oft gewesen und habe über Dasein und Wirklichkeit hinweg manche Träume mit ihm ausgesponnen, so wie man das tut nach einem guten Trunk. Immer fährten wir freudig nach Hause zurück, wenn wir an einem Abend dort gewesen waren, nur einmal wurde jener Abend für mich voll Trübsal und auch die lustigsten Worte meines Freundes konnten in mir nicht die freudige Stimmung erwecken, die ein kurzes unscheinbares Erlebnis im Nu verweichte und dafür eine Erinnerung in mir wach rief, die wehmütig und bitter meine Heiterkeit verdrängte. Und bäumte ich mich noch so sehr dagegen, hieb ich mich mit den Worten „Sinnlose Sehnsucht mag ich nicht“, ich konnte dem nicht widerstehen.

Es trug sich so zu. Wir traten in den rauchgeschwängerten Raum und sahen uns nach einem Platz um. Wir waren jung und wollten an dem Tische junge Menschen haben, Mädchen, mit denen wir uns lustig unterhalten konnten. Wir fanden keinen solchen Tisch. Inzwischen ver-

schwand mein Freund, um nach weiteren Plätzen zu sehen, die sehr gezählt zu sein schienen in der Menge der hier weilenden Menschen. Ich stand gedankenlos zwischen all den drängenden Leuten, die sich zwischen den enggerückten Tischen und Stühlen hin- und herbewegten. Und ich ging einige Schritte planlos, ohne innerlich dazu bewegt worden zu sein, der einen Tür des Saales zu. Ich blickte auf, vor mir stand ein Mädchen mit bekannten Zügen um den leichtgewölbten Mund und einem Haar-knoten, den ich kannte. Aber doch, es war nicht dieselbe, die mir die Erinnerung wiedergab. Nein, sie sah ihr nur sehr ähnlich.

Wir waren keine zwei Schritte voneinander entfernt und lachten uns leise an. So wie man es tut, ganz unwillkürlich, wenn man angenehm überrascht ist. Und ich glaube mich entsinnen zu können, daß ich dann etwas zu ihr sagen wollte. Jemand etwas.

Ein alterer Herr klopfte dem Mädchen auf die Schultern, ich sah sein faltentreiches Gesicht, hörte seine Stimme sagen „Komm“, dann schwand die Gestalt neben mir weg in den Trubel der Masse hinein. Ich folgte ihr. Der alte Herr ging dem Mädchen voraus.

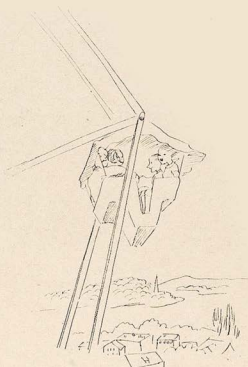
Ich dachte kurz an eine Erinnerung. Einige hundert Kilometer dem Norden entgegen habe ich vor Jahren dieses Mädchen — nein, die ihr so ähnlich sah —

gekannt, sogar sehr gut gekannt. Ich habe sie sehr gerne gehabt und dann... Dann habe ich sie verloren, weil ich selbst schuld daran war. Diese Erinnerung quälte mich nun.

An der Treppe blickte das Mädchen noch einmal kurz um, nickte leicht mit dem Kopf und schritt dann — ich wandte mich inzwischen wieder den vielen Menschen zu — hinab mit dem alltäglichen Begleiter. Dann warf ich mich in das Vergnügen. Ich trällerte nervös mit der Musik; mein Freund tat desgleichen und ich wollte nicht mehr an das Mädchen denken. Ich mußte an die Begegnung denken. Und alle jene Tage, die ich vor Jahren einmal erlebte hoch im Norden, rollten vor mir vorüber. Ich träumte vor mich hin, während die Anderen um mich vergnügt und lustig waren. So ging der Abend dahin.

Es war jener der unvermeidlichen Vorfälle, die schicksalhaft dem Menschen nahe-treten und ihm im lockenden Licht der Freude die Stunden qualvoller Erinnerungen bringen, deren Lösung vom eigenen Ich so wenig möglich ist wie ein Erfolg jener Begegnung, der mir versagt bleiben mußte.

So reißt sich Erleben an Erlebnis, Altes wird aus Neuem wiedergeboren und Erinnerung um Erinnerung naht. Vielleicht ist einmal eine Erinnerung mit Erfolg gekrönt. Dann werde ich wieder etwas darüber schreiben.



„Hoch“-Genuß

Liselotte Altenburg

L. Altenburg



„Ja mei — hat mi d'Wissen-Maß a schon dicker g'macht!“



„Ja, Herr Nachbar, wann er Eahna net guat genug is, kaufen S' Eahna a Joparis am Steckerl —!“

Gung

Der Irrtum

Von Erich Kernmayr

Die Dame am Nebentisch war wirklich entzückend. Und was noch entzückender war, sie sah über ihren Begleiter hinweg unverkennbar zu mir herüber. Nicht vielleicht mit einem einmaligen Blick, mit dem die Frauen gewöhnt sind, Männer abzumägen und deren ganze Werte im Flug zu taxieren — nein, sie beobachtete mich mit jener interessierten Teilnahme, die für die Feststellung von Sympathie oder Abneigung so entscheidend ist. Mit herzgewinnender Freundlichkeit und — ich muß es schon sagen — mit fast ein bißchen Selbstgefälligkeit, die Frauen an den Tag legen, die gewohnt sind, bewundert zu werden.

Es wäre glatt gelogen, wenn ich behaupten wollte, daß mir diese Blicke unsympathisch gewesen wären. Ich weiß nicht, ob ich es schon sagte, es war eine blendende Frau. Dunkelbraun — elegant — mit jenen müden Augen, die so viel gezügeltes Temperament und Charme verraten. Ich plauderte kein Geheimnis aus; ganz mein Typ! Ich tat also, was alle Männer in dieser Situation tun: ich begann meine Krawatte zu richten.

Auf ihren Lippen erschien ein leichtes, besauberndes Lächeln. Ohne Zweifel, das konnte nur mir gelten. Ich saß an der Wand und neben mir waren zufällig nur leere Stühle. Somit begann sich der Kontakt ganz von selbst herzustellen.

Anscheinend unterbielt sie sich sehr angeregt mit ihrem Begleiter, einem ganz smarten Jungen, der mir aber sofort gräßlich unsympathisch war. Aber von Zeit zu Zeit kam dieses gewinnende Lächeln, das mich maßlos eitel machte. Schließlich — man ist doch ein Kerl!

Tausend Pläne erwog ich. Wenn dieser widerliche Dengel (jetzt fand ich es schon lächerlich, wie ich diesen Lummel nur einen Augenblick smart finden konnte!) nur einem Moment verschwinden würde. Aber er wich und wankte nicht. Oder, wenn gar sie nur etwas hinausgehen würde! Aber sie redete und redete und warf von Zeit zu Zeit ihre zündenden Blicke herüber.

Sie muß eine verrückt feine Sache sein, dachte ich träumend. So ein bißchen Gaselnußweib, das verkommen im Herbstgefunkel am Waldehang die harte Zeit verschläft. Halb gärende Sinnlichkeit, halb berückendes, berauschendes Märchen. Wieder zündete ihr Blick mein Herz.

Im selben Augenblick standen sie auf und gingen, der entsetzliche Mensch krampfhaft neben ihr. Ich saß so, daß sie an mir

vorüber mußten. Mit wiegendem Schritt kam sie heran. Mir stockte das Herz. Knapp vor meinem Tisch blieb sie stehen und lächelte. Ein gewinnendes, charmanter Lächeln. Aber sie sah mich so komisch an, so ein wenig über mich hinweg.

Ich grüßte diskret. Befremdet blickte sie mir voll ins Gesicht. Dabei sagte sie zu ihrem Begleiter: „Einen Moment!“

Er lämmelte: „Nun ist es aber schon genug! Das fällt einem auf die Nerven.“

Sie lachte. „Was verstehst du davon! Ein Glück für mich, daß der große Spiegel an der Wand da ist, wo ich doch mein Täschchen verloren habe. Zu dumm, daß mir das passieren muß!“ Dabei lachte sie noch einmal kokett über mich hinweg, dann rauschte sie hinaus.

Wie aus allen Wolken gefallen blieb ich zurück. Ich, und hinter mir — der große, leuchtende Wandspiegel ...



L. Altenburg

DIE SACHE MIT DEM PFERD

VON HEINZ VOLLMER

Eines Abends kam Kalph zu uns ins Atelier und sagte einfach und schlicht:

„Denkt Euch, ich habe auf der Tombola in der Landwirtschaftsausstellung ein Pferd gewonnen!“

„Ein Pferd?“

„Ein richtiges Pferd! Ich habe es vor der Haustür angebunden. Ihr könnt es Euch ansehen.“

Na, wir herunter aus dem Dachgeschoß unseres komfortablen Neubaus, die Mädels natürlich neugierig, wir Männer vornehm zurückhaltend, denn wir fühlten sozusagen, daß eine Pferdesache männlichen Charakters ist.

Richtig, auf dem Bürgersteig unserer Großstadtstraße stand das Pferd und Kalph hatte nicht gelogen: es war ein richtiges Pferd, mit beweglichen Ohren, echtem Koffhaarbusch und so. Es war

verwaschen grau, hatte eine klobige Figur und ab und zu machte es mit dem linken Hinterbein „tacl“ auf den Zementplatten des Bürgersteigs. Wir gingen alle dreimal drumherum und da Kalph es mit einem Strick am Türköpf befestigt hatte, mußten wir uns an dieser Stelle bücken, wobei uns das Pferd mit seinem gummiartigen Maul in den Nacken stuppste und dabei rätselhaft schnaubte.

„Es sieht aus, als ob es Olga hieße!“ stellte Elly nach einer Weile fest.

„Nein“, widersprach Fred, „es hat einen feurigen Blick, einen herrischen Gengstblick, sozusagen. Stuten haben einen melancholischen Gesichtsausdruck.“

Hier machte das Pferd wieder „tacl“ mit dem linken Hinterbein und wir drückten nacheinander Kalph herzlich die Hand, ihm Glück wünschend zu seinem herrlichen

Gewinn. Dann standen wir eine Weile herum, bis Ruth plötzlich fragte:

„Und was willst du jetzt mit dem Pferd machen, Kalph?“

„Sm!“ Wir Männer machten bedeutungsvoll „Sm!“, so, als sei die Verwendung eines Pferdes eine Art männliches Geheimnis. Dann sagte Kalph trocken überlegen:

„Ich werde den Gaul natürlich verkaufen!“

„Natürlich!“ pflichteten wir bei und machten Gesichter wie siebenmal gestiebte Koffhändler.

„Es muß selbstredend sofort geschehen!“ fuhr Kalph fort, so, als sei ein Pferd eine leicht verderbliche Ware. In Wirklichkeit zwickte uns der Gedanke: wohnen in einem modernen Großstadneubau mit einem Pferd? Womit, wie und wann füttert man es und wo? Nein, es war nicht einfach!

Wir legten unsere Gesichter in entschlossene Falten und begannen Ausschau nach Passanten zu halten, deren Äußeres sie als Leute mit Pferdeverstand und etwaigem Kaufinteresse auswies. Viele Leute blieben stehen, unser auser auf dem Bürgersteig stehender Gaul erregte die Jata morgana eines stattgehabten Verkehrsunglücks und so, aber schließlich gingen die Enttäuschten weiter.

Ein dicker Mann mit einem Jägerhut erschien. Sofort stürzte Kalph auf ihn zu und sprudelte:

„Entschuldigen Sie, würden Sie vielleicht ein Pferd kaufen?“

Der Dicke stupste, dann tippte er mit einem seiner roten Drübenwurfinger an die Stirn und ging wortlos weiter. Nicht viel besser verhielten sich zwei weitere Angeprochene, wobei der zweite sogar die unschöne Bemerkung fallen ließ:

„Sie wollen mir wohl verappeln, he?“

Die städtische Straßenbeleuchtung verkündete den Einbruch der Dunkelheit. Noch immer stand Kalph's Pferd vor der Haustür, machte ab und zu „tacl“ mit dem



L. Altenburg



Der alte Peter

W. Diernhöfer

linken Hinterbein und schnaubte nach Abendessen.

„Wir müssen es die Nacht über unterbringen!“ sagte Kalph verlegen, „wir können es unmöglich hier auf dem Bürgersteig stehen lassen. Von wegen Polizei und „tack-tack“ machen und so. Aber ich habe in dreißig Jahren fünf Kilometer im Umkreis noch keinen Pferdestall gesehen.“

Verretenes Schweigen. Dann stotterte sich Elly zurecht:

„Meint Ihr nicht — ich meine nur — ich habe im Zirkus mal einen Elefanten als Seiltänzer gesehen — am Ende kann das Pferd zur Not einige Treppen steigen — wir könnten ihm im Atelier ja eine Zeitung unterlegen.“

Wie Männer dachten angestrengt nach und Fred murmelte etwas von „ganz anderen Dingen, die Pferde schon gemacht hätten, als ein paar lumpige Treppen steigen“. Leider erläuterte er diese „anderen Dinge“ nicht weiter, so daß wir uns dadurch nicht ermutigen konnten. Schließlich sagte Kalph entschieden:

„Ins Atelier können wir es nicht heraufbringen — schon allein wegen der Kehrtwendungen auf den Treppenaufgängen. Vergesst nicht, daß ein Pferd kein Regenwurm ist, der sich krümmen und winden kann.“

Nein, wir waren allmählich überzeugt, daß das Pferd kein Regenwurm war. Kalph fuhr mit Grabesstimme fort:

„Es gibt nur eins: unser Kohlenkeller! Es führt hier gleich hinter der Glastür ein bequeme Treppe hinab und es sollte ein Leichtes sein, für eine Nacht den Gaul dort hinunterzuführen.“

Wir stimmten begeistert zu. Dann verteilten wir die Rollen: Fred sollte im Keller wechern, um bei dem Pferd den Eindruck zu erwecken, daß ein Gefährtes es erwarte, Ruth bekam einen Ballen Segras aus unserer Matratze in die Hand, um damit den Gaul zu locken, wir anderen zogen zu dritt am Strid.

Es war nicht schwer das Pferd in den Gausflur zu bekommen, aber vor der dunklen Kellertreppe hatte es Hemmungen. Fred war ein schlechter Wieherer, es klang eher wie „Kiekerik“, das Segras schien der Pferdenase Abscheu einzuflößen und es gelang uns nur durch List, es zum Betreten der ersten Kellertstufe zu bewegen. Aber dann war es aus: keine Macht des Weltalls vermochte den Gaul zu bewegen, sich überhaupt noch zu bewegen. Nicht vorwärts, nicht rückwärts. Er machte einige Male „tack“, um den Steinfließen des Gausflurs, schnaubte großartig und stand, gleichzeitig Kellertreppe, Flur und Glastür verperrend.

So, mach einer was!

Wir flüsten abscheuliche Flüche aus, verprüßelten plump-vertraulich uns mit dem Pferd zu einigen, wir schoben und zogen, aber eher hätten wir ein Keiterdenkmal bewegen können als Kalph's Pferd. Mittlerweile waren sämtliche verfügbaren Gausbewohner und Nachbarn zusammen-



Nochmals: Der Alte Peter

Theo Hochreiter

geköhrt, wobei es zwei Räumigungen und fünf Beleidigungsklagen absieht. Aber das Pferd stand, verhinterete die Glastür, den Flur und verpererte den Keller. Es war grauenhaft.

Die Feuerwehr erschien. Nach vielen vergeblichen Versuchen kam ein Feuerwehrmann auf die Idee, mit dem Staubwedel das Pferd unter dem Bauch zu figneln, worauf der Gaul mit dem rechten Hinterbein „tick“ machte und der Staubwedel erschrocken seine Schulter rieb.

In dieser Not erschien ein unscheinbarer Mann in der Kleidung eines Zoowärters, wandte sich an Kalph und sagte:

„Mein Herr, die Sache mit Ihrem Tombolagewinn hat sich als Irrtum herausgestellt. In Wirklichkeit haben Sie nur einen Esel gewonnen, der ab morgen zu Ihrer Verfügung steht. Ich habe Auftrag, das Pferd wieder abzuholen.“

„Bitte!“ sagte Kalph und in seiner Stimme lag Hohn.

„Ich habe vorgeforgt!“ sagte der unscheinbare Mann schlicht, machte dem Pferd etwas ins Ohr und augenblicklich schaltete

dieses den Rückwärtsgang ein. Auf der Straße verneigte es sich gravitatisch, machte noch einmal mit dem linken Hinterbein „tack“ und entfernte sich im Trab mit dem hübschereiten Mann.

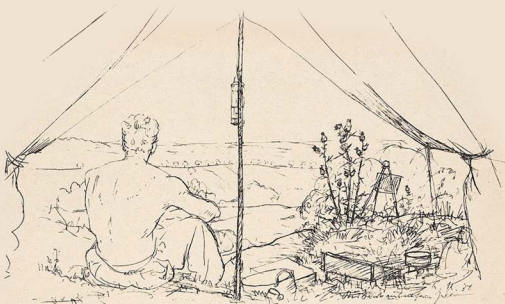
Wir standen eine Weile starr und stumm, dann fragte Ruth:

„Was mag er dem Pferd nur ins Ohr geflüstert haben?“

„Merkwürdig!“ sagte Kalph, „er sagte nur: Parken im Gausflur verboten!“



L. Altenburg



(Zeichnungen von Oswald Malura)

Malura und Dieterich auf Reisen

Von unserem Zeltlager am Fuße des Vogelsberg

Von W. Dieterich

Wir sind dunkelbraun und hocken in der Sonne, und liegen im Gras und schauen hinaus in das weit geschwungene Hügelland bis zu dem fernen blauen Höhenzug des Taunus. Schon ist eine ganze Woche dahingegangen, seitdem wir an einem Spätnachmittag unser Zelt beim Vogelsberg bezogen haben. Wir wollten zwei bis drei Tage noch im oberhessischen Land bleiben, jetzt sind wir immer noch hier.

Ein Tag ist wie der andere, die Sonne brennt, der frühe Herbst schläft, mag er am dunklen Waldbrand im Laub stecken, um seine lodernden Träume zieht befeuchtend der flimmernde Duft des warm und ruhig verweilenden Nachsommers. Die Grillen jipen im Heu.

Unser Zelt steht auf einer Berghalde über einem Dorf. Wir haben es mitten hineingebaut zwischen wildes Gestein und Dornengebüsch und zwischen zwei Hagbuttensträucher. Die roten Früchte hängen leuchtend im gelben Blattwerk. Wenige Schritte vor dem Zelteingang fällt das Gelände steil ab. Darüber hinaus ragt schwarzbeerig und seltsam licht ein Holunderstrauch, nach der Seite verzweigt und über ein dichtes Ginstergebüsch hingewölbt. Durch diese Lücke schaut man wie durch ein Fenster ins Tal und auf die gegenüber ansteigenden Höhen. Der Abhang wird gegen das Dorf zu allmählich flacher, sanfter Wiesenbänge, auf denen große und kleine Obstbäume stehen, da und dort, wie von spielender Kinderhand

hingestellt. Dahinter wachsen friedlich die Häuser aus dem Grünen.

Näher und ferner hört man Stimmen vom Feld, Peitschenknallen, das Geräusch einer Mähmaschine, das Knarren eines Leiterwagens, Frauen kommen die Straße vom Dorf her, den Rechen in der Hand. Es ist ein gutes Grummelwetter. Daß wir es raschelt es im Gebüsch, das ist dann eine der schillernd grünen Eidechsen, oder ein Eichhörnchen, das über den Weg huscht. Sonst ist es ziemlich still hier oben. Wir sehen und staunen und werden nicht müde. Mittag ist, Abend wird, die Sonne verschwimmt rot im Dunst der Dämmerung, die Nacht kommt, weit und warm mit funkelnd klarem Sternenhimmel über dem schwarzen Wald. Und wieder ist ein neuer Tag. Unendlich reich an Farben und Bewegungen ist die Gegend, von einer herben Anmut, vielfältig gegliedert und doch einfach geschlossen in der natürlichen Einheit des großen Landschaftsbildes. Das Unerklärliche einer wesentlich erfüllten Form erscheint hier, leicht, freigebunden und notwendig, anhebelnd und schwingend in einer heiteren Gelassenheit.

Und wenn es sonst nichts zu erleben gebe, das zu sehen und immer wieder zu sehen, ist schon fast mehr als genug. Das eindeutig Große und Bleibende darf hier einmal gegenwärtig anschaulich und ewigkeitskräftig vor Augen stehen. Das unverrückbare Gleichmaß und die unbefümmerte Stille der Dinge, daran wollen wir lernen und teilhaben. Denn das tut uns not. Das ist Maß und Gesetz.





Fliegen

Von W. Dieterich

Gestern Nacht war es, die erste Zeltnacht am Orte, mein Kamerad mußte bald eintreffen, bereits hatte es unten im Dorf elf Uhr geschlagen. Ich kroch in unser Zelt, ich hätte ja fast aufrecht hineinschlüpfen können, es ist ziemlich hoch und hat einen stabfreien Eingang, worauf mein Kamerad, dem das Zelt gebort besonders stolz ist. Aber ich habe nun einmal die unkehrbare Einbildung, daß man in ein Zelt kriechen muß. Ich kroch also unter Dach und leuchtete mit einem matt flackernden Kerzenstumpfen umher und tastete zwischen den Decken herum nach einer neuen Kerze, die nach den Angaben des weggefahrenen Freundes irgendwo liegen sollte.

Natürlich konnte ich nichts dergleichen finden. Immerhin geriet mir eine Taschenlampe in die Hände, die noch einen verhältnismäßig ordentlichen Lichtschein abgab. Als ich sie nach der Decke richtete, schau' mal einer an, dachte ich mir, da saßen dichtgedrängt und wimmelnd unzählige Fliegen an der Zeltwand. Ich legte mich auf den Boden und starrte nach oben, schließlich war es mir klar, daß die Nachtstube durchaus nicht gesichert wäre, wenn man den Dingen den Lauf ließe.

Ich beschloß die Austreibung. Nichts leichter als das. Nachdem ich zwei Minuten lang auf dem Rücken liegend, schweigend und planlos mit einer Decke gegen den Eingang zu um mich geschlagen hatte, schien mir die Luft sauber zu sein. Ich setzte mich draußen auf einen Erdbügel und betrachtete den Sternenhimmel. Dann ließ ich mich noch einmal rasch zurück und schlug sorgfältig das Zelttuch über dem Eingang zusammen. Daß nirgends mehr eine Lücke frei war. Das wäre geschäftig. Stolz erzählte ich dem heimkehrenden Freund von meinen Taten, die Befreiung unseres Lagers von einer heimtückischen Fliegenansammlung.

Gemütlich suchten wir die traute Bebauung auf. Plötzlich über unsere Köpfe hinweg ein Schwirren und Brausen, der ganze Schwarm hatte sich unter dem Vor-

dach in Hinterhalt gelegt. Wir nahmen die Decken zur Hand und suchten mit vereinten Kräften das zudringliche Pack hinaus zum Tempel, die Diebster sollen gefälltigt im Vordach übernachten. Dann schloß ich die Öffnungen und fangen nun jede der verbliebenen Fliegen einzeln ab und würgen sie ohne Gnade. Es wurde eine Leidenschaft daraus, wir wetteiferten in der Erfindung besonderer Fangmethoden und zählten die erlegten Opfer.

Später liegen wir atmend in den Schlafsäcken. Aber der ersuchte Schlaf sollte uns noch lange nicht vergönnt sein. Schließlich erleben wir doch eine gewisse Wirkung unserer Maßnahmen, und ein friedlicher Schlummer hält uns umfängen.

Gegen fünf Uhr in der Frühe werden wir aufgeschreckt. Die Fliegen lassen uns keine Ruhe mehr, wir müssen schon das Feld räumen. Es war nichts zu machen, wir kamen auf die tollsten Ideen noch, der Erfolg blieb ungenügend. Wir begannen uns daran zu gewöhnen, wir taten so, als ob wir nichts spürten, und beobachteten uns gegenseitig. Anfangs fluchten

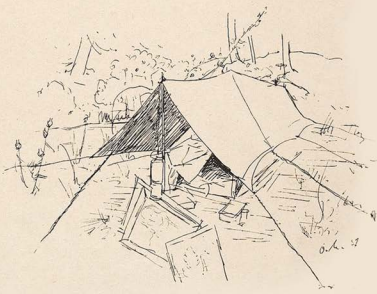
wir noch unserer Ärger hin und wieder in groben Lauten von der Seele. Bald hörte das auch auf. Heute haben wir ein dickes Fell, man kann uns nichts mehr anhaben. Wir lassen uns nicht mehr aus der Ruhe bringen. Und außerdem kommen nun merkwürdigerweise überhaupt viel weniger Fliegen in unsere Umgebung.

In den Herbst

Von W. Dieterich

Inzwischen ist es wieder Herbst geworden. Die Luft ist kühl und der Himmel verhängt. In jedem Brief, den wir erhalten, schreiben die sorglichen Freunde aus der Stadt, es müsse jetzt zu kalt zum Zelt sein, wir möchten uns in acht nehmen. Wir haben uns aber gut eingerichtet mit allerlei Wollzeug, der wehende Wind und der fallende Regen sind eine gute Musik beim Einschlafen.

Nur in der Frühe hat sich einiges geändert. Sonst warfen wir noch Kleidungsstücke ab beim Aufstehen und ließen den ganzen Tag in der Badehose herum, jetzt müssen wir gleich Hosen und Rock überziehen, wie zu Hause. Doch das Kasieren, das fällt weg. Wir wollen uns Härte wachsen lassen, auch wenn verschiedene Leute, darunter natürlich einige Frauen, behaupten, das mache uns alt und sei nicht schon zum Anschauen. Wir fühlen uns umso jünger, und wenn die Tage kühl und grau sind, wir freuen uns darum nicht weniger unserer fahrenden Freiheit, und loben die Welt und das Leben. Wir sehen die Schwalben fliegen, ohne Leid, und folgen ihren Flügen und dem Zuge der Vögel über Täler und Hügel, und hoffen auf einen langen, sonnigen Herbst.



Das Medium

Von Josef Hübner, Nürnberg

Der Mausehlfritz und der Kребstoni saßen beim Lindenwirt hinter ihren Krügen und langweilten sich.

„Das geht denn doch schon über die Gutshur, Toni. Der Froschpeter, der Gauner, bestellt uns zum Tarocken her und kommt nicht.“

Der Kребstoni gähnte. Der Mausehlfritz gähnte mit.

„Könnten wir zwei nicht irgendein Spiel machen, Toni?“

Der Kребstoni zuckte die Achseln.

„Bist du in deinem Leben schon einmal hypnotisiert worden, Toni?“ Der Kребstoni schüttelte im Gähnenschlaf den zerknitterten Kopf.

„Hypnotisiert...? Nein, Fritz.“

„Se, Toni! Soll ich dich hypnotisieren?“

Da wachte der Kребstoni auf und meckerte: „Gähähäh! Du und mich hypnotisieren...? Wein, mein Lieber, das bringt dich in Ewigkeit nicht fertig.“

„Willst es auf einen Versuch ankommen lassen?“

Der Kребstoni war damit einverstanden.

Der Mausehlfritz hüpfte in die Küche hinaus und holte zwei Suppenteller. Den einen behielt er und den andern gab er seinem Freunde. Vorsichtshalber überzeugte sich der Kребstoni, ob auch im Teller des Mausehlfritz etwas Wasser wäre. Jawohl!

Der Mausehlfritz rückte zwei Stühle zurecht. Der Kребstoni tat, um sich gewissermaßen zu stärken, nochmals einen tiefen Zug aus seinem Krüge. „Und was habe ich alles zu tun, Fritz?“

„Nicht viel. Mir starr in die Augen



L. Altenburg

schauen und dabei mit dem Zeigefinger meine Bewegungen nachmachen.“

Sie rührten also im Wasser umeinander, beschrieben auf der Unterseite des Tellers Kreise und bestrichen sich die Stirne und die Backennochen. Nun tupften sie wieder in das Wasser, fuhren unten am Teller hin und her und bearbeiteten Kinn und Ohren und zuletzt die Nasenspitze.

Der Kребstoni war ganz bei der Sache. Er machte ein wildes Gesicht und sah wie der Teufel aus, was wörtlich zu nehmen ist. Kein Wunder, wenn der Mausehlfritz aus der Rolle fiel und zu lachen anfing. „Du bist weiß Gott, nicht zu hypnotisieren, Toni!“ Damit riß er ihm den Teller aus der Hand und wuschte in die Küche hinaus.

Der Kребstoni wartete und wartete. Der Mausehlfritz aber kam nicht mehr. Nun hielt der Kребstoni nach ihm Umschau.

„Jesse, Maria und Josef!“ schrie die Lindenwirtin und wich entsetzt zurück. Der Kребstoni sah sie verständnislos an. Die Wirtin brachte einen Spiegel. Da ging dem Kребstoni ein Seifensieder auf: Der

Mausehlfritz hatte vor dem Experiment die Unterseite des Tellers vollständig mit Ruß beschmiert. Er wußte nicht, ob er mit der Lindenwirtin lachen oder fluchen sollte. Er lachte aber lieber mit, wusch sich und ließ sich eine frische Maß einschänken.

Endlich erschien der Froschpeter. „Ganz allein, Toni! Was ist mit dem Mausehlfritz?“

Der Kребstoni schwieg.

„So ein Schlingohr! Kommt einfach nicht! Kannst du sechshundsechzig auf tausend, Toni?“

„Wir können uns auch so unterhalten, Peter.“

„Ist mir auch recht, Toni.“

„Bist du in deinem Leben schon einmal hypnotisiert worden?“

Der Froschpeter machte ein Auge schmal. Er kannte sich aus beim Struntpf. Doch stellte er sich dumm. „Willst einen saftigen Wig erzählen, Toni?“

„Dapperlapapp! Ich kann nämlich hypnotisieren.“

„Du?“

„Willst dich von meiner Kunst überzeugen, Toni?“

„Meinetwegen, vergeht wenigstens die Zeit.“

Der Kребstoni holte die Teller und erklärte dem Froschpeter die Sache.

„Bist du soweit, Peter, daß wir beginnen können?“

„Noch nicht ganz, Toni. Ich muß erst noch eine Priße nehmen.“ Er reichte dem Freunde den Teller hinüber. „Sei so gut und halte ihn solange.“

Als er gedankig hatte, packte er seinen Stuhl und stellte ihn hinter dem Rücken des Kребstoni nieder. „Ich will lieber hier sitzen, Toni.“

„Das ist mir Wurs!, Peter“, lachte der Kребstoni und drehte sich auf seinem Stuhl herum, so daß er wie ein Reitersmann auf ihm saß. Jawohl, er fiel auf den Trick, durch die Kehrtwendung linke Hand und rechte Hand und damit die Teller zu vertauschen, herein und gab dem Froschpeter den falschen.

Sie glotzten einander an und bemalten sich. Der Froschpeter grinste.

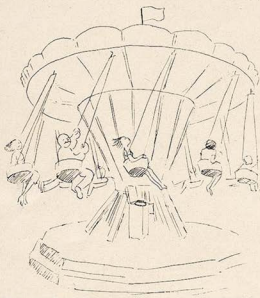
„Erst bleiben, Peter, und mit dem Zeigefinger die Haut tüchtig massieren!“ Bierbaum und Gollerlaude! Der Froschpeter blieb weif.

„Bist ein schlechtes Medium, Peter. Schau her: Besser ausdrücken!“

Der Froschpeter konnte das Lachen nicht mehr verbeißen. Er sprang auf und verschwand.

Da wußte der Kребstoni neuerdings Bescheid. Diesmal lachte er nicht, sondern fluchte wie ein Landsknecht und warf seinen Teller mit der schwarzen Unterseite an die Wand.

Nun saß der Kребstoni mutterseelenallein beim Lindenwirt. Er trank sich einen Saufier an, wie er schon lange keinen mehr sitzen gehabt hatte.



Wiesen-Freuden

L. Altenburg

Die Springwurzeln

(Eine unbekannte Münchhausen.)

Mitgeteilt von E. S i p o r s k i. — Bodenwerder.

„In einem der heiteren Abende bei dem beliebten Freiherren von Münchhausen erzählte ein Oberst, daß er einmal einen Schuß mitten durch den Kopf bekommen und trotzdem hernach noch die ganze Schlacht mitgemacht habe. Auch sei sein Kopf wieder völlig geheilt, ohne daß er einen Arzt habe zu bemühen brauchen. Eine gewiß wunderbare Sache!

„Nicht weiter wunderbar“, meinte der anwesende Bruder des Obersten, „denn wer kein Gehirn hat, dem schaden auch Kopfwunden nicht, sagt ein altes Sprichwort!“ Der Oberst fuhr hoch und bat Münchhausen, als den Hauswirt, ihn gegen solche Anempfehlungen in Schutz nehmen zu wollen. Der Baron aber lachte nur mit den übrigen Gästen und wies darauf hin, daß in ihrem Kollegium ein stillschweigendes Übereinkommen bestünde, daß einer dem anderen nichts übelnehmen dürfe, und sei es auch noch so grob. Darauf wurde der Vorfall, der von dem Oberst selbst natürlich auch gar nicht ernst genommen worden war, friedlich beigelegt, und Münchhausen begann seinerseits:

„Übrigens muß ich den Herrn Oberst in Schutz nehmen, denn im Morgenlande, wo er das eben Erzählte erlebt hat, geschehen Dinge, von denen wir keine Ahnung haben. Deshalb sind wir leicht geneigt, solche Erzählungen als Lügen, mindestens aber als starke Übertreibungen anzusehen. Ich könnte Ihnen noch einige wunderbare Erlebnisse erzählen, aber da hier heute Abend ein gewisses Mißtrauen solchen wahren Erzählungen gegenüber zu herrschen scheint, will ich doch lieber davon absehen, sie zu bringen.“ Doch die Gäste baten Münchhausen, erzählen zu wollen, und versicherten lachend, keine Zweifel zu hegen. Nun, Münchhausen ließ sich bewegen, tat schmunzelnd ein paar gewaltige Züge aus seiner Pfeife, und begann:

„Wie schon gesagt, möchte ich heute Abend eigentlich das folgende Erlebnis nicht mitteilen, denn es ist mir damals so wunderbar ergangen, daß die Erzählung hierüber fast lügenhaft erscheint. Aber, meine Herren, nach all den seltsamen Abenteuern, die ich bestanden habe, und von denen Sie wissen, daß sie keineswegs über-

trieben erzählt sind, werden Sie auch dieser Erzählung Glauben schenken:

Es war nach einer mörderischen Schlacht mit den Türken, aus der diese sich nur dadurch retteten, daß ihre Pferde rückwärts noch schneller laufen konnten als nach vorwärts. Wir waren über diese wunderbare, praktische Pferdedressur höchlich erstaunt — wir hatten jo etwas noch nie gesehen — und waren deshalb weniger achtsam als sonst. So riss mir ein Baumzweig meinen Helm vom Kopfe, ohne daß ich es merkte. In der Hitze der Verfolgung — die türkischen Pferde liefen immer noch ihren sabelhaften Galopp rückwärts — stieß ich auf einen Türken, der sein Pferd angehalten hatte und auf mich, der ich meinen Leuten, ohne daß ich es bemerkt hatte, weit vorausgeeilt war, ansehend wartete. Ich maß den Kerl von oben bis unten und überlegte, was ich mit ihm machen sollte. Das hätte ich nicht tun sollen, denn ehe ich mich dessen versah, hatte der Muselman zu spaltete mir den Kopf von oben bis zum Brustknochen und jagte davon. Ich erschrak nicht wenig, denn die eine Hälfte des Kopfes klappte auf die rechte und die andere Hälfte auf die linke Schulter. Nun war guter Rat teuer, aber ich besann mich, fasste mit beiden Händen die Kopfhälften, drückte sie zusammen, genau so wie sie vorher gegessen hatten, und band sie mit einem Tuch so fest zusammen, daß auch nicht mehr ein einziger Blutstropfen herausfließen konnte. Meine Herren! Ich sehe es Ihnen an, daß Sie nun doch leise Zwei-

fel an der Wahrheit meiner Erzählung tragen. Aber ich bin in der glücklichen Lage, auch diesmal Ihre Zweifel beseitigen zu können. Ich darf Sie nämlich auf einen Umstand aufmerksam machen, der Ihnen das scheinbar Unerklärliche erklärlich erscheinen lassen wird. Ich würde es sonst selbst nicht für möglich halten. Wie Sie wissen, sind die Damaszener Schwerter ein wunderbares Produkt höchster Schmiedekunst. Mein Türke hatte nun eine ganz besonders feine derartige Klinge, wie ich nachher feststellen konnte. Dünn wie Papier, hatte sie nur einen allerfeinsten und völlig glatten Schnitt hervorgerufen, so daß mein Kopf keine weiteren groben Verletzungen erlitten hatte.

Dies sei nur bemerkt, damit Sie sehen, daß ich auch diesmal schlicht und einfach bei der Wahrheit bleibe.

Als ich nun den kleinen Totverband angelegt hatte, nahm ich mein Schwert wieder zur Hand, gab dem Pferd die Sporen und jagte dem Feinde nach. Ich verfolgte ihn eine ganze Zeitlang, aber ich hätte ihn doch nicht mehr erreicht, denn er hatte schon einen zu großen Vorsprung. Er ließ sein Pferd, um es zu schonen und da er sich auch in Sicherheit vor mir glaubte, jetzt nicht mehr rückwärts laufen. Ich sah ihn in der Ferne noch durch einen kleinen Waldbestand reiten, dann war er meinen Blicken entschwunden. Da half mir wieder mal, wie schon so oft in meinem Leben, der glückliche Zufall. Mein Pferd trat nämlich auf eine Springwurzeln. In jener Gegend, meine Herren, haben diese Wurzeln eine dämonische, eine für uns unvorstellbare Kraft. Mein Pferd und ich wurden wie ein Ball durch die Luft geschleudert, weit über den Wald hinweg, was deswegen besonders glücklich war, weil wir sonst hätte die Wurzeln weniger Kraft gehabt, höchstens gegen den Wald geschleudert worden wären. Wir hätten nur einen erheblichen Verlust an Gerichte, den Türken aber sicher nicht mehr eingeholt. Nun aber landeten wir dicht hin-



Tierbändiger

Weiden

Nun ist es schon Herbst, und Herr Nander hockt immer noch in München und ist nicht einen einzigen Tag verreist gewesen.

„Warum eigentlich nicht?“ fragt der junge Baron Kyrell, „hatten Sie keine Lust, wie?“

„Lust schon“, lächelt Nander, „aber — kein Geld.“

„Aber, aber!“ schüttelt der junge Baron den Kopf, „verstehst du nicht, Gärten doch wenigstens eine Gesellschaftsfahrt mitmachen sollen. Oder Sie fahren nach Wien, da gibt's doch alles umsonst.“

„Umsonst?“ fragt Nander, „in Wien?“ „Aber gewiss“, nickt Kyrell, „gar nichts brauchen Sie da. Nur die Fahrkarte, versteht sich, und ein bißel Geld für den Koffer und die Straßengeld. Alles andere ist für Ausländer frei. Das Frühstück kostet nichts, das Mittagessen kostet nichts, der Kaffee und das Abendessen

Er dachte gar nicht mehr an einen Ankauf! Im übrigen hätte er nur die schönen Pappelbäume gerne besessen. Der Brief erregt große Entrüstung, so große, daß, um D. zu ärgern, am nächsten Tage die schönen Pappelbäume — abgebaut werden.

Freudiges Ereignis

Das Gelingen des ersten Schmorbratens ohne anzubrennen zeigen in dankbarer Freude an

Eduard Saltemwurf
Frau Amanda, geb. Zinksalbe

Die überlegte Ehrenbeileidigung

„Der Ausbruch Schafkopfs ist doch gewiss in der Übereilung gefallen.“

„Nein, Herr Richter, der Beklagte sprach ihn mit voller Überzeugung aus. Er hat mich eine Weile prüfend angeschaut.“

Prima

Ein paar ältere Damen sitzen zusammen, trinken Kaffee, essen Kuchen, und wie das nun einmal ist, wenn ältere Damen Kaffee trinken und Kuchen essen: Sie unterhalten sich über die Jugend von heute, von alledem, was es früher — Gott sei Dank — noch nicht gab, und von jenem, was nunmehr so ganz, ganz anders geworden ist.

„Und dann die Leistungen der Mädchen“, sagt Frau von Zees, „früher, wenn man ein Mädchen aufs Gymnasium schickte, war es meist weit besser als die Jungen. Heute aber fehlt wohl der richtige Ehrgeiz, und viele Mädchen auf den Obersekundulen gehen schon vor der Primarie ab. Gaben Sie nicht auch?“ — Frau von Zees guckt Fräulein Lorch, die Studienrätin an — „dieselben Erfahrungen gemacht?“

„Eigentlich nicht“, lächelt die Studienrätin. „Was meine Erfahrungen angeht, so muß ich immer wieder feststellen:

Die Mädchen sitzen heutzutage noch nicht mal richtig in der Obersekunda, — und schon haben sie Prima-Reife!“



L. Altenburg

Der unmögliche Mensch

Er saß in der Elektrischen und nahm übel. Was nahm er übel? Das stellte sich alsbald heraus.

Ein Bekannter setzte sich neben ihn und sagte: „Guten Tag, wie geht's?“

„Wie soll's gehen? Schlecht geht's“, sagte er. „Stellen Sie sich vor, was mir gestern passiert ist!“

Da traf ich einen Bekannten auf der Straße und sagte zu ihm: „Schön, daß ich Sie treffe. Kommen Sie, geben Sie ein bißel mit mir, begleiten Sie mich ein Stück.“ — Das Gesicht von dem Mann hatten Sie sehen sollen: „Was bilden Sie sich ein“, sagte er. „Versuchen Sie über meine Zeit oder ich?“ — Und weg war er.“

Er tat einen melancholischen Blick nach den seidenbeschrumpften Beinen einer gegenüberstehenden Dame und fuhr fort:

„Kaum eine halbe Stunde später treffe ich einen anderen Bekannten. Ich fasse ihn an einem Knopf und sage zu ihm: „Ei, der Tausend, was haben Sie da für einen schönen Mantel an? Wo haben Sie denn den her, lieber Freund?“ — Da wendet sich der liebe Freund entrüstet ab und schneuzt mich an: „Was geht Sie das an? Gaben Sie ihn bezahlet oder ich?“

Seine Blicke verirren sich wieder melancholisch zu den Seidenbeinchen hinüber. Dann seufzt er und fährt wieder fort:

„Und vor einer Stunde treffe ich einen alten Bekannten, von dem ich weiß, daß es ihm seit 40 Jahren unausgesetzt schlecht geht. Er kommt auf mich zu, schüttelt mir die Hand und fragt: „Na, wie geht's, lieber Freund?“ — Ich denk an die beiden gestrigen Fälle und da rufst mir raus: „Danke, auch schlecht.“

„Und jetzt...“ Wieder suchen seine Blicke an den darten Beinchen herum.

„Und jetzt?“ fragt der andere.

„Jetzt muß ich zum Ohrenspezialisten, weil ich auf der betreffenden Seite noch immer nichts höre.“

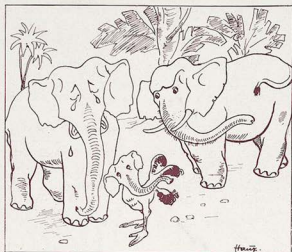
Kostet nichts, das Hotel, das Theater, das Kino kostet nichts, — nur“ Der junge Baron guckt Herrn Nander an.

Herr Nander guckt den jungen Baron an. „Sehr interessant“, flüstert er dann, „waren Sie selbst längere Zeit dort?“

„Ich nicht“, schüttelt der Baron den Kopf, „aber meine Braut.“

Mein Freund D. ist eine poetische Natur und liebt leidenschaftlich Blumen. Um so mehr ärgert er sich über eine dicke Keibe hoher Pyramidenpappeln, die vom unbebauten Nachbargrundstück her seinen Lieblingen Licht, Luft und Nahrung nehmen. Er schreibt also an den Eigentümer, ob er ihm nicht das Grundstück verkaufen wolle. Umgehend kommt Antwort: Ja, wohl, sehr gern, unter Benennung eines unerhört hohen Preises. D. ärgert sich und läßt den Brief unbeantwortet liegen. Nach 14 Tagen läuft eine Erinnerung ein. D. schreibt einen groben Brief: Es sei beleidigend, ihn für so dämlich zu halten, daß man so unverschämte Preise von ihm fordern könne.

DIE LUSTIGE JUGEND



... Und du willst mir immer noch erzählen, daß du mir treu warst?"

Zu teuer

"Liebster, du willst schon gehen? Bleibe doch noch ein Weilchen!"

"Nein, Teuerste, ich kann unmöglich. Ich würde mein halbes Leben dafür geben, noch etwas bleiben zu können, aber es geht wirklich nicht."

"Warum denn nicht?"

"Wir haben heute Vereinsigung und wer zu spät kommt, muß so Pfennig Strafe zahlen."

Der Wipz Vogel

"Stell dir vor, gestern ist ein Fensterputzer beim Putzen im 8. Stock heruntergefallen, aber außer ein paar Hautabschürfungen ist ihm nichts passiert."

"Hör mal, das kannst du aber jemand anderem erzählen."

"Warum willst du es denn nicht glauben? Er ist doch ins Zimmer gefallen."



L. Altenburg

Der kranke Vater

Lehrer: "Dein Vater hat dir hoffentlich zu Hause auch noch eine gehörige Tracht Prügel für deine Unart gestern in der Schule verabreicht?"

Schüler: "Nein, er sagte, das täte ihm weher als er mir tun würde."

Lehrer: "Ach was! Dein Vater ist viel zu wehrberzig."

Schüler: "Oh, durchaus nicht! Aber er hat in beiden Armen Rheumatismus!"

Etwas anderes

"Ich langweile mich!"

"Rede doch nicht immer daselbe Zeug. Nimm dir an mir ein Beispiel. Ich langweile mich auch nicht."

"Du bist ja auch mit mir beisammen, ich aber mit dir."

Man kennt sich aus

"Der Mayer sitzt schon wieder im Gefängnis."

"Woher weißt du das?"

"Ich war heute bei seiner Frau und als ich sie fragte, wenn er zurückkomme, schaut sie auf den Kalender und sagt: Es dauert nicht mehr lange."

Die Definition

"Vater, was ist denn eine Fabel?"

"Das ist eine Geschichte, in der sich beispielsweise ein Ochse und ein Kalb so wie wir beide unterhalten."

Mildernde Umstände

"Nimm mir's nicht übel, Edi, aber deine Braut ist wirklich häßlich!"

"Sicher, aber dafür hat sie hunderttausend mildernde Umstände!"

Ein jugendlicher Kritiker

"Denken Sie nur: als ich gestern nach Hause kam, fand ich meinen dreijährigen Sohn damit beschäftigt, meine Gedichte zu zerreißen!"

"Donnerwetter, kann denn der Bengel schon lesen?"

Mißverstanden

Franz: "Mein Vater ist Schuster. Was macht deiner?"

Karl: "Was Mutter sagt."

Die kurze Hose

"Die Hose ist dir zu kurz. Hast du denn schon mal versucht, die Hosenträger etwas länger zu machen?"

"Habe ich, aber es ist so ein unangenehmes Gefühl, immer auf den Knöpfchen zu sitzen."

Der aufmerksame Kellner

Gast: "Sagen Sie, Kellner, Sie haben mich hoffentlich nicht vergessen?"

Kellner: "Nein, bestimmt nicht, Sie sind doch der Herr mit dem gestrichelten Kalbskopf."

Ein willkommener Gast

"Ich mache augenblicklich eine ganz radikale Kur. Ich esse fast nichts und trinke nur Wasser."

"Wollen Sie heute Abend nicht unser Gast sein?"

Dorellig

Arzt: "Warum sind Sie denn nicht früher zu mir gekommen?"

Patientin: "Ich habe erst die Frau Müller gefragt und —"

Arzt: "Na, die wird Ihnen einen schönen Unsinns geraten haben!"

Patientin: "— und sie schickte mich zu Ihnen, Herr Doktor."

Der Eifersüchtige

"Sieh mal, Liebster, dieser wunderbare Pelz! Ich habe mich in ihn verliebt."

"Komm schnell weg, denn sonst packt mich die Eifersucht."



L. Altenburg

"Du wägst mir nochmal das Essen an-brennen läßt —!"

MÜNCHEN / 1937 / NR. 40

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Knabenbildnis

Kurt Weinhold-Galw



Aus unserem Skizzenbuch

Stangon

Wir hatten in der letzten Zeit verschiedentlich Gelegenheit, uns mit Malern über ihre Fronteiergebnisse zu unterhalten. Über das Pilegma Sallers, der den Raumungsbehl verschlei, im Trommelfeuer erwachte und die Landschaft mit den entzündenden Schrapnellwolken erst noch skizzierte, bevor er sich in die hintere Linie verzog, berichten wir an anderer Stelle. Eine hübsche Geschichte aber, die ebenfalls verdient, der Vergessenheit entzogen zu werden, hörten wir von Wilhelm Geise. Unter den Pferden einer Schwadron im Westen brach die Kogfrankheit aus. Vom Oberkommando lief telegraphisch die Weisung ein: Stelle mit Chlofralk desinfizieren, mit Stangon anrühren. Das Zeug mußte sofort bestellt werden. Da man immer nur die Hälfte bekam, bestellte man natürlich das Doppelte, also sagen wir: fünf Doppelzentner Chlofralk, und na, 20 Kilo Stangon werden genügen. Der Chlofralk kam nach zwei Tagen. Was aber nicht eintraf, war das Stangon. Telegramm: Wo bleibt Stangon? Telegramm zurück: Stangon zur Zeit nicht lieferbar, werde nochmals bringend ersuchen. Eine Woche verging; die Krankheit wurde schlimmer und schlimmer. Der Chlofralk lagerte friedlich neben den Ställen. Ob wir es ohne Stangon versuchen. Lieber nochmals fragen. Also ein Telegramm: Kogfrankheit wird schlimmer, brauchen bringend Stangon. Antwort: Stangon nicht aufzutreiben, forschen nochmals dringend nach. Verdamm! Da befehl der Kittmeister, nicht mehr auf das Stangon zu warten und den Chlofralk ohne es anzurühren. Drei Tage darauf kam endlich ein Telegramm: Stangon Druckfehler, muß Stangen heißen.

Die Rothelfer

Schwärzungs Auto hieß in der ganzen Gemeinde nur die Arche Noah.

Es war ein hohes Gefährt mit ausgesprochener Panzerung. Auch Lenker von größerer Erfahrung, als Schwärzungs

es war, hätten mit dem vorsätzlichen Untertun ihre liebe Not ausgestanden.

Kürzlich hatte nun der Grasegger von Ettenwang am Pfarrhof zu tun gehabt und da Schwärzungs in der Ettenwanger Gegend einen Krankenbesuch machen wollte, schlug er dem Grasegger vor, gleich mit ihm zu fahren. Als der Pfarrer am Steuer Platz genommen hatte und er das etwas zweifelsüchtige Lächeln seines Fahrgastes bemerkte, sagte er tröstend: „Die 14 Rothelfer werden uns schon beisteht.“ Dann betätigte er den Anlaßer; da aber der Gang nicht ausgeschaltet war, fuhr die Arche so ungestüm an, daß es den Grasegger schier von seinem Sitz herabwarf.



Welden

„Schwärzungs“, meinte da der Grasegger, „die 14 Rothelfer ham a s' große Gwalt; i glaab a oachthichter Seiliger hätt aa g'langt!“

Interview

Nichts ist so zahl wie amerikanische Journalisten. Auch die Jugend wurde interviewt. Der Vertreter des vierten Standes wollten deutsche Künstler der Gegenwart kennen lernen, und wir nannten einige unserer Großen: Padua, Geise, Heinsdorf, Peiner und andere. Wir gaben zu, daß das Schwabinger Schlavierentum aussterbe, und wiesen auf die Tatsache hin, daß die ganz großen Künstler niemals Bohemien gewesen seien. Kann man sich Dürrer, Bach, Goethe und Beethoven als Schlavierin vorstellen? Unmöglich. Unser Mann notierte sich also, daß die deutsche Kunst wieder erst zu nehmen sei. Danach erkundigte er sich nach unseren intimsten

Lebensgewohnheiten und Laster. Wir gestanden, daß Wein, Weib und Gesang sich unserer Werthschätzung erfreuen, und wir dem Thomas- und Paulanerbräu, sowie den Bayerischen Landbieren freitig zusprechen, das Oktoberfest besuchen und auch den Fasching nicht auslassen. Nun aber war das Interviewen an uns. Warum interessieren sich eigentlich die amerikanischen Leser für unseren Appetit? Was wollen sie erfahren? The news, Neuigkeiten, erwiderte unser Journalist. Was versteht Ihr denn unter Neuigkeiten? Der Amerikaner belehrte uns nun, daß es seinen Lesern weniger um das Wichtige, als mehr um das Interessante zu tun sei. Was findet Ihr denn interessant? „Alles, was menschlich und ungewöhnlich zugleich ist. Alles was eine alte Dame ausrufen läßt: Um Gotteswillen! Alltägliche Vorkommnisse sind für uns keine Neuigkeiten, wenn Neuigkeiten auch aus dem Alltag stammen müssen. Wenn ein Hund einen Mann beißt, so ist das keine Neuigkeit, aber wenn ein Mann einen Hund beißt, das ist news. Ein Zeitungsbericht darf sich nicht lesen wie ein satirisches Jahrbuch, sondern muß packend sein wie ein Melodrama.“ Nun verließen wir allerdings die Grefelsfreudigkeit in den Blättern des wilden Westens!

Sindenburg und die Journalisten

Der neunzigste Geburtstag unfres allverehrten Reichspräsidenten, dessen wir mit der Sindenburgspende gedenken, erinnert uns an ein Interview, das der alte Herr über sich ergehen lassen mußte. Es war bei seiner Wiederwahl zum Reichspräsidenten. Ein Amerikaner erkundigte sich, was er tun würde, wenn man ihn nicht wiederwählte. „Dann gebe ich in die Rocky Mountains und schicke Bären.“ — „Und wenn Sie das getan haben, was tun Sie dann?“ fragte der Amerikaner weiter. — „Dann gebe ich zu Ihrem Präsidenten und frage ihn, ob die Journalisten an ihn auch so dumme Fragen richten“, antwortete schlagfertig der alte Herr.



Toledo. Rechts im Hintergrund der Alkazar

Guido Tallone, Mailand

Die Helden von Toledo

Zum Jahrestag der Befreiung

Um des Alkazars trutzige Mauern brandet
die rote Flut. Noch steht der stolze Bau
wie eine Insel in dem Meer der Feinde.
Zwölfhundert Tapfere birgt das feste Schloß
mit Weib und Kind: Die Helden von Toledo.

In dunklen Kellern haufen Frauen, Kinder,
Vorräte lagern dort, und Munition.
Tod und Verderben speit die Burg Toledo.
Die Frauen pflegen die Verwundeten
Und Kinder tragen Waffen auf die Wälle.

Fünf Wochen lang schon halten sie die Feste,
Die Helden von Alkazar weichen nicht.
Ecktürme krachen, eine Breche klappt,
Sie werfen ihre Leiber in die Lücke,
Ein rascher Ausfall, und es flieht die Menge.

Fernprediger schreit. Wie, gibt es denn Verbindung?
„Oberst Moscardo!“ — „Hier.“ Dort spricht der Feind!
„Ergebt Euch jetzt! Dem Widerstand ist zwecklos!“
Des Feindes Stimme höhnt: „Ihr glaubt es nicht!
So hört, Moscardo, Euren eigenen Sohn!“

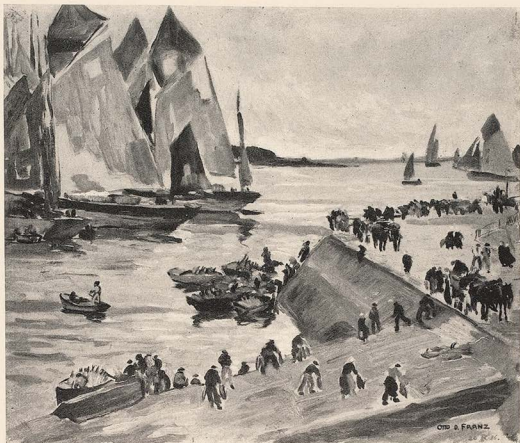
Nun spricht der Sohn zum Kommandanten: „Vater!
Sie töten mich, wenn Ihr Euch nicht ergebt.
Doch tu das Richtige!“ Moscardo überläuft
Und er sagt fest: „Du bist Soldat, mein Sohn!
Zwölfhundert rettest du mit deinem Leben.“

Viva España ruf, und stirb als Held!“
Und wieder höhnt der Feind: „Hört Ihr, Moscardo?
Ergebt Euch und Ihr rettet Euren Sohn!“
Ein hartes Nein! und der Genosse flucht.
„Es lebe Spanien!“ rief der Sohn, und starb.

Die Tapferen dort, verloren nicht den Glauben.
Trotz Bomben, Flammennot und Dynamit.
Ein Knabe wird geboren in den Kellern.
Alkazar heißt er, und die Mutter lebt.
Für alle aber starb Moscardos Sohn.

Gerettet steigen Tausend aus den Höhlen
Und sinken ihren Brüdern in die Arme.
Sie, und die Starben, trugten einer Welt.
Ihr Opfer wird ganz Spanien entflammen
Und ruft das Volk in Einigkeit zusammen.

C. X.



Ausfahrt

Otto D. Franz

Kunstfreund und Künstler

Nicht jeder Kunstfreund malt. Und wie es scheint, ist auch nicht jeder Maler oder ausübende Künstler ein Kunstfreund. Ein Beispiel dafür sind jene Professionelle, die zur Verbesserung ihrer Lebenslage ein Instrument bearbeiten, — indem sie gewissermaßen die Mäusen pfundweise durch die Fleischmaschine drehen.

Aber es ist schon und erstrebenswert, wenn Künstler und Kunstfreund in einer Person vereinigt sind. Die Kammerkonzerte von Dilettanten sind oft nicht die schlechtesten, und mancher Künstler, der die Malerei zu seinem Lebensberuf erwählt hat, mag ehrfürchtig staunen vor dem Wissen eines Kunstfreundes, der alte Meister kopiert, nur um sie besser genießen zu können.

Unter den Kunstfreunden, die zugleich

Künstler sind, nehmen die „Quartalsmaler“ einen besonderen Rang ein. In der Regel gehen sie irgend einem bürgerlichen Berufe nach. Oft läßt monatelang nichts bei ihnen den Maler vermuten. Plötzlich aber packt sie die Malleidenenschaft. Der Anlaß ist meistens unbedeutend: Ein hübsches Gesicht oder ein ländlicher Zummel durch schöne Landschaft. In der nächsten freien Minute werden Farben und Malgründe fertig gemacht. Es kostet noch eine leichte Überwindung, das Malgerät hervorzukramen. Aber der köstliche Terpentin- und Ölgeruch besiegt bald alle Trägheit. Nun werden Ferien und Freizeit der Malerei geopfert. Weltbekannt ist der französische Zollbeamte Henri Rouffeu, dessen Bilder vor etwa zehn Jahren auf jeder internationalen Aus-

stellung zu sehen waren. Aber auch in München gibt es solche Beispiele; so der Chemiker Dr. Albert Kobbe mit seinen Alpenlandschaften.

Bekannter noch ist Otto D. Franz, der malende Justizrat. Als er noch Juristerei studierte, trieb es ihn zur Malerei. Angelo Janf, der in ihm einen Köhner erkannte, nahm ihn in die Akademie auf, und er studierte neben der Rechtsgelehrtheit bei Janf und Sabermann die Kunst des Pinsels. Franz ist Mitglied der Münchener Künstlergenossenschaft und hat eine Reihe von Bildern beim Brande des Glaspalastes zu beklagen. Unter seinen liebsten Studien sind die aus bretonischen Fischerdörfern, zu denen wir hier zwei Skizzen zeigen. Er erzählt gerne von dem Leben und Treiben des farbenfreudigen Fischer-



Rückkehr

Otto D. Franz

völkchens, von dem fest der Blauen Toge — die Fischer färben ihre Toge blau, um sie den Fischen weniger sichtbar zu machen —, und von nächtlichen Tunfischfängen.

Die hier wiedergegebenen Skizzen wurden mit mehreren anderen an einem regnerischen Vormittage am Fenster gemalt.

In seiner Eigenschaft als Anwalt wohnte der Künstler 1924 dem Hitler-Prozeß bei, in welchem er sämtliche Hauptbeteiligte, Beklagte und Kläger skizzierte. Er machte diese Bilddokumente später dem Führer zum Geschenk, der ihm in einem sehr herzlich gehaltenen Briefe seine Freude darüber ausdrückte.

Wie nicht anders zu erwarten, ist Otto D. Franz auch Kunstkenner und Sammler, er musiziert und hat eine besondere Freude daran, Bläser und Streicher auf Papier oder Leinwand zu bannen. Er ist nicht nur Münchener Maler, sondern auch ein

ausgezeichneter Kenner der Münchener Kultur- und Kunsttradition. Er versteht sich auf die Juristerei ebenso wie aufs Karikaturenzeichnen — bis ihn wieder die Malleidenenschaft packt und er verreißt.

E. K.

Vergülle Dein Leben nicht

Halte Dich frei von Gesellschaftsaphrasen,
Gehe mit gradem Sinn durch die Welt,
Kaufst manchen Menschen fallen lassen,
Der Dir doch nur Dein Leben vergällt.

Carl Bruer.

Auf dem Hausball

Anton v. Werner gab einen großen Hausball. Er hatte es schlecht getroffen, denn ein großer, öffentlicher Ball zog ihm seine angestammten Tänzer ab, so daß er von den Herren eine Menge Absagen erhielt. Sein Freund, der Kommandeur der Alexander, half ihm aus der Verlegenheit und schickte ihm eine Reihe seiner jungen Leutnants als Tanzbeine.

Leutnant v. K. führte die Tochter vom Hauße, und zwischen beiden entspann sich folgendes Gespräch:

„Sagen Sie, mein gnädiges Fräulein, was haben Sie hier für eine fabelhafte Menge von Bildern an der Wand?“

„Ja, die hat alle mein Vater gemalt.“
„Gutes Erstaunen. „Ja, malt denn Seine Excellenz auch?“



Russischer Windhund

Josef Dillis

Die Schwalbe

Von Selmut Kindler

In den Zeitschriften für Naturfreunde wird jetzt viel darüber gestritten, ob Tiere ihr Leben freiwillig beenden, wenn sie verzweifelt sind. Die Geschichte von der Schwalbe, die hier folgt, soll nicht dafür sprechen, auch nicht dagegen. Denn ich weiß nicht, ob die Schwalbe sterben wollte.

Damals fuhren wir mit einem deutschen Fracht-Dampfer von Neapel nach Nordafrika. Es war später Nachmittag, als wir den Hafen verließen. Die kleinen Frachter blieben zurück. Der Pilot ging von Bord. Neapel und Capri sanken in das Meer zurück. Nur die Möven beglei-

teten uns noch, flogen freischend um den Bug, flatterten um den Schornstein und begannen ihr Spiel von neuem.

Da sahen wir unter den Vögeln, die uns begleiteten, auch eine Schwalbe. Sie fiel uns auf, weil sie als Schiffsbegleiter so ungewöhnlich war.

Eine Stunde später, als wir den Golf von Neapel schon verließen, kam uns die See in hoher Dünung entgegen, obwohl es noch windstill war. Die Dünung läuft oft einem Sturm voraus. Die Sonne sank ins Meer in selbstamen, unbeschreiblich schönen Farben. Nebelwände...

In der Nacht kam der Sturm. Er peitschte Regen-Wellen vor sich her. Die See wurde immer größer. Sie sah im Morgenlicht trostlos aus. Die Schiffs-schraube wurde weit aus dem Meer gehoben. Dann zitterte der ganze Schiffsrumpf unter dem toll gewordenen Lauf der leer arbeitenden Schraube. Und dann schlug unser Heck glücksschlagend in das Meer zurück.

„Mein Gott“, rief der Erste plötzlich, „da ist ja die Schwalbe noch!“

Das Tier war wohl nicht rechtzeitig zum Land zurückgeflogen. Es blieb bei unserem Schiff, seinem einzigen Schutz in der schaumbedeckten Wassertiefe. Manchmal riß der Sturm die Schwalbe weit zurück. Dann kämpfte sie sich wieder tapfer vor, bis sie den Dampfer erreicht hatte. Mit regennassem Gefieder rubte sie sich in den Ketten der Hebebaume an den Masten aus.

Wir versuchten mit aller Vorsicht, sie einzufangen. Aber sie flog hoch, sobald man sich ihr näherte.

Unsere Hoffnung, noch am Abend den afrikanischen Hafen zu erreichen, sank zusammen. Die See stieg höher. Elf oder zwölf See-Meilen liefen wir bei klarem Wetter. Jetzt zeigte das Log nur noch 6 an, dann 5, dann 4... Und eine andere Hoffnung sank zusammen, von der keiner sprach: daß die Schwalbe mit uns das rettende Land erreichen würde.

Der Steward rief zum Mittag. Er hatte Schlinger-Hölzer über den Tisch gespannt. Trotzdem tanzten Teller und Bestecke ihre eigenen Wege. Keiner wollte essen. Man ließ schnell wieder zur Brücke und sah sich um.

Ja, das Tier flog noch immer mit. Es war schon müde und abgekämpft. Die Windböen rissen es immer weiter vom Schiff fort. Dann starnte man lange Minuten nervös hinaus. Gatte die Schwalbe noch Kraft genug? Jeder atmete auf, wenn sie wieder das Schiff erreicht hatte, und jeder schämte sich etwas vor dem anderen.

Es wurde Abend. Himmel, Wolken und Meer waren so trostlos wie am Morgen. Himmel, Wolken und Meer waren wie ein vom Sturm wund geschlagener Leib.

Die Schwalbe kämpfte noch immer um ihr kleines Leben.

Immer größer packte der Sturm das Schiff. Der Dampfer arbeitete fürderlich.

Ich sah die Schwalbe im Tauwerk des Hebebaumes sitzen. Sie war so schwach, daß sie sich kaum noch halten konnte, wenn ein Windstoß das Schiff rampte.

Und dann sah ich sie plötzlich aufsteigen.

Ja, sie flog mit wunderbarer Leichtigkeit neben dem Dampfer her. Immer höher stieg sie. Nun hatte sie schon die Höhe der Mastspitzen erreicht. Und dann stieß sie senkrecht hinunter. Mit aller Kraft ihres Fluges stieß sie wie ein Pfeil nieder, schlug auf das Wasser — und war von Sturm und Wellen fortgetragen...

Der Fußballklub saß so in der Tinte . . .

Was Schleich in der „Besonnenen Vergangenheit“ nicht erzählte. Von Hermann Ulbrich-Hannibal

Schon als Student verkehrte Carl Ludwig Schleich in dem Hause seines zukünftigen Schwiegervaters, des Eisenbahnpräsidenten Eischläger. So sehr dieser alte Herr die Musik liebte, denn nur zum Musizieren hatte er Gäste, so sehr hielt er stets darauf, daß die abendlichen Besuche in seinem Hause nicht zu lange ausgedehnt wurden. Gewöhnlich betrat er mit einer Laterne in der Hand das Gastzimmer und sagte: „Nun, meine Herrschaften, mal muß auch Schluß gemacht werden. Der alte Vergemann Eischläger gibt das Aufbruchsignal.“

Als Schleich eines Abends der einzige Gast war und sich trotz der vorgerückten Stunde nicht zum Gehen anschickte, klopfte ihm der alte Eisenbahnpräsident auf die Schulter: „Na, sag mal, Carl, wann willst du eigentlich nach Hause gehen?“

Schleich sagte, da er schon an die Ermahnung des gastlichen Hausvaters ge-

wöhnt war, ohne sich beim Musizieren stören zu lassen: „Das möchte ich von dir erfahren.“

Eines Tages klingelte die junge Hedwig Eischläger bei Schleichs, um von dem alten Doktor Schleich eine Fingerinfektion behandeln zu lassen. Sie traf aber nur den Sohn an. Da er kurz vor der Beendigung seines Studiums stand, bot er sich der Geliebten zur Vertretung seines Vaters an.

Sie ließ ihn gewähren und biß mutig die Zähne zusammen.

Als Schleich dann mit der Behandlung fertig war, schaute er ihr in die Augen und sagte: „Mir tat es noch weher. Wenn doch die Gnade zuteil würde, Schmerzlosigkeit zu erfinden, damit man lieben Menschen, überhaupt der Menschheit Qualen ersparen könnte.“

Seit diesem Tage ließ ihn dieser Ge-

danke nicht mehr los, bis es ihm nach acht Jahren gelang, die Lokalanästhesie zu erfinden.

In den Romanen geht die Liebeswerbung gewöhnlich mit den Worten, „Darf ich um Ihre Hand bitten?“, vor sich. Bei Carl Ludwig Schleich aber nahm sie einen ganz anderen Weg.

Als er einmal — lange vor seiner Verlobung — auf einem Ausflug mit Hedwig Eischläger — seiner späteren Frau — einen Friedhof berührte und alte Grabkreuze studierte, sagte seine Begleiterin: „Eigentümlich, die Männer kennen die Namen, die einst auf ihrem Grabstein stehen werden, wir Mädchen aber nicht.“

Blitzschnell antwortete Schleich ganz fest: „Ich meine ihn für Sie zu kennen.“ Und als das junge Mädchen über diese Dreistigkeit erboßt davonlief, rief er ihr nach: „Und ich behalte Recht.“

Schleich hatte ein sehr gutmütiges Herz. Herzengüte und freigebigkeit waren zwei seiner Hauptcharakterzüge, und überall, wo er helfen konnte, tat er es mit großer Freude, auch wenn er dadurch selber Not leiden mußte.

Zu jener Zeit, als ihn die gesamte Ärzteschaft wegen der temperamentvollen Verteidigung seiner Lokalanästhesie auf dem Ärztekongreß boykottierte, und er an manchem Abend trocken Brot essen mußte, war es für ihn schwer, im Laufe des Monats immer die Wohnungsmiete zusammenzubringen.

In dieser Zeit entdeckte einmal seine Frau, daß die mühsam zusammengesparte Miete nicht mehr vorhanden war und stellte ihren Mann zur Rede. „Der Fußballklub“, gestand der große Arzt und Dichter, „saß so in der Tinte, da hab ich es ihm gegeben.“

Ein anderes Mal in dieser schweren Zeit, kam er eines Morgens nach durchphilosophierter Nacht mit seinem Freunde Strindberg zusammen in seiner Wohnung an.

Während Strindberg auf der Diele Platz nahm, schlich Schleich in das Schlafzimmer seiner Frau: „Peterchen — so nannte er sie immer — gib mir ein paar Mark. Strindberg hat noch keinen Kaffee getrunken.“

Entsetzt über dieses Verlangen, da sie in dieser Zeit jeden Groschen vor dem Ausgeben dreimal umdrehen mußte, sagte sie: „Aber wir beide auch nicht.“

Er bat jedoch herrschend: „Aber denk dir, der große Strindberg.“ Und da konnte sich auch die Gattin nicht mehr weigern, noch vom Letzten zu geben.



Liselotte

Kurt Weinhold-Calw

Schleich war ein Langschläfer. Nachdem er bereits im Morgengrauen schriftstellerisch gearbeitet hatte, schlief er bis in den Vormittag hinein.

Einmal erschien er aber schon morgens nach sieben Uhr auf der Bildfläche. Als seine Frau darüber ihr Erstaunen äußerte, jagte er mit wichtiger Gebärde: „Man könnte sonst ein Glück veräumen.“

Und richtig, als wenn er es geahnt hätte, erschien an diesem Morgen das Glück in Gestalt eines Gelbbriefträgers, durch den ihm ein reicher Mann, den er den Klauen des Todes entziffen hatte, zur Belohnung viertausend Mark überbringen ließ.

Sicher hatte er aber nicht gedacht, daß das Glück so groß sein würde.

Gewöhnlich war Schleichs morgens um vier oder fünf Uhr begonnene schriftstellerische Arbeit auf der Koggia gegen sieben Uhr beendet. Dann war das Kind, wie er das geistige Produkt immer nannte, zur Welt gekommen, und dann froh er wieder unter die Bettdecke, um noch zu schlafen.

Eines Morgens aber blieb er seiner Gewohnheit entgegen aus. Seine besorgte Gattin erhob sich, ging auf die Suche nach ihm und entdeckte ihn in der Koggia, wo er kniend auf dem Steinboden faß und eifrig mit völlig ungeeigneten Chemikalien und Säuren versuchte, einen großen Tintenleck auf dem Zementboden wegzuschleuern. Seine Frau fragte ihn erlaut: „Warum läßt du das denn nicht von dem Personal machen?“

Er antwortete ganz kleinlaut: „Ich wollte dir den Ärger ersparen. Und weißt du, diese Arbeit ist gar nicht übel zur Entspannung nach der geistigen Arbeit, nur schade — und dabei wurde er noch kleinlaut — daß der Fleck dabei noch größer geworden ist.“

Schleich war ein beliebter Redner. Seine Vorträge waren meist so überfüllt, daß gerade noch der Platz am Vortragspult für ihn frei war. Sein Temperament lockte jedesmal zahlreiche Hörer an.

Gewöhnlich legte er sich seine Vorträge vorher im Kopfe zurecht. Infolge seines außerordentlich lebhaften Temperaments sprach er aber meist etwas ganz anderes als er beabsichtigt hatte, so daß es sogar vorkam, daß das angekündigte Thema von ihm in seinem Vortrage gar nicht berührt wurde.

Da mußte Abhilfe geschaffen werden. Seine Gattin begleitete ihn nun zu seinen Vorträgen und nahm in einer der vordersten Reihen Platz. Wenn Schleich dann in seinem Vortrage von seinem Thema abkam, neigte sich der Kopf seiner Gattin nach rechts, und er wußte, daß er von etwas ganz anderem sprach und lenkte wieder zu seinem Thema zurück.



Steinhauerhütte im Bayerischen Wald

Hans Ott

Vor dem Regen

Von H. G. A. Gassele

Die Straße, steinbeplastert, windet sich
Durchs Laub der Bäume, sommerlich ermattet.
Das schlechte Wetter kündigt sich
Am Himmel an, von Wolken überschattet.
Die Häuserfronten ragen tot und blind
Ins müde Grau der stehengebliebenen Stunde.
Die Lüfte sehnen sich nach Wind
Und einer Spur von Leben in der Runde.
Ein Leierkasten läßt sein schrilles Lied
Aus einer fernem Hoffschlucht schaurig hallen.
Ein Kettenhund heult traurig mit . . .
Jäh stummt der Lärm: Die ersten Tropfen fallen . . .

Die Herrin der Wölfe

Eine Erzählung aus den serbischen Grenzswäldern. Von S. A. Schlein

Wie eine unübersteigbare Mauer wuchert der Wald gegen den Himmel. Jäh und unverwundlich halten die ragenden Stämme zusammen und fallen nicht eher, bevor ihnen der harte Stahl ins Herz fährt.

Mit mächtigen Arthieben bündigt der gläserne Stevo Michailowitsch Tag um Tag die auffässigen Leiber der trugigen Bergwaldredken, treibt ihnen kalte, leblose Eisenklammern ins Mark und knebelt so die freien Hochwaldriesen zu mächtigen Klostklumpen, bis sie in wirbelnder Schuttfahrt über Schluchten und Wehre noch einmal zu hintergründigem Leben erwachen. Denn manch eine dieser hölzernen Kreaturen, die mit zitterndem Wippen in die Wolfschlucht zu Tode stürzte, bäumt sich nun plötzlich wieder auf gegen Fessel und Gewalt, widersetzt sich den brüllenden und tosenden Stromschnellen, daß das mächtige Bohlenruder zum Spielzeug wird und der Gischit wütend über die Balken schäumt.

Solch Werken macht Kühn und trotzig und erfordert das Herz eines ganzen Mannes. Stevo Michailowitsch aber liebt die türkischen Wirbel hinter den felsigen, liebt auch den ewigen, lauernden Kampf mit der halbtoten Kreatur, die immer wieder aufs Neue auf Kacke sinnt. Liebt vor allem Joana, die Tochter des Stromwächters, die man oben bei den Holzfällern, Wilddieben und Stromschmugglern die „Herrin der Wölfe“ nennt, weil sie niemals ohne diesen struppigen ergebnen Teufel zu sehen ist, in dessen schmalen grünen Kautrierlichtern ewiger Hunger wie Funken freist. Ohne Verlaß für andere glüht darin für Joana eine wachsame Treue als stumme Erinnerung an Rettung vor wehrlosem Hungertod in eisiger Winternacht.

Stevo liebt Joana, wie sie es haben will. Mit schwelender, ungebändigter Blut im Herzen. Wie eben Menschen fühlen, denen das Blut wie Feuerbrand durch die Adern rauscht.

Der Stromwächter ist hart. Er kennt das nackte, dürstige Leben im Kampf um die Stämme und weiß, was seine schwarze Wildkatze wert ist. Auch die Holzfäller rundum wissen es und treiben mit wilden Arthieben ihre brandroten Wünsche den Stämmen ins Mark. Keiner spricht je ein Wort darüber, aber allen flackert diese feurige Liebe wie Waldbrand im Herzen. Denn der Sang der Wälder ist Einsamkeit und auch der Strom rauscht nur sein ewig altes Freiheitslied.

Sie haßen Stevo Michailowitsch. Weil manchmal in wetterschweren Nächten, wenn der Sturm in den Tausenden von Wipfeln orgelt, Joana in die Wolfschlucht hin-

unterklettert und eine Pechjackel ausstreckt zum Zeichen, daß der Karabiner ihres Pflegevaters ruhig an der Wand hängt. Dann wartet stets oben am Gang die Wölfin mit bebenden Flanken auf die Rückkehr ihrer Herrin.

Wie ein Kind freut sich Joana stets auf diesen kargen Tropfen Glück. Wenn er so im Jackelschein über die tosenden Strudel reitet, mit den wuchtigen Schenkeln, die selber Stämme scheinen, die Stöße der Balken abfedernd und sie jedesmal mit einem wilden Schrei begrüßt. Sekunden nur währt dieses Wiedersehen, weil jede Unachtsamkeit hier auf den Stromschnellen zum Spiel mit dem Tode wird. Einmal — Joana wußte es — würde sie über die Felsen aufs Klost hinüberspringen und wenn sie von den Wirbeln in die Tiefe gerissen würde. Denn es währte immer endlos lange Tage, bis Stevo aus

den Städten zurückkam. Und Joana ahnte die Niederlagen und vermochte die Angst eines Waldtieres nicht aus dem Herzen zu reifen.

In dieser Nacht war Stevo Michailowitsch wieder säkig! Schwefelgelbe Streifen vermählten sich hart und ohne Übergang mit den purpurroten Tinten am Horizont. Langsam enthüllte der Wald aus fahlem Zwielficht sein Nachtgesicht. Schattenlose Dinge webten über die Lichtungen und der Wind klickte abwegige Melodien durch die Stämme. Aufgeregt rief die Wölfin an der Stabkette, bis der Schaum zu Boden tropfte. Joana wußte, daß die Nacht günstig zu werden versprach, denn abergläubisch mieden die Holzfäller den nächtigen Wald.

Durch die Stämme blitzten zitternde Lichtreflexe aus dem nahen Blockhaus, dessen Schießlukfen an Fensterläden und



Spanierin

Guido Tallone



Porträt von Maria Chiapelli

Libero Andreotti

Turboblen seltsamen Frieden fundeten. Wolfsjelle auf Boden und Bänken zeugten von unerbittlichen Kämpfen in frostklaren Winternächten. Durch die feinsere Klang aufgeregtes, lautes Feilschen.

Erkannt und unwillig musterte Joana den fremden Besuch bei ihrem Pflegevater und auch die Wölfin stieß feindselig mit der Schnauze gegen die Fußspuren und nahm den fremden mit schrägem, verschlagenem Blick in die funkelnden Lichter, der plötzlich haßerfüllt aufsprang:

„Schaffst den Teufel aus der Stube, oder mich reut der Handel?“ ...

„Welcher Handel?“ — Die Worte freuzten sich hart und scharf wie Klängen. Joana erfuhr von ihrem Vater, daß er den Grenzwald an der Wolfschlucht eben verkauft habe für einen Preis, der in ihm den letzten Widerstand erwürgt hatte.

„Der Scheck ist gut! Du bist jetzt reich, Joana und es gibt keinen mehr im Wald, der zu dir paßt! Unten in Jaribrod wird man uns bares Geld ausbezahlen ...“

Der fremde riß mit breitem Grinsen und schlecht verhaltener Gier plötzlich

den Scheck wieder an sich: „Ihr habt mich nicht ausreden lassen. Mit dem Wald allein ist mir noch nicht gebiert. Man braucht bei uns drüben noch solch einen ungezähmten wilden Teufel, der alle Grenzsteige kennt, der die Wölfe, Strauchdiebe und Strompiraten zähmt. Eure Tochter ist, wie ich sehe, die richtige Mischung. Gebt mir das Käzchen in Obhut und ihr braucht das Geld gar nicht erst zu holen — ich nehme es als Mitgift wieder mit ...“

Der Stromwächter griff nach dem Zwilling und warf einen schnellen Blick auf Joana, die unbemerkt der Wölfin den fangriemigen löste.

„Wir rechnen hier oben mit Banditen anders als als Ihr denkt!“ ...

Der fremde schloß die Lider bis zu einem schmalen Spalt, um eine Stichflamme darunter zu verdecken, sog lächelnd einen zierlichen Dold mit dem seltsamen filigranwerk eines Totenkopfes aus der Brusttasche und ramnte den Stab in die eichenen Bohlen, daß die Klinge federete:

„Kennt ihr das Zeichen?“ ... Der Stromwächter ließ den Zwilling

wieder fahren: „Ihr seid Komitadschi!“ ...

Befriedigt nickte der Fremde: „Dann wißt ihr, daß bei uns der Dold reihum geht und zehn Kächer für einen Mann aufstehen. Der Preis ist billig, denn die Chance steht zehn gegen zwei für euch. Überlegt euch die Antwort bis morgen!“ ... „Ihr könnt sie gleich haben!“ ...

Joana riß mit einem blitzschnellen Griff den Dold an sich und gab die Wölfin frei. Zwei schwere Körper krachten zu Boden. Durch den Raum gellte ein gurgelnder Schrei und über die Eichenbohlen sickerte ein Blutstrom. Um eine Sekunde zu spät krachte es aus dem Zwilling des Stromwächters, denn die Wölfin hatte dem Komitadschi bereits die Kehle durchbissen und knietete nun, von den Äugeln getroffen, in den Läufen zusammen.

Schwer sank Joana in die Kniee und streichelte der Wölfin über das Fell. Riß dem Bandenführer den Scheck aus der Tasche und steckte den seltsamen Dold in ihren Gürtel. Sturm fauchte gegen die Türbohlen und brachte die mächtige Petroleumlampe zum Schwanken, so daß gespenstische Reflexe über den Toten glitten. Wortlos lud der Stromwächter den Komitadschi auf die Schulter, packte die tote Wölfin bei den Läufen und schwankte mit unsicherem, schaukelndem Schritt in den nachtdunklen Wald hinaus — der Wolfschlucht entgegen.

Auch Joana wußte, daß diesem Teufel wenig später die Hölle auf dem Fuß folgen würde und ein zweiter Dold im Tür Rahmen die Nacht der Komitadschi versprach. Mit fliegenden Händen verlor sie das Licht, um den flackernden Schatten zu entkommen und ramnte mit feuchenden Lungen zum Strom hinunter. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis Stevo Michailowitsch in die Schlucht einbog. In den nächsten Minuten würde sie ihn tot oder lebendig besitzen, denn längst hatten die Holzfässer nach altem Brauch um sie gewirfelt. Von da ab lauerte der Tod hinter allen Stämmen und auf allen Wegen.

Mit äußerster Vorsicht kletterte Joana auf den letzten Felsen hinaus, der dem wild anstürmenden Strom setzen unablässigen Kampf bot. Mit brennenden Augen starrte sie den fochenden und brodelnden Wassermassen entgegen. In das Donnern der Schlucht mischte sich plötzlich ein peitschenartiger Anall, dem eine ganze Salve folgte. Ein kräuselnder Schrei „Joana!“ überlante das Brüllen der zu Tal stürzenden Flut. Dann tauchten mächtige, tiefenbaste Stämme wie schwarze Schlaglichtarten aus den Wirbeln, stiegen sekundlang heil und jäherartig aus dem Sog, um dann in rasendem Lauf über die Felle hinunter zu jagen.

Joana straffte die Muskeln und schnellte im Augenblick der kürzesten Entfernung wie ein Panther vom Felsen auf das Floß hinüber. Stevo Michailowitsch hing wie blutüberströmter Gaud auf und küßte ihr die gellenden Schreie von den Lippen,

während er mit der anderen Hand das von Schüssen durchlöcherter Balkenruder herumwarf, um nicht gegen die Felsenwände zu prallen. Gischt sprang ihnen um die Köpfe und manchmal tauchten die Stämme, vom Strom gezerzt und geschützt, knietief unter die Flut. Dann stemmte sich Stevo Michailowitsch gegen das Ruder, bis die Bahne zusammen und hielt den brennenden Arm mit den bobrenden Steckschüssen gegen den anstürmenden Gischt, der die höllische Flut des Wundfiebers mit Nadelstichen erpöckte.

Unten im Floßhafen, wo die Felszungen sich öffnen und dem Strom die Freiheit wiedergeben, konnten sie Stevo Michailowitsch den Toppennägel nicht ohne den Arm vom Leibe trennen. Es kostete mehr

Geld, als ein Holzfäller im Jahr verdient. Weshalb Joana nach Jaribrod hinuntergaloppierte.

Der alte serbische Holzschnitzer griff mit gelben verkümmerten Fingern nach dem verwaschenen blutigen Zettel, auf dem eine schöne Summe für einen verkauften Grenzwald zu lesen stand. Eine Sekunde lang grinst der Alte spöttisch, dann zerriß er den Scheck zu fegen:

„Ihr habt das Wichtigste vergessen — ein solcher Wiß öffnet bei uns keinen Tresor!“ ...

Mit hartem Ruck stieß Joana den Dold des Komitadschi in die Tischplatte, daß der Alte eine fable Rinne zwischen die Backenknochen bekam und mit pfeifendem Atem aus einem mächtigen Geldschrank

abgegriffene schmutzige Banknotenbündel abgabte.

Tief unten im Flachland, wo der Strom längst Vernunft annimmt und Dampfer trägt, warf Joana den Dold in die schmutzig graue Flut, um die Kette des Morbes zu zerreißen. In jener Stelle, wo sie zusammen ein Haus an den Strom bauten. Denn Stevo Michailowitsch hat einen leeren Armel, dem kein Floß auf der Morava mehr gehorcht. Und manchmal bedeckt ihm Joana mit zahllosen Küssen die brennenden Augen die immerfort in die Wellen starren, die aus einer ferne kommen, wo mächtige Bergwälder den Horizont abriegeln, wo der Dold die Besen vertritt und der Strom sein uraltes Freiheitslied singt.

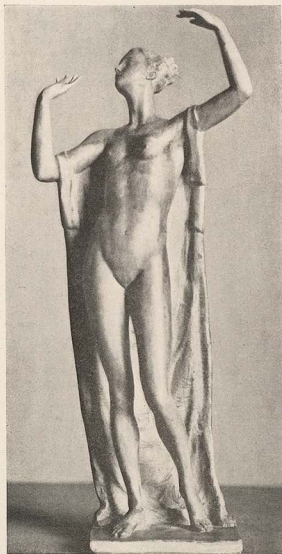
Achtzehnhundert...

Von Jörg Enghsalf

Wieder pflügt auf seinem Feld der Bauer. Wieder sammeln sich zu weitem Flug die Vögel und die Bäume färben wieder ihre Blätter... Die Kraft der Sonne ist gemindert, der See liegt faul in letztem Glanz im Tal, dran führt der Weg von Aierschwang nach Buch vorbei... ohne Humor, fast grantig, geht ihn der alte Bürger, schiebt mit seinem Hackelstecken nach... „ich a woer, so wie eger die Leut sind, man glaubet schon, daß man kein mehr anreden dürst, wenn man da amal a Wort sagt... weil 's schon gar kein Sinn auch it hat... a bißl nachgeben könnt jeder... aber wie die Leut jetzt dahervachsen!“ und der Hackelstecken haut in den Boden, daß die Steine sprühen, da... es muß wohl ein Feuerstein gewesen sein, von dem springt gleich das Feuer weg...

Drüben am Gang äckert der Gori. Äckert, wie man äckert, it zu leicht, it zu tief... wie man halt äckert... er sieht den Bürger daherkommen, er wollt grad am Weg aufäckern, umgedreht hat er schon, da sitzt er sich auf 'n Pflug, d' Ochsen wollen auch ausruhen isch it gar so leicht, da den steinigen Mädlacker umzureißen: „So, Bürger, machen wir schon wieder heimzu!“ „Mmm“, mehr isch vom Bürger nicht zu hören, fleißig schiebt sein Stecken nach... fleißig gehen seine Füß... mmm, weiter nir... der Gori nimmts Leitfeil wieder in die Hand, hü, hot... was der heut hat?

Beim Wanger fuhrens Grummet ein auf der Seewies... „El o, der Bürger, geht it gar da der Bürger...“ D' Wangerin will ihn was fragen, soll ihn was fragen, aber es ist nichts zum machen, als ob er törti wär, marschiert er weiter. Was bleibt ihr über, sie nimmt d' Gabel wieder aus 'm Boden und spitzt weiter



Ferner Klang

Professor A. Grath



Ernte

Josef Lipp

Grummet auf, er, der Wanger, der auf 'n halbvollen Fuder steht, schimpft so schon, „rennst allweil weg, daß man ja it beimkommt, was haßt denn dem Bürger wollen?“

Jetzt wird der Weg moosiger, tiefer runter geht er, ins Tal. Die Steine sind verschwunden, leichter tritt es sich auf, das macht auch den Bürger ruhiger... „weil 's noch ich, bleibt nicht jetzt auch noch sein Stecken auch stecken... einfach auf offenem Weg, im Dreck bleibt er stecken... plagen muß er sich, bis er ihn rausbringt... weil sie dabei nichts wissen braucht, nein, seine Alte braucht davon einfach nichts zu wissen, daß, wie es ihm heut gehen ist...“

Beim Heimginger blühen die Stockrosen. Wie sie am Baum stehen. Rote, weiße, blaue und schneefarbene, wie die sich an den Baum lehnen, sich Halt geben und den Baum halten, mit ihren Blättern spielt der Wind, die Sonne mit den Farben ihrer Blüten und dahinter steht ein Zweifelhainbaum voller blauer Früchte, deren Schimmer in die bunte Pracht jungfräuliche Unterarbeit bringt. Eine Daliensaupe schickt knallrote Sterne bayrischen, leuchtet mit dem fetzgrünen Blättergewirr, trauert vor überfliegendem Geste, vor östlicher Pracht...

Der Heimer macht gerade an seinem Schubkarren das Rad: Weil 's Duben immer zammfahret! A pfennigsgutes Rad, aber zwei Speichen haben 's ihm wieder eindruckt, wie sie 's nur fertig bringen... Der Bürger stapft vorbei. „Quata 's War!“ Der Bürger schaut auf, „a, a“, bleibt stehen, ja, wirklich, er bleibt stehen, stellt sich vor 'n Heimginger hin, „flücht 'n Schubkarren?“ „Ja, mei, Dubn, kennst es ja, Dubn!“ „Sind wir selber auch amal gewesen“, lacht der Bürger, „woast es nimmer, mit 'n Hans-Gans seiner Windmühl...“ Der Heimginger woast, freilich weiß er 's noch... die Windmühl... „was ich sagen wollt“, redet der Bürger, „weil i grad vorbei komm, könnt 'n wir grad drüber reden, mei! Isti hat gemeint, du häst a paar Jäcklin über?“ „Könt scho sein, daß ich noch wua hergib, mehrere it, aber wua...“ „Was verlangst denn?“ „Was halt gelten?“ „Könt man 's sehen?“ „Warum it?“ Der Heimginger macht seinen Stallgatter auf, der Bürger schiebt sich ihm nach... Neun junge rosige Schweine liegen an der Brust der Mutter, zuzeln, schuppen, dehnen wobligh ihre rosaroten Körper. „Icht Tag noch“, meint der Heimginger, „acht Tag bhalt ich 's noch, sieben sind schon verstellt, wenn sie keins

verliegt, kånstt zwei haben...“ er bückt sich, nimmt eines der knusprigen Tiere beim Fuß, hebt es hoch, hält das zappelnde quikende Tier dem Interessenten hin... Die Mutter unten im Stellen wird unruhig, hört ihr Junges quiken, fühlt die Leere an ihrer Brust, dehnt sich und streckt sich, knurrt und murr... immer noch blarrt ihr Kind, da hebt sie sich auf, dreht ihren langen schlappigen Bauch, grunzt hoch zu den Männern, vorsichtig läßt ihr der Heimginger ihr Kind wieder hin... macht den Preis mit 'm Bürger fest, schlägt ihm in d' Hand... „Weil ich heut so grad kein guten Tag hab, ich geb dir drei Mark Draufgeld, damit 's fest ist“, der Bürger zieht aus dem Hosensack seinen Beutel, zieht ihn auf, und zahlt an, jetzt bückt er sich zur Stalltür raus... „d' Leere!“... „der hat was, heut“, sagt sich der Heimginger, „ich it so gut aufglegt wie sonnst, was der haben könnt?“

Beim Bürger daheim sind sie im Stall, Bürgerin und ihr Tochter, d' Josefa, er ist noch nicht da! Auf Hirschwang ging er heut, schon in aller Früh, aber heim kam er bis jetzt noch nicht. Die Josefa schiebt den Mist raus, legt grad den zweiten Karren voll auf, Bürgerin milkt. Sie ist schon bei der Degenhaufenerin, dies ist ihre beste, gibt in die achtzehn Liter, da stoßt es den Hof rein... „Er, der Bürger...“ „Seid 's schon im Stall, hab Jäcklin kauft, beim Heimer dob, sind gut gaten heuer dem seine“, er schiebt d' Josefa vom Mistkarren weg, gibt ihr seinen Stecken, gibt ihr seine Joppe in die Hand... „aber Vater mit der Sunntahosen...“ er schiebt den beladenen Karren raus, auf den kausen, leert ihn an die richtige Stelle, nimmt die Gabel, breitet den Mist aus, gibt den Karren unter sein Dach, jetzt wieder im Stall nimmt er den Milchseiber hoch, schaut darunter... „biß ja bald soweit... hat die Bläß wieder so wenig geben? Was ich sagen möcht, war der Granter herent!“ „Ja, jetzt wird 's Sunnta, i hab gemeint, du bißt dent gewoß?“ gibt sie an, „dent schon, aber er war it daheim!“

Es klopf, poltert, stoßt im Gäß. Vom Kastanienbaum, von seinem allerhöchsten Ast fällt eine Kastanie... fällt auf den Wirtstisch, darunter, springt hoch, läßt dabei die Schale liegen und hüpf über den Tisch zu Boden, liegt als schwarzer Fleck auf dem hellen Kies... „Die fallen eh aber...“ Der Bürger, der Granter, der Wanger, der Dori sitzen am Tisch, alle auf einer Seite der Länge nach, dächleren, reden, lärm... Meinung hin, Meinung her, und so geht es schon seit anderthalb Stunden... „Weil i je heim geh, morgen muß ichs letzte Grummet!“ redet der Granter... „Und dies Ausmachen?“ fragt der Bürger, „bei mir gibt 's nir zum ausmachen... achtziehhundert sag it!“ „Ich a bißl viel, fuchsel...“ „Achtziehhundert, kein Pfennig laß i nach, und wie glagt, die Degenhaufenerin dazu, sonnst auch alles, was recht ist“, beharrt



Berti

Zeichnungen von Oswald Malura

Malura und Dieterich auf Reisen

Im Stammlokal

Der Mensch braucht nicht nur ein Dach über dem Kopf und einen Brathering auf dem Teller, er braucht auch ein Lokal. Eine Gaststube, wo er nichts ist als Gast,



Ein Vertreter

wo er kommen und gehen kann, wie er will. Eine Tischdecke und einen Stuhl, darauf er sitzen kann, solange es ihm gefällt, allerdings nur bis zur Polizeistunde; das ist aber eine lange Zeit, wenn er früh genug eingetroffen ist. Und wenn er längere Zeit an einem Orte sich aufhält, dann braucht er sein besonderes Lokal, eben sein Stammlokal und seinen Stammpfad. Das mag verschiedene Gründe haben, nicht immer ist die Küche und die Beschaffenheit der Weine entscheidend. Manchmal ist es ein Mädchen, das schöne Augen hat und ein liebenswürdiges Wesen, manchmal ist es die Persönlichkeit des Wirtes, oder eine bestimmte Art von Gästen, die hier sich einfinden, manchmal auch die Kämlichkeit selbst. Jedenfalls ist es eine gewisse Atmosphäre, die Entscheidung ist eine Gefühlsache, wenn es nicht eine Zufälligkeit und eine stumpfe Gewohnheit ist. Man betritt das Lokal, gleich wie man gestimmt ist, und weiß es, und kommt wieder und kommt immer wieder.

Das gäbe ein dickes Buch, wollte man darüber im Einzelnen seine Beobachtungen und Gedanken sammeln, und es könnte unmöglich eine langweilige Betrachtung daraus entstehen. Noch abgesehen von den standortsgemäßen Reizen, die ihr natürliches Gepräge zeigen, bedingt durch die Landschaft und durch die Stammesart ihrer Bewohner. Und abgesehen von den Lokalitäten, wo die Weltenbummler jeglichen Schlags jeweils ihre gleichen treffen, oder die vertraute Empfindung verspüren, daß Leute ihres Schlags hier einkehren würden. Die einzelnen Gaststätten mögen noch so verschieden dem Außenstehenden erscheinen, sie haben doch ein Gemeinsames, das freilich ungebunden ist an sichtbare äußerlichkeiten, auf die man mit dem Finger deuten kann, so oft dies auch möglich ist.

Heute soll wieder allgemein über diese Dinge die Rede sein, noch über ein besonderes Exemplar der geliebten und gesegneten Schenken weit und breit. Es soll nur bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß jede Einkehr eine Sache der Weltanschauung und des Gemütes ist und daß jedes Lokal seine heimliche Seele hat und kein Gebrauchsgegenstand oder Tummelplatz ist für rastlose Lärmhändler, Steckenpferdreiter und andere Hanswürste. Es sollte hier nur Gäste und Brüder geben, welchen Rang, und welche Berufe und Dienststellungen sie immer haben mögen, hier sollte dies alles für nichts gelten. Nur darauf dürfte es ankommen, ob einer ein Kerl ist und ein anständiger Kerl, oder nicht.

Wie dem sei, wir haben hier unser Stammlokal gefunden, da sitzen wir die verregneten Abende, um einmal im Tag etwas Warmes zu essen, und weil wir uns hier wohl fühlen. Der Wirt heißt Michel, die Wirtin ist die Frau Michel, das Haus heißt Solmserhof, nach dem Geschlechte der Grafen Solms benannt, deren Stammschloß in der Nähe steht, nebst einem größeren Park mit Weibern und Schwänen, und Mammutbäumen, die so selten sind,



Dieterich

daß sie sonst nirgends mehr existieren sollen.

In einem Abend hat unser Meister sämtliche Papierervierten, die aufzutreiben waren, der Reihe nach vollgezeichnet. Einige der Skizzen seien wiedergegeben ohne Kommentar, sie sprechen durch sich selbst. Es sind Skizzen aus einem Lokal. Wer das Selbstbildnis des Meisters betrachtet, kann die Geschichte verstehen, die seinem gleichermäßen spoppelbärtigen Gefährten passiert ist. Der schlenderte eines Mittags über die Wiesen hinunter zum Dorf. Der Regen hatte nachgelassen, die Sonne spielte hinter den Wolken hervor, auf der Straße lagen gelbe Blätter und Kastanienhäuten. Da lauschten zwei gediegene Tippelbrüder an der gräflichen Gartenmauer entlang. Er rief ihnen ein fröhliches Servus entgegen. Die beiden erwiderten den Gruß, der Ältere nickte ihm vertraulich zu und meinte: „Auch auf der Reise?“ „Nein, wir sind wirklich keine Herrenfahrer.“

In unserem Lokal ist es gemütlich und warm. Wir spielen „Mensch ärgere dich nicht“ mit dem letzten Aurgast, dem Anthon, und mit Verti, der Hausochter. Ein schönes altes Spiel, das nie aus der Mode kommen kann, solange es Menschen auf der Welt gibt. Anthon ärgert sich und trinkt aus Ärger ein kleines Bier nach dem anderen. Es ist aber nicht so gefährlich, man muß wissen, daß ein kleines Bier in Heßen kein kleines Bier in München ist. In einer Ecke sitzen zwei Keisene,

die gut essen und trinken und uralte Witze erzählen mit schallendem Gelächter.

Der Kanarienvogel pfeift ohne Gast und Wichtigtuerei durch Rauch und Stimmengewirr, ohne müde zu werden, gleich rein und ruhig. Er hängt jetzt an einer anderen Wand, weil der Ofen geheizt wird bei dem Gunde-wetter, er verträgt die Hitze nicht. Er hat einen Nachtigallenschlag, es ist kein gewöhnlicher Kanarienvogel, wenn der Radiokasten eingeschaltet wird, verstummt er erst eine Weile, dann pfeift und singt er mit. Ob er es aus Freude oder aus Boshaftigkeit tut, darüber haben wir uns lange herumgepörrt. Ich glaube, daß er sich überhaupt nichts dabei denkt, er pfeift eben, wenn er

pfeift, und wenn er nicht pfeift, dann pfeift er eben nicht. Wir wollen es ihm gleichtun.

„Der Mann mit der Kofe“ ist nicht traurig, nur tiefinnig, er denkt sich, wenn wir alle Kanarienvogel wären ...



Noch ein Vertreter



Hansim Käfig

DIE LUSTIGE JUGEND



„Schöne Li-Tang-Ilu, hier ist Tee.“ — „Laß den Schmarrn, a Wiesen-Maß wür mer lieber.“

Vor Gericht

Angeklagter: „Die Kelle, die ich in dieser Angelegenheit spielte, war lediglich die eines Friedensstifters!“

„Und dabei schlugen Sie den Mann so lange, bis er benümmungslos liegen blieb.“

„Ja, sonst hätte er keinen Frieden gegeben.“

Eine böse Krankheitsfolge

„Ah, das freut mich, Sie schon auf den Beinen zu treffen, nachdem Sie so lange an der Grippe krank lagen. Also ganz gesund, keine Komplikationen nach der Grippe zurückgeblieben?“

„Doch, die Pflegerin ist meine Frau geworden.“

Kurzes Glück

Anwalt: „Zuerst haben Sie ganz glücklich mit Ihrem Gatten gelebt, bis er dann anfang Sie zu schlagen?“

Klientin: „Ja.“

Anwalt: „Und wann begannen diese Mißhandlungen?“

Klientin: „Auf dem Heimweg vom Standesamt!“

Nichts mehr zu retten

Dame: „War es Ihnen denn gar nicht möglich, Ihren Kameraden zu retten, als die Kannibalen ihn gefangen genommen hatten?“

Africareisender: „Nein, es war ganz unmöglich! Als ich anlangte, war er schon von der Speisefarte gestrichen!“

Teulich habe ich einen Floß aufgefunden. Er hatte ein herrliches Gefäß!“

„Oh, haßt du es gesehen?“

„Ne, gefühlt!“

In Schottland

Besuch kommt. „Oh, entschuldigt nur, ich wußte nicht, daß ihr umzieht.“

„Wiezo?“

„Nun, die Möbel sind ja alle abgerückt!“

„Ach so, meiner Frau ist eine Kaffebohne aus der Mühle gesprungen, die suchen wir.“

Frage und Antwort

Er saß mit ihr auf einer Bank.

„Sind Sie noch nie einem Mann begegnet, bei dessen Anblick alle Nerven in Ihnen fieberten, wo Ihnen das Herz bis zum Hals flopfte, vor dem Sie sich fürchteten und zu dem Sie von einer inneren Notwendigkeit getrieben, gehen mußten?“

„Doch einmal hatte ich das Gefühl.“

„Wann war es?“

„Als ich zu meinem Zahnarzt einen Zahn ziehen lassen ging!“

Der Unterschied

„Edi, kamst du mir den Unterschied zwischen Vorsicht und Feigheit erklären?“

„Vorsicht ist es, wenn man selber Angst hat. Wenn die anderen sich fürchten, ist es Feigheit.“

Ver Schwendung

„Sag, Vater, was ist eigentlich Ver Schwendung?“

„Ver Schwendung, mein Sohn, ist zum Beispiel, wenn jemand, der einen Vollbart hat, eine Krawatte trägt.“



Der strenge Lehrer

Lehrer (der eben vorträgt): „Franz, was machst du mit den Händen unter dem Pult?“

Schüler: „Ich spinge meinen Bleistift.“

Lehrer: „Wenn ich spreche, haßt du nichts zu spingen als deine Ohren, verstanden?“

Richtig aufgefaßt

Lehrer (zum Schüler): „Sage aus dem Lied von der Glocke die Stelle auf, wo von der Hausfrau die Rede ist!“

Schüler: „Wehe, wenn sie losgelassen!“

Ein Glücklicher

Aufbruch im Kaffeehaus. Der Fahrer stuhl ist zwischen zwei Stockwerken hängen geblieben. Ein Herr steht im Erdgeschloß und lacht aus vollem Hals.

Ein anderer meint: „Ich möchte wissen, was es da zu lachen gibt! Meine Frau ist in dem eingeklemmten Fahrstuhl!“

„Meine auch!“ sagt der Lachende.

Der Beweis

„Wer war an meinem Schnaps?“ „Ich nicht!“ „Bestimmt?“ „Ganz sicher, denn ich konnte die Flasche nicht aufbekommen.“

Er will kein Gott sein

Würzlers sind jung verheiratet. Kürzlich hat Frau Würzler nach dem Kochbuch eine Mehlspeise hergestellt. Würzler versucht sie und verzicht das Gesicht.

„Was ist denn das für ein Zeug?“ fragt er.

„Das ist Götterspeise“, erklärt seine Frau.

„Du sollst nicht für die Götter kochen“, meint da Würzler, „sondern für mich.“

Ein teurer Spaß

Mayer hat jetzt einen Fernsprecher. Als er abends heimkommt, begrüßen ihn seine drei Jungen strahlend:

„Du Vater, das Telefon funktioniert fabelhaft. Wir haben den ganzen Tag telephoniert mit Leuten, die auch eins haben. Sogar nach dem Ausland. Es hat alles fabelhaft geklappt.“

Ein tüchtiger Student

„Na Erich, haßt du gut abge schnitten bei dem Examen?“

„Ausgezeichnet, Onkel. Auf allgemeinen Wunsch muß sogar eine Wiederholung stattfinden.“

Auch eine Erklärung

Der Lehrer erklärt seinen Schülern die Geige. „Was entsteht, wenn ich mit dem Bogen über die Saiten streiche?“

Meldet sich der Kleine Fritz und sagt: „Ein fragendes Geräusch, Herr Lehrer!“



Zeichnungen von Liselotte Altenburg

MÜNCHEN / 1937 / NR. 41

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Lothar Beechstein



AUS UNSEREM SKIZZENBUCH

Seil dem Duce!

Als der italienische Regierungschef München besuchte, zogen wir unser Draunbend an und begaben uns nach Gronsendorf, einem netten und im übrigen unangenehmen Orte unweit Münchens. Unsere Aufgabe war, mit Einheiten der SA, des NSAA und anderer Formationen die Bahnhofszone zu überwachen. Der Bahnhof war festlich mit den deutschen und italienischen Farben geschmückt. Die Trifloren stammten augenscheinlich geradeaus aus Italien, und einige unserer Männer stellten tief sinnige Betrachtungen über die Farben und Tuchqualitäten an. „Das Rot ist etwas anders in den italienischen Farben“, stellte einer fest. „Ja, Tizianrot“, belebte ein anderer Sachverständiger. Inzwischen war eine Stunde vergangen. Ein Fotograf hatte sich eingestellt, um die Reihe unserer hundert Männer aufzunehmen. Worin der Wert dieser Aufnahme bestand, ist uns nicht völlig klar. Offenbar aber hatte Gronsendorf noch nie solche Menschenmassen auf einem Gange gesehen. „Mach dein Mund zu, daß man die Zahnlücken net im Bild sieht“, ermahnte unser Vordermann seinen Nachbar. Während einer Rauchpause bemerkte jemand eine kleine Koller Draht, die man achtlos fortgeworfen hatte. „Gib's auf und nimms mit in dein Wagn“, sagte er zu einem anderen. „Sag recht“, meinte der, „Kampf dem Verderb!“

Endlich hieß es: Um 9.45 Uhr kommt ein Sonderzug mit Rudolf Hess; zwei Minuten später der Sonderzug des Duce. Es war, wie sich bald herausstellte, eine

fälschmeldung, denn natürlich fuhren beide im gleichen Zuge. Auch war es nicht so, wie es sich Optimisten vorgestellt hatten, daß der Duce aus dem Wagenfenster heraus jedem die Hand gab. Sondern der Zug, der heran jagte, brauste vorbei wie vermutlich jeder andere Schnellzug, der jemals Gronsendorf durchfahren hatte. Flüchtling erkannte man den Speisewagen mit weißen Köchen, einige Wagen mit heruntergelassenen Blenden, einen Wagen, in dem einige hohe Persönlichkeiten des faschistischen Italien, mit den breiten, blauen Königsjägerschuhen zu erkennen waren, und schon war der Zug vorbei.

„Links um“, befahl der Sturmführer. „Rechts rechts!“ Eine alte Bauernregel besagt, daß der größte Teil des Dienstes im Stehen, der Nachdienst dagegen im Biertrinken besteht. Es stimmte auch diesmal. Dabei wurde eifrig darüber gestritten, wer nun Mussolini gewesen sei. „Er war ganz in Weiß“, sagte einer. Aber das war der Koch gewesen. Schließlich bemerkte einer: „Wenn nun der Duce gar nicht in diesem Zuge gefahren hat und jetzt einsam durch Gronsendorf braust, nachdem wir zum Vorzug die Hand erhoben haben?“ Wir fühlten uns nicht bemüßigt, diesen Einwand aufzuklären und vertrauten auf die Weisheit des Sturmführers. Tatsache ist jedenfalls, das Mussolini wohl behalten in München eintraf.

Aus der Schule

Die neunjährige Tochter Christiane ist keine berühmte Schülerin. Sie pflegt in der Schule wenig aufzupassen. In der

Klasse wurde die Gemse durchgenommen. Die Kinder sollten darüber zu Hause einen Aufsatz schreiben. Der von Christiane lautete folgendermaßen:

Die Gemse.

Die Gemse steigen auf die steilen Felsen herum, die Jäger müssen gute Augen haben denn die Gemse haben auf den Rücken ein graue Haare die nennt man Schutzfarbe denn die felsen sind so weiß-grau und da sieht man sie nicht. Wenn ein Jäger eine erschießt und die Schutzfarbe herunter nimmt die steckt man auf einen Jagtbut die nennt man Gamobart. Die Musgeln des Gemses sind kräftig und stark deswegen laufen sie immer über die steilsten felsen. Sie laufen auch viel schneller als wie die Hasen. Die Gemse fressen Gras und Kräuter. Die Götter der Gemsen heißen Widel. Im Winter liegen sie häufenweise am Abgrunde des felsen, denn sie sind erfroren.

Der Aufsatz bekam keine Note, sondern trug nur den Vermerk „zu Hause durchlesen lassen!“

Die ängstliche Tante

Tante Gulda brachte diesen Sommer in Garmisch-Partenkirchen zu. Eines schönen Tages bekam Tantchen Gipfelsführer-gelüste und beschloß den Wank zu bezwingen. Selbstverständlich mit Hilfe der Seilschwabebahn. Baum aber hing Tantchen zwischen Himmel und Erde, so bekam sie es auch schon mit der Angst zu tun und sie beschwor den Wagenführer, um Gimmels willen vorsichtig zu fahren. „Daß ja nichts passiert!“, mahnte sie mit einem scheuen Seitenblick nach unten. „Da passiert scho' nir“, meinte der Wagenführer. „Das sagen Sie so“, entgegnete Tante Gulda schweratmend. „Wenn aber das Seil reißt, was dann?“ Der Wagenführer suchte Tantchen mit dem Zeigefinger auf die Sicherheitsvorrichtungen zu beruhigen, aber sie bobte ängstlich weiter: „Ja, ja, schon recht, aber wenn diese Vorrichtungen alle versagen was dann, guter Mann, was dann?“ „Dann“, sagte der Wagenführer gemächlich lächelnd, „ja, dann ham S' die Talsahrt umajonst!“





Franz Lenk

AM FLUSS

Du hörst der Harmonika strömenden Klang
Abends im Ried.
Einsam gehst du am Wasser entlang
Da wehet das Schilf an der Uferbank
Und du stehst und atmest: Noch lang, noch lang
Hörst du das einsame Lied.

Gunter Groll

Franz Lenk und die deutsche Landschaft

Franz Lenk, dessen romantische Landschaften gegenwärtig, zusammen mit Werken von Georg Schrimpf, in der Galerie Zeller in München ausgestellt sind, ist Thüringer. Er unterscheidet sich in seiner Kunst von Schrimpf, dem Münchener, in ähnlicher Weise wie etwa seinerzeit Ludwig Richter, der Sachse, von dem Münchener Spitzweg. Bei dem einen liegt der Hauptreiz in den graphischen, bei dem anderen in den malerischen Qualitäten der Bilder.

Franz Lenk wurde am 21. Juni 1808 in

Langenbernsdorf, einem langgestreckten Dorfe an der thüringisch-sächsischen Grenze, geboren. Dort verbrachte er eine glückliche Jugend. Sein Vater, der Landgendarm, war bei den Bauern sehr beliebt, so daß der kleine Franz viele Einblicke in das dortige Bauernleben tun konnte. Da er sich frühzeitig mit der Malerei beschäftigte, kam er bei einem Dekorationsmaler in die Lehre. Dort aber erging es ihm wie dem jungen Runo Kleffel beim Meister Quast. Nach einem halben Jahre

riß er ob der schlechten Behandlung aus und lernte fast vier Jahre lang als Lithograph. Hier erwarb er sich die handwerklichen Grundlagen seiner Kunst.

Unterdesseu hörte er von einer Akademie in Dresden, wo man lernen konnte, Bilder zu malen! Der freudigen Entdeckung folgte die Tat; er sandte seine Arbeiten ein und wurde dort angenommen. Nach der Unterbrechung durch den Weltkrieg, den er drei Jahre als Soldat mitmachte, nahm er das Akademiestudium wieder auf.



Dorflandschaft

Franz Lenk

Ein „tüchtiger Kerl“

Er verließ 1925 die Akademie und siedelte 1926 nach Berlin über, da er in Dresden, jenem Mutterboden graphischer Künste, nichts mehr glauben lernen zu können. In Berlin kam er rasch vorwärts. Noch undeutlich waren die Umrisse einer kommenden Romantik zu erkennen. Seine Landschaften wurden rasch bekannt. Man empfand, daß eine große deutsche Tradition in diesen Werken lebendig sei, nannte den heute so oft zitierten Namen Caspar David Friedrichs im Zusammenhang mit den Bildern Franz Lenks. Wenngleich es keinem Maler lieb ist, seinen Namen zu oft im Zusammenhang genannt zu hören. Aber das Publikum will nun einmal jemanden, an den es sich halten kann. Im Jahre 1933 erhielt Franz Lenk eine außerordentliche Professur für Landschaftsmalerei an den Vereinigten Staatsschulen zu Berlin. Die Weite seiner Täler und Höhen, die räumliche Stimmung seiner Landschaften im Regen hinterlassen im Betrachter einen starken Eindruck. E. K.

Während Franz Lenk einer unserer repräsentativen Landschaftler von heute ist, darf der 1937 verstorbene Toni von Stadler den Anspruch erheben, es vor einer Generation gewesen zu sein.

„Laß dich durch das beliebte ‚von‘ vor so manchem ehemals gut bürgerlichen Namen nicht verdrängen“, schrieb einst Georg Gierth. „Ich habe nun die Nobilitierung von 27 Malern und Bildhauern erlebt... Aber mit der Zeit gewöhnt man sich an die nobelste Bekanntheit, und es fällt mir garnicht ein, deshalb einen tüchtigen Kerl geringer zu schätzen. Man sieht ihm höchstens etwas mehr auf die Finger, oder er nicht etwa mit dem blauen Blute eine blaue Brille angemessen hat.“

Toni Stadler war einer dieser „tüchtigen Kerle“, die Gierth bekannt waren und deren Kunst das blaue Blut nichts hat anhaben können. Gierreicher von

Geburt, ist er in München heimisch geworden, wo er sich bei Neubert ausbildete. Er knüpft an die gute Tradition der Münchener Landschaftsmalerei an, die eine Generation vor ihm mit Schleich und Lier ihren Höhepunkt erreichte. Die hier wiedergegebenen Skizzen verraten einen großen Sinn für das Decorative, für Komposition. Aber seine feinsinnige Einfühlung in die Natur und die getreue Wiedergabe ihrer zartesten Qualitäten zeigen, daß auch die handwerkliche Durcharbeitung im Einzelnen ihm Herzenssache war. Seine Bilder flößen eine wohlthuende Ruhe und Beschaulichkeit ein.

Es ist der Ludwig-Galerie (Käthe Thäfer) in München zu danken, daß sie sich dieses Münchener Künstlers wieder erinnerte und zu seinem 20. Todestage im September 1937 eine Ausstellung seiner Werke veranstaltete. E. K.

Das Intelligenz-Büchlein

Von Hans Willi Dürfmayer

Meine Frau hat sich ein Büchlein angelegt, das sie als Intelligenz-Büchlein bezeichnet. Ein Mann würde das Büchlein seinem Inhalt nach *Miert*, oder Adressen-büchlein nennen. Meine Frau nennt es Intelligenz-Büchlein, — der Teufel weiß warum.

Sie notiert alle ihr wichtig erscheinenden Adressen darin. Von guten Bekannten, von gelegentlichen Bekannten, von verflochtenen und noch kommenden Dienstmädchen, vom Metzger, vom Gärtner, von Näherinnen, Zuhälterinnen und von sonst noch allerlei Stadtbewohnern. Am Rand des Büchleins befindet sich eine Buchstabenkale, damit man das Gefuchte schnell findet.

Hätte ich Eintragungen in dieses Büchlein zu machen, so würde ich es folgendermaßen machen: den Namen Eigner Lorenz z. B. würde ich unter „L“ setzen, Baumann unter „B“ usw. Schiene mir der Beruf eines Eintragenden wichtiger oder hätte ich von einem Beruf eine größere Auswahl von Adressen, so schriebe ich z. B. unter D — Dachdecker, unter W — Wäschereien usw.

Das ist so klar wie Wasser.

Meine Frau aber macht es anders. Vor ein paar Tagen bin ich dahinter gekommen. Da bekommt sie Besuch. Eine Freundin, jung verheiratet. Diese sucht eine Zuhälterin, die auch wäscht und flickt und die Arbeiten eines Hausmädchens in der halben Zeit macht und nicht viel dafür verlangt.

So eine Perle zu finden, ist für meine Frau eine Kleinigkeit. Wozu hat sie denn ihr Intelligenz-Büchlein! Weil ich müßig bei dieser Unterhaltung dabeiße, werde ich beauftragt, in dem Büchlein die Adresse der Maria Pfeiffer festzustellen. Denn das wäre so eine Perle, hat meine Frau im Kopf. Sie müsse in der Sandstraße 32 wohnen, wenn sie sich recht erinnere.

Ich nehme das Büchlein, fahre mit dem Finger in das „P“ auf der Skala. Jeder andere Mann hätte das an meiner Stelle auch so gemacht. Unter den Ps ist aber keine Pfeiffer. Vielleicht, denke ich, ist sie unter „Hausmädchen“ eingetragen. Aber es gibt gar keinen Eintrag „Hausmädchen“. Ich muß meine Frau von dem fahlschlag unterrichten.

„Ach“, sagt sie, „gib schon her! Alles

muß man selbst machen! Sie wird eben unter „allgemeine Hausarbeiten“ stehen.“

Sie sucht — nein, da ist kein allgemeiner Hausarbeiteneintrag.

Meine Frau staunt. „Aber jetzt hab ich ‘a!’“ ruft sie dann triumphierend. Die Maria ist doch verheiratet und heißt mit dem Mädchennamen Kosner und hat damals in der Freiheitsstraße gewohnt. Muß also unter „K“ stehen. Und in der Tat, unter „K“ steht der Eintrag: Maria Pfeiffer, allgemeine Hausarbeiten, Kantstraße 32.

Meine Frau strahlt. „Siehst du, es stimmt genau. Auch die Straße wußte ich noch.“ (Ob S oder B spielt bei einer Frau keine so große Rolle.)

Ich bin sprachlos über soviel Intelligenz. Jetzt kann ich mir auch den Titel des Büchleins erklären.

„Weißt du“, kann ich mich aber nicht enthalten zu sagen, „da bin ich aber froh, daß das Telefonbuch nicht nach deiner Methode geführt wird. Und dann sage mir, bitte, wo käme mein Name hin, wenn du ihn in dein Büchlein eintragen müßtest?“

„Ohne Zögern kommt die Antwort: „Natürlich unter M.“

„Was“, staune ich weiter, „ich heiße doch Gottfried!“

„Ach, was seid ihr Männer doch stupid“, lacht sie da. „Was ist ein Name? Nichts! für mich kommt du unter M, und das heißt: „Mein Liebstes auf der Welt!“



Morgenstimmung

Toni von Stadler



Abend

Toni von Stadler †

Eine Geschichte ohne Titel

Von Erich Kernmayr

Es war nicht zu leugnen — sie war ganz einfach reizend. Das fette Stumpfnäschen, die leuchtenden Augen unter den feinen Brauen, die schlanke zierliche Gestalt.

Schon seit dem Semmering hat ihr Gegenüber, der große schlanke, braun gebrannte Durfche, versucht, eine Anknüpfung zu finden. Aber seine mehr gutgemeinten als routinierten Bemühungen hatten wenig Erfolg. Die junge Dame sagte höflich, aber kurz: „Danke!“ „So, sehr liebenswürdig.“ „Nein!“ Je nachdem es am Plage war und versenkte sich dann wieder in die anscheinend hochinteressante Reiselektüre. Ein aufmerksamer Beobachter hätte freilich bemerkt, daß ihr Blick immer häufiger in jene Ecke des Abteils glitt, wo der große Blonde verzweifelt sein Gehirn nach einem passenden Ge-

sprächsstoff zermartete. Seine Hilfslosigkeit malte sich so deutlich in seinem offenen knabenhaften Gesicht, daß die junge Dame ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Da kam — anscheinend vom Speisewagen — ein Kleiner, sehr gepflegter Herr an dem Abteil vorbei. Sein Blick blieb im Vorüberflüchtern an dem hübschen Mädchen haften. Mit einem Male nahm die Berglandschaft an dem Fenster sein Interesse so sehr in Anspruch, daß er stehenblieb. Mit nachlässiger Bewegung drückte er die braune Sportkappe mehr in die Stirne und entnahm dann mit der typischen Gänzbewegung des starken Kauchoers seinem Etui eine Zigarette.

Als die junge Dame etwas später aufstand, um sich etwas zurecht zu legen, stieß er ungefähr mit ihr zusammen.

„Pardon!“ Er hatte eine angenehme volltönende Stimme, die die Frauen bei den Männern so lieben. „Ich bin diesen Gänge nicht gewöhnt.“

„Bitte.“ Sie war etwas rot geworden. Und wie es schon so kommt, erzählte er ihr, daß er hier in Mitteleuropa sich einige Monate auf Erholung besinde, um sich von seinen Strapazen der Übersee auszurufen. Er war ein blendender geistvoller Plauderer. Die kleine Frau konnte sich nicht erinnern, jemals einen so amüsanten Reisebegleiter gehabt zu haben. Über den Dampferfahrten auf einsamen, endlosen südamerikanischen Strömen, Löwenjagen in Zentralafrika und Erhbestigungen in Asien und Mexiko, verging die Zeit im Flug.

Der Junge im Abteil hatte zuerst stürzend, aber schließlich erheitert dem



Ernte

Toni von Stadler †

Gespräch zugehört und sich so gesetzt, daß der Herr ihn nicht sehen konnte. Bei den aufregenden Stellen murmelte er nur halb ärgerlich, halb lächelnd: „Höllenteufel!“ „Sakra!“ und unterhielt sich königlich.

Draußen verabschiedete sich der Weltbummler mit der ganzen Gasse des bereits Kavaliere und ging langsam in sein Urteil zurück. Als sich der Zug schließlich dem bekannten Sommerfrischort näherte, richtete sie ihre Koffer zu recht. Auch der Junge stand auf und griff nach seinem Kuckuck.

„Sie sind hier auch daheim?“, fragte sie etwas herablassend.

„Ich bin da daheim!“

„Oh, dann kennen Sie am Ende den hochinteressanten Herrn, mit dem ich gesprochen habe. Er erzählte mir, er mache gerne hier Raft, wenn er in Europa weilt.“

Der Bursch nickte ernsthaft, aber um seinen Mund spielte ein verdächtiges Lächeln.

„Freilich, freilich kenn ich ihm — voriges Jahr waren wir miteinander droben am großen Buchstein — aber am halben Weg san ma umkehrt, der Herr hat sie net weiter traut, die Tour war ihm zu schwer.“

Die junge Dame sähet empört mit blitzenden Augen auf. „Wie können Sie das sagen? Der Herr hat die Kaukasus-erdbesteigung gemacht und kennt sich auf der ganzen Welt aus!“

Der Angefahrene drückt das Gütel mit den großen Uebelwüstern etwas schief auf den Kopf und schaut belustigt auf die Kleine. „Daß er sich auf der ganzen Welt

und mit alle Dampferverbindungen und Stationen auskennt, das glaub ich schon. Das gehört zu sein Geschäft“, sagte er unbewegt, „denn er ist Angestellter in einem Wiener Reisebüro. Am Kaukasus war er nie — ich hab ihm wenigstens net gesehn.“

Die junge Dame rang nach Luft. „Ja, wer sind denn Sie?“

„Ich der Sepp Mitleregger!“

„Der Sepp Mitleregger — der berühmte Alpinist Nordkettenwand — Erstbesteigung des Kaukasus —“

Die junge Dame mußte sich setzen. Einen Augenblick schaute sie fassungslos in seine lachenden grauen Augen. Dann flog es rot über ihr Gesicht, und während der Zug in die kleine Station einfachte, fragte sie ganz leise und bittend:

„Glauben Sie, Herr Mitleregger, wenn Sie mitgehen, wird mir der große Buchstein dann auch zu schwer sein?“

* * *

Sprödigkeit

Gebe dem Leben,
Was ihm gehört.
Bald kommt die Zeit,
Da nichts mehr dich stört.

Da wird kein Schwanken
Dein Herz berühren,
Und niemand mehr will dich
Zur Liebe verführen.

Wolfram Dietrich

In den Nächten!

In einer Wohnung hoch im letzten Stock da haust ein Schwesternpaar voll herber Strenge.

Und alle Sünder in dem Häuserblock — es gab genug in der Bewohner Menge — sie fürchteten das Urteil dieses Paares und jagten vor der Tugend Übergröße.

Doch einst, an einem Vormittage war 's, erschien ein Bettler in der Armut Blöße.

„Ein armer Mann“, sprach er die Schwestern an,

„erucht Sie, eine Hofe ihm zu schenken, die man noch ein paar Wochen tragen kann.“

Die eine sprach: „Wie können Sie das denken!“

Es wohnt doch gar kein Mannsbild bei uns hier.“

Da flüstert ihr die Schwester in die Ohren: „Das zu verraten scheint sehr unklug mir. Wenn 's ein Verbrecher ist, sind wir verloren.“

Weiß er, wir sind allein, kommt er bei Nacht,

erschlägt uns beide.“ — Das sieht ein die Schwester.

Sie läuft ihm nach zur Stiege unbedacht und ruft ihm gellend nach: „Mein Beister!“

Ich stelle richtig. Eben fällt mir ein: Wenn auch tagsüber hier nicht Herren wohnen,

sind in den Nächten wir doch nicht allein. Da schlafen bei uns starke Mannspersonen.“

Josef Fr. Ofner



Wir waren auch in Paris

Zeichnungen von Leo v. Weiden

Es führen viele Wege nach Rom und es gibt viele Möglichkeiten nach Paris zu kommen. Wir haben jedenfalls Glück gehabt, denn uns hat der Kroßi Ludwigsl aus Rosenheim mit seinem nagelneuen Omnibus nach Paris gefahren. Neue Omnibusse gibt es jetzt viele in Deutschland, aber solche Ludwigsl gibt es nur selten. Denn er ist ein zeitgemäßer Nachfahre jener lustigen Postkille von anno taback, die mit ihrem Glimor wohl auch die Keifen unserer Uegroßmütter und -väter angenehmer gestaltet haben. Und wenn der Ludwigsl auch hundert Pferdestärken vorne eingespant hatte und wir oft anfang mit 8 mit 80 Stundenkilometer dahinbraußen, so hielt er doch die ganze Reifeseigenschaft immer so in Stimmung, als wollten wir gar nicht nach Paris hinter, sondern eher auf eine Kirchweih in der übernächsten Ortschaft.

Mittags hatten wir Stuttgart erreicht und nachmittags fuhren wir durch die lachende Pfalz und dann durch das Saarland bis nach Saarbrücken. Man hat dort das Gefühl, als müßte man heute noch jedem Saarländer aus Dankbarkeit und freude die Hand drücken, für ihre große Tat vom 11. Januar 1918. Besonders aber den Saarbeitern, denn ihnen fällt das tägliche Brot bei Gott nicht so leicht in den Schoß und doch haben gerade sie trotz aller Verlockungen bewiesen, daß deutsch sein treu sein heißt.

Am nächsten Morgen gab der Ludwigsl auf der Fahrt zur Grenze französischen Sprachunterricht. Jetzt wird es sich dann erweisen, meinte er, wer in der fran-

zösischen Stunde Obacht gegeben hat. In allen schwierigen Fällen soll man sich an ihn wenden, denn er versteht sogar etwas von der Grammatik nous avons, vous avez, nous avec! So kamen wir mit drohendem Gelächter zur deutschen Zollstation. Gerüben und drüben wurden die Grenzformalitäten schnell und höflich erledigt und dann ging es durch das Elß nach Men. Wir Reichsdeutschen können die Grenzen an jeder beliebigen Stelle überschreiten, immer finden wir jenseits der Grenzpfähle weite Landstriche die von deutschsprechenden Menschen bewohnt sind. So ist es auch im Elß. Man spricht überall deutsch, die Zeitungen erscheinen in deutscher Sprache und nur die französischen Auffrischten und die Tricolore auf den staatlichen Gebäuden erinnern uns daran, daß wir tatsächlich in Frankreich sind. Jedes von uns hatte für 40 Reichsmark 400 franken als Handgeld erhalten, sozusagen zur Finanzierung von Flüssigkeiten aller Art und so genehmigten wir uns für 3 franken gleich einmal einen ausgiebigen Pyrrh — Aperitif. Der Ludwigsl zahlte mit der Beste eines Onkels aus Amerika während der Inflationszeit. Auf guten Straßen ging es dann in der Richtung Verdun weiter. Bei Etain zweigten wir ab um das Kampfgebiet von Verdun zu durchfahren. Jeder Deutsche sollte diese grauenvolle Gegend einmal mit eigenen Augen gesehen haben. Schweigend fuhren wir durch diese Landschaft. Riesige Friedhöfe mit den schwarzen Kreuzen der deutschen Gefallenen und den weißen Kreuzen der Franzosen säumten die Landstraße.

Auf einer Höhe steht das mächtige Gebirgshaus von Douaumont. 200.000 Gebeine von unbekannten gefallenen Krieger aller Nationen füllen dieses erschütternde Monument der Welt. Ein französischer Frontkämpfer führt uns durch die zerstörten Kajematten des alten Forts Douaumont in dessen dunklen Gewölben weitere Tausende deutscher und französischer Soldaten bestattet sind. So weit das Auge reicht, viele Quadrat-Kilometer, verwandelten Millionen von Granaten das Land in eine leblose, zerrissene Wüste und heute, fast 20 Jahre seit Deenbigung des Krieges, wächst hier nur wildes Gestrüpp und dürres Gras auf dieser zerklüfteten Erde. Nach der Mittagspause in Verdun fuhren wir über den Voie sacrée weiter in der Richtung Paris. Voie sacrée „heiliger Weg“ nennen die Franzosen den letzten Teil der Straße die Paris noch mit Verdun verbunden hat und mit deren Hilfe die Festung gehalten werden konnte. An Stelle der Kilometersteine sind Gedenksteine errichtet worden die mit einem französischen Stahlhelm mit Lorbeerfranz gekrönt sind. Auf der schnurgeraden Straße kommen wir durch diese schwach bewohnte und wenig ansprechende Gegend schnell vorwärts und erreichen in der Dämmerung Paris.

Paris

Wer nach Paris kommt, soll nicht planlos diese Kiesenstadt durchstreifen oder gleich mit einer Kurfahrt beginnen. Nicht mit einer Taxi, sondern mit der Untergrundbahn fahre man zum Place de la Concorde. Wenn man so unvermittelt aus den schwülen Gewölben der Metro zu diesem Platz heraufsteigt, ist man tatsächlich überwältigt. Umsäumt von prächtigen Gebäuden und Anlagen breitet er sich in monumentaler Größe vor uns aus. Wie ein breiter Lichterstrom mündet hier die Prachtstraße Champs Ellysée, die in leichter geschwungener Erhöhung ansteigt zu den 3 Kilometer entfernt aufragenden Triumphbogen. In diesem gewaltigen,



unvergesslichen Anblick zeigte sich uns das einstige, mächtige Frankreich und fühlten wir gerade hier am stärksten den Unterschied zwischen dem Frankreich von damals und dem Frankreich von heute.

Die Weltausstellung

Am nächsten Vormittag machten wir mit unserem Omnibus eine Rundfahrt durch Paris, fuhren durch vermauerte Vorortstraßen des „roten Gürtels“ und bewunderten im Innern der Stadt zahlreiche Monumentalbauten und die Grabdenkmäler großer Franzosen. Und dann ging es hinaus zur Ausstellung. Abgesehen von Kleinigkeiten ist also auch diese Weltausstellung einmal fertig geworden. Mehrere Kilometer lang ziehen sich die Bauten an den beiden Seine-Ufern entlang, ihre senkrechte Achse verläuft vom neuen Trocadero-Gebäude unter dem Eiffelturm hindurch bis zur Militär-Akademie. Will man diese Schau der Nationen richtig beurteilen, so muß man berücksichtigen, daß sie eigentlich in 2 Teile zerfällt: in die Pavillone der französischen Provinzen und der französischen Kolonien einerseits und in die Bauten der übrigen Länder andererseits. Kommt man durch den Haupteingang am Trocadero und blickt hinunter auf das Ausstellungsge- lände so ist man auch hier wieder mitten in den großen Auseinandersetzungen unserer Zeit: links der alles überragende Turm des Deutschen Hauses mit dem Gobeits- adler und rechts gegenüber das Gebäude der Sowjet-Union mit den bekannten Figuren. Alle Blicke sind gebannt von diesem hier schon äußerlich zu Tage tretenden, unüberbrückbaren Gegensatz. So, wie es den Kommunisten zweifellos gelungen ist, ihre zerstörenden Ideen plätschend wirksam darzustellen, so geht von dem Deutschen Haus ein beruhigender Strom der Würde, der Kultur und der Kraft aus. Großartig ist auch die innere Ausgestaltung unseres Hauses. Überall fühlt man die künstlerische Hand des Führers. Keinem anderen Land ist es gelungen die Fortschritte der Kultur und die der Technik in so harmonischer Einheit zur Geltung zu bringen. Der deutsche Pavillon ist jedenfalls mit Abstand der weitaus schönste und interessanteste der ganzen Ausstellung. Dies ist nicht etwa nur die Ansicht der deutschen Besucher, sondern darüber ist sich auch ganz Paris vollkommen einig.

So umfangreich als diese Weltausstellung auch ist, so sicher wird von allen Besuchern außer dem Deutschen Haus der kommunistische Pavillon besucht. Jedenfalls versprechen die beiden weit vorwärts stürmenden Riesengiganten weit mehr als man tatsächlich zu sehen bekommt. Große Lichtbilder mit dem immer wiederkehrenden Kopf Stalins bilden den Anfang. In der Mitte des ersten Raumes steht ein Auto. Ein ganz gewöhnliches Kraftfahrzeug, dem man auf hundert Stunden anmerkt, daß es die Slavische Nachahmung einer amerikanischen Konstruktion darstellt und außer diesem Kraftwagen sieht man einige Traktoren und landwirt-

schaftliche Maschinen. Keiner anderen Nation ist es gelungen, derartige Dinge auszustellen, denn sie sind ja überall in Millionen verbreitet. Die Besucher aller Nationen bewundern die Univität der Bolschewisten mit solchen Dingen Eindruck machen zu wollen. Der größte Teil der übrigen Räume ist mit Statistiken aller Art ausgefüllt. Als willkommene Basis benötigt man den kulturellen Zustand des zaristischen Rußlands vor dem Kriege und beweist nun in marxistischer Weise, daß es im Bereich der Sowjet-Union nunmehr weniger Analphabeten, mehr Schulen, mehr Kinos und mehr Fabriken gibt. Man strengt sich also fürchterlich an, zu beweisen, daß es selbst in Rußland nicht völlig gelungen ist, die natürliche Vorwärtsentwicklung aufzuhalten. Man sieht auch das Modell eines riesigen Lenin-Denkmales, das in Moskau errichtet werden soll. In der dazugehörigen Beschreibung wird bescheidenweise erklärt, daß sich die dazugehörigen Baupläne „zur Zeit“ in der Konstruktion befinden.

prächtigen Pelze. Ein Glück, daß die russischen Pelztier nicht zu kommunistischen Funktionären aufrücken können, sonst hätte Wladimir Stalin sicherlich die meisten von ihnen auch schon „liquidiert“, und mancher Traum von einem russischen Pelzmantel wäre umsonst geträumt.

Im übrigen wurde der russische Pavillon von einer Pariser Baufirma errichtet, die jedoch wegen der angeblich zu hohen Giebelungskosten ihr Geld bis heute noch nicht erhielt und nunmehr gegen die Sowjet-Union einen Prozeß angestrengt hat. Es ist ein Treppenzug der Weltgeschichte, daß die Kommunisten den geforderten Preis der französischen Firma ausgerechnet mit der Begründung abgelehnt haben, daß „die Sowjet-Union für die sozialen Verhältnisse in Frankreich und die dadurch entstandenen außergewöhnlich hohen Baukosten nicht verantwortlich gemacht werden könnte.“

Von den übrigen Ausstellungsgebäuden sind noch besonders gut gelungen, der ungarische Pavillon, das Haus der Italiener und die belgische Schau. Viele



Es wird wohl einiges Wasser der Wolga hinunterfließen, bis dieses Denkmal in der geplanten Höhe von 430 Metern gebaut sein wird. In zahlreichen, manchmal sehr gut gelungenen Gemälden wird die kommunistische Revolution verherrlicht. Darunter befindet sich auch ein Bild, das Stalin bei einer Ansprache an den großen Generalsstab der roten Armee darstellt. Die Franzosen nennen dieses Bild „Das Gemälde der Seligen“, weil nämlich der größte Teil der darauf festgehaltenen Offiziere schon erschossen ist. Trotzdem hat man dieses Bild bis heute durch kein anderes ersetzt, da man wohl mit Recht befürchtet, daß auch ein zweites derartiges Gemälde „durch die Ereignisse überholt wäre.“ Einen besonderen Anziehungspunkt bilden die ausgestellten

Anderer sind über einen Warenhausstil nicht sehr weit hinausgekommen. Am meisten ist man enttäuscht über die Ausstellung Großbritanniens. Auch wir hatten dieses fahlen Blockbau in der Erwartung betreten, daß dieses Weltreich sicherlich den Ausstellungsbesuchern eine entsprechende Schau bieten wird. Jedenfalls können wir es versprechen, daß viele enttäuschte Engländer Protest-Telegramme nach London geschickt haben. Denn schließlich sind Jagdanzüge, Angelrutten und ein Reittross keine besonders aufregenden Angelegenheiten, selbst wenn man mitten darunter einen prunkvollen Kronungsmantel ausstellt.

Sehr schön ist der französische Teil der Weltausstellung, wo jede Provinz Frankreichs einen eigenen Pavillon errichtet

hat, die wie eine kleine Stadt aneinandergefügt, ein anschauliches und wirkungsvolles Bild der Kultur, der Industrie und der Lebensweise der verschiedenen Gebiete Frankreichs darstellen. Man könnte über die Vielseitigkeit dieser französischen Ausstellung eine eigene Abhandlung schreiben. Uns hat neben vielen Anderem das Haus der Provinz Champagne nicht zuletzt deswegen besonders gut gefallen, weil man dort für 30 oder 35 Pfennig ein Kieselglas wundervollen Champagner bekommen konnte.

Sehr anschaulich und vielseitig ist auch die Ausstellung der französischen Kolonien. Auch hier werden in zahlreichen Bauten die Arbeiten und Erzeugnisse der verschiedenen Kolonien Frankreichs eindrucksvoll dargestellt. Es versteht sich gerade um Deutschen mit besonderer Deutlichkeit, welche Schätze Frankreich aus seinem riesigen Kolonialreich zur Verfügung stehen.

In unerhörter Pracht zeigt sich das Ausstellungsgelände, wenn es nachts durch Tausende von Scheinwerfern aufleuchtet und die Wasserspiele auf der Seine in Tätigkeit treten. Unmüde von weicher Musik verkündet ein Franzose aus zahllosen Lautsprechern, daß diese Ausstellung gebaut ist, um dem Fortschritt und dem Frieden der Welt zu dienen. Auch wir sind von diesen Worten tief beeindruckt, aber noch glücklicher ist es zu wissen, daß uns dieser Friede aus eigener Kraft gesichert ist.

Das Leben in Paris

Seit Monaten sieht natürlich ganz Paris im Zeichen der Welt-Ausstellung. Ein ununterbrochener Fremdenstrom geht durch diese Stadt, füllt alle Hotels und Vergnügungsgelände und trägt wesentlich dazu bei, die politischen Leidenschaften während der Dauer der Ausstellung einzudämmen. Am Mitternacht, wenn sich die Pforten der Ausstellung geschlossen haben, drängt alles auf den Montmartre oder nach Montparnasse um, „Paris bei Nacht“ kennen zu lernen. Zahllose Omnibusse fahren die sensationshungrigen Fremden nach einem feststehenden Plan und zu einem feststehenden Preis durch das nächtliche Paris, um sozusagen am laufenden Band Nadtrevuen, Apachenlokal und Maisons de l'amour besichtigen zu können und schließlich in den Morgenstunden in den Markthallen beim „Ball der Gemüsefrauen“ zu landen. Wer zum erstenmal nach Paris kommt, glaubt vielleicht auf diese Weise die französische Hauptstadt kennengelernt zu haben. In Wirklichkeit ist aber diese Art von Vergnügungen nichts anderes als eine raffiniert aufgebaute Fremdenindustrie mit der die wirk-

lichen Franzosen sehr wenig zu tun haben; denn der Franzose lebt und denkt für unsere Begriffe eher kleinbürgerlich und denkt jedenfalls nicht daran, sein Geld für solche Dinge hinauszuworfen.

Nun möchten wir aber bestimmt nicht den Eindruck erwecken, als ob wir uns um 9 Uhr ins Bett gelegt hätten. Interessant ist es immer in folie Bergère oder im Kasino de Paris eine Pariser Revue zu sehen, die durch ihren Aufwand an schönen Frauen und prunkvoller Aufmachung wohl kaum überboten werden kann. Bei einem besonders eindrucksvollen Auftritt sehr, sehr spärlich bescheidet



Revue-Mädchen meinte unser Ludwig mit dem Bruchton der Überzeugung: „So etwas bräuchten wir in Rosenheim schon lange, dann könnte unser Fremdenverkehrsverein zusperrern.“

Unnötig ist es, über die fabelhafte französische Küche ein Wort zu verlieren oder auf den französischen Wein noch ein Loblied zu singen. Wer sich von den großen Luxuslokalen etwas abseits hält, lebt bei dem Wechselkurs von 10 frs. für eine Mark tatsächlich wie Gott in Frankreich. Besonders preiswert sind für uns auch die Pariser Taxi, 4 oder 5 Personen können in einem Wagen schon sehr große Entfernungen zurücklegen, um insgesamt eine Mark zahlen zu müssen. Paris ist überhaupt die Stadt der Taxi. Immer und überall trifft man sie an jedem Straßeneck, denn insgesamt gibt es dort nicht weniger als 15.000 Kraftfahrzeuge!

Unsere Heimfahrt ging entlang der ehemaligen Champagne-Front über Reims. So interessant der Aufenthalt in Frankreich auch gewesen ist, als wir in Metz auf den Litzschiffen saßen, „Billige Omnibusfahrten zum Münchener Oktoberfest“ da wußten wir, daß es höchste Zeit war, wieder nach Hause zu kommen, damit uns nicht etwa wegen einer Weltausstellung das Oktoberfest auskommt.

M.-G.

BEGEGNUNG IM GEWITTER

Skizze von Heinz Tattermusch

Bin ich schon in dieses Leben hineingelassen, ohne darum gefragt worden zu sein, so mag ein Anderer sich den Kopf darüber zerbrechen, was mit mir werden soll! „Gatte Till nicht recht, wenn er das fagte! Und doch fagst er mit gerunzelter Stirn am Fenster seines kleinen Gastzimmers und machte sich Gedanken darüber.“

Dann schaute er wieder hinaus auf den blühenden, übersonnten Wiesenhang, der sich die Bergele bis an den dunklen Wald da oben hinan zog, auch nach dem tiefblauen Sommerhimmel, von dem er gerade noch einen schmalen Streifen erblicken konnte, redete sich schließlich auf seinem Stuhl, daß ihm die Gelenke knackten und sein schmiger Körper fast Gend und Gose zerprengte und fuhr sich mit der Hand über die gefurchte Stirn in das krause schwarze Haar. Die kalten im Gesicht glätteten sich und schon schaute er wieder ganz lustig drein. Es war freilich nur ungerichtetes Zeug, was er da für sich sinnierte, verstand es eben nicht anders, der Nichtsnutz, wie er nun zu sich sagte:

„Nein, du undanfbarer Kerl! Wie schön ist doch die Welt! Die Sonne scheint ja auch für Dich und du sitzt hier im dunklen Zimmer und läßt den Kopf hängen. Paß' nur auf! Wirst früh genug alles wieder lassen müssen, ist das Leben doch kurz genug. Lag's nicht sonst immer in deinem Sinn, den schlüchtigen Augenblick festzuhalten, das fallende Glas aufzufangen, ehe es zerprang und es mit dem bitter süßen Leben anzufüllen bis zum Rande. Spürtest es damals wohl als Student in der fröhlichen Kneipe, als du dein Weinglas hobst und riefst: Stoß! an Bruder Tod mit deinem Stundenglas. Wollen sehen, wann das meininge zerpringt.“

Es war ihm wohl leichter um 's Herz, als er nun aufstand. Mag sein! Wie er nun aber ein schlankes Mannchen im weißen Kleid, das im selben Saal zu Gast war, über den Wiesenhang bergan steigen sah, ihren Galan zur Seite, da mochte er nichts mehr denken, war fröhlich und traurig in einem, tief ziellos um das alte Wirtshaus und schaute den beiden nach. Dann aber, wie er ihr weisses Kleid und die schwarze Gestalt neben ihr im Walde verschwinden sah, hielt es ihn nicht länger und trieb ihn den Wiesenhang bergan, dem Walde zu. Wozu tat er es denn eigentlich? Er würde ja doch nur den Gut zichen, wie er es immer getan hatte in den Tagen, die er nun hier war. Ach, wie rosig und zart war ihr Gesicht und ihre Augen so blau und tief und wie süß und verheißend konnte ihr kleiner Mund

lachen! Schön war es doch zu leben! Ja, noch war es Tag. Heiß brannte die Sonne, heiß pochte auch das Herz in Tills Brust. Der Weg war steil; aber er spürte eine Kraft in sich wie ein Kiesel und nun rannte er sogar den Berg hinan. Jung und frei fühlte er sich wieder, fast wie ehemals.

Wie er dann oben am Waldbrand stand, mußte er einen Augenblick innehalten. Das Herz pochte ihm schwer wie ein Hammer. Ein schwüler Windhauch strich über ihn hin. Tief unter ihm lag das kleine Dorf und über der anderen Talwand erhoben sich die bewaldeten Berge in langen Ketten, wogten wie das Meer bis zum Horizont. Darüber hin aber schob sich drohend eine dunkle Wolkenwand und warf lange Schatten über sie. Vielleicht gab es ein Gewitter heute. Es war ihm recht. Die Luft war wie Blei und die Sonne stach. Wo war denn das Mädchen? Es war wohl nun schon tief drinnen im Wald zusammen mit jenem Fremden, den sie gewiß hier kennengelernt hatte. Ei, so ging er eben für sich spazieren und pfiß sich ein Lied.

Erst war über ihm ein leises Klüstern in den Kronen der Bäume. Dann wurde es ein tiefes, orgelndes Rauschen. Der Wald war erwacht. „Geh, was suchst du denn im Wald, lieber Tili?“ ruschelte das welke Laub unter seinen Füßen. „Fällt mir nicht ein, sie zu suchen!“ dachte er laut. Wenn ich sie sehe, ziehe ich meinen Hut, sagt: „Guten Tag, allerhöchster

Mädchen!“ schau! sie mir kurz an und gehe weiter.

Groß war der Wald. Stundenlang konnte man darin gehen. Nun waren es Buchen und Eichen und die Sonnenstrahlen schossen in Bündeln über ihm durch

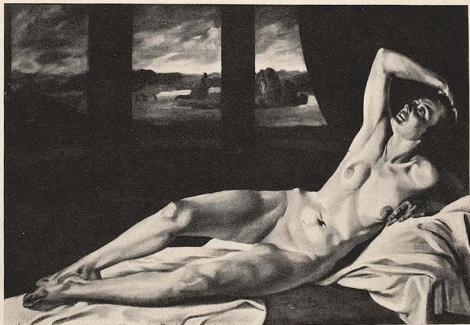


die grüne Dämmerung dahin. Dann aber verschwanden sie plötzlich und heftiger rauschte es in den Zweigen. Ob er wohl umkehrte? Ach nein, er mochte nicht zurück in das dunkle Zimmer, saßen doch nur die alten Sorgen darin und warteten auf ihn. Möchte der Sturm ihn zausen, der Regen sein Gesicht peitschen ober der Bliz ihn treffen! Was lag daran! Er war ja allein auf der Welt und er taugte zu nichts und sein Herz war ein unruhiges, rätselvolles Ding. Niemand verstand es wohl recht, denn schon manch Eine hatte danach gegriffen und es war ihr doch wieder entfallen. Es hielt sich nicht gut in jarten Händen, war schwer und leicht zu seiner Zeit.

„Tili düdü“ pfiß er. „Wo ist mein Mädchen? Küßt sie ihn jetzt vielleicht hier im Wald?“

Dunkler wurde es um ihn. Matschend fielen die ersten Tropfen auf die Blätter

und in der Ferne grollte es dumpf. Dahinter schimmerte es heller durch die Bäume. Dort war gewiß der Wald zu Ende. Er sah es jetzt und auch zwei Gestalten unter einem hohen Baum. Die eine trug ein weißes Kleid, die andere stand schwarz daneben. Das machte Tili stumm, sein Herz schwer und bang, aber seine Blicke spähend und scharf, wie er sich, lautlos fast, an sie heranschlich —, wie ein Jäger an seine Beute. Dann aber kam er doch ganz bescheiden daher, zog sein Hütchen und grüßte die beiden. Sie sah ihn lächelnd an und kannte ihn gleich. Der neben ihr sah bleich und unglücklich aus und schaute abweisend drein. Zum Lachen war 's, daß er so im Wald umher gehen konnte in seinem feierlichen, schwarzen Anzug und dem gekrümmten Hemd und Kragen dazu. Lang und schmächtig war er und paßte gewiß nicht zu ihr, so schien es Tili und doch tat jener, als gehöre sie ihm schon an und hielt wohl gar die Hand an ihrer Hüfte. Ob er nicht zu ihnen treten wolle, anstatt im Regen zu stehen, fragte sie ihn lachend. Und ob er das wollte! Mit einem Satz sprang er hin neben sie unter den hohen Baum, lehnte mit dem Rücken gegen den dicken Stamm und schaute einen Augenblick zum Himmel hinauf. Die Sonne schien nicht mehr. Der blaue Himmel war verschwunden. Schwer und dunkel lappten die Wolken über dem Land, das sich in der Ferne über den Spitzen niedriger Tannen zeigte.



Danae

Nach einem Gemälde von R. Lengrüsser.

Wie beklemmend schwül es war! Till öffnete sein leichtes Hemd am Hals und atmete tief. Die breite Brust hob sich stark und ruhig und seine Lungen fogen den würzigen Geruch des nassen Waldbodens und des faulen Laubes auf der Erde mit ein; aber noch einen anderen herben, feinen Duft spürte er darin, köstlich und berauschend. Dicht neben ihm atmete ihre weiße, volle Brust im leichten Sommerkleid. Er sah, wie sie sich hob und senkte und er sah ihren schon gerundeten Hals auf den zarten Schultern und gewahrte wohl das leichte Pochen des Blutes unter der Haut.

Nah vor ihnen suchte ein greller Blitz herab. Weit rollte der Donner über das Gebirge dahin. Der Boden dampfte in Schwaden. Über ihnen erbraunten die Wipfel der Bäume im verstärkten Anprall des Sturmes. Die Stämme ächzten und knarzten und der Regen trommelte bestiger auf den Blättern, daß es alles überdröhte.

Der Fremde und das Mädchen standen stumm. Till aber lachte und rief: „So ist es recht! So liebe ich die Welt, wenn die Elemente sich wieder auf ihre Kraft besinnen. Da ist kein Platz mehr für ban-

ge Menschen. Hinein müssen sie in den Wirbel, das Leben sich auf 's neue erkämpfen oder untergehen. Waren nicht die heiteren Tage mit ihrer Stille nur wie ein tiefes Atemholen der Natur? fühlen Sie das?“ Er muß laut sprechen, fast schreien, denn unaufhörlich zucken jetzt Blitze herab und gewaltig krachen die Donnererschläge über ihnen.

Sie wendet ihm ihr zartes, nun so bleiches Gesicht mit den großen, erschrockenen Augen zu. Ganz nahe an seiner Schulter ist es. Nein, sie kann wohl nicht kämpfen, müßte einen haben, dem sie vertrauen könnte, der seinen Arm fest um sie legte, an dessen Brust sie ihr Gesicht verbergen könnte. Till schaut nach dem Anderen. Er scheint unruhig, duckt sich hinter seinem aufgeschöpftem Rockfalten, sieht ihn dabei mit seinen kalten grauen Augen verächtlich an, denkt wohl: der Phantast, der Narr, und kann doch eine heimliche Furcht nicht verbergen. Er hat seine Hand längst von ihrer Hüfte genommen, spricht kaum ein Wort zu ihr und schaut jetzt ängstlich nach dem Himmel. Tills Blicke wandern zurück zu ihr und sie nicht und lächelt scheu und sieht dann lange unverwandt in die schwarzen funkelnden Augen

und in sein lachendes unbekümmertes Gesicht. So steht sie zwischen beiden an den Stamm gepreßt; aber es scheint fast, als sei sie ihm näher als dem Anderen.

Das Gewitter ist nun gerade über ihnen. Fast schwefelgelb leuchtet der Himmel. Dann wird es einen Augenblick unbeheimlich ruhig um sie. Der Regen hat mit einmal fast aufgehört. Kein Lüftchen regt sich mehr. Die Bäume stehen wie erlarrt in einem fast unirdischen graugelben Licht. Die Drei fühlen, etwas entsetzliches wird jetzt geschehen. Kein Baum kann sie davor schützen und doch bleiben sie wie angewurzelt stehen. Wie sie unwillkürlich den Arm anhalten, umfaßt sie eine wahnwitzige Furcht und fast den Einen im schwarzen Rock und wirft ihn herum, daß er sein Gesicht gegen den Baum preßt und in beiden Händen verbirgt. Till aber fühlt, wie eine Hand nach der seinen faßt. Er ergreift die weiche, zitternde Hand. Alle Furcht fällt von ihm ab und er ruhet sich nicht und starrt wie blind geradeaus. Ist das der Untergang, was jetzt kommt? Seulend schmettert es herab, so grell und betäubend, daß er taumelnd die Augen schließt. Nur die Hand läßt er nicht, wenn auch alles um ihn her sich zu drehen beginnt und in einem ohrenzerreißenden Toben und Krachen versinkt.

Er lehnt aufrecht am Stamm, der bis in die Wurzeln erbebt. Wie er die schmerzenden Augen öffnet, sieht er eine Eiche, wenige Schritte entfernt, in Flammen aufgehen. Da hört sich vor ihm vom Boden eine schwarze Gestalt, taumelt und rennt schreiend, mit beiden Armen wild um sich schlagen, davon. Verstört schaut er auf die schmale, schlaffe Hand, die er immer noch hält und sieht das Mädchen zu seinen Füßen hingenken. Sie hat die Augen geschlossen. Gleich einer Toten liegt sie da. Doch, wie er sich noch wie träumend über sie beugt und ihr Kleid über der Brust öffnet, spürt er ihr leise pochendes Herz. Da nimmt er sie auf beide Arme und trägt sie sacht hinweg. Er träumt nicht mehr. Er schreitet durch den Wald wie ein starkes wildes Tier mit seiner Beute und sein Gesicht ist hell wie ein neuer Tag.

Ende

Der gesellige Ton

Wie mancher schätzt den geselligen Ton,
Als das Frischste feuert Gefühle,
Er wendet den Rücken kaum — und schon
Dient er der Gesellschaft zum Ziele.

Carl Bruer.



Unser Mitarbeiter E. R.

Franz Rederer

Die waltende Gerechtigkeit

EIN SCHMUGGLER-GESCHICHTCHEN VON GISELA HORN

In unserem Haus lebte eine alte Dame. Ein Drache ihres Zeichens. Niemand konnte sie leiden, denn sie versuchte wo sie nur konnte, ihre lieben Mitmenschen hereinzulegen. Wenn sie die sechs Treppen zu ihrer Dreizimmerwohnung hinaufsteuhte, mit einem vorstülftlichen Regenschirm bewaffnet und dem alten Kaffeetopfsförmigen Hut auf der hochgekämmten Haartracht des vorigen Jahrhunderts, und dabei fortwährend ohne den Kopf zu drehen nach allen Seiten zugleich sah, dann flohen die Kinder freischien an ihrer Mütter Rock, und die Erwachsenen schützelten den Kopf und konnten sich eines leisen Lachens nicht erwehren.

Sie war unglaublich schädig angezogen, und ihre Wohnung sah mehr als ärmlich aus, aber es war ein offenes Geheimnis, daß sie einen dicken Sack voll Geld in ihrer Schöle bewachte.

Wozu, das wußte niemand, denn sie hatte keine Erben oder Freunde. Sie bekam nur jeden Monat einmal einen dicken, blauen Brief von einer Bank, und alle zwei Monate erschien ein dicker kleiner Mann mit einer auffallend langen krummen Nase. Er hörte auf den hübschen Namen Simon Schildknecht und trug immer Börsenzeitungen unter dem Arm. Zur Zeit schwärmte er für Schweizer Banken und für die Schweiz überhaupt, denn der Boden schien ihm in Deutschland aus unerklärlichen Gründen unter den Füßen zu brennen.

Simon Schildknecht also fragte an einem schönen Julitag zum letztenmal die sechs Treppen zu seiner Klientin hinauf. Die beiden verband außer Geschäften auch noch eine lobenswerte gemeinsame Eigenschaft, der Geiz. Und Simon Schildknecht fühlte ein menschliches Mitleiden und gab der alten Dame folgenden Tipp:

„Gott straf mich, ich meine es gut, Verehrteste, wenn ich sage, daß Sie sollen bringen ein Teil Ihres Geldes in die Schweiz. Dort könnten wir wieder machen sichere Geschäfte zusammen.“

Und so stellte die alte Dame ihr väterländisches Gefühl in den Hintergrund und nickte heftig, indem sie nach allen Seiten zugleich sah.

Auf die Frage, wie sie das anstellen solle, zuckte Simon Schildknecht bedauernd die Achseln. So weit ging seine Menschenliebe nicht.

Und die alte Dame dachte darüber nach, Tag und Nacht. Sie schielte in dieser Zeit doppelt so stark.

Endlich hatte sie es. „Gack“, sagte sie zu sich selbst. „Amalie, das Ei des Columbus! Ich werde die fünftausend Mark ganz einfach in mein Geldtäschchen stecken und

über die Grenze fahren. Kein Mensch wird mir würdigen alten Dame eine solche Frechheit zutrauen.“ Darauf trank sie einen Schnaps.

Gesagt, getan. Eine Woche später stand eine alte Frau mit einem umdöhligen Hut und einem vorstülftlichen Reiferegenshirm versehen strahlend an Bord des Bodenseedampfers Romanshorn. Ihr Täschchen mit den fünftausend Mark trug sie an einem langen Gentel über dem Sandgelenk und war glücklich.

Wenn man aber glücklich ist, dann ist man auch entspannt, und die Gute war so entspannt, daß sie normal geradeaus sah.

Ihre Koffer waren um und um geordnet worden, aber keiner war auf den Gedanken gekommen in ihrem schädigen Geldtäschchen nach Devisen zu fischen.

Neben der alten Dame stand ein junger Mann, der fütterte mit kleinen Brotbrocken die Möven. Die alte Dame sah ihm interessiert zu.

„Wie stellen Sie das an, daß die Vögel das Brot in der Luft aufschnappen können?“

Der junge Mann war sehr wohlgezogen und freundlich und zeigte es ihr, obwohl er sich Schöneres denken konnte. Er warf einen Brotbrocken mit kunstvollem Schwung schräg in die Höhe. Sst — schon kam eine Möve an und schnappte ihn.

„Ich muß das auch versuchen“, sagte die alte Dame eifrig und hatte es auf einen Mövenjongleuring abgesehen, der fern von der allgemeinen Massenfütterung ruhig hinter dem Schiff dreinflog.

„Komm Möve“, flötete die alte Dame und sah nach allen Seiten zugleich, so daß



Klein-Lieschen

Ernst Zimmermann

denen er Eindruck machen konnte, angefangen von den vernickelten Pferdegeschirren bis zu den messingnen Knöpfen seiner blauen Jacke, in hellen Glanz zu setzen, fuhr eine sogenannte Extra-Post in die Halle ein. „Blutakra!“, schrie der Sepp und legte das Putzzeug beiseite. Jetzt durfte er bloß Pech haben und dienstlich benötigt werden!

Der Posthalter warf einen forschenden Blick in die Kutsche, in der zwei Herren saßen. Sie waren zu einfach gekleidet, als daß man den einen für den Kronprinzen und den andern für seinen Adjutanten hätte halten können. Und doch war es so.

Der Posthalter atmete erleichtert auf, als ihm der Postillon, der sie bis hierher zu fahren hatte, leise ins Ohr sagte, daß es zwei Augsburger Kaufleute wären. Anscheinend hatten sie es sehr eilig; denn sie stiegen nicht aus und wünschten nach dem Pferdewechsel die Reise fortzusetzen.

Da die drei jüngeren Postkutscher alle unterwegs waren, blieb dem alten Sterzinger, der wie ein Landknecht wertete, nichts weiter übrig, als sich fertigzumachen und einzupacken. Er gedachte sich an den Augsburger Tuchweber in der Weise zu rächen, daß er sie bei der scharfen Kurve einfach umwarf.

Als er noch ein Dutzend Sackmerter zusammengeflucht hatte, schwang er sich auf den Bock und trieb die Pferde an. In flotten Trab ging's zum Stadttor hinaus.

Auf der Anhöhe sollte er halten. Die Herren hätten gerne den herrlichen Rundblick etwas genossen. Der Postillon wandte den Kopf zur Seite und brummte: „Hier ist keine Haltestelle. Süß, Brauner!“ „Dann fahren sie wenigstens eine Weile im Schritt“, sagte der Adjutant. „Drei! Ööööö, Brauner!“, brachste Sterzinger die Pferde zum Stehen. Er drehte sich halb herum und sprach gelassen: „Wie gefahren wird, schnell oder langsam, bestimmt laut Paragraph vierzehn unserer Fahrvoorschrift der Postillon. Jawohl, einzig und allein der Postillon. Und der Postillon bin ich. Verstanden... Süß, Brauner.“

Der Kronprinz hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen. „Der gefällt mir ausgezeichnet“, sagte er leise. „Aber eine Laus scheint ihm doch über die Leber gelaufen zu sein.“

Nun ließ Sepp Sterzinger den Pferden die Peitsche solange um die Ohren fliegen, bis sie zu galoppieren anfiengen. Der Kronprinz und sein Adjutant wurden um-einandergeschüttelt wie Nüsse in einem Sack und sie flogen hinüber und herüber und hüpften auf und nieder und es verging ihnen Sehen und Hören. „Langsamer!“, riefen sie wie aus einem Munde. „Langsamer!“ Sepp Sterzinger lachte dreifach vor sich hin und fuhr in gesträubtem Galopp auf dem schlechten Landstraßenlein weiter.



Herbst

Holzschnitt von Josef Lipp

Da erwachte ihn der Adjutant am Kockschoß und brüllte: „Zum Donnerwetter! Langsam!“

„Drei! Ööööö, Brauner“, hielt der Postillon wieder. Diesmal drehte er sich vollends herum. Sein Horn war so ziemlich verbraucht und er fragte in fast gemühtlichem Tone: „Bin gespannt, was ihr jetzt für einen Wunsch habt?“ „Einen ruhigen Trab, bitte und ein Liedlein dazu“, ließ sich der Kronprinz vernehmen. „Nichts zu wollen heute“, wehrte Sepp ab.

„Warum nicht?“ „Weil ich nicht in Stimmung bin.“ „Ausgezeichnet“, meinte der Kronprinz und schmunzelte.

„Da brauchen sie gar net so faudumm zu lachen“, sagte der Postillon. „Ihr zwei seid nämlich schuld, daß mir heute alles unvider ist.“

Die beiden Herren sahen einander betroffen an.

„Ja, ja, es ist schon so. Wenn ihr nicht gekommen wäret, hätte ich den Kronprinzen fahren dürfen und hätte, so gewiß ich Sepp Sterzinger heiße und bei den „Leibern“ ohne eine Stunde Strafe gedient habe, einen Dukaten als Trinkgeld mit nach Hause gebracht. Bedenkt, was für ein Schaden das für unsereinen ist.“ „Wenn sonst nichts ist“, lachte der Kronprinz, „dann können wir schon helfen“ und drückte ihm zwei Dukaten in die Hand.

Der alte Postillon Sepp Sterzinger traute seinen Augen kaum und grinste vor Freude mit dem ganzen Gesichte. Als er sein Leibiück: „Ja, ich bin zufrieden...“ geblasen hatte, lüftete er seinen Zylinderhut und sprach dankbar: „Ihr zwei seid zurück.“ „Jetzt kann meinetwegen den Kronprinzen fahren, wer will!“

DIE LUSTIGE JUGEND



Der ideale Tormann

Qui

Der beliebte Gerichtsvollzieher

„Weißt du“, meint Mayer zu seinem Freunde Bayer, „deinen Besuch stelle ich mir einfach absteuend vor. Dich als Gerichtsvollzieher sieht doch kein einziger Mensch gerne kommen.“

„Ganz im Gegenteil“ sagt Bayer, „was meinst du, wieviele Menschen zu mir sagen: ‚Ach bitte, kommen Sie doch noch mal wieder!‘“

Was blieb ihm übrig

Margot erzählte ihrer Zimmerfrau:

„Vorgestern hat mein Bräutigam, der Veit, darauf bestanden, daß ich ihm genau berichte meine Vorvergangenheit.“

Erschrocken fragte diese: „Taten Sie ‘87“

Margot sprach lachend: „Ich gab ihm Bescheid

und beichtete von Liebe das und dies.“ — „Und was hat denn erwidert der Herr Veit“

Was fand denn nach der langen Beichte statt“

„Nicht viel. Die Haare strich er wieder glatt.“

Josef St. öfner

Versprochen

„Wenn ich dir meine Hand verweigere, würdest du dich erschießen?“

„Ja“, antwortet der verzweifelte Bewerber, „so habe ich es bisher immer gemacht.“

dann der böse Mann mit dem schwarzen Bart auch jede Woche wieder, der immer das Geld für mein Fahrrad haben will!“

Der böse Max

Der kleine Max war schlimm und wird in die Speisekammer gesperrt. Er trommelt mit Händen und Füßen gegen die Tür.

„Willst du nun schon artig sein?“

„Ja“, sagt Max, „aber einen Dosenöffner möchte ich haben!“

Die gute Köchin

Er: „Liebe Elly, von dieser Suppe hättest du zwölf Teller, statt zwei machen sollen.“

Sie: „Schmeckt sie dir so gut?“

Er: „Das will ich gerade nicht sagen, aber es hätte besser zu der Salzmenge gepaßt!“

Kindermund tut Wahrheit kund

Herr und Frau Würzler geben eine Gesellschaft. „Ich möchte mir einen neuen Wagen kaufen“, sagt er in einer Gesprächspause, „aber so ein billiger hat keinen Zweck. Ich denke, so um fünftausend Mark bekomme ich schon etwas Ordentliches.“

Während die Gäste noch die sorglose Trennung des großen Betrages staunend in sich aufnehmen, fragt der kleine Sohn Max des Kaufes: „Papa, kommt denn



Haus

„Gerade heute vor einem Jahr mußte mein Goldfischchen sterben.“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 42

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Die Tochter des Künstlers

Nic. Michailow



Aus unserem Skizzenbuch

Der Kanal

Der Baufreudigkeit sind heute in München keine Grenzen gesetzt. Mit Staunen haben wir die Neugestaltung der Von-der-Tann- und Prinzregentenstraße verfolgt und konnten uns nicht genug wundern über die Schnelligkeit, mit der die neuen Bauten aus dem Boden gestampft wurden, vor allem der Anbau des Nationalmuseums. Wie oft kann es dem nichtabnehmenden Volksgenossen passieren, daß er auf seinem Nachbauwege vor unüberwindlichen Erdmassen halmachen muß, die sich plötzlich mitten auf seinem Weg erhoben haben!



Dieser Tage standen wir mit einem siebzigjährigen Urmünchener vor einem Loch, das sich irgendwo auf der Straße plötzlich in die Tiefe senkte. So viel, meinte der Alte, sei zu seiner Zeit nicht gebaut worden. Aber sein Großvater habe sich noch gut an die Baufreudigkeit Ludwigs I. erinnern können. Als belagter Großvater einmal durch das Münchener ging, in dem die Ludwigstraße entstand, fand er einige Männer damit beschäftigt, ein Loch zu graben. „Was machts denn ihr da?“ fragte er interessiert. „Wir machen an Kanoi“, erklärte einer der Arbeiter. Auf dem Rückwege kam er an derselben Stelle vorbei und sah, wie die wackeren Männer das Loch wieder zuschütteten. „Nun“, meinte er, „ich denke,

ihre baut einen Kanal!“ — „Ja woher“, erwiderte der Mann gemüßigt, „das braucht's nimmer. Da war scho oana!“

Egal weg

Die Sachsen haben es sich neuerdings wieder einmal verbeten, ihre Sprache zu veräppeln. Das bringt uns zum Verwustsein, daß wir diese uns so lieben Volksgenossen längere Zeit vernachlässigt haben. Um diesen Fehler wieder gutzumachen, wollen wir uns bemühen, ein Gespräch, das wir kurz vor Ausbruch der nationalsozialistischen Revolution umweit Dresden erlauschten, in bestem Hochdeutsch wiedergeben. Zwei Frauen unterhalten sich über den Gartensaun hinweg:

„Ja, ja, früher, als der König noch lebte, hatten wir alle Geld. Wofür wir hatten schon damals feins. Aber wir lebten so egal weg. Und heute, wo niemand mehr Geld hat, haben wir natürlich auch feins. Na, da leben wir eben nicht mehr so egal weg.“

Wir standen unbemerkt als Zuhauer, weil die beiden alten Damen unsere Anteilnahme erregten. Es hat sich doch gelohnt!

Drum!

Auch das folgende Gespräch können wir nicht verschweigen, das uns ein Gewährsmann aus der Nähe von Chemnitz berichtet. Dort gastierte ein Zirkus. Eine Frau, die das dringende Bedürfnis fühlte, ein Gespräch anzuknüpfen, sah auf der menschenleeren Straße niemand anderen als einen Neger, der diesem Zirkus ange-

hörte, vor einem Schaufenster stehen. „Na, sagen Sie, mein Vetter“, sprach sie ihn an, „Sie sind wohl nicht von hier?“ — „Na“, sagte der Neger, etwas verdutzt. Befriedigt nickte die Frau: „Drum!“

Berühmter Amerikaner

Nochmals eine Negergeschichte, die wir von einem amerikanischen Journalisten haben. In einer Schule für farbige im Süden der Vereinigten Staaten erteilt eine Lehrerin den kleinen Pickaminnies Geschichtsunterricht. Man feiert Lincolns Geburtstag. Um den Unterricht angenehmer zu gestalten, knüpft die Lehrerin an die Gegenwart an und fragt: „Welches Datum haben wir heute?“ Ein kleines Mädchen steht auf: „Den 12. Februar.“ — „Und welcher große Mann wurde an diesem Tage geboren?“ Schweigen. „Nun, Jimmy, denk mal nach. Welcher berühmte Amerikaner wurde am 12. Februar geboren?“ Schweigen. Nach einer Weile meldet sich ein kleines Mädel. „Nun, Jessie“, fragt die Lehrerin erfreut, „wer ist es?“ Darauf Jessie: „Jesus Christus.“

Indem

Am St. Georgstage fand irgendwo im Niederbayerischen ein Reiterfest statt. Mit der nötigen „Reiterbouillon“ wurde nicht gepart, und es ging sehr feucht-föhllich her. Als die Stimmung den Höhepunkt erreichte, hielt der Vorsitzende eine Rede, die folgendermaßen begann: „Meine liam Deandln und Duam! Indem des heint alle Schorjichn Geburtstag ham...“ — Wir schenken uns den Rest der Rede und verweilen bei dem Indem, in dem wir einen uns liebgeordneten bajawarischen Sprachgebrauch erkennen. Denn in der Münchener Straßenbahn erleben wir häufig von einem biederen Schaffner folgende Rede-wendung, die in ihrer Eleganz unübertroffen dasteht:

„Alles dds, wo nach Großheffeloh fabrt, muas hier auspeigen, indem daß bei der Wogn net nach Großheffeloh fabrt!“ — Sprach's und drehte das Schild um.

Die Jugend



Zeichnungen von Ros.



Am Dorfweiher

Holzschnitt von Josef Lipp

Dorfabend

Schon dämmerstern im tiefen Grund
 ruhn Haus und Hof verlassen,
 in stille, tagverträumte Gassen
 die Turmuhr ruft die Abendstund.

Der blasse Schein des Tages flieht,
 die Alten stehen an den Toren,
 und unter Linden, weltverloren
 erklingt ein altes Liebeslied.

Die schwarzen Schleier schwingt die Nacht,
 das Lied verklingt in der Ferne,
 schon ziehen auf die ersten Sterne,
 im Tannenwald der Mond erwacht.

Wilhelm Schremer



Georg Schrimpf

Georg Schrimpf

Wer sich in Berlin dem Studium der Malerei zuwendet, findet in Georg Schrimpf einen der bekanntesten und doch eigenwilligsten deutschen Meister der Gegenwart. Schrimpf ist Münchener; sein Lieblingsaufenthalt sind die bayerischen Berge.

Abseits der Großstadt, in dem oberbayerischen Kirchdorf Lechhausen, ist Georg Schrimpf's Revier. Die Liebe zur Natur war es, die den Münchener Bäckergejellen hinaus trieb mit Farben und Pinsel, die ihn Maler werden ließ ohne daß er irgendwo anders in die Lehre ging, als eben bei Mutter Grün. Das Romantische und das Monumentale, die beiden Pole der heutigen deutschen Malerei, sind in den Bildern Georg Schrimpf's in glücklicher Weise vereinigt. Man hat deshalb versucht, manches in diese Bilder hineinzugeheimnissen, was

dem Künstler ganz fern lag. Und doch ist dieses Streben zur deutschen Gegenwart nicht erklügel, sondern lediglich dem natürlichen Formen- und Farbensinn des Künstlers zu danken. Die festen, runden Formen und die Einfachheit seiner Mädchengestalten verraten ein sicheres Form- und Raumgefühl, einen sauberen, klaren Farbensinn.

All das ist nicht „gewollt“. Schrimpf denkt und fühlt wirklich so einfach, und so ergibt sich die ruhige Klarheit und Größe im Aufbau seiner Bilder von selbst. Der eigentliche Sinn dieser Bilder ist die Verbundenheit des Menschen mit der Natur, des Menschen, der alles Gefühlsle des Stadtlebens abgestreift hat. Die Kleidung ist so einfach, daß man das Gefühl hat, so müssen Menschen gehen, die natürlich empfinden. Und diese Menschen geben sich ganz der Landschaft hin, die zu ihnen

gehört, und zu der sie gehören. Aus dieser zeitlosen Hingegenheit an die Natur geht das romantische Lebensgefühl der Bilder ebenso zwanglos hervor. Mit welcher Liebe sind die Kühe in der Landschaft, die Falten eines Gewandes gemalt! Eine arkadische Ruhe atmen diese ländlichen Idyllen. Es ist diese Erfüllung einer Sehnsucht nach Großstadtferne und ländlichem Leben, die diese Bilder, mit ihren grünen Wiesen und bayerischen Bergen im Hintergrunde, über die deutschen Grenzen hinaus bekannt gemacht hat.

In seiner Liebe zur bayerischen Heimat ist Schrimpf Münchener geblieben. Hier, in seiner Heimatstadt, ist gegenwärtig in der Galerie Selter wieder eine Ausstellung zu sehen, die bei aller Knappheit einen guten Einblick in das Schaffen des Künstlers gibt.

E. K.



Georg Schrimpf

Sonderbarer kleiner Kriegsfilm

Von G. W. Dürfmayer

Nordfrankreich 1916. Zwei Tage Graben, zwei Tage Ruhequartier. So geht es schon drei Monate. Keine besonderen Aufregungen, einmal ein größerer Feuerüberfall, eine Sprengung — das war alles. Das Quartier ist in einem Nest zehn Kilometer hinter der Linie. Die Häuser sind meist zerflossen, mit Wellblech einigermaßen wohnbar gemacht.

In dem besterhaltensten Haus wohnt Madame Simone mit ihren zwei Töchtern. Denn es sind noch Zivilisten in dem Dorf. Die Bayern, die bei Madame im Quartier liegen, haben es gut. Richtige Zimmer mit Vorhängen und sogar ein Klavier ist da. Madame und Anhang allerdings benehmen sich äußerst feindselig, lassen sich fast nie blicken. Sie bewohnen zwei Zimmer im ersten Stock.

Wie es gekommen, weiß keiner genau — jedenfalls wird gemunkelt, Madame habe irgendwo Waffen versteckt. Der Offizier Kommandant will der Sache auf den Grund gehen und ordnet eine Hausdurchsuchung an.

Ein Unteroffizier und zwei Mann werden damit beauftragt. Sie steigen zum ersten Stock hinauf und klopfen an die Tür. Keine Antwort; die Tür bleibt verschlossen. Das Klopfen wird zum Donnern.

Nichts rührt sich. Also wird die Tür eingesprenzt. Gewehrkolben her — ratzch, da liegt sie.

Der Raum ist vollgepfropft mit Möbeln, Koffern und Kisten. Von seinen Bewohnern ist nichts zu sehen. Sie sind ins Zimterzimmer geflüchtet, haben auch die Tür dorthin abgeschlossen. In dem Raum ist nichts Verdächtiges zu finden. Also zum nächsten. Wieder Klopfen, Donnern, Gewehrkolbenarbeit.

Durch die leere Türöffnung dringt widerlicher Geruch, gemischt aus Schweiß, Parfüm und verfaultem Obst. Er benimmt den Soldaten den Atem. Einer reißt die Fenster auf, läßt Luft herein.

Madame kauernt mit ihren Töchtern in einer Ecke und alle drei schreien fürchterlich.

In der Mitte des Zimmers steht ein riesengroßes Doppelbett. Es ist so hoch getürmt mit Kissen und Decken, daß man einen Stuhl braucht, will man hineinsteigen.

Alle Winkel und Ecken werden durchsucht, nichts von Waffen oder dergleichen. Bleibt jetzt noch das Bett.

„Oh, oh“, schreit Madame, als die ersten Kissen und Decken heruntergeholt werden. Das Abmontieren geht weiter. Jetzt kommt eine Lage Seidendecken, dann fünf

Steppdecken, ein halbes Duzend Wolldecken, zusammengepreßt wie Verbandswatte. Es nimmt kein Ende, ein ganzes Bettwarenlager türmt sich schon um das Bettgestell. Endlich ein Grund — die Matratze. Fleckig und verblaßt ist der rote Dreil. Aber da — in einer Ecke ist eine flüchtig zusammengelegene Naht. Die ist verdächtig. Ratzch — macht ein Seitengewehr, mittendurch geschlitten ist der Dreil. Die Wolleneinlage quillt hervor. Heraus damit. Jetzt etwas Hartes — ein Gewehr. Und dann noch eines und einige Revolver und Patronen. Schießmaterial genug für einen Kleinkrieg. Madame schreit auf: „pas tuer, pas tuer!“

Die drei Weiber fragen, schlagen und beißen, als sie abgeführt werden.

Am andern Tag trägt sie ein Barren nach Douai. Der Unteroffizier steht da und sieht dem Abtransport zu. Madame erblickt ihn und dreht ihm zum Abschied eine lange Nase. Ihre Töchter heulen vor sich hin. „Danke, miserabiler!“, brummt der Unteroffizier in seinen Bart, denn er ist ein wasscheiter Bayer.

Der Gefreite Kübler ist von Beruf Kunstmaler. Er wird aber mit dem Grabendienst oft verschont, ist zu fähig für

den Ernst. Bei der Gausjudung war er dabei. Am Abend erzählt er davon in seiner Wellblechbaracke. Da geht die Tür auf. Einer brüllt herein: „Kübler, Wimmer — raus! Zum Grabentransport!“

Ein Wagen, beladen mit Stollenbrettern, Dolben und Munition bringt sie bis zum hintersten Kaufgraben, dann wird abgeladen und jetzt heißt es schleppen.

Kübler und Wimmer haben eine Zweizentner-Mine zum Minenwerfer zu transportieren. Zwei Zentner ist ein Gewicht, die Mine ist glatt und rund — man könnte sie so feinen Schritt weiterbewegen. Aber sie steckt in einem Weidengeflecht und links und rechts ist ein Henkel. Dadurch werden starke Stöße gesteckt, und so kann man das Ungetüm dann auf den Schultern tragen.

Die beiden ziehen los. Vorn der Wimmer. Hinterdrein der Kübler. Alle zehn Schritt machen sie halt, verschlaufen, dann geht es weiter.

Tagsüber hat es geregnet, und der

Boden ist tief angeweiht. Bei jedem Tritt sinkt der Fuß ein gutes Stück in den Schlammbrei.

Auf einmal ein Knack — der eine Stock ist gebrochen. Die Mine saust herab und der Kübler schreit: „Mei gar'n, mei gar'n! O jerum — hin is er, ganz hin!“

Der Wimmer besieht beim Schein einer aufsteigenden Leuchtfugel den Schaden. Tief im Schlamm steckt des Küblers rechter Fuß, die Mine aufricht auf. Der Kübler jammert drauf los, er ist der Ansicht, daß die Mine ihm den Fuß zerquetscht hat. Der Wimmer hält das auch für wahrscheinlich. Er wirft den Koloss um, zieht den Fuß vom Kübler heraus aus dem Dreck. Preßt dann an dem Stiefel herum und fragt: „Tut 's da weh — oder da — oder da?“ Keine Antwort vom Kübler.

Keinlaut kommt die Antwort: „Na, nir tut weh, weil eben alles verbanzt ist!“ Also herunter mit dem Stiefel. Der Einfachheit halber, und um dem Kübler jeden

unnötigen Schmerz zu ersparen, schneidet der Wimmer das Leder der Länge nach durch.

„Ich trau mich gar nicht hinschau'n“, jammert der Kübler. Doch sein Kamerad ist fursorgiert, zieht den Stock aus. Der nackte Fuß kommt zum Vorschein, nicht ganz sauber gewaschen, aber heil und ganz. Nichts von einer Quetschung, gar nichts.

Die Erklärung ist einfach. Die Mine ist wohl auf den Fuß gefallen, doch der hat in dem feuchten Lehm nachgegeben, er wurde von der Zentnerlast nur ins Erdreich gedrückt.

„Gar nir is kaputt!“ Der Kübler kann es kaum glauben.

„Gar nir, dummer Teiji!“, mault der Wimmer. „Mach in eine solche Angst verpassen! Du bist und bleibst halt ein wehleidiger Tropf!“

Wegen des zerbrochenen Stocks ist die Mine in dieser Nacht liegengeblieben. In der nächsten haben sich dann zwei andere „Transporter“ weiter mit ihr „amüsiert“.

Das Erwachen

Der Griesbauer von Waiblingen im Schwabenlande hat wieder einmal eingespannt und ist mit seinem Sauwägelchen zum Weinwirt in die nächste Ortschaft rüber gefahren. Er hat so viel zum Keden gehabt an dem Abend und da nicht alle so ganz seiner Ansicht waren, hat er sich halt immer wieder ein Viertel Notizen bestellt, weil er sich dann viel leichter tut mit dem Keden. Und so ist dies weitergegangen bis spät in die Nacht hinein und als man gerade daran war, sich über die schwierigsten Probleme zu einigen, da hat halt der Griesbauer weder sehen noch geben können. Da seine Freunde aber die Griesbäuerin gefannt haben, waren sie sich darüber einig, daß er unbedingt beimgelacht werden muß, denn außer dem Gaus schlafen, das schickt sich schon gar nicht für einen anständigen Ehemann. Da sie sich aber gar keinen anderen Rat mehr gewußt haben, haben sie den Griesbauern hinten in sei Sauwägelchen neig'legt, haben dem alten Braumen eins auf die Hinterhand gegeben, weil sie gewußt haben, daß der Gaul den Weg auch allein heimfindet. Und wirklich ist der Braume ganz sicher auf den Bauern sein Hof gegangen und mit samt seiner Fahre in die Scheune hineingelaufr.

Die Griesbäuerin hat natürlich schon lange gewartet und hatte ihren Grimm schon fast vergessen, weil sie gehört hat, daß er doch noch recht anständig reig'fahren ist. Sie hat sich schon eine kleine Begrüßungsansprache ausgedacht, aber so lange sie auch gewartet hat, vom Bauer hat sie nichts gehört. Und weil er halt gar nicht gekommen ist, ist sie schließlich doch auf-

gestanden, um einmal nachzusehen. Sie kommt in die Scheune und sieht das Wägelchen mit dem leeren Bod, spannt kopfschüttelnd den Gaul aus und legt sich wieder ins Bett und denkt sich dabei eine noch bessere Rede aus, denn alles was recht ist, das fuhrwerk allein heimzuschicken, da hört sich schließlich doch alles auf.

Als der Griesbauer am nächsten Morgen in seinem Sauwägelchen drin aufwacht, hat er überhaupt nicht mehr gewußt, was los ist. Und wie seine bessere Ehehälfte in die Scheune reinkommt und ihren Gemahl



Walden

ganz giftig anschaut, da schwante dem Griesbauern nichts Gutes und halb besänftigend und halb entschuldigend sagte er Kleinlaut: „Alte, jetzt wois i wirklich net, entweder sie bent mer heut Nacht de Gaul g'hoht, oder i han a Wägelchen g'fonde.“

Ein gesegneter Appetit

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte und wirkte in Würzburg ein bedeutender Naturforscher namens Semper. Er war Direktor eines Universitäts-Instituts, das für seine hochfliegenden Pläne zu klein war und nach langem Zin und Her endlich durch einen Neubau erweitert wurde. Der Bau stand vor der Einweihung, man erwartete den Minister zu diesem feierlichen Akt, und der Gelehrte hatte sich für diesen mit einem Frühstück verbundenen Anlaß einen gesegneten Appetit aufbewahrt. Der Minister erschien aber nicht zur festgesetzten Zeit, eine Viertelstunde nach der anderen verrann, des Herrn Professors Hunger wuchs, und schließlich entschloß er sich, dem knurrenden Magen das ersehnte Opfer zu bringen. Er ließ sich ein ordentliches Frühstück ins Direktorszimmer bringen und hatte gerade begonnen, den Genüssen den ersten Reiz abzugewinnen, als sich die Tür öffnete und der hohe Herr erschien. „Na, Herr Hofrat, Ihnen scheint 's ja zu schmecken“, meinte gulegalt der Minister. „Freilich, freilich“, antwortete der Gelehrte, „wenn Sie so lange wie ich auf den Minister gewartet hätten, wär Ihnen auch der Appetit gekommen!“

X.W.W.

Die Bewerbung

Rnillhuber hat in der Zeitung ein Stellenangebot gelsen. Er fest sich gleich bin und beantwortet es:

„Sehr geehrte Firma. Sie suchen einen Verkäufer, männlich oder weiblich. Da ich dies seit vielen Jahren bin, bewerbe ich mich um die Stellung.“

Old man empfängt ...!

Von Otto Violan

Das kleine Ereignis, von dem hier die Rede sein soll, spielte sich in einem Lande ab, das — Sie mögen es mir nun glauben oder nicht — noch viel, viel demokratischer ist als zum Beispiel die USA. Die Bürger dieses Staates genießen das Vorrecht, wenigstens einmal in sieben Jahren dem Oberhaupt ihres Gemeinwesens einen Besuch abzustatten zu dürfen, ihm die Hand zu drücken und sich zu erkundigen, wie es ihm geht. Auf diese Frage lächelt „old man“ (so nennt der Volksmund den Präsidenten), erwidert in ungewohnter Freundlichkeit, daß er sich leidlich wohl fühle, und fügt eine liebenswürdige persönliche Bemerkung für seinen Gast hinzu, die er von einer Liste abliest, in der Name, Wohnort und Beruf des Eingeladenen verzeichnet stehen. Der Einfachheit halber bittet man — obwohl es, wie gesagt, ein demokratischer Staat ist — zu gewissen Zeiten immer drei bis vierhundert Leute in das Haus des Präsidenten. Die Besucher werden dann in den Vorräumen zu einer langen, vielfach gewundenen Schlange geordnet und in einer Kette in den Audienzsaal eingelassen.

Vie hatte sich bis jetzt, dank der ausgezeichneten Organisation, bei diesem schäfe haars auch nur das Geringste ereignet, das irgendwie peinliches Aussehen erregte. Aber einmal gab es doch einen Zwischenfall, an dem vielleicht bloß die Tatsache schuld war, daß sich der Präsident — nach der, viele Stunden zur Schau getragenen Gütefeier — doch ein wenig abgepannt fühlte. Bis zum zweihundertsechshundachtzigsten Besucher war alles glatt gegangen. Da wollte es das Missgeschick des Tages, daß in der Liste „old mans“ unter Nr. 287 und 288 zwei Bürger des freien Staates vorgemerkt waren, die beide auf den Namen Smith hörten. Zwar war der eine von ihnen der Oberrichter John Oliver Smith aus Beverly Hill und der andere Jack O' Smith, der in Kampfpfad einen Gemütsdienst unterhielt; das schon ein wenig umflorte Auge des Staatsoberhauptes glitt jedoch, wohl gerade durch die Namensgleichheit irreführt, über John Oliver hinweg und blieb an dem Sag haften, der für Jack O' Smith bestimmt war. Ein Winkeln im Staatsdepartement hatte die Bemerkung vollständig launig gehalten. Und so sagte „old man“ zu dem Oberrichter, der sich mit würdigem Anstand vor seinem Stuhl verbeugte, die verhängnisvollen Worte:

„Ich freue mich sehr, Mr. Smith, daß man daheim, bei Ihnen, für den Wohl, den Sie den Leuten versorgen, das rechte Verständnis hat und Sie mit Ihrem Grinzeug gute Geschäfte machen!“

Der Oberrichter John Oliver Smith



Venedig (Markusplatz am Abend)

G. Pevetz

wurde nach dieser Äußerung ein wenig bleich. Aber er verlor seine Fassung nicht. Nach den Grundsätzen des freien Landes durfte jeder seine Meinung dem anderen ungeschminkt ins Gesicht sagen. Also konnte auch „old man“ seine Ansicht über die Tätigkeit des Oberrichters in diese seltsamen Worte kleiden. Und: „Keep smiling“, so lautet ein anderer Grundsatz seines Volkes. Also entfernte sich John Oliver Smith mit einem verbindlich heiteren Gesicht.

Und das Verhängnis nahm seinen Lauf.

Ein Glied in der langen Reihe freundlicher Worte fehlte und die Kette schloß sich nicht wieder. Der Präsident war einmal müde geworden, aber er irrte sich nicht zum zweiten Male. Und so bekam jeder das Sprüchlein zu hören, das eigentlich für seinen Hintermann gedacht war.

Der Vorfall trug sich, wie gesagt, in einem äußerst demokratischen Staatswesen zu. Es wäre daher verwunderlich gewesen, wenn von den zweihunddreißig Besuchern, die noch an der Tour waren, nicht ein einziger dem freundlichen Widerspruch, den der Präsident seiner Tätigkeit spendete, widersprochen hätte. Das tat denn auch einer. Nur war es, seltsamerweise, der letzte, der vor „old man“ stand.

„Old man“ hatte keinen liebenswürdigen Ausdruck mehr zur Verfügung. Seine Liste war erschöpft. Aber er wollte auch diesem Letzten etwas Verbindliches sagen. Daß irgend etwas im Programm in Unordnung geraten war, meckte der Präsident nun auch. Aber er wußte nicht, wie und wodurch es geschehen war. Er hielt den Menschen, der sich dreißigmal vor ihm aufbaute, für einen überzähligen.

„Ich freue mich sehr, Mr. ... Mr. ...“

„Patrick Bradley ...“, kam ihm der Audienzwerber zu Hilfe.

„Ich freue mich sehr, Mr. Bradley, daß

die allgemeine Prosperität sich auch für Ihre Gewerbe günstig auswirkt und hoffe, daß Sie in den nächsten Jahren meiner Präsidentschaft nicht über einen Mangel an Kunden zu klagen haben werden ...“

Da lachte Patrick Bradley unzeremoniell auf.

„Goffen Sie das nicht, old man“, sagte er. „Ich will mir gern anderweitig mein Geld verdienen, wenn es im Lande nun wirklich besser wird. Was aber mein Geschäft anlangt —“, der Mann schüttelte sich von neuem — „so liegt für Sie wenig Grund vor, mir einen erhöhten Absatz zu wünschen.“

„So?“, sah der Präsident erstaunt auf. „Ja, was sind Sie denn eigentlich von Beruf?“

„Ich bin der Scharfrichter von Queens-town“, war die schlichte Antwort Patrick Bradley's.

★

Wortfarg

König Friedrich Wilhelm war bekannt als ein Herr, der äußerst sparsam mit den Worten war. Anlässlich eines Ausrufhaltens in Marienbad wurde ihm mitgeteilt, daß hier ein österreichischer Kanzler weile, der sich mit ihm an Sprechknappheit wohl messen könne. Der König äußerte den Wunsch, den Mann kennenzulernen und im Aargarten fand dann das Zusammentreffen statt. Der König leitete die Unterhaltung wie ein:

„Trinken?“

„Spazierengehen.“

„Militär?“

„Kanzleirat.“

„König.“

„Gratuliere!“

„Danke!“



Florenz (S. Spirito)

E. M. Wagner

In den Gärten des Augustus

Von Erich Knud Kernmayr

Zeichnungen von Leo v. Weiden

Im Süden unten, dort wo der Himmel zur Erde kommt und mit seiner tausendfachen Glut die Herzen der Menschen zu sich herauf hebt, liegt vor dem Golf von Neapel die Insel Capri.

Klein ist die Insel, fast winzig. Aber klein und winzig ist auch das Glück, das uns Menschen wird, im steten Suchen und Irren.

Die Häuser von Capri klettern die steilen Terrassenstraßen aufwärts und fließen wie weiße Schwalbennester an dem Felsen.

Die blauen, überreifen Trauben in den halb gepflegten, halb wilden Gärten, die gelbrotten Feigen der großen Stachelkaffern, die in den schmalen Wegen zwischen den hohen Gartenmauern wachsen, die summenden Käfer des Südens, die über

uns wegschwirren und die tausend Kleinen, buntten Eidechsen, die unter unserem Fuß davonrauschen, sind kleine, schillernde Mosaiken des Zaubers der Insel, dem wir unterliegen.

Abends, wenn die zitternden Silhouetten der silbernen Oliven am Himmel emporwachsen und der große, blaue Bogen über uns feuriges Malen beginnt, flattern drüben in Neapel die ersten schillernden Lichter auf, die längs des Golfes sich entzünden und rufen und locken übers weite Meer. Schon glimmen in Sorrento die Lampen und steil über Pompeji lodert die Feuerlohe des ewigen Vesuvius unruhig zur Höhe.

Ich sitze in den Gärten des Augustus und atme das Rauschen des Meeres und trinke die zitternden Lichter der schwan-

kenden Fischerboote, die ausfahren zum nächtlichen Fang. Und neben mir sitzt eine wunderbare, fremde Frau. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen. Denn die Nacht ist auf leisen Sohlen über 's Meer gekommen und hat die Insel weich und sanft mit ihrer dunklen Decke eingehüllt. Ihre Hände, schmal und feingliedrig, die neben mir auf der Steinbank ruhen, sind alles, was ich von ihr noch sehen kann. Aber auch sie werden bald im Dunkel ertrinken.

Ich streichle im Traum über diese schlanke, gepflegte Hand mit den leicht schimmernden Nägeln, als die Finger plötzlich wie erschreckt auffahren und durch die Luft flattern. Eine Seeschwalbe, die sich im Geräusch des Wassers verpötte, strich überaus nahe an uns vorbei. Trunknen folgen meine Augen den Fingern. Und

irgendwie scheint mir diese Hand wie eine zierliche, große Spinne. Was sie hält, hält sie fest diese Hand denke ich. Und der von ihr gehalten wird, ist wohl geborgen — oder verloren...

Tausend Gedanken schwirren aus der Nacht. Tausend Lichter, die da drüben aufleuchten, fliegen über 's Meer und glimmen auf, auf dieser Hand.

Noch immer hat die Frau an meiner Seite kein Wort verloren. Unter uns in der piccola marina rauscht Woge auf Woge an den seichten Strand. Die Karagattien verschwimmen irgendwo in der schwarzen Flut.

Auf einmal erhebt sie sich an meiner Seite. Und ich gebe mit ihr. Und wie selbstverständlich, legt sie mir ihre schmale Spinnenhand auf meinen braungebrannten Arm, und unser Gleichschritt klingt wie eine monotone Melodie durch die engen Winkelgassen.

Und ich erzähle ihr von meinen Sorgen, von meinen Nöten. Von den tausend kleinen Dingen, die uns quälen und die oft unser Schicksal entscheiden. Sie nickt an meiner Seite, und ihre weiche Hand streichelt über meinen Arm.

Sie geht mit mir vorbei an den lachenden Menschen des Piazza municipio und erst weit unter dem Rater Szigigei löst sie wortlos ihre Hand von meinem Arm. Ehe ich noch etwas sagen kann, ist sie still in der kleinen, dunklen Nebengasse verschwunden.



Zuerst will ich sie suchen. Aber dann tröste ich mich. Morgen finde ich sie wieder. Capri ist klein, und ich muß sie morgen wieder sehen.

Mein Schritt ist beschwingt, und die breiten Steinflur unter meinen Füßen klingen wie eine berausende Melodie.

Endlos war die Nacht. Des Meeres rauschte wilder und warf seine Flut höher

herauf zu mir, als in den anderen Nächten. Erst gegen Morgen verfiel ich in einen dumpfen, traumlosen Schlaf.

Und dann suchte ich. In allen Hotels. Bei der Porta von Annacapri, beim Arco naturale, in der Grande marina, in den Grotten und hoch oben im Castell des Barbarossa. Erbschöpf wartete ich am Abend in dem Garten des Augustus. Wieder flammten die Lichter über den Golf. Wieder strichen die Seeschwaben über mich hinweg. Wieder rollten die Wasserberge gegen das Ufer. Aber ich blieb allein.

Tagelang währte mein Suchen. Zuerst zerfahren und häufig. Dann systematisch und verbissen. Schließlich verzweifelt und hoffnungslos.

Spät am fünften Tag trat ich in die kleine Osteria di Carmela, von der man weit über 's Meer sehen kann und setzte mich wie sonst zu den drei alten Jüdern. Der Rotwein glänzte in den kleinen Gläsern.

„Wo hast du denn jetzt immer gesteckt?“, fragte mich vornehmlich der alte Pietro, der mich ganz besonders in sein Gier geschlossen hatte.

„Ich habe jemanden gesucht und nicht gefunden!“, versetzte ich traurig, „das Ganze ist mir ein Rätsel —“

Die drei Capresen spitzten die Ohren. „Eine Frau?“

„Ja, eine Frau!“

„Und nicht gefunden? Hier auf Capri?“

Häufig stürzte ich das dritte Glas hinunter. „Nein, nicht gefunden!“

Die drei alten Freunde rückten näher zusammen. „Wo hast du sie getroffen?“, forschte Pietro unsicher, als ich geendet hatte, „in den Gärten des Augustus?“

Die alte Margaritba kam neugierig näher.

„Der Abend war so klar“, sagte ich feufzend, „ich saß droben und sah hinunter ins Meer. Auf einmal saß sie neben mir. Ich muß im Träumen ihr Kommen rein überhört haben. Und dann sah ich sie nicht mehr genau, es dunkelte schon zu stark. Nur an ihre schmalen, zarten Hände kann ich mich so gut erinnern —“

„Und sie sprach kein Wort?“, fragte die alte Margaritba atemlos ins Gespräch.

„Was verstehst du davon?“, sagte ich unwirsch, „ihre Finger sprachen. Sie lockten und gewährten — sie rufen mich heute und alle Tage —“

Die Männer rückten unruhig von mir ab. Nur die alte Carmeliera trat hilfsbereit auf mich zu.

„Über die Felsen drüben, da hat der große Tiberius seine Frauen von den baskischen Sklaven stürzen lassen, wenn er ihrer überdauern ward. Du kennst doch den salto di Tiberius — und heimlich kommen sie immer wieder auf die Insel. Es treibt sie die Sehnsucht nach dem Leben, das sie so blutjung verließen. Sie sitzen an unserem Tisch, ohne daß wir sie sehen und geben mit uns die schmalen Gassen, ohne ein Wort zu reden und ohne zu wissen be-

gennen sie uns einjam in den nächtlichen Stunden der Insel. Nur wenigen ist es vergönnt sie zu sehen. Es sind nur die Auserwählten der Kaiserinnen des Tiberius und ihre Verführung beseligt die Männer. Aber es haftet auch ein Fluch an diesen Stunden, der Fluch der ewig



unerfüllten Sehnsucht nach der einen Frau der Erfüllung, der du nie im Leben begegnen kannst...“

„It alles nur leeres Weibergewäsch!“, überschrie der alte Pietro die bange Stimmung, die sich von draußen her in die kleine Osteria geschlichen hatte. „Noch einen Liter! — den zahle ich!“

Benommen füllten wir die Gläser. Die Gitarre an der Wand klang leise auf. Aber niemand achtete mehr darauf. Der schwere Desjumein perlte und prickelte im Blut.

Früh am Morgen, als wir uns trennten, sagte Pietro noch ein wenig unsicher in der engen Gasse: „Es wird eine fremde Frau gewesen sein — die am nächsten Morgen mit dem Dampfer wegfuhr — amico, schlag die die ganze Geschichte aus dem Kopf!“

Ich lachte und schritt tapfer heimwärts. Aber an der Ecke schwenkte ich ab und ging häufig und voll Hoffnung die Skala zu den Gärten des Augustus hinunter.

Der Morgen tauchte strahlend aus dem tiefblauen Meer. Tausend Farben flimmerten im leichtbewegten Wasser auf und ritten mit der weißen Wogensicht heran an die Insel. Der blaue Himmel ertrank irgendwo in der ferne im Turm des Wassers.

Und mitten durch das tiefe, glühende Blau, kam durch seine leuchtende Farbenpracht die große Sehnsucht auf mich zugeschritten und ging mit mir durch 's ganze Leben: Die Sehnsucht nach der Frau der Erfüllung, der ich nie mehr begegnen kann...

Malura und Dieterich auf Reisen

Zeichnungen von Oswald Malura

Der Feinschmecker

Von W. Dieterich

Ich saß im Garten vor einem Gasthaus an der Straße. Neben mir lag auf der Erde ein langhaariger Dackel, der träg und ohne Neugierde gegen die verschleierte Sonne auf meinen Teller blinzelte. Ich aß zufrieden meinen etwas säuerlichen Kartoffelsalat und kaute ohne Ärger ein Stück zähes, halbfestes fettiges Schweinefleisch. Ich hatte Hunger, es war schon weit über Mittag, und ich hatte heute noch nichts gegessen. Aus dem Haus drang kein Laut, nur der Geruch von altem Käse, der durch das offene Fenster zog, ließ das Gefühl einer gänzlichen Verlassenheit nicht aufkommen. Ein Schwarm von Mücken, der dauernd vor meinem Gesicht hin und her summite, störte mich kaum in meinem lässigen Dahinsinken.

Vor ungefähr einer halben Stunde, vielleicht waren es auch nur zehn Minuten, erreichte ein Leiterwagen vorbei mit einer Ladung von mittelgroßen Käfern, die auf Stroh lagen. Dann kam niemand mehr, kein Mensch und kein Fuhrwerk. Ich war allein und vermisse nichts. Ich hätte stundenlang so sitzen können, vor Augen das Stück staubige Straße, davor das verwilderte Strauchwerk mit dem schiefen Gartenzaun, und ein schöner runder Apfelbaum mit kräftigem Stamm und schlankem Gezweig, das die überfüllte der kleinen roten Äpfelchen gerade noch tragen konnte.

Da hinkte er durch das Grotto herein, er bückte sich schwerfällig und las einen Zigarettenstumpfen auf, nicht mehrmals mit dem Kopf und steckte den Mund in die obere Klotzschale. Sein fleckiggrauer Filz schlappte auf allen Seiten herunter, nur der vordere Rand war steifer und über der Stirne aufgebogen. Er hatte einen gelblichgrünen Mantelkragen an, die Ärmel waren unten aufgeschlagen, an den Füßen trug er Sandalen, eine Sandale war mit einer vielfach umwickelten Schnur befestigt. Er grüßte, indem er andeutend seinen Stock hob. Sein Mund verzog sich zu einem gemühtlichen Lachen, ein roter Schnaubbart stand dorthin über den Lippen ab, bräunlich feucht von Nikotin und Speichel. Die Zähne waren tadellos, nur ebenfall vom Tabak verfärbt.

Ich gab ihm zehn Pfennig, er nahm sie und sagte: „Danke schön Herr, danke schön.“ Dabei schaute er mich ruhig und freundlich an, wie einer, der einem eine Gefälligkeit erwiesen hat und den Dank gutmütig von

der Hand weicht. Auf mein Befragen, wo er schon herkäme heute und wohin er noch hinauswolle, nickte er mir vertrauensvoll zu, trat näher, neigte sich über den Tisch her und sprach dann langsam und zwanglos.

„Wissen Sie, solange es noch warm ist, da gehe ich immer zu Fuß, es geht nicht mehr so gut, aber es geht, ha, es geht sogar sehr gut, und der Winter, freilich, der ist kalt und naß, aber er geht auch. Und wenn es erst wieder wärmer wird, dann ist bald Frühling, das begreift nicht jeder, können Sie das begreifen, wie das ist, ich kenne das. Das muß man schmecken, wissen Sie, da reicht ein ganzes Leben nicht, um das auszukosten. Ich brauche keinen Schnaps und kein Bier, ich trinke nie, jeder Pfennig wird genutzt, wozu soll ich trinken, das ist nichts für mich, sonst würde ich es tun. Tabak, ja, natürlich, Tabak, das ist alles. Und manchmal eine Tasse Bohnenkaffee und ein Stück Kuchen

dabei, das hab' ich gern, da bin ich wie mein Vater, der war ein Feinschmecker. Ich wollt', er würde noch leben, das wäre gut, der war Unteroffizier im großen Krieg, oh, das war ein Mann, der konnte rechnen und schreiben. Aber mein Bruder, der ist eigensinnig, wie das oft so geschieht unter Brüdern, und was hat er davon, nichts, gar nichts, nur Ärger. Der ist kein Feinschmecker und wird nie einer werden. Er ist kein schlechter Mechaniker und er wird bezahlt dafür, gut bezahlt, jede Woche wird ihm sein Geld in die Hand gedrückt. Aber was hat er davon, alles verkauft er, kaum kann ihm seine Frau ein anständiges Essen kochen... Zu einer Tasse Bohnenkaffee reicht es nie. Wenn ich ihn einmal im Jahr besuche, gibt er mir drei Mark, damit ich mich gleich wieder aus dem Staub mache. Dann hat er ein Gärtchen hinter dem Haus, da habe ich ihm einst mit ein paar Brettern eine



Bank zurechtgenagelt. Glauben Sie, daß er sich darüber gefreut hätte, weggerissen hat er das schöne Ding noch am gleichen Abend und mit der Art alles klein geschlagen, und unsinniges Zeug vor sich hergeschleudert. Die Frau hat geweint, sie hatte ihr Gefallen an der Bank, da wurde es noch schlimmer, er gab ihr einen Stoß, daß sie fast gefallen wäre, dann ist er wegelaufen. Sagen Sie, muß denn das sein. Sehen Sie, er hätte einen Tisch dazustellen sollen, wir hätten uns zusammen daran gesetzt, die Frau hätte einen guten Kaffee aufgetragen, das wäre mir lieber gewesen als seine drei Markstücke. Aber da ist nichts zu machen, wer kein Feinschmecker ist, der sackelt seine Tage dahin und ist dümmer als eine Vogelscheuche. Eine Vogelscheuche, das ist doch wenigstens etwas, die steht im Feld, vielleicht etwas schief, aber sie steht und flappert, wenn ein Wind geht. Das kann man doch ansehen, und die Vögel fürchten sich nicht davor, die fliegen trotzdem, wie sie wollen, ganz friedlich."

So redete er noch lange, eintönig, ohne die Stimme zu heben oder zu senken, nur seine Augen sprühten vor Wärme und Lebendigkeit, etwas listig, etwas traurig, meist aber unberührt frohlich und gütig, wie eben nur die Augen eines Feinschmeckers blicken können. Plötzlich verstummte er, hob grüßend seinen Stoß, klopfte zweimal damit auf den Tisch, gab mir die Hand und hinfte, wie er gekommen war, nachlässig und unbekümmert durch das Hoftor hinaus auf die Straße.

Zwei Tage später sah ich ihn wieder, wir fuhren im Auto an ihm vorbei. Er saß auf einem Brückengeländer und rauchte Pfeife. Ich stieg aus, als ich vor ihm stand, wollte er mich nicht wieder erkennen. Er roch stark nach Schnaps. Ich versuchte, ihn an unsere Begegnung zu erinnern. Er wandte ruhig den Kopf ab, dann rutschte er die Straßeneinbuchtung hinunter und legte sich mit dem Rücken ins Gras.

Es ist anzusehen, daß ein Autofahrer

nach seiner Ansicht keine Gesellschaft für einen Feinschmecker sein kann, daß er sich geschämt hätte, weil er getrunken hatte, ist wenig glaubhaft. Ich habe ihn enttäuscht. Es wird ihm jetzt nicht in den Kopf gehen wollen, daß er sich jemals mit mir eingelassen hat. Vielleicht wird er etwas traurig sein, vielleicht. Ärgeren wird er sich bestimmt nicht. Was geht ihn ein Autofahrer an, was gehen ihn die Leute an, und gibt es überhaupt noch Feinschmecker unter den Lebenden. Ich hätte gern mehr von ihm erfahren, vielleicht war er wirklich ein Feinschmecker. Er hatte ehrliche Augen, da war nichts Trübes und Widerwärtiges darin.

Herberge

Erinnerung kehrt wieder ein
Und weilt bei dir als stiller Gast.
Das blüht so mild wie roter Wein
Im fremden Glas auf kurzer Raft.

Der Abend dämmt vor den Fenster-
scheiben,
Doch glänzt die Stube hell im Licht
Der Bilder, die geruchsam treiben
Vorüber, bis der Wirt das Schweigen
bricht.

Die Lampe wird geschäftig hergebracht,
Klar Ding will tüchtige Beleuchtung
haben.

Die Träume fliehen verwunschen in die
Nacht
Und klingen um den Meilenstein im
Straßengraben.

Da liegt vielleicht ein Vagabund
Und lauscht im Schlaf beglückt
Dem Wiegenlied aus fernem Mund
Und fühlt nicht mehr, was ihn bedrückt.

W. Dierich

Die Erfindung der Glühlampe

Fremdenführer spielen ist oft eine un dankbare Aufgabe. Besonders, wenn es sich darum dreht, durch eine Fabrik neugierige Besucher zu führen, die auch nicht das geringste von all dem verstehen, was sie zu sehen bekommen. Darum hatte sich der Ingenieur, der vor ein paar Jahrzehnten die Besucher einer der ersten amerikanischen Elektrizitätsfabriken durch den Betrieb zu führen hatte, angewöhnt, seine Gäste nach Strich und Faden zu verkohlen. Einmal führte er einen Mann, der sich für alles lebhaft interessierte, dem aber nichts zu imponieren schien. Das ärgerte unseren „Fahrenführer“, und seine Phantasie kannte keine Grenzen. Er berichtete von Riesemaschinen, die es damals noch gar nicht gab, und erzählte schließlich wie die Erfindung der Glühlampe nur einem Zufall zu verdanken sei, nämlich der Beobachtung eines Bligtrabls, der sich an einer Eßigflasche gespiegelt habe. Der Gast hörte andächtig zu und ging befriedigt von dannen. Noch am selben Tag kam ein Paket für den Ingenieur an. Es enthielt ein Buch und eine Widmung, auf der ein Bligtrabl und eine Eßigflasche gemalt war. Die Unterschrift aber lautete: „Meinem freundlichen Führer, dem ich so interessante Aufklärung verdanke, sende ich hier mein neuestes Buch zur Erinnerung Thomas Alva Edison.“

K. W. W.

Das Taschentuch

Ein Ehepaar war bei einem tieftraurigen Theaterstück. Sie weinte im ersten Akt, sie weinte im zweiten Akt und als der dritte begann, bot ihr der Gatte sein Taschentuch an.

„Nein laß nur“, schluchzte sie, „der dritte geht auch noch hinein.“





Lesendes Mädchen

G. W. Schott

Wieder auf der Insel

Skizze von Heinz Tattermusch

Er hatte der Dampfer den Hafen hinter sich gelassen und fuhr bei steigender Flut vorsichtig ins Wattenmeer hinaus, da tauchte auch schon vor Hans Ohlens Augen die kleine Insel wieder auf. Bald hob sie sich deutlicher aus dem leichten, dunstigen Schleier heraus, der über der fast unbewegten, spiegelnden Wasserfläche lag. Die Sonne zerstreute allmählich das flaumige Gewölk und Hans Ohlsen öffnete seine Jacke, legte seine Arme breit auf die Rückenlehne der Bank und atmete tief die frische Seeluft ein. „Da bin ich also wieder“, dachte er, „und es ist wie im vergangenen Jahr.“ So hatte er die Insel oft in Gedanken vor sich gesehen, mit ihren wenigen Häusern und den weiden Kühen auf den Wiesen, die alle im Wasser zu stehen schienen, so flach war das Land auf dieser Seite. Aus der Entfernung betrachtet, kam es Hans Ohlsen überhaupt fast so vor, als wäre die weite, spiegelglatte Wasserfläche, die das Schiff

noch von der Insel trennte, zu Luft geworden, und als schwebte diese jetzt mit ihrem lustigen Spielzeug von Häusern, Bäumen und Tieren unerreichbar über ihm inmitten der weißen Wölkchen am Himmel. „Glückliche Insel!“ murmelte er und schaute dann den Möven zu, wie sie freischend mit sicherem Flügelschlag das Schiff umflogen. Wie die Zeit verging! Nun waren sie gleich da. Der kleine Dampfer tutete und legte an der weit ins Meer hinausgebauten Landungsbrücke an.

Da stand ja auch schon Frau Janßen, bei der er wieder wohnen wollte. Freundlich lächelnd kam sie ihm entgegen. Er hatte ihr geschrieben gehabt und nun waren sie gleich wieder vertraut miteinander wie alte Bekannte. Was war schon ein Jahr Abwesenheit! Und doch, etwas verändert hatte sie sich wohl. War ihr Haar nicht grauer geworden und ihr Gesicht ein wenig faltiger? Er konnte es nicht sagen. „Sie sehen recht blaß aus,

Herr Ohlsen“, meinte Frau Janßen in ihrer mütterlichen Art und betrachtete sein schmales, verschattetes Gesicht. „Ich weiß es noch, wie Sie im vorigen Jahr mit Fräulein Sanders zusammen hier wegfuhren. Wie braun und frisch sahen Sie doch da beide aus!“ „Ja, ja“, sagte er nachdenklich werdend, „das macht das Leben in der Stadt und die viele Arbeit. Aber nun soll es wieder so sein wie damals, eine ungebundene und vergnügte Zeit.“ Er atmete auf und schaute fröhlich um sich. „Mir ist schon fast so, als sei ich garnicht fort gewesen und ich glaube, ich kenne noch alle Leute hier.“ Er hatte sein Gepäck auf dem kleinen Wagen verpackt, nahm Frau Janßen die Deichsel aus der Hand und sie setzten sich langsam in Bewegung. „Was macht denn Vater Janßen?“ fragte er sie lächelnd. Mit dem alten Schiffer, ihrem Vater, hatte er gern vorm Haus gesessen; der würde sich auch freuen, ihn wiederzusehen. „Vater

ist im Frühjahr gestorben", sagte sie trübe und schaute zu Boden. Hans Ohlsen konnte es kaum glauben. Er war doch noch so rüstig gewesen. Es tat ihm sehr leid. „Es ging sehr schnell", sagte sie und wischte sich flüchtig mit dem Schürzenzipfel übers Gesicht. „Er bekam einen Schlaganfall. Drei Tage hatte er noch gelebt. Man mußte es eben hinnehmen."

„Wissen Sie eigentlich, wie es Fräulein Sanders geht?", fragte sie dann neugierig und schaute ihn von der Seite an. „Nein", sagte er nachdenklich und blickte aufmerksam zu ihr hin. „Woher soll ich das wissen?" „Nun, ich dachte nur, weil Sie sich doch für das Fräulein damals etwas zu interessieren schienen", meinte sie verlegen, „und dann reisten Sie ja auch zusammen ab. War es nicht so?" „Wir waren recht gut miteinander bekannt geworden", sagte Hans Ohlsen zurückhaltend; „aber leider habe ich schon lange nichts mehr von ihr gehört. Sie lebt ja auch ganz wo anders. Gewiß denkt sie längst nicht mehr an mich." „Nein, wie man sich doch täuschen kann", sagte Frau Janßen und schaute ihn merkwürdig an.

„Es ist nur so", fuhr sie lächelnd fort, „Fräulein Sanders hat sich für morgen angemeldet." „Ach nein!", sagte er überrascht und überlegte es sich einige Zeit. Das hatte er nicht erwartet, daß er Wiebke Sanders hier wiedersähen würde. Warum hatte sie ihm nur auf seinen letzten Brief nicht mehr geantwortet? Wahrscheinlich hielt sie es nicht mehr der Mühe wert. Es war sehr schade, denn sie war ihm nicht gleichgültig gewesen. Nun war natürlich alles vorbei. „Gibt es sonst

noch Überraschungen auf der Insel?", fragte er mit betonter Lustigkeit. Etwas fiel Frau Janßen ein, das sie sichtlich erbeiterte, wenn es ihr auch leid tat, natürlich. Die Anna Köpke, die Tochter vom Krämer, hatte ein Kind bekommen. „Die hat es auch nötig, unter die Haube zu kommen", meinte sie vielsagend. „Das Schlimme dabei ist nur, daß sie wohl nicht weiß, wer der Vater ist. Ein hübsches Mädchen ist sie ja immer noch", fuhr sie anerkennend fort, „und Geld hat sie auch. Da drückt man ein Auge zu." Richtig, die Anna kannte Hans Ohlsen doch. Einmal war er ja mit ihr recht lustig zusammen gewesen, damals beim Tanz in der Strandhalle und auch nachher. Es war eine warme, dunkle Nacht gewesen und die Anna war ein derbes, freisches Mädchen. Freilich heißes Blut hatte sie wohl. Daran erinnerte er sich auch. Aber das war alles gewesen, ehe Wiebke Sanders angekommen war, denn dann hatte er fast die ganze Zeit nur mit ihr zusammen verbracht. O ja, Frau Janßen wußte doch ganz gut Bescheid.

Dann waren sie vor dem kleinen Häuschen angelangt und er bekam wieder das selbe Zimmer, wie im vergangenen Jahr. Abends ging er noch nach dem Strand auf die andere Seite der Insel, die nach dem offenen Meer zu lag und sah lange auf die See hinaus. Wie oft hatte er hier mit Wiebke gestanden. Er mußte plötzlich wieder sehr an sie denken, an ihr schmales, junges Gesicht mit den warmen braunen Augen und an ihre zierliche Gestalt und wie er dann durch die Dünen heimging, fielen ihm auf Schritt und Tritt Erinne-

rungen an sie ein. Es war eine schöne Zeit gewesen, trotz allem; aber war es nicht doch besser, nicht mehr daran zu denken? Er war nicht böse auf sie, daß sie ihm nicht mehr geantwortet hatte, nein, dazu war ihre Beziehung wohl zu zart und unverwundlich gewesen; aber es würde doch richtiger sein, wenn er morgen nicht mit nach der Landungsbrücke ging, um sie abzuholen. Es läßt vielleicht so aus, als wollte er sich ihr aufdrängen.

Wenn das Wetter alle Tage so schön blieb, dann konnte man nach Herzenslust baden und im Sande liegen, wie es Hans Ohlsen am nächsten Tag schon tat. Danach war er aber auch noch im Dorf umhergegangen und hatte alte Bekanntschaften wieder erneuert; die Anna hatte er auch getroffen. Wahrhaftig, sie konnte sich erst garnicht mehr auf ihn besinnen, machte runde Augen und fuhr sich mit der Hand nachdenklich über ihre schwarzes, straffgeknottetes Haar. „Ei, Anna, wie kann man nur so vergeßlich sein", hatte er ge scherzt. Da war sie doch ein bißchen erötet. Aber sie ließ sich nichts weiter anmerken und hatte dann noch ganz unbefangen mit ihm geplaudert. Von ihrem Kind hatte sie ihm freilich nichts gesagt. Er hatte auch nicht danach gefragt.

Als Hans Ohlsen am Abend noch allein den Strand entlangging, hörte er hinter sich auf dem gepflasterten Weg leichtes Sandalenklappen. Er hörte es gern. Es hatte einen so unschuldigen Klang. Es war sicher ein Mädchen, vielleicht ein Kind. Es waren eilige Schritte, die sich schnell näherten. Doch kurz hinter ihm stockten sie und schienen zu zögern. Er



Herbststürme

Toni von Stadler



Löwenbräukeller Stiglmayrplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Groß-Konditorei CAFÉ MACH
Rosenstraße 11



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMUNGS - SCHRAMMELTrio

Bärenschänke Fürstenfelder-
Straße 15
Das behagliche Mittag- u. Abendlokal

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tagesspeisungen

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert Täglich abends Tanz

Besucht die Vorstellungen der
„DACHAUER“ im „PLATZL“
gegenüber dem Hofbräuhaus

Café am Dom
Kaufingerstraße

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

WENN *Photo — DANN Schaja*
MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32



Gut gepflegt
sind Sie im
gemütlichen
Vier Jahreszeiten-
Keller

Markensammler
erh. Inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Sadlerstr. 49

WERBUNG

BRINGT ARBEIT!

Lerne
Auto- u. Motorrad-
fahren bei
Spreitzer
Tel. 13269
Kapellenstr. 1
Konditorei Café Perzel

HEINLOTH & Co K.D.T.-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrstr. 8-10 Telefon 207 63

Münchener Kunstschulen

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schleicher in Isding/Isartal
mit Lehrstätte München, Odeonsplatz 2
stud. anerk. / Allg. Kunstprüfung

Münchener Lehrwerkstätten
Modetechniken, Gebrauchsgraphik,
Zeichnen, Malen, Abdruck 17-18 Uhr,
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 30147

Klischees *Marken*
für Reklamewerke
Bücher, Kataloge
& Zeichnungen
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27467

Immer abends als Letztes

Chlorodont

sah sich flüchtig um. Überrascht blieb er stehen. Es war Wiebke Sanders. Erst waren sie beide verlegen, dann nahm er sich zusammen. „Es freut mich, Sie wiederzusehen, Fräulein Sanders“, sagte er höflich. „Ich freue mich auch“, erwiderte sie fast unhörbar. „Ich bin eben angekommen.“ Sie sah recht blaß und angegriffen aus, fand er, aber ein hübsches, weißes Kleid trug sie mit einem roten Gürtel über den schlanken Hüften. „Wie geht es Ihnen denn?“, fragte er zurückhaltend. „Danke schön“, sagte sie leise, „jetzt geht es mir wieder ganz gut; aber es war im letzten Jahre nicht immer leicht für mich.“ Sie sah ihn bittend an. „Verzeihen Sie mir, Herr Obsten, daß ich Ihnen nicht mehr geschrieben habe. Diese leichte, sorglose Art, in der wir uns hier kannten, lag mir dann so fern und ich fürchtete, Sie

mit meinen Sorgen zu belästigen.“ Sie schwieg und sah verlegen vor sich hin. „Also, mangelndes Vertrauen“, sagte er vorwurfsvoll und legte seine Hand auf ihren Arm. „Kommen Sie, wir gehen ein Stück zusammen.“ Während sie nebeneinander hergingen, sprach sie meistens und er hörte zu. Dann standen sie auf einer Düne und schauten wieder zusammen aufs Meer hinaus und sahen die Sonne blutrot und riesengroß darin versinken. Unter der glasklaren, grün überhauchten Zimmelskuppel, die fernhin rot und golden sich über die Kluten erhob, donnerten die Wälder ihr brausendes Lied. Am Horizont, blau verdämmert, dehnte sich die weite Fläche, wie der ruhelohe, silberne Leib einer Riesin im Widerschein des Zimmels, der sich über sie beugt und sie sahen einen rotglühenden Strahl darüber-

hin auf sich zuschießen und standen da wie verzaubert...

Schließlich gingen sie noch ein Stück. „So vieles verändert sich in einem Jahr“, fogar auf dieser abgesehenen Insel hier“, sagte er nachdenklich. „Am Ende sind wir auch nicht mehr dieselben; aber ich wollte doch, es wäre alles wieder so wie damals.“ „Das habe ich mir auch gewünscht“, sagte sie einfach und hingte sich leicht in seinen Arm. „Darum habe ich ja erst vorher bei Frau Janßen angefragt, ob Sie auch wieder kommen würden.“ Er blieb überrascht stehen und wie er ihr lächelndes Gesicht so nahe vor sich sah, mußte er es zart in beide Hände nehmen. „Werben wir lange auf unserer Insel bleiben?“, fragte sie träumerisch. „Immer, wenn du willst“, antwortete er ernst. „Ach ja“, sagte sie und dann lächelte sie beide.

Mittel gegen Langeweile

Von G. W. B.

In einer Drogerie auf der Kärntnerstraße. Ein jüngerer Mann betritt den Laden und sagt zu dem bedienenden Fräulein im weißen Kittel: „Geben Sie mir eine Zahnpasta und zwar eine von den Packungen mit dem blauen Aufdruck.“

Das Fräulein lächelt zuvorkommend: „Bitte, macht einen Schilling.“ Und schon liegt das kleine längliche Paketchen vor dem Kunden auf dem Ladentisch. Der aber macht keine Anstalten, seinen Kauf zu bezahlen, sondern reißt den Karton auf und nimmt die Tube aus der Hülle. „Wissen Sie“, sagt er so nebenbei zu der verdutzten schauenden Verkäuferin, „ich kaufe keine Kags im Sack. Wer garantiert mir, daß sich in der Tube auch wirklich Zahnpasta befindet?“

Das Fräulein Verkäuferin ist entsetzt und sehr beleidigt über solchen Verdacht. Der jüngere Herr aber sagt weiter: „Geben Sie mir doch bitte ein Metermaß.“ Ganz automatisch holt das Fräulein eines aus der Kade, sie ist durch das sonderbare Gebaren des Kunden fast verführt. Es ist auch nicht alltätlich, was der Kunde jetzt beginnt. Er schraubt den Verschluss der Tube ab und setzt dann die Tube so auf die Tischplatte auf, daß anzunehmen ist, er wolle den Inhalt ausdrücken. Dieser Scherz geht dem Fräulein zu weit. Sie ruft: „Haben Sie die Pasta gekauft, ja oder nein?“

Der Herr lächelt freundlich und sagt: „Vielleicht werde ich sie kaufen. Vorerst muß ich noch etwas feststellen.“ Und schon drückt er auf die Tube und zwar so lange, bis ein fast meterlanger, weißer Wurm auf der Tischplatte liegt. Dann nimmt er das Metermaß und mißt das seltsame Gebilde. „So“, meint er, als die Messung beendet, „jetzt kann ich Ihnen Auskunft geben. Ich werde die Pasta nicht kaufen.“

Da wird das Fräulein böse. „Mein Herr“, sagt sie, „das ist eine Unverfrorenheit von Ihnen. Sie ruinieren mir hier die Ware und wollen Sie nicht einmal bezahlen! Ich bitte Sie jetzt um das Geld!“ Aber der Kunde denkt nicht an's Bezahlen. Er erklärt weiter: „Ich kaufe unter keinen Umständen eine Ware, die durch falsche Angaben angepriesen wird. Sie sehen, der Inhalt der Tube mißt genau 84 Zenti-



Münchener Au

Theo Hochreiter

meter. Es kommt beim besten Willen nicht mehr heraus. Auf der Packung aber steht, daß der Inhalt der Tube 88 Zentimeter beträgt — es fehlt also ein ganzer Zentimeter und darum kaufe ich die Pasta nicht. Sie können sich darüber beim Fabrikanten beschweren, er wird Ihnen nur dankbar sein.“ So sprach der jüngere Herr und verläßt mit freundlichem Gruß den Laden. Das Fräulein aber steht noch lange und staert auf das weiße Ding auf dem Tisch.

Vor dem Laden trifft der jüngere Herr einen zweiten. Der scheint auf ihn gewartet zu haben. „Wo steckst du denn, ich

warte schon ganze fünf Minuten hier“, so spricht er ihn tadelnd an. Darauf unser Drogeriekunde: „Mein Lieber, ich habe schon vorher eine geschlagene Vierteltunde auf dich gewartet. Da es mir zu langweilig wurde, bin ich in die Drogerie gegangen und habe mich dort köstlich amüsiert. Weißt du, Langeweile ist schlimm, aber man muß nur das richtige Mittel wissen, um auf billige Art darüber wegzukommen. Wenn wir jetzt zusammen ein Viertel Kote trinken, werde ich dir mein Rezept verpassen. Aber du darfst es nicht zu oft verwenden, so etwas spricht sich schnell herum.“



RUBENS



„Unser Zimmerherr,
dös is aa so oana!“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 43

HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

PREIS 60 PFENNIG

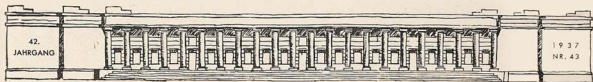
Jugend



In der Ballett-Garderobe

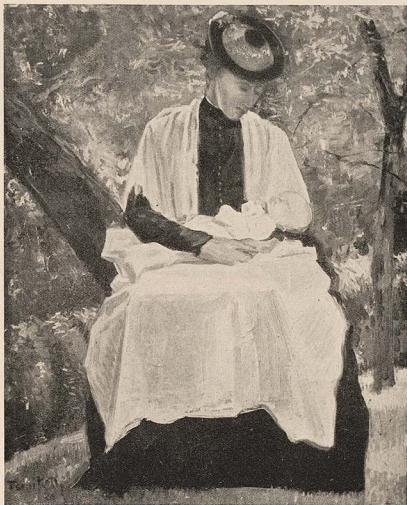
Gemälde von Toni Roth-München

J U G E N D



Oberbayerische Bäuerin

Toni Roth



Mutterglück

Toni Roth

Toni Roth

Von Alexander Gans Koth

Während die anderen Schulkameraden der ersten Volksschulklasse sich mit dem Schreibenlernen abmühten und Strich auf, dünn, Strich ab, dick, auf ihre Schiefertafeln malten, schmierte der kleine Toni schnell eine Seite voll, drehte seine Tafel um und widmete die unlinierte Fläche seiner Kunst.

Alles was die kleine Kinderphantasie hervorbringen konnte, war bald auf der Tafel sichtbar geworden. Kam dann der Herr Lehrer plötzlich hinter dem kleinen Zeichner leise vorgehlichen, so war der zeichnende Schreiber ertappt. Aber der Lehrer hatte Verständnis für den kleinen

Toni und ließ ihm meist das Unerlaubte mit einem leisen Lächeln durchgehen. Vielleicht mag der kleine Schüler darin eine stille Anerkennung empfunden haben, die ihm ein Ansporn gewesen sein mag. Dieser Lehrer hatte das seltene Verständnis für ein junges Talent und deshalb sei auch in der „Jugend“ sein Name rühmlich genannt: er hieß Gschwendtner.

Toni Koth wurde am 10. Februar 1899 in München geboren. Sein Vater war der bekannte Münchner Maler Professor Alois Koth, der zur Zeit, als die Münchner Malkultur auf bedeutender Höhe stand, studierte und arbeitete.

Toni Koth zeichnete und malte von Kindheit an. Kam ein Besuch zu seinen Eltern, so wurde dieser von ihm „abgezeichnet“. Sein Vater war sein erster Lehrer, der ihn bei solchen Arbeiten nur auf die Verhältnisfehler aufmerksam machte, aber den kleinen Künstler frei in seiner Art schaffen ließ. So war Toni Koth's Vaterhaus eine Pflegestätte der Kunst und seine Jugendzeit war eine selten ungetrübte.

Aber schon nach einigen Jahren mußte Toni Koth das gleiche erfahren, was Friedrich Hebbel uns in seiner wundervollen Schilderung „Meine Kindheit“,



Toni Roth

klar und einfach sagt: „Der Hauptreiz der Kindheit beruht darauf, daß alles, bis zu den Haustieren herab, freundlich und wohlwollend gegen sie ist, denn daraus entspringt ein Gefühl der Sicherheit, das bei dem ersten Schritt in die feindliche Welt hinaus entweicht und nie zurückkehrt.“

Als Realschüler der vierten Klasse, schickte Toni Roth ein von ihm gemaltes Ölbild in eine Ausstellung des Münchner Kunstvereins und diese Arbeit bestand die kritische Prüfung ernster Künstler. Das Bild wurde ausgestellt. Dieser Erfolg wurde in der Schule bekannt und trug dem Realschüler und Kunstmaler Toni Roth Neid und Mißgunst, ja sogar offen-

sichtlichen Haß einiger seiner Mittelschullehrer ein. Die kleinen Krämerseelen und Idioten legten ihm zur Last, daß dieses Bild hauptsächlich ja doch sein Vater gemalt hätte und der „vielversprechende Sohn“ es als seine eigene selbständige Arbeit ausgäbe. Das Herz des jungen Künstlers empörte sich ob dieser Verleumdung. Um dem Gerede und dem Gespött seiner Mitschüler und Lehrer ein Ende zu machen, erklärte sich der Schüler Toni Roth bereit, im Zeichenjaal der Realschule ein von seinem Zeichenlehrer beliebig gestelltes Stilleben in Öl zu malen und um jeden Verdacht einer Beihilfe auszuweichen, malte er unter schulmännischer Bewachung; und die Moral dieser Ge-

schichte war, daß dieses Bild ihm noch besser gelang als das ausgestellte. Nun waren die anderen die Überführten. Daraus verstummten die Verleumder. Aber die Mißgunst wuchs in den kinderfeindlichen Herzen so mancher Lehrer. Anstatt den wirklich begabten Schüler zu fördern, hemmte man ihn, wo man nur konnte.

Aber Toni Roth ließ sich in seiner Zielstrebigkeit nicht irren machen. Seine guten Beispiele suchte er nicht unter diesen Menschen; seine Bewunderung und Verehrung galt Rubens, Rembrandt, Velasquez, van Meer und allen deutschen Meistern.

Sein Ziel war immer, wirklich malen zu lernen. Schon mit 17 Jahren stellte er in der großen Jahresausstellung im Glas-

palast in München aus und mit 18 Jahren studierte er bereits an der Münchner Akademie. Seine Lehrer waren Max Doerner, Janz, von Gabermann und von Marr. Viele Jahre kopierte Roth alte Meister und studierte dabei die Technik der Alten. Unter Anleitung von Professor Max Doerner lernte er, wie ein Bild auch handwerklich aufgebaut werden muß. Durch jahrelanges Studium wurde ihm klar, wie wichtig beim Malen auch die Maltechnik ist, und von nun an verfuhr er handwerklich solide und doch künstlerische Bilder zu malen. Dabei verstand er das Handwerkliche nach alter Meister Art für sich nutzbar zu machen ohne jedoch auf seine persönliche Eigenart als Maler zu verzichten.

So ist Toni Roth ein vielseitiger und bedeutender Maler geworden. Seine Blumenbilder sind seit 1916 aus den großen Jahresausstellungen im Münchner Glaspalast gut bekannt. Aber seine anderen Stillleben, Portraits, Alte und Landschaften stehen auf gleich hoher Stufe. Auch im Hause der deutschen Kunst ist Toni Roth mit verschiedenen Werken würdig vertreten.

Staroff kam zurück

Von G. W. Bürfmayer

Im „Aigle d'or“ in Paris traf ich ihn. Komorinsky hieß er und war Türcheher eines vornehmen Lokals. Vollblutruß, zaristischer Offizier und Dolchgewissenhafter im großen.

Ich hatte mir den Tanzummel im „Aigle d'or“ angesehen und wollte nach Hause. Wie ich aus der Tür trette, stolpre ich und fälle der Länge nach hin. Komorinsky hob mich auf, räudte meinen bedrängten Anzug ab und fluchte auf russisch über den Bioten von einem Schreiner, der eine Leiste am Boden schlecht befestigt hatte.

Mein Trenchcoat ließ ihn verstummen.

„Offizier“, fragte ich ihn.

„Oui, Monsieur.“

„Viel erlebt, was? Damals — drüben?“

„Schrecklich, Monsieur.“

Ich witterte Abenteuerberichte; fragte ihn noch, wann der Laden hier zumache und ob ich dann zu einem Apéro einladen dürfe.

In einem der unzähligen Straßenkaffeehäuser habe ich ihn dann erwartet. Und dort hat mir der Kusse das Erlebnis aus Tiflis erzählt.

„Ob es 1922 oder 23 war, weiß ich nicht mehr genau“, fing er an. „Jedenfalls hatten mich die Dolchgewissnis geschnappt und nach der Festung Tiflis gebracht. Weit über hundert Mann war unser Transport stark. Die Festung, ein Kastell, lag hoch auf einem steilen Felsen, hatte

Brief eines Akademikers

„Sehr geehrter Herr! Ich bin mit einer Studentin verlobt. Nun habe ich erfahren, daß Sie gesehen worden sind, wie Sie küsteten. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie mich morgen nachmittags um 6 Uhr aufsuchen und mir eine Erklärung darüber geben.“

Richard Schulze.“

Die Antwort lautete:

„Lieber Richard! Ich habe ein Exemplar Deines Kundscheibens in den Händen und werde, wenn ich nicht entbedröcklich bin, der Versammlung beiwohnen.“

Dein Hans.“



R. O. S.

Wälle und Gräben und drei Meter dicke Mauern. Als wir durch das eisenbeschlagene Tor geführt wurden, dachte ich mir: Ade, Welt, hier kommt du im Leben nicht mehr heraus! Meine Fluchtgedanken, die ich auf dem Transport immer gehabt hatte, zerfielen angesichts dieser feste zu einem Nichts.

Wenn es irgendwie möglich gewesen wäre, aus dem Verließ auszubrechen, so war das noch ein unüberwindliches Hindernis — der Wassergraben rings um das Kastell. Senkrecht fielen die Felswände zu ihm hinab. Ein Sprung da hinunter bedeutete den sicheren Tod. Die Wächter wußten das gut und ließen uns innerhalb der Mauern frei herumlaufen. Sollte

Gedanken über Kunst

Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben.

(Goethe: Dichtung und Wahrheit)

Wir wären kaum in gleich enger Verbindung mit Wien geblieben, wenn nicht Haydn, Mozart, Beethoven dort gelebt und ein gemeinsames Band der Kunst zwischen dem Niederrhein und Wien geschaffen hätten.

(Bismarck)

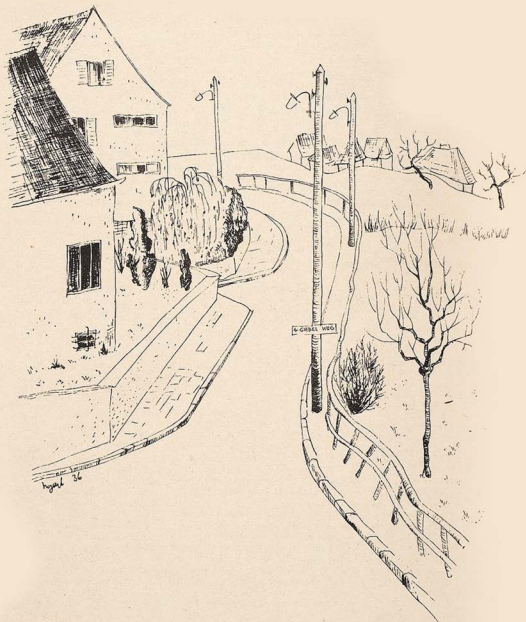
einer von uns hinauspringen — nun gut, er war so und so verloren.

Es kommt allerlei dabei heraus, wenn hundert Gehirne von gefangenen Menschen unablässig an einen Weg in die Freiheit denken. Aber keiner von allen kam auf meine Idee. Zur Flucht, so hatte ich mir gesagt, gibt es nur den Sprung in den Graben. Wird er gewagt, so muß ein Mittel gefunden werden, um den Stürzenden auf der Wasserfläche zu halten, damit er sich auf dem Grabengrund nicht die Knochen zerschlägt. Der Graben konnte zwar tief sein, aber auch das Gegenteil war möglich, wir wußten es ja nicht. In dem Kastellhof entdeckte ich einen Schuppen, dessen Dach mit Bleibsch gedeckt war. Auch alte Konservendbüchsen lagen in Menge herum. Aus diesem Material fertigte ich eine Art Rettungsgürtel an, eine Hohlrohre, die man sich um den Leib binden konnte. Aber ich kann Ihnen sagen, es hat verdammt lange gedauert, bis ich soweit damit war. Es durfte doch niemand etwas davon gemahnt werden.

Einem meiner Leidensgefährten hatte ich mich sehr angeschlossen. Ihm allein machte ich Mitteilung von meiner Erfindung und meinem Fluchtplan. Staroff, Wladimir Staroff, hieß mein Kamerad. Was soll ich Ihnen sagen — als er von der Sache gehört hatte, war 's ganz aus mit ihm. Tag und Nacht quälte er mich! Gib mir den Gürtel! Laß mich hinauspringen. Schau, ich hab ein Weib und drei Kinder zu Haus! Ich muß doch zuerst fort von hier!

Lassen Sie es mich kurz machen. Ich gab ihm den Gürtel und in einer Nacht wagte er den Sprung. Dange wartete ich auf den nächsten Morgen. War es glücklich Scheinbar, denn der Tag verging und auch der nächste und die Wächter waren am Suchen nach dem vermissten Staroff. Er konnte sich bei dem Sprung auch nicht den Tod geholt haben, denn sonst hätte man seine Leiche doch schon irgendwo entdeckt.

Nach acht Tagen aber sah die Sache anders aus. Da erschienen auf dem Hof drei Arbeiter und räumten den Schuppen aus. Wie kommen sie darauf, dachte ich mir. Sollten sie Staroff —? Die Antwort hatte ich am nächsten Tag. Da kamen zwei bis an die Zähne bewaffnete Dolchgewissnis und schleuderten ein menschliches Bündel auf den Hof. Es war Staroff. Wie sah der aus! Zerschlagen, zerkrast. Blut im Gesicht und an den Händen, ein Jammerbild von einem Menschen. Wir haben ihn in unsere Baracke geschleppt und zurechtgepflegt. Von den Dolchgewissnis kümmerte sich ja keiner um ihn. Als er einigermaßen wieder auf dem Damm war, hat er mir dann von seiner Flucht erzählt. „Dein Gürtel war großartig“, sagte er. „Ich kam glatt im Wasser an, etwas dumme im Kopf, aber heil und ganz. Schwamm dann zum Ufer und weg war ich. Bauern in der Nähe haben mich aufgenommen und waren gut zu mir. Gaben



Aus Stuttgart

Hildegard Cloos

mir auch Kleider gegeben und eine Fahrkarte nach meiner Heimat. Ich bin dorthin gefahren und habe bei Nachbarn herumgefragt. Ob sie mir schon auf der Spur wären, ob sie schon hier gewesen waren. Nun, du kannst dir schon denken, was mich alles interessierte. Und jetzt kommt die Gemeinheit. Freilich seien die Häsher dagewesen und hätten meine Frau und meine Kinder mit sich fortgeführt. Und beim Staroschen hänge ein Anschlag für mich: Wenn ich binnen acht Tagen freiwillig ins Kastell zurückkäme, würde

meine Familie freigelassen. Andernfalls kämen alle vier an die Wand. So, da haßt du 's. Den Preis konnte ich nicht bezahlen. Da bin ich nun wieder. Hoffentlich geht es den Meinen gut."

Das war Staroff. Er ist an den Wunden, die ihm die Bolschewiki beigebracht hatten, gestorben. Lange darnach haben sie mich freigelassen. Und da habe ich dann erfahren, daß die Rückkehr des Staroff für nichts war — sie hatten seine Frau und seine Kinder, schon ehe er sich zurückmeldete, erschossen."

Ein Ferngespräch aus Würzburg

"Hallo, hier ist Schorsch! Hör mal, Hans, ich bin hier festgefahren und brauche hundert Mark!"

"Ich kann nichts verstehen. Jemand etwas muß in der Leitung sein."

"Ich brauche hundert Mark!"

"Ich kann nichts verstehen."

Fraulein vom Amt: "Die Verständigung ist aber ausgezeichnet."

"Dann geben Sie ihm doch die hundert Mark!"



Malura und Dielerich auf Reisen

Zeichnungen von Oswald Malura

Begegnung in Frankfurt

Wir waren mehrere Stunden in den Straßen und Gassen von Frankfurt unterwegs, wie wir das lieben, in der Dämmerung bis in die späte Nacht hinein ohne bestimmtes Ziel in einer fremden Stadt herumzuschlendern. Beim Dom bogen wir dem Main zu ab, wir waren müde und freuten uns auf den Schlaf, unser Quartier lag am anderen Ufer.

Da kam ein Mann die Straße herauf, der uns ziemlich auffällig anstarrte. Wir waren es aber bereits gewohnt, durch unsere wuchernden Bärte ein gewisses Aufsehen zu erregen. Nun, dieser Herr zeigte eben ein besonders eindringliches Interesse, er musterte uns neugierig und steiflich zugleich und war jedenfalls ganz und gar mit unserem Aufzug beschäftigt. Es sah so aus, als wollte er uns ansprechen. Ein Zucken lief um seinen Mund, seine Schultern schwanken verlegen. Er machte mit dem Arm eine befremdende Bewegung, als ob er etwas wegschieben müßte, das in seinem Weg lag, und schritt dann aufrecht und sicher weiter wie ein Mann, der ein Ziel hat. Wir wirkten ihm belustigt nach, als er sich nochmals umwandte. Da kam er ohne zu zögern auf uns zu. Er stellte sich breitfüßig hin und

legte in einer übertriebenen Vorsicht mit seinem Gerede los.

„Also, wenn ich euch beiden heute noch einmal begegne, dann lade ich euch ein, dann trinken wir Einen zusammen.“ „Gemacht, Mann“, rief mein Kamerad, „wird angenommen.“ Darauf ging er nicht ein. „Das nächstmal, hab ich gesagt. Aber warten Sie einen Augenblick, ich habe euch diesen Nachmittag schon beobachtet. Da habt ihr einem verlumpten Kerl eine Wurst gekauft, das war einst ein Schulkamerad von mir, ich habe mich ihm nicht zu erkennen gegeben, ich hätte mich geschämt. Warum habt ihr das getan? Unsere Antwort war: „Der Mann hatte doch Hunger, haben Sie das nicht gemerkt?“ „Ja, ihr habt euch aber außerdem eine lange Zeit mit ihm unterhalten mitten auf der Straße, wo alle Leute vorbeigehen und zusehen. Ihr habt mir so halb gefallen, ich habe gedacht, die wagen doch wenigstens etwas, wenn es auch nichts Besonderes ist. Aber sagen Sie mir doch, wenn ich fragen darf, warum lassen Sie sich die Bärte wachsen und wie bringen Sie es fertig, so herumzulaufen. Die Leute drehen sich ja alle nach Ihnen um.“

Wir antworteten ihm: „Das macht doch

nichts, wir kümmern uns doch um die Leute nicht, sollen sie sich wundern oder die Köpfe schütteln und mit den Fingern auf uns weisen, wenn ihnen das so wichtig vorkommt und wenn ihnen sonst nichts Besseres einfällt. Im Gegenteil, wir haben unseren Spaß daran, wenn sie Augen machen, und so plötzlich aus ihrer abgeleiteten Gleichmütigkeit heraus so sichtbar in Erstaunen geraten.“

„Also wollen Sie Aufsehen erregen? Oder tun Sie es aus Opposition?“

„Um Gottes willen, zu was denn, und Opposition, gegen wen denn? Da sind die Menschen noch eindüniger in ihrem Gebaren. Sie nehmen ja keine Stellung, sie reagieren nur, oder nicht, wie wenn ihnen ein Vogel auf den Hut etwas abwirft, obwohl sie in solchen Fällen allerdings oft mehr Verständnis und Galtung zeigen, als in der Auseinandersetzung mit Ibsen-Geleichen.“ Das war nur so dahingefagt ohne ordentlichen Zusammenhang, er mochte irgend sonst etwas dabei verstehen, jedenfalls blickte er sehr verständnisvoll darenin und wurde immer vertraulicher.

„Ja, das muß aber doch einen Grund haben, daß Sie sich nicht rasieren. Sie

beide sind doch befreundet, wer ist eigentlich der geistige Führer?"

Ich mußte lachen. „Mann, was Sie alles wissen wollen, wir sind beide selbständig und unsere eigenen Führer, was wollen Sie denn. Wir haben drei Wochen im Zelt gelebt, weit weg von der Stadt, was soll man sich da hinstellen im freien Feld und mit dem Messer über das Gesicht kratzen. Soll man immer alles so machen, wie man es immer macht, und das nur, weil es die Mode ist?"

Es schien ihm etwas einzuleuchten, aber es genigte ihm noch nicht. „Ja, das ist ja richtig. Aber jetzt will ich doch gern den Grund wissen, warum Sie sich die Bärte stehen lassen. Ich könnte das nicht. Sie stehen eben nicht so im öffentlichen Leben wie ich, wenn ich das tun wollte, würde ich mich lächerlich machen. Das wäre ganz unmöglich. Und außerdem könnte es als Demonstration aufgefaßt werden, und wer im öffentlichen Leben steht, kann sich das nicht leisten.“ In dieser Weise redete er sich noch in einen komischen Eifer hinein. Fast verließ uns die Geduld.

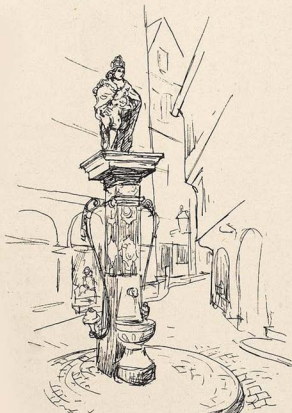
„Was heißt hier Bart, Bart oder nicht Bart, wenn wir morgen die Lust haben, uns zu rasieren, tun wir es. Wir haben keine derartigen Prinzipien. Das ist doch

kein Standpunkt, ob einer sich rasiert oder nicht rasiert, und wenn es einer wäre, glauben Sie wirklich, daß jeder Stand-

punkt, der einen Sinn hat, begründet werden kann. Und was heißt Begründung, denken Sie einmal nach, jedermann läßt sich begründen und wird begründet. Warum stehen Sie jetzt hier und sitzen nicht zu Hause, oder sind bereits schlafen gegangen, warum haben Sie eine grüne Krawatte an und keine gelbe oder blaue? Können Sie das begründen? Warum wundern Sie sich, warum wundern Sie sich nicht? Nein, Bart oder nicht Bart, darauf kommt es doch nicht an.“

Unser Mann lächelte da etwas hilflos und meinte: „Ihr seid eben andere Menschen.“ Dann erzählte er uns ohne Übergang sein Leben. Er hatte einmal eine Dummheit gemacht und wollte gerade da seinen Kopf durchsetzen, wo er tatsächlich kein Recht und keine Möglichkeit hatte, das hat ihn aus seiner Berufs Laufbahn herausgeschmissen. Seither hat er schlapp gemacht. Es geht ihm nicht schlecht, er verdient dreihundert Mark im Monat und jammert, daß er damit nicht auskommen will. So sei aber weder die Arbeit befriedigend, noch reiche das Geld zu einem guten Leben.

„Sehen Sie, jeden Morgen muß ich um 6 Uhr im Geschäft sein, ich lasse meinen Motor anspringen, der läuft weiter von selbst und ist mir noch nie stehen geblieben. Ich beobachte die Spannungen und zeichne meine Kurven auf. Das ist alles, da kann ich drei Nächte nicht geschlafen haben und kann noch bei der Arbeit schlafen, ich mache meine Sache nicht besser und nicht schlechter. Und wenn mir der Motor jahrelang nicht stehen geblieben ist, so rechnet mir das der Betrieb noch gewissermaßen zur Ehre. Ist das vielleicht eine Befriedigung? Um 2 Uhr bin ich fertig, dann gehe ich zum Mittagessen, das ist dann auch nichts Nichtiges mehr. Was soll ich dann



Im Jahre 1976
an Handwerker. O. M. 1976.



Die Neuvermählten

Franz Rederer

noch tun, manchmal spiele ich Fußball. Ich habe keine Frau und keinen Freund, mein Leben ist verpfuscht. Genügend Geld sollte man haben, das ist es."

Wir unterbrachen seine Bekenntnisse, es wurde uns doch zu dumm. „Wie können Sie sagen, daß Ihr Leben verpfuscht sei, Sie sind gesund und haben Ihr gutes Auskommen. Wenn Sie einmal eine Dummheit gemacht haben, gut, erledigt. Sie ärgern sich aber über Ihre Dummheit von damals und setzen Sie fort. Sehen Sie sich um, wie es anderen ergeht und vergleichen Sie Ihr Dasein damit. Sie verdienen dreihundert Mark im Monat, wie Sie sagen, fast im Schlaf. Jeden Mittag sind Sie um zwei Uhr fertig und unabhängig. Und da wollen Sie behaupten, das Leben hätte Sie schlecht behandelt. Machen Sie doch die Augen auf, haben Sie kein Gefühl. Spüren Sie keine Freude, wenn Sie

den Main entlang gehen und die Sonne scheint, schauen Sie doch, wie schön das ist. Das Wasser glitzert, da fahren Schleppkähne und Ruderboote, die Brücken wölben sich ruhig über dem Fluß, Menschen und Fahrzeuge bewegen sich bunt und unaufhörlich darauf. Schauen Sie die Häuser, wie sie dastehen in friedlicher Reihe, die Uferstraßen, die Anlagen, die spielenden Kinder... ist das alles langweilig. Lernen Sie sehen, dann interessieren Sie sich schon, alles ist immer neu und anders, doch immer gleich belebt und interessant, wie ein Spiel. Sie müssen das fühlen."

Als ob er gemerkt hätte, daß ich ihm gern einen ermunternden Stoß in das Kreuz geben wollte, wick er etwas zurück. „Freilich, ich freue mich auch, wenn die Sonne mich anschein. Aber was habe ich davon! Und was Sie da sagen, dazu muß

man Phantasie haben, das ist Auto-suggestion. Ihr seid komische Menschen, solche habe ich noch nie getroffen."

Er wollte nicht glauben, daß wir einen Beruf haben. „Ich habe keine Ahnung, was ihr sein könnt. Ihr kommt mir vor wie gläubige Menschen. Sie würde ich für den Prediger einer neumodischen Sekte halten (er meinte meinen Kameraden). Aber der Wille und der Glaube, dazu muß man Phantasie haben. Das liegt mir nicht."

Wir sind dann bald auseinandergegangen. Beim Abschied versicherten wir, daß wir ihm bei der nächsten Begegnung den Leib verhauen wollten auf eine phantastisch-realistische Art und Weise, denn das sei auch eine unserer Auto-suggestionen, daß eine Tracht Prügel zunächst die wichtigste Medizin für ihn sei.

W. Dietrich

Die Entrümpelung

Von Fritz Ertler

Herrgott, ist das ein Geschäft! Ich bin der reinste Kaminkfeger! Der Säuberr der alten Mietshauses wusch sich mit der Sand über die schweißbedeckte Stirne.

„Vater, ist bist no dreckiger!“ Seppel, der dreizehnjährige Bub, der mit einem Feuerspeer an der Entrümpelung teilnimmt, strampelt vor Vergnügen. Für ihn ist diese Entrümpelung ein Festtag.

„Dreißig Jahre hab' ich da heroben nichts mehr angerührt —!“ Der Vater greift stöhnend nach ein paar uralten Bilderrahmen und ist sofort in Erinnerungen vertieft. „Sir' as, Seppel, das war mein Diplom im Stenographiefurs!“ Stolz zeigt er seinem Jungen die nahezu schwarz gewordene Tafel, auf der in großen Buchstaben vermerkt steht, daß er im Wettstreiten für Stenographie bei hundertzwanzig Silben Geschwindigkeit den dritten Preis erhielt.

„An dritten Preis, bei hundertzwanzig Silben!“ Sein Sproßling steht breitspurig vor ihm. „Und da ham' s' dir noch dieses Trumm Tafel' geben, da merkt ma, wie wenig früher verlangt worden ist. Ich schreib' hundertvierzig, jetzt schon, aber kein Mensch denkt dran, daß er mir eine solche Tafel schenkt!“

Der Vater hat nicht Zeit auf die abschällige Bemerkung seines Sohnes zu achten, zu sehr greift die Vergangenheit nach ihm.

„Und des is noch ein G'stell von meiner Großmutter ihren Keisford, von der sogenannten Krinoline —!“

„Komm, laß' an'schaug'n —!“ Und des ham' sich früher die Frau'n in den Rock neignacht!“ Seppel lacht aus vollem Galse.

„Wie schauert jetzt des aus, wenn des die Frauen heut no tragen täten und dann in eine Elektrische oder in ein Auto neisigen müßten!“

„Dortmals hat ma noch kein Auto' braucht, da is man ohne Elektrische und ohne Auto fertig' worden“, klagt der Vater seinen Seppel auf.

„Aber ein Krampf war 's trotzdem, des gibst doch zu!“ meint Seppel überlegen. „Ah, da schau her!“ Der Alte strahlt. Da is noch das Wagerl von deiner Tante, von der Maria. Des war nämlich der Tante ihr Puppenwagerl. Da hab' mir als Bub'n Sanitärer g'spielt und hab' n eine fahrbare Tragbahre braucht. Dann hab' mir von dem Wagerl die Radl weg-g'schraubt und haben uns eine fahrbare Tragbahre g'macht; hat uns da die Großmutter g'haut, wie das Christkindl das Wagerl zum dritten Mal hätt' bringen soll'n. Die Großmutter hat g'feg'n, daß soane Radl mehr dran san!“

„Sitzas —!“

Seppel drückt sich rasch in die Ecke.

Der Vater hat eine Bewegung gemacht, die Seppel sehr gut kennt und der er lieber ausweicht.

„Was ist denn jetzt des?“ Seppel hat ein hohes, gedrehtes Gestell mit einem Goldschel in der Hand. „So was hab' ich doch auch noch net g'sehn!“

„Das war mein Vater sein Spuch-trüchler!“

„Was?“ Seppel stellt das Gestell verächtlich in einen Winkel. „Und des hab's ihr aufgehoben? So etwas Unhygienisches!“

„Tua du nur recht kritisieren, du Lausbua. Deswegen ist mein Vater doch neunz'g Jahr alt worden, trotz seinem unhygienischen Spuchnapf!“

„Und die freischlichen alten Bettladen und des berstene Sofa; ihr hab's aber auch schon allen Schmarren aufgehoben —!“

„Jetzt werst mir dann glet oane ab-betteln!“ Seppel will seinen Vater nicht reizen und bezähmt kurze Zeit den Drang seine Ansicht offen zu äußern. Dann greift er doch nach einer alten Kaffeemühle und versucht die Mühle zu drehen. Aber nur ein krächzender Jammelaute antwortet ihm. „Warum is“ jetzt eigentlich die Kaffeemühl' aufgehoben worden, Vater?“

„Damit ist sie bei der Entrümpelung wegschmeißen kann!“

„Was ist denn jetzt das?“ Seppel schiebt eine große Tafel, die an der Wand lehnt, zur Seite. Die Tafel ist so verstaubt, daß der Vater erst einen Lumpen nehmen und über das Rätsel fahren muß. Da lacht er laut auf. „Jesas unsere Moritat. Die haben wir im Verein, wie ich no jung war, allerweil an färsching g'sungen.“

„Ah, wie, laß' nur grad seg'n! Wie hat denn die g'heissen? Geh' Vater, sing mir 's vor!“

„Des kannst dir denken, daß ich die jetzt bei derer Arbeit de Moritat vorsing!“

„Aber gell“ Vater, drunten dann, wenn mir fertig san, dann singst mir 's bestimmt vor.“



Weiden

„Des is' einfach nicht zum glauben!“ Der Vater bringt immer weiter gegen die kostbaren Karitäten des Speichers vor. „Lauter alte derbrochene Gafel und eine alte Petroleumlampen und ein uralter Strohhuat!“

„Geh' laß' mich de Kreissäg auch amal probieren!“ Seppel will den alten Strohhuat aufheben, da ruft ihm die Stimme des Vaters in den entlegenen Winkel des Speichers. „Kumm hilf mir amoi de Kip'n vorjag'n! Sat der Teisel ein G'wicht!“ Vater und Sohn schleppen einträchtig eine schwere Truhe zum hellere Speicherfenster.

„Ja, gibst 's denn des a'! Da san lauter alte Ansichtskarten drinn. Ich glaub, da san sämtliche Ansichtskarten beinander, die an unsere Familie g'schrieben worden sind, seit die Post existiert.“

„Du, Vater!“ Seppel hat eine blendende Idee. „Du die Karten die derst sei net wegwerfen, du weißt doch, daß ich Marken sammel; vielleicht ist ein besonderes Stück dabei. Die Karten die tun mir nunter in mein Zimmer und dann schau ich alle Marken durch.“

„Werd da d' Mutter eine Freud' haben!“, lacht der Alte schadenfroh.

Seppel framt in der Truhe. „Uiii — Vater, ein Schulzeugnis von dir. Du hast aber vui Vierer g'habt!“

„Schau, daß d' 'naus kommst!“ Jetzt erhält er wirklich eine Ohrfeige.

Seppel sitzt auf der Stiege und studiert aufmerksam das Schulzeugnis des Vaters, das er trotz der Gewitterstimmung hat verschwinden lassen. Solche Dokumente sind immer wertvoll.

„Kip'n!“ Dem Vater hat die Ohrfeige schon wieder leid getan. Sein Bub ist ihm ins Herz gewachsen und der kann doch schließlich nichts dafür, daß sein Vater in der Schule so viele hohe Nummern hatte. „Da is' noch ein Album mit Wapperl —!“

„Iiii, ein Briefmarkenalbum!“ Seppel greift gierig nach dem Album und schlägt es auf. Eine Zeitlang blättert er in den verstaubten Bögen, dann fängt er plötzlich an zu tanzen, macht Luftspinnungen und wirbelt den Vater herum, daß dieser ganz atemlos wird.

„Was hast denn, narrischer Bua?“

„Vater“, Seppel ist vollkommen aus dem Säuschen. „Vater! ein schwarzer Einsler, eine Achthekreuzer und eine Zwölferkreuzer —!“

Und jetzt schwirren sie an das Ohr des Alten, die Schäge, die das Markenalbum birgt und noch mehr, auch die Preise, die heute für diese Marken bezahlt werden; Seppel weiß alle.

„Zor“ auf!“ Der Alte setzt sich auf die saubige Truhe. „Und jetzt holst uns eine Maß Bier, einen warmen Leberkäse und zwei Breien!“

So viel kann mir ja noch bei keiner Arbeit verdient, wie bei dera Entrümpelung.“

Die höllische Verwandtschaft

Besuch — Gegenbesuch

Theodor Fontane machte Besuch bei dem als satirisch bekannten Kritiker Gyan.

Der Satiriker fragte Fontane, als er bei der Begrüßung dessen Frau vernimmt: „Guten Morgen, Herr Gyan; aber wo ist denn Ihre Fontane?“

Fontane macht kurz darauf seinen Gegenbesuch:

„Guten Morgen, Herr Gyan; aber wo bleibt denn Ihre Gyanen?“

S. A. A.

Der heldische Name

Honoré de Balzac pflegte seinen Helden auch heldische Namen zu geben:

„Ein Geld muß auch einen entsprechenden heldisch klingenden Namen haben!“

Er hat die Gewohnheit, sich die Namen aus den Straßen zu holen; abends macht er seinen Bummel durch Paris und liest die Namenschilder. Plötzlich findet er in der „Rue des la Seine“ den Namen: „Victor Markas!“ Das ist für ihn der richtige Name, den er für seinen Romanhelden braucht.

„Ein heldischer Name, nicht wahr?“, ruft er seinen Freunden zu.

„Aber was ist nach deiner Theorie heldischer Name — heldischer Beruf“, denn dieser Mann mit Namen Victor

Markas: Ein unbedingt markanter Name!“ Man ging mit ihm zurück in die betreffende Straße und las jetzt: „Victor Markas, Damenschneider!“

S. A. A.

Der Wahrzager

Mark Twain hatte, wie viele Künstler, auch eine eigenartige Gewohnheit.

Um dichten zu können, benötigte er neben der Ruhe eine Tasse Kaffee, eine dicke schwarze Brasil-Zigarre — und einen tiefen Klubseffel... Täglich ging er in sein Stammkaffeehaus und suchte sich einen Seffel. Ein Freund begleitet ihn und wunderte sich, daß der Dichter so nah an die Tische heran geht, wo er doch sieht, daß alle Klubseffel besetzt sind: „Warum tust du das Mark?“

„Ich bin Wahrzager; ich schaue in den Kaffeefaz der Tasse, ob der Gast bald gehen wird und ich zu einem bequemen Klubseffel komme...“

Der Freund lachte; aber Mark verbat sich das. „Erst sagte er zu ihm: „Ich brauche das für meine schöpferische Ruhe; dann kommt sie eher über mich!“

„Ach, du gehörst wohl auch zu den Literaten, die im Kaffeehaus auf ihre Inspiration warten!“

S. A. A.

Seit der Simmerlinger Gardl mit seiner Urschl verheiratet ist sucht er oft und gern Trost beim Untertier. Sie ist eine gar reiche, die Urschl, und wenn sie der Gardl heimlicher Weise eine Biagurn nennt, so ist das freilich nicht schön von ihm, aber so ganz unrecht hat er nicht mit seiner Behauptung. Sie grohnt und keift den lieben langen Tag, bis ihr Ungutsein den Gardl aus dem Haus treibt. Der Urschl paßt es gar nicht, daß es ihrem Mann im Wirtshaus besser paßt als bei ihr, aber weil sie ein rechthaberisches Weibers ist, fällt es ihr nicht ein, daß ihr zänkisches Wesen daran schuld sein könnte. Aber etwas anderes fällt ihr ein. Weil die harten Worte nichts bei ihm ausrichten, will sie ihn durch einen jähren Schrecken furieren. Wie der Gardl wieder einmal vom Untertier heimkommt, wo er sich seinen Trost geholt hat, da steht im stockfinstern Gausflur urplötzlich eine weiße Gestalt vor ihm und eine Stimme raunt ihm zu: „Wäh, wäh! Trau di und geb no a oanzigmal ins Wirtshaus!“ Im ersten Augenblick schnackelt dem Gardl schon ein bißel die Knie; dann aber ahnt er, wer da vor ihm steht und er flüstert zurück: „Dais! a guata Deisl bist, na tuast ma nix und halst da Deisl bist, na tuast am deingern Verwandten erst recht nix, wo mei Alte do bei leibhaftige Schweser is!“

Wiseu-Martens

Die neuesten Adele-Sandroch-Anekdoten

Der Heiratsantrag

Adele Sandroch filmt in Hollywood; ein älterer, spleeniger Amerikaner kommt zu ihr: „Gnädiges Fräulein, Sie sind noch ledig. Sie imponieren mir. Wollen Sie nicht meine Frau werden?“ Adele hatte schon 60 Jahre hinter sich. Adele trompetete baritonale:

„Zum Heiraten bin ich noch zu rüstig!“ „Ich kann ja warten. Das Warten ist das Recht der Heiratskandidaten!“

In Europa fragt man sie, was aus ihrem freier geworden sei:

„Mein Verehrer starb inwischen an Liebeskummer und Altersschwäche!“

Die Zigarre

Adele Sandroch bot einem jungen Manne eine ihrer dicken, schwarzen Brasil-Zigarren aus ihrer Gundersen-Kiste an und rauchte selbst eine. „Danke“, jüstelte der junge Mann, „ich rauche keine Zigarren.“ „Ein Mann, der keine Zigarre vertragen kann, ist kein Mann!“ entschied



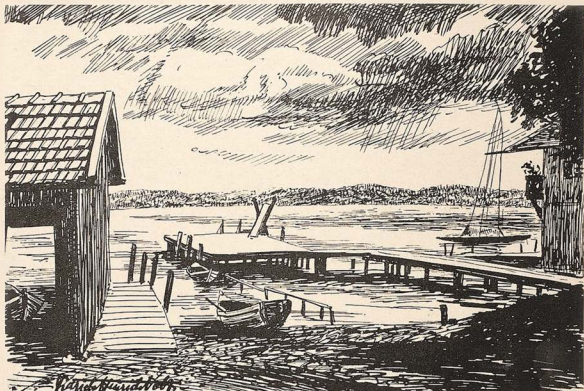
C. Kirschmann

sie im tiefsten Brustum der Überzeugung. „Schade!“ „Was? Schade... Nicht schade um Sie, junger Mann, sondern um Ihre künftige Frau...“

Die Wette

Drei Freunde sitzen in einer Hotelhalle Adele Sandroch gegenüber; sie unterhalten sich offenbar über sie, was sie sehr zu ärgern scheint. Schließlich geht einer zu ihr hin und verbeugt sich linksüßig zu ihr: „Entschuldigen Sie...“ — „Ich entschuldige gar nichts!“ bligte sie ihn ab. „Wenn Sie jetzt ein Interview von mir verlangen Mann geboren... wann geborben... dann gebe ich Ihnen hiermit ein Autogramm irgendwohin...“ Dabei erhob sie drohend ihren dicken Krückstock. Der junge Mann lachte: „Ich danke Ihnen; ich habe mit meinen Freunden eine Wette abgeschlossen: Sie würden mir eine Szene machen! Ich habe die Wette gewonnen!“ Jetzt lachte er wieder unbändig los; seine Freunde lachten mit. Dann sagte Adele zu ihm: „Lachen Sie ruhig, junger Mann; aber das eine sage ich Ihnen: Vor 60 Jahren hätten Sie bei mir nichts zu lachen gehabt.“

Ganns A. Nices



Tutzing am Starnberger See

Didrich Heinrich Volz

Gold im Berg

Von Rudolf Spitz

Scharf piffte der Wind vom Grat herüber und wälzte die schweren gelben Gewitterwolken gegen die zackigen Bergwände. Alles, was sonst Halden und Gänge bevölkerte, hatte sich schüchtern und bang zurückgezogen. Nur ein einsamer Mensch haletete talwärts, sprang den schmalen Pfad noch kürzend, über Stein und Kraut. Und über sein Gesicht ging ein Lachen, unheimlicher als das Wetter rings um ihn. Die Tropfen, wie sie ihn verlacht und verspottet hatten, ihn, Ziegler, den alten Paskiwirt, als er ihnen damals sein Geheimnis verraten hatte. Als er, so schwer es ihm gefallen, ihnen mitteilte von seinem Glauben. Wohl hatten sie anfangs die Köpfe zusammengesteckt und verwundert aufgehört, die Großen im Dorf und alsbald ihren Rat einberufen, in dem die Gahlgier das Wort führte. Dann war es denn endlich soweit, daß der eine oder andere Fühwerf stellte oder Aechte, nach den Schätzen zu graben, die zu heben wären. Als aber

Monde vergingen und vom Golddau nichts verlautete als die Klagen des Almherren über den zerwühlten Grund, da ward der alte Wirt zum Narren erklärt und zum Schwärmer. Und die tätige Hilfe versagte allmählich.

Doch der Narr ließ nicht locker. Bohete und wühlte weiter und als man ihm das wehete, kaufte er die Trift, in deren Grund das Gold stecken mußte. Mußt! War nicht der Ortsname Goldenberg ein Beweis dafür und warum wohl hieß das kurze Engtal „In der Goldbütte“? Und gab nicht das Museum in der Hauptstadt Kunde von der alten keltischen Kunst, die vor Zeiten das Gold in die wunderbaren Formen getrieben, in denselben Tälern und Halden, wo er, der Narr es noch heute suchte?

Gellauf Klang das grelle Lachen dem Heimwärtsseilenden, Windgebrüll und Donnerschlag übertönend, die Zwerge, die zweifelsüchtigen, ungläubigen, wie war-

den sie jetzt Augen machen, jetzt, wo das Gold gefunden war. Gold in seiner Hand gleißte, Gold vom Berg in der Hand des Narren. Reuend hielt er an, griff nach der Tasche und fuhr liebevoll über ein Schieferstück, durch das die helle gelbe Ader zog. Lächelte glücklich und sah starr und gebannt auf das glitzernde Metall. Sog seine Augen daran fest und hörte nicht das Krachen der Wetterbäume und das Stürzen des Wildwassers. Stand noch immer und starrte, als die Schutthalde, auf der er stand, von wühlendem Wasser bewegt in die Tiefe ging.

Als man den toten Wirt gefunden und aus der Steinlawine geborgen hatte, da hielt er die Hand zusammengekrampft, als wollten die Finger festhalten, was in ihnen gelegen war. „Als hielt er sein Gold in der Hand“, lispelte des Schloßers fürwitziger Sohn noch, als ihm ein Blick des Pfarrers Schweigen gebot.

Das Gold aber blieb im Berg.

Der g'scheite Simmerl

Von G. W. Bürtmayer

Der Simmerl ist der Erstknecht vom Berghof. Schön ist er gar denn, er hat ein Trumm von einer Nase und darauf eine mordgroße Warg'n. Stark ist der Simmerl wie ein Och's, aber trotzdem mag ihn kein Mädel, weil er eben gar so „schladi“ ist.

Liebe kann man manchmal durch viel Geld erzwingen, davon hat der Simmerl gehört und so geht sein ganzes Sinnen auf das Eine: wie werde ich reich? Das große Los, so sagt er sich, kann mir nur helfen.

Eines Tages klappt er herunter vom Berghof zum Wäldwies im Tal. Dort treibt sich immer so ein Losbändler herum. Wichtig, der Händler ist da und spricht den Simmerl auch gleich an: „Magst a Los? A jedes dritte g'winnt.“

„Gilt scho“, sagt der Simmerl, und nimmt eines aus dem Kasten. Steckt es aber gleich wieder zurück und nimmt ein zweites. Doch auch dies behagt ihm nicht, erst ein drittes behält er und zahlt die drei Mark dafür.

Der Losbändler hat sich sehr gewundert über die Sacherei vom Simmerl. Er fragt ihn auch: „Warum hast denn 'as erste net glei b'halt'n, damischer Teufel?“

„Du bist guat“, sagt da der Simmerl, „wenn a jeds dritte Los g'winnt, nimm i do net die erst'n zwoa!“

Die verwechselten Brüder

Nicht immer kommt von zwei Menschen demjenigen in den Augen der Öffentlichkeit die größere Berühmtheit zu, der auch wirklich die größeren Leistungen aufzuweisen hat. Im vorigen Jahrhundert gab

es zum Beispiel zwei Brüder, Jacobi mit Namen, von denen der eine ein genialer und schöpferischer Mathematiker, der andere hingegen der Erfinder der Galvano-plastik war. Naturgemäß lag dem Publikum die anschauliche Kunstfertigkeit des letzteren mehr als die trockene Wissenschaft des ersten, darum kam der „galvano-plastische“ Bruder zu größerem Ruf als der stille Gelehrte, der zweifelsohne die größeren Leistungen für die Wissenschaft aufzuweisen hatte. Der Mathematiker wurde dann auch häufig mit seinem Bruder verwechselt, und er pflegte dann, durch den Irrtum erheitert, zu sagen: „Verzeihung, ich bin nicht ich, sondern mein Bruder!“ Auf einem fest in Rom brachte jemand einen Trinkpruch auf ihn aus, in dem Glauben, er habe den Bruder vor sich. Ein anderes Mal fragte ihn eine Dame: „Ach, Sie sind der Bruder des berühmten Jacobi“, worauf der Gefragte schlagfertig und selbstbewusst antwortete: „Nein, gnädige Frau, er ist mein Bruder.“

X. W. W.

Das kindliche Gemüt

Donizet Gimsel hat sich sein kindliches Gemüt bis in das reife Mannesalter bewahrt. Neulich war er bei Schusterles zum Essen eingeladen und Gimsel bewunderte gebührend sowohl die Wohnung als auch die Einrichtung seiner Gastgeber. Auch für das Tischgedeck fand er freundliche Worte der Bewunderung und selbst das Besteck betrachtete er aufmerksamer, als es Frau Schusterle lieb war. Als er dessen Gravierung mit Hilfe seiner Brille entziffert hatte, wandte er sich an Schusterle, der nervös an seinem Schnurrbart zupfte, und sagte: „Aha, Ihre Gattin ist also eine geborene Mitropas!“

Wischeu-Martens

Brief einer Mutter an eine Lehrerin

„Liebes Fräulein! Sie dürfen unseren Peter nicht schlagen. Er ist ein so sattes Kind und nicht daran gewöhnt. Zu Hause schlagen wir ihn niemals, ausgenommen zur Selbstverteidigung.“

Aus Sachsen

„Wie nennt denn ihr euren Sohn?“
„Danke.“
„Das ist doch kein Name, das ist ein Verus aus der Autobranche!“

Der neue Wagen

Er: „Dieser Hebel hier ist für die Dreem. Er muß im Notfall sehr schnell angezogen werden.“

Sie: „Aha, also ähnlich wie ein Kimono.“



WENN

Photo — DANN Schaja

MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

VERLANGEN SIE ÜBERALL DIE „JUGEND“

Qualitätsdrucke

Graph. Kunststalt W. Schütz
München, Herrnst. 8-10 Telefon 20763

Lerne
Auto-Motorrad
fahren bei
Spreitzer
Tel. 13209

Kapellenstr. 1
Kreuzer Café Konditorei

Werbung
bringt
Arbeit!

Daumendecken
Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39,- RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilitzstr. 35

HEINLOTH & Co. KDT-GES.
MÜNCHEN 2 NW · ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

1 erprobtes Rezept:

Bei verzest. Schwäche nur d. **Repursan** in 100 Teel. Apotheken.
bewährte Ernährungsmittel: 100 Teel. RM. 3,00
Dose 1.00 (4. Stück) 4.00 (8. Stück) 7.00 (16. Stück) 12.00 (32. Stück) 18.00 (64. Stück) 24.00 (128. Stück) 30.00 (256. Stück) 36.00 (512. Stück) 42.00 (1024. Stück) 48.00 (2048. Stück) 54.00 (4096. Stück) 60.00 (8192. Stück) 66.00 (16384. Stück) 72.00 (32768. Stück) 78.00 (65536. Stück) 84.00 (131072. Stück) 90.00 (262144. Stück) 96.00 (524288. Stück) 102.00 (1048576. Stück) 108.00 (2097152. Stück) 114.00 (4194304. Stück) 120.00 (8388608. Stück) 126.00 (16777216. Stück) 132.00 (33554432. Stück) 138.00 (67108864. Stück) 144.00 (134217728. Stück) 150.00 (268435456. Stück) 156.00 (536870912. Stück) 162.00 (1073741824. Stück) 168.00 (2147483648. Stück) 174.00 (4294967296. Stück) 180.00 (8589934592. Stück) 186.00 (17179869184. Stück) 192.00 (34359738368. Stück) 198.00 (68719476736. Stück) 204.00 (137438953472. Stück) 210.00 (274877906944. Stück) 216.00 (549755813888. Stück) 222.00 (1099511627776. Stück) 228.00 (2199023255552. Stück) 234.00 (4398046511104. Stück) 240.00 (8796093022208. Stück) 246.00 (17592186044416. Stück) 252.00 (35184372088832. Stück) 258.00 (70368744177664. Stück) 264.00 (140737488355328. Stück) 270.00 (281474976710656. Stück) 276.00 (562949953421312. Stück) 282.00 (1125899906842624. Stück) 288.00 (2251799813685248. Stück) 294.00 (4503599627370496. Stück) 300.00 (9007199254740992. Stück) 306.00 (18014398509481984. Stück) 312.00 (36028797018963968. Stück) 318.00 (72057594037927936. Stück) 324.00 (144115188075855872. Stück) 330.00 (288230376151711744. Stück) 336.00 (576460752303423488. Stück) 342.00 (1152921504606846976. Stück) 348.00 (2305843009213693952. Stück) 354.00 (4611686018427387904. Stück) 360.00 (9223372036854775808. Stück) 366.00 (18446744073709551616. Stück) 372.00 (36893488147419103232. Stück) 378.00 (73786976294838206464. Stück) 384.00 (147573952589676412928. Stück) 390.00 (295147905179352825856. Stück) 396.00 (590295810358705651712. Stück) 402.00 (1180591620717411303424. Stück) 408.00 (2361183241434822606848. Stück) 414.00 (4722366482869645213696. Stück) 420.00 (9444732965739290427392. Stück) 426.00 (18889465931478580854784. Stück) 432.00 (37778931862957161709568. Stück) 438.00 (75557863725914323419136. Stück) 444.00 (151115727451828646838272. Stück) 450.00 (302231454903657293676544. Stück) 456.00 (604462909807314587353088. Stück) 462.00 (1208925819614629174706176. Stück) 468.00 (2417851639229258349412352. Stück) 474.00 (4835703278458516698824704. Stück) 480.00 (9671406556917033397649408. Stück) 486.00 (19342813113834066795298816. Stück) 492.00 (38685626227668133590597632. Stück) 498.00 (77371252455336267181195264. Stück) 504.00 (154742504910672534362390528. Stück) 510.00 (309485009821345068724781056. Stück) 516.00 (618970019642690137449562112. Stück) 522.00 (1237940039285380274899124224. Stück) 528.00 (2475880078570760549798248448. Stück) 534.00 (4951760157141521099596496896. Stück) 540.00 (9903520314283042199192993792. Stück) 546.00 (19807040628566084398385987584. Stück) 552.00 (39614081257132168796771975168. Stück) 558.00 (79228162514264337593543950336. Stück) 564.00 (158456325028528675187087900672. Stück) 570.00 (316912650057057350374175801344. Stück) 576.00 (633825300114114700748351602688. Stück) 582.00 (1267650600228229401496703205376. Stück) 588.00 (2535301200456458802993406410752. Stück) 594.00 (5070602400912917605986812821504. Stück) 600.00 (10141204801825835211973625643008. Stück) 606.00 (20282409603651670423947251286016. Stück) 612.00 (40564819207303340847894502572032. Stück) 618.00 (81129638414606681695789005144064. Stück) 624.00 (162259276829213363391578010288128. Stück) 630.00 (324518553658426726783156020576256. Stück) 636.00 (649037107316853453566312041152512. Stück) 642.00 (1298074214633706907132624082305024. Stück) 648.00 (2596148429267413814265248164610048. Stück) 654.00 (5192296858534827628530496329220096. Stück) 660.00 (10384593717069655257060992658440192. Stück) 666.00 (20769187434139310514121985316880384. Stück) 672.00 (41538374868278621028243970633760768. Stück) 678.00 (83076749736557242056487941267521536. Stück) 684.00 (166153499473114484112975882535043072. Stück) 690.00 (332306998946228968225951765070086144. Stück) 696.00 (664613997892457936451903530140172288. Stück) 702.00 (1329227995784915872903807060280344576. Stück) 708.00 (2658455991569831745807614120560689152. Stück) 714.00 (5316911983139663491615228241121378304. Stück) 720.00 (10633823966279326983230456482242756608. Stück) 726.00 (21267647932558653966460912964485513216. Stück) 732.00 (42535295865117307932921825928971026432. Stück) 738.00 (85070591730234615865843651857942052864. Stück) 744.00 (170141183460469231731687303715884105728. Stück) 750.00 (340282366920938463463374607431768211456. Stück) 756.00 (680564733841876926926749214863536422912. Stück) 762.00 (1361129467683753853853498429727072845824. Stück) 768.00 (2722258935367507707706996859454145691648. Stück) 774.00 (5444517870735015415413993718908291383296. Stück) 780.00 (10889035741470030830827987437816582766592. Stück) 786.00 (21778071482940061661655974875633165533184. Stück) 792.00 (43556142965880123323311949751266331066368. Stück) 798.00 (87112285931760246646623899502532662132736. Stück) 804.00 (174224571863520493293247799005065324265472. Stück) 810.00 (348449143727040986586495598010130648530944. Stück) 816.00 (696898287454081973172991196020261297061888. Stück) 822.00 (1393796574908163946345982392040522594123776. Stück) 828.00 (2787593149816327892691964784081045188247552. Stück) 834.00 (5575186299632655785383929568162090376495104. Stück) 840.00 (11150372599265311570767859136324180752990208. Stück) 846.00 (22300745198530623141535718272648361505980416. Stück) 852.00 (44601490397061246283071436545296723011960832. Stück) 858.00 (89202980794122492566142873090593446023921664. Stück) 864.00 (178405961588244985132285746181186892047843328. Stück) 870.00 (356811923176489970264571492362373784095686656. Stück) 876.00 (713623846352979940529142984724747568191373312. Stück) 882.00 (1427247692705959881058285969449495136382746624. Stück) 888.00 (2854495385411919762116571938898990272765493248. Stück) 894.00 (5708990770823839524233143877797980545530986496. Stück) 900.00 (11417981541647679048466287755595961091061972992. Stück) 906.00 (22835963083295358096932575511191922182123945984. Stück) 912.00 (45671926166590716193865151022383844364247891968. Stück) 918.00 (91343852333181432387730302044767688728495783936. Stück) 924.00 (182687704666362864775460604089535377456991567872. Stück) 930.00 (365375409332725729550921208179070754913983135744. Stück) 936.00 (730750818665451459101842416358141509827966271488. Stück) 942.00 (1461501637330902918203684832716283019655932542976. Stück) 948.00 (2923003274661805836407369665432566039311865085952. Stück) 954.00 (5846006549323611672814739330865132078623730171904. Stück) 960.00 (11692013098647223345629478661730264157247460343808. Stück) 966.00 (23384026197294446691258957323460528314494920687616. Stück) 972.00 (46768052394588893382517914646921056628989841375232. Stück) 978.00 (93536104789177786765035829293842113257979682750464. Stück) 984.00 (187072209578355573530071658587684226515959365500928. Stück) 990.00 (374144419156711147060143317175368453031918731001856. Stück) 996.00 (748288838313422294120286634350736906063837462003712. Stück) 1000.00 (1496577676626844588240573268701473812127674924007424. Stück)

Klischees
für Reklamaprospekte
Kunst, Entwurf
u. Ausführung
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 37667

In der Pappelallee

Von Fritz Ertler

Es ist nicht schön, eine lange gerade Straße zu wandern, besonders dann, wenn diese Straße hohe Pappeln säumen. Die starren Bäume gleichen Soldaten die auf den erlösenden Befehl des Kommandeurs: „Kühet Euch!“ warten.

So weit das Auge reicht, Felder und Wiesen, keine Abwechslung. Nicht einmal weiß leuchtende Wolfenfabnen beleben das reine Blau des Himmels. Die Ällee und die geraden gleichmäßigen Bäume scheinen beide endlos und sind beide gleich langweilig.

Die einzige Abwechslung in der einförmigen Landschaft bildet ein junges Ehepaar, das vor mir schreitet. Ihre Unterhaltung ist ziemlich erregt; ich sehe das an den Gesten der Hände, deren Eheringe im Licht der Sonne hell aufblitzen.

Plötzlich stockt der Schritt des Mannes und nun kann ich deutlich hören, wie er wütend faucht: „Weißt du was? Da geht eben du allein und ich auch; ich habe keine Lust, mich mit dir totzuärgern.“

Die Frau wendet verächtlich den Kopf, zuckt mit den Achseln und marschiert rüstig weiter. Der Mann hinter ihr ist für sie Luft, sie sieht sich nicht nach ihm um.

Nun wandern wir in ganz beträchtlichen Abständen zu dreien im Gänsemarsch die endlose Ällee entlang. Als erste die hübsche, energische Frau; weit hinter ihr,

junge Mann, der über einen Feldweg kommt und dicht hinter der jungen Frau in die Ällee einbiegt. Er sieht sich um und scheint vollkommen derubigt; es ist unmöglich, daß der Mann da hinter ihm zu der hübschen Frau gehört.

Die Schritte des beleidigten Gatten vor mir werden plötzlich bedenklich lang. Dann, als er sieht, daß der fremde höflich den Zutritt vor der ängstlich zurückweichenden Frau zieht, beginnt er sogar zu laufen —!

Ob wohl Nurmis' Meisterchaft nicht sehr in Gefahr wäre, wenn er mit diesem Ehemann laufen müßte, der von seiner Frau nichts mehr wissen will?

Das Drama vor mir hat einen überraschend guten Abschluß gefunden. Ein friedliches Ehepaar feiert eng aneinander geschmiegt ein langeschntes Wiedersehen und über den nächsten Feldweg verschwindet ein geknickter junger Mann. Wahrscheinlich faßt er den guten Voratz, in einer langen Pappelallee nie wieder eine Dame anzusprechen, es müßte denn sein, daß außer ihm überhaupt kein männliches Wesen sichtbar wäre.



Welden

gar nicht mehr zu ihr gehörend, der wütende Gatte und ich als unfreiwilliger Abfluß und Zeuge des Dramas vor mir.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“, so denkt anscheinend auch der flotte



Welden

Julius Caesar in Hintermoching



„Mensch, dua dei Brilln runter, zu der Zeit hats ja no gor koane gebn!“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 44
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

Gewidmet dem deutschen Wein

Jugend



Fröhliches Gelage

E. Zimmermann



Der Kenner

Peter Krämer

*Trunken müssen wir alle sein
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein
Trinkt sich das Alter wieder zur Jugend
So ist es wundervolle Tugend.
Für Sorgen sorgt das liebe Leben
Und Sorgenbrecher sind die Reben.*

GOETHE



Wein beschwingt!

Wenn in deutschen Landen heute nun Jahr für Jahr das Fest der deutschen Traube und des Weines gefeiert und somit das ganze deutsche Volk zum Weingenuß aufgefordert wird, dann ist der Grund zu dieser Feier nicht nur darin zu erblicken, den deutschen Winzern am Rhein, Main, an der Mosel, in Rheinbessen u. a. zu helfen, sondern es soll auch einmal die unbeschwertere Fröhlichkeit zu ihrem Rechte kommen. Die großen und vielseitigen Aufgaben, die heute dem Reich gestellt sind und von jedem einzelnen Opfer und höchsten Einsatz verlangen, können nur mit einem gesunden Optimismus bewältigt werden. Und deshalb muß neben den ernsten Dingen auch die Fröhlichkeit, der Humor zu seinem Rechte kommen. Wein beschwingt aber den Humor ebenso wie ein geistvoller Witz, eine lustige Geschichte. In diesem Sinne wünsche ich der Wein-Sondernummer der „Jugend“ weiteste Verbreitung und großen Erfolg.

H. Reining

Landesbauernführer

München – eine Weinstadt

Kaum eine Behauptung erscheint den meisten Freunden unserer Bier- und Kunststadt ungläubwürdiger als die, daß München ursprünglich eine Weinstadt war. Und doch war dem so. Die Straßennamen der Wein- und der Schöfflerstraße erinnern noch daran. Bis zur Errichtung des kgl. Hofbrauhauses im Jahre 1618, bis zum 30jährigen Kriege waren Wein und Met die Tafelgetränke des Adels wie des Volkes. Und in den damals reichen und blühenden deutschen Landen wurde nicht schlecht getafelt und gesocht. Noch im 16. und 17. Jahrhundert ließ sich der Hofstaat in München das Starkbier aus der hannoverschen Stadt Einbeck kommen.

München spielte als Umschlagplatz für Weine eine ähnliche Rolle wie Bremen und Lübeck im Norden, als die ganze den Wein von Frankreich nach Rußland für die Messgebräuche der dortigen Kirche verschifft. Der Wein, der über München ging, wurde aus Italien und Tirol, vom Neckar, aus der Pfalz und vom Rhein bezogen.

Viel Wein aber stammte aus Bayern selbst: es war der sogenannte Bayerwein. Aus dem Jahre 1587 berichtet uns eine Chronik, das Spruchbuch von Schneller, daß „in den Hofgärten zu München Wein gezüchtet wurde“. Ebenso baute man Wein bei Giesing, und aus den Quellen des 13. Jahrhunderts wissen wir, daß man an der Donau, an der Altmühl, an der Naab und an der Isar — bei Landsbut und Altdorf — Wein zog. Der Kelheimer Wein von der Donau war der eigentliche Landwein, der Tischwein des Volkes.

Vor allem die Klöster pflegten den Wein, und die zehenden Mönche auf den

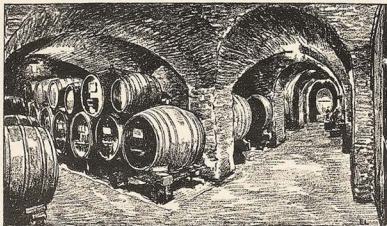
Bildern Grünners mögen damals wohl kein ungewöhnlicher Anblick gewesen sein. Diese Kenner tranken die Welsch, Öster-, Neckar-, Franken- und Elsäßer-Weine, auch Malvasier oder Rumani, während sie mit milder Hand dem Gesinde den Landwein abgaben. Unter der Karmeliterkirche in München, die der bayerische Kurfürst dem Kloster für freundliche Vermittlung göttlichen Beistandes in der Schlacht am Weißen Berge stiftete, breiten sich riesige

Kellereien, wo gegenwärtig das Weinhaus Schwarzwälder seine Naturweine lagert.

Der bayerische Landwein von damals war ein herbes Getränk, vor allem so lange er jung war. Mit zunehmendem Alter aber wurden die guten Jahrgänge vortrefflich und sehr geschätzt. Der Bayer-Wein hatte mehr Geist als die geringeren Sorten der Franken- und Neckarweine, außerdem war der Wein wohlfeil und unverfälscht, wie ihn die Natur geschaffen hatte, was man von vielen anderen Weinen mit berühmten Namen, die damals wie heute in München umliefen, nicht immer sagen konnte. Die Weinwirte und Weinkaufleute aber waren damals hoch angesehen, und welche Bedeutung der Weinhandel hatte, zeigt der Bau einer eigenen Weinstraße, die 1686 angelegt wurde und von Friedberg über Dachau nach München führte, um die Weintransporte in den unsicheren Zeiten plündernder Landsknechte sicherer geleiten zu können. Nach dem 30jährigen Kriege ging der Weinverbrauch in München jedoch immer mehr zurück, sei es, daß dem verarmten Deutschland der Qualitätsinn abhanden gekommen war, sei es, daß die Weinberge verwüdet waren. Im 19. Jahrhundert gab es noch zwei Weinschenken in München, die Bayerwein ausschenkten, und die sich bis zum Ende des Jahrhunderts erhielten. Die Massen des Volkes aber tranken Bier, während nur noch eine kleinere Schicht „bessere Stände“ und fremde Gäste Wein tranken. Auch die Künstler waren fast alle Weintrinker, und in den jungen Jahren der Jugend wurde hier dem Weine manches Lob gespendet, ein Zeichen, daß Weinkultur und Kunst zusammen gehören. E. K.

Wein ist Kultur ...!

Wein ist Kultur	Schafft Frohnatur
Man trinkt von Acht	bis Mitternacht.
Und die Sorgen?	„Fort bis morgen.“
Heut froh beim Wein!	Vielleicht zu zwein.
Vielleicht zu Dritt?	„Ich trinke mit!“
Füllt mir das Glas!	Mit edlem Naß
Lasset leben:	„Gottes Reben!“
Mögen morgen	neue Sorgen
uns empfangen!	Gestern klangen
frohe Lieder	immer wieder
an unser Ohr —	Schweb empor,
Zauberklang sein:	Zauberklang Wein!
	Friedel



Schw.

Teilansicht von R. Schwarzwälders Faßweinkellerei in München

Wissenswertes vom Wein

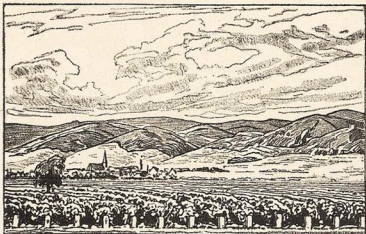
Die Sonne in der Flasche

Dieser Wein — auf Flaschen gezogene Sonnenstrahlen! So spricht mancher Freund des edlen Rebenjaftes und ahnt mehr als er es weiß, wie treffend dieser Ausdruck ist. Die Erfahrung bestätigt, daß die Qualität des Weines unmittelbar zusammenhängt mit der Menge der Sonnenstrahlen, die der Wein im Sommer gehabt hat, vor allem im Juli und August. Im Rheingau wird für jede Weinlage die Anzahl der Sonnenstunden

In der Hansestadt Bremen, deren Weinlager berühmt sind, fand einst eine Weinprobe statt. Man probierte einen Rheinwein und wunderte sich, daß dieser Wein plötzlich, sozusagen über Nacht, „umgeschlagen“ sei. Denn vor einer Woche war der Wein noch gut. Man versuchte andere Flaschen. Das gleiche Ergebnis. Da sagte einer der Kenner: „Der Wein ist nicht umgeschlagen. Der Wein ist krank. Nach drei bis vier Wochen wird er sich wieder erholt haben. Wir haben hier einen naturreinen Wein vor uns, und dieser Wein lebt. Vielleicht ist er liebeskrank,



Die charakteristische Form der Frankenweine: der Boxbeutel Schw.



Aus dem Frankenlande

Schw.

berechnet und der Wert des Weines danach bestimmt. Denn je mehr Sonne der Wein gehabt hat, desto mehr Zucker hat er und manchen Kennern sagt das Mostgewicht fast so viel wie die Weinprobe. Nicht der ganze Zucker der Traube wird im Faß vergoren. Je mehr Zucker der Flare, reife Wein hat, desto besser hält er sich auf der Flasche. Ob sich allerdings der Wein auch im Keller so lange hält, ist eine andere Frage. Auf der Flasche geht der verbleibende Zucker durch die Nachgärung langsam in Alkohol über. Bei naturreinen Weinen vollzieht sich dieser Prozeß organisch, mit dem Zucker des Weines. Bei künstlich gezuckerten ist das gleichmäßige Altern von Wein und Zucker nie zu erreichen, daher die Überlegenheit der Naturweine. Naturreine Weine, und nur diese, geben auf dem Etikett stets den Weingutsbesitzer, das Wachstum an.

wenn man das so ausdrücken darf. Wenn ich nicht irre, hat der Wein jetzt auf dem Stock zu blühen begonnen. Ist die Blüte vorbei, so wird unser Wein hier auf der Flasche wieder gesund sein.“ Diese Bemerkung

kung stieß auf allgemeinen Unglauben. Außerdem war die Jahreszeit für die Weinblüte reichlich früh. Es wurde gewettet und man beschloß, telegraphisch anzufragen, wann die Weinblüte dort beginne. In diesem Augenblick trat ein Weingutsbesitzer ein, der eben eingetroffen und dessen Gut dem Wachstum dieses Weines benachbart war. „Wann blüht bei Euch der Wein“, wurde er befragt. Groß war die Überraschung, als er antwortete: „Vor gestern hat der Wein zu blühen angefangen.“ Die Diagnose stimmte. Nach einigen Wochen hatte sich auch der Flaschenwein wieder erholt.

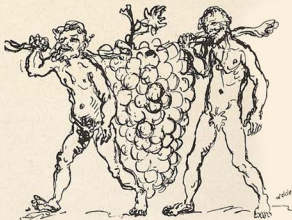
Seltene Zusammenhänge, die an das Geheimnis allen Lebens rühren! E. K.

Brüder, das ist deutscher Wein!
Darum ist er klar und stille,
darum hat er Kraft und Fülle.
(Aloys Wilh. Schreiber, Rheinweinlied)

Alles kann der Mensch verhehlen,
zwei, nur, Wein und Liebe nicht;
Ob der Mund auch widerspricht,
Aug' und Miene wird's erzählen.
(Max Döring, 1827)

Der liebeskranke Wein

Der Wein ist etwas organisch Gewachsenes und lebt selbst auf der Flasche weiter.



Welden



Weinlese am deutschen Rhein

Schw.

Bauernregeln

Heißer Juli verheißt guten Wein.

Was Juli und August am Wein nicht
vermocht,
Das wird vom September nicht gar gekocht.

Fleht mit dem Sommer der Sonnenschein,
So findest du ihn in 'em Glase Wein.

Wer nicht liebt Wein, Weib, Toback,
Der hat auch sonst nicht viel Geschmack.

Soll man Wein mischen?

Der heutige Geschmack für sehr leichte, bekömmliche Getränke läßt in unserer Zeit oft die Frage laut werden, ob man Wein mischen solle. Die meisten Weintrinker der alten Schule werden ein solches Ansehen allerdings mit allen Anzeichen der Entrüstung und als Verbrechen ablehnen. Da in unserer Zeit jedoch den meisten Weinfreunden die Zeit zum Ausschlafen von Käufen fehlt, sind sie gewiß nicht zu verurteilen, wenn sie ihren Wein mit einem Drittel Wasser verdünnen.

Daß reines Brunnen- oder Mineralwasser den Wein keineswegs verdirbt, zeigt die Tatsache, daß bei Weinproben oft die Weine mit einem Schuß Wasser verjagt werden, um leichter festzustellen, ob sie naturrein sind. Gezuckerte Weine erkennt man dann daran, daß ein etwas flebrig-süßer Geschmack am Gaumen „haft“, während reine Weine keinen solchen Nachgeschmack hinterlassen.

Womit soll man nun Weine mischen? Mit reinem Wasser natürlich, oder mit Mineralwasser, aber mit nichts anderem. Mineralwasser dürfen nicht zu sauer oder alkalisch sein. Wasser, die den Weißwein grau, den Rotwein bläulich färben, sind ungeeignet. Ungeeignet sind auch Mineralwässer, deren Flaschen mit Gummiring verschlossen werden. Unter drei Flaschen werden zwei zumindest Spuren des Gummiring-Geschmackes aufweisen, was den Geschmack jedes Weines verdirbt. Wässer mit Kronenkorken, die nicht zu sauer oder alkalisch sind, eignen sich am besten.

Wie ist es nun mit den Bowlen und Kalten Enten? Wer ein gutes Getränk haben will, tut gut daran, folgendes zu beachten:

1. Zitronenschale sollte nicht länger als drei Minuten darin bleiben, sonst wirkt sie „verbittern“.

2. Als „Bowlingemüse“ nehme man frische, keine eingemachten Früchte.

3. Vermeide es, mit Zucker oder Fruchtjäten zu süßen. Wenn das Getränk zu herb ist, der nehme einen süßen deutschen Sekt mit hinzu. Je eine Flasche Naturwein, Mineralwasser und Sekt, mit einem Tropfen Zitronen: solch ein leichtes Getränk bekommt immer! L. N.



Schw. Schloß Vollrads im Rheingau

Wie behandle ich meine Flaschenweine?

Rheinweine

müssen kühl (liegend bei etwa 8–10° Celsius) aufbewahrt und ebenso serviert werden. Entgegen der allgemeinen Gewohnheit sollte man jedoch nach Möglich-

keit vermeiden, die Weine auf Eis zu legen. Alte, volle Rheinweine gewinnen sehr an Blume und Geschmack, wenn sie einige Stunden vor Verwendung entkorkt werden. Das gleiche gilt für Steinweine (Bordeaux) und weiße Bordeauxweine.

Moselweine

verlangen ebenfalls eine Kellertemperatur von 8–10° Celsius und sollten möglichst kühl serviert werden. Ein allzu kaltes Servieren ist auch hier nachteilig, da namentlich feine Moselweine dann sehr an Blume verlieren. Um eine Verflüchtigung der zarten Moselblume möglichst zu vermeiden, entkorkt man die Flaschen am besten unmittelbar vor der Verwendung.

Rote Bordeauxweine

müssen, wie alle Weine, liegend aufbewahrt werden, und zwar am besten bei einer Temperatur von nicht unter 12° und nicht über 20° Celsius. Es empfiehlt sich, die Weine einige Stunden vor dem Trinken aufrecht im Zimmer hinzustellen, einerseits, damit die Flaschen ungefähre Zimmertemperatur annehmen, und andererseits, um einem etwa vorhandenen Satz Zeit zu geben, auf den Boden der Flasche zu sinken. Alsdann sollte der Wein geraume Zeit vor dem Trinken vorsichtig unter Zurücklassung des etwa vorhandenen Sazes, in Karaffen umgossen werden, wodurch Blume und Geschmack wesentlich mehr zur Geltung kommen. Plogliches Anwärmen z. B. dadurch, daß man die Flasche in heißes Wasser stellt, ist unbedingt zu vermeiden, da jeder plötzliche Temperaturwechsel für den Wein schädlich ist. Umgossene (karaffierte) Weine sollten nicht dem Sonnenlicht ausgesetzt werden.

Deutsche Rotweine

und rote Burgunderweine sind genau so zu behandeln wie rote Bordeauxweine, nur empfiehlt es sich, sie etwas kühler zu servieren. Ähnliches gilt für ungarische, Schweizer und Tiroler Rotweine.

Nach Anweisungen von

J. S. Bachmann, Bremen



Phantasten im Bremer Ratskeller

Ein Führer durch die Jahrgänge, für Kenner und solche, die es werden wollen

Im Ratskeller zu Bremen zechte vor zweihundert Jahren ein italienischer Maler, den es nach dem Norden verschlagen hatte. Die Weine waren so gut, daß er die Zechen nicht anfing, und als er sie endlich bezahlen sollte, vermochte er es nicht. Da er nun Maler war, mußte er sich lösen mit seiner Kunst, und er malte auf eine Kupferplatte an der Decke eine Kofe, die sich bis heute frisch und blühend erhalten hat. In diesem Keller der Kofe, einer kleinen Abteilung des alten Bremer Ratskellers, tranken jüngst drei Männer, in stille Betrachtung des Weines versunken.

Wer doppelt genießen will, der genieße bewußt. Die Bilder anschaut, rede nicht von Geschichten, sondern von Kunst. Beim Sport sprich vom Sport, beim Essen vom Essen, bei der Liebe von der Liebe und beim Weine vom Weine. Da die drei Männer nun verlässliche Genießer waren voll Lebensweisheit und Lebenslust, sprachen sie, wie nicht anders zu erwarten war vom Weine. Mit dem Nebenjaß, den die drei in ihrem Leben schon hatten durch die Kofe rinnen lassen, hätte man ein achtbares Schwimmbassin füllen können, und der rumblickte der drei pflegte gelegentlich zu bemerken, daß ihn seine gesunde Gesichtsfarbe schon ein Vermagen gekostet habe.

„Neben wir nicht mehr von den alten Zeiten“, sprach der Älteste, „Neben wir nicht mehr von den wunderbaren Söern, 929en oder 129en. Laßt uns einmal der jungen und deutschen Weine gedenken. Hier unter uns sitzt der größte Rheinweinkenner, denn ich je begegnet bin, und schließlich bin ich ja auch kein ausgesprochener Laie. Also, lieber Freund“, wandte er sich an den Zweiten, „geben Sie mal Ihr Urteil ab über unsere jüngeren Rhein- und Moselweine. Jung nennt man ja biersudende einen Wein, der unter zwanzig Jahren alt ist. Deshalb ist es wohl das Beste, wenn wir gleich nach dem Weltkrieg anfangen. Was halten Sie also von den Zwanzigern?“

„Ja“, sagte der Zweite und hob nachdenklich sein Glas an die Nase. „Mit den Zwanzigern können wir ganz zufrieden sein. Besonders einige Rheinweine der Spätlese haben sich zu ausgesprochenen Spigen entwickelt. Hervorragend sind die Moselweine. Sie zeigen eine sehr gute Qualität mit schönem, blumigem Charakter. Auch heute noch trinke ich den Zwanziger Mosel sehr gern. Ein guter Jahrgang.“

„Bin ganz derselben Ansicht“, meinte der Dritte. „Aber gespannt bin ich darauf, was Sie über die Einundzwanziger zu sagen haben. Ich finde, daß dieser Jahrgang sehr enttäuscht hat. Ein Wein, der

ganz große Anlagen hatte. Aber in wenigen Jahren war er kaputt.“

„Das ist wohl richtig“, gab der Zweite zu. „Dieser wundervolle Jahrgang hat manchen Enttäuschungen mit sich gebracht, weil viele Weine sich infolge unrichtiger Behandlung nicht gehalten haben und frühzeitig firt geworden sind. Es ist ein Jammer. Denn bei richtiger Behandlung konnte es der Einundzwanziger gewiß mit dem 12er aufnehmen. Tatsächlich gibt es heute, soweit sie richtig behandelt wurden, einige ganz hervorragende 22er vom Rhein und von der Mosel, wie wir sie seither wohl nicht wieder zu verzeichnen haben.“ „Stimmt“, brummte der Erste. „Die folgenden Jahre sind auffallend klein und dünn.“

„Ja“, fuhr der Zweite fort. „1922 und 1923 waren ausgesprochene Fehljahre. Vor allem die 22er hatten durch Frost gelitten und mußten durchweg gesüßert werden. Auch die 24er waren mittelmäßig. Die guten Lagen am Rhein haben einige elegante und raffische Gewächse zu verzeichnen, an der Mosel leichte und blumige Qualitäten. Aber der Durchschnitt war nicht sehr groß. Im Jahre 1925 war das Ergebnis mengenmäßig gering, in der Qualität aber nicht schlecht. Besonders später entwickelten sich die Rhein- wie die Moselweine überraschend gut. Regen und Frost ließen auch 1926 keine richtige Ernte aufkommen. Die Qualität war sehr mittelmäßig, vor allem an der Mosel, doch entwickelten sich einige Weine später noch recht ordentlich. Ähnliches läßt sich vom Jahrgang 1927 sagen. Auch 1928 verlief am Rhein nicht viel besser. Der allgemeine Durchschnitt war etwas höher, während die Spigenweine nicht so gut durchgehalten haben. In der Mosel entwickelte sich der Wein durch den herlichen Spätkommer und Herbst noch besser. Die Trauben erholten sich von dem schlechten Frühjahrswetter und die Weine liegen hier über dem Durchschnitt.“

„Ein hübsches Aroma bei wenig Säure, diese 28er Moselweine“, stimmte der Dritte bei, und sah in sein grüngoldenes funkelndes Glas.

„Nun aber zu den 29ern“, fuhr der Zweite fort. „Über den sind wir uns wohl alle einig. Es war nach den vielen Mittelerten wieder das große Qualitätsjahr, harmonisch in allen Lagen, und heute noch in jeder Hinsicht entwicklungsfähig. Hier werden wir noch in der kommenden Generation die großen, ganz leicht firmen, wundervollen Rheinweine haben, die in der Welt mit nichts zu vergleichen sind, Könige unter den Weinen. Nicht weniger gut sind die duftigen und fruchtigen Moselweine von 29. Sie haben sich hervorragend entwickelt und liefern in den besten Lagen wundervolle Spigenweine. Fast die ganze Ernte konnte naturrein bleiben. Die Weine haben eine hervorragende Blume, Körper und viel Süße.“

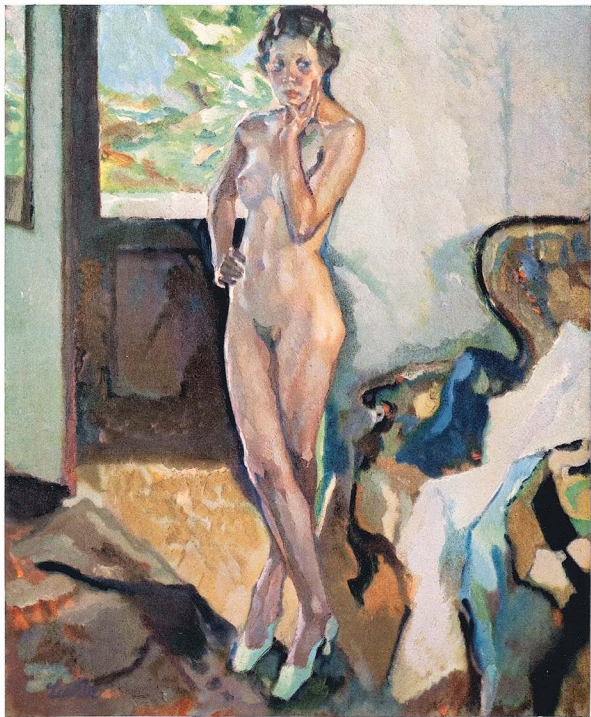
Zusammend nickten die beiden anderen.

„1930 war ein mittlerer Jahrgang, wenn die Ernte auch mengenmäßig groß war. Die Mosel lieferte eine Anzahl sehr preiswerter und brauchbarer Weine. 1931 war ebenfalls ein mittlerer Jahrgang. Die Rheingauer, Rheinbessinger, Pfälzer- und Nahe-Weine sind sauber, reintonig und mild, gute Durchschnittsweine. In den Mosel-, Saar- und Rowerweinen ist die Qualität sehr unterschiedlich, doch gingen die guten Lagen über den Durchschnitt hinaus, blumige, raffische Weine. Die Spigen zeichneten sich durch besondere Süße aus. Die 32er stehen etwas über den 31ern. Sie zeigen eine reife, angenehme Art und entwickeln sich sehr günstig. Ein dankbarer Wein. Ein vielversprechender Jahrgang ist der 33er. Allerdings scheint es, daß man zum Teil übertriebene Erwartungen an diesen Jahrgang geknüpft hat. Doch findet man viele naturreine, edle Weine unter den 33ern, die blumig, elegant und würzig sind. Vielversprechend. Auch über den 34er brauche ich wohl kaum ein Wort zu verlieren. Er ist vortrefflich, einige Mosellagen von hervorragender Süße. Der 35er ist noch ein guter Durchschnitt, bleibt aber hinter beiden Jahrgängen zurück, und der 36er und 37er — nun, ich will hier nicht vorgehen. Auffällig ist oft, daß zwei gute Jahre manchmal zusammen liegen, während die mittleren und schlechten Ernten ebenfalls gerne in Serien von zwei bis drei Jahren kommen. Aber, meine Freunde! Solange noch ein Sinn für die Weinkultur besteht, solange die Menschen verständig trinken und sich nicht tierisch besaufen, solange in unseren deutschen Weinländern der Wein fachverständig gebaut und gepflegt wird, solange wird auch die Sonne Gnade walten lassen und uns immer wieder große Ernten schenken, den Kennern zur Freude, unserer Kultur zum Ruhme. Im Wein scheiden sich die Geister. Er bringt das Ele wie das Unbele im Menschen zutage. Trinken wir darauf, daß die Generationen von Kennern nicht austerben mögen, die empfinden, wie wir es empfinden: Wo Wein ist, da ist auch Kultur.“

E. X.



Schw.



Leo Putz

„DIE FOHLENTRILLER“

Von Karl G. Göffele

Seit je ist der Landmann erboßt, wenn Gände, die nicht geßt haben, sich an der Ernte vergreifen. Vor allen Dingen die Obßbauern und Winger haben keine Ruh, wenn die Äpfel auf den Bäumen und die Trauben am Weinstock reifen. Klurschützen durchstreifen Tag und Nacht

die Markungen, und wehe dem, den sie erwischen!

Vor ein paar hundert Jahren, als die schöne Stadt Pfullingen in Württemberg noch ihre eigene Gerichtsbarkeit besaß, ergriff ihr hoher Rat eine überaus eigenartige Maßnahme, um die Bauern und

Wingerer vor dem überhandnehmenden Entesfrevel zu schützen. In dieser Maßnahme offenbarten sich die hervorstechenden Eigenschaften schwäbischen Wesens. Die Pfullinger Stadträte dachten eine Strafe aus, die der Gerechtigkeit zollte, was ihr zukam, und die abschreckte, obwohl sie einen abgründigen Sinn für Humor verriet. Sie tätigten eine Erfindung, wie sie eben nur Schwaben erfinden können, aus deren Mitte ein Kopernikus, ein Richard Benz und ein Graf Zeppelin hervorgegangen ist.

Diese Erfindung sah so aus:

Inmitten von fruchttschweren Feldern und vollbehängenen Obßbäumen wurde ein kleines, fensterloses Häuslein aufgestellt. Aus diesem Häuslein ragte oben und unten eine in bewegliche Lager gebettete Achse heraus, um die herum nahe dem Boden eine kreisrunde Scheibe angebracht war. Diese Scheibe stand durch eine Art Treibriemen in Verbindung mit einer zweiten Scheibe, aus der ein Griff herausragte. Drehte man mittels dieses Griffs die eine Scheibe, so setzte sich die andere Scheibe und mit ihr das ganze Häuslein in kreisende Bewegung.

In dieses drehbare Häuslein wurden laut Anordnung des wohlweisen Pfullinger Rates alle die gesetzt, die von den Feldbütern dabei ertappt worden waren, wie sie von den Pfullinger Äpfel- oder Birnbäumen oder Weinstöcken widerrechtlich eine Anleihe gemacht hatten. Und dann wurden sie getrillt. Die natürliche Folge dieses Trillens war, daß der Magen der zum Trillen Verurteilten die Anleihe wieder zurückersattete, die ihm einverleibt worden war. Das bezeichneten dann die Pfullinger als ausgleichende Gerechtigkeit. Mitunter wurde auch einer in das Trillhäuschen gesteckt, der Stein und Wein geschworen hatte, daß der Feldbüter lüge, wenn er behaupte, ihn beim Obßmausen ertappt zu haben. Zielt er die Trillerei nicht aus, dann waren die Pfullinger der Meinung, daß ihm Recht geschehen sei. Zielt er sie aber aus, ohne daß das geistlich geschützte Pfullinger Obß zum Vorschein kam, dann wurde der Feldbüter in den „Triller“ gesetzt, der die falsche Anschuldigung vorgebracht hatte. Auch das war dann ausgleichende Gerechtigkeit.

Die Pfullinger hatten — wie sich denken läßt — viel Freude an ihrem Trillerrhäuslein, leider aber hat sie dann diese Freude dazu verleitet, eine Dummheit zu machen, die das Trillen außer Kurs brachte.

Eines Tages wurde ein fohlen, das aus dem Gebiet der benachbarten Reichsstadt Neutlingen ausgebrochen war, dabei betroffen, wie es Pfullinger Geas wendete. Ohne sich lange zu besinnen, gingen die Pfullinger das fohlen ein, preßten es in das Trillerrhäuslein und trillten es. Aber das hätten sie nicht tun sollen. Das fohlen nämlich vertrug das Trillen



Otto Dill

„Du, Hein, früher haff ick immer dacht, du warst bloß mit Schnaps vergnügt. Dat is aber jornich wahr. De Wien deit dot noch veel beter.“

schlecht. Es gab das widerrechtlich abge-
weidete Pfullinger Gras wieder von sich
und noch etliches mehr. Es hauchte vor
lauter Von-sich-Geben sein junges Leben
aus.

Hieraus ergaben sich politische Wei-
rungen.

Das Keutlinger Fohlen hatte dem
Neffen des regierenden Bürgermeisters
von Keutlingen gehört. Als dem zu
Ohren kam, was die Pfullinger mit
seinem Fohlen gemacht hatten, wandte er
sich beschwerdeführend an seinen groß-
mächtigen Onkel. Dieser berief den
Großen Rat der freien Reichsstadt Keut-
lingen zu einer außerordentlichen Sitzung
ein. Und der Große Rat schickte eine Bot-
schaft zu den Pfullinger Stadtvätern des
Inhalts, daß sie binnen 24 Stunden
Schadenersatz für das gedrückte Fohlen zu
leisten und das Trillhäuschen ein- für
allemal abzuschaftern hätten; im Wei-
gerungsfall sei Keutlingen entschlossen,
seinen Forderungen mit der bewaffneten
Streitmacht Nachdruck zu verleihen.

Die Pfullinger waren empört über die
Keutlinger Botchaft. Sie waren der
Meinung, daß weder ein Keutlinger
Fohlen auf der Pfullinger Weide was zu
suchen noch daß Keutlingen sich in die
Pfullinger Fohlsrechte einzumischen
hätte. Sie gaben aber nach, weil sie
genau wußten, daß das kleine Pfullingen
dem großen Keutlingen nicht trotzen
könne.

Und also leisteten sie — würdevoll
gegen das Keutlinger Gewaltdiktat prote-
stierend — Schadenersatz für das gedrückte
Fohlen und schafften ihren mit Recht so
beliebten Triller schweren Herzens ab.

Auf das geschilderte Ereignis ist es
zurückzuführen, daß die Pfullinger bis auf
den heutigen Tag — sehr zu ihrem Leid-
wesen — die Fohlen- oder Füllentriller
genannt werden.

Erwin Karl Gornauer:

Lob des Weines

Es ist Herbst. Ich wandere die Berg-
straße hinauf, ich komme von Heidelberg
an den Rhein. Ich war in Würzburg. Ich
hebe dort den steinigen Bockbeutel ge-
trunken. Der Neckar bot mir seinen
Nektar, der aus dunklen Trauben quillt,
die an sonnenfrohen Hängen gedeihen.
Vun stehen die Bütteln droben in den
Weinbergen und die sanften Neckar-
mädchen tragen die köstlichen Äugeln in
die schwarzen Fässer. Direkt vom Faß
trank ich den schwallen Wein. Er packt
den Menschen wie der Geist den Dichter,
der beim Wein die Sonette schreibt.

Am Rhein fehr ich ein. In Badarach.
Eine alte Trinkstube nimmt mich in ewig-
gleicher Weinromantik auf. Draußen



„Zum Wohle, Mädchen“

Welden

sinkt die milde Sonne. Die Strahlen fal-
len über den Tisch, auf den die Wirtin
das altdeutsche Weinglas stellt. Gelb
funkelt der Saft darin. Ich trinke den
ersten Trunk, den mir der Rhein freudenz.
Die Welt draußen versinkt für mich.
Ich bin beim Wein, der meine Gedanken
treibt. Oh, ich weiß, auch an Griechen-
lands Bergen singen die Menschen und
trinken den Wein. Er wird rot sein und
süß. Am Rhein ist man herber, wie der
Wein. Ich wandere in Gedanken nach dem
Süden.

Neben mir steht ein Mädchen. Wohl
der Wirtin Tochterlein. Ich muß mich
besinnen. Ich hab das Lied gelesen und
gesungen. Das Lied von der Wirtin Töchter-
lein. Die Sonne wirft durch das Glas
den Wein in hellen Strahlen auf das
Gesicht des Mädchens. Ich lache und hebe
das Glas. „Zum Wohle dir, Mädchen
vom Rhein!“ Oh, auch an der Mosel gibt
es Mädchen und Wein.

Jemand singt das Weiniied. Das Mä-
chen trinkt mir aus meinem Glas zu.
„Willkommen am deutschen Rhein!“ Und
trinket als wackerer Zecher“ ergänze ich.
An der Wand hängt ein Kranz von Blät-

tern. Dunkelrot wie der Wein, es sind
Blätter um Keben. Ich lege den Kebe-
franz um die Stirn des Mädchens.

Und wir singen. Viktor von Scheffel
hat dies Lied einst geschrieben. Der
Dichtervolzer vom Rhein.

Nacht sinkt ein. Matt strahlt die
Laterne über mir. Mein Glas ist voll
goldenen Weins. Die Zecher um mich
singen.

Und ich lobe mir den Wein und preise
den Gott, der ihn schuf.

Zum Wohle, Bacchus!

Der Wein ist unter den Getränken das
Nützlichste, unter den Arzneien das
Schmackhafteste und unter den Nahrungs-
mitteln das Angenehmste. (Plutarch)

Guter Wein ist ein gutes, geselliges
Ding, wenn man damit umzugehen weiß.
(Shakespeare, Othello)

Wo fröhliche Gemüter seyn, da bist
auch du, o edler Wein!

(Chr. Hoffmann v. Hoffmanns Waldau.
1697)

Der Kußhandel der schönen Wirtin von Bacharach

Kommt nur herein!" beantwortete Meister Enhard, der Bacharacher Goldschmied, das Klopfen an seiner Werkstatttür. „Ah — du bist's, Emilio!" rief er freudig, als die Tür aufgingen war und ein junger Mann in hochrotem Wams hereintrat. „So früh schon? Hast du etwas Wichtiges?"

„Wie man's nimmt. Man könnte es sogar etwas Geschäftliches nennen." Der junge Mensch lachte verschmigt und setzte

sich dem Meister auf einem geschmigten Schemel gegenüber.

„Du bringst den Auftrag vom Domkapitel in Mainz?"

„Das gerade nicht. Die Herren lassen sich Zeit. Es ist etwas anderes. Es handelt sich um die goldene Kette, die du beim letzten Innungstreffen ausgestellt hattest. Die schöne Frau Ruth, du weißt ja, die Frau des Weinschanks am Markt, möchte sie gerne besitzen."



R. Winkler

Aus einer Einladungskarte zu einem Künstlerfest

Meister Enhard, der gerade an einem Goldfaden mit einer winzigen Zange herumhantierte, unterbrach seine Arbeit. „Sie will sie kaufen?" Großes Erstaunen lag in der Frage.

„Kaufen, ja. Aber nicht mit Dukaten." Der junge Emilio lachte jetzt übers ganze Gesicht.

Der Goldschmied basteelte schon wieder an seinem Goldfaden. „So, so, nicht mit Dukaten! Dann soll ich wohl von ihr dafür für Lebzeyten von ihrem Wein geliefert bekommen? Du weißt, ich trinke nur den Saft der Moselreben."

Emilio wurde ernsthaft. „Allen Scherz beiseite. Ich muß dir schon genau berichten. Wie du weißt, komme ich oft zu der schönen Ruth. Gestern Abend nun machte sie mir Andeutungen, sie hätte wohl bemerkt, daß du sie immer mit verliehten Augen betrachtest, auch daß du auf dem Mainzer Varenfest etwas — hm — ungebührlich mit ihr getanzt hättest..."

Enhard brauste auf. „Das ist doch..."

Der Junge beschwichtigte. „Laß nur! Sie sagte jedenfalls ungebührlich. Item — das wären alles Anzeichen für sie und sie wäre nicht abgeneigt, dir entgegenzukommen, wenn..."

„Wenn?"

„Wenn sie dafür in den Besitz deines neuesten Meisterwerkes, eben der Goldkette, gelangen würde."

„Das sagte die sittsame Wirtin?"

„Sagte sie. Wort für Wort."

„Und — in welcher Weise will sie mir entgegenkommen?"

„Es wäre einfach. Du gibst ihr die Kette und sie dafür dir einen — Kuß."

„Einen einzigen, harmlosen Kuß?"

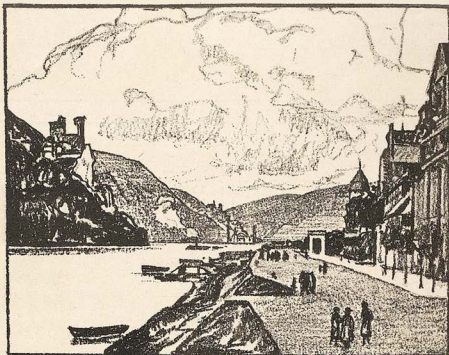
„Das zu beurteilen überlasse ich dir. Jedenfalls sagte sie noch, daß du dir den Kuß bei ihr im Haus holen darfst, am besten morgen, wenn ihr Mann zum Weineinkauf über Land fährt."

Der Goldschmied kam ins Sinnieren. Diese Frau Ruth! — es stimmte schon, sie saß mächtig in seinen Gedanken. Einmal wegen ihrer prächtigen Gestalt, zum andern wegen ihrer lieben Stimme — ach, es gab so viel, was ihm diese Frau begehrenswert erscheinen ließ. Aber die Goldkette! Ein hoher Preis! Und doch wieder nicht — was war alles tote Metall, und wäre es noch so prächtig gefaßt, gegen blühendes Leben! —

Meister Enhard hatte den Tausch, denn ein solcher war es doch, gemacht. Die schöne Frau Ruth hatte ihr Wort gehalten, ob, er konnte sagen: gut gehalten. Aber er hatte die Eier in ihren Augen gesehen, als sie ihm die Goldkette fast aus der Hand gerissen und in der untersten Lade ihrer Kleiderkommode verfederte.

Der Gedanke an diesen Augenblick ließ Meister Enhard nicht mehr froh werden. Er bereute sogar den Tausch und trauerte seiner Kette nach.

Sein Diener Vertram bemerkte die Niedergeschlagenheit wohl. Er drang in seinen Herrn, ihm den Grund zu sagen.



Assmannshausen am Rhein

Schw.

Vielleicht könne er ihm helfen, es wäre nicht das erstemal, meinte er treuherzig.

Nach Tagen gestand dann der Meister dem Diener seinen Verdruss. Doch dieser nahm die Klage fröhlich auf. „Ist's nur dies, Herr, dann weiß ich Rat. Seid versichert — morgen schon habt Ihr Eure Kette wieder.“ Die Worte klangen so zuversichtlich, daß der Goldschmied schon halb an den Erfolg glaubte.

Noch am selben Abend ging Bertram zum „Goldenen Eck“, des Weinwirts Haus. Er wählte die Stunde, wo er wußte, daß die beiden Ehegatten bei der Abendmahlzeit sitzen würden. Bei seinem Eintritt in die Stube frug ihn der Wirt, der eben am Schenkel eines gebratenen Hähnchens herumblühte: „Was führt dich her?“

Bertram trat vor. „Mein Herr schickt mich. Er läßt Eurer Frau hier den Mörser zurückgeben, den sie ihm geliehen. Dafür soll ich die Goldkette zurückbringen, die mein Meister als Pfand dafür dargelassen.“

„Was ist's mit der Geschichte?“ Der Wirt blickte fragend auf seine Frau.

„Ich weiß von keiner Kette. Sag' das deinem Herrn.“ Frau Ruth sagte es ziemlich böse.

Ihr Mann nickte Zustimmung. „Das dürfte an dem sein. Eine goldene Kette für einen wertlosen Mörser — das wäre ein wunderlicher Pfand!“

Doch Bertram ließ sich nicht abweisen.

„Mit nichts. Eure Frau hat die Kette. Bedarf es eines Beweises, so ist es dies: mein Herr hat mit eigenen Augen gesehen, wie Eure Frau die Kette in der untersten Kade ihrer Kleiderkommode versteckte.“

Dies hören und aufspringen war für den Wirt vom „Goldenen Eck“ ein Handeln. Mit Gepolter stürmte er die Treppe zum ehelichen Schlafgemach empor und fand schnell die Kette am angegebenen Platz. Wütend kehrte er in die Stube zurück und gab dem Diener den Fund. Der eilte wohlgemut damit zu seinem Herrn. — — —

Es ist sehr lange her, daß sich diese ergötzliche Geschichte zutrug. Den Weinschank zum „Goldenen Eck“ gibt es heute noch, aber unter einem anderen Aushängeschild. In der Ecke, am Stammtisch, steht auf einem Regal ein kupferner Mörser. Es soll der gleiche sein, mit dem damals die schöne Wirtin ihren Ehemann um den häuslichen Frieden gebracht hatte. Der Mörser bleibt nicht unbenützt. Immer, wenn ein neugebackener Ehemann in die Stammtischrunde aufgenommen wird, füllt ihn der Wirt bis zum Rand mit funkelndem Rheinwein und erzählt dabei die Geschichte der schönen Ruth. Dann freist das Gefäß in der Kanne — dem Neuvermählten zur Mahnung: Ob acht, daß die eine Frau sich auf keine Tauschgeschäfte einläßt! Frauen lieben auch heute noch goldene War'.

Schon Bismarck sagte:

*Nun ist
der deutsche Mann
nicht mehr bewußt worden
ist, dann muß er auf
eine gute deutsche Frau
im Leben haben der halber
auf eine ganz.
Freiwillig! 1.-April 1892*

Heilworte



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglmaierplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Groß-Konditorei CAFÉ MACH
Rosenstraße 11



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
10 Küche von früh bis abends
STIMMUNGS-SCHRAMMELTRIO

Bärenschenke Fürstenfelder-
Straße 15
Das behagliche Mittag- u. Abendlokal

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszettelungen

Café Orlando di Lasso am Platz
nachm. Konzert Täglich abends Tanz

Gut gepflegt
sind Sie im
gemütlichen
Vier Jahreszeiten-
Keller

Besucht die Vorstellungen der
„DACHAUER“ im „PLATZL“
gegenüber dem Hofbräuhaus

Café am Dom
Kaufingerstraße

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf
Führende deutsche Kaffeehaus Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

Werbung bringt Arbeit!

Klischees München
für Reklamawerke
Kunst, Industrie
u. Einrichtungen
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Lerne
Auto- u. Motorrad-
führerschein
Spreitzer
Tel. 13269
Kapellenstr. 1
gegenüber Café Festspiel

Ben A. Böhmer
Tel. 15745
Hotel Stadt Wien
am Hauptbhf
Führende deutsche Kaffeehaus Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

MÜNCHENER KUNSTSCHULEN

Münchner Lehrwerkstätten
Modellzeichnen, Gebrauchsgraphik,
Zeichnen, Malen, Abends 17-19 Uhr
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 30149

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schlieker in Idling (Isartal)
mit Lehrstätte München, **Odeonsplatz 2**
staatl. anerk. / Allgem. Kunstschule

Gemälde
Kunst, Industrie
u. Einrichtungen
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Münchener Weinstuben laden Dich ein



Alt-Bozener Weinstube 2 SO,
Rumfordstr. 11
Weinhaus Alter Hof 2 M, Alten-
hofstraße 5
Weinhaus Apostelkeller 2 SW,
Zweigstr. 10
Weinhaus Birk 2 M, Kaufinger-
straße 53 / P, Thieredgasse
(Dom)
Bozener-Stube M 25, Herzogstr. 25
Weinhaus Brennessel (Franz
Wecker) M 25, Leopoldstr. 58
Dürkheimer Weinstube (Friedr.
Behret) 2 M, Blumenstr. 38
Weinhaus Eder J. 2 M, Dreifalt-
igkeitspl. 5
Etterer K. Schoppenstube, Mül-
lerstr. 30
Fraunhofer-Schoppenstube 2 SO,
Fraunhoferstr. 41
Weinhaus Gewerbehaus, Damen-
stiftstr. 5
Giesinger Weinbauer M 9, Wein-
bauerstr. 9
Weinhaus Gotthardt 2 SO,
Reichenbachstr. 21
Haidhauser Weinbauer M 8,
Preysingerstr. 15

Hamburger Seemannskneipe am
Platzl 2 M, Pfisterstr. 4
Weinhaus Isaria 2 SO, Butter-
melcherstr. 6
Kaiserstube 2 NW, Dachauer
Straße 1
Weinhaus Kakadu 2 M, Hoch-
brückenstr. 14
Weinhaus Kette 2 SO, Ickstatt-
straße 2a
Weinhaus Knecht Ch. 2 M,
Dienersstr. 7
Lang's Burgstüberl 2 NO, Tat-
tenbachstr. 6
Weinhaus Lindenwirtin 2 M,
Marienstr. 13

Maxim-Bar 2 NW, Karlspl. 8
National Bodega (E. Csernoch)
2 M, Maffestr. 4
Weinhaus Neues Deutschland
(Eug. Schulz) 2 M, Radsteg 1
Weinhaus Neuner 2 M, Herzog-
spitalstr. 20
„Osteria“ Lombardi Giuseppe
M 13, Rambergstr. 7
Pfälzer Weinbauer M 19, Leon-
rodr. 6
Ratskeller (Josef Wilpert) 2 M,
Marienpl. 8
Weinhaus Rebstock M 8, Inn.
Wiener Str. 18

Rheinische Bauernschenke 2 SO,
Rumfordstr. 4
Schwarzwälder's Naturweinhaus
Hartmannstr. 8
Weinhaus Scherzl 2 M, Lederer-
straße 13
Weinhaus Schneider 2 M, Spar-
kassenstr. 1
Weinhaus Schönfeld 2 NO,
Schönfeldstr. 22
Schwarzwaldmadel 2 SW,
Goethestr. 18
Sendlinger Weinbauer (F. Mark-
steiner) M 25, Plinganserstr. 68
Tabel's gute Stube 2 M, Herzog-
Wilhelm-Str. 2
Weinhaus Torggelsstube 2 M,
Platzl 8
Weinhaus Trenner M. 2 SW,
Goethestr. 28
Weinhaus Kater (Karl Fraun-
hofer) M 15, Barer Str. 75
Weinhaus Schleich 2 NO,
Fürstenstr. 2
Weinhaus Schommergarten
(Aumann) Schommerstr. 18a
Zirler Mirl 2 M, Sendl. Str. 57



STAATL. HOFKELLEREI WÜRZBURG

Verkauf naturreiner Eigenbauweine
aus den Staatlichen Weingütern in
Würzburg, Randersacker u. Hörstein

Weinstube im Mittelbau der Residenz



Staatl. Hofweinkeller zu Würzburg



Juliusspital

WEINGUT WÜRZBURG

Nur naturreine Eigenbauweine

Eigene Weinstuben:

Würzburg, Juliusspital
Iphofen, Gasthaus Sonne
Nürnberg, Königstraße 1
Dettelbach, Falterstraße 19

Verkauf in jeder Menge / Preislisten kostenlos



GUTEN, NATURREINEN

Frankenwein

in Bocksbeuteln mit Siegel und Kork-
brand, aus eigenem Weinbergbesitz,
kaufen Sie preiswert im

WEINGUT
BÜRGERSPITAL ZUM HL. GEIST

Trinkstube im Bürgerspital / Versand und Kleinverkauf

WENN

Photo — DANN Schja

MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10 Telefon 20763

VERLANGEN SIE ÜBERALL DIE „JUGEND“

Die mit „Schw.“ gezeichneten Bilder wurden uns freundlicherweise von Herrn Schwarzwälder zur Verfügung gestellt. Das Titelbild entstammt der Haus-Chronik der Torgelstube München.

Markensammler
erh. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Biederstr. 49



Maçon

Nach der vierten Flasche:

Gast: „Kennen Sie den Unterschied zwischen den Griechen und Römern?“

„Ja.“

„Die Griechen konnten aus Römern trinken, aber nicht umgekehrt. Haha!“

Sachse: „Aber warum konnten denn die Römer nicht aus Griechen trinken?“

(Barbarossa)

Gast: „Haben Sie Wildenten?“

Kellner: „Nein, Herr. Aber wir können eine zahme nehmen und für Sie wild machen.“

Arzt: „Aber, lieber Freund, wenn Sie noch zehn Jahre länger leben wollen, müssen Sie bald mit Wein, Weib und Gesang Schluss machen. Es wird Zeit, daß Sie sich langsam entwöhnen.“

Patient: „Na, dann werde ich erst mal mit dem Gesang anfangen.“



Ehemann: „Hier, mein Schatz, habe ich dir ein schönes Buch für heute abend mitgebracht.“

Sie: „Ald wo willst du den heutigen Abend verbringen?“

Der langsame Ober

„Herr Ober!“

„Bitte sehr, mein Herr!“

„Waren Sie schon draußen in Hellabrunn?“

„Nein, mein Herr!“

„Schade, es wurde Ihnen Spaß machen, die Schildkroten vorbeifliegen zu sehen.“

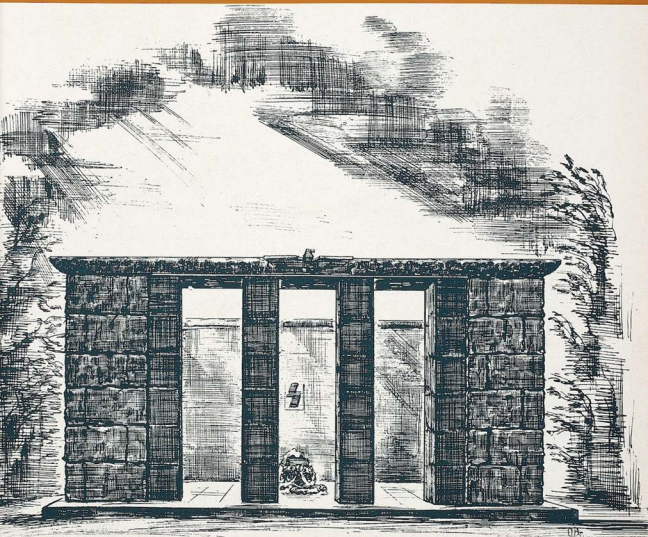
Schw.

MÜNCHEN / 1937 / NR. 45
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

SONDERHEFT:

GAU MECKLENBURG-LÜBECK

Jugend



Ehrenhain des Gaues Mecklenburg-Lübeck

O. Brinckmann



Vorwort des Gauleiters

Mecklenburg ist im Begriff, ein neues Gesicht zu bekommen, ein junges Gesicht dank der unablässigen Arbeit der Partei. Unser Land ist schön und reich an Werken und an Beweisen bester deutscher Tradition, deutscher Kultur und Geschichte. Mecklenburgs Dichter und Maler zeigen in diesem Heft den niederdeutschen Menschen und seine Landschaft, zeugen von der Jugend und gesunden Kraft eines eigenständigen Volksstammes, der im festen Glauben an den Führer und sein Werk freudig in die deutsche Zukunft marschiert.

Friedrich Hildebrandt

Gauleiter



Warnemünderin (Bronze)

Gustav A. Wallat

Zum Bild „Ehrenmal“ auf der Titelseite

Im vierten Jahre des Dritten Reiches schuf Mecklenburgs Gauleiter und Reichsstatthalter Friedrich Hildebrandt am Hochufer des Schweriner Sees den toten Kämpfern der Bewegung im Gau eine gemeinsame Ruhestätte im Ehrenhain. In einem herrlichen Wald von Eichen und Buchen scharen sich dort um das Grab von Wilhelm Gustloff, dessen Name ein riesiger Findling trägt, die Gräber alter Kämpfer der Partei. Einfache Findlingssteine künden ihre Namen. Am 8. und 9. November 1937

wurden elf tote Soldaten des Führers aus ihren Heimatorten im weiten Mecklenburger Land in den Ehrenhain nach Schwerin überführt und zur letzten Ruhe bestattet.

Dieser Ehrenhain und das aus Granitblöcken errichtete Ehrenmal für die Ermordeten des Gaus Mecklenburg wird für alle Zeiten Heiligtum der Nationalsozialisten dieses Gaus sein, ein Mittelpunkt des Glaubens, zu dem noch künftige Generationen wallfahrten werden und immer wieder neue Kraft suchen und finden für den immerwährenden Kampf um das ewige Deutschland.



Krabbenfischer

Paul Wallat

Mecklenburger Leute

Von Gerhard Ringeling

Im Mutterboden der Landschaft wurzelt der Charakter ihrer Menschen. Die Stürme und Ströme geschichtlichen Lebens gehen darüber her, und wie Wind und Welle das Antlitz der Erde furchen und ihm die wesentlichen Züge verleihen, so hebt auch das geschichtliche Erleben aus der Mannigfaltigkeit möglicher Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte die schicksalhaften Sonderzüge im Charakter eines Stammes heraus.

In der weiten niederdeutschen Landschaft ist unser Land ein Ausschnitt, der ohne feste natürliche Grenzen ihr eingebettet ist. Es ist Kolonialland und trägt als solches die besonderen Züge, die dem ostelbischen Gebiete eigentümlich sind. Die Siedler kamen aus dem linkselbischen Gebiet Niederachsens, aus Holstein, Friesland und Westfalen. So zeigt denn auch unser Volkstum wesentlich die Züge des niederächsischen Stammes in Sprache, Sitte und Wohnung. Schwer dürfte es

sein, gegenüber den gemeinsamen Zügen die besondere Eigenart des mecklenburgischen Menschen klar herauszuheben. Ja, es könnte wohl sein, daß einer die Behauptung wagte, einen Mecklenburger gibt es überhaupt nicht, es gibt nur Mecklenburger Leute.

Ein paradoxer Ausspruch — und doch, enthält er nicht vielleicht ein Quentchen Wahrheit? Im Südwesten, die grise Gegend, Eintönig und karg das Land, weite Heideflächen und dunkle Moore, die Fichtenbestände selbst kümmerlich im silbergrauen Flechtenschmuck. Die Dörfer weit auseinandergerückt, mühsam mahlt der Wagen im weissen Heidefand. Die Menschen verschlossen, wortkarg. Schwere Arbeit gewohnt. Jäh, misstrauisch, nüchtern und sparsam. Bescheidener Wohlstand. So hat sie Gillhoff gezeichnet. Und ihnen eigen jener trockne Humor, der so ganz anders ist, als freig Reuterei poltern, das Lachen, das drohend mit der geschlif-

fenen Pointe herausbricht. Jener leise, ironisch spielende Humor, der an Raabe erinnert, wie der Menschenhag an die Geidjer. Ein wenig philosophisch, ein wenig umständlich, aber oft seltsam tief. Der Mensch der heiteren Oberflächlichkeit liebt ihn nicht. Er desillusioniert, er hebt das behagliche Gefühl von der Wichtigkeit der eigenen Persönlichkeit so peinlich auf. So — ja so, wie wenn man sich an dem Musikanterknochen gestoßen hat und nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll.

Und daneben etwa das Nageburger Land, wo der Bauer fast wie ein kleiner Gutbesitzer auf seinem ausgebauten Hof sitzt. Fruchtbar wellige Moränenlandschaft, Buchenwälder, klare Bäche und kleine Seen. Wallbecken fassen die Felder und Landwege ein, und unter dem weiten wolkenüberschatteten Himmel drehen sich auf den Höhen die mächtigen Windmühlen. In den schmucken Dörfern behaglicher Wohlstand, auf dem Herbstmarkt läßt der



Unter der Mauer

Otto Brinckmann

Bauer was springen, er setzt dick auf die Karten und die Taler klappern und singen auf dem Tisch — damals, — es war einmal. Aber daneben steht dann doch wieder jene dunkle Müdigkeit des Blutes, gerade in den alten Familien des Landes, die hin und wieder einen abgleiten läßt. Sei es, daß der jüngere Sohn im Studium hängen bleibt und langsam verfaßt, sei's, daß plötzlich und allen-unsäbar einer still aus dem Licht des Tages scheidet, weil er sich immer weiter an den lockenden Abgrund herangegrübelt hat, oder nicht mehr aus und ein mußte mit dunklen Gewalten seines Innern.

Bunt und wechselnd wie die Landschaft ist auch der Mecklenburger Menschen-schlag. Die Welt des Gutsberns, wie sie Keuter zeichnet und daneben die Hanse-stadt mit ihren Kaufherren und Schiffen, wie John Brinckman sie uns malt. Wie Frau und eigenwillig stehen die verschiede-nen Menschen in den Werken der beiden Dichter gegeneinander. Bei unseren Nach-barn gelten die Menschen Keuters als die

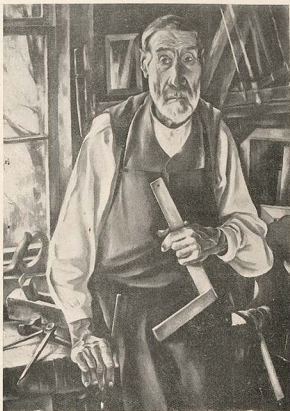
„typischen Mecklenburger“. Und dabei ist das in der Allgemeinheit nicht einmal rich-tig. Keuter, der durchweg dem Geschmack seines Publikums weitgehendst entgegen-kam, hat — übrigens ähnlich wie sein Landmann Heinrich Seidel — Menschen und Dinge gern ein wenig verkleinert. Brinckman ist scharfsäugiger, vielleicht er-barmungsloser, steht jedenfalls der Wirk-lichkeit näher und gibt ein naturgetreues Bild seiner Landleute. In Keuters Stromtid wie in Brinckmans General-reeber steht im Mittelpunkt der Hand-lung der Kampf um die wirtschaftliche Exis-tenz. Die Liebesgeschichte bleibt bei beiden durchaus nebensächlich, läuft schlicht und unkompliziert in die Handlung hinein, die in beiden Werken ihrem inneren Gesetz folgt. Das ist nieder-sächsischer Realismus, kolonialer Lebensstil. Geld und Wirtschaft werden verteuelt ernst genommen. Sie sind die großen Wirklich-keitsmächte. Es konnte im vergangenen Jahre darauf hingewiesen werden, ein wie tüchtiger, ja rücksichtsloser Geschäftsmann

Friz Keuter selber war. Wer dem Grund-satz strenger Wirtschaftlichkeit nicht ge-nügt, den nimmt man nicht so recht für voll. Und hinter dem, der großspuriges Auftreten liebt, ohne reelle Grundlage, wirft man wohl das Wort hinterher: Dickdau is min Leben, Brauder leihn mi 'nen Pappbahn. Diesen Zug gesunder, gut-bürgerlicher Wirtschaftlichkeit teilt der Mecklenburger mit dem Goldseiner, beim Friesen ist er noch ausgeprägter ent-wickelt, und läßt die gemütvollen Züge oft stark zurückstehen. Wie aber der Mecklen-burger gegenüber dem westlichen Nachbar durchweg weicher erscheint, wie seine Mundart breiter, gedehnter, ein wenig lässiger klingt, so steht unmittelbar neben dem Erwerbszinn ein ausgeprägter Zug zur Beaglichkeit, zur Freude an den Ge-nüssen des Daseins, ein ganz wenig Nei-gung, es sich leicht zu machen. Leben und leben lassen. Im Betrieb wird — wir denken immer an die Zeit vor dem Kriege — nicht das Letzte herausgeholt. Es geht patriarchalischer, menschlicher zu. Deshalb fand man auch nirgends so altväterliche Wirtschaftsformen wie bei uns. Gegen das mechanisierte Getriebe des Taylor-systems lebte sich etwas in unserm Blut auf. Ein mecklenburgischer Tagelöhner läßt sich nicht kommandieren. Es wird angeordnet. In einem kaufmännischen Geschäft alten Stils steckt das Beste, was der Käufer übernimmt, in persönlichen, menschlichen Beziehungen zwischen dem Inhaber und seiner Kundschaft, die beide fast wie eine Familie zusammengehören. Es liegt ein Stück Tragik darin, daß in Notzeiten, wie der unfriegen, solche Ge-bilde verschwinden müssen. Diese Tragik kommt vielleicht am schwersten darin zum Ausdruck, daß es gerade die bestgeleiteten Güter waren, die mit Schmittern arbeite-ten. Die konnte man kommandieren, die ließen sich gedankenlos in einen Betrieb einspannen, dessen Rhythmus mehr und mehr von der Maschine diktiert wurde. Eine jüngere Zeit, die es wieder verstan-den hat, den Gutsarbeiter in eine Gemein-schaft hineinzuschieben, so daß er in dem Betrieb seinen Betrieb findet, mit dem er sich tiefer verbunden fühlt als nur durch das Lohnverhältnis, hat auch hier erfreulichen Wandel geschaffen.

So darf man hoffen, daß bei aller Neu-bildung wirtschaftlicher Formen doch die unsern Volkstum eigenen Kräfte des Ge-müts ihre gestaltende Kraft behalten mögen. Nüchternes Rechnen, herbes Be-hagen an den Genüssen der Gegenwart — und eine verborgene Innigkeit des Ge-fühls, oft verpackt unter einem leichten Spott, einer spielenen Selbstironie — wie seltsam mischen sich beide Elemente bei Mecklenburger Leuten. Was in gehobener Stimmung, bei frohlichem Trunk leicht breit und sentimental hervorbricht — auch Keuters epische Kraft schwankt tie und da in gefühlsregenden Szenen — das hat ein-mal eine ganz eigenartige Formkraft ge-zeitigt, auf die vielleicht noch niemals recht

hingewiesen ist; die höchst eigenartige fischländler Parteneederei. Segelschiffe, erbaut aus den Eripennissen einer Verwandtschaft, eine Mannschaft, die gleichzeitig so etwas wie eine Sippen-genossenschaft darstellt, und das alles selbständig geschaffen von der armen Bevölkerung einer entlegenen Halbinsel aus eigener Kraft, ohne Regierungshilfe und entwickelt zu einer staunenswerten wirtschaftlichen Blüte — fürwahr, das ist, als ob aus der Goldenzeit unseres Volkes, der Ostkolonisation, ein lebendiger Pulsschlag bis in unsere Zeit hineingeflutet ist. Ist es nicht, als ob die befreiende Weite und Kraft der salznen See alle Kösfigkeit einer stoßenden Enge hinweggepült und die eingeborenen Kräfte des niederfächsischen Stammes befreit hat? Schade, daß diese heimliche Großtat noch keinen Schilderer gefunden hat, so wie in Jörn Jacob Svebn der Mecklenburger von Übersee seinen Darsteller fand.

Die See scheint ja überhaupt eine besondere Formkraft in unserm Volkstum zu bilden. Der Mensch von der Wasser-kante ist quicker, unternehmender, härter als der Binnenländer. Man denke an den Warnemünder Lotsenkapitän Gerdes, der 1813 auf eigene Hand einen munteren kleinen Krieg mit den Dänen begann. Man denke an die Koptöcker Walfisch- und Robbenfahrer, die sang- und klanglos verschwunden sind, die aber noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine wesentliche Bedeutung als Stand wie auch für die Handelsbilanz hatten, und man muß gestehen, daß hier hinter dem von Keuter vorwiegend geschilberten Mecklenburger aus der Ritterschaft und der Kleinstadt ein ganz anderer Typus auftaucht, der auch bei John Brinkman ja leider nicht seine endgültige Schilderung größeren Stils ge-



Mein Rahmenmacher

H. S. Oberländer

funden hat, denn „Von Anno Toback“ blieb leider fragment. Die Hanseischen Jüge im Bilde des Mecklenburgers sind eben

feineswegs ausgewischt, im Gegenteil sie sind lebendig und drängend und harren ihrer Entbindung als ein bedeutender Wechsel auf die Zukunft.

Was dem Volkscharakter unserer Heimat die besondere Prägung verleiht, ist die Folge einer ganz einzigartigen geschichtlichen Entwicklung. Geschichtliches Erleben, so sagten wir zu Beginn, meistelt die schicksalhaften Jüge im Charakter eines Stammes heraus. Für Mecklenburg entscheidend ist nun, daß es nach Ablauf der Hansezeit und der Kämpfe um die nordische Krone in einem toten Winkel des geschichtlichen Stromes liegt, daß es deutsche Geschichte nur leidend, dulndend miterlebt bis hin zu den Befreiungskriegen. Der Goldsteiner erlebt kein Stammesbewußtsein im Kampf mit den Dänen, von Hemmingstätt an bis Jöbst. Der Märker wird zum Preußen in den Kämpfen der großen Hohenzollern. Diese heroische Note fehlt unserer Heimat. Wir haben kein mecklenburgisches, sondern nur ein deutsches Erlebnis von 1813 bis zum Weltkrieg. Das ist das eine. Fast noch einschündernder ist der zweite Sonderzug unserer inneren Geschichte: Mecklenburg hat das Zeitalter des Fürstenabsolutismus nicht erlebt, in dem der Staat des modernen Territoriums entpand. In anderen



Die Reiterbahn zu Rostock

Rich. Neger

deutschen Ländern hat die Macht des absoluten Fürsten den trotzigen Eigensinn der Stände gebeugt unter das Gesetz des Staates, unter das Gemeinwohl. Die Hohenzollern haben Bauernfurchung geübt, und die innere Kolonisation war ihr schönstes Ruhmesblatt. Auch Mecklenburgs Fürsten haben die Leibeigenschaft abgeschafft, haben Büdner und Häusler angelegt, aber sie waren ohnmächtig gegen die Stände. Das war die bittere Folge des nordischen Abenteuers. Die Gewalt lag bei den Ständen. Die Masse des Volkes aber, von Mitwirkung und Verantwortung ausgeschlossen, stand dem Staatsgedanken passiv, oder gar abweisend gegenüber, und alle reichen Fähigkeiten flossen in das Strombett rein privaten Lebens. Ein gut Stück der hausbackenen Trübsenheit des Mecklenburgers stammt sicher nicht zuletzt aus dieser Haltung, denn alles staatliche Leben muß sich über das rein wirtschaftliche Leben erheben und wurzelt in der Idee einer selbigen Gemeinschaft des Volkes. Der Mecklenburger gilt aber, und nicht mit Unrecht, als Individualist.

Darin aber, daß wir Mecklenburger Eigenart nicht in einem besonderen geschichtlichen Erlebnis unseres Staates bedingt empfinden, liegt vielleicht ein Vorzug, kein Mangel. Das Heimatgefühl wurzelt im Landschaftlichen und Stammesmäßigen, und bei aller Liebe zur Heimat und allem Stolz auf unsere Art kennen wir nicht den Dünkel, der an dem Bayern mitunter abköst, kennen auch nicht jene partikularistisch sich gebärdende Reichsverdroffenheit, wenn man auch einmal über den Wasserkopf an der Spree schimpft. Zu tief ist das geschichtliche Erleben der letzten Generationen mit den großen Schicksalswenden Deutschlands verflochten, als daß auch nur der Gedanke an eine Sonderexistenz aufkäme.

Bunt und vielgestaltig wie das Land sind die Formen und Ausprägungen unserer Volksart. Auf eine Formel bringen läßt sich ihr Charakter nicht. Kraus und widerspruchsvoll stehen die Menschen gegeneinander. Und doch, ein Gemeinsames, weit über das Sprachliche hinaus, eint alle Kinder der heimatlichen Landschaft. Definieren läßt es sich nicht, und doch spricht es, in Gutem und Bösem, aus jeder Gebärde. Und draußen jenseits der Grenzen bedarf es nur weniger Worte, und sie erkennen einander als „Mecklenburger Leute“.

Die Sorge um den Hochzeitsbraten

En Paster is of eens to Gochtied nödigd un is grad' dorbj, den Gofbraten intwei to sniden. Dorbi flüggt em 'n grot Stück unner'n Dösch. Jagt die Kunde raus, röppt he. Diet nich nödig, Herr Paster, seggt de Schult, ik stah dor all mit de Been up.



Im herbstlichen Wald

Prof. Franz Bunke

Das ist Mecklenburg!

Man sieht die Seen, die Wälder, die schwarzweißen Kühe auf den fetten Wiesen, man sieht die kleinen Städte mit den großen Türmen, die Schlösser des Landadels und die alten Kirchen. Man sieht die alten Patrizierhäuser, wo hinter spitzgiebeligen Fassaden gerechnet, gewogen und wohl auch manchmal das Geld geschäftelt wurde. — Und man sieht diese Ge-

sichter des Volkes, die im mecklenburgischen Schmelztiegel geworden sind: den Schäfer, den Schützen, die alte zahmlose Bäuerin, den Schiffer, den Fischer. Man sieht das Meer, das die Ostseeküste bespült, das Meer, das heißen Kann und das, wenn es Sommer ist, lächelt, wie ach, die schönste Frau. Und man sehnt sich nach dem Lande, das Mecklenburg heißt!

Professor Oscar Matthiesen,
Kopenhagen.

Tanz im Dorf

Von Theodor Jakobs

Die alten, schiefen Weiden am Koppelgraben hatten eine andere Farbe bekommen, und ihre Zweige hingen tief über dem letzten Schneewasser, das seinen Weg glückend durch den Graben suchte. Ein und wieder verisperte ein dürrer Zweig den Graben, und dann schlugen die kleinen Wellen einen flockigen Schaum, der so weiß war wie die weißen Wolken oben in der Bläue.

In der Koppel standen die ersten grünen Spizen der Dotterblumen wie naseweise Kinder, und ein Maulwurf hatte quer von einem Baum zum anderen mit seinen Füßeln ein Siebengeßtern gezeichnet.

Bibigrüße von überallher meldeten den Leuten im Dorfe, daß die Tage wieder junge Beine bekommen hatten. Nun war das Tönen von Kartoffelkiepen vorbei wie das viele Schlafen, und man konnte draußen wieder einmal hemdärmlich Luft holen.

Der Bauer Tofelde sah blinzeln nach dem Gliederbusch und merkte, daß der



Ratzeburgerin

Rich. Zscheked (Schwerin)



Dorf am See

Thuro Balzer

Knopfen hatte. Sein Zund wedelte mit dem Schwanz und sprang um ihn herum, daß er beinahe über ihn gefallen wäre, und der Zahn war zwischen den Kennen, als sei es Sonntag.

Als der Bauer seine Kühe und Pferde besehen hatte, meinte er zu seiner Frau: „Nächste Woche is dat so wiet, denn kann dat Buten losgahn.“ Die Frau hatte wenig Zeit, sie war beim Plätten und sagte nur: „Wenn du dat menst, minetwegen.“ Sie hatte es wirklich eilig, denn heute war Ball im Dorffrug, und es war noch viel zu schaffen. Es ist nun einmal immer so bei solchen Dingen, daß die Männer vor Langeweile herumstehen und reden und die Frauen arbeiten, daß es raucht, und möchten vier Hände haben.

Die Bäuerin schaffte es aber bis zum Abend. Ihre Töchter Emma und Anna waren schon im Feststaat. Das Kleid der Anna war etwas besser, sie hatte auch neue Tanzschuhe bekommen, weil sie noch mit keinem ging. Emma hatte sich im letzten Winter dem Friedrich Drumm versprochen und würde wohl bald heiraten. Friedrich hatte die Nase etwas schief im Gesicht und guckte auch mit einem Auge ein wenig schief um die Ecke, aber sonst war er ein guter Kerl. Anna hätte eigentlich zuerst einen haben müssen, denn sie war die Älteste. Bei ihrer prallen Figur trug sie jetzt ein gestreiftes Kleid mit dünnen Linien. Die Verkäuferin in der Stadt



Fischland-Küste

Prof. Max Unold

hatte gesagt, daß Linien schlank machten. Das mußte dann wohl auch stimmen.

So gegen 8 Uhr schloß der Bauer das Haus ab und ging mit seiner Familie im Gänsemarsch, den die aufgeweckte Dorfstraße vorschrieb, in den Krug. Seine Leute waren schon fort, nur bei seinem ältesten Knecht war noch Licht. Der war nicht mit dem Kragenknopf fertig geworden, weil er zu große Hände für diesen kleinen Gegenstand hatte. Der Mann hatte außerdem Gardemaß. Seine Frau aber war so ein kleiner Drümmel, hatte gnitter-schwarzes Haar, listige Augen und war schlief wie ein Bettelkerl, aber sie war treu und gut. Sie sah, wie ihr Mann mit beiden Händen an dem hinteren Kragenknopf arbeitete und wie der weiße gestärkte Kragen mit dem Ausdruck „Son'n Schiet!“ in die Ecke flog. Unter Zuhilfenahme der Wasserbank erreichte sie die obere Halspartie ihres Mannes und machte ihm den Kragen fest. Nun mußte sie etwas verkehrt von der Bank getreten sein, oder vielmehr sie kam gar nicht dazu. Mit einem Krach setzte sie sich rückwärts in den Wassereimer, daß es nur so spritzte, die Bange vor Schreck vom Herd sprang und die beiden Kinder das Weinen kriegten. War das ein Theater. Hinterher stand die kleine Frau im Unterrock in der Küche und plattete ihr Seidenes, und der Mann saß brummend in der Stube. Weil er so herabhaft gelacht hatte, war sie ihm über den Mund gefahren.

Alle Tränen trocknen im Leben und ein nasses Kleid erst recht. Mit einer Verspätung, die wohl sechs Walzer ausgemacht haben kann, kam das Ehepaar im Saal an. Nachdem sie von allen Leuten gemustert worden war und auch ihrerseits alle Kleider beaugenscheinigt waren, be-

stellte ihr Mann beim Herrn Ober, der in der Woche Fahrer der Motorprize war, zwei Glas Bier.

Die Musikkapelle auf der Bühne suchte nach Voten, und als sich die vier Mann einig waren und jeder Bier bekommen hatte, spielten sie „An der schönen blauen Donau“. Der Küster schlug auf die Tasten des Klaviers, als hätte das Ding überhaupt kein Geld gekostet. Der Schuster Witt, der die Klarinette spielte, verwechselte hin und wieder die Kustlöcher, und

dann quetschte es, als ginge eine Schuster-able durch den Daumen. Inäbändig und sinnig spielte ein Bändersohn die Geige. Die Trompete versagte aber nie. Karl Schadowski, der sie blies, war Hornist bei den Rakeburger Jägern gewesen.

Mitbin vertrugen sich alle Instrumente und die Menschen im Saal auch, am eingingen war man sich an der Tonbank.

Allmählich wurden die Kragen weich und die Herzen noch weicher. Als die Musik fehlerfrei „Sieben heft schreven ut Sagenow“ gespielt hatte, ging Anna mit Wilhelm Kobrow nach draußen. Es war auch einfach zu heiß im Saal. Wilhelm fand das Linienkleid ausgezeichnet und hat Anna allerhand Dinge gesagt, die mit der Frühjahrsbestellung nichts zu tun hatten, und als sie wieder hereinkamen, hat Mutter Tofelde etwas gewußt, das stand aber nur in ihren wasserbellen Augen. Wilhelm bestellte einen Walzer und eine Lage Bier und schwenkte dann die Anna im Saale herum, daß es nur so staubte, und hinterher ging er an die Tonbank. Hier wollten sich gerade zwei beim Schlipps fassen, doch sie wurden dreikantig an die Luft gesetzt, und die Musik spielte schnell einen Rheinländer. Dann folgte „Ach lieber Schuster du“, wofür Witt eine Extralage bekam und Wilhelm Kobrow auf seinem Anie den neuen Tansschub der Anna hatte. In diesem Augenblick gratulierte sich die Bäuerin zu ihrem neuen Schwiegersohn, während ihr Mann gemüthlich und harmlos neben ihr saß und ein Glas Bier nach dem anderen trank. An der Saalecke aber ging ein leises Wispern durch die bunten Papiergirlanden, das sich selig an den Wänden stieß. Doch daran hingen die eingerahmten Fabriksansichten



Häuser in den Dünen

Liselotte Droß

der Brauereien, die von solchen Dingen nichts wissen wollten, denn sie waren Repräsentanten. Aber das Wispern lief auch an den Fenstern herunter und fand Bräderschaft draußen im Garten.

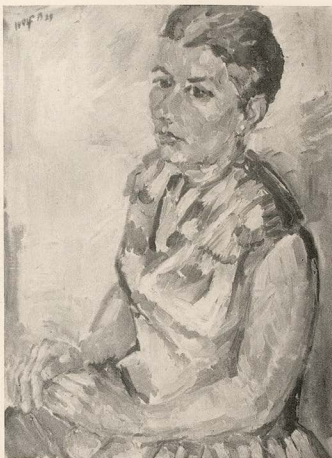
Bis nach Mitternacht hatte der Fußboden im Tanzsaal gekracht. Die Frauen packten den Kuchen aus, und die Männer bestellten den Kaffee. Zwischendurch fragte die Anna, ob sie mit dem Wilhelm nach Hause gehen könne. Die Bäuerin wollte freundlich antworten, da sagte der Bauer: „Kumm du man mit uns, du best lang nog schmußt.“ Die Frauen sahen sehr tief in die Kaffeetasse und blinzelten sich an.

Die Musikanten spielten den Kauschmeißer, und dann ging jeder heim, nur Wilhelm nicht, der war hochtourig wie ein Separator. Er trank mit der Trompete und der Klarinette noch einen, sprach auf sie ein, drückte jedem drei Mark in die Hand, und sie taten, was er wollte.

In der dritten Morgenstunde ertönte vor dem Hause des Bauern schaurig-schön das Lied „Guten Abend, gute Nacht“, so daß erst der Hofhund und dann alle Hunde des Dorfes mitjaulten und den Schuster so aus dem Konzept brachten, daß er immer zwei Töne hinter der Trompete herhinkte. Wilhelm aber stand hinter dem Gliederbusch und wartete. Endlich ging ein Fenster auf, doch es war nicht das von Anna. Die Stimme brachte alles zum Schweigen. Alles.

Am nächsten Morgen waren die Weiden noch schöner geworden, und die Luft war wie im Mai. Anna sang beim Melken, und in der Stube steckte der Bauer seine Füße unter den Kaffeetisch und meinte zu seiner Frau: „De Weiden könn sich kriegen, ich bew niks gegen Wilhelm, blot dei Musik bestell ich un nich bei.“

Ein paar Tage später noch es nach Kuchen im Haus, und Anna war dabei und plärrte das „schlanke“ Kleid.



Im Sommerkleid

Wolf Bergenroth

Mecklenburgische Volksüberlieferungen

Von Professor Dr. h. c. Richard Wossidlo

Von allerhand Slag Lüd'

De Nachtfrost bliben noch immer nich ut, hadd de oll fru seggt, hadd Nijohra-morgen ut de Dor käfen. — Dat hadd 'f nich dacht, dat wi noch so 'n Nahwinter fregen, hadd de oll fru seggt, hadd Martini ehren Unnerrock verkofft.

Ik kann nich läsen un baden, jad' de oll fru, hefft doch alle Johr schöne Gassel.

Gif Swin maken nägen Siden, hadd de oll fru seggt, 'n Schrapstück künnt in de Wust.

Ik mücht, dat ik dot wir
Un leg, wo val Brot wir,
Un wir mit Pannfoken todeckt
Un wurd von 'n jungen Kavaler wedder
upweckt.

To'n Singen un Danzen

Mein Schatz ist ein Schneider, aber leider sehr klein,
Er fiel mir beim Essen in die Suppe hinein,
Er hat sich gebückt, er hat sich geduckt,
Mein Vater hat ihn mit runter geschluckt.

Tette mit de Muff kann gor nich danzen,
Tette mit de Muff bett glos un Wanzen,
Tette mit de Muff is gor nich to bruken,
Se kann nicks as fraten un juwen.

Wenn meine Frau den Teufel hat, dann weiß ich, was ich tu',

Ik steck sie in 's Haserfack und bind ihn oben zu.

Und wenn sie dann noch bitten tut, ach lieber Mann, mach auf,
Dann bind ich ihn noch fester zu und setz mich oben drauf.



Hanne Nütes Heimkehr
(Bronze)

Fritz Reuter

Zu seinem Geburtstag am 7. November

Der Humor ist der Sieg des Guten über die Schicksalsmächte. Mögen diese auch brutal triumphieren: Der Mensch macht sich geistig von ihnen frei und zeigt sich ihnen überlegen. Wer Humor hat, hat mehr vom Leben. Darin lag die große Gabe Fritz Reuters, des „Homers von Mecklenburg“, daß er sich dem widrigen Schicksal überlegen zeigte. Die niederdeutsche Sprache, so viel gemütvoller als das Hochdeutsche, war dabei ein besonders glückliches Ausdrucksmittel. Wer das Plattdeutsche als grob oder derb empfindet, kennt es nicht. Es ist ein Fehler derrer, die einen Dialekt bloß nachahmen, aber nicht sprechen, daß es ihnen nur gelingt, ein paar derbe Saiten aufzusuchen, ohne die Tiefen und seelischen Feinheiten zu bemerken.

Fritz Reuter, der nach Jahrhunderten das Plattdeutsche zum ersten Male wieder zu einer Schriftsprache gemacht hat, ist auch einer ihrer größten Klassiker geblieben. Jetzt, am 7. November, feiern wir seinen Geburtstag. Im Jahre 1830 wurde er als Sohn des Bürgermeisters in Stavenhagen in Mecklenburg geboren. Ein strenger Vater, eine gütige, sehr geliebte Mutter, die der Knabe früh verlor, Vater und Sohn verstanden sich wenig; ihre Naturen waren zu verschieden. Der Vater schalt seinen Jungen oft wegen seines unverbesserlichen Leichtsinns, der wahrscheinlich nicht leichter war, als es in diesem Alter üblich ist. Als der misratene Sohn die Schule verließ, wurde er nach Rostock auf die Universität geschickt, wo er sich auf Befehl des Vaters, aber ohne sonderliche Neigung der Jurisprudenz zuwandte.

Von Rostock kam er nach Jena. Da das Studium ihm nicht sehr zusagte, stürzte er sich in ein ausgelassenes Studentenleben hinein. Damals spukten unklare, aber da-

für um so stürmischere Freiheitsideen in deren heißen Köpfen herum. Reuters Bürgerschaft, die Germania, erregte wegen einiger im übrigen harmloser Ausschreitungen besonderen Anstoß, und man ging mit Strenge gegen ihre Mitglieder vor. Reuter hatte sich während der Ausschreitungen in der Heimat befunden und überhaupte nicht daran teilgenommen.

Als er jedoch 1833 nach Berlin kam, wurde er dort verhaftet. Da er für seine Kameraden einstand, wurde er nach längerer Untersuchung wegen verächtlichen Hochverrats zum Tode verurteilt. Friedrich Wilhelm III. begnadigte ihn dann zu dreißigjähriger Festungshaft.

Sechs Jahre lang wurde er von einer Festung zur anderen geschleppt. Silberberg, Glogau, Magdeburg, Graudenz. Schließlich wurde er 1839 nach Mecklenburg ausgeliefert und wanderte auf die Festung Dömitz. Zu seinem Glücke starb Friedrich Wilhelm im darauffolgenden Jahre und der Herzog von Mecklenburg ließ ihn frei.

Aber die Festungsjahre waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er war nicht mehr der junge, lebenslustige Student. Seine Zukunft war zerstört; er betäubte seine Leiden mit Alkohol — ein Laster, von dem er sich nie mehr ganz freimachen konnte.

Da er seine Studien nicht wieder aufnehmen konnte, wurde er Landwirt, und fand in zehnjähriger harter Arbeit in Gottes Natur seine Gesundheit und Spannkraft wieder. Er heiratete 1850 Luise Kunze, die Tochter eines Landpastors, und ließ sich als Privatlehrer in Tropow nieder.

Hier fand er Muße zum Schreiben und er entdeckte seine schriftstellerische Begabung. Es entstanden die ersten plattdeutschen Anekdoten und Schwänke „Läuschen und Kixeln“, kleine, rotbackige Straßenszenen des Humors, zum großen Teile laufendes Volksgut, vom Stammtisch und von der Straße zusammengetragen. In ähnlicher Sprache, aber als zusammenfassende Dichtung ist „De Reis nah Beligen“ gehalten, eine Bauerngeschichte voll harter Poesie.

Ein tragisches Werk ist „Kein Lösung“. Hier greift Reuter die absolute Herrschaft an, die manche Gutsbesitzer sich über ihre Leute anmaßten. Es ist die Liebesgeschichte eines Knechtes und einer Magd, deren Heirat vom Gutsbesitzer verhindert wird, da dieser der Magd nachstellt. Der Knecht weiß keinen Ausweg mehr, stößt seinen Herrn nieder, wird verfolgt und flieht. Die Geliebte bleibt mit ihrem Kind zurück, verfällt in geistige Umnachtung und stirbt. Nach Jahren kommt der Knecht zurück, um sein Kind nach dem freien Amerika zu holen. Dieser Tragödie mit dem Ausblick in die Freiheit folgt „Ganne Väte“, eine lustige Menschen- und Vogelgeschichte.

Nun aber gelangt er auf die Höhe seines Schaffens in den „Ellen Kamellen“.



Alt-Rostock

Radierung Arthur Eubert

Zuerst „Alt de Franzosentid“, jenes jeher menschliche Stimmungsbild der Franzosenherrschaft in Mecklenburg.

„Alt mine Festungstid“ ist der Roman seiner Leidenszeit, voll humorvoller Tragik, voll tiefer Menschlichkeit. Ohne Bitterkeit, mit wirklicher innerer Befreiung erzählt er von den Menschlichkeiten und kleinen Eitelkeiten seines Platzmajors und seiner Zerbrüche.

„Alt mine Stromtid“ beschreibt den Roman seiner Landmannszeit. Die Handlung dreht sich um den Emporkömmling Pomuchelsopp, der versucht, den vornehmen Gutsbesitzer von Kambow von seinem Hofe zu verdrängen. Da hinein aber flücht sich eine fülle lebenswahrer Charaktere, deren berühmtester, Unkel Bräsig, fast eine Art Nationalheld von Mecklenburg und weit über die Landesgrenzen bekanntgeworden ist.

Eine lustige Geschichte ist „Dörchläuchting“, in dem ein Original auf dem mecklenburgischen Fürstenthron, voller Weiber- und Gewitterfürchte, beschrieben wird. Ebenso lustig und humorvoll ist „De Reis nah Konstantinopel“.

Reuter wurde in seiner Zeit und lange danach als einer der volkstümlichsten Dichter Deutschlands gefeiert. Als er am 12. Juli 1874 starb, wurde er betrauert von der ganzen Nation, die in ihm den wahren Geist des Volkes erkannt und geliebt hatte.



Hafen in Wismar

Wilhelm Schulz

Georg Dahdes Bogen

Von Fritz Specht

Man kennt das Fischland nicht, wenn man es nicht im Winter gesehen hat. Mit solcher allgemeinen, in seinem Munde geradezu an eine moralische Lebensregel grenzenden Behauptung verjüchte mein Fischlandfreund, mich zu einer Reise bei Eis und Schnee zu überreden. Wenn schon — sagte ich mir — man kennt auch einen Ozeanampfer nicht, wenn man nicht erlebt hat, wie er sich bei Schiffbruch benimmt, und trotzdem drängt sich niemand zu dieser Kenntnis. Was kann schon das Fischland im Winter bieten! Schöne Landschaft! ... Landschaft! sagte er. Landschaft auch. Aber vor allem: Segelschlitten! Segelschlitten auf dem Boden ...! Infolgedessen fuhr ich nach Ribnitz. Da gibt es am Hafen eine kleine Anleihe, in der alle Segelschlittensfahrer ihre Frühstuck verzehren. Wer von Ribnitz mit dem Segelschlitten nach Wustrow will, der muß sich dort melden. Die ganze Bude war voll Pfeifenqualm und es roch nach Grog. Durch den Dunst schrie ein halbes

Duzend seemannisch gekleideter Männer gegen einander an.

Es war eine große Aufregung, denn sie rühmten sich ihrer Geldentaten. Sie hatten diesen Morgen eine ganz gefährliche Fahrt hinter sich gebracht. Der Bodden war überhaupt noch nicht ganz zugefroren, sagten sie, und zwischen all den offenen Löchern waren sie mit ihren Segelschlitten hindurchgeglitt. Der eine war hier, der andere da beinahe hineingeraten, und alle waren sie noch einmal um Gaarsbreite trocken davongekommen. Genau an derselben Stelle, wo vor drei Jahren (oder waren es erst zwei) der Segelschlitten in das schwarze Wasser gelaufen war, wobei die ganze Paketpost zum Teufel ging und der Fahrgast noch mit knapper Not gerettet wurde — genau an derselben Stelle war auch jetzt wieder so ein tückisches Loch. Nun, Glück muß der mutige Seemann haben, sie hatten es geschafft und konnten laut und selbstbewußt der überstandenen Gefahren lachen. Aber dann

rührten sie wieder nachdenklich und ernst in ihrem Grog. „Wenn wir man bloß erst wedder droben waren!“ Mir standen die Haare heimlich zu Berge. Diese Fahrt hatte ich mir vorgenommen! Aber ein einziges Mal hatte ich statt der einstündigen Dampferfahrt nach Wustrow den Landweg gewählt — einen unbeschreiblichen Weg durch tiefen Sand, der die Käber des museumsreifen Fuhrwerks auf der Stelle festzuhalten schien. Es gab damals noch keine Chaussee, und wir mahnten und pflügten drei Stunden durch den Weg, ehe wir in Ahrenshoop ankamen. Das war eine so schreckliche Erinnerung, daß ich mich entschloß, die Gefahren des durchlöchernten Boddens auf mich zu neh-



Der Leierkastenmann

Scherenschnitt von Jürgen Schwendy



Septembormorgen

Wilhelm Facklam

men. Eine Viertelstunde Angst, und das Ganze wäre überstanden gewesen. Man hatte mir gesagt, ich müßte mit Georg Dabde fahren. Der sei der zuverlässigste Expert im Segelschlittenfahren. Es ging die Sage, die anderen Fischer führen erst dann zum ersten Male los, wenn Georg Dabde zum ersten Male nicht mehr eingebrochen sei. Und Georg Dabde führe so lange, bis er zum ersten Male wieder einbreche. Ich fragte also, wer von ihnen Georg Dabde sei. Aber Georg Dabde war überhaupt noch nicht da. Er hatte eine spätere Frachtführe in Aussicht. Was blieb mir anders übrig? Ich mußte mich einem andern anvertrauen. Aber auf meine Frage, wer mich nach Wustrow fahren wolle, erhob sich ein allgemeines Gebüll der Entrüstung und des Kolnes. Das sei ganz ausgeschlossen! Die Verantwortung könne niemand übernehmen, kein einziger von ihnen. Sie, die Fischer, müßten ja wieder hinüber, das sei nun mal ihr Beruf, aber für das Leben von Jahrgängsten könnten sie nicht auch noch einsteigen. Sie

gingen wieder an, mir die Gefahren in schrecklichen Farben auszumalen. Mir wurde gruselig. „Na“, sagte ich schließlich ergeben, „dann muß ich wieder mit dem Wagen fahren.“ Da lachten sie. „Mit den Wagen willen Sei führen? Weiten Sei, wo lang dat duert?“ Das wußte ich leider. „Dat helpt je newer nicks“, sagte ich. „Oh wat“, warf da einer ein, indem er sich mit einem Kuck zu einem anderen umwandte, „Willem, nehm du em man mit!“ Willem wiegte bedächtig sein Haupt hin und her. „Ja, ja“, sagte er, „dat ist man so'n Sak.“ Das machte mir keinen Mut; ich dachte an den sicheren Georg Dabde. „Denn kann ik je ok so lang toden, bet Georg Dabde kummt“, meinte ich. Aber da erhob sich abermals ein Sturm der Entrüstung, und Willem schlug mit seiner überlebensgroßen Seemannsfaust durch den Tabakrauch. „Oh wat“, rief er, „Georg Dabde! Ummer Georg Dabde! So as de, führ ik Se ok noch röver! Meinen Sei, dat kann blos Georg Dabde! Wat! Meinen Sei, wi können nich

ok führen!“ „Ne, ne, ik mein man...“ Willem stand auf und trat nahe an mich heran. „Oder sind Sei bang?“ fragte er, und die anderen lachten.

„Dat nich“, sagte ich. „Wenn Sei mit mitnehmen willen...“

„Na“, rief Willem mit der Saltung eines Felden, „denn man tau. Dann kamen S ma mit!“

Und damit packte er sich allerhand Körbe und Säcke auf und ging zur Tür hinaus. Und die anderen riefen noch hinter mir her: „Äwer de Verantwortung kann fei nich overnehmen!“

Das war der Trost, den sie mir mit auf den Weg gaben.

Wir gingen ein Stück am Strande entlang. In einem kleinen Graben lag auf dem Eise der Segelschlitten, ein ganz flacher Bootskörper mit Schlittenkufen und einem Segelmast. Ich wurde mit samt den Säcken und Körben verfrachtet, und Willem entsaltete bedächtig ein braunes, flückerreiches Segel. Langsam setzte sich der Schlitten in Bewegung. Willem steuerte ihn, wie man ein Boot steuert, auf den Dodden hinaus.

Da faßte uns der Wind. Der Schlitten glitt schneller und schneller über das Eis, und im Gaudumdröhen hatten wir eine verteilte Fahrt.

So über die glatte Eisfläche dahinzusausen, das war noch schöner, als ich mir gedacht hatte. Ich vergaß ganz die drohenden Löcher.

Bis dann rechts von uns schwarzes, leicht gekräuseltes Wasser auftauchte... aber schon waren wir daran vorbei. Und nun links wieder so ein tüchliches Loch. Verdamm! nochmal! Willem war doch ein Kerl, daß er so sicher dazwischen hindurchsteuerte! Immer wieder kamen Löcher. Ich bewunderte Willem, wegen seiner Kenntnisse und seines Mutes.

Da sah ich plötzlich vor dem Bug des Schlittens zwei deutlich gezeichnete Striche. Darauf fuhren wir entlang.

„Wat is dat?“ fragte ich.

„Dat is de Weg“, sagte Willem.

Man fuhr also immer denselben Weg. Ich mußte sagen, Willem verlor bei mir etwas an Ansehen. Was war denn schließlich noch dabei, diesen bewährten Weg nachzufahren.

„Wer fett denn diesen Weg tauierst führt?“ fragte ich.

Willem war so eifrig mit seiner Navigation beschäftigt, daß er mich nicht hörte. Ich mußte die Frage wiederholen.

Da brummte Willem etwas und drückte unwillig an den Worten herum. Schließlich kam er damit heraus: „Dat maßt Georg Dabde. Dat is je so'n Wagbalsigen.“

Vielleicht habe ich da ein bißchen gelacht. Dieß Kerl! Da rühmen sie sich, wie gefahrvoll ihr Weg sei, und dabei fahren sie bloß immer hinter Georg Dabde her! Und auf den waren sie offenbar nicht ein-

mal gut zu sprechen. Aber so geht es den Seelen.

Ich sah nun immer auf unseren Weg und beobachtete spöttisch, wie ängstlich genau wir ihn nachzeichneten...

Nach kurzer Zeit kam Wustrow schon ganz nahe. Zwei Minuten noch, dann mußten wir das Land anlaufen.

Da machte Willem plötzlich etwas Verriektes: Statt geradeaus zu fahren, schwenkte er weit nach rechts ab, fuhr sogar wieder vom Lande fort und beschrieb einen großen Bogen — immer kreuzlich auf den beiden Strichen des „Weges“ entlang. Wir entfernten uns ein ganzes Stück von Wustrow, bis Willem schließlich mit einem großen Kreise wieder zurückkehrte und nach diesem umfänglichen Manöver Wustrow anhielt. Und dann erreichten wir doch noch das Land, das uns schon einmal so nahe gewesen war.

Ich kletterte aus dem Schlitten und sagte zu Willem:

„Du sagst Sei mi bloß, worum sind Sei eigentlich ierst wedder half nah Ribnig umferht?“

„Dat mót“, grummelte er.

„Dat mót?“ Worüm mót dat?“

„Sunst kann uns wat passieren.“

„Manu! Up dit letzte End noch?“

„Ja.“ Willem war sichtbar schlechter Laune und es kostete ihn etwas, schließlich zu antworten: „Georg Dahde führt of immer so.“

Also wieder Georg Dahde, dem sie alles nachmachen, und von dessen Ruhme sie sich näherten:

In Wustrow besuchte ich zunächst einen Bekannten, und als ich nach einer Stunde vor die Tür trat und den weiten Bodden vor mir sah, kam wieder ein Segelschlitten aus Ribnig herüber. Ich war doch neugierig, wie nun dieser Führer sich verhalten würde, und erwartete seine Landung. Richtig: als er schon zum Greifen nahe war, schwenkte er plötzlich rechts ab und fuhr Georg Dahdes Kiefernbogen...

„Mensch“, rief ich dem Fischer zu, als er landete, „wat maken Sei denn? führen Sei ierst spazieren?“

„Wofo?“

„Worum führen Sei nich grad tau?“

„Dor hölt dat Is nich.“

„Gebben Sei dat probiert?“

„Ne, ich nich. 'n annern vun uns.“

„Wede denn?“

„Georg Dahde.“

Immer Georg Dahde! Das war der Mann, der allen Ruhm verdiente. Ich stellte mir einen hünenhaften, schweigenden und ernsten „Seebären“ vor. Als ich aber gegen Abend Georg Dahde bei einem Glase Rog kennenlernte, war es ein kleines, breitschulteriges Kerlchen, mit wasserblauen Augen, quicklebendig, redselig, trotz seines weißen Saates, und außerdem flottete er.

Wir sprachen von Segelschlitten.

„Ganz schön sind de Dinger“, sagte ich, „bloß dat müß noch 'n beten fixer gahn.“

Da geriet Dahde aus allen Fugen.

„Wat?“ rief er. „Sind Sei all eins mitföhrt? Dat geiht Sei nich fix nau?“

Jaa, — Sei sind mit den annern föhrt! führen S' mal mit mi, denn kriegen Sei tau seihn, wo fix dat geiht.“

„Sei führen of nich anners as de annern“, sagte ich.

„Dat hebben de annern Sei woll seggt, wat?“ rief Dahde. „Ja, de billen sich woll wat in. Äwer de können gornicks! De führen überhaupt nich los, wenn ich nich führen dau!“ Dahde lachte.

„Manu!“ wagte ich zu bemerken.

„Dat glöben Sei nich? Ja, vertellen dau'n f' je immer so, as wenn sei mit gornich druckten. Dit Johr hebben sei jick of wedder dick dahn: wenn Dahde humert-mal to Sus blifft, wi führen einfach los. Wi finnen unsen Weg of rower nah Ribnig, dor brufen wi Dahde nich tau! — Gäh! De un un Weg finnen!“

„Dat is je denn of egal“, sagte ich. „Sei kamen dorüm doch nich fixer döwer as de annern, Sei führen je dok in so'n groten Bagen op Wustrow to.“

Da brach Georg Dahde in ein lautes Gelächter aus.

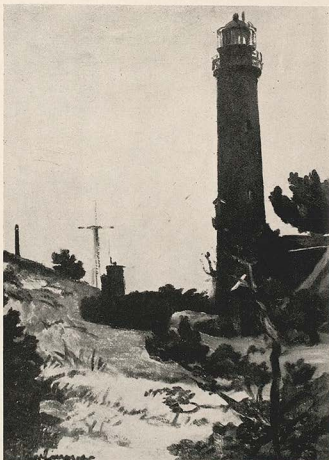
„Kamen Sei morgen mit mi“, sagte er.

„Ich fuhr Sei op'n graden Weg!“

„Je, wat hett dat denn mit den Bagen op fix?“

„Dat will ich Sei vertellen, Serring, seggen Sei äwer nicks nah! De annern jed'n immer, sei können of ahn mi führen. Do heff ich mi dacht: fallst che mal wiesen, wat sei können. Un do heff ich vör Wustrow dissen ganz dummerhaften Bagen maht. Dat wier gornich nödig weis, äwer ich wull doch mal seihn, wat sei mi dat of nahmaken deden, un richtig: as sei losleiken deden, de annern mit dat grote Misl, dunn rutlichten sei all' op den groten Bagen rüm!“

Georg Dahde lachte. „Sei glöben gornich, wat mi dat för Spaß maken deiht,



Leuchtturm Darsser Ort

Karl Meyer

wenn ich das so mit ansehen darf! Das ist jeden Tag wieder 'n frisches Vergnügen für mich. Und ich höll' ich immer wieder in den Glauben, ich fühle oft immer noch ganz duffelich den großen Bogen."

Nest erkannte ich die Gelenke des Segelschiffers! Es war doch eigentlich ein tolles Stück: Die ganze Verbindung des Fischlandes mit Kibitz, der Waren- und Personenverkehr, unterwarf sich Tag für Tag

dem Nachplan des Kleinen Georg Dahde und das in einer Zeit, da man allen Verkehr so furchtbar ernst nimmt.

Als wir uns genügend an dieser Geschichte und an Brog defektiert hatten, gingen wir nach dem Strande hinunter. Da kam gerade der letzte Segelschiffen aus Kibitz an. Wir warteten einen Augenblick, und der Schiffer schwenkte vorchriftsmäßig in den großen Bogen ein.

"Kief", sagte Georg Dahde, "der macht bei all' dem wieder sich Kewern vor mich. Und bei weit das gornig." —

Am anderen Morgen fuhr ich mit Dahde wieder nach Kibitz.

"So", sagte er, "nu wollen wir die Klof. schiffers mal de Weg friegen."

Und dann fuhr wir den geraden und vernünftigen Weg, zum Segen des gesamten Fischlandverkehrs.



Mecklenburgische Trachten

zeigen die solide soziale Fundierung ihrer Trägerinnen.

Diese Frauen, die uns im Bilde zufrieden und stattlich entgegneten, laufen gern und gut und die Beständigkeit ihres Wesens macht sie zu treubeherrschenden Käuferinnen erstklassiger Markenerzeugnisse für Familie und Haus. Aufschwüngen lassen sie sich freilich nichts. — Sie müssen geworden werden. Wir wissen es, denn es sind die treuesten unter unseren 50 000 Beziehern.

Wenn sie nach der Zeitung fragen, meinen sie das führende Blatt ihrer Heimat

Niederdeutscher Beobachter



Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10 Telefon 20763

VERLANGEN SIE ÜBERALL DIE „JUGEND“

WENN

Photo — DANN Schaja

MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32



Kapellenstr. 1
gerader Café Fährhafen

Daunendecken

Kunststoffe, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feststr. 25

Werbung
bringt
Arbeit!

HEINLOTH & Co. KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 NW - ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 KLISCHEE

1erprobtes Rezept:

Bei verzehr. Schwäche durch „Repursan“ in all. Apoplexien, nervösen Kräftigungsmitteln, 100 Tbl. 12.50 (Versand f. d. Mark. 1.50). Aufschl. Schritt m. Prob. pag. 31/7. Versch. Losen & Verord. durch Friedr. Wilt - Apothek. Berlin - Charl. 2. Block 169



1937 / JUGEND Nr. 45 / 9. November 1937

Einzelpreis 60 Pfennig

Verantwortlich für die Schriftleitung: Fritz Maier-Hartmann, München; für Anzeigen: Karl Schilling, München; Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, Tel. 27482; Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrnstr. 8-10, Tel. 20763. Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck strengstens verboten. Copyright by Karl Schilling-Verlag, München. D. A. 1. Vj. 37. 4700. Pri. Nr. 3. Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten. Rücksendung erfolgt nur bei beigeliefertem Porto. Postort: München.

Einer für Alle - - -

Alle für Einen



Die ländlichen Genossenschaften

248 Dorfstassen

79 Spar- und Wirtschaftsgenossenschaften

286 Molkerei- und Milchlieferungs-
genossenschaften

33 Viehverwertungs-genossenschaften

333 Elektrizitätsgenossenschaften

109 Dresch-, Tierzucht-, Weide-
und sonstige Genossenschaften

arbeiten zusammen mit ihren Zentralstellen

dem Landesverband medl. landwirtschaftlicher und Raiffeisen-Genossenschaften e.V. zu Rostock
der Mecklenburgischen Landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaft-Raiffeisen e.G.m.b.H., Rostock
der Mecklenburgischen Zentralgenossenschaftskasse e.G.m.b.H., Rostock

im Einsatz für die Ziele der Erzeugungsschlacht



Schäferfanz

Wolf Bergenroth

LUSTIG VERTELLERS

Das Telephon

En Jung hett sinen Vadder fragt, wat dat egentlick mit dat Telephon up sik hadd. Dor hett de Oll seggt: Möst di dat so denken as 'n Swien. Wenn man dat binnen an 'n Swanz fött, denn schrigt dat vörn. So is dat mit dat Telephon of.

Das Wiedersehn im Himmel

En Dagböhner is heil swer krank un nimmt dat Abendmahl. De Preeßer läst em nu vör in den Dichtsermon: dort oben sehen wir uns alle wieder. — Dor fröggst de Oll: Minen Droeder Jochen of? — Ja. — Minen Droeder Krischan of? — Ja. — Ach, Herr Pastor, denn weest I 'n Alend, denn geist de Superie wedder von vörn los.

De Liggelau unde Kafendull

En Knecht will sik eens bi 'n Buern vermeen. Gest du of fählers: fröggst de Buern. Süs nich, seggt de Knecht, oewer ik frieg ofter de Liggelau. Oh, seggt de Buern (dat is 'n Sluf'uh'r wäst), ik will mit di in Gelägenheit sehn. Ik heff of 'n schlimmen fähler: ik frieg oftmals de Kafendull; denn hebben wi uns jo beid' nicks vörtöhlen. Uns' Herrgott gäv blot, dat wi uns' fählers nich to gliske Tiet friegen.

Die Kuh—a—a

En Frau hett ut ehren lütten Soehn ganz wat fiens maken wüllt un immer gäl mit em snack. As dor mal 'n groten Kohfladder in 'n Weg liggt, seggt se to den Jung: Johannchen, mein Schönnchen, tritt nicht in die Kuh—a—a. — Was denn, Mama? — Verdammte Jung, du faßt nicht in de Kohschiet pedden. — In ehren Arger hett je de Mudderspraak wedder funnen.

„Kamerad, warum schreibst du so langsam?“

„Ich muß. Mein Mädel kam auch nicht schneller lesen.“

„Gibt ihr hier keine Insekten im Korn?“

„Ach, die fischen wir raus und trinken ihn trogden.“

Barbier: „Entschuldigen Sie, Herr, hatten Sie einen roten Schlip, als Sie hereinkamen?“

Kunde: „Nein.“

Barbier: „Lieber Himmel, dann habe ich Sie in den Hals geschnitten!“

Fischer: „Der fruchtbarste Fisch ist wohl der Kabeljau. Neulich fand man in einem vier Millionen Eier.“

Schuster: „Gut, daß das bei uns Menschen anders ist. Denk nur, vier Millionen Paar Schuhe, und jedes Jahr wachsen sie wieder heraus!“



Putzpeteranz

Wolf Bergenroth

Frömmigkeit mag eine Tugend sein. Wenn die Frommen aber die Befehrungen teil nehmen lassen, wird sie lasterbast. Solches erfuhr Kesi, eine Hausgehilfin, die bei einer frommen Dame angestellt war. Der Haushalt war nicht klein, und es gab alle Hände voll zu tun. Was in Kesi den entsprechenden Appetit hervorrief. Dennoch mußte sie eifrig mitfassen. Eines Tages aber wurde es ihr zu dumm und sie brachte sich ein kräftiges Schnitzmesser mit. Die fromme Dame fiel fast in Ohnmacht, als sie ihr Mädchen an einem Freitag der rohen Fleischluft hulbigen sah. „Gleich gehen Sie zum Herrn Pfarrer und beichten, fuhr sie das Mädchen an. Ich gebe Ihnen eine Stunde frei. Der Herr Pfarrer wird mich am Sonntag besuchen und mir berichten, ob Sie da gewesen sind.“ Kesi zog es jedoch vor, während dieser Zeit zu ihrem „Schatz“ zu gehen. „Versteht du das?“ fragte sie entrüstet. „Ich soll für 's fleisch beichten und der Pfarrer ist 's!“

Er: „Jergend etwas scheint am Motor nicht in Ordnung zu sein. Goffentlich kriegen wir keine Panne.“

Sie: „Ned' nicht so blöd! Warte wenigstens, bis wir aus der Stadt heraus sind!“

„Ihr Gatte ist hier schon eine Persönlichkeit geworden, gnädige Frau!“

„Pah, die kleine Waze!“

Auf einer Schule ist Rauchverbot. Der Lehrer entdeckt auf dem Boden einen Zigarettenstummel und fragt: „Schmidt, ist das Ihre?“ — Schmidt: „O nein, bitte, nehmen Sie nur. Sie haben ihn zuerst gesehen.“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 46
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

Jugend



Alfons Graber



Aus unserem Skizzenbuch

Verkaufskunst

Roch zu klein

An Samstagnachmittagen bemerkt man seit einiger Zeit am Marienplatz und anderen belebten Stellen Münchens freundliche Männer in feldbraunen Mänteln und mit schwarzen Mützen, die irgendwie an die Kopfbedeckung General Francos erinnern. Sie führen alte Mütterlein über die Straße, halten vorwiegige Kadsfahrer an, verweisen Fußgänger auf das rote Licht und ermahnen Autofahrer, einen Richtungsweiser herauszustrecken. Auf der Brust tragen sie ein Schild: V S K A - Verkehrserschickungsdienst.

Wir gingen dieser Erscheinung nach und hörten, daß die Zahl der Verkehrs-unfälle erschrecklich groß sei, daß ihnen im Reiche jährlich tausende von Toten und noch mehr Verletzte zum Opfer fallen, und daß die schlechte Straßendisziplin den Versicherungen viele Millionen kostet.

„Wenn Sie mitkommen, werden Sie erspähen sein, wieviele Menschen aus Unachtsamkeit gegen die Verkehrsregel verstoßen und sich und andere in Gefahr

bringen.“ Wir kamen mit. Vom Marienplatz ging es hinaus zum Rosenheimerplatz. Hier war ein Fahrrad gestürzt, das sein Besitzer achtlos am Kinnstein geparkt hatte. Es war ein Verkehrsbehindernis. Wir warteten, bis der Besitzer wieder aus dem Laden trat. Dann erhielt der Junge eine väterliche Ermahnung und einen vorgebrachten Zettel mit Verkehrsregeln, auf dem sein Fall angekreuzt wurde. Der Junge bedankte sich, froh, daß er ohne Anzeige davon gekommen war. Mitten auf dem Rosenheimerplatz bemerkten wir auf den Straßenbahnschienen einen Wagen von Anno dazumal, dessen Besitzer sich umsonst bemühte, den abgewürgten Motor wieder zu erwecken. Wir traten zu dem bleichen Manne und schoben sein Gefährt zunächst mal an die Seite, über den Platz. „Na, will er nicht mehr“, fragt unser Verkehrsmanne gemütlich. — „Er ist halt a bissel alt“, meinte der Besitzer. — „Dann sollten Sie mal Ihren Anlasser oder den Vergaser nachsehen lassen. Wenn Ihnen das in der Stadt passiert, kann dem Wagen keine Zulassung entzogen werden.“ Der Mann bekam seinen Zettel, brachte seine Kaffeemühle nach langem Mühen ohne Vergaserbrand in Gang und fuhr erleichtert ab. Es begann zu dunkeln. Ein feiner Regen säuberte herab. Ein Motorradfahrer stürzte. Er wurde aufgehoben, auf seine heilen Gliedmaßen untersucht und ermahnt, bei Kreuzungen und Haltestellen ganz langsam zu fahren. Ein Blinden wurde über die Straße geführt. Zwei alte Frauen. Es war dunkel geworden. Manche Fahrzeuge waren noch ohne Licht und wurden entsprechend abgefragt. Die Kadsfahrer schienen am wenigsten Sinn für Beleuchtung zu haben. Fast jeder zehnte war ohne Licht und bekam seinen Zettel. Groß war die Flut der Entschuldigungen. Einer entschloß sich sogar kurz, ging in das Fahrrad-Geschäft gegenüber, und kaufte eine Lampe. Endlich kam noch ein kleiner Bub ohne Licht. „Salt! Warum hast du kein Licht, Kleiner?“ wurde er gefragt. Schlagfertig erwiderte der Kleine: „Ich brauch noch Soana!“ Man machte ihm klar, daß, wie jung immer jemand sei, er es doch nötig habe, auf die Verkehrsregeln zu achten.

Auch auf dem Viktualienmarkt ist Herbst. Die Stände sind voller Pilze, Äpfel, Birnen und Trauben, und in der Nordseefischhalle gibt es grüne Serringe. Spitzweg, der dort in der Nähe wohnte, hätte seine Freude an den kaum merklichen Spuren des blauen Dunstels gehabt, den der Morgennebel hinterlassen hatte. Wir gingen zwischen den Ständen durch, um Obst zu kaufen. Es war wirklich ein lockender Anblick, alle diese strogenden, duftenden Spätfrüchte zu sehen. Hier ist ein schöner Stand. „Äpfel 14, Birn 17“ steht daran. Auf uns zu stürzt eine Marktfrau: Geht was ab, Herr! Mit verstiebertem Gesicht wenden wir uns ab, zum nächsten Stand. Auch hier verhindert uns eine Verkäuferin mit lauter Frage: Geht



Weiden



Weiden

was ab, an der wohlwollenden Betrachtung und Prüfung ihrer Früchte. Kaum sind wir beim nächsten Stand, als ein Mann uns den Weg vertritt: Schöne Birn, der Herr, schöne Birn! Auch hier ist Kaufzwang für jeden der es wagt, die Ware anzublicken. Eilig, als wenn ein Stammbaum von dreißig Generationen auf uns lastete, schreiten wir vorbei. Und gehen über den Markt, zwischen den Ständen hin und her, bemüht uns Ware anzusehen um sie kaufen zu können. Aber nirgendes läßt man uns die Ruhe, nach eigenem Ermeßen einen Entschluß zu treffen. Wir verstehen nicht recht, warum man uns, den willigen Käufer, durch das ewige „Geht was ab!“, daran verhindert. Denn erboben Hauptes, ohne eine Tüte in der Hand, schreiten wir von dannen.

Die Jugend



Vater und Sohn

Von Vera v. Grimm

„Rot flammt der Purpur, rot ist der Mohn.

Rot auch der Wein.

Rot der verglühende Sonnenschein.

Rot ist die Liebe, mein Sohn. —“

„Warum rot?“

„Weil rot auch das Blut in den Adern rauscht

Hast nie noch seiner Sprache gelauscht?“

„Wohl hör' ich das Blut, es sang und klang —“

„Das war der allmächtige Liebesdrang.“

„Auch, Vater! Aber da war noch ein ander Lied!

Von der Sonne, die herrlich ob allem glüht,

Vom Sturm, der mir im Haare wühlt,

Von der Welle, die mir die Glieder küßt —

Vom Sand, über den mein Fuß sich schwingt,

Vom Fels, den stolz mein Mut bezwingt —

Von meinen Taten das Blut erklingt.

Und ist auch rot Dein schwerer Wein —

Meine Freiheit, Vater, muß golden sein!“



Josef Mader



Rivalen

Josef Mader

Josef Mader

Es ist für unsere Zeit eine heroische und monumentale Kunst gefordert worden. Die Absicht allein aber macht keine Kunst. Es muß ein Künstler her, der alles, was unsere Gegenwart bewegt, unbewußt und zwanglos aus seinem innersten Schaffen heraus empfindet. Ein solcher Künstler ist Josef Mader.

Er gehört der jungen Generation an, ist 1905 in Landsbut geboren und besuchte dort die Kunstgewerbeschule. Später studierte er an der Werkstätte in Köln und zog 1931 nach München. Im Jahre 1936 errang er in Nürnberg den Dürer-Preis. Gegenwärtig sind seine Werke im Graphischen Kabinett Grantz in München ausgestellt. Sein Hauptgebiet ist die Graphik. Eine starke innere Bewegung beherrscht seine Bilder. Die dramatische Handlung macht auch dem Laien diese Werke unmittelbar verständlich. Wenn aber die Bilder Handlung enthalten, so ist

diese doch nicht durch ein literarisches Thema von außen in sie hineingetragen. Die Handlung liegt nicht in der falschen Pose eines faßlosen Historismus, sondern im Aufbau und in der Bewegung, in der dramatischen Spannung des Bildes selbst.

Mader sucht die Handlung dort auf, wo das Ringen der Kräfte am unmittelbarsten und ursprünglichsten ist: im Tierreich. Die gespannte Kraft, der Charakter des Raubtieres sind groß und heroisch empfunden. Der Künstler hat sich ganz in seine Tiere eingelebt. Tiger, Panther, Stiere, Pferde, Adler und Kraniche: Tiere, in denen die Natur ihre höchste Kraft und Anmut zeigt. Die Bilder sind keine Illustrationen und wollen es nicht sein. Bei aller Bescheidenheit streben sie ins Monumentale. Der Aufbau verrät ein sorgfältiges Studium, eine strenge Schule. In einigen frühen Bildern können wir noch den Einfluß

Gans von Marcks' spüren. Auch die neueren Tierbilder zeigen Sicherheit in der Komposition, sind aber in sich bewegter. Zum Aufbau der Form kommt der Rhythmus der Linie, kommen vereinzelt schon Lichtakzente.

Josef Mader ist es ernst in seinem Schaffen. Über allem steht die Idee. In der Technik aber geht er schrittweise vor, Licht und Farbe sind die nächsten Stufen. Noch zieht er die einfarbige Graphik der Malerei vor. Aber die wenigen Ölbilder, die er zeigt, können an, daß er auch hier nicht im Rahmen des Üblichen bleiben, sondern etwas wagen will. Er gehört zu den stillen Künstlernaturen, die gewissenhafte Übung und großes Wissen mit einer reichen schöpferischen Phantasie verbinden. Einer Phantasie, die plötzlich hervorbricht und zu Aller Staunen Werke schafft von einer Glut, die in dem stillen Manne niemand vermutet hätte.



Kämpfende Pferde

Josef Mader

Ein Harztropfen

Von Nellie Porten

Weil nun wieder die Sonne so stark scheint wie vor vier Wochen, hab ich das braune leichte Complet aus dem Schrank geholt. Der Herbst will diesmal gar nicht kühl und regnerisch werden, nein, Sonnenglast auf allen Wegen und die Blätter, schon brennend und flammend an ihren Ästen, wollen noch immer nicht zur Erde, klammern sich an das bishigen Saft, das der Baum ihnen noch gibt.

Nur darum hab ich das braune Complet aus dem Schrank geholt, nicht um mich hübsch zu machen und endlose Zeit prüfend vor dem Spiegel zu stehen, ob die Lippen zu blaß oder zu dunkel sind, wie ich es damals machte, für dich — Lieber. Es ist ja jetzt nicht mehr nötig, du bist weg — weit weg — und darum mag ich auch diesen Herbst nicht recht, der sich nicht genug tun kann mit Farben und Licht und der etwas vortäuschen will, was längst nicht mehr ist, denn der Sommer ist ja dahingegangen und was nun folgt bedeu-

tet langjames Weltwerden und Abschiednehmen.

Weißt du, wann ich das braune Complet zuletzt trug? Wir saßen oben über der Saalealsperre, weit zu unseren Füßen dehnte sich das Land und wir fühlten einer des andern Nähe. Hohe Tannen wucherten über unseren Köpfen empor und die Luft war glasklar, vereinzelte Mückenschwärme tanzten auf und nieder. Es war eine der Stunden die uns ganz gehörte und wir gehörten ganz ihr. Leise rauschten die Blätter, ein ganz tiefes Schweigen war um uns, wir brauchten ja nichts weiter zu sagen als „Du“ es war unsere ganze Rede und wir verstanden sie.

Plötzlich fiel ein Tropfen aus den Zweigen auf mich herab. Wie eine durchsichtige, hellglühende Träne die zu Eis gefroren ist, lag sie auf dem Stoff meines Mantels, ich konnte sie genau betrachten und meinte die Bläue des Himmels müßte sich auf ihrer klaren Oberfläche spiegeln.

Ich mochte sie nicht fortwischen, denn meine Hände lagen in den deinen und alles war schön und gut...

Jetzt habe ich nun das leichte Complet wieder aus dem Schrank genommen, denn die Sonne scheint genau so warm wie vor vier Wochen, nur du bist nicht mehr bei mir — das ist alles.

Die glasklare Träne an dem raulhen Stoff des Mantels ist eingetrocknet, ein häßlicher grauer Fleck ist zurückgeblieben und da ich ihn mit dem Nagel meines Fingers entfernen will, strömt ein barziger Duft auf. Er erinnert mich an unsere Abschiedsstunde hoch über den Tälern der Saale, er sagt, daß der Sommer endgültig vorbei ist, auch wenn jetzt noch für eine Weile die Sonne scheint.

Der Harztropfen, die glasklare große Träne ist auf dem Stoff meines Mantels eingetrocknet, aber die Tränen die jetzt darauf fallen verschmieren mir das Gesicht und machen mir das Herz so müde...

„SCHEMA F“

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Neulich habe ich jemand gefragt: „Wissen Sie vielleicht, was Schema F ist?“ — „Natürlich“, sagte er, „weiß ich das.“ — „Also bitte?“ — „Schema F ist, wenn man — nein, ist derjenige, wo — na ja, Sie wissen schon, nicht wahr?“

„Nein“, sagte ich, „ich weiß nichts.“

„Um ja, wissen Sie, Schema F ist eigentlich auch nichts fürs Wissen — Schema F, verstehen Sie, das muß man fühlen.“

„Aber wie fühlt man Schema F?“

„Entschuldigen Sie, ich habe wenig Zeit. Aber gehen Sie einmal aufs Rathaus, dort weiß man sicher, was Schema F ist.“

Also ging ich aufs Rathaus.

„Bitte, Herr Sekretär, was ist Schema F?“

„Wie? Was?“

„Was Schema F ist, möchte ich wissen?“

„Sie wollen anzüglich werden, was?“

„Nein, durchaus nicht, nur was Schema F ist, möchte ...“

„Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Sie ... Sie ... Schifaneur!“

Also machte ich, daß ich hinauskam, und ging direkt auf die Staatsbibliothek. Dort wendete ich mich an den Sekretär, der am gelehrtesten aussah: „Wissen Sie vielleicht, was Schema F ist?“

„Schema F sagen Sie? Um, Schema F — warten Sie einmal — also Schema F haben Sie gesagt? Na, sehen Sie, das ist so eine Sache ... Also, nicht wahr, Schema F meinen Sie?“ — „Ja“, sagte ich. —

„Sehen Sie, Schema F ist ...“ Da läutete die große Glocke der Staatsbibliothek.

„Sie müssen entschuldigen“, sagte der Sekretär, „aber wir müssen jetzt schließen.“

Und nachdenklich setzte er hinzu: „Nach Schema F.“

„Wenach?“

„Nach Schema F.“

„Aber da haben wir ja das Schema F!“ rief ich. „Ist Schema F vielleicht eine große Glocke?“

„Glocke? Schema F? Dummes Zeug. Ich gebe keine Auskunft über Schema F, wenn 's geläutet hat. Dazu bin ich nicht verpflichtet — nach Schema F, verstanden!“

Fort war er. Und der Saalbedienter zeigte mir ebenso höflich wie dringend den Weg zur großen Glastür. „Nach Schema F, verstehen Sie?“, sagte er schmunzelnd.

„Also in Dreiteufelsnamen, was ist denn Schema F?“, schrie ich. Dum! schlug die Glastür zu.

Es ließ mir keine Ruhe. Ich ging zu Professor Spinnhuber, einem grundgelehrten Manne.

„Können Sie mir vielleicht sagen ...?“

„Natürlich!“, unterbrach er mich.

„Aber Sie wissen ja noch gar nicht, Herr Professor —“

„Ich weiß alles, verstehen Sie, schlecht hin al—les.“

„Also was ist dann Schema F?“

„Schema F?“, sagte er. Ich sah es ihm an, verblüfft war er doch. „Um, nun kommt es darauf an“, fuhr Professor Spinnhuber fort, „nun kommt es darauf an, meinen Sie Schema F im allgemeinen oder Schema F im besonderen?“

„Im allgemeinen, Herr Professor.“

„Schön, im allgemeinen also. Ja, sehen Sie, das habe ich mir gleich gedacht.



Die Beute

Josef Mader

Schema \S im allgemeinen ist nämlich ungeheuer schwer zu sagen, weil...

„Also dann Schema \S im besonderen, Herr Professor.“

„Schema \S im besonderen? Das ist nicht meine Sache. Ich kümmere mich nur um allgemeine Sachen. Schema \S im besonderen ist Herrn Kollegen Gründlich's Sache. Das sollten Sie eigentlich wissen, mein Herr — nach Schema \S !“

„Aber da sprechen Sie ja selbst von...“

„Nur im allgemeinen, mein Herr, nur im allgemeinen. Hier haben Sie eine Empfehlung an Professor Gründlich...“

Und er schrieb mir eine allgemeine Empfehlung an den besonderen Professor.

Damit ging ich zu Professor Gründlich.

„Können Sie mir sagen, was Schema \S ist, Herr Professor Gründlich?“

„Schema, sagen Sie — Schema!“ Und dann schlug er unter „Schema“ nach. Er blätterte... Nach einer Stunde sagte er:

„Gut, es muß doch unter \S sein. Also \S sagen Sie. Warten Sie mal — war—ten Sie — waa—rt—en Sie...“ Und er blätterte und blätterte. Nach einer weiteren Stunde sagte er: „ \S ist ein Buchstabe, mein Herr.“

„Gewiß“, sagte ich, „aber Schema \S ?“

„Waa—rt—e—n Sie.“ Und er blätterte. Nach der dritten Stunde sagte er:

„Sollten Sie das nicht mit aus dem Effekt verwechselt haben, mein Herr?“ Und er rückte an seine Brille und sah mich mit matten Augen an. Da hatte ich Mitleid mit ihm und ging zu Professor Schweif.

„Also was das Schema \S ist, möchten Sie wissen?“, sagte Professor Schweif gemütlich. „Nun, ich will es Ihnen sagen — aus dem Ganggelekt will ich es Ihnen sagen. Aber Sie müssen aufpassen, damit Sie ordentlich verstehen...“

„Gewiß, Herr Professor.“

„Also Schema \S ist derjenige zum erstarrten Sprachgut gewordene Metapher der deutschen Sprache, der mit entlegenen Wurzeln ins Altheutische zurückgreifend und sich an eine gemeinsame Basis des Spätgotischen anlehnend, aus welchem sich die entsprechende Koordination mit dem Lateinischen leicht nachweisen läßt, obwohl die Mehrzahl meiner übrigen sonst sehr geschätzten Kollegen vorgibt, an griechische Anklänge zu glauben, was auf eine unverständliche Laxheit ihrer sprachgeschichtlichen Forschungsmethoden schließen läßt, die ich in meiner zweibändigen schematischen Kritik der linguistischen Genese gebührend gewürdigt habe, mein Herr...“

„Gewiß“, sagte ich und bat ihn um ein Brausepulver.

„Wie ist nicht ganz gut, die Definition des Schemas \S hat mich angegriffen.“

„Ja ja“, sagte Professor Schweif mitleidig, „das kommt davon, wenn sich Laien in wissenschaftliche Dinge mischen. Sie sollten lieber Ihre Hände aus dem Schema...“

„Gewiß“, sagte ich und bat ihn um ein Brausepulver.

„Wie ist nicht ganz gut, die Definition des Schemas \S hat mich angegriffen.“

„Ja ja“, sagte Professor Schweif mitleidig, „das kommt davon, wenn sich Laien in wissenschaftliche Dinge mischen. Sie sollten lieber Ihre Hände aus dem Schema...“



Südländerin

A. Beger

\S fortgelassen haben, mein Herr. Mir ist ein Fall bekannt, wo einer daran gestorben ist. Ein Laie natürlich. Ihr Kopf hält es nicht aus. Übrigens, Sie sehen wirklich schlecht aus, gehen Sie zu einem Arzt, mein Lieber...“ Und ich schlich zu einem Arzt.

„Was fehlt Ihnen?“, fragte mich der Doktor.

„Ich... ich leide leider am Schema \S .“

„Am Schema \S Mensch, machen Sie keinen schlechten Witz! Das ist doch keine Krankheit. Daran leide ich ja auch. Daran leiden wird doch alle. Aber eine Krankheit...“

„Jawohl, Herr Doktor; aber nun sagen Sie mir endlich, was ist das Schema \S ? Ich bin schon ganz am Hund und wenn ich es nicht bald erfahre...“

„Gut... unterbrach mich der Doktor sinnend, „ich könnte es Ihnen wegoperieren, wenn ich Ihren Schädel öffne. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam. Sie passen danach nicht mehr in die Welt herein, in das Schema \S — Schweizer, bringen Sie mal Chloroform...“

Ich entfloh und rannte vor der Alinfür mit solcher Gewalt an einen Schuttmann, daß er umfiel und sein Geht in der Spize in einen Rebrichtshausen flog.

„Sie gehen mit mir!“, rief er, als er sich aufrichtet hatte. „Sie haben sich einer Beamtenbeleidigung schuldig gemacht.“

„Aber ich habe Ihnen doch gar nichts...“

„Mir nicht, aber meinem städtischen Geht. Sie müssen mit, es geht nicht anders — Schema \S ...“

Schema \S : Eine letzte schwache Hoffnung leuchtete auf. Vielleicht daß ich auf der Polizei am Ende doch erfahren würde...

Auf der Wache wurde ich verhört. Es stellte sich heraus, daß ich zwar den Geht beleidigt hätte. Aber dennoch wäre ich freigelassen, da die Beleidigung von städtischen Gehten im Schema \S nicht vorgehen wäre, wie der Kommissar mir sagte.

„Im Schema \S nicht vorgehen, sagen Sie, Herr Kommissar?“, flammelte ich mit letzter Kraft, „aber dann können Sie mir auch in Gottesnamen sagen, was das ist, dieses Schema \S !“

„Schema \S ist Schema \S , Sie Esel“, sagte der Kommissar.

„Aber warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt!“, rief ich und umarmte ihn und war gebeitelt.

Der Tyrann und der Philosoph

Im grauen Altertum herrschte über Chios ein Tyrann, dessen Dichten und Trachten war böse von Jugend auf. Vor allem sein Dichten. Er reimte, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff; sein Tag verging, an dem er nicht seinen Pegasus erklommen und ihn zushanden geritten hätte. Die Höslinge erbebten, wenn sie an seine Tafel gezogen wurden, denn sie wußten was ihnen bevorstand. Speise und Trank spendete er ihnen gar spärlich, doch um so reichlicher schüttete er sein poetisches Füllhorn über sie aus. Er war ein Tyrann ohne Gnade. Die Höslinge gerieten pflichtschuldigt in Verückung, hudelten Lob und hauchten sich gegenseitig die Superlative der Begeisterung gierig von den Lippen. Nun geriet einmal ein Philosoph in eine dieser Orgien der Speichelleckerei; war er nun ob des Mangels an Tafelfreuden erbozt, oder ergrimmte ihn lediglich die unbändige Minderwertigkeit der tyrannischen Dichtung, jedenfalls ließ er, als der erleuchtete Gastgeber gerade eine kleine Atempause einschaltete um den Königseim der Schmeichelei zu schlürfen, ein langgezogenes Gähnen ertönen. Dann schüttelte er unwillig sein Haupt und sagte: „Fürchterlich!“ Die Höslinge knickten zusammen, zogen die Köpfe ein und schielten nach ihrem Gebieter, der offenen Maules den Verneisseren anstarrte. Ploßig aber brüllte der Tyrann so tyrannisch los, daß ihm die Stimme überstannappte; aber



Welden

immerhin war aus dem Wutgefreisch noch zu entnehmen, daß der übeltäter schnurstracks auf die Galeere zu bringen sei. Die rauen Krieger der tyrannischen Leibwache ergreifen den Verwegenen und schleppen ihn fort. Nun hatte aber der Philosoph am Hofe einen einflussreichen Sommer und diesem gelang es nach einigen Wochen, seinen Schützling wieder freizubitten. Der Tyrann, in dem das philosophische „fürchterlich“ noch immer höchst unliebsam nachklang, hatte den brennenden Wunsch, der Ruchlose möchte seine frevelhafte Kritik vor aller Ohren in die einzig angenehme Form lobpreisender Verbimm-

lung ummünzen. So zog er denn den Begnadigten wiederum an seine Tafel und schmettete ihm Oden um Oden entgegen. Endlich hielt der rasende Poet erschöpft inne, und als die ekstatischen Wonneschreie der Höslinge verebten, trat er zu dem Philosophen und fragte ihn: „Nun, Weiser, wie haben dir heute meine Werke gefallen?“

Der Philosoph sah an dem Tyrannen vorbei, winkte den rauen Kriegern der tyrannischen Leibwache und sprach: „Kommt, Kinder, bringt mich nur wieder auf die Galeere!“

Wiseu-Martens

„Nockele spricht“

Von Karl Gideon Göffele

Nockele, ein gemüthvoller Bauer von der schwäbischen Alb, fährt Holz in die Stadt und kommt dort an einer Apotheke vorbei. Er fragt den Apotheker, der gerade nichts zu tun hat und deshalb zum Fenster herausguckt:

„Gerr Apotheker, hentz Maulaffe feil?“

„Maulaffe net, aber Kendlviecher“, erwidert dieser gereizt.

Da schnunzelt Nockele:

„E Gschäft, des so guet goht wie des Luer, möcht i au ban. Mir scheint näm-

lich, daß 'r d' Kendlviecher ausverkauft hent bis auf ois. Ond des oine gukt zum Fenster raus!“

Nockele leidet unter einem großen Durst. Im Sommer trinkt er Moß, im Winter liebt er es, des Abends bei guter Gesellschaft im „Goldnen Ochsen“ zu sitzen und ein paar Viertele Strimmpelbacher zu genehmigen. Und das braucht seine Zeit.

Als Nockele wieder einmal erst nach Mitternacht heimkommt und sich möglichst geräuschlos neben seiner besseren Hälfte niederlegen will, läßt diese eine jener Schimpfkanonaden los, die dem biedereren Schwaben in innerster Seele zuwider sind. Sein Eheweib ist aber dadurch gehemmt, weil sie ihr Gschäft nicht im Mund, sondern neben sich auf dem Nachtsitz liegen hat.

Als zartempfindender Mensch merkt dies Nockele. Er nimmt nun seinerseits das Gschäft aus dem Mund, legt es behutsam neben dasjenige von seiner Frau und nuschelt in Richtung des Stillebens:

„Schempfet ihr boide meinetwegen ruhig de ganz Nacht miteinander. Mi ond mei Rathrin goht des nir a. Mir wellel schlafa!“

Söhne berühmter Männer

August Refule, der bahnbrechende Chemiker, hatte einen Sohn, dem die Berufswahl Schwierigkeiten machte. Fragte man ihn, was er werden wolle, so antwortete er: „Das weiß ich noch nicht. Nur eins weiß ich: Chemiker, wie mein Vater, werde ich nicht!“ Auf die Frage, warum er denn nicht in die Fußstapfen seines Vaters treten wolle, meinte er trocken: „Schen Sie, entweder werde ich ein schlechterer Chemiker als mein Vater und alle Welt wird sagen: Aha, das alte Lied, der unbedeutende Sohn eines bedeutenden Vaters. Oder aber ich werde ein besserer Chemiker: Das wäre noch unangenehmer, denn das kann ich doch unmöglich meinem Papa antun!“

X.W.W.



Sein Lieblingsname

Von Erich Kernmayr

„Sie nehmen mich nicht ernst!“

Vornurfsvoll sagte es Klaus seiner Nachbarin hinüber. Die blonde Frau zog die Decke fester über Schulter und Arm.

„Finden Sie?“ fragte sie belustigt zurück. Der Abendwind strich übers Gebirge her und kräuselte die grünlichen Wellen des kleinen Alpensees. Die Terrasse der bekannten, vornehmen Pension war fast leer. Nur wenige Gäste genossen die angenehme Stille der Dämmerung.

Der junge Ingenieur, der sich hier von dem schweren Unfall des letzten Winters zu erholen suchte, und die Witwe des bekannten Großindustriellen hatten sich ganz von selbst etwas enger aneinandergeschlossen. Gemeinsame Mahlzeiten, ein paar Kaffeehausbesuche in der nahen Landeshauptstadt, und heute zur Feier des morgigen Abschiedes sogar eine kleine Wanderung über sonnige Bergwiesen und schütterer Fichtenwälder bis hinauf zum Steinbauern. Es war schön gewesen. Die blonde Frau lächelte versonnen vor sich hin. Dann strich sie leicht über seine braune, gut geformte Hand, die auf der Armlehne ihres Stredsessels lag.

„Ich muß noch auf mein Zimmer, Briefe schreiben“, sagte sie.

„Briefe schreiben!“ Klaus fuhr hoch. „Briefe schreiben!“ wiederholte er noch

einmal. „Jetzt sagen Sie schon, Frau Sabine, wenn schreiben Sie eigentlich jeden Tag? Und vom wem sind die Briefe, auf die Sie täglich so sehnsüchtig warten? Sind sie von jemandem, der Ihnen nahesteht, darf?“

Sabine Walterskirchen sah in zwei helle graue Augen, zwischen denen jetzt eine böse, senkrechte Falte stand.

„Sie sind ein großes Kind, Klaus, trotz Ingenieur und Weltmeisterschaft für Stilauf. Die Briefe sind von einem jungen Mädchen, damit Sie beruhigt sind!“

Mit erleichtertem Aufatmen legte sich Klaus von neuem in den Liegestuhl zurück.

„Was kann eine so kluge Frau wie Sie an einem Briefwechsel mit einem jungen Mädchen finden?“ sagte er dann kopfschüttelnd. „Ich kann mit unseren jungen Mädchen gar nichts anfangen! Sie sind meist sehr selbstbewußt und selbständig, zu selbständig, reden über alles und wissen

im Grunde nichts. Man kann sich mit ihnen vielleicht ganz nett unterhalten, einen Abend oder zwei, aber nie hat man bei ihnen das gute Gefühl von Heimat und innerer Wärme, das so wohl tut. Bei Ihnen, Frau Sabine, habe ich das vom ersten Augenblick an gehabt! Sie sind überhaupt...“

„Ein Engel ohne Fehl und Makel“, unterbrach ihn Frau Sabine lachend.

„Deinabe“, sagte Klaus träumerisch, „es fehlt nur eine ganz winzige Kleinigkeit!“

„Und die wäre?“ Interessiert hob Sabine den Kopf.

„Sie sollten Ruth heißen!“ vollendete er. „Ruth! Warum gerade Ruth?“ Eine helle Röte stieg in das überraschte Frauengesicht.

„Das war schon immer mein Lieblingsname. Schon in meiner Anabenzeit. Wenn das auch noch wäre!“ Er seufzte tief.

„Dann wären Sie reiflos glücklich! Ich weiß! Aber jetzt muß ich auf mein Zimmer! Lassen Sie, bitte, meine Hand aus, sonst kann ich nicht aufstehen.“

„Und darf ich Sie in Wien besuchen?“

„Warum nicht?“

„Und werden Sie mir dann erlauben, Ihnen alles, alles zu sagen, was ich denke

Die Kunst übersetzt die göttliche Schöpfungskraft ins menschliche, die Wissenschaft reproduziert das Geschaffene im Geiste. Kann man sich eine größere Verschiedenheit der Aufgabe denken?

(Feuerbach)



Alfons Graber

und fühle! Und darf ich Sie dann auch um etwas bitten?"

Sabine Walterskirchen lächelte fein.

"Ich glaube schon, Klaus", sagte sie dann.

... Langsam senkte sich der eiserne Vorhang. Lachend und plaudernd strömte das Publikum während des Zwischenaktes in das Foyer. Sabine Walterskirchen wandte den Blick nach der Tür ihrer Loge, die jetzt rasch geöffnet wurde.

"Ach, Klaus", sagte sie erfreut, "wie kommen denn Sie daher? Ich glaubte sie noch in Salzburg!"

"Da war ich auch heute noch!" Strahlend beugte sich Klaus über die schmale Frauenhand. "Aber der Chef wünschte mich plötzlich persönlich zu sprechen. Ich rief vom Hotel sofort Ihre Nummer an, das Mädchen sagte mir, wo Sie zu finden sind, und da bin ich!"

"Eine sehr nette Überraschung! Aber ich habe auch eine für Sie auf Lager!"

"Wirklich? Gaben Sie vielleicht mir zu-

liebe Kajak fahren gelernt, damit wir zusammen einen Ausflug machen können?"

"Um Gotteswillen, nein! In so etwas bringen mich nicht einmal zehn Pferde hinein! Nicht wahr, Liebling?"

Frau Sabine wandte sich nach dem dunklen Hintergrund der Loge. Jetzt erst bemerkte Klaus das blonde, zarte Mädchen, das der Unterhaltung mit leisem Lächeln gefolgt war. Mit unbewußtem Wohlgefallen schaute er in das reine, jugendfrische Gesicht.

"Darf ich bitten mich bekannt zu machen?" bat er dann hastig. Ein ganz leichter Hauch von Wehmut legte sich einen Herzschlag lang über Sabinens klare Stirn.

Aber im nächsten Augenblick nickte sie lachend.

"Gerne! Diese junge Dame wird an Ihnen vielleicht einen etwas milderen Richter finden als die übrigen jungen Mädchen, mit denen Sie so unzufrieden sind. Sie ist nämlich meine Tochter, und außerdem heißt sie Ruth..."

DIE SCHERE

Humoreske von

Franz Joh. Bierack

"Lieber Mann", spricht die Frau himmelfüß, "sei doch so gut und gib mir die Schere!"

"Die Schere? Wieso die Schere?" fragt der Mann.

"Aber du hattest sie doch gestern —"

"Ich — Deine Schere?"

"Ja, du — meine Schere! Erinnerst dich doch, hast du nicht aus der Zeitung Verschiedenes herausgeschnitten, ja?"

"Ja, das habe ich, aber mit —"

"Meiner Schere!"

"— mit meiner Schere, aber sicher!"

"Du mußt sie aber gehabt haben, denn sie ist nicht da!"

"Ich habe meine Schere! Du weißt es, die alte, schon ein wenig angerostete Schere! Hier liegt sie! Oder ist es vielleicht gar deine Schere?"

"Nein, aber —"

"Kein Aber! Ich nehme deine Schere nie! Ja, ich nehme sie grundsätzlich nicht..."

"Ach, Mutter, hast du nicht gestern erst eine Bluse zerrissen?"

"Ja, Kind, das habe ich."

"Bitte, möchtest du mir meine Schere wieder geben?"

"Die Schere? Wieso die Schere?"

"Denüßtest du dabei nicht meine Schere?"

"Nein, ein Messer —"

"Ach, wo ist meine funkelnagelneue Schere hingekommen...?"

"Hat nicht gestern dein Mann —"

"Freilich hat er —"

"Mit seiner Schere!" schreit der Mann dazwischen.

"Man kann sich irren!" sagt die Schwiegermutter gelassen.

"Wahrhaftig, ja, du irrst dich —" sagt die Frau.

"Ich irre mich nicht! ... Aber du hast vorgestern die Einmachpapiere zugeschnitten, ja wohl!"

"Ach, vorgestern!"

"Sie muß gefunden werden!" befiehlt die Schwiegermutter.

Die Frau sucht in der Küche. Unterm Herd, hinterm Kasten. Teller scheppern, Kohleneimer klirren, Teigmwalzer walzen dahin, Gläser fallen, Wasserleitungsrohre frachen...

Alle Kunstgattungen sind gut, ausgenommen die langweilige Kunstgattung.

(Voltaire)



Karl Bauer

„Er hat sie doch...!“ seufzt sie grimmig.

Die Schwiegermutter sucht im Arbeitszimmer. Der Schreibtisch ächzt. Manuskripte jubeln, denn nun werden sie schnellstens verlegt. Die Briefwaage stöhnt, denn der Briefbeschwerer (welche Lücke!) liegt auf ihr. Bücher freischen in den Regalen. Fußstelleten kaulen sich auf wie Raubtiere.

„Und er muß sie haben!“ sagt sie verflissen.

Der Mann sucht im Zimmer der Schwiegermutter. Kleiderhölzer baumeln abwärts. Kämme sind gezwungen, ihre Zähne in die Seife zu setzen. Blumenvasen kugeln unters Bett. Der Regulator bleibt stehen. Kufirol flüchtet ins Mundglas. Zwei schlenkernde Füße schauen unterm Kasten hervor.

„Halloooo!“ schreit der Mann.

Die Frau hastet herin.

Die Schwiegermutter trägt eisige Blicke herbei.

„Gast du sie etwa?“

„Nein, aber ein Knopf ist mir an der Hose gerissen!“

„Schnell Nadel und Faden!“ sagt die Frau und rennt an den Nähtisch.

„Ach!“ stöhnt sie plötzlich.

„Oooh!“ tut die Schwiegermutter.

Denn hier im Nähkörbchen, ganz wie es sich gehört für eine anständige Schere, niedlich und friedlich, liegt blinkend und blitzend die neue Schere.

★

Die Schwiegermutter, in ihrem Zimmer angekommen, ruft nach Valerian.

Der Mann sinkt in den Sessel vor dem Schreibtisch.

Die Frau aber sagt himmelsfüß: „Lieber Mann, ach, sei doch so gut und telefoniere mir doch sogleich um die Aufträge.“

Salsch verstanden!

Einem Manne war nach Jahren des Wartens endlich der ersuchte Sproßling geschenkt worden.

Er kam abends glückstrahlend an seinen Stammtisch und sagte:

„Denken Sie sich, meine Herren, ich bin noch Vater geworden!“

Da er nicht gerade über große Unterhaltungsabgabe verfügte, so schüttelten seine Tischgenossen die Köpfe:

„Ist es möglich, er ist noch fader geworden!“

•

Au!

Er: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber Ihre Strümpfe werfen kalten.“

Sie: „Sie Kobling, ich habe gar keine Strümpfe an!“



Herbst

R. Reinkenhof

Sei doch fröhlich

Bißt Du verzweifelt, weißt nicht aus noch ein,
So suche Dir ein einsam Plätzchen aus,
Die Stimme der Natur, die immer rein,
Die höre Du, und geh gestärkt nach Haus.

Das Vöglein, das so traulich vor Dir sitzt,
Zeigt Dir den Frohsinn der Natur,
Was hätte diesem Vöglein auch genügt,
Wenn es hier Klagelieder sänge nur.

Carl Bruer.



Furtwängler dirigiert

J. B. Jükel

Am 26. Oktober 1937 dirigierte Furtwängler in der Tonhalle in München.

Die Schlittenfahrt

Von S. Poitner

Oh, die Kinder reicher Eltern sind nicht immer temperamentlos und ungeeignet, bei den Spielen der Gassenbuben mitzutun, auch dann nicht, wenn sie gegen Unbill der Witterung durch Kleider geschützt sind, die wie Taucheranzüge aussehen. Ich vergesse nicht, welche Mühe wir hatten, durch

die Lederpanzerung zu Peters Herz zu gelangen.

Unser Schulorchester, in dem Knaben im Alter von 11—14 Jahren mitwirkten, probte sich mit der Zeit durch sämtliche Säle aller Schulen, die sich in dem historischen Städtchen befanden. Oft hatten wir

nur eine unklare Vorstellung davon, wo die Übung stattfinden sollte, und wir rammten oder schlepten uns, je nach Größe der Musikinstrumente, wie betäubte Fliegen durch Winkel und Türen. Sechs Uhr Stefanschule am Kirchplatz, waren wir diesmal bestellt, und so zog ich dahin, Geige und Violenkinder, der in einem Leinwandkasten steckte, in der einen Hand, die andere kräftig schwingend, bis ich wieder Blut in der Faust fühlte, denn es war kristallenes Schneewetter und sehr kalt. Fünf Minuten nur mehr auf die vereinbarte Stunde zeigte die Kirchenuhr; ich beilte mich, es mußten schon von allen Seiten her die kleinen Musikanten anstürmen.

Das erstmal in der Stefanschule, hätte ich mich vielleicht sehr gefürchtet, wären nicht die Finsternis und Stille dieser Gebäude Altgewohntes gewesen. Aber nicht einmal das Fenster, hinter dem der gestrenge Pedell hauste, war beleuchtet. Ich tastete mich vorwärts und kam, nachdem ich an mehrere verschlossene Türen gedrückt hatte, in den prächtigsten Saal, der mir von meiner Kindheit in Erinnerung ist.

Geblendet starrte ich auf die mächtigen Lüster und auf die weißgedeckte lange Tafel und getraute mich doch nach einigen Sekunden näherzutreten, da wir ja hier spielen sollten.

Verstreut saßen einzelne feierliche Herren auf den gepolsterten Stühlen; ich nahm möglichst weit von ihnen Platz, etwas feierlich von der Spitze oder dem Ende der Tafel, das mir unbewußt Ehrfurcht einflößte; die Geige hielt ich zwischen die Beine geklemmt. So wartete ich ängstlich und wurde ungeduldig, da ich beobachtet aber nicht angesprochen wurde.

Bald kam Peter; er schlug respektlos die Türe zu und schleifte ährend sein Cello herein. Als er erschrocken die Feierlichkeit und die Stille gewahrte, plägte ich laut heraus.

Mein unziemliches Lachen ermutigte ihn wieder, und wir hätten nun auch den Teufel nicht mehr gefürchtet. Dritter im Bunde war der schlackige Anton, der sonst mächtig ins Waldborn blies, jetzt aber wie ein Heiligenbild am Stuhl flehte und nur eine Sehnsucht hatte: Der Musiklehrer möge bald kommen und die Angelegenheit klären.

An seiner Statt rief uns der Pedell von der schwierig zu behauptenden Stellung. Der Professor habe nicht mehr jeden vom Ausfallen der Probe verständigen können, die Jungen sollten heimgehen.

Anton wachte nicht weit vom Kirchplatz; er sandte uns vom Fenster aus einen zittrigen Weckruf nach, den wir nicht erwidern konnten, da unsere Instrumente eingepackt waren. Peter erbot sich den Schlitten zu holen; er verwahrte meine Geige in seinem Zimmer, und dann liefen wir bis vor die letzten Häuser des Städt-

chens, wo Tannenholz und dahinter eine freie Wiese lagen.

Schneeballenwerfend kämpften wir uns durch das Wäldchen, wie Soldaten hinter Baumstrünken liegend, und gebärdeten uns sehr tapfer, bis die Gegner ermatteten und wir selbst glühend und schweißstrießend auf die Wiese gelangten.

Waren die Schwingen der nach Kunstläufermanier mit gebogenem Stahl laufenden schon ansäufeln, erfreuten doch auch diejenigen Knaben und Mädchen mit ihrem Ungeflüm, die umhertraßen wie vom Teufel besessen und plötzlich verwegen mit der Spitze eines ihrer Schlittschuhe stoppten, daß der Schnee fläubte und Eisbrocken sprangen.

Peter hieß mich auf dem Schlitten liegen und mit den Hörner steuern, packte meine gestreckten Beine und hob mich in ungeheuerlichem Tempo über die weiße Fläche. Als er einen Augenblick stehen blieb, hörte ich sein Herz rasend schlagen und legte ihm warnend die Hand auf die Brust. Er sah aber auch wirklich aus wie ein Tiefseetaucher, mit der dicken, warmen, hochgeschlossenen Lederkleidung und der Kapuze. Wie sollte sein Körper genügend, die Bewegung ausgleichenden Sauerstoff, zugeführt erhalten? Peter war gesund, stark und schön wie ein kleiner Apoll; schade, daß sein flachshear unter der Haube verborgen lag.

„Wildfang! Wildfang!“, hörte ich rufen: Peter warf mich auf das Gefährt und eilte jauchzend weiter.

Nun war hier ein ausgedehntes Eisfeld, wo der Schlitten, noch vom letzten Stöße getrieben, widerstandslos dahinglitt. Peter stand gleich einem Wellenreiter, hielt sich an meinen Füßen fest und stemmte geschickt mit blitzschnellen Wendungen die glatt aufgedrückten Füße in die jeweilige Fahrtrichtung.

Kurz vor dem Ende der Eisfläche sah ich schräg ein schwarzes Ding herangeilen, das immer größer wurde und plötzlich den Schlitten zum Stehen brachte. Ich landete im Zehnsprung auf der hartgefrorenen Schneedecke und krabbelte auf, um Peter besorgt, der einen noch viel böseren Sturz getan haben mußte. Jedoch, er stand unerschüttert, nur etwas blaß und atemlos. Wir waren schnell von einigen Kindern umringt, die Peter in eine nahe stehende Gütte schoben, aus der dumpfe Luft hervorquoll, und die Brettertüre verstellten. Ich wunderte mich, daß er alles über sich ergehen ließ.

Es war Brauch, wer einen fahrenden Schlitten mit List zum Stehen brachte, durfte sich vom Besitzer des Fahrzeuges etwas wünschen. Die vorgebrachten Wünsche hielten sich übergemäß in beschreibenden Grenzen und waren leicht zu erfüllen, deshalb wurde der Brauch mit einem gewissen Ehrgeiz aufrechterhalten. Um Verlegenheiten zu vermeiden, überbrachte immer eine Schar Kinder den

Wunsch, und so wurde auch Peter gefangen gehalten, ohne zu wissen, wen er beschenken sollte.

Klarissa, ein helläugiges, schlankes Mädchen mit einem pechschwarzen Knoten im Nacken, hatte ihren Schulranzen vor das Fahrzeug geschleudert und stand nun gebückt im Schnee, mit dem Zeigefinger unverständliche Zeichen fragelnd. Wir warteten still auf den Wunsch, den sie aussprechen würde. Er war für ein Kind so seltsam, daß ich ihn heute noch zu hören glaube:

„Immer, wenn Peter an mich denkt, soll er leise Alaa sagen.“

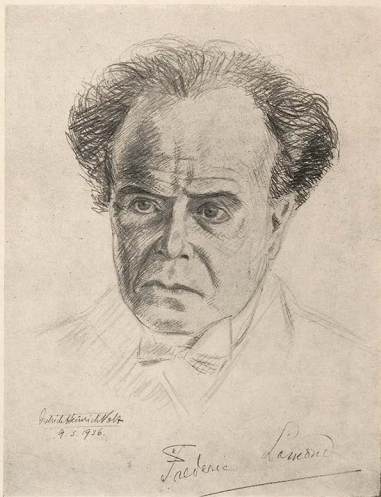
Ihr Finger grub weiter.

Mir fiel ein, daß Peter in der Gütte weilte; ich ging darauf zu, ihn zu holen.

Er lehnte bleich und leblos an der Bretterwand; gemeinsam zogen wir ihn heraus. Voller Schrecken riß ich an seinem dicken Lederzeug, damit er Luft bekomme. Todesangst ergriff mich, als er schwer in meinen Armen hing.

Zu zweit brachten wir seine Brust frei; ich rieb eine Hand voll Schnee an seinem erstarrten Herzen und war dem Umfallen nahe, bis ich das schüchterne Pochen widerwachsender Lebensgeister vernahm.

Wenn ich's recht bedachte, so ist nur der zärtliche Wunsch des Mädchens wert, im Gedächtnis demahrt zu werden, weil er auf eine unbekannte Weise traurig macht, und deshalb weiß ich auch nicht mehr, wie die Geschichte ausgegangen ist.



Frederic Lamond

Dietrich H. Volz

Der bekannte Beethoven-Interpret Frederic Lamond zeigte am 6. November im Bayerischen Hof in München vor einer begeisterten Zuhörerschaft seine hohe Kunst.



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglmaierplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Groß-Konditorei CAFÉ MACH
Rosenstraße 11



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
10 Küche von früh bis abends
STIMMUNGS-SCHRAMMELTRIO

Bärenschänke Fürstenfelder-
Straße 15
Das behagliche Mittag- u. Abendlokal

Besucht die Vorstellungen der
„**DACHAUER**“ im „**PLATZL**“
gegenüber dem Hofbräuhaus

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszeitungen

Café am Dom
Kaufingerstraße

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert **Täglich** abends Tanz

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

MÜNCHENER KUNSTSCHULEN

Münchner Lehrwerkstätten
Wandzeichnen, Gebrauchsgraphik,
Zeichnen, Malen, Abends 17-19 Uhr,
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 30149

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schlieker in Isding/Isartal
mit Lehrstätte München, **Odeonsplatz 2**
staatl. anerkt. / Allgem. Kunsterziehung



Morgens und
erst recht abends
Chlorodont

Lerne
Auto-Motorrad
fahren bei
Spreitzer
Tel. 13269
Kapellenstr. 1
Kesseler Café Hofbräu

Gemälde
Bauhaus, Kunstg.
München, Koll. ab 1000
u. Galerie Odeon
München, Odeonpl. 17
Tel. 37981

Qualitätsdrucke
Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10 Telefon 20763

Markensammler
erh. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmeyer
München, Baderstr. 49

LEST DIE
„JUGEND“

**HEINLOTH & Co. KDT-
GES.**
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Klischees *Rebort*
für Reklamewecke **Münchener
Klischee-Anstalt**
Koll. Zeichnung
u. Einzeichnungen
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Ein Kavalier

„Wenn du nur einen Tag so liebenswür-
dig sein würdest wie die Kavaliere im
film!“

„Hast du eine Ahnung, was die auch
dafür bekommen?“

Die Zeit ändert sich

„Sagen Sie, Doktor: Ihre Schweiter
und Sie sind Zwillinge?“

„Wir waren es — als Kinder. Heute
ist sie fünf Jahre jünger als ich!“



Ros.

Kindliche Auffassung

Der Lehrer nimmt in der Klasse ein
Gedicht durch, in dem das Wort „Winde-
braut“ vorkommt. Er fragt die Kinder,
ob sie denn wüßten, was eine Windebraut
ist. Ein kleiner Knirps hebt die Hand und
sagt auf die Frage des Lehrers:

„Das ist ein Mädchen: das hinten auf
dem Motorrad sitzt.“

„Schorfchl, trag du das Kind und gib
mir die Eier. Du könntest sie fallen
lassen.“

Das Toboggan

Von Rudolf Spig

Anton und Jrmgard waren seit 8 Jahren verheiratet. Die Ehe war blendend. Anton pflegte zu sagen: mir kann man nichts vormachen. Ich kenne die Frauen. Und darum war damals die Wahl seiner 28 Jahre aus die gräßliche, ruhige Zwanzigjährige gefallen, die, wie er sich ausdrückte, Wachs in seinen Händen war. Sie hatte widerprüchlos seine Genossheiten angenommen. Das Neue der ehelichen Hauslichkeit erfüllte sie zuerst mit amüsiertem Behagen, dann wurde alles zur vertrauten Selbstverständlichkeit. Da kam der Abend, wo sie in den Lunapark gingen. Die Idee ging von Anton aus. „Gehen wir einmal in den Lunapark“, sagte Anton, „es ist ganz spaßig, sich den Trubel anzusehen.“ Sie gingen durch die menschenüberfüllten Alleen zwischen Buden und Attraktionen. Mit lässiger Handbewegung wehrte Anton die Zurufe und Angebote der Budenbesitzer ab. Er hatte Jrmgard untergefaßt und sah wohlwollend auf das bunte Gedränge.

Plötzlich blieb Jrmgard stehen. Er wandte sich um und sah voll Staunen ihr erregtes Gesicht.

„Du, Anton, ich möchte zu gerne einmal auf die Kutschbahn.“

Anton war kaum einer Antwort fähig. „Du — möchtest...“

„Ja, Anton, nur einmal, so ein Toboggan muß himmlisch sein. Warte, ich bin gleich wieder da.“

„Jrmgard!“ Es war wie ein Schrei.

Aber Jrmgard war schon fort. Mit leuchtenden Augen und lachendem Mund ließ sie sich die schmale Treppe hinaufrollen, die zur Kutschbahn führte.

Anton mußte sich an einem Geländer halten. Seine Frau — die Frau, die er in die Abgeklärtheit seiner Atmosphäre erhoben hatte, die er zur Gefährtin seiner leise getönten Weltanschauung erkoren hatte, die er nach seinem Bilde gemodelt und in seinem Sinne vollendete — seine Frau ging auf das Toboggan! Eine Welt stürzte zusammen. Die Zeit, bis die rollende Treppe mit den lachenden Menschen — unter ihnen seine Frau — oben angelangt war, schien endlos zu sein. Seine Ehe zog an ihm vorüber, wie der zu Tode verurteilte in Sekunden sein ganzes Leben überfliehet.

Das ruhige heitere Mädchen — sie war aus einer kleinen Stadt, sehr häuslich erzogen, der Vater, ein Mann mit Prinzipien.

Durch ihn hatte sie den Wohlstand kennen gelernt. Er bot ihr ein schönes Heim, sie gingen ins Theater, er führte sie zu Vorlesungen und in Konzerte. Sie lasen gemeinsam gute Bücher. Er hatte eine Vorliebe für Geographie und Geschichte und legte Wert darauf, ihr mangelndes Wissen auf diesen Gebieten zu ergänzen. Sie hatten keine Kinder. Ein paar gleichgesinnte Freunde boten angenehmen Verkehr. Hoch über allem Primitiven stehend war er sich immer bewußt, in seinem Leben, seiner Ehe, seinen Bestrebungen jene verfeinerte Kultur anzustreben, die ihn von der Masse Mensch absondern sollte.

Nie, in keinem Augenblick hatte er den Gedanken erwogen, ob Jrmgards Einstellung zum Leben eine andere sein könnte.

Und sie, seine Frau, seine Frau ging auf

das Toboggan. Wer war sie im tiefsten Grunde, wer hatte in diesen 8 Jahren an seiner Seite gelebt, hatte sie ihn angehört — hatte er geträumt — oder narrete ihn ein Spuk?

Jrmgard war oben angelangt. Jetzt setzte sie sich auf ein Kissen und vernünftigt winkend glitt sie mit einem kleinen Aufschrei die Bahn herunter. Der Ruck ihres dunklen Straßkleides war hoch hinaufgerutscht...

Als sie fröhlich aufatmend mit einem Sprung wieder auf ihren Füßen stand, erschauerte sie.

„Aber, Anton, ist dir schlecht?“

Er packte sie am Arm. „Komm“, sagte er tonlos.

Zwei fremde Menschen gingen nach Hause.



Auf dem Heimweg

Hildegard Cloos

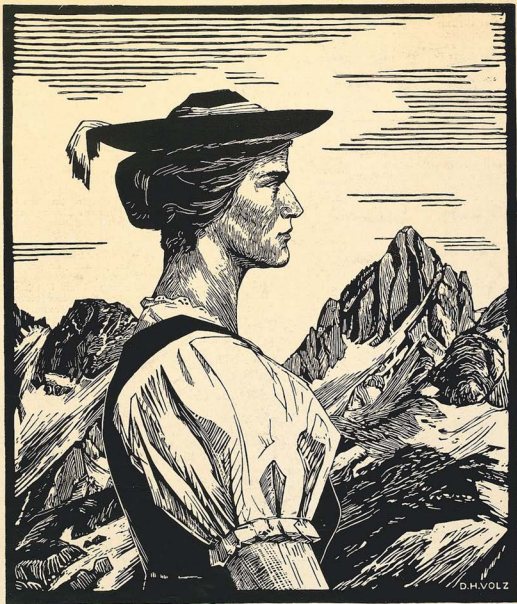
Die verkaufte Venus von Milo



„— Und siehst Du, das kommt von dem vielen Nägelkauen“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 47
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

Jugend



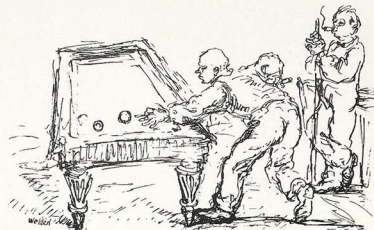
Bergheimat

Dietrich Heinrich Volz

AUS UNSEREM SKIZZENBUCH

Vereins-Gründung

Einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, einer lustigen Vereins-Gründungs-Sitzung beizuwohnen. Der Verein hat sich die Aufgabe gestellt, die Jünger des edlen Billardportes in die Geheimnisse der rollenden Eisenkugel einzuweisen. Gar nicht so leicht; denn wer sich ernst mit diesem Sport befaßt, merkt erst, wie schwer es ist, und wie die weiße Kugel durch eine geheimnisvolle Kraft der Bewegung hinterlistigerweise immer zu der Stelle rollt, an der man sie nicht haben will. Manche ärgern sich, wenn, wie dies in der Billardsprache heißt, „seine Bälle ihn nicht verstehen“, und haben dann alle möglichen Gründe für dieses Nichtverstehen. Der eine gibt dem Quen die Schuld, der andere dem Wetter, einer, den wir kennen, behauptet konsequent, der andere Spieler behindere ihn und wieder ein anderer gibt an, den ganzen Tag Kisten genagelt zu haben. Also: Es wird ein Vorstand gewählt. Der erste Antrag aus der Mitte der Anwesenden ging dahin, jedem auf Vereinskosten eine halbe Bier zu genehmigen. Es mußte einstimmig abgelehnt werden, weil die Kasse vorerst noch eine öde Leere aufwies. Dann erfolgte die Wahl des Schriftwartes, des Spielwartes, und anderer unbedenkter Stellungen. Es war erpfaulich, wie schnell und flink dies vor sich ging. Kaum war einer der Herren in Vorschlag gebracht, als auch schon in Sekundenblicke die Arme der übrigen Wahlberechtigten emporschlagen und damit die Wahl rechtskräftig bestätigen. Ein Widerspruch des Auserwählten verlor sich aussichtslos in den heiteren Glückwünschen, die ihn von allen Seiten



Walden

überhütteten. Nach solchermaßen vorgenommener Wahl versiegte sich einer der Beisitzer lachend zu der überheblichen Bemerkung: „Und jetzt brauchen wir noch Mitglieder!“

Aber er hat sich verrechnet. Es muß gesagt werden, daß der Verein inzwischen zu einer respektablen und ernst zu nehmenden Größe angewachsen ist.

Berühmte Sängerin

Einer unserer Freunde, Besitzer eines neuen Wagens, lud uns zu einer Spasiersfahrt ein. Es war einer dieser modernen Wagen, wo man — Gott sei's gefügt! — auf die früheren Reize des Autofahrens, das Rütteln und das Draußen des Motors, verzichten muß. Man hat lediglich die Annehmlichkeit, sich schnell fortzupflanzen. Schnell wie ein Blitz, geräuschlos wie ein Schatten. So oder ähnlich lautete das Werbebeschlagwort. Nun saßen wir also,

im Polsterseßel zurückgelehnt und trocken, in dieser kleinen, behaglichen Stube und ließen das Jharpanorama der Widemayerstraße abrollen, während der Herbstregen leise niederhäubte. Ploglich hörte die Prachtstraße auf und es kam ein Feldweg. Davor ein Schild: Gesperrt für Kraftfahrzeuge. Darunter ein zweites Schild: Sachstraße. „Sieh da“, sagte unser Freund. „Wie schnell man verstimmt wird. Da haben sie nach der Erna Sach wahrhaftig schon eine Straße genannt.“

Pech

Wie oft mag sich in München ein Fall wie der folgende zutragen, dessen Zeuge wir wurden:

Ein junger Mann läßt seine Blicke in der Straßenbahn über die Galerie der gegenübersitzenden Frauen schweifen. Da stets die nachstauffälliger Dame von den Mitfahrerinnen kritisch gemustert wird, fiel es ihm nicht schwer, diejenige herauszufinden, auf der sich die meisten kritischen Blicke vereinigten. Die Konfuzenz hatte recht: Sie war zweifellos die hübscheste und eleganteste. Sie schaute zufällig herüber, und er fühlte sich angeblickt. Sie stieg um, er stieg um. Er verfolgte sie durch die ganze Stadt, bis sie nach der Uhr sah und sich zu den Rathaus-Lichtspielen begab. Dort ging sie zum Schalter; der junge Mann stürzte hinterher und fragte: „Wo sitzt die Dame?“ — „weiter Platz“, sagte das Fräulein. „Dann geben Sie mir eine in derselben Reihe oder dahinter.“ Er bekam die Karte. Sie aber, die Göttliche, war wieder hinausgegangen. Sie ging auf und ab, er ging auf und ab. Sie schaute ihn nicht an. Nach langem Ringen aber faßte er sich ein Herz und ging schon auf sie zu, um sie anzusprechen — als ihm ein anderer zuvorkam: unverkennbar ihr Mann. „Da bist du ja, Liebster“, strahlte sie ihm entgegen. — Pech sowas!



Walden

Die Jugend

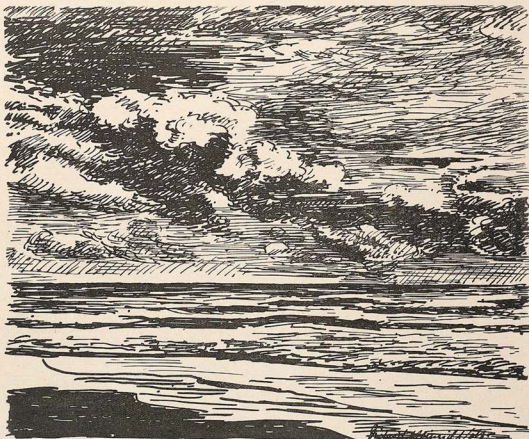


Erwachen

Über der noch schlafgebannten Erde
 Wölbt sich der Sternendom in hoher Weite,
 Noch dunkel im Zenit.
 Doch wo der Himmel Mutter Erde küßt,
 Da steigt im Osten ahnungsvolles Tagen
 Aus nächtlichem Vergehen auf —
 Die Erde tut den letzten Atemzug,
 Der vorm Erwachen flieht,
 Läßt ihn als Morgennebel steigen

Und hüllt in seine weichen Schleier
 Die Täler und die Höhen.
 Dann blitzt der erste Sonnenfunke
 Durchs fahle Morgengrauen
 Die All-Macht hat ihn ausgesandt,
 Sie ruft zu neuer Lebenspflicht
 Mit urgewalt'gem Schöpfungspruch
 Noch heut wie einst:
 Es werde Licht!

W. H. Dammann



Morgen am Meer

Dietrich Heinrich Volz



Dietrich Heinrich Volz

Zu den Bildern von Dietrich Heinrich Volz

An der See und im Hochgebirge, dort, wo man die Erde atmen sieht, wo Sonne und Winde spielen, sucht Dietrich Heinrich Volz seine Landschaften auf. Er schöpft seine ganze Lebensphilosophie aus der Natur.

Dietrich Heinrich Volz wurde am 1. August 1901 in Batavia, Java geboren. Er ist Deutsch-Holländer und entstammt der bekannten Karlsruher Künstlerfamilie der Volz. In Deutschland besuchte er die Schule und in den Niederlanden die Akademie. Seit 1924 wohnt er mit seiner holländischen Gattin und drei Kindern im selbstgebauten Häuschen zu Großheßelohe bei München.

Volz ist vor allem Graphiker. Obgleich seine wenigen farbigen Zeichnungen eine starke Begabung für die Farbe verraten, widmet er sich mit Vorliebe der Schwarz-Weiß-Kunst, der Zeichnung, dem Holzschnitt. Vor allem liebt er das Hochgebirge. Fern von aller Zivilisation erlebt er unmittelbar die Wunder der Erde.

Über zweitausend Metern Höhe fühlt er sich am wohlsten. Dort, wo die Baumgrenze aufhört, wo die Bergdohlen als letzte Boten des Lebens um die Gipfel freisen und der Wind die niedrigen, herbduftenden Alpenkräuter zaust, hält er Zwiegespräche mit der Natur. Dietrich Volz ist ein Naturbursche, seit achtzehn Jahren Vegetarier, aber nicht von der fanatischen Art, die mit blaßblauen Vasen und zur Schau getragenen Innenleben die Großstadt mit Reformideen versucht. Ihm ist eine gesunde, anspruchslose Lebensweise inneres Bedürfnis. Seine Augen strahlen vor Gesundheit, und er lebt ein Künstlerleben, das ihn die Natur feiner und inniger empfinden läßt. Das Organische und Kosmische wird ihm in seinen Bergen offenbar und teilt sich seinen Bildern mit.

Durch seine Herkunft aus Niederländisch-Indien fühlt er sich zu der hohen indischen Kultur hingezogen, wo Religion, Kunst und Wissenschaft sich zu einem

harmonischen Ganzen vereinigen. Er verehrt Ghandi, den er persönlich kennt und den er oft zeichnete. Diese Bildnisse sind vielleicht die einzigen Lebensbilder Ghandis von Künstlerhand. Gerne erzählt der Maler von dem Nationalbewußtsein und dem einfachen sozialen Empfinden des indischen Weisen, von der treffenden, farftastischen Art, mit der Ghandi beobachtet und spricht.

Ebenso stark ist des Künstlers Beziehung zur Musik. Frederic Lamond, Elly Tey und viele andere Künstler, die in München gastieren, sind seine Freunde, und er hat sie im Bildnis verewigt. Volz gehört dem Münchener Dachverein an, dessen sämtliche Mitglieder er karikierte. Das Bildnis gehört neben der Landschaft zu den Lieblingsthemen seiner Darstellung. Des Künstlers sicherer Strich und sein großes Einfühlungsvermögen in den Charakter seiner Modelle sorgen dafür, daß die Bildnisse unverwundlich ähnlich werden.

Gustav Theodor Fechner

Ein Bahnbrecher deutschen Glaubens / Zur 50. Wiederkehr seines Todestages

Wenn wir Gustav Theodor Fechners zur 50. Wiederkehr seines Todestages gedenken, so gilt unser Gruß nicht nur dem Begründer der Experimentalpsychologie. Er gilt einem der großen Geister des 19. Jahrhunderts, die den Deutschen den Weg zu einem deutschen Glauben wiesen.

Er, der Physikprofessor an der Universität Leipzig, trat schon um die Mitte des Jahrhunderts gegen den plumpen Diesseits-Materialismus auf, den die Lehren von Marx und Darwin verbreiteten. Er hatte das Bedürfnis, dieser erbarmungslosen Zeitströmung eine freundlichere Weltanschauung entgegenzusetzen, die den Ergebnissen der Naturforschung nicht widersprach, und bei der doch das Gemüt nicht zu kurz kam.

Es widersetzte Fechner, sich die Welt als einen feilenlosen Mechanismus vorzustellen, wie es die damalige Anschauung wollte. Andererseits hatte auch ein vernünftlicher Bibelglaube seinen Platz in dem neuen Weltbild. Denn Fechner hatte schon zu oft in die Unendlichkeit des Weltalls geblickt um zu glauben, daß die winzigen Menschen auf einer winzigen Erde, die um eine winzige Sonne kreist, so wichtig seien, daß alles nur um ihren Willen geschehe.

Gustav Theodor Fechner, der aus einem Pfarrhaus in der Niederlausitz stammte, wurde am 19. April 1801 geboren. Schon im Alter von 17 Jahren kam er nach Leipzig, um dort Medizin

zu studieren. Nach seiner Promotion wandte er sich der Physik zu und bekam 1814 eine ordentliche Professur. Aber nicht nur zur Naturwissenschaft zog es Fechner hin. Er hatte auch künstlerische Neigungen. Sein älterer Bruder war Maler, und er selbst fühlte sich sehr zur Dichtung hingezogen. Er verehrte Jean Paul und Kuckert, war befreundet mit Bettina von Arnim. Unter dem Pseudonym Dr. Mijses veröffentlichte er eine Anzahl Prosadichtungen und Satiren, die viel humoristische und erzählerische Begabung verraten. In diesen Beiträgen läßt er in launig-leichter Form schon manchen Grundgedanken seiner späteren Philosophie durchblicken.

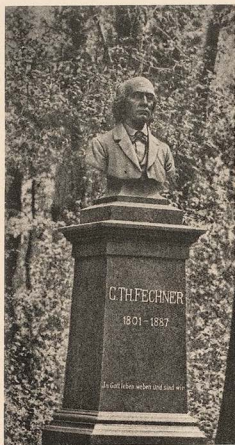
Bei optischen Versuchen über die farbigen Nachbilder von Lichterscheinungen überanstrengte Fechner seine Augen. Eine schwere Krankheit trat hinzu, und er konnte wochenlang keine Nahrung zu sich nehmen. Drei Jahre hindurch konnte er, fast völlig erblindet, kein Buch lesen und sich nur in verbunkelten Räumen aufhalten. Diese drei Jahre aber trugen zu seiner inneren Sammlung bei.

Zum ersten Male wieder betrachtet der Genesende das feine Gräser eines Pflanzenblattes, ruben seine Augen auf dem saftigen Grün im Leipziger Rosental, sehen freundliche Blumen, augen ihn an. Diese Natur, fühlt er, ist befeelt, auch die Pflanze lebt und empfindet. Die Blumen und Gräser und Bäume um



Die Tribulaune

Dietrich Heinrich Volz



uns her sind Lebewesen wie wir und schlingen ein unendlich reiches Band des Lebens um uns. Er studiert die Lebensäußerungen der Pflanze und kommt auf Grund vieler Analogien zu dem Schlusse, daß die Pflanzen beseelte Wesen seien.

Heute haben wir Gelegenheit, den Lebensrhythmus, das Wachen und Schlafen der Pflanzen, das Drehen der Blüten und Blätter nach dem Lichte, das Schwingen der Ranken, die nach einem Halt suchen und plötzlich zugreifen, im Film festzubalten. Wir sehen die Pflanze atmen, sehen das Reagieren auf mechanische, elektrische und Wärmereize, sehen bei der Mimose die Fortpflanzung der Keize wie in einem Nervensystem, und sehen endlich eine Pflanze durch Choroformdämpfe narkotisiert und völlig unempfindlich werden. Nur daß die meisten dieser Lebensäußerungen sich so langsam vollziehen, daß sie ohne Zeitraffer nicht sichtbar sind.

Einen großen Teil dieser Beobachtungen hat Fechner vor fast hundert Jahren schon gemacht und in seinem Büchlein von der Pflanzenseele niedergelegt, dem er nach der altgermanischen Blumen- und Frühlingsgöttin Nanna den Namen gab: Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen.

Gegenüber den gedanklichen Spekulationen Fegelscher Philosophie, die vor kurzem noch Zeitmode gewesen war, ging Fechner in seiner Philosophie von der Erfahrung aus. Seine Methode bestand darin, Einzelerfahrungen auf allgemeinere Anwendung zu prüfen und durch Analogien zu weiteren Schlüssen zu kommen. Damit räumte er auch dem Glauben

in der Wissenschaft eine wichtige Rolle ein. Denn was ist die wissenschaftstheoretische Hypothese anders als eine Glaubenssache? Der Glaube reicht über das Wissen hinaus. Soweit er das wenige, was wir wissen, ergänzt, schafft er überhaupt erst die Möglichkeit eines abgerundeten Weltbildes. Ein solches Weltbild will uns Fechner in seinem Werke: „Zend-Avesta: Gedanken über die Dinge des Himmels vom Standpunkte der Naturbetrachtung“ vermitteln.

Da die Menschen, Tiere und Pflanzen um uns befeelt sind, wenn auch nicht alle in der gleichen, bewußten Form wie wir, meinte Fechner, warum soll nicht die ganze Erde, warum nicht die Gesteine befeelt sein? Die Pflanzen sind niedere, die Sterne höher befeelte Wesen als wir. Betrachten wir den Körper des Menschen. Seine Zellen, seine Glieder haben ganz verschiedene Funktionen. Und doch bildet er in sich eine Einheit, einen organischen Wirkungszusammenhang. Die einzelnen Blutkörperchen, die im Strome unseres Blutes schwimmen, die einzelnen Sinnesorgane leben nur im Zusammenhange des Ganzen. Auch der Mensch kann nur im Zusammenhange der Erde leben. Wie die Sinnesreize der Augen und Ohren voneinander geschieden sind, aber der Empfindungswelt eines übergeordneten Ganzen angehören, so ist jede höhere Individualität das Band, das die niederen Individualitäten verknüpft.

Durch seine weitgehende Analogien versucht Fechner den Nachweis zu erbringen, daß die ganze Erde ein einheitlicher Wirkungszusammenhang sei wie andere Lebewesen, da sie alle ihre Einzelwesen in sich begreift. Die Teile der Erde mit dem Knochengestirne ihrer Gesteinsmassen, dem grünen Pflanzengürtel, der sich um sie schlingt, mit ihren Lebewesen als Sinnes- und Bewegungsorganen, hängen fester zusammen als in unserem Körper. Denn wir können Gliedmaßen und Stämme von uns abtrennen und weiterleben; die Erde ist unverwundbar. Ihr Kiefenorganismus hat andere Existenzbedingungen als wir. Man denke sich ein Insekt, eine Maus so groß wie einen Elefanten, — die dünnen Beine würden den schweren Körper nicht tragen können. Kleine, einzellige Lebewesen bedürfen keiner Lunge und keines Magens, denn ihr Leib kann sich durch die äußere Oberfläche mit Luft und Nahrung versehen. Der Kiefenleib der Erde wieder kann auch keine inneren Organe gebrauchen. Im Innern regeln sich nur Schwere, Druck und Temperatur als Vorbedingungen allen Lebens, während alle Organe an der Oberfläche liegen. So wenig die gewichtigsten Teile den Geist des Menschen ausmachen, so wenig die Erdmasse den Geist der Erde. Die Erde braucht nicht wie ihre einzelnen Lebewesen nach Nahrung umherlaufen; sie wird durch ihre tägliche Drehung und den Umlauf um die Sonne gespeist.

Die seelischen Vorgänge auf der Erde brauchen voneinander so wenig zu wissen wie Auge und Ohr von ihren gegenseitigen Empfindungen, wie die Gehirnzellen untereinander. Erst der übergeordnete Organismus Erde faßt alle seelischen Regungen zu einem höheren Geiste zusammen. Die Sinnesorgane der Menschen sind zugleich Sinnesorgane der Erde. Denn wie es im Menschen keinen Körperteil gibt, der dem ganzen Menschen gleiche, so wiederholt die Erde nicht die Funktionen der einzelnen Organe im Menschen. Erst die wechselseitige Bedingtheit des Lebens auf der Erde, die Pflanzenbedeckung, der Kreislauf der Gewässer, die Gesamtheit aller Lebensfunktionen macht ihr Leben aus.

Fechner über den Glauben

Je allgemeiner und umfassender das Gebiet unserer Weltanschauung, desto mehr ist diese Glaubenssache, um so weniger können Erfahrung und logischer Schluß ausreichen. Infolgedessen ist hier das Gebiet des geistigen Streitens.

Und so baut sich die Welt in Stufen auf. Die Erde und das Sonnensystem und die Gestirne sind höhere Wesen, die alles Leben auf ihnen und um sie als Einheit umfassen. Sie alle stehen in Wechselwirkung, sie werden und vergehen in ihrem gemeinsamen System der Milchkraft, die wieder nur eine unter den unendlich großen, unendlich fernen Weltinseln ist, die der Bau des Weltalls in sich begreift. Allesfassend aber ist Gott.

Wie im menschlichen Körper, so begreift auch im All das höhere System die niederen in sich, in einem individuellen Bewußtsein, von dem die Teile nichts ahnen mögen. Und was sich äußerlich als körperlicher Wirkungszusammenhang darstellt, von dem wir Geistiges nur durch die Analogie der Ausdrucksbewegungen vermuten können, das erlebt sich innerlich als geistiger Zusammenhang. Nur daß erst der höhere Organismus sich der Gesamtheit seiner seelischen Äußerungen als Einheit bewußt wird.

So ist auch das Seelenleben des Einzelnen nach seinem Tode nicht verloren: es besteht als Erinnerung im Seelenleben der Erde weiter. Wie die Materie unzerstörbar ist und nur die Erscheinungsform ändert, so auch der Geist. Der Mensch ist in einem Zusammenhang geistiger Beziehungen verflochten. Bewußt oder unbewußt steht er in Einklang mit dem geistigen All. Sein Leben und Wirken ist vom Leben des Ganzen nicht mehr loszulösen. Der „Wirkungsgeist“ bleibt auch nach dem Tode erhalten und wirkt in das Diesseits hinein. Im Geiste der Erde verhält sich das Diesseits zum jenseitigen Leben wie Anschauung und Erinnerung. Unser persönliches Dasein setzt sich so als „Erinnerung“ im Leben des höheren Bewußtseins fort. Gaben wir nicht Beweise der Kräftekräfte, die das Leben der großen Männer auch nach ihrem Tode auf die lebendige Gegenwart auszuüben imstande ist?

In diesem Sinne betrachtet Fechner auch das Christentum, in dem die Persönlichkeit Christi bis heute ihre gemeinschaftsbildende Kraft ausübt. Im Gegensatz zur Moral des Judentums, die Auge um Auge, Zahn um Zahn Gerechtigkeit und Vergeltung übt, stellt der Galiläer die Liebe als soziale Kraft. Indem Böses mit Gutem vergolten wird, bringt Christus Erlösung aus dem Rachezyklus des sich fortzeugenden Bösen und ermöglicht das Leben in der Gemeinschaft. So baut Fechner auch das Christentum, soweit es dem deutschen Gedankengut entspricht, ohne Schwierigkeit in seine Anschauung ein.

Am 18. November 1887 starb Fechner, ein Bahnbrecher deutschen Glaubens. Er hinterließ die Idee eines Weltgebäudes, in dem Religion, Kunst und Wissenschaft sich seit langem zum ersten Male wieder vereinen.

E. K.

Die meisten glauben, weil vor und mit ihnen geglaubt wird. Je weniger Gründe der Unwissende für seinen Glauben hat und je weniger er von Gründen hierfür versteht, desto eher läßt er sich dafür totschlagen und schlägt er andere dafür tot, weil sich dann auch um so weniger Gegenstände dagegen geltend machen können. Im allgemeinen wird Glaube ohne Gründe angenommen, aber nicht ohne Gründe festgehalten.

Die lebendige Erde

Von Gustav Theodor Fechner

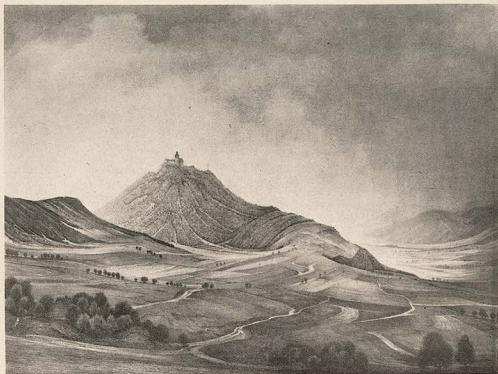
Das Weltall in geistiger Umfassung, die Menschen allein beseelt: diese früher sehr verbreitete Ansicht nennt Fechner die „Rechtsansicht“. Sie stellt er seine Anschauung, unvollständig wie die des Kopernikus, als „Linksansicht“ gegenüber. Die folgenden Gedanken sind seinem Werke „Die Rechtsansicht gegenüber der Rechtsansicht“ in etwas kürzerer Zusammenfassung entnommen. Die Jugend.

Auf Grund unserer Ansichten über die Seelenfrage, Sterne und Pflanzen haben wir die Erde als ein uns materiell und geistig übergeordnetes, in höherem Sinne einheitlich gebundenes Wesen zu fassen, hiermit als einen Knoten, der uns selbst mit unseren Nachbargeschöpfen gemeinsam in das göttliche Band einknüpft.

Denke nur, um sie so zu fassen, nicht bloß an die dünne Kruste, auf der du mit deinen Nachbargeschöpfen wandelst, in der die Pflanzen wurzeln, hiermit an trockenes Erdreich; du denkst ja auch beim Menschen nicht bloß an seine Knochen. Das innere Blutmeer, das feste Gerüst darum, der Ozean, der Luftkreis, die ganze Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt, du selbst mit inbegriffen; alles konzentrisch durch eine gemeinsame Kraft um denselben Mittelpunkt zusammengehalten, gemeinsamen Perioden unterliegend, in Zweck-



Dietrich Heinrich Volz



Die alte Burg

Franz Lenk

und Wirkungsbeziehungen miteinander verwachsen, bildet erst in eins die ganze Erde und hiermit die Stufe über dir. Dieselbe Erde, die uns und alle ihre Geschöpfe durch dieselbe Kraft an sich gefesselt hält, hat auch alle aus sich geboren, nimmt alle wieder in sich zurück, nährt und kleidet alle, vermittelt den Verkehr zwischen allen und behält bei allem diesem Wechsel einen durch den Wechsel selbst sich fortterhaltenden und fortentwickelnden Bestand.

Der Fuß des Menschen ist nicht minder dem Boden, die Klaue des Vogels dem Zweige angepasst, als Fuß des Menschen und Klaue des Vogels ihrem eigenen Leibe. Aber von der ganzen Erde vermag sich der ganze Mensch und Vogel doch noch weniger fortzubewegen, zu trennen als irgendein Glied vom Leibe des Menschen oder des Vogels. So viel fester hält sie das, was so viel loser an ihr scheint, in erweiterter Zweckbeziehung zusammen.

Von vorneherein lassen sich Gleichungspunkte der ganzen Erde mit dem Menschen finden, so Tag und Nacht mit Wachen und Schlaf, der Kreislauf der Gewässer mit dem Kreislaufe des Blutes, Ebbe und Flut des Meeres mit dem Pulsschlag des Herzens, die grüne Pflanzendecke der Erde mit der

empfindenden Haut des Menschen usw. Nur reicht die Ähnlichkeit irgendwo über eine gewisse Grenze hinaus, wird vielmehr überall durch die Unähnlichkeit der großen Höhe, Weite, Überordnung der Erde über den Menschen überschritten und überstiegen. Und gibt es wohl im Menschen selbst einen Teil, der dem ganzen Menschen gliedert? Wie sollte die Erde einem ihrer Teile ganz gleichen? Im gewissen Sinne zwar hat sie geradezu alles, was ihre Menschen haben. Indem sie aber diese selbst teilhaftig inbegreift, braucht sie nun aber nicht noch einmal zu haben, was sie schon haben und wie sie es haben.

Also wiederholt die Erde nicht den Kreislauf des Blutes in einem größeren Blutkreislaufe, das Atmen der Geschöpfe in einer größeren Lunge; aber alle Blutkreisläufe der Geschöpfe sind nur Abzweigungen des großen Kreislaufes der Gewässer in ihr, indem alle daraus schöpfen und dadurch zusammenhängen. Statt eine Lunge aus kleinen Blasen noch einmal zu haben, ist sie ganz von der Atmosphäre umhüllt, aus der alle Lungen der Geschöpfe schöpfen und durch welche Tiere und Pflanzen Sauerstoff und Kohlenäure miteinander tauschen. Statt ein Gehirn

noch einmal in einer Schädelkapsel eng zusammengefaßt zu haben mit Nerven, die ihm auf langen Wegen Sinnereize zuführen und Bewegungsreize von da abführen, bietet sie ihre ganze organische Welt, mit deren Wechselbeziehungen, Verkehrswegen und Kulturaustausch, ausgefaßt und äußerlich angeheftet an eine alles zusammenhaltende feste Kapsel, frei dem Licht des Himmels und den Schwingungen der Luft dar; woraus alle Nerven und Gehirne ihrer Geschöpfe unmittelbar ihre Anregungen schöpfen und wodurch sie sich ihre wechselseitigen Anregungen mitteilen. Wozu dann noch ein besonderes Gehirn mit besonderen Nerven für geistige Verrichtungen?

Von solchen unnützen Wiederholungen weiß die Erde nichts, und töricht ist es, solche in ihr zu suchen und zu verlangen, um ihr ein organisches Leben als Träger eines geistigen zuzugeben.

Und so braucht sie auch nicht unregelmäßig wie ein Mensch am Himmel umherzufliegen. Warum soll sie noch einmal äußerlich tun, was die Menschen schon hinreichend in ihr tun? und wonach hätte sie zu laufen? Nach Nahrung, Kleidung? Vielmehr genügt sie am besten ihren höhe-

ren Zwecken dadurch, daß sie nach einer festen Regel geht. Wie der Mensch führt sie ein inneres und ein äußeres Leben; zum inneren aber gebort der äußere Verkehr und der geistige Austausch der Menschen selbst.

Dabei aber fehlt es der Erde doch nicht an Wechseln in dem äußeren Leben, das sie im Verkehr mit den anderen Gestirnen führt. Und wie das innere Leben jedes Menschen durch seinen äußeren Verkehr mitbestimmt und selbst aus allgemeinem Gesichtspunkte beherbergt wird, ist es mit der Erde, der Mensch selbst aber wird davon mitbeherbergt. Die Sonne hebt die Wasser der Erde in die Lüfte, um sie dort wieder fallen zu lassen, macht die Pflanzen wachsen, grünen, blühen, Kocht in ihnen Duft und Süßigkeit, zu jeder Zeit, an jedem Orte anders. Tags neigen sich ihr alle Blumen zu und verschließen sich nachts, um still für sich zu ruhen. Die Flutwelle des Meeres freist, dem Gange des Mondes folgend, um die Erde, in Größe wechselnd je nach dem Zug der Sonne; und wie sich der Erde die anderen Planeten nähern oder von ihr entfernen, mag sie nicht bloß die Veränderung der Selligkeit, sondern auch des Juges mehr als bloß äußerlich spüren. Daß die Erde zu alledem auch Bewußtsein in sich trägt, braucht niemand erst recht bewiesen zu werden, weil jedem ein Teil davon in dem Bewußtsein, was er selber in sich trägt, unmittelbar gewiesen werden kann. Mehr kann er nicht verlangen, da sein Bewußtsein ja noch nicht das Bewußtsein der ganzen Erde ist. Doch glaubt er ja schon

an mehr, indem er auch an das Bewußtsein anderer Menschen glaubt, ohne es selbst zu haben und ohne daß sich ihm etwas davon zeigen läßt.

Was Scheidung des Bewußtseins zwischen Nachbarnstufen, ist nur Untere Scheidung im Bewußtsein einer höheren Stufe. So finden wir es als Gesetz unseres eigenen geistigen Baues und können kein anderes über uns hinaus suchen. Die Sinneskreise unserer Augen und Ohren sind geschieden, sofern keiner seine Empfindungen mit dem anderen teilt, das Bewußtsein des ganzen Menschen aber greift, beide unterscheidend, beide in sich.

Wie nun diese Abstufung in den Menschen hineinreicht, reicht sie auch über ihn hinaus, und so haben die Menschen und haben die Geschöpfe jedes Gestirns ihr Gehirn selbst als höhere Stufe über sich; das Gehirn aber seine Geschöpfe zugleich unter sich und in sich, indem sie mit ihrem Bewußtsein in sein allgemeineres Bewußtsein eingehen, daselbst nicht ersichend, aber mitbezeugend. Jedes Gehirn hat teil an der allgemeinen wirklichen Bewußtseinsseinheit, einen von dem der anderen Gestirne geschiedenen, aber in Gott nur unterschiedenen Teil.



Ausgebreiteter Gasnebel im Schwan

Erinnerungen an Fechner

Von Wilhelm Wundt

Der große Differenzkalkül gab in seiner Gedächtnisrede in Leipzig 1901 zu Fechners 100. Geburtstag ein persönliches Lebensbild des ihm befreundeten Philosophen.

In Fechners Persönlichkeit ragte eine jener stillen, anspruchslosen Gelehrtennaturen, wie sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach noch das Gesicht unserer Universitäten bestimmten, in die anspruchsvollere Gegenwart. Schon die kleine Wohnung in der Blumengasse zu Leipzig trug das Gepräge eines äußerlich überaus bescheidenen, aber innerlich zufriedenen Daseins. In der schmucklosen kleinen Studierstube stand ein einfacher viereckiger Tisch, der, wenn er je einen Anstrich gehabt, längst seiner Farbe verlustig gegangen war. An den Wänden des Zimmers und des noch kleineren alkovenartigen Nebenraumes standen ein paar Bücherregale, roh im Holze, auf denen nur sehr wenig Bücher, aber große Stöße von Manuskripten aufgestapelt lagen.

Die eigene Lektüre war Fechner durch sein langjähriges Augenleiden fast ganz verlagert, und wenn ihn auch teilnehmende Freunde und namentlich Freundinnen täglich einige Stunden durch Vorlesungen unterstützten, so war ihm das doch nur ein kümmerlicher Ersatz. So war er, der sich

in seiner Jugend durch eine staunenswerte Velebenheit auf den verschiedensten Gebieten hervorgeraten hatte, in den späteren Jahren darauf angewiesen, zumeist aus sich selbst und aus dem, was ihm der Schatz seiner Erinnerungen bot, zu schöpfen. Das Buch, das er am meisten gebrauchte, war die Logarithmentafel, die fast immer auf seinem Tische lag; die Lektüre, die ihn vorzugsweise beschäftigte, war die seiner eigenen Manuskripte, die er so lange immer wieder unarbeitsste, bis sie die ihn befriedigende Form gewonnen hatten. Auch pflegte er, für andere ganz unerlässlich, seine Gedanken auf losen Quartblättern niederzuschreiben. Dann wurde dieser Entwurf in zusammenhängender Form ausgearbeitet; und hieran schlossen sich endlich die letzten Reinschriften in Folio, deren oft noch zwei aufeinander folgten. Er schrieb, um sich das Lesen zu erleichtern, in großen Schriftzügen, deren Entzifferung für ihn selbst leicht, für den Leser oft sehr schwer war. An Diktieren konnte er sich niemals gewöhnen,

Wie ein peinlich sorgfältiger Schriftsteller, so war Fechner auch ein äußerst gewissenhafter Rechner. Die Menge der einzelnen Rechnungen, die er für die Pyrophysik und für die Kollektivmassenlehre ausgeführt hat, ist unabsehbar, und



Unregelmäßiger Nebel im Schwan

er veräumte es kaum, sich durch wiederholtes Rechnen von der Richtigkeit seines Resultats zu überzeugen. Noch in den letzten Jahren pflegte er, wenn in das Gebiet der Psychophysik einschlagende Arbeiten jüngerer Forscher erschienen, fast jede einzelne Rechnung nachzuprüfen.

So war zwischen Nachdenken und Schreiben fast seine ganze Zeit geteilt. Da konnte es wohl vorkommen, daß er, wenn er den täglichen Spaziergang mit der treuen Lebensgefährtin, den er sich als einzige Erholung im Tage gönnte, eben angetreten hatte, noch einmal von der Straße in sein Studierzimmer zurückkehrte, um rasch einen Gedanken, der ihm gekommen war, zu Papier zu bringen. Trotzdem hatte man, wenn man ihn besuchte, niemals den Eindruck, ihn in seiner Arbeit zu stören. Er liebte es offenbar, sich mit Anderen über schwabende Fragen, die dann nach seiner Weise, das Gespräch zu führen, sofort zu Streitfragen wurden, zu unterhalten. Oft beschäftigte ihn der Gegenstand des Gesprächs offenbar noch längere Zeit nachher. Denn es konnte vorkommen, daß er ein Argument, das ihm zu spät eingefallen war, am nächsten Tage brieflich nachholte, und daß sich auf diese Weise eine gelegentliche Diskussion in einer längeren Korrespondenz fortsetzte. Dabei liebte er es aber, die Unterredung auf positive Thematika zu beschränken. Seine philosophischen und religiösen Über-

zeugungen, für die er in seinen Schriften so unermüdlich Propaganda machte, berührte er selten.

Auch sonst war er hinsichtlich der Arbeiten, die ihn beschäftigten, keineswegs mitteilksam. Man erfuhr von ihnen in der Regel erst, wenn sie vollendet waren. Der auffallendste Beleg hierfür ist die „Kollektionslehre“. Als ich nach seinem Tode auf den Wunsch der Witwe seine Papiere ordnete, war ich im höchsten Maße überrascht, einen großen Teil dieses Werkes in den verschiedenen der oben geschilderten Stadien, die seine Manuskripte zu durchwandern pflegten, aufzufinden. Niemand hatte von der Existenz dieser Arbeit gewußt, weder Frau Fechner noch irgend einer seiner Freunde oder Kollegen, obgleich er den Plan etwa zwanzig Jahre mit sich herumgetragen und sich mit der Ausarbeitung selbst wohl beinahe ein Jahrzehnt lang beschäftigt hatte.

Verechter Glaube geht in der Richtung des Einfachen, Vereinfachten, Widerspruchsfreien.

Ist der Glaube einmal entstanden, ist die Verbreitung leicht. Das einmal Entstandene spart sonstigen die Mittel und Kosten seiner ersten Entstehung.

Fechner und der deutsche Glaube der Gegenwart

Fechners weltanschauliche Arbeiten, zu seiner Zeit wohlachtet, aber von den materialistischen Zeitströmungen beiseite geschoben, können vielleicht erst heute voll gewürdigt werden. Erst heute läßt man das Leib-Seele-Problem fallen in der Erkenntnis, daß es gar kein Problem ist, weil Leib und Seele eine Einheit sind. Für Fechner hat es ein solches Problem nie gegeben.

Die Weiterentwicklung der Astronomie mit den mannigfachen Erscheinungen der Sternwelt, ihren pulsierenden Riesensystemen und ihren Weltsystemen außerhalb der Milchstraße, macht Fechners Weltbild nur anschaulicher.

Erst unsere Gegenwart rechnet mit dem marxistischen Materialismus endgültig ab. Man verdichtet im neuen Deutschland auf einen Individualismus, dem der Einzelne wichtiger ist als die Gemeinschaft. Denn man begreift die wechselseitige Abhängigkeit allen Lebens auf der Erde und erkennt, daß der Einzelne nur im Rahmen eines umfassenderen Lebensverbandes bestehen kann.

Erst heute erkennt man wieder an, daß Religion, Kunst und Wissenschaft kein gesondertes Leben für sich führen können, daß die Wissenschaft von unserem Wollen und Handeln nicht zu trennen ist und einer praktischen Zielsetzung bedarf. Man wagt es wieder, zu glauben.

Wäre Fechner nicht als Physiker, sondern als Historiker an seine Aufgabe herangetreten, so hätte er wahrscheinlich den Menschen mehr in den Mittelpunkt seiner Arbeiten gestellt. So aber beschränkt er sich darauf, den Menschen nur im Rahmen der gesamten Naturbetrachtung zu zeigen.

Es ist nicht schwer, die Weltanschauung Fechners auch auf die geschichtliche und soziale Welt zur Anwendung zu bringen. Tatsächlich hat er in seinen „Motiven und Gründen des Glaubens“ und anderen Werken sozial-ethische Anschauungen ausgedrückt, deren Fortführung im heutigen Sinne etwa folgendes Bild ergibt.

Sehen wir Gott in der Unendlichkeit eines Weltraumes, in dem das ganze Sonnensystem nur ein Staubkorn ist, wie können wir ein persönliches Verhältnis zu ihm gewinnen? Offenbar ist das erst möglich, wo wir zu menschlichen Massen kommen. Gewiss bilden die Gestirne und Milchstraßensysteme untereinander, bilden Sonne und Erde einen so lebendigen Wirkungszusammenhang wie die Lebensvorgänge auf der Erde. Die alten Germanen und andere Völker haben die Sonne angebetet und die Sonnensymbole des Hakenkreuzes und der Spirale zu Zeichen ihrer Verehrung gemacht.



„Johann-Wilhelm“-Denkmal in Düsseldorf Theo Hochreiter

Das Denkmal des Kurfürsten „Johann Wilhelm“ wird im Düsseldorfer Dialekt kurz „Jan Welem“ genannt. Er war Herzog von Jülich-Cleve mit der damaligen Residenz Düsseldorf. Unter seiner Herrschaft wurde die Düsseldorfer Pinakothek gegründet, deren Hauptbestandteil die bedeutende Rubens-Sammlung war, die

heute der Stolz der Münchner Pinakothek ist. Vor über 100 Jahren wurden die Bilder aus Jülich vor dem Einfall der Franzosen von Düsseldorf nach München gebracht. Ein einziges Bild: „Die Himmelfahrt“ von Rubens verblieb wegen der Schwere des Gewichts in Düsseldorf und hängt in der dortigen alten Kunst-Akademie.

Das Bedürfnis persönlichen Vertrauens und persönlicher Verantwortung aber ließ die Menschen ihre Götter immer wieder in persönlichen Formen suchen und anbeten. Die meisten Religionen verbinden die Leiden der Welt mit Verfehlungen gegen das Gewissen. Armut, Alter, Krankheit, Tod werden von vielen als Strafe für Verletzungen der Gewissenspflicht empfunden. In jedem Menschen wohnt der Sinn für Gerechtigkeit und Harmonie; es wird Gerechtigkeit im Jenseits gefordert, wenn das Schicksal im Diesseits nicht für solchen Ausgleich sorgt. Der Trieb der Selbstrechtfertigung verlangt eine letzte Instanz, der man sich verantwortlich fühlt und auf die man vertraut. Glaube gibt Kraft, Zweifel lähmt den Willen. Deshalb möchten die Menschen an eine persönliche Gottheit glauben und sich ihren Gott veranschaulichen können, jeder in seiner Art.

In der Unendlichkeit des Raumes mit seinen ungezählten Welteninseln und Entfernungen, die zu durchmessen das Licht, das mit 300 000 Kilometer in der Sekunde durch den Weltraum eilt, viele Jahrtausende gebraucht, ist ein persönlicher Gott, mit menschlichen Maßen gemessen, allerdings schwer vorstellbar. Betrachten wir aber fechner's Vorstellungen vom Stufenbau der Welt, so wird es möglich, den Menschen zu diesem unendlichen All in Beziehung zu bringen. Danach sind die Gestirne höhere Organismen, deren Leben eigenen Gesetzen gehorcht. Die Menschen und lebenden Wesen der Erde sind ihre Organe. Gott aber ist nicht damit beschäftigt, mit unendlich großer Geschwindigkeit zwischen allen umherzuweilen, sondern er ist und wirkt in allen, weil alle Wesen und Gestirne ihm als Teile angehören. Auch Herder ging in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit vom Weltall aus und betrachtete die Erde als Ganzes; in ähnlicher Weise wiesen Larus und Novalis auf den Wirkungszusammenhang der organischen Systeme hin.

Der Mensch ist nach fechner ein Element in einem größeren, umfassenderen Lebensverband. Seine Seele ruht in Gott. Er ist ein Glied der göttlichen Allform, eine Wesensausprägung Gottes. Damit ist er verpflichtet, sein eigenes Wesen auszuprägen. Wie in den Sternenträumen, so ist auch auf der Erde die Natur befrucht, eine möglichst große Mannigfaltigkeit der Anlagen zur Entfaltung zu bringen. Die ganzen Möglichkeiten der Gattung Mensch aber können sich nicht in einer Kasse oder in einem Volke allein entwickeln. So teilt sich auch die Gattung Mensch in mehr oder weniger organische Gruppen auf, die alle ihre eigene Art haben, vorhandene Anlagen zu entfalten.

Die kleinste soziale Einheit, in der menschliches Zusammenleben sich verwirklicht, ist die Familie, die größte das Volk. Zahlreiche soziale Stufen und Teilmformen liegen dazwischen. Die Einzelnen im Volke stehen in einem Zusammenhang, der



Der Schmied

Holzschnitt von A. Köpf

durch viele Generationen unzählige Familien zu einem größeren Ganzen verbindet. Durch die Jahrhunderte hindurch hat der Mensch Millionen von Vorfahren und Nachkommen, durch die er seinen Volksgenossen verwandt ist. Erbanlagen und Umwelteinflüsse bestimmen den Menschen wie das Volk. Die starke Gemeinschaft des Blutes, der Umwelt, der Ideen, Sprache und Schicksale bindet die Menschen in einer sich forterhaltenden Volksgemeinschaft zusammen, deren äußere Organisation der Staat ist.

Im Gegensatz zur Anonymität des Tatungsbegriffes Mensch herrschen hier per-

sönliches Vertrauen und persönliche Verantwortung. Ein Volk empfindet sich als organisches, lebendiges Ganzes. Staaten, in denen diese innere Verbundenheit nicht besteht, sind nicht organisch. Die Eigenart der Völker zeigt sich auch in der Art, wie sie Gott begreifen. So können verschiedene Konfessionen in einem Volke einander näher sein als die gleiche Konfession in verschiedenen Völkern. Hier fühlen sich die Menschen durch eine gemeinsame geistige Art verbunden, die verbunden, die eigengesellig ist und sie von den Menschen anderer Völker unterscheidet. Erst dadurch kann ein Volk auf eigene Kultur Anspruch

erheben, daß es die ihm gemäße Anschauungsform ausprägt. Der Mensch ist ein soziales Wesen und das Volk die Schicksalsgemeinschaft, in der er seine sozialen und menschlichen Anlagen erst völlig entfalten kann.

Wie das Göttliche allen höheren organischen Einheiten des Weltalls innewohnt, wie die Erde mit den Wechselbeziehungen ihrer Lebensvorgänge eine göttliche Lebens Einheit, ein höheres Wesen ist, so offenbart sich das Göttliche auch im Genius des Volkes. Er bestimmt das persönliche Verhältnis des Menschen zu Gott. An einen Gott Vater können die Menschen glauben, wenn sie sich bei ihm geborgen und zu Hause fühlen, wenn sie in ihm ihre Ängste sehen. Vertraute Formen geben Kraft; unbekannte Formen Schrecken. Sind in der Familie die Eltern, im Volke

der Führer die Autorität, so ist Gott der Inbegriff der Autorität überhaupt: erkennbar an den Erscheinungen unserer natürlichen Anlagen des Gewissens, der Weltangst, des Willens zur Dauer, des Gottvertrauens, dem die Forderung nach Gerechtigkeit entspringt.

So erkennen wir heute im Stufenbau der Welt die Erde mit ihren Lebewesen als göttliche Einheit, deren Teile wir sind, erkennen, daß der Mensch ein Glied dieser göttlichen Allform ist, eine Weisensausprägung Gottes. Wir erkennen aber auch, daß der Mensch sein Wesen nur in seinem Volke ausprägt und nur in ihm ein persönliches Verhältnis zu Gott gewinnen kann, eine Folgerung, die gerade heute Veranlassung gibt, wieder der Gedankengänge Gedankens zu gedenken als der Ideen eines Bahndrechers deutschen Glaubens.

Seemannsliebe

VON E. M. WÖTZEL

Rührer, sonnenloser Herbst ruht über dem fahlen Grün des Ufers und des dem Wasser weiter flache. In den Gärten welken Georginen und Astern, des Sommers letzte Pracht. Braune, gelbe und rote Blätter tanzen wirbelnd im Winde.

In der stillen Stube sitzt reglos ein schlafendes blondes Mädchen — fast ein Kind noch — und schaut auf die Elbe hinaus. Schweigend führt der Strom rege kleine Fischdampfer und lastende Schiffsbaracken auf seinem breiten Rücken dem Meere zu.

Leise Bitterkeit zuckt um die Lippen des Mädchens. Gestern hatte auch er Abschied genommen, der den Sommer mit ihr und der Mutter hier verlebt hatte. Seemann war er — und nun auf drei lange Jahre wieder in ferne Länder gefahren. Heute rauschte die See schon zu seinen Füßen und das Schiff führte ihn unaufhaltsam einer neuen lockenden Welt entgegen. Georg dachte sicherlich nicht mehr an die kleine Käte, die ihn geliebt hatte vom ersten Augenblick an, da er der Mutter Haus betrat. Wie schön waren diese Sommertage gewesen, wie unvergänglich schön. Durch freundliche Dörfer, durch goldgelbe Roggenfelder waren sie beide gegangen und hatten Kornblumen gepflückt. Unten am Strand der Elbe hatten sie in der warmen Sonne gesessen und den Kindern zugehört, die mit nackten Beinen umhergesprungen und ins seichte Wasser patzten. Ein silberner Duft lag über dem Strom. Wie ein Wiegenlied, zart, weich und schmeichelnd flüsterte sanfter Wind im Schilf. Über allem der Himmel — weit, still und schwer.

Wie ausgelassen und frohlich war der Tag in Hamburg gewesen. Am nimmer-rubenden Hafen gewaltige Schiffe und Menschen aller Herren Länder. St. Pauli mit seiner kaden Lustigkeit. Auf der großen schillernden Seefläche der Alster glitten die weißen Segel der Jachten dahin, kleine Dampfboote eilten von einem Ufer zum andern. Und als der weiche Schatten des Abends sich niedersenkte, blickten sie von der Terrasse des Alsterpavillons auf das funkeln der unabligen Lichte, die sich im dunklen Wasser des Sees spiegeln.

Georg und sorglos plauderten sie so manches Mal in der Laube unter dem mächtigen Fliederbaum. Wenn Georg mit froher Stimme von seinen Fahrten in der großen Welt erzählte, von unbekannten Ländern und Meeren, gefährlichen Stürmen, von Streifzügen durch das Urwald-Dickicht Ceylons, von Abenteuer auf den Philippinen und in den seltsamen Städten asiatischer Länder, dann spürte Käte, wie



Herbst-Stimmung

Alfons Graber

HERBST

Still ist jetzt die Welt umher,
einsam sind die Felder, leer!
Rieselnd Gold von allen Zweigen
flattert müd' im Windesreigen.
Letzter Schatten klagend sinkt,
fern des Sommers Lied verklingt.
Feuchter Duft von Würz' und Eichen
streift den finster-nassen Tann.
graue Nebelstreifen schleichen;
Märchenspiel der Reif ersann.
Glocken wehen Dankgebete
über kahle Acker hin,
Freud' und Leid das Schicksal säte,
ernte du — für Herz und Sinn! —

Cläre



O. Kopp

ihr das Blut schneller durch die Adern lief, wie ihr die Wangen glühten. Dann legte sie den Kopf auf die Arme, um nicht laut aufzuschreien: „Nimm mich mit — nimm mich mit dir in die weite Welt, denn ich liebe dich — ich liebe dich und deine stolze Kraft!“ — —

Er aber sah ihre Sehnacht nicht.

Als an einem hellen hohen Tage die Sonne unterging und ihre letzten Feuergrüße noch einmal alles aufleuchten ließen — das breite Wasser, die kleinen Wolken am Himmel und die Weiden am Ufer — da waren im Garten bunte Laternen aufgehängt. Ein kleines Fest wurde gefeiert.

Georg entführte Käte den lustigen Gästen und schreift mit ihr einen stillen Gartenweg entlang. Eine seltsam süße Erregung rann durch ihren Leib, als sie die Berührung seines Armes, den leisen Druck seiner Hand spürte. Am Ende des Weges nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände und Käte sah trotz der Dämmerung

den heißen Glanz seiner Augen. Zitternd vor Glück stand sie still und rührte sich nicht. Da neigte Georg sich zu ihr und sein Gauch streifte ihre Lippen, als er flüsterte: „Du liebes, kleines Mädchen.“ Heiße Blut stieg in ihr auf, in Erwartung und Sehnacht atmete sie tief und schloß die Augen. — Aber er küßte sie nicht. Ernst und schweigend führte er sie in den fröhlichen Kreis zurück.

Käte war wie betäubt, sie hätte weinen mögen in ratlosem Kummer. Der erste Liebeschmerz brannte in ihrem jungen Herzen und sie stammelte verwirrt: „Du dummes Ding bist ihm ja nichts.“ —

Er war, wie immer, freundlich zu ihr in all den letzten Tagen. Sie saßen wieder im Garten, sahen dem Spiel der Möwen über dem Wasser des Flusses zu und lauschten dem Singen des Windes in den Blättern der Bäume. Aber sie konnte nicht mehr lachen.

Der Herbst war gekommen. Wolken

jagen und Regen schlug an die Scheiben. Georg war abgereist.

Am Fenster saß das Mädchen und hatte müde Augen. Die Mutter kam und sah sie lange an: „Es geht dir nah“, Käte, daß er uns verlassen mußte. Nun kann ich's dir sagen — er hat dich lieb, sehr lieb! Doch du bist jung — Georg wußte nicht, ob dein junges Leben warten kann all die Jahre, die er in Gefahren lebt — schon mancher fehrte nicht mehr zurück — und so schied er.“ —

Auffschluchzend barg das Mädchen seinen Kopf in den Händen: „Nicht warten können: — Auf ihn!“ —

„Kind — mein Kind — so lieb hast du ihn“, und die Mutter streichelte ihr sanft die heißen Backen, „er kommt ja wieder, hörst du — er hat es versprochen.“ —

Da hob Käte den blonden Kopf und unter Tränen lachten ihre Augen in hoffnungsvollem Glück: „Drei Jahre sind auch gar nicht so lang, Mutter!“

DIE ENTSCHEIDUNG

Von Ganns Kofmanith

Als Bob an Maud die Frage stellte, lächelte sie erst und dann sagte sie:

„Bob, Sie sind so entsetzlich poefielos. Ihre Männer von heute habt überhaupt keinen Sinn mehr für Stil. Ihre Idee die gräflichsten Realisten, die man sich vorstellen kann. Als man vor 30 Jahren ein Mädchen um ihre Hand bat, da machte man ihr einen Besuch, brachte Blumen. Heute erledigt ihr das zwischen zwei Tennismatches und sagt: „Mm, Maud, wie könnten heiraten.“ Kuppiger geht es schon nicht mehr.“

„Aber Maud, wir haben doch so wenig Zeit. Sehen Sie, da winkt Jim schon. Heute geht es um 's Ganze. Ich kämpfe unter Ihren Farben um die Meisterschaft. Bin ich da nicht wie ein Ritter von ehemals, der in Rüstung und Waffen zum Turnier steigt. Ich finde mich nicht weniger romantisch. Sagen Sie ja, Maud! Ich gebe Ihnen hier sonst vor allen gleichgültigen Menschen einen Kuß.“

Maud lachte: „Bob, das werden Sie bleiben lassen, ich habe gestern meinem Vorgesetzten einen Upereout verweigert, daß alle Engel ihm den letzten Schläger vorgeben. Aber ich will Ihnen etwas sagen: Gewinnen Sie Ihr Match, dann überlege ich mir die Sache.“

Einige Minuten später spielten Bob und Jim um die Meisterschaft ihres Tennisclubs.

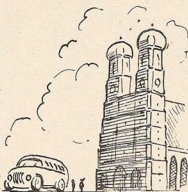
Das Spiel war in seinen Phasen von Beginn an interessant. Es rangen zwei Gleichwertige an technischem Können um den Sieg. Der Ausschlag lag im rein taktischen Spiel. Wer die schwachen Seiten des Gegners schneller zu finden vermochte und sie erbarmungslos auszunützen verstand, dem war der Sieg kaum zu

nehmen. Die Chance stand etwas mehr auf Bob's Seite gegen Schluß des Spiels. Da, als er im letzten Game einen einzigen triumphierenden glücklichen Blick auf Maud wagte, die wie alle anderen Zuschauer fasziniert diesem stummen Klingen zwischen den beiden Meistern folgte, geschah etwas Unerwartetes. Vielleicht hatte ihn der nahe Sieg und der Gedanke an Maud verwirrt, Bob ließ Jim ausholen und verlor das Spiel.

Als am Abend eine Siegesfeier veranstaltet wurde und Bob schon Jims wegen nicht abgeben wollte, blieb er einmal mit Maud allein sitzen.

Er sah niedergeschlagen vor sich auf den Boden. Bob war traurig, denn er liebte Maud, diese hübsche, kleine, entzückende Maud aufrichtig.

Da sagte Maud leise: „Nun, Bob, ich habe es mir überlegt, ich will dich heiraten.“



R. O. S.

Bob fiel fast um mit seinem Stuhl. „Maud, Maud! Aber ich habe doch nicht gewonnen.“

Maud lächelte: „Wenn dir ein gewonnenes Match lieber gewesen wäre als ich, dann hätte ich auch nie mehr eingewilligt. Ich brauche einen Mann, dem ich auch einen Blick wert bin, wenn es um das Ganze geht.“

Achim Heine: „Kanus — Kugeln — Kolonisten.“ Erschienen im Verlag Milte, Königsberg (Pr.). Brosch. RM. 2,85, geb. RM. 5,90.

Mit dem Buch „Kanus — Kugeln — Kolonisten“ hat die deutsche Jugend endlich einmal ein zeitgemäßes Jugendbuch in die Hand bekommen. Die Verbindung einer tropischen Entdeckungsfahrt mit dem Ideengut des Dritten Reiches, das trotz Entbehrungen und Irrungen in dem Verfasser nicht untergeht ist Heine gegliedert. Damit ist ein wertvoller Schritt getan in der bislang noch sehr an guten Büchern mangelnden deutschen Jugendliteratur. Der Umschwung vom fantastisch-romantischen Buch zum realen, das die Schicksale Deutscher in fernen Ländern aufzählt und damit die zeitgebundene Richtung beschreitet, die vordem kaum glückte, das verdankt die deutsche Jugend dem Verfasser des vorliegenden Buches.

Das Xulere des Bandes macht einen guten Eindruck, auch die Fotos sind großenteils gut gelungen.

Was den Titel betrifft, so kann hier nicht genug gewarnt werden vor den „ewigen“ Drillingen, die mit E. A. Johann's Büchern begannen und nun nach alter Art nicht mehr aufzuheben scheinen. „Macht nicht Alles nach“ darf man wohl in dieser Hinsicht den deutschen Autoren zurufen.

Sonst kämen „Kühe — Kugeln — Kanonen“ in einem Kriegsbuch wohl auch noch zum Zug. Erwin Karl Hornauer

Kilscheers *Reklam*
für Reklamzwecke
München
Kilscheer-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Lerne
Auto-Malstrad
fahren bei
Spreitzer
Tel. 13269

Kapellenstr. 1
exklusiver Café-Festsaal

Daunendecken
Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilitzstr. 35

Gemälde
Bismarck, vorzeitig
München, März 1938
H. G. G. G. G.
München, (Odeonstr. 1)
Tel. 11491

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Sexursan
beruht bei er. Neurothene und vorgeringer
Schädlichkeit in den Siphonien.
Interessante Broschüre bezieht sich durch
Gegurjan-Berichte, Bad Reichenhall 317

Werbung
bringt
Arbeit!

Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrstr. 8-10 Telefon 207 63

1erprobtes Rezept:

Das vorzeitige Schwärzen von 4
bewährte Mundschmerzmittel 29
Bismarck, vorzeitig in den Siphonien.
Interessante Broschüre bezieht sich durch
Gegurjan-Berichte, Bad Reichenhall 317

Sein Stolz

Lachende Frühlingssonne spiegelte sich in den lustig plätschernden Brunnen der Parkanlagen Baden-Badens. Taufende von Tulpen, vom zartesten Rosa ins tiefste Violett spielend, umsäumten die gepflegten Wegenanlagen, die eine Menge Kurgäste bevölkerte.

Unter diesen sah man auch den englischen Lord Landsdale, den eine Schar stattlicher junger Mädchen umgab, sechs an der Zahl. Es waren seine Töchter. Die Ähnlichkeit mit dem Lord war unverkennbar.

Ein Kurgast, der eben an der fröhlichen Gesellschaft vorbei spazierte, bemerkte leise zu seinem Begleiter:

„Der Ärmste!“

Da drehte sich der Lord, der über ein feines Gehör verfügte, lachend um und entgegnete:

„Nicht so sehr, wie Sie glauben. Ich habe nämlich noch sechs Töchter zu „kaufen.“

Th. M.

Meister und Schüler

Im Privatatelier des berühmten Kubens herrschte große Aufregung. Der Meister war weggegangen und seine Schüler hatten die günstige Gelegenheit benutzt und sich in sein Kabinett geschlichen, um dem Lehrer die Manier abzuspielen, wie er seine Entwürfe machte und ausmalte.

Nun umstanden sie ängstlich die Staffelei und beratschlagten, was zu tun sei. Wie sie nämlich näher getreten waren, um ein unvollendetes Stück zu betrachten, war einem von ihnen das Mißgeschick zugestoßen, zu stolpern und in das Gemälde zu fallen. Dabei vernichtete der Unglücksrabe den Arm der Magdalene und das Kinn der Maria, welches Kubens kurz vor seinem Weggang fertig gemalt hatte.

Nun war guter Rat teuer.

Kurz entschlossen griff nun Anton van Dyk, Kubens berühmtester Schüler, zur Palette. Aufmerksam folgten seine Kameraden mit ihren Blicken dem emsig arbeitenden Pinsel und atmeten erleichtert auf, nachdem van Dyk den Schaden wieder ausgebessert hatte.

Ob es der Alte wohl merkte?

Er merkte es nicht. Die Täuschung war

so gut gelungen, daß Kubens den Tag darauf, als er seine gestrige Arbeit besah, im Geiste seiner Schüler sagte:

„Der Arm und der Kopf sind nicht das Schlechteste, was ich gemacht habe.“

Th. M.

Tägliche Begegnung

Anekdoten um einen menschenscheuen Philosophen

Von Theodor Mühllich

Als Arthur Schopenhauer, der Philosoph, in Frankfurt, der schönen Stadt am Main, lebte, hatte er die Gepflogenheit, tagtäglich einen Spaziergang um die Stadt zu unternehmen, deren ehemals trostigen Wälle durch grüne Anlagen ersetzt waren. Ob Sonnenstrahlen durch die Baumwipfel huschten oder Sturm die Äste zur Erde bog und zornig durcheinander schüttelte, ob aus grau verbanenem Himmel der Schnee hernieder rieselte oder die Wege vom Regen aufgeweicht waren, täglich wanderte der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung“ den Wällen entlang, wobei sein rastlos arbeitender Geist wenig von der herben Schönheit der alten Grabenanlagen in sich aufnahm. Der Weg war einsam, so daß nichts seine Gedankengänge in Unordnung bringen konnte. Es sollte aber anders kommen.

Zur selben Zeit lebte nämlich in Frankfurt ein Mann, der bei einem Spaziergang um seine Vaterstadt diesen so lieb gewann, daß er beifollos, sich die Erholung öfters zu gönnen, und, da er seine Wanderung von entgegengesetzter Richtung aus antrat wie Schopenhauer, so war es unausweichlich, daß die beiden Männer sich fast täglich begegnen mußten. Der Philosoph, der ständig von seinem Pudel Armann begleitet war, schoß anfangs auf den Begegnenden die giftigsten Blicke ab. „Es war dies der Kunsthistoriker Wernecke, ein Mann, der durch seine Fertigkeit, alte kostbare Spigen ohne jegliche Beschädigung des Gewebes zu reinigen, berühmt geworden und durch eben diese seine Fertigkeit bei allen europäischen Höfen als Kapazität gesucht war. Als diese Begegnungen auf dem Stadtwall

sich immer häufiger wiederholten, schoß Schopenhauer — dämonisch wie Beethoven — die Hände auf dem Rücken, wütend an dem alten Frankfurter vorüber, bis er eines Tages diesem zornig den Weg vertrat und zischte:

„Ich will keinen Menschen sehen!“

Wernecke lächelte freundlich, wie es sich für einen gemüthlichen Frankfurter, den nichts aus der Ruhe bringen kann, geziemt, und entgegnete dem wild dreinschauenden Philosophen, wobei sein Blick sich dem freundlich schweifswedelnden Pudel Armann zuwandte und sich schallbassig Bosheit in seine Mundwinkel schlich, in wärschdestem Maindialekt:

„Ei, so bleibe Se doch in Ihrer Güt!“



Karl Valentin



Macon

Titian: „Corpo! Jetzt ist mir das Tizianrot ausgegangen!“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 48
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

Jugend



Helga Goebbels

Nic. Michailow



Gute Menschen — und weniger gute!

Wer die Menschen kennen lernen will, der nehme eine Sammelbüchse des Winterhilfswerks in die Hand und gehe sammeln. Als bald zeigen sich die Menschen mit dem guten Herzen, die freudig auf den Sammler zugehen und im Bewusstsein ihrer guten Tat das Zeichen an ihre Brust heften. Es zeigen sich solche, die schon gebeten haben, die kein Kleingeld mit sich führen, oder die nicht leicht 20 Pfennige entbehren können. Aber sie haben Herzensbildung, danken freundlich oder bedauern, daß sie nicht geben können. Man hat das Gefühl, daß sie das wirklich so meinen, und niemand nimmt es ihnen übel. Es gibt aber auch Leute, die ihre Nase, pfeilgrade am Sammler vorbeibohren oder sich unwillig abwenden. Die armen Würstchen! Sind das nun alles böse Menschen oder sind sie nur so hilflos den Mitmenschen gegenüber, daß sie sich in diesen Einsparner hüllen? In der Regel sind sie es, denn ihre Schmutz ist mangelndes Selbstvertrauen. Deshalb fühlen sie sich unsicher. Das Werk der Liebe aber läßt deswegen nicht nach. Und die Liebe zum Nächsten ist endlich auch der Schlüssel zum Herzen dieser Menschen.

Gott sei Dank!

Im wilden Westen Kaliforniens ritt in diesem Sommer, als er am heißesten war, ein Mann von seiner Ranch über das dürren Land, um in dem so Meilen weiten Nachbardsdorf Geschäfte zu machen. Er war müde und hungrig vom langen Ritt, und süß ab, um eine Pfeife zu rauchen. Aber als er sein Streichholzpäckchen aus der Tasche holte, fand er, daß nur noch zwei Zündhölzer übriggeblieben waren. Er strich das Erste an, aber es zündete nicht. Verdammte, wollte er sagen, aber er besann sich, daß fluchend sein Zeichen von guter Erziehung ist. So sagte er: „Meine Güte, das ist eine nette Geschichte! Ich gäbe ein Königreich für ein paar Züge aus der Pfeife, und nun ist das eine Streichholz hin und das zweite wahrscheinlich auch.“ Aber Kalifornien ist nicht unglücklich das Land der wunderlichen Philosophen und seltsamen Seiligen. Auch unser Mann von der einsamen Ranch war ein Philosoph. „Vielleicht“, dachte er, „ist es ein Segen, wenn es nicht zündet. Wenn nehmen wir an, ich kloppe nachher meine Pfeife aus, wie leicht kann ein Funke das dürre Gras in Flammen setzen. Es ist

trocken wie Zucker. Im Nu haben sich die Flammen ausgebreitet. Da drüben stehen ein paar trockene Nadelbäume, dahinter gleich der Wald. Lieber Himmel! und wenn der Wind umschlägt, kann ich um 's Leben reiten! Hunderte von Meilen vor und hinter mir dehnt sich die trockene Ebene mit Wäldern und Gras. In wenigen Stunden liegt das Vieh dort zu Tode geröstet. Das Land schwarz gebrannt, viele Millionen Dollars Schaden. Um Gottes Willen! Und in der benachbarten Stadt ist gar ein riesiges Sprengstoffmagazin. Wenn das hochgeht, ist die



Macco

Explosion vielleicht von solcher Gewalt, daß die Erdschale, um einen tausendstel Zoll verrückt wird und möglicherweise gar unser Planet Millionen von Jahren zu früh in die Sonne stürzt! Währenddessen strich er das zweite Zündholz an. Es versagte. „Gott sei Dank!“, seufzte der Reisende erleichtert, steckte seine Pfeife in die Tasche und schwang sich wieder auf sein Pferd.

Die Dämmerzigarre

In einem kleinen Hotel einer kleinen Stadt trafen sich jüngst zwei Freunde. Der eine reiste in Kasse, der andere in Zigarren. Nennen wir den Ersten Hermann, den Zweiten Franz.

Erstlichlich zu sagen, Hermann, der Kassemann, war ein starker Raucher, der selbst bei der Kundschaft seine Zigarre nie ablegte und sich das bei seiner allgemeinen Beliebtheit leisten konnte. Franz, der Zigarrenmann, rauchte dagegen selten und nur von Berufswegen. Als Hermann seinen Freund begrüßte, saß dieser traurig und in sich gekehrt da. Das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen. Inzwischen brach die Dämmerung herein und Franz wurde lebhafter. Er erzählte, daß der verfluchte Bahnhofswirt die ganze letzte Sendung Zigarren wegen zu hellen

Deckblattes zur Verfügung gestellt habe. Diese Differenz müsse er nun aus der Welt schaffen, und Franz müsse ihm helfen und bei dem Wirt eine Kiste Rheinwein mitbringen. Sie wechselten also hinüber zum Bahnhof und wurden nicht eben freundlich empfangen. Der Wirt schimpfte auf die „heißgelben“ Zigarren. Inzwischen hatte die Dämmerung zugenommen und Franz hat den Wirt, die Zigarren zu zeigen. Er betrachtete sie aufmerksam und gab sie seinem Freunde Hermann weiter. Der konnte bei der zunehmenden Dunkelheit und spärlichen Beleuchtung nichts mehr feststellen. Aber er steckte sich eine an und rauchte mit Genuß. Sehen Sie, sagte Franz mit strahlender Stimme zum Wirt. Da haben Sie das unparteiische Urteil unseres freundes Hermann. Und der ist Kenner, das wissen Sie ja. Schauen Sie nur, wie ihm die schmeckt. Diese Zigarren müssen Sie im Zwielicht rauchen! Das Kraut war gut, der Wirt nahm an und seine Stirne glättete sich. Fortan wurde diese Zigarre nur nach Einbruch der Dämmerung verkauft. Wenn es einen Dämmerhoppen gibt, warum nicht auch Dämmerzigarren?

Ausländer

In einem Wochenende haben wir in der Straßenbahn einen überreisigen Sammler, der ungeachtet der Vorchrift die Fahrgäste aufrollte. Als er sich fast durchgearbeitet hatte, kam er an ein gutgekleidetes junges Paar, das er zum Gehen zu überreden suchte. Seine Mühe war erfolglos. Die beiden verstanden kein Wort, denn sie waren Kanaber. Er zeigte auf die Sammelbüchse. Da er aber Uniform trug, glaubten die beiden, er sammle für Kunstszwecke und fanden, daß das keine Angelegenheit der Ausländer, sondern der



Macco

Deutschen sei. Die übrigen Fahrgäste machten dem Sammler schließlich klar, daß die beiden Ausländer seien. Er blieb ungerührt und bemerkte endlich: Was macht denn das? Ich bin aa aus Pasing!

Die Jugend



Um große Kunst nachempfinden zu können, braucht es in erster Linie Herz und Fantasie. Der Verstand kann nachher kommen und sich die Sache zurecht legen.

(Anselm Kieferbach 1882)



Vor dem Spiegel

Oswald Poetzelberger



Am offenen Fenster

Oswald Poetzberger

DEUTSCHE MALER:

Oswald Poetzberger

Seit 1926 lebt der Maler Oswald Poetzberger in der Stadt der Deutschen Kunst. Bei seinem Vater, dem Südtiroler aus Meran, erlernte er an der Stuttgarter Akademie die Malerei, später studierte er bei seinem Onkel Leo Puz in München. Der Weltkrieg, dessen ganze Schrecken er miterlebte, unterbrach seine Studien. Lange war es ihm unmöglich, das Kriegserlebnis im Bilde darzustellen. Vor allem fühlte er auch die Schwierigkeit, aus der anekdotischen Darstellung herauszukommen. Denn von nichts ist seine Malerei weiter entfernt, als vom fotografisch-zufälligen. Der dargestellte Gegenstand ist

ihm nur das Mittel, durch das er seinen Empfindungen Ausdruck verleiht. Nicht zur banalen Körperlichkeit des Gegenständlichen, sondern zur Überwindung des Materiellen strebt seine Kunst.

Die deutschen Maler der Romantik wie der Gegenwart haben erkannt — worüber die Malerei der Nachkriegszeit sich glaubte hinwegsetzen zu dürfen — daß die Malerei vom Gegenstande nicht so zu trennen ist wie etwa die Musik. Denn der Maler soll ja die Qualitäten von etwas Gegebenem wiedergeben und damit seine Empfindungen ausdrücken. Inwieweit er diese auf den Betrachter überträgt, läßt er

ihn die Natur mit den Augen des Künstlers sehen.

Bei aller Liebe und Treue zur Natur bewahrt Poetzberger daher vom Gegenstande stets den Abstand, der das Kunstwerk über das einfache Lichtbild hinaus hebt. Er läßt uns den Geist der Landschaft tiefer erleben und dadurch wirklicher erscheinen. Das Gegenständliche tritt zurück. Es sind ja nicht die Dinge selber, die den Wert des Kunstwerks ausmachen, sondern ihre Erscheinungsform.

Oswald Poetzberger hat sich von jeher zur Malerei des Südens — Masaccio und die erzählende gobelinartige Malerei des



In den Bergen

Oswald Poetzelberger

frühen Quattrocento — hingezogen gefühlt. Und doch hat er nicht das Streben zur Körperlichkeit wie die meisten Italiener und Franzosen. Wer ist seine Kunst den durchgeistigten Werken der Spanier, vor allem Tizios und Goyas verwandt, wenn auch in den Farben völlig anders. Nicht die düstere Lebensverneinung, wie sie auch in den Werken vieler Spanier spricht, sondern ein naturnahes romantisches Lebensgefühl verraten diese Bilder, wenn auch von leichter Melancholie durchweht, und geheimnisvoll durchglüht in den Lichtakzenten. Neuere Bilder, die farbiger, aber einfacher und geschlossener sind, verraten, daß der 44-jährige Künstler noch nicht am Ende seiner Entwicklung steht.

Dichter-Anebdoten

Franz Kobell (1803—1882)

Ein hoher Herr fragte einmal den bekannten Dichter Kobell: „Sagen Sie mir doch, Herr Professor, zu welcher Tageszeit machen Sie eigentlich Ihre hübschen Verse?“ — Kobell erwiderte möglichst sanft: „Bal mir was einfallt, königliche Höheit.“ Erstaunt bemerkte der Prinz: „So, so! Ich hab mir gedacht, ein Dichter könne immer Verse machen, so oft er will.“ „Dds schon“, entgegnete Kobell trocken, „aber sie sand aa danach.“

(Völderndorff, a. O. II 2)

In München bewohnte Töben in der Maximilianstraße 32/II mehrere Zimmer, in denen ihm außer ein paar guten Bildern italienischer Meister nichts gehörte. In einer braunen Samtjacke, mit einer kurzen Tonpfeife in der Hand, schritt er, wenn er sich zwischen zwei Arbeiten ausruhte, behaglich plaudernd durch diese Zimmer. Als einmal die Rede auf eine italienische Reise kam und Frau und Freund ihm zu dem wärmeren Klima sehr zuredeten, sagte er, auf einen kleinen, altmodischen Mahagonischreibtisch seines Vermieters deutend: „Ich kann nicht fort.“ — „Warum nicht?“ — „Weil ich den nicht mitnehmen darf.“

(F. Philippi, Bilderbogen 33)

Das Programm der Wirtin

Von Josef Gubner

Zu der fröhlichen Floßfahrt, die der Langenreuther Wanderklub am Sonntag zu veranstalten gedachte, hatten sich rund dreihundert Personen angemeldet. Die Floßkuppeln sollten bei der Waldschenke befestigt werden.

Die Wirtin klingelte den Vorstand des Wanderklubs an. Sie wollte wissen, auf wieviel Uhr sie den Kaffee kochen und die Würste braten sollte. Was? Wegen der Floßfahrtteilnehmer brauchte sie, die Wirtin, nichts vorurteilen...? Weshalb nicht? Warum nicht?

„Es ist im Programm nicht vorgegeben, daß wir uns vor der Abfahrt in der Waldschenke treffen.“

„So, so! Mich haben Sie also überhaupt nicht auf das Programm geschreiben!“, redete sich die Wirtin langsam in Wut. „Ein sauberes Programm! Wenn ich mich nicht schämen müßte, würde ich noch ganz was anderes sagen.“ Damit hängte sie ein.

Am nächsten Tage ließ sie den ersten Menger von Langenreuth kommen und beauftragte ihn, ihr Maifestbrot und das schwerste Schwein, das sie im Stalle hatte, in Bratwürste zu verwandeln. Derrneil das geschah, verarbeitete sie mit ihren Töchtern einen Zentner Mehl, drei große Schmalztöpfe und zwei Schüsseln Eier zu Kräpfen, Gugelhupfen, Torten und Plätzchen.

Am Sonntag fuhren in früher Nachmittagsstunde bei der Waldschenke elegante Wagen und schwere Autobusse vor. Die Wirtin stand mit blüchweißer Schürze, und die Arme in die Hüften gestützt, unter der Haustüre.

Immer wieder blieben Damen stehen und hielten den Atem an. „Schade, daß die Floßfahrt schon so früh angefangen wurde. Man hätte uns doch zuerst ein Täschchen Kaffee trinken lassen können.“ Die Wirtin schmunzelte nur. Für sie sprach der Duft ihres Kaffees.

Der Vorstand des Wanderklubs hatte die Uhr in der Hand. „Ich bitte die Herrschaften, auf den floßen Platz zu nehmen. In fünf Minuten kann das Wasser, das uns mitnimmt, hier sein.“

Die fünf Minuten waren abgelaufen. Alles wurde gespannt das Flußbett hinauf. Aber von den Flutwellen, die aus dem zwei Wegstunden entfernten Stauwehr heranzöhlten, war noch nichts zu sehen.

Es verstrich eine halbe Stunde. Die Kollfilme waren verbraucht und die reizigen Zurufe von Kuppel zu Kuppel

hört auf. Man begann sich zu langweilen.

Plötzlich ging es von Floß zu Floß: „Das Wasser kommt vor zwei Stunden nicht...!“

„Wer hat das gesagt!“, fragte der Vorstand des Wanderklubs.

Man suchte die Ufer. Etliche Damen verließen ihr Floß und steuerten schurstracks auf die Waldschenke zu. Bald grüßten sie mit ihren Kaffeetaassen und Kuchenstücken aus den weit geöffneten Fenstern und riefen lachend: „Drei Stunden müssen wir noch auf das Wasser warten!“

Da waren im Nu die Floßkuppeln leer. Dafür aber füllten sich die Räumlichkeiten der Waldschenke bis auf die letzten und allerletzten Plätze. „Bratwürste!“, „Kaffee!“, „Hier!“, „Wein!“, wirbelten die Kuxe durcheinander.



Der Floßfahrleiter schwinzte vor Aufregung und wußte nicht, was er machen sollte. Gatten sich die zwei Floßer, die den Stauwehr ablassen sollten, zu einem Mittagsschlafchen in das Gras gelegt? Sie waren weder telephonisch zu erreichen noch konnte auf dem schmalen Wiespfade irgendein Kraftfahrzeug zu ihnen kommen.

Ganz beteppt betrat nun auch der Vorstand des Wanderklubs die große Gaststube der Waldschenke. Er entschuldigte sich, weil die Fahrt nicht programmgemäß verlief.



Zeichnungen von Ros.

„Warum regen Sie sich überhaupt auf!“, sagte ein Herr. „Wir wünschen ja gar nicht, daß das Wasser jetzt kommt.“

Die Wirtin lachte mit allen Zähnen. Der Vorstand drückte ihr die Hand. „Das werde ich Ihnen nicht vergessen, daß Sie so vorbildlich für uns gefloßt haben.“

Nachdem alle Vorräte in Küche und Keller zu Ende waren, ließ sich draußen der Sohn der Wirtin vernehmen: „In zehn Minuten dürfte das Wasser da sein.“

Man zahlte und lief zu den Floßkuppeln. Nun kam es wirklich — das Wasser. Braum froch und quoll es zwischen den Stämmen durch. Die Floße hoben sich und fingen zu schwanken an. Die Floßer sprangen ins Wasser und mit donnerndem: „Goooooi-ruck! Goooooi-ruck!“, ging es flussabwärts.

Am andern Tage wollte der Vorstand des Wanderklubs die beiden Stauwehrfloßer ins Gebet nehmen. Aber es war nicht möglich. Sie waren schon in aller frühe nach der Waldschenke aufgebrochen und läng drei Tage nicht mehr nützlich geworden.

Da ging dem Vorstand mit einem Male ein Seifenbier auf. „Zm, hm! So, so!“

Eigentlich wollte die Wirtin am Sonntag weiter nichts als eine kurze Kaffeepause einschalten haben und sie versprach den zwei Floßern zehn Liter Bier, wenn sie den Wehr eine Stunde später ablassen würden. Da hatten die Floßer mit ihren durstigen Kehlen sofort gefragt: „Wirtin, wieviel Liter bekommen wir, wenn wir drei Stunden ausgehen?“

Sie stellte rasch im Kopfe ein kleines Programm zusammen:

Ein Maifestbrot,
ein Schwein,
ein Zentner Mehl,
zehn Pfund Bohnenkaffee.

Dann sagte sie laut: „Ihr bekommt einen halben Gektoliter Starbier.“

So kam es, daß am Sonntag nicht das Programm des Vorstandes vom Wanderklub, sondern das der Wirtin der Waldschenke durchgeführt wurde und zwar zur vollsten Zufriedenheit aller Beteiligten.

Ein Trinkgefäß, sobald es leer
Macht keine rechte Freude mehr.

Wilhelm Busch

BLANCHE und der Modellhut

VON HANNS LERCH

Blanche, blond, schlank, mit einem Gang, der jedes Männerauge entzückte, blieb mit zornigen blauen Augen stehen, genau vor dem einen großen Schaufenster des „Gutfalons „Barnier frères.“

„Ich liebe es nicht, auf der Straße angesprochen zu werden!“

Gaston zwirbelte sein kleines Bärtchen.

„Auch ich liebe es nicht, eine Dame auf der Straße anzusprechen...“

„Wenn Sie es doch tun, sind Sie kein Kavalier!“

„Wie Sie wollen... Dann hatte ich wenigstens das Vergnügen, Ihre sanfte Stimme zu hören...“

Die Hornfalten um Blandes Mund glätteten sich ein wenig.

„Sie sind also doch Kavalier... Der Schmeichelei nach wenigstens.“

„Ich würde Ihnen noch viele andere Beweise antreten, daß ich es bin...“

Blandes Blicke glitten in das Schaufenster hinein.

„Gut!“, rief sie, „sehen Sie dort den entzückenden Hut! Ein ganz neues Modell! Ich möchte ihn gern tragen... Er wird mich fleiden.“

„Meine Gnädigste“, erwiderte Gaston, „wir sind noch nicht verheiratet...“

„Pah, wenn Sie Kavalier sind, leihen Sie mir 100 francs, und ich werde den Hut kaufen! Hier ist meine Karte... Sie werden den Betrag in spätestens 24 Stunden zurück erhalten...“

Gaston zog die Brieftasche. „Zurück erhalten! Dann aber bitte bei einem Stell-dich-in!“

Blanche lächelte: „Gut, morgen abend um 18 Uhr im Café Arkadia...“ Sie barg rasch den Schein in ihrem Geldtäschchen, und dann schloß sich die Ladentür hinter ihr...

Gaston ging einige Schritte und las auf dem Gang:

Blanche Millefleurs, 371 Avenue de Gare.
Dann ging er zum Parkplatz.

Am nächsten Abend um 17.45 Uhr hielt sein hochgrauer Wagen vor dem Café Arkadia. Drauf saß er an einem Marmortisch und wartete, bis 18.45... bis 19.45... Blanche kam nicht. Zu Hause schrieb er ihr einen Brief:

Fraülein Blanche Millefleurs, Paris,
371 Avenue de Gare.

Meine Gnädigste! Ich bin unglücklich, daß Sie gestern irgendwelche Umstände davon abbildeten, in das Café Arkadia zu kommen. Da ich jedoch vergaß, Ihnen meine Anschrift zu geben, bitte ich darum, Sie morgen, Donnerstag abend um die gleiche Zeit dort erwarten zu dürfen.

Gaston Meunier
Wieder fand Gastons hellgrauer Wagen Donnerstag 17.45 Uhr vor dem Café



„Meine Frau“

Kurt Weinhold, Calw.

Arkadia. Übermals saß Gaston an einem Marmortisch und wartete. Es wurde 17.50, es wurde 18 Uhr... Niemand kam. Es wurde 18.10... Blanche war nicht zu sehen. Um 18.15 erschien eine junge Dame mit rasiertem Gesicht, tiefschwarz. Nein, es war nicht Blanche in ihrer blonden Schlangenhaar... Sie blickte sich suchend in dem noch leeren Lokal um. Schließlich saßte sie sich ein Herz und kam auf Gaston zu.

„Sind Sie Herr Meunier?“

„Zu dienen, meine Gnädigste...“

„Sie schrieben mir...“

„Ich Ihnen...“

„Jawohl, ich bin Blanche Millefleurs...“

„Sie wohnen...?“

„Jawohl, 371 Avenue de Gare...“

„Sind Sie eine Verwandungskünstlerin?“

„Wünschen Sie meine Ausweise zu sehen?“

„Nein, ich wünsche, daß Sie Ihre

Visitenkarten nicht wahllos verschicken.“

„Sie sind häßlich!“

„Dafür Sie das Gegenteil!“

„Meinen Sie?“

Er meinte es wirklich, er meinte es. Sonst hätten die beiden nicht bis 22.35 Uhr an diesem Tisch gesessen und sich soviel zu erzählen gehabt...

Ein Vierteljahr später, als sie längst verlobt waren, gingen sie eines Abends zufällig über den „Platz de la Concorde“. Auf einmal floste Gaston... „Liebling, sieh unauffällig nach links, dort ist jene andere Blanche... Du weißt, die mit den 100 francs... Sie trägt noch immer den Modellhut...“ Der Zufall wollte es, daß der Menschenstrom die blonde Blanche mit ihrem sehr gut aussehenden Begleiter auf Bahnen und die echte Blanche zurück.

„Wir folgen ihnen“, tuschelte Gaston...

Vor dem Hutjalen „Garnier freres“ blieb die blonde Blanche mit ihrem Begleiter stehen. Als Gaston und die echte Blanche dort angekommen waren, hörten sie ihre Stimme: „Siehst du, Kaoul, hier habe ich den schiefen Gut entdeckt. Er war nicht billig, aber du weißt ja, wie wir Frauen sind, überstunden im Büro, so habe ich das Geld gespart...“ „Ganz recht!“, rief Gaston aus dem Hintergründe... „Der Gut war sicher ein Verlobungsgegenstand...“

Der Begleiter der blonden Blanche drehte sich erstaunt um.

„Sagten Sie etwas, mein Herr?“

Gaston wuschelte sein hübsches kleines Bärtchen und lächelte:

„Die Bemerkung galt meiner Braut.

Wir unterhielten uns gerade darüber, ob man vor der Hochzeit einer Frau schon einen Gut schenken darf oder ob man sich seine Visitenkarten selbst drucken lassen soll...“

„Unverständlich“, murmelte der andere... Die blonde Blanche drängte ihren Begleiter zur Seite. „Wir scheinen hier wirklich Zeugen einer kleinen Auseinandersetzung zwischen Verlobten gewesen zu sein...“

„Verlobten, die Ihnen außerordentlich dankbar sind!“, rief Gaston, „denn ohne Ihre Modell wären wir es wohl nicht... Auf Wiedersehen!“

Etwas zum Lachen

Unteroffizier: „Stellen Sie sich vor, Sie haben nachts Wache. Plötzlich taucht jemand hinter Ihnen auf und schlägt die Arme um Sie, so daß Sie Ihre Waffe nicht benutzen können. Was würden Sie sagen?“

Ne Krut: „Laß das, Schatz!“

Ginterhuber: „Ein Badeschwamm kann zermal soviel Wasser aufnehmen als er wiegt.“

Moosbichler: „Saft, wann i so vui Bier aufnehma könnt!“

Die Begegnung mit dem Holländer

Von Paul Jacob Langenbeck

In dieser Geschichte wird der fliegende Holländer auftauchen — und damit nun nicht etwa jemand denkt, ich erzähle da irgendeine Konjunktur, abergläubische Fantasie, so bemerke ich ausdrücklich, daß es eine wahre Begegnung ist.

Im Land, da fühle ich mich nicht wohl. Es kommt zuviel zusammen, das ein ruhiges Leben zerstört: Verkehrsunfälle, Geschwätz der Nachbarn, Ärger mit der Verpflanzung, und mitunter sogar der Gerichtswohlfahrer. Da bin ich an Bord eines Schiffes doch sicherer und gut aufgehoben. Und wenn es nun auch der „Sechund“ war, mit dem ich vor einigen Jahren nach Boston ging — ein alter, verbeulter Frachtschiffchen, mit einer noch älteren verbogenen Maschine. Von den Gefahren des Meeres war weit und breit nichts zu sehen, obwohl wir in ein wildes Wetter kamen. Ich fühlte mich sicherer, obgleich sich der Nordatlantik in ein waberndes Gebirge verwandelt hatte, als in den Straßen einer Hafenstadt, wo hundert Automobile brüllen und ebenso viele kleine Mäddchen klüpfen. Der „Sechund“ froh puschend und stöhnend die Wellenberge hinauf. Wir waren dabei vergnügt und guter Dinge, und wenn irgend etwas passierte, dann mußte das schon nicht mit rechten Dingen zugehen.

Auf der Nachtwache von 12 bis 4 Uhr hatte ich freitagen. Ich stand wieder am Ruder noch auf Ausguck. Eine ganze Weile saß ich ddsend in der Komboje auf der Kohlenfiste. Ab und zu blinzelte ich nach draußen, wo am Luv, in dem Schein unserer grünen Seitenlaterne, die Springer des tobenden Atlantiks die prächtigen Farbenspiele hervorzauberten. Wieder riss eine See hoch, und wie sie durch den grünen Lichtkreis dampfte, hatte ich so das unbestimmte Gefühl, plötzlich etwas Kotes zu sehen. Ich riß meine Augen auf und versuchte, dieses Rot zu erfassen; denn ich fühlte es nur. Wenn nun mein Gefühl stimmte, dann rannte irgendwo zwischen den Wellenbergen, mit halbem Wind, ein Schiff direkt auf uns zu. Als der „Sechund“ wieder einen Wasserberg hinauffletzte, versuchte ich abermals von der Höhe das Rot genau festzuhalten. Das war aber gar nicht so einfach! Das tanzen Schiff, an welchem sich die rote Lampe befand, mußte, ranste gleich uns in dem Wassergebirge umher. Man mußte genau die Richtung wissen. Jetzt stand unser „Sechund“ plötzlich Kopf — das andere Schiff vielleicht auch. Wo ist nun die rote Lampe? Vielleicht war da auch ein anderes Schiff... Von innerer Unruhe getrieben, verließ ich meinen Platz. Und in diesem Moment, da ich meinen Fuß auf das Deckendeck setzte, rollte der

„Sechund“ knallend in einen Brecher — und mitstichte, wo ich eben noch stand, brauchte die See entlang. Die Abnung von der roten Lampe hatte mich vielleicht gerettet. Gleichzeitig sagte jemand monoton vom Kuber her: „Das Schiff führt mich mehr.“ Ganz ruhig und fadisch fang es. Merkwürdig — ich wurde innerlich ganz leer, so unbeschreiblich still, als ob mir irgend etwas fehlte. Unsicher konnte ich nur einen Knopf meines Elmantels zwischen den Fingern drehen. Nicht aufgeregt oder nervös — nein — wie eine Fortsetzung dessen, was eben aufhörte. Aber was —? Die See brüllte, und in der Tiefe, lag heulte die Gölle. Der „Sechund“ holte hart nach Steuerbord über — und neben uns, fast senkrecht, stieg eine gewaltige Wasserwand auf. Und da erkannte ich: Schwindend hoch über uns, auf einem heranbrechenden Wellenkamm, stand eine rote Laterne — ein dunkler Segler!

„Rot an Steuerbord!“, schrie ich entsetzt. Jetzt richtig handeln und denken! Aber wie! Ich drehte an dem Elmantelknopf — schneller — riß ihn herum — ja! — so schnell mußte die Maschine jetzt laufen — so mußte man das Ruder rumreißen! Aber unser Schiff stand still — jumpste nur auf und ab —. Der Segler lagte näher —. Ich hörte nach dem Knack — wahrhaftig, ich wollte nicht nur sehen, ich wollte auch genau hören. Jetzt — Obrenbelaubend überschlief sich der Brecher — wie ein Gollenpuck setzte die See den Segler knapp zehn Meter an unserem Bug vorbei, und wie ein Irrelicht verschwand auch schon seine tanzen Gellampe zwischen den wandernden Bergen.

„Datt weur de fliegende Holländer“, meinte unser Kudergeranger.

„War er wohl —“, antwortete der Steuermann und sah gleichgültig über das Windstufgled nach vorne. Um meine Ansicht fragten sie nicht. War auch gar nicht nötig —, ich merkte auch so, daß unsere Maschine nicht mehr lief. Zwei rote Lampen wurden gesetzt: manövriereunfähig! Und das im Orkan —. Was ist nun noch viel zu erzählen! Man weiß ja, wie es den Schiffen ergeht, denen der „fliegende Holländer“ begegnet. Gerettet wurde wir alle — aber, was man von dieser Begegnung zu halten hat, das muß jeder mit sich selber ausmachen. Ich — auf jeden Fall — bin nicht abergläubisch —.

STIMMUNG

Niemand sagt, du sollst weinen,

Niemand befehlt, zu lachen.

Sonne muß scheinen,

Du kannst dir die Stimmung selber machen.



Toledo

E. M. Wagner

Karl XII. von Schweden

Von Hsifa Luise Dresler-Schember

Eines Riesen ungefügtes Lied —
Traumgefänge eines Götterfalken,
Wildzerstreuend dieser Welt Gewalten —
Ursprung — Ausklang — ohne Unterschied.

Als die Lebenswoge müd geworden
In des Gleichklangs matter Melodei,
Stieg der Geißer auf im hohen Norden
Aus dem ew'gen Eise, heiß und frei.

Seiner Wetterfenne Brennstrahl fiel
Auf das schwarzverhängte Kriegstheater:
Breiter Ausbruch einer Königsader —
Blutverströmend ohne Maß und Ziel.

Steigend, fallend, wie des Nordlichts Schein,
Werden und Vergehen gleich: Ein Glänzen.
Grenzenloses keiner Famm umgrenzen —
Also dieses Daseins Sinn und Sein.

Ein glücklicher Zufall

Von Bert Wernau

Jim Crawly war eigentlich seinem Fach nach Kaufgüßtschmuggler. Bei seiner letzten Schmugglerfahrt hatte er aber ausgeprochenes Pech gehabt und war nicht nur mit Mühe und Not den Beamten der Kaufgüßtsbrigade entgangen, sondern hatte auch bedeutende Verluste erlitten, da er bei seiner Flucht eine beträchtliche Menge Kokain und Opium in einen Fluß werfen mußte. Es war für Jim ein schwerer Verlust in diesen schwierigen Zeiten und so beschloß er, bis die Konjunktur für Kaufgüßthändler wieder etwas besser werde, sich einem anderen Geschäft zuzuwenden. Als nun ein guter Freund ihm den Vorschlag machte, für ihn doch seine Dollarscheine, die nicht auf dem normalen Weg hergestellt wurden, zu vertreiben, griff er mit beiden Händen zu. Sein Freund gab ihm fünfzig funkelneue Zehndollarnoten und sagte, daß er ihm dafür nach einer Woche nur 100 Dollar zurückzugeben brauche. Wenn er die Noten abgesetzt hätte, könne er sich unter den gleichen Bedingungen wieder den gleichen Betrag abholen. Crawly, der schon andere Dinge durchgeführt hatte, schien dies eine Kleinigkeit und er machte sich sofort an seine Arbeit.

Er nahm vorher in einer Frühstücksstube einen reichlichen Imbiß zu sich und begab sich zur Station der Untergrundbahn, um in einem entlegenen Bezirk seine Tagesarbeit zu beginnen. Vor der Station war jedoch gerade eine Ansammlung entstanden, da eine Frau bewußtlos zusammengeknirscht war. Da Jim solche Menschenaufläufe stets sehr interessierten, mischte auch er sich unter die Menge und fragte neugierig, was denn geschehen sei. Ein junger sehr eleganter Herr gab ihm bereitwillig Auskunft. Inzwischen war auch ein Schutzmänn ausgetaucht und erkundigte sich bei den Umstehenden nach den Geschehnissen. Jim Crawly hatte zwar momentan nichts von der Polizei zu befürchten, wollte aber mit diesen Leuten lieber nichts gemein haben und entfernte sich unauffällig. Nachdem er sich beim Kassenschalter seine Karte gekauft hatte, wollte er gerade in einen einfahrenden U-Bahnzug einsteigen, als sich plötzlich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. Langsam wandte er sich um und

sah in das ihm nur zu gut bekannte Gesicht des Inspektors Elk von der Kriminalpolizei.

„Was wollen Sie? Ich habe doch gar nichts gemacht!“, sagte Jim.

„Das glaube ich dir ganz gerne“, gab der Polizist zur Antwort, „doch will der Kommissär mit dir sprechen. Komme nur ruhig mit!“ —

Auf der Polizeiwache wurde Crawly sogleich gefragt, ob er nichts zu gestehen habe.

Jim der sich plötzlich etwas unheimlich fühlte, berechnete schon im stillen, wie viele Jahre er wohl für die Ausgabe von Falschgeld ab bekommen würde. Doch plötzlich protestierte er gegen seine Inhaftung und meinte:

„Ich habe ja gar nichts gemacht. Ich wollte nur ruhig in einem Zug der U-Bahn einsteigen, als ich unvermutet von Kommissär Elk verhaftet wurde. Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ — Der Kommissär hielt ihn aber nicht lange im ungewissen, sondern antwortete ihm sofort: „Wir wissen aus sicherer Quelle, daß Sie mit Falschgeld handeln. Es wäre für Sie am besten, wenn Sie sofort ein Geständnis ablegen.“ —

Jim Crawly war daraufhin wie aus den Wolken gefallen. Er hatte vorerst gedacht, daß man ihn im Zusammenhang mit einer am Vortag ausgehobenen Opiumböble verhaftet hätte; aber da hatte er ein gutes Gewissen. Doch, daß die Polizei schon von seinem Verursachungswissen, ging ihm nicht ein, und er beschloß bis zum letzten Moment zu leugnen.

„Nun, was sagen Sie dazu?“

„Das ist eine ganz gemeine Lüge. Kein Wort ist daran wahr“, stammelte Jim, obwohl er genau wußte, daß sich das Falschgeld in der Revolvertasche seiner Hose befand und er im kurzen Überfuhrer sein wurde. Der Kommissär, der durch eine vertrauliche Anzeige genau wußte, daß Jim ungefähr 500 falsche Dollar heute bei sich haben mußte, war über das freche Leugnen ganz empört und befahl sofort zwei Schutzeinheiten an Jim eine Leibesvisitation vorzunehmen.

Als der eine Schutzmänn an die Untersuchung seiner Hosen ging, sah sich Crawly

schon in Sträflingskleidung im Hofe des Zuchthauses im Kreise herumgehen. Doch siehe! Eine Geldbörse mit einigen Kupfermünzen, ein Schlüsselbund und ein schmutziges Taschentuch kamen zum Vorschein. Trotz allen Herumwühlens fand sich kein Papiergeld. Der Schutzmänn tastete nochmals alle seine Taschen ab. Langsam zog er die Hand heraus, doch sie war leer. Jim überkam eine furchtbare Ungewissheit. Er war sich vorerst nicht klar, ob der Schutzmänn vielleicht aus irgendeinem Grunde den Kommissär hintergehen wollte, oder ob die Tasche wirklich leer war. Nach einigem Zögern griff er nach seiner Hintertasche und fand, daß tatsächlich nichts darin war.

Jim Crawly war die Situation sofort klar. Wenn man nichts bei ihm gefunden hatte, so konnte man ihn auch nicht einsperren. Nur war es ihm absolut unklar, wohin die falschen Scheine gekommen waren.

Während dieser Gedanken hörte er den Kommissär sagen: „Ich weiß zwar, daß unsere Informationen richtig waren. Nicht weiß ich jedoch, wo Sie Ihr Falschgeld hingewacht haben. Ich kam Sie daher nicht zurückhalten. Offentlich haben wir nächstes Mal mehr Glück. Sie können gehen.“ —

Nachdem Jim die Türe hinter sich geschlossen hatte, atmete er tief auf und begann über den ganzen Vorfall nachzudenken. Nach einiger Zeit kam ihm eine gute Idee. Er betrat wieder das Wohnzimmer und ließ sich beim Kommissär wegen Erstattung einer Anzeige melden. In wenigen Minuten stand er dem Polizeigewaltigen abermals gegenüber und sagte: „Ich möchte gerne eine Anzeige erstatten: Ein junger sehr eleganter Herr hat mir heute früh vor der Untergrundbahnstation meine Brieftasche gestohlen. Der Inhalt waren 500 Dollar. Adieu!“ —

Ein praktischer Zuseher

Zauberkünstler: „Meine Herrschaften, nennen Sie mir jetzt bitte einen Gegenstand, den ich verschwinden lassen soll!“

Stimme aus dem Publikum: „Meine beiden Güteraugen!“



Dietrich Heinrich Volz

DIE BRAUTSCHAU

Von Erich Kernmayr

„Immer amol“, sinniert der alte Ploderer vor sich hin, „Kommen die aller-schönsten und besten Gedanken auf der Legt. Wenn ma's so ganz genau betrachtet, bin i no ganz jafriisch riegelesam und — warum a net!“

Dabei ruft er si sei verwegenes Gams-harzhäutl a wengl schiefer und is scho einigshoben ins Kummerbauernhaus.

„Is des oba a feltene Ehr!“ sagt die Kummerin und schlägt die Hand vor Verwunderung ein übers andere Mal üben Kopf zusammen, „Kimmts nur glei eini in d' Stuben — Afra, Kofl, gehts a wengl aufsi in d' Kuchl. Es werds mir do nit die Schand machen und vor den Essen wieder weiter gehn! Das gibts sei nit!“

„Na, das will er grad nit, der Ploderer. Und dann kimmst a schon der Kummerbauer eini in die Stuben, drückt eahm die Hand und setzt sie zuwi zum Tisch. Und wias grad geht, stoßt si a jeder sei Pfeifen und redet holt so umadum, wia die Rag uman hoassen Drei.

„Is a bachschieerigs Ding, enkä Afra!“, moant schließlich der Ploderer und gibt si an Anlauf, „wias is si denn in die Jahren.“ „Mei —“, sagt die Kummerin, „grad

recht — dreiazwanzig, zu jung is nix und wenn ma die Jahren amol übergeht is a nix!“

Des hat den Ploderer geärgert. Bald härt er schon fastig umigspuckt, oba im legsten Moment fällt eahm ein, daß dös da kan Ghörtji war, für den Kummer sei guate Stuben.

„Kochen Fanns wohl a, will i hoffen.“ Die Kummerin lacht nur.

„Deßer wia i!“

Do braucht nit viel dransein, denkt si der Ploderer, a Mohder hat amol ganz damisch g'schimpft über die Kummerkofl. „Wia alt is den nochä dei Franzl!“, forschet bedächtig der Kummerbauer, „so an die dreißig wird er wohl scho sein?“

„Na — na — erst achtzwanzig!“

„Grod recht —“, mant wieder die Kummerin.

Des „grod recht —“, des geht ma schon bei Floam auf die Nerven, denkt si der Ploderer und will grad richtig ansetzen.

„Wia lang bist denn dann du eigentli Wittib, Ploderer?“

De Frog paßt den Ploderer amol.

„Giaz fan 's bold acht Jahr, daß die

Mariel, Gott hab sie sölig, am Friedhof is. Es war a rechtshaffenes Weib.“

Die Kummerin zerdrückt a g'schwinde Tränen.

„Sie war mei oanzige Freindin und mir warn Nachbarsfinder!“

Goppla, denkt si der Ploderer, des geht scho wieder abseitig und nimmt si no amol an Anlauf.

„Is holt nix, des Ganschtig haufen. Wannsi in der Nacht umigreißt und des Bettstabl is leer — dös is a eigene Soch!“

„Ja — mein. Es hot holt gar kan Wert nit, wenn a Mannerleut solang ohne der betreuenden Liab eines Weibes is!“

Sakra, denkt si der Kummerbauer, mei Alte, de kennt si aus.

„Ganz meinige Meinung!“, sagt da der Ploderer, steht feierlich auf, daß die silbernen Taler nur auf sein Bäuchel auf und abspringen, „so is auch meine Wahl auf enkä Tochter Afra gefallen und i hoff, ihr werd sei einverstänben sein.“

Da kimmst der Kummerin ganz ehrlich a wengl Wasser in die Augen.

„Afra!“, schreit sie ausi in die Kuchl.

„Afra kimm eini!“



C. I. Bauer

Der Kummerbauer schüttelte ein über das andere Mal dem Ploserer die Hand.

„Mir Alten, mir werden schon nit räfert werden, wegen der Brautgab und so!“

„Mir Alten, denkt si der Ploserer, des is grad ka richtige Red für an Schwieger.“

Da kimmt die Afra brennroter eini in die Stuben.

„Afra“, sagt die Mutter ganz weich, „der Ploserer hat um dei Hand ang’holten. Hast was dagegen?“

„Na —“, sagt das Dirndl schön gschamig, „der Franzl und i san uns scho gleich. Aber er hats erst dem Heren Vatern nach den Fajching sagen wollen.“

Der Ploserer macht si mit an Ruck den Hemdfragen auf, daß das Andöpfel nur so umspringt.

Da kemman aba schon die Knecht und Dirnen eini in d’ Stuben und a Hand-

schütteln is um dera Afra, daß es hocha gar neama geht.

Jetzt gibt si der Ploserer an Ruck und nimmt den letzten Anlauf.

„Nocha wär eh alles in der schönsten Ordnung“, sagt er recht süß, und das Andere überlässt er sein Duam. Nun mäast er oba gschwind zum Ochsenwirtin, er hätt früher vergessen, es wär so a groß wichtige Sochen...

Wia er gegen Mitternacht vom Ochsenwirtin hoamzu geht und eahm die Krügel alle a grad nit sicherer mochen, kimmt er akkurat wieder beim Kummerbauern vorbei. A wengerl holt er an. Dann sagt er voll tiefster Überzeugung zu sich selbst:

„Daß die letzten Gedanken die schönsten san, des kann grad scho stimmen, daß des grad oba die besten san — fix Teufel, des is do nit gwis!“

Die Limonade

„Sag’ mal, Willi, warum benutzt du nicht auch den anderen Strohhalm?“

„Warum, ich habe diesen einen noch nicht mal leer.“

Ein Ahnungsloser

„Gnädiges Fräulein, was machen Sie am Samstag abend?“

„Ich bin verabredet.“

„Und am folgenden Samstag?“

„Ich bin verabredet.“

„Und am Samstag danach?“

„Bin ich ebenfalls verabredet.“

„Lieber Himmel, Mädchen, wann baden Sie eigentlich?“

Meine Frau betrügt mich!

Von Cl. Mann

Walter Großmann parkte seinen eleganten Wagen an der gegenüberliegenden Ecke des riesigen Bankhauses und ging dann mit mürrischem Gesicht dem Hauptportal zu. Daß heute sein Geburtstag war, veranlaßte ihn keineswegs zu freudiger Stimmung. Im Gegenteil, gerade um den vielen höflichen, zum Teil sogar ehelichen Glückwünschen aus dem Wege zu gehen, benutzte er diesen weniger gefährlichen Eingang.

Eigentlich war er heute besonders schlecht aufgelegt. Was hatte man schon von seinem Geburtstag? Arbeit, Telefongespräche, Diktate, Konferenzen. Nach wie vor, mittags und abends. Andere feierten den Tag im Kreise ihrer Familie oder mit Freunden, aber bei ihm reichte es nicht einmal zu einer Tasse Kaffee oder einem gemütlichen Glas Wein. Wenn er an Edda, seine Frau dachte, mußte er sich gestehen, daß er von jeder seiner Sekretärinnen mehr wußte, als von ihr. Sie war die treue, wenn auch bildschöne Güterin seines Haushaltes und seines zehnjährigen Jungen. Ein paarmal in der Woche lag sie für kurz beim Essen. Und wenn er abends spät kam, schlief sie gewöhnlich schon. Sie murmelte nicht über das stete Alleinsein, ging nie aus und war eigentlich recht bequem für ihn, den Geschäftsmann. Nur ihr gegenseitiges Verbalten zueinander war kühl und fremd geworden. Wie hätte es sich auch in den paar heißen Minuten des Zusammenseins erwärmen sollen? Zu ernstesten Gesprächen war nicht genug Zeit und geschäftliche Dinge gehörten nicht vor die Frau. So blieb es bei gleichgültigen Bemerkungen. Aber trotzdem verletzte es ihn, daß sie gerade heute an seinem Geburtstag noch vor ihm von Kaufe fortgegangen war.

Dums! Ein Klatschendes Geräusch ließ ihn aus seinen Gedanken aufsehen. Eine kleine rote Damenbandtasche lag vor seinen Füßen, und er bückte sich schnell um sie aufzuheben. Als er sich jedoch umblickte, war die Besizerin bereits im Inneren eines Taxis verschwunden, und er sah nur noch eine Sekunde lang ein schmales, seidenschimmerndes Bein. Seine Gallorufe wurden von dem bereits abrauschenden Wagen übertönt, und so stand er mit dem Täschchen in der Hand auf der Straße. Da Angestellte von ihm erschienen, ließ er es schnell in den Mantel gleiten und eilte ins Haus.

Als er in sein Privatbüro trat, empfing ihn der Duft eines Kaum zu übersehenden Stieberstraußes. Er liebte Blumen im Büro nicht, aber irgendwie schmeichelten sie ihm heute wie etwas Langentbehrtes entgegen. Er nahm ohne weiteres an, daß sie von seiner Sekretärin seien und dachte

erst gar nicht lange nach. Walter Großmann wußte, daß sie ihn verehrte. Er umgab sich gern mit Sekretärinnen, die eine Schwäche für ihn hatten. Sie waren immer voll Erwartung, daher stets voll Eifer zu allem bereit und stets gepflegt. Das tut gut, wenn man den ganzen Tag mit Zahlen zu tun hat.

Ach ja, richtig, die Tasche geriet ihm wieder in die Hand, als er seinen Mantel auszog. Was sollte er damit anfangen? Schließlich hatte er doch kein Jundbüro. Aber vielleicht lag eine Karte darin. Er öffnete die Tasche fahrig, als ihm ein leiser Duft entgegenwehte. Er schloß die Augen halb und sog ihn tief ein. Etwas Wunderbares, Langvergeßenes stieg in seiner Erinnerung auf. Walter Großmann hatte sich längst abgewöhnt, seine weiblichen Angestellten als Frauen zu betrachten. Sie hatten eben da zu sein und dafür zu sorgen, daß alles klappte. Aber heute schien ein ausgesprochen weiblicher Tag zu sein.

Die Tasche enthielt jedoch keinen besonderen Anhaltspunkt. Eine Puderdose, ein kleines Täschlein, etwas Geld und ein kleines schwarzes Notizbuch. Und wie gesagt, den Duft, der ihm wieder die schlanken, schimmernden Beine vorschweben ließ. Es widersetzte ihm, in das Notizbuch zu schauen, aber vielleicht konnte man das Ding dadurch loswerden. In dem Büchlein stand aber kein weiblicher Name, sondern nur täglich um eine bestimmte Zeit der Name Erich. Viele der angegebenen Tage waren schon vorüber, aber Erich war für die ganze kommende Woche vorgesehen. Dazwischen waren vereinzelt Besorgungen angegeben und Bemerkungen aus denen man erjah, daß die betreffende Dame Tennis spielte. Wahrscheinlich auch mit diesem Erich! Der hat's gut, nickte Großmann vor sich hin. Scheinbar hat dieser Erich immer

frei um die angegebenen Stunden und kann sie mit der wundervollen Frau verbringen. Denn daß die Unbekannte wundervoll war, stand für ihn fest. Solche Beine, der feine Duft und die perlende Handchrift konnte nur eine kultivierte Frau haben.

Das Telefon schrillte. Die Sekretärin erinnerte, daß es bereits halb neun sei, und Großmann bestellte sie zu sich. Als das schöne Mädchen eintrat, ging sie auf ihn zu, um ihn zu beglückwünschen. Aber der Direktor winkte freundlich ab. „Schon gut, Fräulein Steffen, und schönen Dank auch für die Blumen. Es war nett von Ihnen.“ Während er ihr die Hand gab, entdeckte Fräulein Steffen den Strauß. Ja, wenn er das annahm, durchsuchte es sie heiß, ihr konnte es nur recht sein. Sie hob leise die Schultern und senkte den Kopf. Dann begannen sie mit der Postdurchsicht.

Ein paar Tage waren vergangen. Die Tasche lag mit anderen Sachen verschlossen im Schreibtisch. Schließlich hatte sich ja auch die Besizerin melden können. Aber das kleine Notizbuch trug Walter Großmann bei sich. Es machte ihm irgendwie Freude, und er hatte über den Duft des Büchleins eine kleine Freundschaft mit der Unbekannten geschlossen. So sah er jeden Tag nach, wenn sie ihren Erich trafe und dachte mit stiller Wehmuth daran, was er wohl um diese Zeit vorbatte.

Heute abend nun war Walter Großmann einmal früh nach Hause gegangen. In dem kleinen Notizbuch stand, daß „sie“ Erich um 9 Uhr traf, und Großmann hatte es satt, auch jeden seiner Abende hinterm Schreibtisch zu verbringen.

Seine Frau war nicht zu Hause. Ausgesehen, wenn er einmal da war. Er setzte sich in einen Sessel, blätterte in dem Gesbüch und träumte ganz gegen seine Gewohnheit vor sich hin. Morgen mittag traf sie Erich um 12 Uhr. Schade, lächelte er, da habe ich eine Konferenz und kann nicht. Aber übermorgen um 3, das war schon besser. O, da stand sogar der Treffpunkt dabei: Parfede am Denkmal! Genau genommen, wenn er hinginge, würde er sehen wer sie war.

Er merkte gar nicht, daß über seinen Gedanken Edda ins Zimmer getreten war. Strahlend ging sie auf ihn zu: „Ach du hast mein Notizbuch! Und ich habe es schon so lange gesucht!“ Sie nahm es ihm aus der Hand und küßte ihn. „Wie schön, daß du da bist!“ Er stotterte etwas Unverständliches. Es wurde ihm heiß und kalt, und er begann sie aufmerksam zu betrachten. Sie kam ihm wunder schön vor, und er mußte sie lange nicht gesehen haben. Aber er konnte jetzt nicht mit ihr allein



Ros.

In Gegenden, wo die Künste geblüht haben, sind auch die schönsten Menschen gezeugt worden.

(Winkelmann)



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglmaierplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Groß-Konditorei CAFÉ MACH
Rosenstraße 11



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMUNGS-SCHRAMMELTIO

Bärenschenke Fürstenfelder-
Straße 15
Das behagliche Mittag- u. Abendlokal

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszeitungen

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert **Tätiglich** abends Tanz

Besucht die Vorstellungen der
„**DACHAUER**“ im „**PLATZL**“
gegenüber dem Hofbräuhaus

Café am Dom
Kaufingerstraße

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

MÜNCHENER KUNSTSCHULEN

Münchner Lehrwerkstätten
Modzeichnen, Gebrauchsgraphik,
Zeichnen, Malen, Aquarell 17-19 Uhr,
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 20149

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schlicher in Führung (Barock)
mit Lehrstätte München, **Odeonsplatz 2**
staatl. anerk. / Allgem. Kunsterziehung



HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. · ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Gemälde
Bekannt, vorzügliche
Färbung, Natur- u. Kunst-
stoffe, Odeon-
München, Odeonstr. 17
Tel. 21363

Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnsr. 8-10 Telefon 207 63

Klischees herstellt
für Kalandraproben
schnell, preiswert
u. beliebigausführbar
Münchener
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Lerne
Auto-Motofahr-
techniken
Speitzer
Tel. 13269
Kapellenstr. 1
regelmäßig Cafe Frühstück

Markensammler
erh. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmeyer
München, Baderstr. 49

sein. Unmöglich! Eine plötzliche Eifersucht regte sich in ihm. „Wollen wir ausgehen?“, fragte er mit erbeuchelter Heiterkeit. „Ich freue mich mit dir einmal zu Gaus zu sein, und eigentlich bin ich müde“, erwiderte Edda. „Kann ich mir denken, nachdem du eben erst von deinem Erich Kommil“, hatte Großmann am liebsten losgeplagt. Aber er bezwang sich, und Edda entschloß sich doch mitauszugehen.

Seit langer Zeit einmal wieder tanzten sie zusammen. Edda sah bezaubernd aus und lächelte den ganzen Abend, weil sie sich freute. Walter Großmann dagegen war geseinigt. Das war also endlich die Frau, die der Duft ihm vorzauberte! Seine Frau! Wirklich sie hatte noch schönere Beine und schien ihm jünger geworden. Überhaupt kamen ihm alle Leute jünger vor, nur er selbst sah alt

und mürrisch aus. Wenn er sie beim Tanzen im Arm hielt, verwirrte ihn ihr Parfüm und ihre fragenden Augen. Denn Edda verstand nicht, wie es heute Zeit für sie hatte.

Walter Großmann wurde die ganze Nacht von den schrecklichsten Gedanken gequält. Nicht zuletzt wütete er gegen sich, daß er seine schöne Frau so vernachlässigt hatte. Sonst hätte es doch nicht möglich sein können, daß dieser Erich von ihr Besitz ergriffe. Daß sie aber ihrem eigenen Manne trotz des Betruges noch zulächeln konnte, betrübte ihn am meisten. Aber morgen um 3 Uhr würde er an der Parkstraße stehen und diesem Herrn Erich mal ordentlich... na ja, der würde schon sehen!

Am nächsten Mittag aß Großmann früh und konnte schon eine Stunde vor

der Zeit nicht mehr arbeiten. Er fuhr also langsam auf Umwegen zu der verabredeten Stelle, parkte in der Nähe und ging das kleine Stückchen wartend zu Fuß. Eine qualvolle Viertelstunde lang hatte er noch Zeit über diesen „Kerl“, wie er ihn in Gedanken nannte, nachzugrübeln.

Da kam Edda, im düftigen Kleid und mit leichten Schritten. Ihr Gesicht war frohlich und erstrahlte als sie ihn sah. Wie schön!“, sagte sie überzeugt. „Aber wie oft hast du Zeit und weißt, daß ich hier bin?“ „Sag“ nicht immer „wie schön“, wenn ich dich erwünscht habe“, schnaubte er los. „Jetzt werde ich erfahren, wer dieser Herr ist, der das Vergnügen hat, täglich in deinem Notizbuch zu stehen!“ Er wartete auf die zerknirschende Wirkung seiner Worte, aber Edda lächelte wehmütig und über ihre Lippen kam ein gedehntes: „Ach

1937" Walter Großmann pflanzte sich stolz als Gebieter neben seiner Frau auf und boberte seinen Gehhof fröhlich in die Erde.

Nach einer Minute plötzlich kam etwas um die Ecke gelaufen, braun und frisch wie ein Wirbelwind mit weißem blondem Schopf. „Da kommt Erich“, rief Edda strahlend, und das schmunzige Etwas raste auf sie zu und sprang ungeachtet des schönen Sommerkleides an ihr hoch, und schrie: „Mutti, es war großartig! Das ganze Spiel haben wir gewonnen!“ „Das ist Erich? Der Erich aus deinem Totbuch“, fragte Großmann verblüfft und unglaublich. Ploglich fiel ihm ein, daß sein Junge, den sie gewöhnlich Strups nannten, eigentlich Erich hieß.

Edda legte den Arm um ihren verdutzten Jungen und schüttelte leise den Kopf: „Gatte! du schon vor lauter Arbeit den Namen deines Jungen vergessen! Ich hole ihn immer ab, von der Schule oder von den Übungen, damit ich wenigstens etwas hinauskomme. Du hast doch keine Zeit für uns, nicht einmal um dich für die Blumen zu bedanken, die ich dir am Geburtstag in dein Arbeitszimmer stellte.“ „Der Niederer“, stotterte Großmann. „Ja“, nickte Edda. „Ich dachte mir, zu Hause hast du doch nichts davon, weil du nie da bist!“

Großmann flimmerte es vor den Augen. Mühsam griff er nach der Hand seiner Frau, um sie zu fassen. Er biß sich fast die Lippen blutig, um wenigstens vor seinem Sohne Erich, dem Lausbuben Strups, zu verbergen, wie sehr er sich schämte.

Die Heirat der Katze

Eine chinesische Fabel

Von E. M. Wögel

Ein alter Kattenvater hatte eine Tochter. Sein sehnlichster Wunsch war, sie mit dem mächtigsten Wesen der Welt zu verheiraten. Darum ging er zum Monde, den er für „allmächtig“ hielt. Der aber sagte: „Das bin ich nicht, der Nebel hüllt mich oft ein — ich kann ihn nicht vertreiben.“

Da wanderte der Kattenvater zum Nebel, denn dieser mußte stärker als der Mond sein. Doch der Nebel deutete in die ferne: „Der Wind ist mächtiger — wenn der daherbraust und mich zerstreut, so kann ich nichts dagegen tun.“

Die Katze suchte den Wind auf, doch der flüster: „Der Turm steht mir im Wege, durch ihn kann ich nicht hindurch.“

Der Turm blickte dunkel und drohend auf das kleine Tier und flage: „Ich sehe wohl fest und der Sturm kann mir nichts anhaben, jedoch Ihr Katten höhlt mein Gemäuer mehr und mehr aus, so daß ich einst einstürzen muß!“ — — —

Da sah der Kattenvater, daß eine Katze nur ihresgleichen heiraten kann. Er kehrte nach Hause zurück und gab seine Tochter dem Sohn seines Kattennachbarn zum Weibe.

Ein weiches Herz

Von E. M. Wögel

Naßkalter Hamburger Nebel hüllt den Marktplatz ein. Lange Reihen von Verkaufständen mit großen runden Schirmen darüber. In den Körben und Kästen alle

Herrlichkeiten, die der Herbst aufzuweisen hat, — köstliches Obst und Gemüse.

Über aufgewachte Wege eilen die Hausfrauen mit prall gefüllten Markträhen. Eine junge Frau handelt von der alten Bauersfrau Trine Malch ein junges Gähln für den Sonntagstisch.

Schluchsend überreicht Trine das Gewünschte — kopfschüttelnd entfernt sich die Käuferin.

Der alte Wunner, der seines Amtes waltet und die am Boden liegenden Abfälle zu kleinen Häufeln zusammenkehrt, bleibt verwundert stehen.

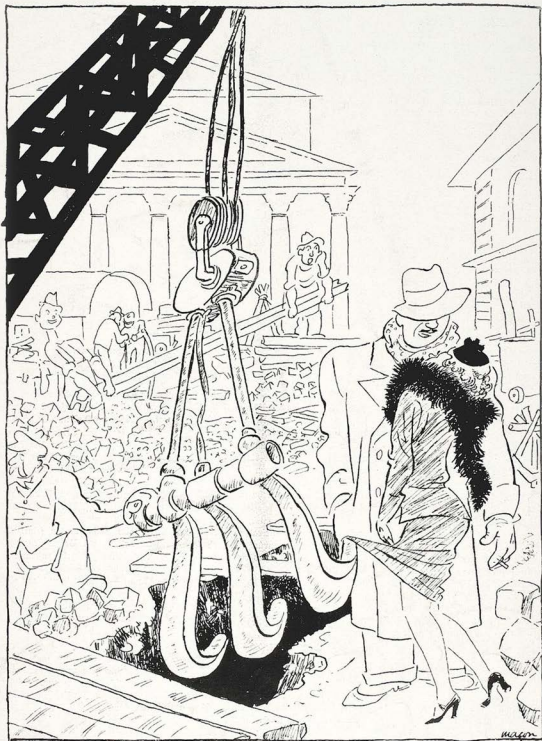
„Nanu? — Was ist denn hier passiert?“ „Ach gor nichts“, schluckt die alte gute Trine, — „aber man hängt doch an so'n lutt Tier, wenn man dat zehn Johr Dag für Dag füttert hätt!“ — — —

„Wo gehst hier zum Löwenbräu?“ „Gehn S' nur vor zum Stiglmaier-Platz. Da hören Sie f' schon brüllen.“ „Die Löwen?“ „Nein, die Preiß!“



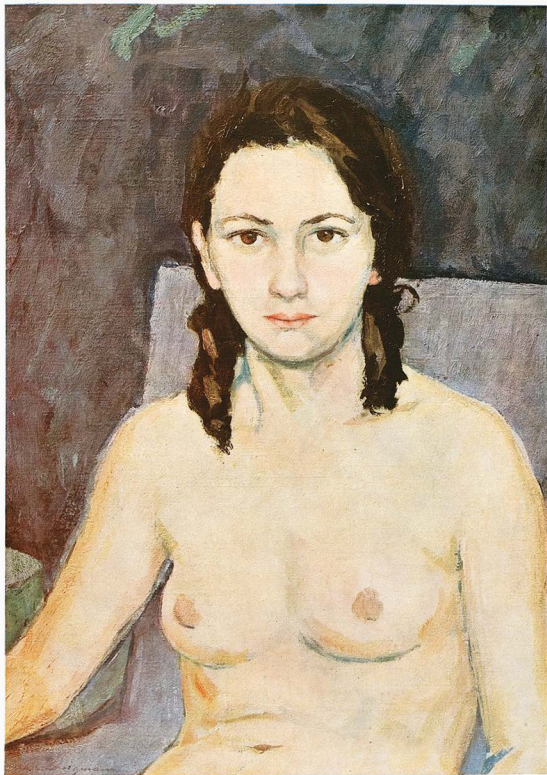
Wögel

Lehrerin: „Nun, Franzl, wenn ich drei Eier hierhin lege, und fünf Eier dorthin, wieviele Eier habe ich dann?“ Franzl: „I glaabs net, daß Sie Oar legen könnal!“



Maçon
Maçon

„Nicht doch Egon! — Die Leute!“



Mädchen

Carl Honigsmann



Bauer

Aus unserem Skizzenbuch

Reklame

In einer Stadt, wenn wir nicht ieren war es in Amerika, lag ein Kino. Stets kündigte der Besitzer dieses Kinos die gewaltigsten, kolossalsten und phänomenalsten Filme an. Es lief der Film des Jahrhunderts, der beste Film des Jahres, die einzigartige Glanzleistung des Cohn Brothers-Konzerns, ohne daß der Besuch sich unter den gewaltigen Ankündigungen erhöhte. Im Gegenteil. Als wieder einmal ein Film unter den bestigten Superlativen angekündigt wurde, war das Haus kaum halb voll. Da meinte der Kino-besitzer, es müsse wohl an seiner Werbung liegen und änderte das System. Den nächsten Film kündigte er an: Sehr mittel-mäßig gespielt, schwache Handlung. Das Haus war voll.

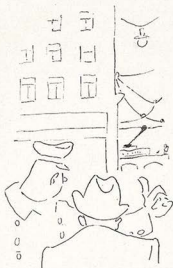
Die Umleitung

Ein bekannter Plag in München ist der Stadthaus. Ich warte dort auf die Straßenbahnlinie 9. 10 Minuten, 12 Minuten stehe ich schon — die Bahn kommt nicht. Ein Straßenbahnaufsichtsbeamter scheint meine Ungeduld bemerkt zu haben. Er fragt freundlich: „Warten S' vielleicht auf die Neuner?“

„Ja“, sage ich, „wo bleibt S' denn so lang?“

Der Beamte lächelt gutmütig. „O mei!, da hätten S' noch lang warten können, wenn ich nicht g'fragt hätt. Die Neuner ist nämlich umg'leir' und hält heut' da drüb', um 's Eck.“

„So, so“, sage ich verärgert. „Aund warum ist das nicht irgendwie kenntlich gemacht?“



Da tut der Mann beleidigt. „Sie, sagen S' mir gegen unfer Verwaltung. Die Umleitung ist schon ang'schrieb'n. Drüb'n, ums Eck 'rum, steht das Tafel.“

Die armen Eltern!

Als Junior Zähne bekam, wurde er der Schrecken seiner Eltern. Sein tägliches unendliches Geschrei konfurierte erfolgreich mit den Gesangsschülerinnen in der Wohnung nebenan und durch die pändige Übung wuchs sein Stimmchen an zu einem

Organ, neben dem eine Autobuße wie ein Geimchen wirkte. Uäh bei Tag und uäh bei Nacht. Die armen Eltern, bohlt und übernünftig, wußten nicht mehr was sie machen sollten. Vierzehn Tage lang hatten sie kein Auge zugebückt und die guten Katzfalge sämtlicher Tanten ausprobiert. Da entfieng sich Papa, daß Bier eine sehr einschläfernde Wirkung habe. Aber die Mutti meinte: „Alkohol ist Gift für kleine Kinder. Du wißt doch das Kind nicht vergiften!“ Da sie aber durch vierzehn schlaflose Nächte müde geworden war, trat der äußerst seltene Fall ein, daß Papa einmal recht behielt. Sie wollten es versuchen. Man trank also zwei Glaschen Bier, wobei Mutti von ihrer Bulle dem kleinen etwa ein Drittel abgab. Junior zog ein krauses Näschen und trank den prickelnden, flebrigen Saft mit Unbehagen. Nun warteten die Eltern darauf, daß das Kind einschlief. Während Mutti jedoch auf das Bier müde wurde und Papa anfang zu gähnen, begann Junior vergnügt zu krähen. Eine kolossale Bierfahne duftete aus seinem Mäulchen. Und während Mutti einnickte, war er munterer als je. Hoffnungsvolle Jugend!

Schon angefangen

Ein Brautpaar bestellte beim Pfarrer das kirchliche Aufgebot. Dieser fragt den Bräutigam, wie viel Geschwister sie wären. Acht, ist die Antwort, davon sind 2 gestorben. „Aund über“, wendet sich der Pfarrer an die Braut. Sieben, davon zwei gestorben, antwortet diese. „Aun, da stammt Ihr beide aus kinderreichen Familien. Ihr wißt doch, solche sind dem Staate sehr erwünscht und ich hoffe, daß Ihr in der Ehe danach handeln werdet.“ „Ja“, sagt der Bräutigam, „das ist uns bekannt — wir haben auch schon angefangen!“



Die Jugend

Zeichnungen von Maxon



Rudolf Riester



Am Balkon

Rudolf Rießer

DEUTSCHE MALER:

Rudolf Rießer

Romantische Innerlichkeit und Liebe zur Natur haben in der deutschen Kunst von heute wieder ihren Einzug gehalten. Aber die Möglichkeiten und Aufgaben unserer Malerei erschöpfen sich damit nicht. Denn die Kunst unserer Zeit strebt zum Monumentalen. Das Haus der deutschen Kunst, die Stadtplanungen Münchens und Berlins, die geplanten Kiefernbauteil Nürnbergs zeigen eine heroische Größe, der gegenüber die Malerei kaum entsprechendes aufzuweisen hat. Daß Malerei und Baukunst sich ergänzen müssen, hat keiner besser erkannt als der Baumeister des Führers, Paul Ludwig Troost, der in Lothar Behrstein seinen monumentalen Maler fand.

Nun aber ist jene heroische Größe, die man monumental nennt, nicht einfach eine Angelegenheit des Formats. Wie groß das Format auch immer sei: monumental wird das Bild erst durch die Haltung, durch die einfache und einbringliche Raumteilung, durch die Beherrschung der Form. Nicht jeder, der heute eine Kaiserin ausmalte, ist deshalb monumental zu nennen.

Haben wir so den Sinn der monumentalen Malerei umrissen, dürfen wir Rudolf Rießer als eine ihrer stärksten Hoffnungen bezeichnen. Ein Blick auf seine Bilder zeigt, daß dieser Künstler noch ein Sucher ist, daß er seine Möglichkeiten noch bei Weitem nicht ausgeschöpft hat. Ebenso zeigen diese Bilder aber eine geballte Kraft der Form, die kaum übertroffen wird und stärkste Eindrücke hinterläßt.

Rudolf Rießer wurde am 18. Dez. 1924 zu Waldkirch im Breisgau geboren. Er studierte in München bei Carl Caspar und in Berlin bei Hans Meid. Seine Reisen führten ihn nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Anläufe zum Monumentalen, wie sie sich in Frankreich bei Derain, in der Schweiz bei Pelligrini finden, regten ihn an. Noch hatte Rießer die Malerei Italiens nicht gesehen, als sein Schaffen schon eine starke innere Verwandtschaft mit den Werken von Carrà und Carrone, mit dem Novecento Italiens aufwies. Klar und einfach stehen auch bei ihm die Formen hell auf dunkel, dunkel auf hell. Auch er liebt die gedämpften Töne der

Erdfarbe. Vor seinen Werken denkt man an Daumier und Marées.

Die starke Begabung der Italiener für das Monumentale ließ seine Werke ihnen verwandt erscheinen. In Italien fand er auch weitgehendes Verständnis und wurde 1926 mit dem Kompreis ausgezeichnet. Im gleichen Jahre errang er den Dürer-Preis, nachdem er im Vorjahre in Bremen schon den ersten Preis im Bildniswettbewerb „Frau mit Schmuck“ davongetragen hatte.

Im Alter von 33 Jahren muß der Künstler zu den Jungen gerechnet werden. Sein Werdegang ist keineswegs vollendet, und er hat sich Weggefährten gesucht, um alle Möglichkeiten auszuschöpfen. Zu seinen Freunden gehören Joseph Pieper, Carl Schneiders, Hans Stubner, Herbert Weghaupt, Hanna Nagel, Hans Kischer, Hugo Peschel, Gustav Seig, Lothar Strauch, Michael Schobert. Diese Maler und Bildhauer stellen öfters als eine Gruppe gemeinsam aus. Allen eigen ist eine starke Eindringlichkeit und Vereinfachung der Formen.



Urteil des Paris

Rudolf Riester

Der Hüter der Schwelle

Von Gertrud Busch

Sie waren zu fünft in der Hütte und vom Unfall zusammengeführt. Von Zeit zu Zeit trat einer von ihnen in die Tür, um Ausschau zu halten, ob sich das Wetter noch nicht verzogen habe — ein überflüssiges Beginnen, denn das Geräusch des auf das Gütendach trommelnden Regens sprach deutlich genug. Der Ausschauende kehrte denn auch verdrießlich zu den anderen zurück, und das Schelten über dies unprogrammatische Gewitter mit seinem unermüdbaren Regen setzte auf 's neue ein. Die dankbare Freude, die anfangs ein jeder von ihnen über dies schützende Dach empfunden hatte, erlosch bald in übler Laune ob der Beständigkeit des Unwetters. Die Minuten schlichen zäh und langsam dahin, das belebende weibliche Element fehlte. Sie waren fünf Männer, die, jeder für sich, vom strahlenden Morgen dieses

Tages verlockt, ins Gebirge gestiegen waren und, vom Wetter überrascht, hierher gefunden hatten und nun mismutig und verdrossen bläuliche Tabakswolken in den dämpfigen Güttenraum bliesen, den der Geruch feuchter Kleidungsstücke erfüllte.

Da machte der Älteste von ihnen den Vorschlag, sich dies Warten zu verkürzen, indem ein jeder von ihnen ein kleines Jaget- und Wandererlebnis erzähle, das ihm begegnet sei, und, den schwierigen Anfang zu überwinden, wolle er beginnen. Er gab ein Schneeschuhabenteuer zum Besten, und als er geendet hatte, ergriff ein zweiter das Wort und berichtete ein Erlebnis aus der Kriegszeit, da er bei einer Alpentruppe gefangen hatte, und so ging die Kette reihum, bisweilen von kleinen Achtungspausen unterbrochen. Es dauerte nicht lang, so waren die Erzählun-

gen beim anderen Geschlecht angelangt, und nun wußte ein jeder von außerordentlichen Eroberungen zu berichten. Ein Wettstreit des Schüberbietens setzte ein, so daß von Wahrheit und Dichtung bald nur die Dichtung übrig blieb. Da ergriff der, welcher den Vorschlag gemacht hatte, wiederum das Wort und sagte, nachdem von so viel großartigen Eroberungen die Rede gewesen sei, solle nun auch jeder einmal von einer erlittenen Niederlage auf diesem Gebiet berichten. Die leichte Betroffenheit, ja Verlegenheit, die dieser Vorschlag auf den Gesichtern hervorrief, wurde von dem dichten Schleier des Tabakrauchs verhüllt, doch sagte das plötzlich eingetretene Schweigen genug. Da meinte der Urheber des Vorschlages, er wolle selbst beginnen, obgleich das, was er zu berichten habe, sich schwer in Worten

fangen ließe. Das Erlebnis liege schon Jahre zurück, und dennoch habe er es nicht vergessen können, sondern sich immer wieder damit beschäftigen müssen, zumal mit der eigentlichen Gelbin des Ereignisses, der er zuerst gar keine Beachtung geschenkt habe.

„Es war“, erzählte er, „um die Zeit, da nach den aufsehenerregenden Veröffentlichungen von Schrenk-Vogel der Okkultismus Mode geworden und die Gespräche der Salons beherrschte. In einer Gesellschaft hörte ich eine Frau mit viel Temperament diese okkulten Lehren vortragen. Ihre Zuhörer nahmen das auf, was sie für die eben gebräuchlichen Gespräche benötigten, ohne sich zu eigenem Studium verpflichtet zu fühlen, mich berührten diese Lehren wenig, dafür erregte die Frau meine Aufmerksamkeit; denn was sie uns von übernatürlichen Dingen erzählte, paßte so gar nicht zu ihrer sehr weltlichen und erdenfreudigen Erscheinung. Dieser Widerspruch ließ mich eine verborgene Unberühbarkeit, einen leisen Bruch im Wesen vermuten und damit die Möglichkeit eines Abenteurers. Ich suchte und fand bald die Gelegenheit, mit ihr ins Gespräch zu kommen, und unversehens begannen wir das Spiel mit dem Feuer, für das beziehungsweise die deutsche Sprache sich erst ein Wort leihen muß: *flirt*.

Wir trafen uns hin und wieder und setzten das Spiel fort, das wir zu beherrschten glaubten und das so gänzlich unverbündlich erscheint, bis wir beide uns plötzlich an einer Stelle angelangt fanden, von der es kein Zurück mehr gab, für mich um meiner Männlichkeit willen, für sie, weil ihre Begehrtheit, ihr Reiz als Frau auf dem Spiel stand — wenigstens betrachteten wir beide es so. Heute denke ich anders in diesen Dingen, doch davon soll hier nicht die Rede sein.

Die Frau besaß im nahen Gebirge ein Wochenend-Ghaus, ein ehemaliges Bauernhäuschen, wo sie bisweilen Tage, ja auch Wochen verbrachte und eine großzügige Gastlichkeit entfaltete. Als sie wieder einmal dort hinaufging, in Begleitung eines jungen Mädchens ihrer Bekanntschaft, lud sie mich ein, sie in ihrer ländlichen Einsamkeit zu besuchen. Ich sagte gern zu, ließ aber durchblicken, daß ich mich nicht mit der Rolle eines Gastes begnügen werde. Sie, als erfahrene Frau, verstand meine Worte, doch die Einladung wurde nicht rückgängig gemacht, und eines Tages fand ich mich denn in dem Hause ein.

Nun muß ich von ihr reden, die eigentlich die Gelbin dieses Erlebnisses ist, und die mir doch damals als eine überflüssige, ja, lästige Zugabe erschien; denn die Gegenwart des jungen Mädchens legte uns ein gewisses Maß von Zurückhaltung auf, dessen ich hier, wo wir den Augen und Ohren der Gesellschaft entrückt waren, ledig zu sein erwartete.

Das Mädchen war noch sehr jung, auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau,

für mich eigentlich noch geschlechtslos und von einer meine Männlichkeit beleidigenden Gerbtheit. Ich hätte sie überhaupt nicht beachtet, wenn ich nicht bei dem Zusammensein mit der begehrten Frau immer auf ihre Anwesenheit Rücksicht nehmen mußte. Ich fürchte, diese Rücksicht ließ bald nach. Wir sahen, von unseren Wünschen glühend, in dem Mädchen nur das abnungsvolle Kind und waren froh, unsere Gefühle nicht mehr zügeln zu müssen.

Eines allerdings bemerkte ich doch, nämlich, daß die Mädchenfind mit schwärmerischer Verehrung an der Gastgeberin hing, der diese Vergötterung sichtlich schmeichelte, ohne daß sie die Verpflichtung empfunden hätte, die für sie selbst in dieser Verehrung lag.

Das Gespräch ging auch hier wieder um okkulte Dinge, um theosophische, anthroposophische und spiritistische Lehren, und die Hausfrau bemühte sich, die junge Gastin und auch mich zu belehren und zu überzeugen. Dabei war insbesondere von einer Gestalt die Rede, nämlich von dem „Güter der Schwelle“, der nach ihrer Darstellung halb wie ein Dämon, halb wie einen Erzengel die Schwelle vom Unterbewußten zum Bewußten bewacht und den dunklen Mächten den Aufstieg verwehrt. Wie immer, wenn die ältere Freundin — ihren Jahren entsprechen dürfte ich wohl sagen: die mütterliche Freundin — sprach, hing das Mädchen an ihren Lippen, und den Zwischenfragen nach, die es tat, schien dieser Güter der Schwelle es besonders zu beschäftigen.

Vom Okkultismus sprangen unsere, der Frau und meine, Worte immer wieder ab, um mehr oder weniger verhältlich zu dem zurückzukehren, was uns brannte. Wir vergaßen die Gegenwart des jungen Mädchens, obwohl es die Frau nicht aus unserer

Gesellschaft entließ, sondern immer wieder heranzog, vielleicht doch, um dem Äußersten auszuweichen, vielleicht auch nur, um den schönen Schein des Wohlansländigen bis zuletzt zu wahren. Das junge Mädchen trug selbst zu diesem Vergessen bei, denn es wurde im Laufe des Tages immer schweigsamer. Einmal fing ich einen Blick von ihm auf, der mich betroffen machte, ich deutete ihn aber als Eifersucht. Ein leises Lächeln — und schon hatte ich ihn vergessen. An späteren Tagen, da die Erinnerung an das Erlebnis sich mir immer wieder aufzwang und mich vor ihr Gerächt zog, da stieg auch dieser Blick wieder vor mir auf, und eine Ahnung ergriff mich, wie unermesslich dies junge Kind gelitten haben muß, als ihm unter unseren dreißen Gesprächen ein Ideal flürend in Scherben sprang, wie schmerzhaft das Ringen zwischen stiefster Verehrung mit der kalten bösen Erkenntnis. Und doch war die Liebe zu der als Vorbild verehrten Frau so stark, daß sie, selbst nach empfangenem Todesstreich, dies jungfräuliche Herz zu einem Opfer treiben konnte, dessen Schwere und Größe für die Opfernde wir, deren Gefühle feiler geworden sind, gar nicht ermessen können.

In einem günstigen Augenblick, da ich mit der Hausfrau allein war, hatte ich meine Werbung vorgebracht und die Verheißung für die Nacht erhalten. Das Nachlassen der Spannung, die Gewißheit des Triumphes ließ uns die letzte Vorsticht vergessen; was unsere Worte nicht auszusprechen, verrieten die Blicke, und das junge Mädchen, aus der blinden Garmlosigkeit der Kindheit entlassen, voll dunklen Ahnens, unbestimmten Wissens, verstand, fühlte, was vorgegangen, was verabredet war.

Zeitig am Abend bat sie, sich zurückziehen zu dürfen, und sie sah so blaß aus, daß die Hausfrau gutmütig-besorgt sie fragte, ob ihr etwas fehle. Sie schüttelte nur den Kopf. Neben konnte sie nicht, ihre Lippen zuckten.

Ich stelle mir vor, daß sie in ihrem Zimmer auf dem Bettrand gesessen und die Hände gerungen hat in der Hilflosigkeit ihres Herzens, daß sie ihre Gedanken um einen Ausweg zermartert hat, ja, daß sie niedergedrückt ist, den Himmel anzurufen. —

Wir zwei, allein gelassen, genossen in leidenschaftlichen Küßen einen Vorgesmack des Kommenden, doch trennten wir uns bald, und ich erwartete in der Giebelstube, die ich bewohnte, voll Ungebuld die vereinbarte Stunde.

Als sie endlich herangekommen war, ergriff ich meine Taschenlampe und ging vorsichtig über den dunklen Boden, die steile Treppe hinab, borchte ich wenig auf dem Flur, an den auch das Zimmer des jungen Mädchens grenzte — alles blieb still. Leise öffnete ich die Tür des Wohnraumes, durch die ich hindurch mußte, um zu der wartenden Frau zu gelangen, da zeigte sich mir im wandernden Lichtschein meiner



Weiden

Das Bild

Lebensprühend, mich durchglühend
Ist ein Bild, das jüngst ich sah.
Weltvergessend, leise sprechend,
Sagt es zart: Ich hör dich ja!

Griedel



Dietrich Heinrich Volz

Lampe ein überraschender Anblick: auf der Schwelle der Schlafzimmertür lag, in eine Decke gehüllt und ein Kissen unterm Kopf, die Anie angezogen in der Enge des Raumes — das Mädchenkind und schlief. Ich war so verwirrt, daß ich zunächst keinen Gedanken fassen konnte, sondern nur auf die Schlummernde starrte. Von den feinen, reinen, nun im Schlaf entspannten Zügen ging ein Hauch von Unschuld und Vertrauen aus, etwas von der Heiligkeit des Schlafes, von der der Dichter spricht. Ich war mit dem Brand im Blut gekommen und dem Geschmack des Abenteuers auf den Lippen und stand nun erschüttert und fast demütig in einem unbefriedigten Gefühl — so mag es Hubertus zumut gewesen sein, als noch kein „Heilig“ vor seinem Namen stand und die begehrte Beute sich plötzlich mit dem strahlenden Kreuz zwischen den Gneißblöcken vor ihm zeigte. — Der Güter der Schwelle! Dies Wort war ihr als einziges Hilfsmittel geblieben, und sie hatte es mit der unmitttelbaren Kühnheit eines jungen unschuldigen Herzens, das keine Gefahr kennt, in die Wirklichkeit umgesetzt.

Plötzlich bewegte sie sich, ich löschte rasch meine Lampe aus. Ein kleiner Seufzer, eine kurze Unrast und bald wieder die

tiefen Atemzüge kindlichen Schlafes. Vorsichtig verließ ich das Zimmer. —

Was folgte, ist belanglos. Die Hausfrau zeigte sich mir am nächsten Morgen ungnädig und ein wenig spitzig. Es gab einen kühlen Abschied. Ich konnte nichts erklären. Um ihre Scham zu schonen, mußte ich die Liebestat des Mädchens verschweigen, diesem selbst aber, dünkte mir, war ich Schweigen schuldig. Ich sah es nicht viel an diesem Morgen, es hielt sich geflüstert fern, doch geleitete es mich auf Wunsch der Hausfrau gehorsam mit zur Bahn. Welche Worte zwischen mir und der Frau bei der Trennung fielen, weiß ich nicht mehr, aber das weiß ich, daß ich mich von dem jungen Mädchen verabschiedete, wie ein Ritter von seiner Dame, die, über seine Wünsche erhoben, seinen Taten das Gericht spricht. Ich küßte die kleine braune Hand, die nach den Bräutern duftete, die sie unterwegs gepflückt hatte — ich tat es, wie man ein Heiligtum küßt. —

Stille folgte diesen Worten. Aber keiner der Fünf ward gewahr, daß die Regenumst auf dem Gütendach nachgelassen hatte, bis ein breiter Sonnenstreifen durch das bläuliche Tabaksgewölbe des niederen Raumes brach und sich goldroter über die nachdenklichen Gesichter der Männer legte.

Hans von Bülow (1830–1894)

Bülow mußte einer Dame, die ihm an sich nicht sympathisch war, einen Besuch abstatten. Unglücklicherweise versuchte ihn diese zu necken. Plötzlich nahm er seinen Zut, sagte: „Ich bin wie meine Uhr; wenn man mich aufzieht, dann geh' ich“, und entfernte sich.

(v. Schorn, Zwei Menschenalter 348)

Zusammenhalt

Sie: „Mein Herr, ich glaube, Sie versuchten mich zu küssen.“

Er: „Nun, wenn Sie es schon wissen, denke ich, wir hören auf, gegeneinander anzugehen und arbeiten ein wenig zusammen.“

Überraschende Vermutung

A.: „Dem Wort Ohrfeige liegt in seinem zweiten Teile das niederländische Wort veeg (fegen, schlagen) zu Grunde.“

B.: „Und in seinem ersten Teile das deutsche Wort Ohr, vermute ich.“

Dieterich legt die Hand ins Feuer

Von Gert Lynch

Ich bitte dich um eine Gefälligkeit", sagte Dieterich, als er das Atelier des Freundes betrat.

Bernhard legte Palette und Pinsel hin und stropfte sich eine Pfeife. „Schon", sagte er, „ich stehe dir zur Verfügung." „Ich muß unerwartet dienstlich verreisen", erklärte Dieterich. „Nun werde ich aber heute Abend von einem Mädchen erwartet. Für eine Abjage durch die Post ist es bereits zu spät. Sei du so freundlich, Bernhard, und ordne die Sache. Begib dich um acht in den Katscheller. Am letzten Tisch rechts muß eine Blondine sitzen. Entschuldige mich bei ihr und übergib diesen Brief." Er zog das Schreiben hervor.

Bernhard nahm es und überflog die Anschrift: „Fraulein Ganna Fiedler, Grabengasse 8, II. — Wird befragt", sagte er schmunzelnd. „Ich wußte gar nicht, daß du solche Beziehungen pflegst!"

Dieterich winkte ab: „Aber, als du meinst! Ich habe jetzt keine Zeit, das auseinanderzusetzen. Ich muß zur Bahn. Morgen bin ich wieder zurück. Mach's gut, Bernhard." Er reichte dem Freunde die Hand und ging.

Als Bernhard um acht in den Katscheller kam, war das Mädchen schon da. „Fraulein Fiedler?", fragte er höflich. „Das bin ich", nickte sie.

„Ich bin Dieterichs Freund", sagte er, indem er ablegte und Platz nahm. „Dieterich mußte dienstlich verreisen. Er schickt mich, ihn zu entschuldigen, diesen Brief abzugeben und Ihnen ein Weilchen Gesellschaft zu leisten."

„Danke", sagte sie, griff nach dem Schreiben und öffnete es. Während sie las, betrachtete er sie. Sie war noch sehr jung. Das streng geschneiderte Haar glänzte. Die großen Augen mit den hochgewölbten Brauen gaben dem oberen Gesicht etwas Stauendes, dem der breite Mund und das entwickelte Kinn wirkungsvoll widersprachen, — ein Gegenpaar, der das Gesicht eine eigenartige Schönheit verlieh. Bernhards Malerauge schmelzte.

Da dachte er Dieterichs, der dieses Mädchen gefunden hatte, und ein Anflug von Neid warf einen Schatten auf sein Empfinden.

Die Kellnerin kam. Bernhard bestellte ein Viertel Wein. Als Ganna den Brief gelesen hatte, begann er ein frisches Gespräch. Er sprach vom Künstlerleben und gab manche Schmirre zum Besten. Er erzählte so lock und heiter, daß Ganna lachen mußte. Von Zeit zu Zeit trank er ihr zu. Nach dem zweiten Schoppen war er die Liebenswürdigkeit selbst. Er sprudelte von Einfällen und erwies sich als

hervorragender Gesellschafter. Ganna kam aus dem Lachen nicht mehr heraus. Sie taute auf und antwortete schlagfertig. Die Stunden vergingen im flüchtigen Gabeln saßen sie noch immer beisammen. Bernhard hatte schon fünf Striche auf der Alebmärte am Fuße des Glases. Plötzlich brachte er die Rede auf Dieterich. „Er ist mein bester Freund", prahlte er. „Wir haben die gleiche Schulbank gedrückt, die tollsten Streiche geliefert und manche Suppe gemeinsam ausgelöffelt. Ich kenne ihn durch und durch. Er ist ein guter Kerl, ganz gewiß. Aber er hat seine Mucken. Schließlich haben wir alle unsere Fehler, nicht wahr? Ich zum Beispiel, ich trinke leicht ein Glaschen mehr, als unbedingt notwendig ist. Dieterich hingegen ist ein ausgesprochener Schwere-nöster! Er hat eine Schwäche für junge Mädchen, und das unverschämte Glück, stets an die nettesten zu geraten. Man könnte ihn fast beneiden."

„So, so", sagte Ganna und sah auf die Uhr. „Doch jetzt muß ich heim."

Sie zählten und brachen auf. Bernhard begleitete sie in die Grabengasse. Er war weinlich und redete ohne Unterlaß. Dann war sie angelangt. Sie stand im Schatten des Torbogens und steckte den Schlüssel ins Schloß. In diesem Augenblick stand Bernhard der Führling. Er bog ihren Kopf zurück, küßte sie flink und eilte davon. „Nichts für ungut", rief er dreist, ehe er um die Ecke schwenkte.

Bernhard erhob sich am anderen Tage besonders spät und frühstückte Kollmörse. Nachmittags zwang er sich an die Arbeit. Er stellte fest, daß ihm heute die glückliche Hand fehlte. Verbroßen wandelte er durch den Raum. Bisweilen rief er sich hinter dem Ohr. Je mehr er den gestrigen Abend bedachte, desto ungemütlicher wurde es ihm. Er überlegte, wie er sich vor Dieterich verantworten sollte. Denn daß sich Ganna beschweren würde, war kaum zu bezweifeln. Er schob die Schuld auf den Wein, den er getrunken hatte. Sollte Dieterich dafür kein Verständnis haben, gut, dann mußte eben die Freundschaft in Brüche gehen. Er konnte es nicht mehr ändern.

Bernhard trat zum Fenster und wollte die Luftspalte schließen. Schnell fuhr er wieder zurück. Quer über die Straße, den Blick zum Atelierfenster erhoben, schritt der Kohlenhändler. Bernhard wußte De-scheid. Er ärgerte sich, daß die öfter ge-machte Rechnung noch nicht beglichen war. Er konnte auch jetzt nicht zahlen, da er Farben anschaffen mußte. Er nahm sich vor, nicht zu kaufen zu sein, verschloß die

Wohnungstür und zog für alle Fälle den Schlüssel ab.

Stiefel polterten langsam die Stiege herauf. Dann wurde kräftig gelautet. Bernhard horchte im Flur und rührte sich nicht. Wieder klingelte es, stärker und länger. Dann große Stille, bis neuer-dings Schritte klangen, ebenfalls von unten nach oben. Vielleicht der Brief-träger, dachte Bernhard.

„Gaben Sie schon geschickt?", fragte wer. Bernhard biß die Lippen zusammen. Es war Dieterichs Stimme.

„Ja", lachte der Kohlenhändler ver-ächtlich, „hier ist alles läuten umsonst." Nun drückte Dieterich den Klingelknopf. Zweimal lang und einmal kurz. Das war das Erkennungszeichen.

„Meine Ansicht ist die", sagte der Hän-dler, „daß der faubere Herr schon drinnen sitzt, aber nicht aufmachen will, weil er Limte gerochen hat. Ich kenne das!"

„Was soll das heißen?", fragte Dieterich scharf.

„Das soll heißen, daß hier einer wohnt, der die Leute auschmieren will!"

„Was fällt Ihnen ein!", schrie Dieterich, daß es im Treppenhaus hallte. „Ich ver-biete mir das! Der hier wohnt, ist mein Freund! Ich lege für ihn die Hand ins Feuer und bürgte für ihn!"

Bernhard, hinter der Tür, wurde feuer-rot.

„So", sagte der Händler spitz, „Sie bürgen für ihn? Das trifft sich gut. Dann möchte ich Sie beim Wort nehmen. Ihre Freund, der Maler, schuldet seit letzten Winter vier Zentner Kohlen. Genau acht Mark. Drimal habe ich einen Mahnbrie-f geschickt. Zweimal bin ich selbst dagesen. Aber es war für die Ka's. Wenn er sich wenigstens entschuldigt hätte!"

„Allo gut", beruhigte Dieterich, indem er die Böse zog, „hier sind acht Mark. Verschmerzen Sie!"

Der Händler riß ein Blatt aus dem Taschentüchel und bestätigte den Empfang des Geldes.

„Sie müssen das Verhalten meines Freundes schon verzeihen", daß Dieterich, „denn er ist Künstler. Er hat den Kopf voller Pläne und Sorgen und kann oft nicht, wie er möchte."

„Schon gut", meinte der Händler ver-jöhnt. „Ich nehme gern Rücksicht, wenn es nicht geht. Nur ein Wort, lieber Herr, ein einziges Wort nur hätte er mir ver-gonnen sollen!"

Sie stiegen beide die Treppe hinab.

Bernhard schlich mit heißem Kopf in das Atelier und durchmaß es mit bedäch-tigen Schritten. Das, was er eben gehört



Hedwig von Schlieben

hatte, war ihm nahe gegangen. Dietrich, den er zuweilen kleinlich und unbeschwingt nannte, — Dietrich bürgte für ihn und verteidigte seine Ehre, während er selbst —. Bernhard hatte auf einmal den Sinn der Freundschaft begriffen und ihren Wert ermaßen. Er überlegte frampfhaft. Es mußte doch einen Ausweg geben! Und er fand einen. Er rang sich durch zu einem schweren Entschluß. Noch wußte Dietrich von nichts. Noch war es nicht zu spät. —

Bernhard fleidete sich um und eilte zur Grabengasse. Die Wirtin öffnete. Nein, Fräulein Fiedler sei noch nicht daheim. Aber sie müsse bald kommen.

Er wartete vor dem Hause. Endlich kam sie. Sie wollte an ihm vorübergehen. Er bat um einen Augenblick Gehör. Er sei gekommen, sich zu entschuldigen. Da hielt sie inne und sah ihn misstrauisch an. Er sagte, daß er einiges zurücknehmen müsse, was er gestern gesagt habe.

Dietrich sei nämlich durchaus kein Schwerenöter, sondern gerade in dieser Hinsicht die Treue selbst. Es tue ihm aufrichtig leid, daß er sich habe hineinziehen lassen. Er könne sich selbst nicht begreifen. Und auch sie möge vergehen, daß er sich gestern, hier vor der Tür, so kläglich benommen habe. Er bitte sie herzlich, vor Dietrich zu schweigen, der sein einziger, wirklicher Freund sei. Jedenfalls könne er sie, was Dietrich betrifft, nur beglückwünschen!

Hanna war bei den letzten Worten ein wenig rot geworden. „Ich freue mich“, sagte sie, „daß Sie sich wiedergefunden haben. Drum will ich Ihnen nichts nachtragen. Nur scheinen Sie über meine Beziehungen zu Dietrich nicht unterrichtet zu sein. Dietrichs Schwester und ich waren bis vor kurzem Kolleginnen. Dietrich ist nur ein lieber Bekannter von mir.“

„Und der Brief?“, fragte Bernhard.

„— war ein Empfehlungsschreiben, das

mir Dietrich verschaffte, wenn Sie es unbedingt wissen wollen!“

Bernhard atmete tief auf. „Dann bin ich Dietrich also gar nicht in das Gehege gekommen“, fragte er unverblümt.

„Das überlasse ich Ihrem Scharfsinn“, lächelte sie, gab ihm die Hand und verschwand im Gausgang.

Nach einer Stunde saß Bernhard in Dietrichs Stube und rauchte mit großem Behagen echt österreichischen Tabak, mitgebracht von der Reise.

„Du beschämst mich“, sagte Dietrich freudig erregt, indem er das Gemälde betrachtete, das ihm Bernhard geschenkt hatte.

„Im Gegenteil“, versicherte Bernhard, „ich müßte mich eigentlich schämen, weil ich nicht früher Wort hielt. Ich habe dir schon seit Jahren ein Bild versprochen. Erinnerst du dich?“



Arbeit

Richard Flegel

Es hat doch im Grund niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst.

(Goethe: Ital-Reise)

Der Herr von nebenan

Von A. Widmeyer

Jüngst lag ich auf dem Sofa meines möblierten Zimmers als es an die Tür klopfte. Auf mein „Herein!“ erschien eine nicht mehr junge, in Trauer gekleidete Frau. Ich sprang auf und fragte verwundert: „Mit was kann ich dienen?“

Sie schaut mir aufmerksam ins Gesicht. „So also sieht Er aus: So ungefähr hab ich ihn mir auch vorgestellt.“ „Ich kenne Sie nicht, gnädige Frau“, sage ich erstaunt.

Sie lächelt traurig: „Ich Sie auch nicht. Aber ich muß mit Ihnen sprechen.“ Sie erhebt sich vom Stuhl, auf den sie sich eben gesetzt hat und fährt fort in feierlichem Tone: „Ich bin die Mutter jener Frau, die Sie vor sechs Jahren geliebt haben und die Ihnen wegen ihrer ehelichen Pflicht verlor... Ich bin die Mutter Ihrer verlassenen Geliebten!“

Sie schwieg feierlich. Offenbar glaubte sie alles Nötige gesagt zu haben. Ich zögerte ein wenig. Ich hoffte, daß sie vielleicht doch noch den Namen ihrer Tochter nennen würde, aber sie schwieg. Dann wiederholte sie leise: „Jetzt wissen Sie, wer ich bin... Und weiter sage ich Ihnen: Meine Tochter, Ihre Geliebte ist unlängst gestorben, in meinen Armen... mit Ihrem Namen auf den erkaltenden Lippen.“

Ich kalkulierte, daß es jetzt angebracht sei, aufzuspringen vom Sofa, die Hände entsetzt über dem Kopf zusammenschlagen und auszurufen: „Gestorben! O Gott, wie schrecklich!“

„So haben Sie mein Töchterchen doch noch nicht vergessen“, flüsterte sie und wischte eine Träne aus den Augenwinkeln. „Wenn man bedenkt, daß Sie sich vor fünf Jahren getrennt haben... wegen Ihrer Untreue, wie mir meine Tochter beichtete.“

Was soll ich antworten. Ein bitter würgendes Gefühl steigt in mir auf, und ich fühle mich als der größte Lump des Jahrhunderts. Unschlüssig rutsche ich auf dem Sofa hin und her. Dann, mit einem forschenden Blick auf die Besucherin, bitte ich vorsichtig: „Erzählen Sie mir doch noch etwas von Ihrer Tochter.“

„Was ist da zu erzählen! Wie Sie wissen, paßte sie nicht zu ihrem Mann. Er hat sie nie verstanden. Dann kamen Sie... jung, interessant, hübsch. Sie hat die Worte nie vergessen, die Sie ihr in der ersten Liebesbegeisterung sagten. Erinnern Sie sich?“

„Ja“, lüge ich dreist, wie sollte ich nicht!

„Hat Ihnen die Gute auch meine genauen Worte berichtet?“

„An jenem Abend war ihr Mann nicht zu Hause. Dann kamen Sie, der „Strahlende“, wie Sie Sie nannte. Sie bemerkten ihre verweinten Augen und wollten den Grund wissen. Sie weigerte sich. Dann nahmen Sie sie um die Taille, drückten sie an sich und sagten leise: „Du mein Glück, ich sehe, daß dich hier niemand versteht und niemand deine Kristallreine Seele kennt. Du bist allein. Es gibt nur einen Menschen, der dich schätzt, dessen Herz ganz dein eigen ist.“

„Ja, ja, ganz mein Verfahren“, denke ich für mich. Sie fährt fort. „Nach einigen Tagen gingen Sie mit ihr spazieren. Sie bat sie zu einer Tasse Tee zu Ihnen. Sie sagte ab, darauf wurden Sie böse und schwiegen den ganzen Weg. Dann sagte sie: „Wenn Sie anständig sind, komme ich.“ Nach einer halben Stunde war sie bei Ihnen — und nach einer weiteren halben Ihre Geliebte! Haben Sie etwas das vergessen?“

„Weiter! Was sagte sie weiter?“

„Sie erzählte, daß Sie sich dann jeden Tag mit ihr trafen, bis Sie angeblich eine Terminarbeit bekamen; dann nur noch einmal in der Woche. Eines Tages erschien sie bei Ihnen unerwartet und fand dort eine andere Frau vor...“

Ich ließ den Kopf hängen und glättete nervös das Sofaissen.

„Und als sie zu weinen anfang, sagten Sie zu ihr: „Dem Herzen kann man nicht befehlen!“ Und haben ihr vorgeschlagen, gute Freunde zu bleiben.“

„Habe ich ihr das wirklich angetragen?“, fragte ich ungläubig. Das sieht mir gar nicht ähnlich, weil ich weiß, daß keine Frau auf so etwas eingeht. Aber ich möchte endlich wissen, woran ich bin: „Hat Ihre Tochter vor Ihrem Tode mir sonst nichts hinterlassen?“

Da steht sie zum drittenmal vom Stuhl auf und sagt feierlich:

„Sie vermacht Ihnen Ihre kleine Tochter!“

„Mir“, ächze ich, „aber wie? denn mir?“

„Sie wissen doch, ihr Mann starb vor vier Jahren, und ich bin alt und krank.“

„Aber warum denn mir?“

„Weil Sie der Vater des Kindes sind.“

„Mein Gott! Sind Sie dessen gewiß?“

„Vor dem Tode lügt man nicht! Sie sind der Vater und Sie müssen für Ihre Tochter sorgen!“

Ich erbleiche, beiße auf die Lippen und sinke kleinlaut in mich zusammen.

„Vielleicht haben Sie sich doch geirrt?“

„Mein lieber Sohn“, sagt die Gute erhaben, „wir Frauen irren in solchen Fällen nie!“

Also — ich bin Vater — ich habe eine Tochter!...

„Wie heißt sie denn?“

„Wie ihre Mutter!“

Der Name, der Name! Wie bekomme ich den Namen heraus.

Sie ist wieder aufgestanden. Diesmal gerührt: „Also, Herr Schwarz, Sie werden Ihre Tochter anerkennen?“ „Ich wußte es ja!“

„Wie? Schwarz? Ich heiße Weiß!“

„Mein Gott, dann sind Sie es gar nicht!“

„Wer bin ich nicht?“

„Sie sind nicht Rudolf Schwarz! Meine Tochter nannte diesen Namen und gab mir die Adresse.“

Eine stürmische Welle schießt mir durch Herz und Kopf. „Schwarz!“, lache ich. „Gratuliere Ihnen, Sie haben sich nur in der Tür geirrt. Herr Schwarz wohnt nebenan. Kommen Sie, ich begleite Sie.“

Freudlich, wie neugeboren, zerre ich meine so glücklich losgewordene Schwiegermutter am Arm und führe sie zur Tür nebenan. „Aber natürlich“, trumpfe ich auf, „mein Name ist Georg Weiß. Schwarz und Weiß sind nicht dasselbe. Der hat auch schon immer hier gewohnt, der Schwarz... ein sehr sympathischer Herr. Und Sie, verehrte gnädige Frau, haben sich offenbar um eine Tür geirrt. So etwas kann leicht vorkommen. Natürlich kann es nur Herr Schwarz sein... Er ist zu Hause... Hallo Schwarz! Hier fragt eine Dame in einer wichtigen Angelegenheit nach Ihnen... Tür herein, gnädige Frau, und wenn Sie gestatten, gebe ich mit und höre noch einmal zu...!“



Krieg

Poetzberger



A. Schrimpf

Der Bildungsheber in Böhmen

Von Gerhard Pohl

Lautriefend fñrt der Jñhn um die Lenzenberg-Baude im bñhmischen Kiefigebirge. Das Land ringsum ist wie auf graues Packpapier gemalt — die Wälder mit Kohle, Wege und felder in einem wäfigeren Weiñ. Der graue Himmel mit Gelb und Rosa sparfam abgefezt. Wie

zusammengerückt erfcheinen die Bergmañive; die Häufer auf der Schneefoppe sind zum Greifen nahe...

Wir stehen vor der Baude, Bob und ich, und schnuppen in die nañfe Februarluft hinaus. Als erfahrene Wintersportler kennen wir uns aus.

„Schneef Sturm gibt 's!“, jagt Bob lakoniñh. „Und tüchtigen froñt“, füge ich hinzu.

In diefem Augenblick tritt ein Mäñlein aus dem nahen Gochwald und geht geraden Wegs auf uns zu. Um vierzig ist der Kleine Kerl, ñchwächlich und gebückt. Sein Geficht und die groñen Ohren find

rot. Er trägt eine schäbige grüne Joppe und lange Hosen, über die er wollene Stutzen gezogen hat. Auf dem Rücken schleppt er einen prallen Kuckack, in der Hand hält er einen langen schmalen Pappkarton.

„Briefpapier, bitte sehr!“, sagt das Männlein, „Karton, Schreibwaren.“ Dabei klappert er den Karton auf.

Wie danken, Bob fügt übermütig hinzu: „Kaufen wir tausendweise. Der Herr hier ist Schriftsteller!“

Der kleine Mann sieht mich unglaublich an.

„Schriftsteller ist der Herr?“, fragt er respektvoll. „Ich lese nämlich leidenschaftlich...“

Aus Höflichkeit frage ich ihn, was er denn lese, und es folgen erlautende Namen: Goethe, Herber, Kleist, Stifter, Vriehje, Gekel, Kanke ...

„Stey, mein Lieber!“, rufe ich vergnügt. Wir alle kennen schließlich Bildungsprozeß, die Namen wissen und sonst nichts. Das armselige Männlein sieht fürwahr nicht nach wirklicher Bildung aus. Ich fühle ihm ein wenig auf den Zahn: — was er denn z. B. von Goethe kenne ... „Dichtung und Wahrheit“ und „Werther“ und „Faust“, und wie er's sagt, beweist er, daß er es gelesen und — verstanden hat. Von Kleist kennt er sogar die politischen Aufsätze, die gewiß manchem Gebildeten unbekannt sind. Nun interessiert mich der Mann. Ich frage ihn, ob er mit uns eine Tasse Kaffee trinken will. Er nimmt dankend an, und wir setzen uns an den Stammtisch der Baude, der zu dieser Stunde leer ist.

Bei Kaffee und Streufelkuchen beginnt der Mann zu predigen: „Die Menschen sind roh; man muß sie verfeinern...“ Dabei stopft er ein Stück Kuchen in den Mund. „Feige sind sie; man muß ihren Charakter stärken! Und dann sind sie vor allem dumm; man muß sie bilden...“ Wie aber macht man das, die Herren! ...

Er blickt uns triumphierend an wie ein Zauberfünfler auf der Varietébühne sein verdunstetes Publikum. Ja, wie... wir wissen es natürlich nicht.

„Aber man sie zum guten Buch hinführt, oder, wenn's gar sein muß... verführt! Mir ist jedes Mittel recht...“, sagt er mit der Miene eines Konquistadoren.

Dann schnürt er flink seinen Kuckack auf und holt Bücher heraus, einen ganzen Stapel Bücher. Es sind ausnahmslos gute Werke der Unterhaltung und des Wissens: von Ebnor-Eschenbach, Eichendorff, Freytag, Hauptmann, Kolbenhever, Polenz, Rilke, Schaffner und Benzt Berg, Bölsche, Gekel, Kanke, Tolstoi. Es ist ein Kartentumb, aber eines aus wirklichen Werten. Kein ausgefrochener „Schmarren“ ist dabei.

Hernach erzählt das Männlein, und

seine Augen bekommen dabei einen abgrundigen Schimmer:

„Die Büchel bring' ich unter die Leut' — koste es, was es wolle! Der Handel mit dem Papier ist quasi die ... Klasse, wenn's die Herren erlauben! An Schreibpapier fehlt's in jedem Bauernhaus, bei Waldbelaufnern wie in den Bauden. Und bin ich erst mal im Geschäft, dann bring ich auch ein Büchel an. Und wenn ich lügen muß, daß die Gimmel krachen... für die gute Sache, ich bitte Sie! Sagt die Bäuerin, sie möchte schon ein Büchel, aber schön muß es sein — so wie der letzte Roman von der Courth-Mabler, der im Blatte stand. Bitte sehr! — Die Ebnor-Eschenbach ist famos ähnliches, schwindle ich. Und die Bäuerin liest die Ebnor-Eschenbach auch, und sie gefällt ihr — in neunzig Fällen! Der Rest ist eben hoffnungslos. Da geh ich das nächste Mal das Geld zurück und nehm das Büchel wieder, wenn keine Fettpfannen darauf abgebildet sind, versteht sich! Und dann gibt es halt noch die ganz armen Luderich, wo überhaupt nichts kaufen können. Den leiht' ich welche — für eine Krone! (10 Pfg.). Da hier der Vorrat; arg gelichtet ist er, heuer im Winter wird viel gelesen...“

Und er zeigt uns ein paar Volksausgaben führender Dichter und Gelehrter.



Walden

„Da geht das Geschäft also gut“, meint Bob.

„Geschäft?!“ Das Männlein starrt ihn entsetzt an. „Da ist nie mit Geschäft, der Herr! Ich bin Bildungsheber aus Passion!“ Und er zieht ein speifiges Notizbuch aus der Joppe. „Mein Hauptbuch!“, sagt er lächelnd. „Dahier stehen die Herren: Papierwaren! Das ist mein Geschäft! Hier der Einkauf: eine Mappe Gebämmeretes mit gefütterten Umschlägen — 2 Kronen; Verkauf: 1 Kronen. Da bleibt was hängen. Ja, leben will man halt auch!“

Es klingt wie eine Entschuldigung.

„Und hier — die Büchel. Schau! Sie: — Einkauf 20 Kronen, Verkauf 20 Kronen — weil ich will, daß jeder grad dies Büchel hat. (Es ist ein Werk von Wilhelm Bölsche.) Und dahier die Romane: Einkauf 10 Kronen, Verkauf 11 Kronen — weil doch mal ein Betrag ausbleibt. Da ist einer, an dem verbiest ich 3 Kronen; das war halt eine Gelegenheit...“

Warum er das mache, fragen wir ihn;

auch der Buchhandel ernähre doch seinen Mann.

Der Kleine sieht uns mit strahlenden Augen an. Großartig sagt er: „Ich bin ein Philosoph, wenn die Herren erlauben, ein Volksphilosoph — kein Buchhändler! Ich gebe nur Bücher ab, die ich für gut halte, andere nicht! Unser Volk weiß zu wenig... man muß seine Bildung heben. Als ich in Asien unten war...“

Und dann erzählt er die lange Geschichte seiner Wanderburlesken: Er ist der Sohn eines Webers aus dem böhmischen Trautenaus und hat lange Zeit in einer Siegelackfabrik gearbeitet. Dann ist er auf die Walze gegangen — von Böhmen bis Teheran zu Fuß. Er zeigt uns die Papiere.

„Wie haben Sie sich unterwegs durchgebrannt?“

„Mit Scherenschnitten, die Herren!“

Er holt eine kleine Mappe aus dem Kuckack, die sauber gearbeitete Porträts, Dignetten, Erklärer enthält — keine Geniewerke, aber künstlerisch empfindene und gut ausgeführte Arbeiten. Besonders hübsch ist ein Bild von Max Klinger.

„Wohl nach einer Photographie geschnitten“, frage ich.

Unser kleiner „Bildungsheber“ ist ehrlich empört.

„Wo denken der Herr hin! Nach der Natur! Bei einem Konzert in Wien Anno 1910.“

Bob, der Musiker ist, will das Bildchen kaufen.

„Darf ich's dem Herrn zum Präsent machen?“, sagt das Männlein galant, „zur Erinnerung an den Pausch unter gebildeten Leuten!“

Es kostet unsere ganze Überredungskunst, ehe er 30 Kronen (etwa 3 Mark) dafür annimmt. Beiläufig erzählt er, daß er das Scherenschnitten niemals gelernt habe.

„Als Kind schon hab' ich für mich geschnippelt!“

Bald danach packt er seine Sachen und geht — nach einem allseitig tiefen Diener und vielen Entschuldigungen, uns so lange in Anspruch genommen zu haben. Vom Fenster der Baude aus sehen wir ihn mit seinem schweren Kuckack und dem Pappkarton durch den nassen Schnee stapfen — dem nächsten Bauernhaus zu. „Ein Haus“, sagt Bob vernonnen. „Den könnte Spigweg erfunden haben!“

„Einer der unsterblichen Sonderlinge, an denen unser Volk so reich ist“, erwidere ich und Bob fügt ernst hinzu:

„Und die es selbst wieder bereichern — wie dieser böhmische „Bildungsheber“!“

Zöschte Zeit

„Vater, du kannst jetzt den Finger von dem Leck in der Wasserleitung nehmen!“

„Gott sei Dank! Ist der Spengler endlich da?“

„Nein, aber das Haus brennt!“

Wilhelm Busch-Album



Inhalt: Die fremde Helene — Abenteuer eines Junggesellen
Herr und Frau Knepp — Juden — Fisch und Plam — Maler Klecksel
Kippes der Affe — Volturno Bühnemann — Bilder zur Zofishade — Der
Geburtsstag — Vater Silvanus — Die Haarbeutel: Eilen — Der Un-
dankbare — Freije — Eine milde Geschichte — Nur leise — Vorkändig
Eine kalte Geschichte — Die ängstliche Nacht — Diderikum! — Teint-
lich — Der Nachwuchs — Romanze — Die Kirmes — Der Betrüder
Selbstbiographie: Von mir über mich



Humoristischer Hausschatz

Ungefürzte
Jubiläumsausgabe

12.50 RM.

1500 Bilder
25 Bildergeschichten

Auf Wunsch auch bequeme Ratengzahlung

Frühere Ausgabe RM. 28.—

Illustr. Profekt durch jede Buchhandlung

Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung, München 2

WILHELM BUSCH

Zur Jubiläumsausgabe des Wilhelm-Busch-Albums: „Humoristischer Hausschatz“, Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung, München 2.

Daß der große Zeichner Wilhelm Busch auch ein großer Maler gewesen ist, zeigten wir vor kurzem. Und wieder einmal gehen wir durch unser Archiv und finden, daß in den ersten Jahren der JUGEND die Gemälde des Meisters, mit ihren feuchtföhlichen Szenen, oft Gäste unserer Zeitschrift gewesen sind. Sie zeigen dieselbe unbekümmerte Frische und ehrliche, herzliche Menschlichkeit, die auch aus den anderen Werken unseres lachenden Philosophen spricht. Unser liebste Werk aber bleibt doch der humoristische Hausschatz. Zehn Jahre vor der Gründung der JUGEND erschien er zum ersten Male. Seitdem ist er der Liebling des deutschen Hauses geblieben und heute noch das sinnvollste Geschenk, das man den Neuerwählten mit auf den Weg geben kann. Bei Wilhelm Busch fühlt man sich aufgehoben, es gibt eigentlich keine Lebenslage, die er nicht meistert. Wer Humor hat, hat mehr vom Leben. Humor ist der Mut, über sich selbst zu lachen, Lachen befreit, und wo wir in den Rauheiten des Lebens stecken bleiben, setzt der Humor die verführerische Kiste wieder in Gang und frisch geht's gleiten wir über die Hindernisse hinweg. Sie sind da, diese Hindernisse, aber wir lassen uns von ihnen nicht unterkriegen. Wir sehen, daß es mit anderen Menschen ähnlich geht, und daß es menschlich ist, ein Objekt der Schicksalstücken zu sein. Und in dieser Schadenfreude, daß es anderen

auch so geht, vergessen wir, daß gerade wir das Opfer sind, und schreiten getröstet von dannen. Aus diesem Trost schöpft man Mut und Kraft, und ehe wir uns versehen, sind wir wieder oben.

„So stehe ich denn tief unten an der Schattenseite des Lebens“, sagte Wilhelm Busch in einem seiner letzten Jahre. „Aber ich bin nicht grämlich geworden, sondern wohlgenut; halb schmunzelnd, halb gerührt höre ich das fröhliche Lachen von der anderen Seite des Berges, wo die Jugend im Sonnenschein nachdrückt und hoffnungsvoll nach oben strebt.“

Betrachtet man Doré, Gavarni und Daumier, die großen Zeitgenossen Wilhelm Busch's, so findet man beifolgende Satire verbunden mit glänzendem zeichnerischen Können. Aber es ist viel zündende Bitterkeit darin. Wilhelm Busch, mit seinem tiefen, norddeutschen Humor, hat sich davon frei gemacht, — darin steht er über seinen französischen Kollegen. Wohl nur in der ersten norddeutschen Ebene, bei den Niedersachsen, und ihren Vettern jenseits des Kanals findet sich in der Tiefe Humor, der von dem scharfen Witz der Franzosen und Südländer so verschieden ist. Diese Menschen verziehen kaum ihr Gesicht, aber ihre Augen lachen.

„Lachen ist der Ausdruck relativer Begehrlichkeit“, sagt Wilhelm Busch, der Weise von Wiedensahl. „Der Franzl hinter dem Ofen freut sich der Wärme um so

mehr, wenn er sieht, wie sich draußen der Hansel in die Hände pustet. Zum Gebrauche in der Öffentlichkeit habe ich jedoch nur Phantasiehasen genommen. Man kann sie auch besser herrichten und sie eher sagen und tun lassen, was man will. So ein Konturwesen macht sich leicht frei von dem Gesetze der Schwere und kann, besonders wenn es nicht schön ist, viel aushalten, ehe es uns wehtut. Man sieht die Sache an und schwebt derviel in behaglichem Selbstgefühl über den Leiden der Welt, ja über dem Künstler, der so naiv ist.“

Er stand also gewissermaßen über sich selbst, Wilhelm Busch. Denn die Kunst liebt er über alles. So gestand er in seinem „Maler Klecksel“:

Ich bin daher statt des Gewinns,
Meh' für die stille Welt des Pinsels;
Und was auch einer sagen mag,
Genaufreich ist der Nachmittage.
Den ich inmitten schöner Dinge
Im lieben Kunstverein verbringe:
Natürlich meistenteils mit Damen.
Hier ist das Reich der goldenen Rahmen,
Hier herrschen Schönheit und Geschmack,
Hier riecht es angenehm nach Lack;
Hier gibt die Wand sich keine Blöße,
Denn Prachtgemälde jeder Größe
Bekleiden sie und warten ruhrig
Bis man sie würdigt, und das tu ich.

1937 / JUGEND Nr. 49 / 7. Dezember 1937

Einzelpreis 60 Pfennig

Verantwortlich für die Schriftleitung: Fritz Maier-Hartmann, München; für Anzeigen: Karl Schilling, München. / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, Tel. 37482. / Druck: Graph. Konstanztal W. Schütz, München, Hermannstr. 1-10, Tel. 20743. / Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich: verantwortlich: Dr. Emerich Morawa & Co., Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. / Alle Rechte vorbehalten. / Nachdruck strengstens verboten. / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München. / DA. 1. VJ. 37. 4700. Pkt. Nr. 3. / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der JUGEND zu senden. / Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten. / Rücksendung erfolgt nur bei beigeliefertem Porto. / Postort München.



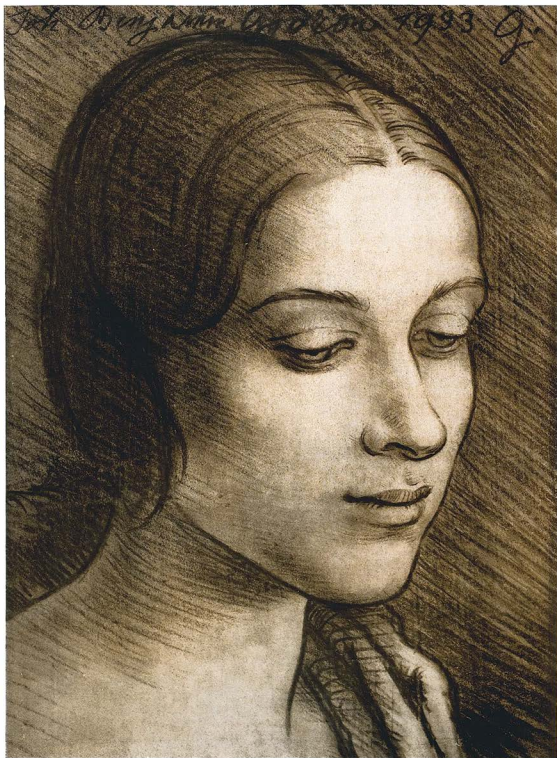
Hauser

„Junger Mann, was höre ich von Ihnen? Man sagt mir,
daß Sie meine Tochter geküßt haben, wie war das?“

„Wunderbar!“

MÜNCHEN / 1937 / NR. 50
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

JUGEND



J. Benjamin Godron



Die Friedensmiete

Einer unserer Freunde suchte jüngst eine Wohnung. Er stieg in seinen neuen Wagen und forderte uns auf mitzufahren. Ein Käuferverwalter schloß sich an und wir besichtigten die erste Wohnung. Hier haben Sie etwas ganz besonderes, sagte der Verwalter, Friedensmiete XII. 98.—. Das ist wirklich billig, meinte unser Freund. Und ich denke bestimmt, daß wir friedlich miteinander auskommen werden. Wie, fragte der Verwalter. Ja, gab unser Freund zurück, sagten Sie nicht etwas von Friedensmiete? Aber mein lieber Herr, sagte der Verwalter etwas verdutzt, mit der Friedensmiete ist die Miete vor dem Weltkrieg gemeint. Ah, meinte unser Freund, das ist ja anständig von Ihnen, daß Sie die Friedensmiete beibehalten haben. — Sie scheinen mit den Gepflogenheiten des Wohnungswesens nicht ganz vertraut zu sein, sagte der Verwalter etwas ärgerlich. Die Tegetmiete ist XII. 126.20. Was muß ich zahlen, fragte unser Freund zurück, die Friedensmiete oder die Tegetmiete? Die Tegetmiete natürlich, erklärte der Verwalter. Warum erzählen Sie mir dann von der Friedensmiete, fragte der Wohnungssuchende weiter. Nun war es an dem Verwalter, eine Vorlesung zu halten, von der unser Freund jedoch nichts verstand. Aber seine Züge hellten sich wieder auf. Mein Lieber, sagte er, da haben Sie mir einen großartigen Tipp gegeben. Endlich mal wieder etwas womit man die Leute ärgern kann. Ging in ein Geschäft, um sich eine Zigarre zu kaufen.

Zwanzig Pfennige, sagte der Verkäufer. Ist das der Friedenspreis oder der Tegetpreis, fragte unser Freund.



Der Verkäufer blickte ihn verdutzt an. Der Tegetpreis, mein Herr, sagte er. Warum sagen Sie mir nicht den Friedenspreis, fuhr unser Freund ihn an. Von dem müssen wir doch einmal ausgehen. Er gab die Zigarre zurück. Erkundigen Sie sich bitte erst, was die Zigarre früher gekostet hat. Vielleicht nehme ich sie dann. Er verließ den Laden und schlang sich auf die Straßenbahn. — Wobin woll'n denn, fragte der Schaffner. — Gerabaus. — 20 Pfennige. — Ist das der Friedenspreis oder der Tegetpreis, fragte der Fahrgast. Der Tegetpreis, erwiderte der Schaffner, in einem Tone des Mißbehagens. Dann sagen Sie mir einmal, was der Fahrgast vor dem Kriege gekostet hat. — Sie wußten moanen, Sie konnten mit derbecken, nachts san S' zu spät aufg'handu, brauße der Schaffner auf, der einer Auseinandersetzung durchaus nicht abgeneigt schien. Wir warteten das Ende dieser Auseinandersetzung nicht ab. Unser Freund soll leichtsinnig daraus hervorgegangen sein. Acht Tage später wurde er wegen tätlicher Beleidigung des Käuferverwalters in Haft genommen.

Komische Todesfälle

Männer lesen bekanntlich eine Zeitung von vorn nach hinten, Frauen von hinten nach vorn. Indem er die Zeitung aus zwei Teilen bestehen ließ, hat ihr fahrgasthafter Erfinder unzähligen Ehezwisten vorgebeugt. Denn während der Mann zum politischen Teile greift, nimmt die Frau sich die Anzeigen und Lokalnachrichten vor. Es gehört schon eine sehr große Vermännlichung der Frau oder Verweiblichung des Mannes dazu, um das zu ändern. Daher ist es ganz natürlich, wenn der Anzeigenteil aus den Händen der Mutter in die der Kinder gerät. So hören wir aus Kindermund folgende Fragen, deren Berechtigung wir uns nicht entziehen können: „Mutti, warum sterben die Menschen immer viel größer als sie geboren werden?“ Stimmt, die Todesanzeigen sind größer als die Geburtsanzeigen. — „Mutti, hier steht einer dreimal dein. Sind das drei verschiedene oder kann man dreimal sterben?“

Keine Dame

Da wir einmal bei den Anzeigen sind, können wir es uns nicht verjagen, folgen des Inserat abgedruckt, dem wir kürzlich

in einem Münchener Blatte begegneten. Das Inserat lautete:

„Angestellter in gebob. Stellg., 32 J., pensionsber., sucht liebes Mädl (keine Dame!) zwecks spät. Ehe kenn. zu l. Anfragen unter Nr. 773.“

Allzu Menschliches

Eine junge Dame unserer Bekanntschaft saß nach dem Theater mit ihrem Verlobten und mehreren guten Freunden im Café Luitpold in München, um noch Erte zu hören. Niemand wird es ihr übel nehmen, daß nach einiger Zeit ein menschliches Köhnen über sie kam, daß sie ihre Handtasche nahm und fuhr einige Minuten verschwand. Pflöchlich machte der



junge Mann, dem sie angelobt war, ein saßungslos verwundertes Gesicht, das sich schließlich zu einem kaum unterdrückten Grinsen aufbeisterte. Und wie ein Sonnenstrahl glitt dieses Grinsen über das ganze, überfüllte Lokal. Dort nabte sie wieder, offenbar ein wenig zerschüttert. Denn in der Hand trug sie feierlich — an Stelle der Tasche — eine Rolle wohlbekannten Papierses.

Die Jugend

Zeichnungen von Macos



Landschaft mit Krähe

J. Benjamin Godron



Bildnis-Studie

J. Benjamin Godron

DEUTSCHE MALER:

Johann Benjamin Godron

Das Letzte in der Kunst erringest du erst dann, schaust du in jedem Tag das göttlich' Wunder an, ob schön, ob mißgestalt auch sei sein auß'rer Schein, die ew'ge Gottnatur schließt es auch in sich ein.

Diese Verse hat der Maler J. B. Godron über sein Schaffen gestellt, und sie kennzeichnen den Künstler wie den Menschen. Es ist nach seiner Ansicht Aufgabe des Malers, den göttlichen Geist in der Natur zu schauen und zu gestalten. Somit ist das Formproblem die Konsequenz der Naturanschauung.

In seinem tiefen Einfühlungsvermögen in die Natur, in der feinen Sorgfalt

seiner Zeichnung erinnert er an die alten Meister. Am nächsten steht mir die Gotik, nicht in ihrer zeitlichen Gebundenheit, sondern in ihrer ewig lebendigen Auswirkung, stellt er fest.

Eine innige Liebe zur Gottnatur, wie wir sie bei den altdeutschen Mystikern und Malern finden, spricht aus den Werken Godrons. Folgende Aphorismen aus seinem Tagebuch zeigen seine allgemeine geistige Einstellung:

Eine Spinne sah mit ihren zwölf Augen eine singende Nachtigall. Wie zehnmal weniger sieht dieses Wesen mit seinen zwei Augen, dachte sich da die Spinne und strickte an ihrem Neze weiter, denn sie hörte nicht das Lied der Nachtigall, da sie keine Ohren hatte. —

Ein Adler sprach: Gott ist die fliegende Wolke. Nein, erwiderte die Fohelle, Gott ist die fließende Quelle. Gott aber war wie das Wasser, bald Wolke und bald Quelle.

Mit der Liebe der Gotiker und Romantiker lehrt Godron uns die Natur sehen. Er läßt uns jede Blume, jedes Blatt erleben, als ob es ein Stück von uns selber wäre. Das Monumentale ist keine Angelegenheit des Formates, meinte er. Es kommt einzig darauf an, wie groß die Dinge gesehen sind. Die Intensität des Erlebens, die das Werk durchdringt, ist entscheidend. Dieses Große wird uns offenbar, wenn wir uns eins fühlen mit der lebendigen Natur, die der Künstler darstellt. Um mit Schöner zu sprechen: In Gott leben, weben und sind wir.



Morgenlandschaft

J. Benjamin Godron

Fedor Kusmitch

Von Alexander Blum

Uchzehn Jahre lebte Fedor Kusmitch in dem kleinen sibirischen Dorfe. Im Jahre 1826 erschien er plötzlich in dem Orte. Ein kleines Holzhaus, am Ende der einzigen und eintönigen Straße, wählte er als seine Wohnstätte. Von den Dorfbewohnern wußte keiner, woher er kam und nur wenige erfuhrten von ihm mehr als seinen Namen.

Oft und gerne saß er in der warmen Stube des alten Wasil Iwanowitsch Koroljew, inmitten unter den Dorfältesten. Ober dem Tische flackerte eine Öllampe und der matte Schimmer breitete sich über den Tisch und die Köpfe der Alten aus. Der übrige Wohnraum lag im Dunkel.

Nur in einer Ecke zuckte ein Lichtlein in rotem Glase vor dem Bilde der „Schwarzen Mutter Gottes von Kasan“ und nahm sich wie ein leuchtender Blutstropfen an der Wand aus. Große Scheite knackten im Ofen und der Samowar brumnte am Tische.

Da wurde der sonst so wortkarge und ernste Fedor gesprächig und wunderfame Geschichten wußte er aus dem großen Russenreiche zu berichten. Weit ist schon herumgekommen und Vieles hatten seine Augen gesehen.

Gerne erzählte er von Alexander I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland. Von seiner Vermählung mit Elisabeth, einer

Tochter Karl Ludwigs, Erbprinzen von Baden im Jahre 1793. Er schilderte, wie Alexander I. nach dem graufigen Attentate auf seinen Vater Paul I. mit 24 Jahren den Thron bestieg. Seine Augen leuchteten, wenn er von der Krönungsfeierlichkeit in Moskau im Kreml sprach, von dem großen Feuertische, welches er miterlebte.

Wie an diesem Tage die Sonne als blutrote Scheibe am Firmament emporstieg, die unzähligen großen Zwiebeltürme des Kremls in mächtige lodernde fackeln verwandelte und ein prächtiges Flammenmeer zum Himmel emporleuchtete. Wie alle Glocken der Stadt Moskau läuteten



Mädchenbildnis

J. Benjamin Godron

und ihr melodisches Dröhnen sich erst im Ather ganz verlor, als der neue Zar die mit tausenden Kerzen erleuchtete Kirche verließ.

Er beschrieb seinen Zuhörern den Prunk und die Farbenpracht in dem großen dichtgefüllten Gotteshause. Von den Diamanten, welche ausflühten aus den kostbarsten Schmuckstücken der Erde, von den sprühenden Feuern der Diadems und dem Farbenchaos der Uniformen, auf welchen die Orden prangten. Wie vorne am Altare die höchsten geistlichen Würdenträger, in alte Kostbar gestickt und mit Edelfeinen besetzte Meßgewänder gehüllt,

in Weihrauchwolken wie Erscheinungen aus einer anderen Welt standen.

Von Jedor erfuhren sie erst so recht, was Zar Alexander I. für das große Rußreich während seiner Regierungszeit getan hatte. Sie hörten von dem Frieden, den er nach den Schlachten von Eylau und Friedland im Jahre 1807 in Tilsit mit Napoleon I. schloß und dem Bündnis mit ihm ein Jahr später in Erfurt, welches er nach der Niederlage Oesterreichs im Jahre 1809 wieder löste und ein solches mit Deutschland einging, als Napoleon sich ansetzte, im Jahre 1812 den Feldzug gegen Rußland zu eröffnen. Gespannt

lauschten sie der Stimme Jedors, als er von Napoleon I. erzählte, der an der Spitze seiner großen Armee, die eine halbe Million Mann zählte, den Njemen überschritt und Wilna besetzte. Wie Napoleon nach den Siegen in Smolensk und bei Borodino, durch welche der Weg nach Moskau frei wurde, am 14. September mit seinem erschöpften Heere in diese Stadt einzog. Interessant verstand Jedor zu schildern, wie ob diese prächtige Stadt angetroffen wurde. Nur Verbrechergesinde und Kranke barg die Stadt um diese Zeit in seinen Mauern, da alle anderen Bewohner bereits geflohen waren.

Feuer brach aus und Moskaus flammen loberten fünf Tage zum Himmel empor. Wie nach einem Monat, durch den ungewöhnlich früh hereinbrechenden Winter gezungen, Napoleon diesen rauchenden Trümmerhaufen verließ und von einer halben Million nur mehr zwanzigtausend Mann die Deregina überhritten, da außer den Kämpfen Hunger, Krankheit und die furchtbare Kälte unzählige Opfer forderten und wie der letzte Keß der geschlagenen Armee Frankreichs — in Lumpen gehüllt, frierende und hungernde Soldaten — durch das weiße öde Rußland stapften.

Ein andermal hörten sie von ihm, wie Alexander I. mit seiner Gemahlin Zarin Elisabeth zur Erholung nach Südrußland, nach Taganrog, einer Stadt am Asowschen Meere reiste, wo er am 1. Dezember 1825 starb. Daß man damals verschoben von der Todesursache sprach, wo die einen behaupteten, er sei an einer Fieberkrankheit gestorben, dagegen die anderen mit Bestimmtheit von einer Vergiftung wissen wollten. Fedor vertrat die Ansicht, keiner wußte überhaupt die Wahrheit. Er wohnte auch damals der prunkvollen Beisetzungsfestlichkeit Alexanders I. in Moskau bei.

Dieselben Glocken dröhnten, die einst bei seiner Krönung, doch dichter Nebel verschluckte ihren Klang. Die Sonne streute an diesem Tage kein flammendes Gold über die Stadt aus, nur Schnee bedeckte sie wie ein Leidentuch und stülpte weiße Häuben über die mächtigen Zwiebeltürme.

Noch nie hörten diese Menschen so erzählen, wie es Fedor konnte. Keiner von ihnen wußte wie er, von dem Leben des verstorbenen Väterchen Jar so viel zu berichten. Kein Wunder, diese Menschen kamen in ihrem ganzen Leben aus der näheren Umgebung ihrer Dehause nicht heraus und verbrachten ihr ganzes Lebensdasein nur in dieser Einsamkeit. Fedor dagegen lebte früher in den großen Städten Rußlands, wo buntes Leben und Treiben herrschte, wo Reichtum und Armut eng beisammen wohnten und ein Ereignis oder Fest das andere ablöste.

Ein düsterer Tag war der 20. Jänner 1844. Das ganze Dorf lag tief im Schnee eingebettet. Von manchen Häusern waren kaum mehr die kleinen Fenster zu sehen und noch immer wirbelten arose Schneeflocken vom bleichrauen Himmel hernieder. Wie eine Wallfahrt zogen die Dorfbewohner, jung und alt, zum letzten Hause an der Strafe, in welchem Fedor Kusmitch im Sterben lag. Trönbem er gewöhnlich nur wenig mit den Leuten sprach, so liechten ihn doch alle. Man wußte, daß er von früheren Lebensjahren einfach lebte und doch half er überall wo Hilfe nötig war. Er kam zu jedem Krankenlager und linderte die Not, wo sie zu Hause war. Er ließ arme Kinder des Dorfes kleiden

und verfertigte ihnen oft die schönsten Puppen und Spielsachen.

Kerst und schweigsam betraten die Leute das kleine Haus. Gegenüber der Eingangstüre, in einer Nische, stand das Bildnis eines Heiligen, vor dem sich jeder verbeugte und das Kreuz schlug, bevor er die große einfache Stube betrat. Viele

Die Jugend

bringt ab 1. Januar 1938 den

Münchener Künstlerroman

„Morgenmond“

von HANNA BIRNBAUM

Ermäßigter Preis des Einzelheftes

40 Pfennig

Menschen standen drinnen mit Tränen in den Augen. Fedor bemerkte keinen mehr von ihnen, denn er sprach im Fieber bereits mit Wesen, die aus Menschen erst im Todesringen bekannt werden dürften. Vielleicht sind es Gestalten, die Sterbende bereits langsam zur Pforte der ewigen Herrlichkeit oder Verdammnis geleiten.

Die Dorfältesten, denen Fedor so oft und viel erzählt, saßen um das Bett herum und lauschten voll Sorge auf jeden Atemzug des Kranken, ob er nicht der letzte sei. Sie hofften, daß das Bewußtsein noch einmal zurückkehrt und Fedor ihnen noch etwas zu sagen habe. Und so war es.

Langsam öffneten sich noch einmal seine Augen und starrten verklärt zur Zimmerdecke empor. Schwer mit dem Atem ringend hauchte er die letzten Worte: „Din nicht... Fedor... Kusmitch... ich... war...“

Alle Anwesenden knieten sich erst verständnislos an, dann knieten sie nieder und murmelten ein Gebet für den Verstorbenen.

Auf der tief verschneiten Dorfstraße standen die Leute in Gruppen beisammen und sprachen nur von Fedor Kusmitch, — der nie so hoch. Die meisten hielten ihn für einen Verbrecher, der nach gelungener Flucht in das kleine Dorf Sibirians kam und hier bis zu seinem Tode, als einfacher und braver Mensch lebte.

Seinen Leichnam begleitete ein langer Zug, das ganze Dorf wartete im Schnee hinter dem Sarge einber. Im Garten eines kleinen Klosters, für welches er die Jahre hindurch viel spendete, wurde der Unbekannte beerdigt. Einen einfachen Stein ließen die Dorfbewohner zu dem Grabhügel stellen mit der Aufschrift:

Din nicht
Fedor Kusmitch
ich war
Gestorben am 20. Jänner 1844.

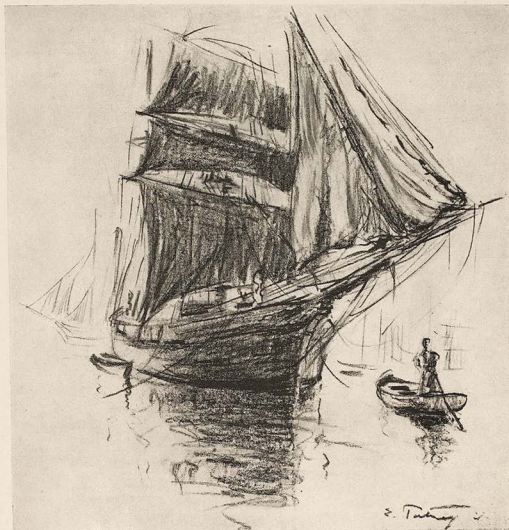
Wird man den verwitterten Grabstein, mit dieser kaum mehr leserlichen und geheimnisvollen Inschrift finden:

Es ist die einsame und verborgene Ruhestätte von Fedor Kusmitch und an Stelle des Fragezeichens wird man setzen müssen:

„Alexander I. Pawlowitsch,
Kaiser von Rußland.“

Nicht in dem dumpfen Grabgewölbe seiner Familie, in einem reich geschmückten Sarge ruht der Kaiser des großen Rußenreiches, sondern in der Einsamkeit Sibiriens, unter einem wild verwachsenen Grabhügel, auf den nur Gott die Blumen streut. Und oft sitzt auch ein Vögelchen im Sonnenschein auf dem alten bemooften Steine und trillert ein Liedchen zum Himmel empor.

Alexander I. war regierungsmüde. Als er damals in Taganrog vernahm, es sei im Volke das Gerücht von seinem Tode im Umlaufe, blieb er dabei, — wollte als tot gelten. Ärzte wurden beschieden, bekräftigten sein Ableben und ein schwerer, aber leerer Sarg wurde durch Moskau getragen. Er selbst wohnte seiner prunkvollen Beisetzungsfestlichkeit als Zuschauer bei. Sodann flog er aus der Stadt und vor den Menschen in ein kleines sibirisches Dorf, wo er noch achtzehn Jahre als „Fedor Kusmitch“ lebte. Vor nicht langer Zeit, als man in Sonntagsland die Sarge öffnete, bedrängte sich diese Begebenheit. Der Sarg Alexander I. war leer, — nie lag ein Mensch darin.



Vorder Ausfahrt

E. Patzig

Jagd auf Vampire

Von Hanns Lerch

„Tjae, meine Herren“, meinte der alte Kapitän Sniedop eines Abends, als er bei seinem Freunde, dem Fliegenwirt Grammelin, in der Gaststube des „Walroß“ am Stammtisch zur alten Fregatte saß, „das mit die Vampire ist man allens anderes als Lügenfnack...“

„Wiefor“, meinte eine Landratte, die sich nicht allein durch eine große Horn-

brille, sondern durch ein ebenso umfangreiches Mundwerk auszeichnete, „es soll doch nichts Harmloseres als solch einen fliegenden Hund geben, der nur eine große Fledermaus ist...“

„Tjae“, meinte Kapitän Sniedop, „sehen Sie, so steht das wohl in die gelehreten Büchers. Aber in Wirklichkeit ist das wahrhaftig ganz anders. Da könnte

besonders Ihnen bannig ängstlich zumut werden, wenn Sie einen solchen Vampire begegnen...“

„Wiefor“, fragte die Landratte zum zweiten Male.

„Tjae“, brummte der alte Kapitän, „weil Sie man bloß Kaffee, wie ich auch hier sehe, trinken, und nicht Grog, wie andere ehrliche Christenmenschen. Tjae,

und von dem Zucker im Kaffee bekommt so einer wie Sie süßes Blut ... Das aber riechen die Vampire. Sie tun das so ähnlich wie die Stechmücken. Und denn, schließlich fühlen sich die Vampire solchen Menschen dann verwandt."

"Wie so?", fragte es abermals unter der Hornbrille hervor.

"Weil sie sehr kluge Tiere sind und dann feststellen wollen, wer wohl das größere Maul hat. Tjavoll!", ließ sich Kapitän Sniedop nicht im geringsten unterbrechen. „Auf meiner letzten Fahrt nach Portoriko hatte ich einen Passagier an Bord. Der war so ein Naturforscher und wollte dort auch feststellen, was dies mit den Vampiren für eine Verwandtschaft hätte, und ob sie wohl an den Menschen gingen. Tjae, der trank auch süßen Kaffee und ... reden tat der auch für drei. Ich konnte ihm das nicht ausrücken, er sollte sich nicht nachts auf das Oberdeck in seine Gängematte legen. Er wollte absolut ein Opfer der Wissenschaft werden. Gott ja, einem andern alten guten Bekannten ist das ja noch schlimmer ergangen, der hatte sich vorgenommen, die Frauenleute zu s—tu—dieren, tjae, und jetzt ist er verheiratet ... Aber dieser besagte Gelehrte wurde durch meine Einsicht vor den Vampiren bewahrt. Wie er die erste Nacht an Deck liegt, sag ich zu meinem Steuermann S—teffens: „S—teffens“, sag ich, „hier s—teht ein Leben auf dem S—iele. Ich wette, diese Vampire haben das süße Blut und die große Snute längst gewittert ...“ „Mein ich auch, Kaptein“, sagt S—teffens, „dieser Gelehrte ist ein Ausbund! Fünf S—tück Zucker tut er sich in eine Tasse Tee, wo wir mit zwei S—tück bei einem Glas Grog auskommen. Sein Blut muß ja schonstens der reinste Sirup sein ...“

"Gut", sag ich zu S—teffens, „diese Vampire sollen sich aber in unserer Menschenfreundlichkeit verrecknet haben. Sol man unsere beiden Kugelflinten heraus. Wir werden auf der Lauer liegen und sie abschießen.“ Schön und gut. Gegen Mitternacht huschen zwei grün aufgleisende Augen durch die Luft auf die Gängematte des Gelehrten zu. Tjae, und mein guter S—teuermann wurde ein bißchen tüterig. Er schießt zu früh. Tjae, das war verfehlt. Aber die Vampire rochen die Süßigkeit. Eine halbe S—tunde später kam ein ganz großer. Grün glänzten die Augen in der Nacht, beinahe wie Meerleuchten. Ich bin ja nun ein sehr sicherer Schütze, drückte ab, der Schuß geht los. Das Untier war verschwunden. Es kam auch in dieser

Nacht keins wieder. Am anderen Morgen haben wir das ganze Deck abgesucht. Kein Vampir zu finden. Da kam die zweite Nacht. Wieder grün aufgleisende Augen, ich zielt mitten zwischen die beiden Lichter des Untiers ... Am nächsten Morgen wieder nichts zu finden. „S—teuermann“, sag ich zu S—teffens, „heute abend werde ich meine Büchse mit Hasenschrot laden. Dies kommt mir verdächtig vor.“ Wichtig, ich liege auf der Lauer. Es schwebt heran, trägt zwei große, grün glühende Augen, ich schieße los ... Was soll ich Ihnen sagen, am nächsten Tage lagen zwei Vampire tot an Deck ... so groß wie ein Schäferhund jeder. Tjavoll ...“

"Gleich zwei", fragt die Landratte mit der Hornbrille. „Haben Sie da den Mund nicht etwas voll genommen, Herr Kapitän?"

"Nein, nein", lächelt Sniedop, „ich sagte Ihnen ja, daß diese Tiere sehr schlau sind. Sie hatten gemerkt, daß vom Schiff aus auf sie geschossen und immer sehr genau zwischen die Augen gezielt wurde. Da sind sie paarweise nebeneinander her geflogen und der eine hat das linke und der andere das rechte Auge zugeedrückt. Da war die Kugel zwischen den beiden Köpfen durchgefaßt. Mit Hasenschrot freilich hatte ich sie gleich paarweise ...“

Der Landratte blieb der Mund um zwei Zoll offen stehen. „Ooooooh“, weiter kam unter der Hornbrille nichts heraus ...

"Tjae, sehen Sie, junger Mann", schmunzelte Kapitän Sniedop, „auf diese Weise haben wir drei und ein halbes Dutzend Vampire geschossen und kein einziger hatte eine kleinere Schnauze als Sie, mein Herr: Prost!"

Großes Gedelken

Wenn man zurück denkt an glückliche Stunden,
find alle Sorgen auf einmal entschunden.

Friedel



Aktstudie

Karl Bauer



Stift Klosterneuburg

G. Pevetz

Warum der Amtsdienier Zapf sich pensionieren lassen wollte

Von Karl Gideon Gossele

Ein kleines Städtchen im schwäbischen Oberland, dessen Name in der Geschichte, die wir erzählen wollen, keine Rolle spielt, hatte einen Bürgermeister, der unablässig darüber nachdachte, wie die schlechte Finanzlage seiner Gemeinde zu beheben und eine Zeit allgemeiner Wohlfahrt herauszuführen sei.

Nachdem sich der Bürgermeister fünf- und zwanzig Jahre lang mit diesem für ein Stadtoberhaupt nicht unwichtigen Problem herumgeschlagen hatte, kam ihm die Erleuchtung. Er hatte bisher in der Förderung von Landwirtschaft und Gewerbe die Rettung gesehen, das heißt, er war treu, brav und redlich auf dem Boden der Tatsachen geblieben. Nun

hatte bei ihm der Gedanke Wurzeln gefaßt, daß man auch die Luft in den Bereich der Erwägungen mit einbeziehen könne. Lag das Städtchen nicht mehr als 500 Meter hoch über dem Meerespiegel? War es nicht umgeben von herrlichen Wiesen und Wäldern? Sollte nicht der Herr Pfarrer neulich abends, als sie vom Dämmerchoppen im „Goldenen Engel“ selbender weggingen, unter der Tür genießerisch mit der Nase geschnuppert und gesagt: „Welch unerhörter Reichtum an Oзон?“

Der Bürgermeister setzte eine wohlüberlegte Eingabe an die Regierung auf. Eines Tages kam ein Regierungsrat mit ein paar Professoren und Ärzten, um die

bürgermeisterliche Eingabe zu überprüfen. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß das Ziel nicht nur in der Luft liege, sondern auch im Wasser, das sich als kristallklares Flüsschen durch die Landschaft windet. Nach Wochen traf ein versiegelter Regierungsbrief ein mit der Maßgabe, daß das Städtchen das Recht besitze, sich künftig Höhenluftkur- und Badeort zu nennen, und daß der jeweilige Bürgermeister auch die Obliegenheiten eines Kurdirektors wahrzunehmen habe. In der Gemeinde herrschte eitel Freude und Sonnenschein.

Der frischgebackene Kurdirektor nahm den neuen Pflichtkreis sehr ernst. Er setzte im Gemeinderat durch, daß dem Flüsschen entlang eine Kurpromenade angelegt wurde. Er brachte fertig, die Stadtväter davon zu überzeugen, daß es notwendig sei, diese Kurpromenade mit dem lebensgroßen Standbild der griechischen Göttin Diana zu schmücken, das seit langem auf dem Dachboden des Rathauses aufbewahrt wurde. Diese Diana, auf einem Sockel kniend und Pfeil und Bogen in der Hand, war von einem durchreisenden Italiener in Stein gebauen worden, er hatte dann aber nicht Geld genug besessen, um sein Kunstwerk abtransportieren lassen zu können. Auch ließ sich der Kurdirektor die Mittel bewilligen zum Bau einer Badeanstalt, an der es bisher gefehlt hatte. Sogar die Regierung konnte sich nicht dem Argument verschließen, daß ein Badeort ohne Badeanstalt kein Badeort sei und gab einen namhaften Zuschuß.

An die Benutzung dieser Badeanstalt konnten sich nun die Einwohner des Städtchens nicht so recht gewöhnen. Erstens lag sie ziemlich weit flussabwärts, so daß man eine halbe Stunde Wegs zu gehen hatte. Und zweitens war das Baden in der Badeanstalt mit der Einrichtung eines Obulus verbunden, den man sparen konnte. Und so geschah es, daß nach wie vor nicht in der städtischen Badeanstalt gebadet wurde, sondern am Ufer des Flüsschens, wo dieses gerade dazu geeignet war.

Über dieses Verhalten der Bürgerschaft war der Kurdirektor mit Recht erbost. Er ließ das ganze Flüsschen entlang Tafeln aufstellen, daß das Baden außerhalb der Badeanstalt verboten sei und im Übertretungsfalle eine Geldstrafe von 3 Mark erhoben würde. Als diese Verbotstafeln keinen Erfolg hatten, wurde der Amtsdienier Zapf mit der Durchführung der bürgermeisterlichen Verordnung beauftragt. Dieser, ein alter Solbat, war dann auch am Flüsschen auf dem Döhlen wie ein Schießhund und bald bagelte es nur 50 Taler in die Gemeindefasse, daß der Bürgermeister nicht mehr wußte, was das bessere Geschäft sei: Der Bau der Badeanstalt oder das Badeverbot außerhalb von ihr.

In einem schwülen Sommerabend waren zwei Kunststudenten aus der Landeshaupt-

(Fortsetzung Seite 700)



Gelius

Erinnerung

Von Ernst Theo Kohnert

So tratest du in meinen Tag:
 die Stunden waren hohl wie leere Räume,
 und ihr Gewicht erstickte alle Träume.
 Dumpf klang mein Schritt — wie schwerer Ahrenschlag.

Da kamst du wie von ungefähr,
 und meine Stunden wurden weite Kreise,
 die schwangen über sich hinaus, und leise,
 ganz leise legten sie um dich sich her.

stadt in die Nähe des Lustkur- und Badeortes gekommen. Weil sie den ganzen Tag über gewandert waren, lockte sie das kühle Wasser des Flusses. Weit und breit befand sich kein Mensch. Und so hängten sie ihre Kleider an einer der vielen Verbotstafeln auf und stiegen in der Nähe der Kurpromenade in die Glut.

Auf diesen Augenblick hatte der Amtsdienner Japf nur gewartet. Der Nimmermüde hatte sich hinter einem Gebüsch verborgen gehalten. Er kam in großen Sprüngen angerannt, daß die krummen Kavalleriebeine nur so flogen. Die Schöße seines blauen Amtsröckes flatterten wie Fahnen hinter ihm her im Winde. Sein Schnauzbart, der während einer zwanzigjährigen Dienstzeit bei der Gemeinde ergraut war, zitterte im Fieber der Jagdleidenschaft.

Doch die beiden Kunststudenten waren noch schneller als der pflichteifrige Amtsdienner Japf. Im Bruchteil einer Sekunde übersahen sie die Sachlage. Sie schnellten aus dem Wasser ans Ufer wie Kebabsteine, die an der Tränke überrascht wurden. Und dann rannten sie davon in einem wahren Turm-Tempo. Einer besaß auch noch die Geistesgegenwart, die Kleider mitzunehmen, ehe er im Walde verschwand.

Das andere Studentlein aber irrte sich in der Richtung. Er raste die Kurpromenade entlang, die zur Stadt führte. Doch bald mußte er im Lauf innehalten. Die Kurpromenade war frisch beschottert und schnitt dem Barfüßigen die Füße wund. Schon hörte er das Schnauben des heran nahenden Verfolgers. So sehen war er noch nicht, weil die Promenade an dieser Stelle eine Biegung machte.

Der nur mit der Badeboxe ausgerüstete Flüchtling schaute sich um nach einem passenden Versteck. Schon wollte er aufgeben, ein solches zu finden, da blieb sein Blick an der steinernen Diana haften, die ganz in der Nähe war. Verzweiflung und Tollfährtheit ließen blitzschnell einen Entschluß in ihm reifen. Er kletterte den Sockel empor zum Standbild der steinernen Göttin und dann stellte er sich neben sie mit theatralischer Geste, als sei auch er ein griechischer Gott. So blieb er bewegungslos stehen. Im Zwielicht der Abenddämmerung war nicht zu erkennen, ob der Stein lebend sei oder der Lebendige aus Stein.

Als der Amtsdienner Japf um die Ecke leuchtete und nichts mehr von dem Offens- überreiter sah, den er mit tödlicher Sicherheit zu fassen vermeint hatte, blieb er seufzend stehen und wuschte sich die Schweisstropfen von der Stirn. Dann aber streifte sein Blick das Denkmal. Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen, als er die Verdoppelung des Standbildes bemerkte. Und dann lief er davon, wie er noch nie in seinem Leben davongelaufen war.

Erst auf der Bürgermeisterei hielt er zu laufen inne. Er warf sich, völlig ermattet, auf den nächsten besten Stuhl und

dann sagte er zum Bürgermeister, der ob des respektlosen Benehmens seines Amtsdieners nicht wenig erstaunt war: „Sehr Bürgermeisr, i will mi pensioniere lasse, bei der Diana ischt der Zeus!“ Dem griechischen Götterkönig Zeus hatte er durch seinen Sohn gehört, der die Lateinschule des Städtchens besuchte.

Nachdem der Bürgermeister und Kurdirektor aus dem erschöpften Manne herausgefragt hatte, um was es sich handelte, mußte dieser, ob er wollte oder nicht, mit seinem Vorgesetzten noch einmal hinaus-pilgern nach der Kurpromenade. Die Diana kniete einsam auf ihrem Sockel und schoß mutterseelenallein ihren Pfeil ab. Von irgendwelchem Götterbesuch aus dem Olymp war nichts mehr zu sehen. Das findige Kunststudentlein war natürlich längst mit seinem Kameraden über allen Dingen.

Der Bürgermeister setzte sich mit seinem Amtsdienner, der Stein und Bein schwor, daß er einen Zeus bei der Diana erblickt habe, auf die Bank unter das Denkmal und sagte: „Japf, mach emol 's Maul auf!“ Dieser gehorchte.

„Nach Alkohol riechschst net“, stellte das Stadtoberhaupt sachlich fest, „also bißst du net bosse!“



Sauer-Nürnberg

Der Amtsdienner verwahrte sich entrüstet gegen die Verdächtigung, betrunknen gewesen zu sein, doch der Bürgermeister ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Ver-rückt bißst du net“, sagte er, „sonst hättscht de Gemeindefass' net so viel Taler eibracht. Wenn d' aber net bosse ond net verrückt bißst, Japf, dann kannschst du no net pensioniert werde!“

So kam es, daß der Amtsdienner Japf bis zum heutigen Tage im Dienst geblieben ist. Boshafte Menschen sagen ihm nach, daß er seither nie wieder des Abends allein auf die Kurpromenade in die Nähe der Diana sich hinausgewagt habe.



Eifersuchtsqualen

Oui

Der Bart

Von Siegfried Sommer

Es gibt viele Bärte.

Man kann einen Bart bekommen, und man kann sich einen Bart stehen lassen. Es ist das zweierlei.

Auch hat der Bart die mannigfachsten Verwendungsmöglichkeiten.

Kurz, der Bart ist heute zum Problem geworden.

Mein Freund Benedikt sah das ein und ließ sich einen Bart wachsen.

Nun heißt er Iwan.

Um die Derechtigung dazu zu unterstreichen, überstreicht er seinen Bart mit Augenbrauentusch.

Aber das ist ein Geheimnis.

Mein derzeitiges Nebengeräusch Selli findet das „zackig“.

Ich wage nicht zu widersprechen.

Denn ich Unmöglicher.

Oh, ich Verwoirener.

Ich habe noch keinen Bart.

Neulich waren wir beim Tanz. Selli tanzte mit „Iwan“.

Ich durfte zusehen.

Es war alles in schönster Ordnung; nur die Muffig hatte einen Bart und das Lokal.

Wir unterhielten uns glänzend.

Ich erzählte den Wit vom Kübezahel. Selli winkte ab; hat einen Bart.

Ich glaube das stimmt.

Dann ging Sie mit Iwan ins Freie, weil Sie Kopfwisch hatte.

Als Sie zurückkamen, sah Sie sehr erholt aus.

Nur über der Oberlippe hatte Sie einen harmlosen schwarzen Streifen.

Es sah fast aus, wie ein Bart.

Ich machte schüchtern darauf aufmerksam.

Dann durfte ich noch zählen, und hatte auch einen Bart.

Der Reklamekletterer

Von G. W. Bürfmayer:

In Amerika gibt es merkwürdige Berufe. Und besonders in New York. Man möchte es nicht glauben, daß dort ein Mensch durch Besteigung von Kirchtürmen, hohen Gebäuden, Funkmasten usw. — wohlverstanden von außen — sein Leben fristen kann. Es ist aber Tatsache. Und man darf ja nicht denken, daß dieser „Beruf“ in unehrlicher Absicht ausgeübt wird. O nein, es geht ehrlich und geschäftsmäßig zu.

Tommy Flint war so ein ehrlicher Kletterer. Ja, er stammte direkt von einer Klettererfamilie ab. Steeple-Jacks nennt man sie in der Berufssprache.

Allerdings — das Geschäft war nicht mehr wie früher. Auch die Polizei machte zuviel Scherereien mit Genehmigungen und Vorschriften. Immerhin — Tommy kam noch ganz gut zurecht.

Sein letzter großer „Ausflug“ war auf das Baalworth-Gebäude gewesen — es war ein Erfolg! Tausende von Zuschauern hatten die Straßen um den Bau versperrt, es war eine fabelhafte Reklame für die Baalworthleute geworden. Na, sie hatten

auch gut bezahlt — zweihundert Dollar. Ein ganz nettes Stümmchen für eine halbe Stunde Vergnügen. Denn in der Tat, das Klettern bereitete Tommy eine unfägliche Freude. Er wünschte sich immer, daß noch höhere „Buildings“ gebaut würden.

Nur die Sache war schon einige Zeit her, und Tommy lauerte schnüffend auf einen neuen „Auftrag“. Hatte einmal beim Verwalter der Glory-Kathedrale angefragt wegen einer Turmbesteigung. War aber nichts zu machen gewesen. Keine Reklame nötig. Mitglieder genug. Vielleicht später einmal, wenn die Sekte zurückgehen sollte. Tommy war schlechter Laune, als er in seiner Stammkneipe saß und sich grimmig mit Eiswasser-Jingwer vollpumpte. Alkohol vermied er meist, das erforderte sein Beruf.

In dem Kneipladen war außer Tommy nur noch ein Gast. Ein Chineser. Aber keine Kuligestalt, sondern etwas Besseres. Seinem Brillantring und seinem Maßanzug nach durfte man ihn sogar in die Klasse der gefüllten Safebesitzer einreihen.

Tommy liebte die Chinesen im allge-

meinen nicht. Eine raffinierte Brut — dieses sein Urteil hatte er schon oft bestätigt gefunden. Einmal hatte ihn so ein Gelber sogar um seinen Kletterlohn geprellt. Wollte nur eine billige Reklame für seinen chinesischen Kamischladen haben. War überhaupt eine gefährliche Angelegenheit gewesen. Tommy mußte damals an einem einige Meter hohen Blitzableiterstoß herunterturnen. Das Publikum hatte mächtig geklatscht, das wohl, aber der Chinamann verweigerte die Zahlung der ausgemachten 50 Dollar. Schlechtes Geschäft gewesen, nichts verkauft, weiße Teufel nur staunen, Maul aufreißen über Tommy — aber kein noch so armseliger Bastischirm ging deshalb mehr aus seinem Laden. Das waren des Chinesen Gegenreden. Mit zehn Dollar mußte sich Tommy zufriedengeben.

Der vornehme Chineser in dem Drug-Store trank etwas scharf Gemixtes. Er grinste zu Tommy herüber und sagte: „One too, eh, Steeple-Jack?“

Oh, dachte Jack, der kennt dich. 5m — wollen das Zeug mal kosten. Vielleicht





Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglmaierplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Groß-Konditorei CAFÉ MACK
Rosenstraße 11



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Besucht die Vorstellungen der
„DACHAUER“ im „PLATZL“
gegenüber dem Hofbräuhaus

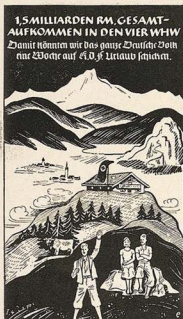
Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tagesstellungen

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert **Täglich** abends Tanz

Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMUNG - SCHRAMMELTRIO

Café am Dom
Kaufingerstraße

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends



Markensammler
erh. Inter. Nachr.
kostenlos
Ninchen, Baderstr. 49

Lebt die
„Jugend“

HEINLOTH & Co KDT-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Gut verpflegt
sind Sie im
gemütlichen
Vier Jahreszeiten-
Keller

Münchener
Kunstschulen

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schiecher in Isling / Isartal
mit Lehrstätte München, **Odeonsplatz 2**
staatl. anerk. / Allgem. Kunsterziehung

Münchner Lehrwerkstätten
Modellzeichnen, Gebrauchsgeschäft,
Zeichnen, Malen, Abdruck 11-18 Uhr,
Hohenzollernstr. 21, Fernr. 30149

Werbung
bringt
Arbeit!

Qualitätsdrucke
Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10 Telefon 20763

Kunst und Satire vereint — nur in der „Jugend“

Die „Jugend“ führt Sie heraus aus dem Alltag

Ab 1. Januar 1938 monatlich nur noch Mk. **1.60** Einzelheft **40** Pfennig

hilft's für die schlechte Laune. Und er goß sich den Inhalt des Glases hinter die Binde.

„Zigarette“, fragte der Chineser weiter. Tommy nahm auch die. War eine besondere Marke: in Weizenpapier gedreht, keines Kraut. Unbedingt will er was von dir, argumentierte Tommy weiter, denn ein Chinamann ist nicht umsonst freigebig. Und richtig. Der plapperte weiter: „No job — nir Arbeit, oh, Jack?“

Tommy nickte. „Aber ich hab Geschäft für dich. Groß Geschäft. So —.“ Der Chineser streckte seine Hände zu einer umfassenden Gebärde. „Ala“, sagte Tommy, „hast wohl einen Kamschladen?“

„No, ander Geschäft. Will dir sagen. Du kennst die National-Bank — hob Building, do you?“

„Natürlich kenne ich den Bastei. Drei-hundert Fuß, schätze ich.“

„Right! Sehr gut. Steig du morgen hinauf und du bekommst tausend Dollar.“

Tommy lachte bei diesem Angebot. „Tausend Dollar in Blüten, was? Ich kenn euch Salunken doch. Vee, das macht Tommy nicht!“

„Keine Gafes, nir Blüten, Jack. Richtig money. Hier sind sie.“ Und der Chinamann zählte zehn echte und rechte Hundert-Dollar-Scheine auf die Theke. „Kamst Geld sofort haben. Nir Bluff. Alles forreht. Na, willst du steigen?“

Die Sache war jetzt anders für Tommy. Für tausend Dollar hätte er noch ganz was anderes gemacht. So sagte er denn zu. „Und wann soll das sein?“, fragte er noch.

„Zwischen elf und zwölf Uhr vormittags. Du mußt etwas Kunststück machen. Viel Leute sollen sehen, sehr viel.“

„Ist gemacht! Ich stelle mich sogar dort droben auf den Kopf. Das genügt wohl.“

„Very fine! Mußt aber nicht fallen, Jack. Und jetzt noch einen Drink, ja?“ Tommy hatte nichts dagegen, und so war das Geschäft abgemacht.

Am nächsten Vormittag hatte Tommy noch eine kleine Ansprache mit einem Direktor der National-Bank. Für ganze fünfzig Dollar würde er am Haus hochklettern, ob man ihm die bezahlen würde. Ware doch eine feine Sensation und wieder mal eine Kellame. Natürlich sagte der Direktor ja. Tommy bekam seine fünfzig Dollar und begann seine Kletterei.

Als er am zehnten Stockwerk herumturnte, hauchten sich die Menschen in der Straße, als er das Dach erreichte. Konnte kein Stein mehr zu Boden fallen. Ein großes Polizeiaufgebot war erschienen, um



A: „Wenn man dich sieht, liest du Heiratsanzeigen — und bist doch verheiratet.“
B: „Ich weiß gar nicht, was du willst — man muß doch ein bißchen für die Zukunft sorgen.“

die Massen in Ordnung zu bringen. Als dann Tommy tatsächlich auf dem flagen-maß in der schwindelnden Höhe seinen ver-sprochenen Kopfstand ausführte, raste der Beifall aus der Menge, schntausende von Augenpaaren blickten nach oben zu dem fuhren Turner.

Die Sache war ein Riesenerfolg gewe-sen — man konnte es eine Stunde, nach-dem Tommy wieder aus der Erde wan-delte, in den Extraausgaben der Blätter lesen. Nicht weniger als 320 neugierigen Zuschauern waren die Briefstaschen und Geldbörsen gestohlen worden. Die Leute der Taschendiebe wurde auf ungefähr zehn-tausend Dollar geschätzt.

Tommy las die Neugier und wußte Bescheid. Er war also nur das Mittel zum Zweck gewesen für eine Taschendieb-organisation. Die hatten ja ein feines Ge-schäft gemacht — neuntaufend Dollar in einer knappen halben Stunde!

Aber Tommy war doch der Dumme. Als

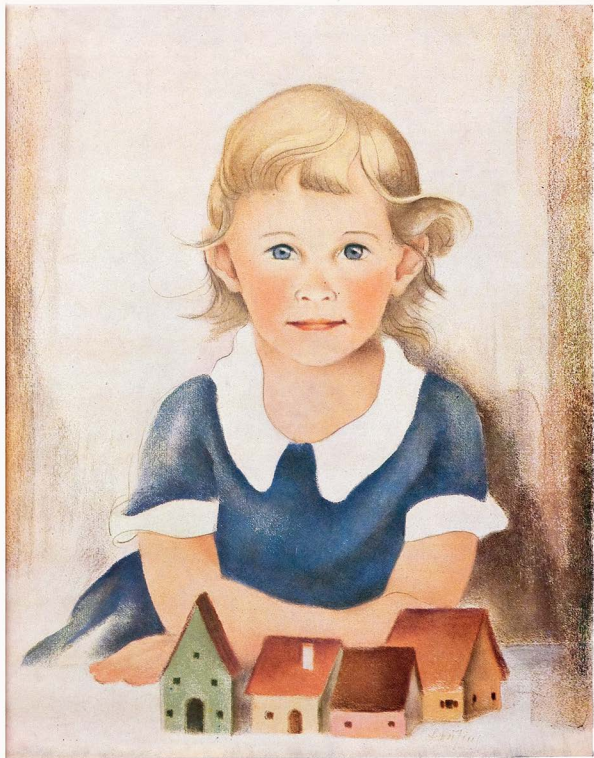
er gerade überlegte, wie er sich nach seiner Aufstreichung einen feinen Tag machen könnte, kam der Wagen eines überfall-kommandes die Straße herabgefahren, hielt neben ihm am Straßenbord und heraus stürzten die Polizisten, packten den erstaun-ten Tommy, und ab ging's zur Polizei-station. Für den Schnellrichter lag der Fall einfach. Er, Tommy, wurde der Bei-hilfe an der Taschendieb-Großaktion an-geklagt. Er hätte durch seine Kunststück-chen das Publikum abgelenkt, um seinen Spießgesellen leichtes Arbeiten zu ermög-lichen. Dafür gibt's ein Jahr. Ab der Mann!

Die tausend Dollar waren wohl ein Geilpflaster für Tommy, aber sein Gafstieg während seines einjahren Abzinses uns Ungemeßene, und der vornehm Chinamann mit den Weizenpapierzigaretten tat weise, einer Begegnung mit dem Streple-Jack Tommy in Zukunft aus dem Wege zu gehen.



Maçon

„Zwoa Brettl — a g'führiger Schnee“





Der Weg zum Ruhm

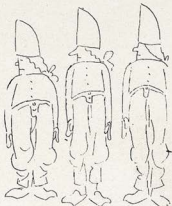
Als wir dieser Tage die Wochenschau besuchten, blickte uns von der Leinwand ein wohlbekannter Kopf entgegen, in dem wir die olympischen Züge des alten Geheimrates Goethe zu erkennen glaubten. Es war Gerhart Hauptmann, der seinen 75. Geburtstag feierte. Seit wir ihn vor zehn Jahren zuletzt sahen, bei einer Festaufführung seines entzückenden Lustspiels „Die Jungfern vom Bischofsberg“, war er von unveränderter Frische. Mag es auch etwas stiller um ihn geworden sein, mag sich der Revolutionär, der die Weber schrieb, heute zum abgeklärten Weisen gewandelt haben: viele seiner Werke bleiben bestehen. Wie Hauptmann berühmt wurde? Wir wissen es so wenig wie jener Filmdirektor, der vor wenigen Jahren wegen der Verfilmung eines seiner Dramen mit ihm verhandelte. Als das Honorar zur Sprache kam, forderte Hauptmann eine hohe Summe. Darauf der Filmmann: „Aber bedenken Sie doch! Wenn wir Ihr Werk verfilmen, werden Sie ja in ganz Deutschland berühmt!“ Zu spät! Er war es bereits.

Unterhosen

Wir bitten die freundlichen Leserinnen, einen Augenblick fortgehen zu wollen, oder wenn sie schon ein Auge riskieren, das folgende nur aus einem Augenwinkel zu lesen. Es handelt sich um Unterhosen. Heute geht der Kampf nur darum, Konstruktionsfehler zu beseitigen und eine Unterhose so elegant und schicklich zu bauen, daß man in diesem Negligé Besuch empfangen kann. Denn immer noch finden sich auf dem Markt jene ewig offenstehenden Gebilde mit hängenden Hosensbenden, in denen selbst der Hermes des Paragites unmöglich ausgehen hätte.

Noch nicht zweihundert Jahre sind es her, da ging der Kampf um die Unterhose überhaupt. Friedrich der Große war es, der dieses unsichtbare Kleidungsstück bei seinen Soldaten einführt. Er stieß damit auf ähnlichen Widerstand wie mit der Einführung der Kartoffel. Denn viele Soldaten gab es zu jener Zeit, die sich in ihrer einzigen Militärhose so wohlhändig eingerichtet hatten, daß ein Unterbeinkleid ihnen dort wie ein Fremdkörper erschienen wäre. Ähnlich wie in neuerer Zeit um Fußklappen und Halsbinde, so wurde da-

mals beim Seere um Unterhosen gekämpft. Es wurden Unterhosen-Appelle abgehalten, wo der Unteroffizier nachsah, ob oben aus jeder Hose jenes Streifens Unterwäsche hervorlief, das den Beweis für das Vorhandensein des ganzen Stückes



liefere sollte. Manchmal aber kam es vor, so berichtet unser Sachmann, daß von der Unterhose nichts weiter vorhanden war, als dieser weisse Streifen, während man die unbequemen Hosensbende kurzerhand abgeschnitten hatte. Es blieb also nichts anderes übrig, als die Männer (bitte meine Damen schauen Sie nicht hin!) nur in Unterhosen antreten zu lassen. Ein Bild, das in einer Amazonenschlacht gewiß durchschlagenden Erfolg gehabt hätte.

Immer ehrlich

Teitelos war ein kluger Mann, ein geschickter Mann. Als er heraus hatte, daß aus alten Knochen noch alles Mögliche zu holen ist: Glyzerin, Leim, Knochenmehl, warf er sich auf dies Geschäft und wurde so mit der Zeit ein wohlhabender Mann.

Sein sechzigster Geburtstag wurde gefeiert, groß gefeiert: Der Festredner lobte ihn bis über den grünen Klee, was Teitelos für ein guter, was ein kluger, was ein reicher Mann sei. „Und was das Allerhöchste ist“, schloß er seine Rede, „ehrlieh ist er gewesen, ehrlieh — bis auf die Knochen.“

Der unsterbliche Rehbock

Die Züge nach Berlin sind voller Leute mit grünen Hüten, die die internationale Jagdausstellung sehen wollen. Überfüllt wie in den Tagen von Olympia sind die Berliner Hotels. Die ausgestellten Geweihe setzen die erfahreneren Ebemannen in Erstaunen, und über die Massen prächtig sind die Abteilungen der einzelnen Nationen. Inzwischen aber sind die deutschen Jäger nicht müßig geblieben. Da das Rehwild größeren Flurschaden verursacht hatte, fand bei Braunschweig ein größeres Treiben statt. Der Reichsjägermeister stellte die achtbare Strecke im Namen der Jäger dem Winterhilfswerk zur Verfügung. Von dieser Jagd erzählte uns einer der Teilnehmer eine Geschichte, die wir nur östlich nennen können. Da unser Jäger das Gebiet nicht kannte, fragte er einen der Treiber, ob das Jagdrevier auch gut sei. Ja, erwiderte der Treiber. Aber was ich jagen wollte. Wenn Sie einen Rehbock sehen mit vier großen hellen Tupfen an der Seite, dann schießen Sie ihn bitte nicht. Die anderen Jäger schießen ihn auch nicht. Der gehört nämlich gewissermaßen dem Herrn Sanitätsrat. Es ist seine einzige Freude. An dem schießt er schon seit 1915.



Die Jugend

Zeichnungen von Maxon



Im Moor

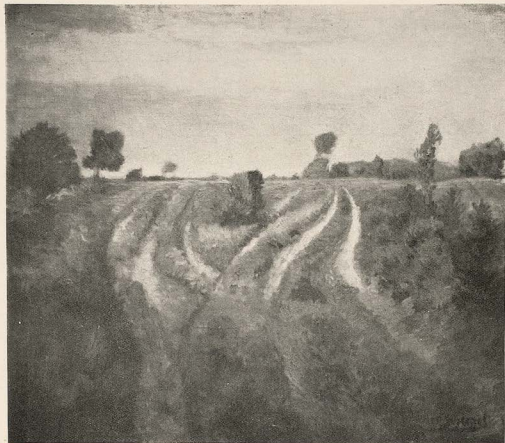
Ernst Müller-Scheessel

DIE GROSSE SEELE

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Die große Seele gleicht der klaren Quelle:
 Entsprungen, folgt sie ihres Falles Lauf,
 Enttellend, wächst sie mit des Stromes Schnelle.
 Kein Felsgebirg hält ihre Siegbahn auf.
 Nicht lauschend auf der Wogen leises Weinen,

Die gern verweilen an der Ufer Grün
 Sucht sie dem Ozean sich zu vereinen!
 Die Wolken ihres Wesens Gleichnis glühn:
 Wer sehnsuchtsstark sich will ins Meer ergießen,
 Wird selbst zum Meer im Ineinanderfließen.



Heidelandschaft

Ernst Müller-Scheessel

DEUTSCHE MALER:

Ernst Müller-Scheessel

Ein Jahr ist vergangen, seit Ernst Müller-Scheessel, der Maler und Künstler seiner niedersächsischen Heimat, uns entrißen wurde. Wohl keinen gibt es, der ihn kannte und nicht um ihn getrauert hätte, um den bescheidenen, liebenswürdigen Mann, der so innig mit seiner Heimat und ihren Menschen verbunden war, daß er in der Erinnerung seiner Landschaft weiterlebt.

Ernst Müller wurde am 24. April 1863 in Scheessel bei Bremen geboren. Er gehört zu den Pionieren, die des Münchener und Düsseldorfer Akademiewesens satt, hinausziehen in die Natur, um unter freiem Himmel in ihre Geheimnisse unmittelbar einzudringen. Damals wurde die Malerkolonie in Worpswede gegründet. Ernst Müller aber ging, nachdem er acht Jahre als Glasmaler in Kanada tätig

gewesen war und in München zum Kunstgewerbe die Malerei hingenommen hatte, in seine alte Heimat Scheessel, wo die norddeutsche Heidelandschaft ihn in ihren Bann schlug. Eigentlich kam er nur, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Aber er blieb.

Wahres und ehrliches Empfinden, wie es nun einmal für das echte Kunstwerk unerlässlich ist, kennzeichnet sein Werk. So haben Manierismus und Effekthascherei dem Schaffen dieses Künstlers nichts anhaben können, weil er die innere Unwahrheit solchen Gebarens empfand. Ernst Müller malte nicht um irgendwelcher Probleme willen, sondern einfach, weil er malen mußte. Als sich einmal in heller Landschaft die Dorfjugend um seine Staffelei versammelte, und ein Bauernjunge ihn fragte: „Du, Onkel, worum

meinst dat vull“, gestand er sich selber, daß er diese Frage vernünftigerweise nicht beantworten konnte. Es zeigt von seiner Bescheidenheit wie von seinem Humor, daß er unbeschwert von jener Frage wie von dem eigenen Eingeständnis erzählte.

Seine Bilder sind ganz farbig, doch außerordentlich fein in den Tönen. Auch drangen sie keine kräftigen Töne auf und sind daher auch einfarbig kaum wiederzugeben. Die lebendige Natur seiner niedersächsischen Heimat sprach zu dem Künstler aus allen Dingen, und auf seinen vielen Streifzügen durch das Land wurde Ernst Müller-Scheessel einer der feinsinnigsten Kenner niederdeutscher Volkskultur. Viele Natur- und Bauendenkmäler seiner weiteren Heimat hatte er erhalten helfen. Durch die Anregung der Scheesseler Trachtenfestspiele hat er zur Neubelebung alter



Niedersächsischer Bauernhof

Ernst Müller-Scheessel

Volkbräuche beigetragen, und in Zeiten, als niemand daran dachte, daß das Gute so nabeliegen könnte, ist er im Verein für niedersächsisches Volkstum, den er mit begründete, ein Vorkämpfer für die Erhaltung niederdeutscher Sprache, Kunst und Sitte geblieben.

Viele alte Bauten, die dem Verfall und Untergang ausgeliefert schienen, hat Ernst Müller-Scheessel zu neuem Leben erweckt, und einige zu Heimatmuseen umgestaltet. Alle diese Bauwerke, die er unter Wahrung ihres ursprünglichen Geistes wieder hergestellte oder neugestaltete, hat, strahlen — wie seine Bilder — des Künstlers ruhiges, heiteres Wesen aus. In den Räumen, die er in Bremen und anderen Städten und Orten Nordwestdeutschlands gestaltete, konnte der Seelenfroß neuer Sachlichkeit nicht bestehen. Ein Bild von ihm, und Behaglichkeit, Leben und Wärme zogen ein. Sein Atelier hatte nichts von der erschreckenden Kahlheit und Wüstenheit, die manche Ateliers auszeichnen. Man fühlte sich dort zu Hause, unter dem hohen Dachstuhl mit den rauchgeschwärzten Eichenbalken, an dem großen Kamin.

Künstler sein heißt Mensch sein. Indem wir die Welt der Erscheinungen durchs Fenster der Seele betrachten, sehen wir in ihr etwas Persönliches. Bekannte Formen werden vertraut und reden zu uns. Eindrücklicher aber als der Laie sieht diese zu

uns redende Umwelt der Künstler. Vertraute Gegenstände, Gesichter und Landschaften werden uns zu Persönlichkeiten eigenen Ausdrucks. Dem Künstler allein aber ist es vorbehalten, diesen Ausdruck seinen Bildern so aufzuprägen, daß sie zu uns reden, Freunde werden und den Räumen ihren Geist einhauchen. Es ist ein heller, freundlicher Geist, der dort wohnt, wo Bilder Ernst Müller-Scheessels hängen. Das Wesen der Heimat ist darin, ihre Luft und ihr Licht. Eine heitere Ruhe ist in ihnen: Mens sana. Mit solchen Bildern mag man gerne leben.

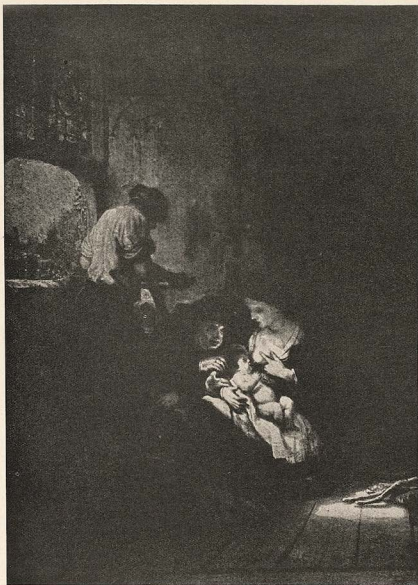
Seine Liebe zur Heimat, seine künstlerische und menschliche Ehrlichkeit und Eigenständigkeit haben Ernst Müller manche Ehrungen eingetragen. Unter anderem wurde er Ehrenvorsitzender des Bremer Künstlerbundes. Es war fast sprichwörtlich, daß er seine Bilder auf Ausstellungen in die schlechten Ecken und dunklen Winkel hängte, um einem jüngeren Kollegen, der nach seiner Meinung zu wenig beachtet wurde, einen besseren Platz geben zu können.

Als Lehrer an der Vorbildlichen Kunsthochschule zu Bremen war er nach Kräften bemüht, die jungen Talente zu fördern. Sein Urteil war gerecht und unbeeinträchtigt, aber dennoch gütig und niemals herabziehend. Wo es etwas zu schlichten galt, wurde sein Schiedspruch angerufen und

nicht nur in künstlerischen, sondern in allen menschlichen Dingen galt sein Urteil als letzte Instanz. Er hatte keinen Feind, und wer zu ihm kam, der ging reich und edler wieder weg als er gekommen war.

„Wenn wir dieses Mannes gedenken“, sagt der Dichter Rudolf Alexander Schröder in seiner Erinnerungsgedächtnisrede, „so gedenken wir eines vorbildlichen Freundes und vorbildlichen Künstlers, dem, nun er dahin gegangen ist, beides beides bleibt, das Nachleben im Kreise seiner Freunde, Mitbürger und Landleute und darüber hinaus die Unvergänglichkeit seines künstlerischen Werkes.“

Es hat kein gewaltiges Rauschen im Blätterwald angehoben, als er die Augen schloß. Aber wieviel Augen haben sich geöffnet, wieviel Herzen sich bei der Nachricht von diesem Gange erschüttern lassen, auf wieviele Lippen hat sich das „unerstlich“ gedrängt, das gerade mit diesem Abschieden für uns bitter mahnend zugleich verknüpft war. Und wenn Ernst Müllers gemaltes Werk nur mit verhältnismäßig wenigen Tafeln in die öffentlichen Bildersammlungen gelangt ist, es wird leben bleiben, wird weiter wirken in dem häuslichen Kreise, für den es von Anfang an bestimmt war, es wird geliebt und gerühmt solange das Lob unserer Heimat von liebenden Lippen verkündet wird.“



Die Zimmermannsfamilie

Rembrandt

Wie die anderen Weihnacht feiern

Eine Reise in Gedanken rund um Deutschland / Von Erwin Karl Hornauer

Weihnacht — Weihenacht. Das deutsche Fest der Kinder. Julfest! Der Name ist heute in den skandinavischen Ländern noch heimisch für Weihnachten. Dort wurde der Christbaum wohl zum ersten Mal als Sinnbild und Schmuck der Weihenacht eingeführt.

„Good Jul!“

So sagt der Norweger, der schon im ersten Advent den Christbaum pflanzt und draußen, wenn er Landmann ist, eine Hasengarbe auf einen Wintermaien pflückt und sie auf den Misthaufen stellt, damit

sich des Tannenbaums Grün auf das Getreide segnend übertragen möge. Für den Nordländer ist das Julfest ein Fest der Fruchtbarkeit und vom ersten Advent an steckt man dort je ein Licht an den Christbaum, bis das letzte am heiligen Abend angebrannt wird und die Leute sich, ob

bekannt oder unbekannt, mit dem Spruch „Good Jul“ begrüßen, was soviel heißt wie „Freudliche Weihnachten!“ Am heiligen Abend wird als Höhepunkt des festes der Lichterbaum angezündet, während der „Jultomte“ in die Stube tritt, der Sanct Nikolaus und seine Weihnachtsrede hält und aus dem großen schweren Sack Äpfel, Nüsse und Leckerbissen an die Kinder gibt. Die Norweger haben ein schönes altes Weihnachtslied „Nu är det Jul igen“, es heißt zu deutsch „und es ist wieder Weihnachten“. Zwanzig Tage dauert dort das Weihnachtsfest und am letzten Tag, da Knut ist, tanzt man Weihnachten ut. So sagt der Volksmund. —

Schwedens Weihnacht

ist unserem deutschen Fest wohl am ähnlichsten. Dort erwarten die Kinder im Zimmer neben dem Kamm, da der Lichterbaum steht, das Zeichen zum Eintreten und dann laufen sie der strahlenden Tanne entgegen und suchen nach Paketen und Kuchen und Puppen und nach ihren Wunschgeschenken. Ein großer Schinken, Reisbrot und Würste, das ist Schwedens traditionelles Julefestgericht. Dazu kommt das nirgends fehlende Hauptgericht, der „Lut-fisk“, ein Fisch im braunen Dreck, der besser schmeckt als alle Leckerbissen. Der „Ölög“, der festtrunk, das ist Alkohol mit Rosinen, Feigen, Nüssen und Äpfeln, der brennend serviert wird, bringt die Weihnachtsstimmung erst voll in Gang und daneben erzählt der Vater oder die Mutter die Sage von der Lichterjungfrau Lucia den Kindern, die einst den Totenranke von Haus zu Haus getragen haben soll. Eine Schlittenfahrt am kommenden Morgen beschließt das Weihnachtsfest in Schweden.

„Christmas“

meint der Engländer, wenn er Nippelzweig über die Tür hängt. Einen heiligen Abend kennt England nicht, der Rundfunk bringt Glockenschläge von Westminster und der Bischof hält eine Weihnachtspredigt, die meist höchst langatmig ist. Der Tannenbaum ist selten, und wenn er in einem Hause brennt, so ist er „importiert“ aus Skandinavien oder Deutschland. Erst der 25. Dezember ist der Weihnachtstag des Engländer, der heilige Abend ist sozusagen nur der Vorakt dafür. Die Kinder haben am Abend zuvor ihren Strumpf an die Betten gehängt, um die Gaben zu erhalten und am Morgen des 25. schauen sie erwartend in dieselben, in die „Santa Claus“, so sagt England zum Nikolaus, die Wunschgeschenke steckt. Die englische Weihnacht ist im Gegensatz zu unserer Weihnacht und der der skandinavischen Länder nüchtern. Bälle, Einladungen mit viel Mummenschanz wie im Karneval, das sind die Weihnachtsvergüngen auf dem Inselreich. „If und drink gut“ ist das Motto. Ein riesiger Putz wird verpflegt

und dann kommt die althergebrachte Mahlzeit „Der Plumpudding“, die aus 35 Teilen besteht und mit Rum übergoßen und brennend aufgetragen, gegessen wird. Der zweite Weihnachtstag, der sogenannte „Dorningday“ trennt die Kinder, die sich Märchen erzählen von den Erwachsenen, die ihren „Kostümball“ auffuchen. —

Frankreich

singt „mon bon sapin“ zur Weihnacht oder „la belle nuit“, zu deutsch „die schöne Nacht“, was der französische aus Deutschland übernommen hat. Sanct Nikolaus und Tannenbaum sind selten. In der Bretagne kennt man wohl den Christbaum, aber auch nur vereinzelt und lieber hängt der französische nach Art des Engländers einen Nippelzweig ins Zimmer. Die Kleinen schreiben ihren Wunschzettel und am Morgen des Christtags nehmen sie ihre Geschenke in Empfang. Etwas Besonderes



bietet den Franzosen die Punkt 12 Uhr am heiligen Abend überall stattfindende Mitternachtsmesse, die mit schönen musikalischen Darbietungen ausgefüllt ist und nach der sich im Kreis der Familie ein Festschmaus mit Austern und Gänseleber anschließt. Schon Wochen vor dem Weihnachtstag sind in Frankreichs Städten und Dörfern die sogenannten „Reveillons“, die öffentlichen Weihnachtsfeste in den Lokalen, die als „Festmahl“ in vielen Sekt ertrinken und bei denen es mit Lärm und Toben wenig weihnachtlich zugeht. Mitten in das Tanzvergnügen hinein erscheint der „Dere noel“, der Weihnachtsmann und teilt Gaben aus, wofür er seinen „Gobius“ erhält. Die Tage bis Silvester, die der französische noch zur Weihnacht zählt, verbringt man dort meist auf Reisen, so nach der Riviera, nach Marseille und Toulon, wo Frankreichs Bürger die glanzvolle „nuit des noel“ verbringen, die Sanct Nikolaus-Nacht. Es ist aber dort alles mehr fälschlich als Weihnacht in unserem Sinne.

Italien

hat wenig Weihnachtsbräuche. Unter einem fast immerblauen Himmel kommt

Weihnachten, wie wir es kennen, kaum auf. Die „pifferi“, das waren die Dudelsackpfeifer, gibt es fast nicht mehr, sie haben um die Jahrhundertwende ihre Weihnachtstreiben eingestellt. Auf der „Piazza Navona“ herrscht jedoch ein richtiger Weihnachtsbetrieb. Da sieht man Buden mit Krippen, Figuren, Leckerbissen und Obst und allerlei Süßigkeiten. Der Tannenbaum fehlt gänzlich in Italien. Aber gleich bleibt mit allen anderen Ländern zur Weihnachtszeit der Wunsch nach gutem Essen. Ein fetter Kalb, Sardellenauce und Makkaroni und als Nachtisch „torrone“, das ist Mandelkuchen, das sind Reste alt-römischer Kulussnüsse. Und wie in Frankreich ist Mummenschanz und Tanz der Weihnachtswunsch des Italieners, der Weihnacht als Karnevalsbeginn aufsaßt, wenn auch die Mitternachtsmesse in den römischen Domen zur Inbacht mahnt. Im Süden Italiens kennt man noch zuweilen alte Weihnachtsriten und Gebräuche, die an unser Fest erinnern. Die Krippe steht in jedem Hause, auf den Straßen werden große bunte Umzüge veranstaltet und der Tanz der „Tarantella“ und manchmal auch ein Dudelsackpfeifer sind Überbleibsel aus einer vergangenen Zeit, denen mit einem frischen Feuerwerk als Höhepunkt des festes der ganze letzte Hauber genommen wird. —

Je mehr wir dem Süden entgegenkommen, desto weniger ist von Weihnacht, wie wir es uns vorstellen, eine Spur zu finden. Deutschland und Skandinavien haben den alten schönen Brauch der Weihnacht erhalten, den wir nicht missen möchten. Es gibt eben nur hier Weihnacht = Weihnacht, das Fest des Dankes, der Hoffnung und der Freude, das nur der nordische Mensch bejammlich feiert.

Gedanken sehnern

über den Glauben

Glauben ist fürwahrhalten dessen, was nicht durch Erfahrung und logischen Schluß gewiß ist.

Unglaublich ist, was alles in der Welt geglaubt wird, und von allem, was geglaubt wird, wird auch das Gegenteil geglaubt.

Ein Glaube wurzelt im andern.

Der Glaube geht über das Wissen hinaus und vervollständigt unser Weltbild. Denn dieses ist überwiegend eine Sache des Glaubens.

Die Analogieschlüsse aller Geisteswissenschaften sind Sache des Glaubens.



Albrecht Dürer

GUTER KAMERAD SEPPERL

Eine Weihnachtserinnerung von W. S. Bärmayer

1917 hausten wir in dem zerflossenen Bailloul an der Terrasfront. Wellblechbaracken waren unsere Unterkünfte, notdürftig zusammengefügtes Mauerwerk diente als Geschützraum für den Bataillonsstab. Eine trostlose Öde, dieses Dorf, und noch dazu ein Aufenthalt, der einen nie zur Ruhe kommen ließ, da er im Feuerbereich der französischen Geschütze lag.

Unsere einzige Freude war der kleine Seppel, ein noch junger Hund von schwer zu bestimmender Rasse. Die langen Ohren hatte er vom Spaniel, seine kurzen Beine ließen auf Dackelbeziehungen schließen und sein struppiger Kopf sah sehr nach Affenpincher aus.

Seppel war ein Franzose. Beim Marsch durch ein Nest in der Nähe von Douai hatten wir ihn mitgenommen. Den Namen Seppel bekam er gleich am ersten Tag der Bekanntschaft vom Küchen-

gefreiten Bergemann, der auch seine weitere Betreuung übernahm.

In Bailloul offenbarte sich Seppels Gelassenheit. In den ungefähr 5 Kilometer abgelegenen Stellungsräumen ging es seit Tagen heiß her. Die Franzosen überführten sich in Teilangriffen. Meldungen deuteten auf eine bevorstehende Offensive hin.

Nicht lange darnach, am Weihnachtstag, setzte um die fünfte Morgenstunde ein Trommelfeuer ein, das sogar in unserer Ortsunterkunft die Wellblechbaracken erzittern machte und mit seinem unaufhörlichen Dröhnen den Eindruck erweckte, als wären sämtliche Eisenbahnzüge der Welt im Anrollen.

Gschöte Bereitschaft war befohlen. Alles mußte in Stellung, sogar die „Abkommandierten“, d. h. Kompagnieführer, Köche, Zandwerker und dergleichen. Natürlich war auch der Küchengefreite Bergemann zum Ausrücken befohlen.

Als alle marschbereit standen, war unser Seppel an Bergemanns Seite. Der quälte sich um das Tier. Was sollte aus ihm werden? Nach vorne mitnehmen konnte er ihn nicht. Wir beratschlagten und beschloßen, Seppel an die Feldküche zu binden. Der eine oder andere würde ja zurückkommen, und, sollte das Schlimmste eintreten, so kamen doch irgendwie Nachfolger nach Bailloul, seien es nun Ablosungsgruppen von uns oder gar Franzosen. Um Seppel nicht hungern zu lassen, stellten wir einen großen Eimer Wasser und einen reichlich gefüllten Futtertrog in seine erreichbare Nähe.

Als wir abzogen, winkelte Seppel in allen Tonarten, riß und zerrte an dem Strick und gab alle Anzeichen, daß er mit dieser Gefangenlegung und Ausschließung von unseren militärischen Vorhaben nicht einverstanden war.

Gefreiter Bergemann war bei der Gruppe Schöttler eingeteilt worden, die im zweiten Graben Stellung bezog. Der Ausdruck Stellung ist allerdings übertrieben, denn der Ort war nicht viel mehr als ein aufgewühlter Dreckhaufen, der für die links und rechts einschlagenden Geschosse einen armseligen Schutz bot. Nach einer Stunde schon war jeder einzelne der darin Ausharrenden mit einer dicken Lehmkruste überzogen.

Zwanzig Stunden schon dauerte das nervenermüdende Herumliegen und Abwarten. Gefreiter Bergemann wurde bestimmt, nach hinten in die 3. Stellung zu gehen und von dem dort errichteten Notproviandlager etwas Essbares zu beschaffen. Mit einigen Feldkesseln und leeren Sandfäcken beladen, machte er sich auf den Weg. Aber er kam nicht weit. Schon im ersten Laufgraben erreichte ihn sein Schicksal. Ein Granatplitter traf ihn am Kopf und warf ihn nieder. Tiefe Ohnmacht umfieng ihn.

Es mochten Stunden vergangen sein, als er durch ein regelmäßiges Keilen an der Stirn zu sich kam. Er öffnete mit Mühe die Augen. Es dauerte einige Zeit, bis er den Seppel erkannte, der dicht an seinem Kopf lag und an der Stirnwunde leckte. Ein Stück von dem Strick, an den Bergemann das Tier gebunden hatte, streifte ab und zu über das Gesicht des Gefreiten. Da hatte sich also das treue Tier losgebissen, um zu ihm zu gelangen! Mit einem leisen Lächeln um den Mund versiel Bergemann wieder in das fieberhafte Nichts.

Ein Sanitätsstrupp hat die beiden dann gefunden. Da Bergemann seinen Liebling frampfhaft umschlungen hielt, brachten sie das Tier mit ins Feldlazarett. Nach längerer Zeit erst wurde Bergemann einem Heimalazarett überwiesen. Natürlich nahm er Seppel mit.

Heute ist Seppel lange tot. Er liegt in einer Ecke auf Bergemanns Hof begraben. Und jedes Jahr, am Weihnachtstag, legt der ehemalige Küchengefreite ein Bündchen aus das Grab seines treuen Kriegeskameraden.

Der Weihnachtsbummerang

Von FERT LYNCH

Der Kunstgewerbler Adam Lindner schritt im Atelier auf und ab und paffte Wolken aus seiner Stummelpfeife. Es war bei seinen bescheidenen Mitteln wirklich nicht leicht, ein Weihnachtsgeschenk für einen Prokuristen ausfindig zu machen. Der hatte ihm während des Jahres mehrere Aufträge verschafft, und man wollte sich nun mit einer Aufmerksamkeit dankbar erweisen. Nur womit, das war die Frage.

Adams Blick überflog die Stellagen und Möbelsimse. Da standen lunterbunt seine Arbeiten, zumeist unverkäufliche oder halbfertige Gegenstände. Am gelungensten nahm sich ein dicker Stoffmops aus, weiß und mit schwarzen Partien. Aber der Mops war eigentlich für Fräulein Ella gedacht, die an der Kasse des Kinos saß und ihm zuweilen einen freiplatz zukommen ließ. Man mußte also für den Prokuristen etwas anderes finden.

Adam stieß einen Pfiff aus, als er unter alten Zeitschriften einen braunen Karton erpäbte. Jetzt hatte er es! Das war das

Richtige! Er zog die Schachtel hervor und öffnete sie. Es war alles noch gut erhalten. Und er griff nach dem Staubtuch und begann Stück um Stück blank zu reiben: die schwarze Marmorplatte mit dem riesigen Tintenfaß, den marmornen Löffel, den marmornen Brieföffner, und den marmornen Federhalter. Sicherlich würde der Prokurist an diesen Dingen seine Freude haben!

Adam setzte sich hin, schrieb Gefegnete Weihnacht und seinen Namen auf eine Leinenkarte, befestete mit goldener Kordel ein Tannenreis dran, verpackte das Ganze und trug es zur Post. Das war sechs Tage vorm Heiligabend. Nun würde es der Prokurist noch rechtzeitig erhalten, che er seinen Weihnachtsurlaub antrat.

Herbert Wiesmüller, der Prokurist, hatte Weihnachtseinkäufe gemacht. Als er, den Arm voller Päckchen, vor der Zimmertür stand, ärgerte er sich. Er hatte vergessen, an seinen Freund Arthur zu

denken. Unbedingt mußte er ihm eine Freude machen!

Was lag denn dort auf dem Tisch? Ein Paket! Wahrhaftig, ein Weihnachtspaket!

Er schnitt die Verschnürung herunter und entnahm dem Karton eine schwarze, vierteilige Schreibgarnitur. Gerichtlich gleifte der Marmor im Lampenlicht. Absender Adam Lindner. Der gute Kerl! Hat sich in Unkosten gestürzt, um ihm eine Freude zu machen. Xubrend! Nur, mit Verlaub, was sollte er mit den schweren, unpraktischen Dingen anfangen? Er hatte seinen füllfederhalter und brauchte keinen andern. Sein leichter Tintenfüll war ihm lieber als diese feinerne Tintenwalse. Und sein Federmesserchen, ein Andenken an Lottie, schnitt jeden Brief auf. Aber da kam ihm ein Gedanke! Wie wäre es, wenn er mit dieser Schreibgarnitur Arthur's Weihnachtsgeschenk bespricht? Eine gute Idee! Und der Prokurist packte alles wieder ein: die schwarze Marmorplatte mit dem riesigen Tintenfaß, den marmornen Löffel, den marmornen Brieföffner, und



Fränkische Winterlandschaft

Willi Diernhöfer

den marmornen Federhalter. Dann nahm er seine Visitenkarte, band mit silberner Bördel einen Tannenreis dran, legte den Gruß obenauf und machte das Paket versandfertig. Das war vier Tage vorm Heiligabend.

Arthur Dobel, ein bekannter Rechtsanwalt, war seit kurzem verheiratet. Als er mittags nach Hause kam, fragte seine Frau, ob er ein Weihnachtsgeschenk, das etwas darstelle, für die Kasson-Ella vom Kino wüßte. Denn eine Aufmerksamkeit sei sie ihrer alten Bekannten schuldig, die ihr früher manchen Freiplatz hatte zukommen lassen. Der Rechtsanwalt dachte einen Augenblick nach. Ja, sagte er, er wüßte und hätte etwas Geeignetes. Da sei nämlich heute morgen ein Paket in der Kanzlei eingetroffen mit einer schweren marmornen Schreibgarnitur. Das Geschenk mache zweifelsohne Eindruck, aber für ihn persönlich komme es nicht in Betracht. Er würde auch weiterhin seinem alten, tintenbefleckten Schreibgriffel die

Treue halten. Auch sein Löffcher aus Kirschbaumholz erfülle vollauf seinen Zweck.

Nachmittags wurde die Schreibgarnitur in der Kanzlei abgeholt. Frau Dobel nahm eine neue Schachtel und legte die Teile, liebevoll mit Tannenzweigen umsteckt, in ein Netz grüner Goldwolle hinein: die schwarze Marmorplatte mit dem riesigen Tintenfaß, den marmornen Löffcher, den marmornen Brieföffner, und den marmornen Federhalter. Dann schrieb sie ihren und ihres Mannes Namen auf eine Weihnachtskarte und verschmürte das Angebinde. Zwei Tage vorm Heiligabend ging es ab.

Fräulein Ella Jeller, die Kassodante des Kinos, fand zwei Pakete vor, als sie am Heiligabend nach Hause kam. Zuerst packte sie einen dicken Stoffmops aus, weiß und mit schwarzen Partien. Sie hatte helle Freude daran. Lindner Adam war doch ein feiner Bär! Dann öffnete sie das andere Paket und fand eine vierteilige Schreibgarnitur vor, aus schwarzem Mar-

mor gefertigt. Ella schätzte den Preis des Stückes auf mindestens fünfzehn Mark. Aber die Frau eines angehenden Rechtsanwalts konnte sich das schließlich leisten. Die Garnitur war ein Paradiesstuch. Ella moß den Federhalter auf der Kantschle. Welch eine Last! O nein, niemals würde sie damit schreiben. Sie besaß ihren kleinen Füller, auf dessen Goldfeder zehn Jahre Garantie lagen. Und um ehrlich zu sein, mußte sie zugeben, daß ein einfaches Kirschblatt ihr lieber war als dieser schaukelnde Grabsstein aus Marmor. Und gar erst das Schwert von einem Brieföffner! Meiner Treu, damit konnte man ja einen Menschen erschlagen! Nein, nein, sie würde bestimmt bei ihrem Elfenbeinrigger bleiben.

Herrgott, da kam ihr ja ein Gedanke! Ob es wohl angängig ist, ein Geschenk wieder zu verschicken! Sicherlich würde Lindner Adam als Kunstgewerber diese Bildhauerei in Marmor besonders schätzen. Er würde Geschmack daran finden, während das Prunkstück bei ihr nutzlos im Vertiko hünde. Und sie setzte sich gleich zum Schreibtisch, wuschelte ein frohes, geeignetes Christkind, bedankte sich für den schönen Miß, wickelte die Garnitur wieder ein, und vergaß auch das Tannenzweig nicht. Eine halbe Stunde später war das Paket aufgegeben. Es ging durch Lilboren, und Lindner Adam würde es noch am Abend erhalten.

Kampf um den letzten Christbaum



Und er erhielt es! Er gab dem Ausbringer ein gutes Trinkgeld, so sehr freute er sich über das Paket mit dem Abender Ella Jeller. Was es wohl enthalten würde! Vielleicht freigesalben: Kartmusch, Lachsfilets, Christollen, Zigaretten! Und er griff zum Messer, wachte die Klinge am Osenrand, schnitt schnipp und schnapp durch die Bindfadenkreuze, schälte die Fülle von der Schachtel und öffnete sie.

Zuerst wickelte er verdutzt einen marmornen Federhalter aus, dann einen marmornen Brieföffner, dann einen marmornen Löffcher, und zuletzt eine marmorne Platte mit einem riesigen Tintenfaß. Dann drehte er erschrocken die Platte um und guckte nach einem kleinen Kratzer. Nichtig! Es war seine eigene Schreibgarnitur! Er fuhr plötzlich ein Vibbren im Zwerchfell. Sein Mund wackte, seine Augen wurden klein, und dann plagte er heraus und lachte, lachte aus vollem Galle, daß ihm die Tränen kamen.

Als er sich wieder beruhigt hatte, ging er hinunter, um Zigaretten zu kaufen. „Sie strahlen ja über das ganze Gesicht, Herr Lindner“, sagte die Inhaberin, „was hat denn das Christkind Schönes gebracht?“

„Einen Bumerang“, sagte Adam geheimnisvoll.

„Einen Bumerang? Was ist denn das?“

„Das ist ein Ding, das wieder zurückkommt, wenn man es fortgeschleudert!“

Jedenfalls hab i doch no den schönern Baum derwünscht, als Du mit Deim Federwisch



Skifahrer

W. Döhler

NERVEN UND SKISPORT

Von Toni Brundobler

Es gibt Leute mit empfindlichen Nerven, es gibt Leute mit hoch- und höchstempfindlichen Nerven und es gibt auch Leute, die gar keine Nerven haben. Und ich wünsche dem Leser, daß er zu der letzten Gruppe gehört.

Frau Anita Zimmer gehörte nun leider zu den Menschen mit höchstempfindlichen Nerven. Sie selbst nannte sich: eine „äußerst sensible Natur“. Und als sie alle Mittel und Mitteln genommen und geschluckt hatte, die es für schwache und empfindliche Nerven gibt — es sind sehr viele —, schreckte sie schon zusammen, wenn auch nur eine Fliege an ihrem Ohrchen vorbeijummelte. Tja, so weit war es mit ihren Nerven.

In dieser höchsten Not hatte sie einmal etwas mit ihrem Hausmeister zu besprechen und ging zu ihm in die Kellerwohnung. Der saß in seiner Stube und las die Zeitung. Dazu bellte der Hund, das Kind schrie, der Kanarienvogel zwitscherte, der Radio spielte überlaut, der größere Bub spielte herzerreißend auf einer Trompete und die Milch kochte gerade über. Und der Mann saß ruhig dort und las die Zeitung.

„Ja, haben Sie denn gar keine Ner-

ven?“ Frau Anita hielt sich entsetzt die Ohren zu und sank auf einen Stuhl.

„Was moant die Gnäfrau? Gar Wie bitter? Nerven? Is ma nix bekannt.“

„Aber jeder Mensch hat doch Nerven. Er braucht sie zum Sehen, Hören, Empfinden, Fühlen —.“

„So. Nachat wer i schon aa oa ham. Sehn tua i guat und hearn aa.“

„Sie verstehen mich falsch. Ich meine die Nerven, die —. Ich meine, wie ist es möglich, daß Sie bei dem Lärm Zeitung lesen können.“

„Oh, der Roman da is pfundig. Mögn S' aa lejn?“

„Ich meine, ob Ihnen der Lärm nicht auf die Nerven geht?“

„Ah, jehat versteh i die Gnäfrau. Sie moanet die spinnnat Nerven, do wo — do wo ma moant, wenn ma sagt, die überspannte Nocht geht ma auf d' Nerven. Do moant die Gnäfrau, nöti! Alsdann, von dene Nerven spür i gar nix nöti. Kann sei, indem i allawei im Winter hoam fahr auf Zintereckbach hinti, wo der Wintersport ist und —.“ Der Hausmeister sah erstaunt auf, denn die Gnäfrau saß nicht mehr neben ihm.

Eine Stunde später saß Frau Anita im

Jug und fuhr nach Zintereckbach. Wintersport, das war die Rettung! Daß ihr das nicht früher eingefallen war? Sie wunderte sich selbst darüber.

In Zintereckbach nun gibt es keine Hotels und keine Kurhallen und das ist gut für die Nerven. Nur eine Wirtschaft ist dort, der Wirt „zum goldenen Bann“. Frau Anita Zimmer meldete sich gleich bei dem freundlichen Wirt zum Skifurs. Da schüttelte der erstaunt sein fettes Haupt: „Ja, hat denn die Gnäfrau überhaupt Schier dabei?“

Frau Anita spürte ihre Nerven. Wie konnte sie auch darauf vergessen! Sofort sandte sie ein Telegramm an ein Sporthaus und schon am nächsten Tag kamen Bretter an, herrliche Bretter mit allem Zubehör und dem modernsten Anzug. Anita zog den Skianzug an und ließ ihn erst zwei Tage bei den Eingeborenen von Zintereckbach bewundern. Dann nahm sie die Skier unter den Arm und meldete sich beim Ragner flori, dem Skilehrer. Der flori war ein Bärenfell, ein Mann ohne die geringsten Nerven. Auch hatte ihn der Wirt schon auf Anita aufmerksam gemacht. „flori“, hatte er gesagt, „flori, tua ma auf do aufpassen und tua nöti zu

grob umgeh mit derer, dō is a bißl spin-
nat. „Aber sonst, sonst is f' ganz guat.“
Dabei hat er den Daumen am Zeigefinger
gerieben und der Flori hatte das wohl
verstanden.

Also gab er Anita eine Stunde mit
Engelsgeduld Aufklärung, wie man die
Bretter anschnallt. Da sie es nach dieser

Zeit immer noch nicht konnte, schnallte er
sie ihr an. Anita tat einen Schritt und
verzog schmerzhaft den Mund. „Ich kann
es nicht ertragen, ich ertrag es nicht.“

„Na, was denn?“ fragte Flori gemüt-
lich. Die Ruhe bewahren, war hier die
Hauptsache. „Das Anirischen der Skier
auf dem Schnee. Es geht mir durch und

durch.“ „Damische Nochn“, dachte sich
Flori, holte Warte und verstopfte ihr da-
mit die Ohren. „Mei, der Schnee is halt
groorn, nōt. Da fracht er halt, nōt. Ent-
schuldigens scho.“ Flori verbeugte sich
wie ein Weltmann.

Der Schnee is so furchtbar weiß. Mir
schmerzen die Augen.“ Flori setzte ihr eine
dicke Schneebille auf. „Stecht sie mir
aber auch!“ fragte Anita. „Je weniger
daß ma sieht, desto schöner sand's“, murmelte
Flori.

Anita macht den zweiten Schritt. Da
flog ein Kabe vorüber und schrie so laut,
daß der Schrei durch die Warte drang.
Sie schreckte zusammen und behauptete,
bei solch gräßlichen Tönen könne sie nicht
Ski fahren.

„Dōs fönnans ja sowieso no nōt“,
brummte Flori schon fast ärgerlich.

Anita machte den dritten Schritt. Da
schwand der Boden unter ihren Füßen
und sie lag im kalten Schnee. Gellend
schrie sie auf und schlug wild um sich.
Trotzdem kam sie nicht hoch, wurde dabei
ganz aufgeregt und kam immer tiefer in
den Schnee. „Kiaß in d' Höhe!“ befahl
Flori. Dann sah er jedoch ein, daß hier
jedes Reden umsonst war; er hob die
Kappelige auf.

Anita spürte ihre Nerven. Sie reinigte
sorgfältig ihr neues Kostüm und kam da-
bei etwas in Bewegung, rutschte den
nahen Gang hinunter, die Füße gingen
ihre auseinander, als wollte ein Stein nach
Norden und das andere nach Süden. End-
lich fiel sie und folterte wie eine lebendige
Lawine den Gang hinab. Flori fuhr ihr
in elegantem Bogen vor und hielt sie auf.
Anita konnte erst eine Weile nichts reden,
so tödlich erschrocken war sie. Doch als
sie sich erholt hatte, befahl sie, ihr die
Bretter abzuschnallen und sie in das Gast-
haus zu führen. Und dort beschwerte sie
sich beim Wirt über diesen Skilehrer, der
nicht wisse, wie man eine Dame zu behan-
deln habe.

Der Krach, den der Wirt darauf dem
verdatterten Flori schlug, konnte sich
sehen lassen. Flori fragte sich verlegen
hinter den Ohren und versprach dem Wirt,
die überspannte Nochn wie ein Porzellan-
figürchen zu behandeln.

Die nächsten vierzehn Tage brachten für
Anita ständig wachsende Freude und Er-
holung, für Flori Ärger und eine Stief-
wut, die er nicht herauswettern durfte,
sondern still in sich hineinpressen mußte.
Anita lernte zwar nicht das Skifahren,
sondern nur Brettlaufen, aber sie be-
kam Nerven, Nerven so gesund und stark,
daß sie frohlockend heimkehrte, sie habe
gar keine Nerven mehr. Während sie das
schrieb, wollte Flori, der ehemalige
Bärenkerl und Mann ohne Nerven, zum
Wirt und ließ sich, matt und nervös zu-
sammenfahrend, auf einen Stuhl fallen.
„Wirt“, röhnte er dabei, „Wirt, schau
dir um an andern Skilehrer. I föo
nimma. Meine Nerven sand ganz bi!“





Waldbach

Heinz Kistler

Beine an der Wand ...

Eine heitere Golbein-Anekdote / Von Theodor Mühllich

Vor einigen Jahren noch konnte es geschehen, daß der Fremde, der Basel besuchte, vor einem Haus plötzlich verwundert stehen blieb und den sonderbaren Wandschmuck betrachtete, der die Vorderfront des Hauses „zierte“. Gewöhnlich lachte er oder schüttelte ungläubig den Kopf: der Besitzer des Anwesens mußte ein sonderbarer Kauz sein, der seinen Mitmenschen eine lustige Nase drehen will, oder aber er besaß ein verschrobenes ästhetisches Empfinden, das geradezu strafbar war. An der schmutziggrau über-

tünchten Wandfläche prangten nämlich ein paar nackte behaarte Männerbeine, ohne alles Drum und Dran; sie baumelten lustig an der Wand, und der Fremde suchte vergebens nach dem dazu gehörigen Körper, er war nicht zu finden, just wie bei einem guten Suchbild.

Achselzuckend ging endlich der Fremde seines Weges, traf er aber auf einen Einheimischen und deutete fragend nach dem sonderbaren Wandgemälde, so konnte er von dem schmunzelnden Munde eine gar sonderbare Geschichte hören, die diese

künstlerische Entgleisung vollkommen rechtfertigte.

Vor langer, langer Zeit, etwa im Jahre 1515, lebte in Basel ein junger Maler. Lustig, wie das Künstlervölkchen nun einmal ist, liebte er den Wein, den man in der Schweiz schon immer gut und billig bekommen konnte, mehr als das Wasser. Da er dabei das Unglück hatte, kein Geld zu besitzen, war er mehr als eines Weinwirtes Schuldner geworden. Einer von diesen, der für leichtsinnige junge Maler wenig Verständnis hatte und nicht warten

wollte, bis der Luftikus dereinst ein berühmter Mann würde und somit seine Schulden bezahlen könnte, zwang den jungen Mann, als Entgelt sein Haus zu überlinden, andernfalls er ihn in den Schuldturn sperren ließe. Da der Jünger der Kunst mit diesem keine Bekanntschaft schließen wollte, willigte er leuzend in das beleidigende Begehren, und die Däfler konnten in den folgenden Tagen den jungen Künstler beobachten, wie er verblissen mit wuchtigen Pinselstrichen die Hausfront seines Gläubigers bearbeitete. Dabei stand eine strahlende Sonne am Himmel und sandte ihre sengenden Glut an die Erde hernieder — es war nämlich mitten im heißen Sommer —, und dem Manne rannen Schweißbäche den Körper hinab; sein Lockenmähne klebte ihm am Kopf, und seine Zunge hing ihm wie ein ausgebluteter Glockenschwengel im Gaumen.

Kein Wunder, daß der Wirt das Gerüst öfter, als ihm lieb war, leer fand, wenn er

sich vom Fortschreiten der Arbeit überzeugen wollte, und er in gar manchen Weinschenken Umfchau halten mußte, bis er den dürrigen Streiker hinter einem vollen Becher aufstöberte. Da er dieser Kriminalistischen und für sein Däuflein etwas anstrengenden Tätigkeit bald überdrüssig wurde, bestellte er kuerzhand einen Wächter, der den Arbeitsunwilligen „beschatten“ mußte.

Die Arbeit war noch nicht beendet, die Sonne wurde immer unbarmherziger gegen den jungen Mann. Da sein Durst dabei immer größer wurde, sann er auf eine List, den Wächter zu täuschen.

Ein Lächeln huscht über die Züge des Künstlers: flugs greift er zum Pinsel, malt und malt in hastigen Strichen ein Paar Beine an die Wand, die den seinen gleichen, und so oft nun der Wächter zur Tür herausguckt, glaubt er die Beine des Malers zu sehen, wie sie vom Gerüst her abbaumeln. Zufrieden kehrt er in seine

Behausung zurück, glaubt er doch den Jüngling bei der Arbeit. Währenddessen sitzt dieser kreuzfidel in einer schattigen Weinkneipe und bechert, daß das Herz ihm lacht.

Das ist die Geschichte der paar Männerbeine, die so gegenstandslos an die grauschmutzige Wand eines Hauses in Basel gepinelt waren und die das erstaunte Kopfschütteln so vieler Fremden verursacht hatten, die davorgestanden. Erst vor einigen Jahren ließ der Besitzer das Haus neu herunterputzen und dabei die Beine überlinden. Das Däffen der verwunderten Fremden war ihm auf die Nerven gegangen.

Der junge Maler aber, der hier sein erstes Wandgemälde „verbrochen“ hat, wurde der berühmte Hans Holbein d. J., dessen Monumentalgemälde heute eine Zierde der ersten Gemädegalerien der Welt sind.

Besser abends - aber auch morgens

Chlorodont

Klischees
für Reklamedrucke
Broschüren
& Einblendungen

Münchener
Klischee-Anstalt

Kanalstr. 3 / Tel. 27667

1erproblemes Rezept:

Zur Vermeidung Schweißes von & **Repursan** ist die Applikation bewährter Kosmetika (Seifen, Cremes, Lotionen, etc.) zu vermeiden. Bei Anwendung von Repursan ist die Anwendung von Kosmetika zu vermeiden.

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547

KLISCHEE

Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10 Telefon 20763

Gemälde

Bestehen, vorzüglich
Hölzer, Bilder ab 1000
bis 100000
Hölzer, Ölgemälde
Tel. 27663

Daunendecken

Kunstseide, Füllung
reine Daun, 39,- RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilitzstr. 35

Dichter

worumso
trautig?

Schidt
uns
heitere
Mufen-
hinder!

Die Schriftleitung



Zu nebenstehendem Bild:

„Auf einmal dieses Hundewetter — da muß ich mir jemanden einladen, der recht trockene Witze macht!“

Ein Weihnachtsmärchen

Frei nach dem Russischen von Michail Sozitschenko

Heutzutage schreibt man keine Weihnachtsmärchen mehr. Alle Legenden und Wunder hat sämtlich die Aufklärung verschlungen. Aber immer noch spukt und dichtet die nüchterne Wirklichkeit Geschichten wie diese, die jüngst zur Weihnachtszeit einem Arzt passiert ist. Das war so: Der Arzt sitzt und wartet geduldig auf Patienten. Endlich kommt einer. Ein Mann in mittleren Jahren und klagt über Beschwerden. Das Herz, sagt er, läßt manchmal aus, und überhaupt, er spürt, daß er bald sterben werde. Unser Arzt untersucht und findet nichts dergleichen. Der Kerl ist vollständig gesund wie ein Ochse, rosig und das Schnurbärthchen nach oben gedreht. Der Doktor verschreibt also Baldriantropfen, verlangt 70 Kopeken. Und schüttelt den Kopf. So trennen sie sich.

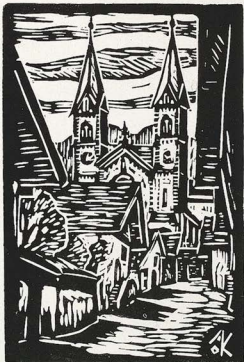
Tags darauf erscheint bei dem Arzt ein altes Weiblein im schwarzen Kleid. Schnäuzt sich umständlich und heult. Sagt: „Gestern kam zu Ihnen mein geliebter Neffe Vasilij Lebencov. Und denken Sie, heute Nacht ist er gestorben. Kann ich einen Totenschein für ihn bekommen?“ Der Arzt flugt: „Das ist sehr merkwürdig! An Baldriantropfen stirbt selten jemand. Ich muß die Leiche sehen!“ Die Alte sagt: „Sehr gut, kommen Sie mit mir. Es ist nicht weit.“ Der Doktor rafft seine Instrumente zusammen, zieht die Gummischuhe an und geht mit der Alten. Sie steigen zum fünften Stock. Von weitem schon riecht es nach Weibrauch. Die Leiche liegt auf dem Tisch aufgebahrt. Kerzen brennen ringsum. Die Alte verkriecht sich in eine Ecke und beginnt zu grinsen. Dem Arzt wird es schummerig zu Mute. „Diesmal hab ich schwer daneben gegriffen, ich alter Esel! Und das alles für 70 Kopeken!“ Setzt sich, schreibt schnell den Totenschein und macht sich schleunigst davon.

Unten am Gofor fällt ihm ein — er hat die Gummischuhe vergessen. „So ein Pech — für 70 Kopeken, muß ich da nochmals

hinaufklettern!“ Die Tür steht offen. Und da sieht er: die Leiche Vasilij Lebencov sitzt auf dem Stuhl, schmürt sich die Schube und streitet über irgendwas mit der alten Tante. Und diese geht um den Leichenstisch herum, drückt die Kerzen aus und leckt sich jedesmal die Finger. Der Arzt wundert sich harr, er will vor Schreck aufschreien, besinnt sich aber, läßt seine Gummischuhe im Strich und stürzt davon. Zu Hause fällt er auf ein Sofa und flap-

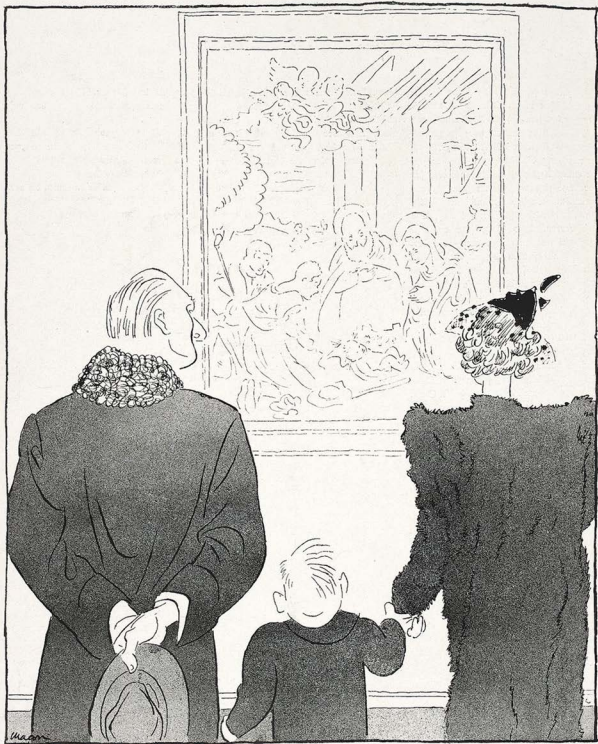
pert mit den Zähnen. Dann nimmt er Baldriantropfen, beruhigt sich und ruft die Polizei an.

Am nächsten Tag wird die Sache geklärt: Vasilij Mitrofanovitj Lebencov hat 1000 Rubel Staatsgelder unterschlagen und gedachte damit ein neues, großes Leben zu beginnen. Aber da kamen die verfluchten Gummischuhe dazwischen. Diese wurden dem Arzt zurückgebracht, genau am heiligen Abend.



Rosengasse in Telfs

A. O. Kämpf



Maçon

„Mutti, warum hat denn das Christkindl keine Kleider an?“
„Weil es doch ganz arm auf die Welt gekommen ist.“
„So, aber von Tizian konnten sie sich malen lassen!“



Oswald Gottfried

EIN FROHES NEUES JAHR!



Neujahr im Wilden Westen

Wer sich wie Kolumbus gen Westen einschiffte, um nach Indien zu fahren, der wird seine Reise jah unterbrochen finden durch ein Eiland, das heute Amerika genannt wird. Allerdings war es den Vorgängern des Kolumbus, Leif Ericsson und Dieterich Pining bereits als Winland bekannt. Als wir einmal dort anstiegen, wurden wir von mehreren Herren empfangen, die ihre Güte in den Tacken geschoben hatten. Sie fragten uns darüber aus, was wir über die amerikanische Frauen und über die Wolfenfräule dachten. Bei der Passkontrolle mußten wir ein Dokument unterschreiben, auf dem man uns befragte, ob wir Bigamist oder Anarchist seien, oder etwas gegen den Präsidenten der Vereinigten Staaten im Schilde führten. Endlich wurde das Hollant befristet, wo früher stets die Hauptfrage war, ob man „intoxicating liquor“ auf sich hätte. Dann ließ man uns auf die Amerikaner los. Es war um die Neujahrszeit, fremde luden uns ein, einer Neujahrs-party in einem Vororte New Yorks beizuwohnen. Es wurde eine sehr frohliche Party, d. h. erst frohlich, dann feuchtfrohlich, und am Schluß nur noch feucht. Als die Stimmung ihren Höhepunkt erreichte, wurden die leeren Gläser durch die Fensterhebe kurzzerhand auf die Straße geworfen. Wir halfen der Gausfrau, Teller und Gläser aufzuwaschen, da Dienstpersonal ein fast unerschwinglicher Luxus ist. Außerdem war die Schrankküche die ruhigste Gegend der ganzen Wohnung. Denn die feuchtfrohliche Ausgelassenheit des Silvesterabends war alles andere als geräuschlos. Um Mitternacht frachten draußen Raketen und Vollerzschüsse, dann wurde weitergeschotzt. Als wir wieder den Wohnraum betreten, war er schon halb zum Schlafzimmer geworden, denn nicht nur die Liegewiese war in bunter Reihe mit fünf jungen Leuten besetzt oder besser belegt, sondern man hatte auch die Betten an der Wand geklappt, und die Gäste waren maulerisch darauf verstreut. Studenten-Lieder und das berühmte Parley voo erklangen und Vegerlieder, gesungen von einem Mädchen aus dem Süden. Einige Gäste schliefen schon, und auch wir nickten ein, überwältigt von den zerstreuten Getränken. Am nächsten Morgen beteiligten wir uns an den Aufräumarbeiten. U. a. entdeckten wir Salat im Klavier und fanden, daß der Fußboden mit dem Eis-



pickel aufgebracht war. Wenn wir auch gehört hatten, daß Amerika unermeßlich groß sei, so überraschte es uns doch, daß man von New York zum Wilden Westen gar nicht weit zu wandern hat.

Die Kunst dem Volke!

Das Radio ist schon eine feine Erfindung. Nur spielen die Nachbarn immer zu laut. Deshalb konnte sich die gute Frau Geheimrat nicht so recht damit befreunden. Und als ihr alter treuer Diener den abenteuerlichen Plan aufwarf, sich zu Weihnachten eins anzuschaffen, entschied sie sich für die Instrumentalmusik, indem sie dem Enkelchen dieses Faktotums eine Kindergeige schenkte. Weils ein so gutes Gehör hat und so gut Geige spielt“, motivierte sie das Geschenk. — Nach einigen Tagen kam der glückliche Großvater freudestrahlend mit dem Kinde wieder, um zu zeigen, was es gelernt hat. — „Ach, wirklich recht schön“, sagte die Frau Geheimrat, „nun spiel auch einmal: O du frohliche, o du seltsame...“ — „Das hab i ja grad gspuit“, war die stolze Antwort.

Kurze Röcke — —? Verstand!

Da der Winter hereingebrochen ist, trägt man die Röcke wieder kurz. Es gibt doch nichts schöneres, als im kalten Winter auch an den Beinen zu frieren. Sonst wußte man ja nicht, daß Winter ist, jagt sich die Mode. Die Erkältungskrankheiten nehmen dabei einen erfreulichen Aufschwung. Das bringt Geld unter die jungen Ärzte, die es sich nunmehr leisten können, zu heiraten. Wen werden sie heiraten? Nun, vermutlich jene jungen Damen, die mit den kurzen Röcken herumlaufen, denn die älteren Frauen werden doch wohl so vernünftig sein, daß ihnen nichts mehr an Erkältungen liegt. Auch die Alkohol- und Arzneimittel-Industrie gewinnt dadurch, und so ist die neue Mode denn ein wahrer Segen für die Volkswirtschaft geworden.

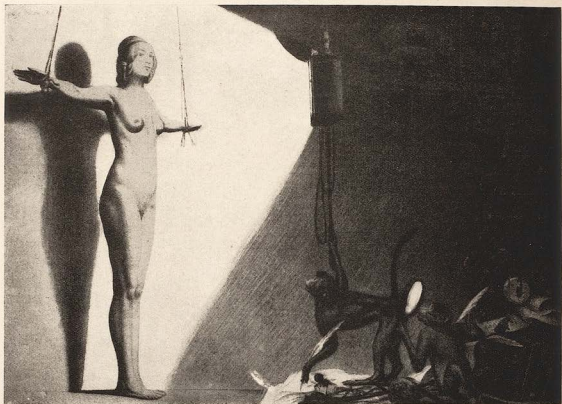
Im Sommer wird man wahrscheinlich Pelze tragen. Schon im Hochsommer des vorigen Jahres beobachteten wir einige Damen, die sich Bälge von ganzen Füchsen, mit schlenkernden Klauen und Zähnen, um die Schultern gehängt hatten. Dann wird man im kommenden Sommer also voraussichtlich Pelzcapas oder lange Pelzmäntel tragen, welche die Waden bedecken. Denn im heißen Sommer soll man doch auch wissen, daß Sommer ist. Wir empfehlen,



bei Regenwetter statt des Schirms und Regenmantels, die doch nur naß werden, einen Badeanzug zu tragen, im Winter vielleicht mit eingearbeiteten Schlittschuhspuren, damit man sich der Keize der Natur erst recht wieder freuen kann!

Die Jugend

Zeichnungen von Macon



Philosophen

Richard Müller, Dresden

Zum Jahreswechsel

EINE PLAUDEREI ÜBER DAS LEBEN

Das Leben ist sicherlich keine einfache Sache. Man erkläre nicht, daß es eine Plage schlechthin wäre; man behaupte aber auch nicht, es wäre einfach eine Lust zu leben. Die Überklugen sagen, man müsse das Leben meistern. Das klingt sehr überzeugend. Man kann aber nur die Dinge meistern, die man an sich schon versteht. Es gibt wohl keine schwierigere Kunst, als die Kunst des Lebens. Sie zu pflegen bringt uns aber auch den höchsten Lohn des Daseins — ein ausgeglichenes, friedvolles Leben.

Es ist im Kleinen immer so wie im Großen. Man muß sich den Frieden erkämpfen. Dies gelingt aber nur, wenn man erfaßt hat, daß der einzelne Mensch ein Nichts ist, das sein Wissen, sein Besitz nur

von der Gemeinschaft aus bewertet werden kann. Wer neidisch oder dünkelhaft durch das Leben geht, wird an den großen und schönen Stunden des Daseins niemals teilhaben können. Diese Menschen werden immer einsam und arm sein, gleichgültig, ob sie in ihrem Wissen, in ihrem Reichtum, oder in ihrem Neid ersticken.

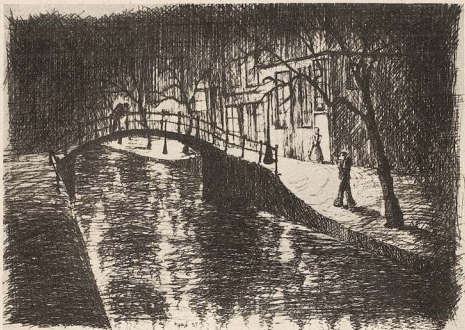
Wer das Leben erleben will, muß ein großmütiges Herz besitzen um die Vorzüge und die Mängel seiner Mitmenschen verstehen zu können. Er muß sogar bewußt großmütig sein, damit unter Hochmut oder Gemeinheit seine innere Harmonie keinen Schaden erleidet.

Man muß Freude gewinnen am Leben, muß jung bleiben und lachen können. Man

soll aber nicht nur dann lachen, wenn alle lachen, sondern erst recht dann, wenn die Engstirnigen schon wieder bedenklich werden.

Jeder lebt ein anderes Leben. Aber alle sollten wir die Erkenntnis besitzen: die Arbeit ist die erste und wahre Mittlerin zur Lebensfreude. Unvoreingenommen und ohne jede kleinliche Angst sollen wir mutig unter Leben täglich neu beginnen. Die Vorsehung steht über uns allen, niemand weiß was sie ihm bringen wird. Aber großmütig leben, unsere Aufgaben erfüllen und unseren Anteil an den Freuden des Daseins voll genießen, das können wir alle. Damit haben wir uns selbst und der Gemeinschaft den größten Dienst erwiesen.

F. M. H.



Neujahrsnacht

Cloos

Der Dieb

Von Siegfried Sommer

Feuchtkalter, bläßer Nebel schleicht durch die Gassen der Stadt. Letzter Abend im Jahr, Silvesterabend.

Franz Notthafft geht mit langen hastigen Schritten dahin, wie das alte Jahr dahingehet.

Zwei lauernde suchende Augen blicken unter dem Kande des viel zu großen grauen Filzhutes hervor.

Er geht jetzt langsamer, und sieht hin und wieder durch einen Spalt im Vorhang in eins der hellerleuchteten gutbesuchten Lokale, die alle schon die Stimmung des werdenden neuen Jahres in sich tragen.

Die Öffnungen der Drehtüren schlucken die Menschen, die in frohlicher Gemeinschaft das neue Jahr beginnen wollen.

Franz Notthafft bewegen andere Gedanken, beleben andere Gefühle, als er das Lokal betritt, wie die Menschen da um ihn.

Er ist ein Einzelwesen, ein Außensteher, der nicht gekommen ist, um das Alte, Gezeigte prüfend zu überblicken, zu billigen oder zu verwerfen, und das Kommende, Werden in Gedanken zu gestalten und zu formen.

Er ist gekommen, um zu stehlen.

Er fragt auch nicht, warum tust du das?

Er hätte sich erwidert, warum tun es andere? Ein Dieb zuviel zeigt an, ein Mensch zuviel.

Sein Blick sucht unter den Anwesenden nach der Gelegenheit, dem Opfer. Bald hat er es erhascht, nimmt Plag bei der gezielten Tischrunde, freundlich empfangen.

Rechts von ihm sitzt ein alter gepflegter Herr, sein wohlwollend sinnender Gesichtsausdruck liegt wie ein ruhiger Herbstabend über den Anwesenden. Franz Notthafft beachtet ihn kaum. Sein Trachten gilt dem älteren Fräulein, das ihm gegenüber der Kapelle ein frohliches Prost zu- rinkt. Ihre Tasche liegt auf dem Stuhl, der Franz am nächsten steht. In ihr sieht er den Zweck seines Hierseins. Er weiß, der Zeitpunkt kommt bald, wo die Masse in trunkener Ausgelassenheit beim 12-Uhr-Schlag das Licht verloschen wird, dann wird er zugreifen. Das Gespräch dreht sich um Begebenheiten, um Pläne und die Zukunft. Franz Notthafft nimmt keinen Anteil an ihrer Unterhaltung.

Er lächelt nur hin und wieder gezwun-

gen, wenn sie ihm zutrinken, und hebt sein Glas.

Der Herr zu seiner Rechten sieht auf die Uhr.

„Das alte Jahr liegt in den letzten Tagen“, sagt er, „um dem Neuen nachdrängenden Plag zu machen. Es war ein gutes Jahr, ein Jahr des Aufbaues und des Erfolges.“

„Ja“, sagt Franz Notthafft, an den die Worte gerichtet sind, und blickt stumpf vor sich hin.

Doch sagt der alte Herr: „Man soll das Jahr nicht vor Silvester loben.“ Da schlägt es zwölf; das Licht geht aus.

Franz Notthafft läßt seine Finger von der Stuhllehne zum Sig hinunterlaufen, er fühlt schon den glatten kalten Verschlöß der Tasche, da legt sich eine stahlharte Klammer um sein Handgelenk.

„Nein“, flüstert eine Stimme, „Sie sollen nicht stehlen; das war einmal. Sie werden wieder Glied sein in der Kette, wieder Stein sein im Bau. Einer in Einem und Ganzes als Teil.“

Nehmen Sie das Symbol des neuen

Jahres als Symbol Ihres neuen Lebens.
Noch ist es Zeit."

Da dringt es im Unterbewußtsein des Diebes durch, das Gute, das menschgewordene Teil des MIs und ein unendlich wohlthuender Schauer überfällt ihn, da er den Weg zu sich wieder gefunden hat.

Als das Licht aufbrennt, hält der alte stille Herr noch seine Hand. Also dann spricht er, und seine Stimme klingt wunderbar warm: „Ein glückliches, besseres neues Jahr."

„Ja, ein neues Jahr", sagt Vothafft, und schon im Gehen noch einmal: „Ein anderes neues Jahr."

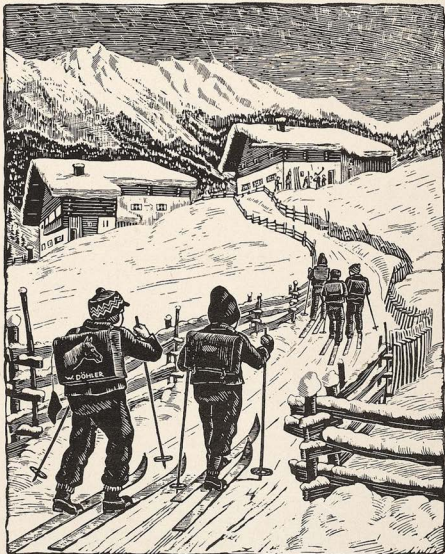
Draußen auf der Straße, wo es schon

lebendig geworden ist, öffnet er Mantel, Rock und Hemd und nimmt die Kälte in sich auf, und die klare reine Luft des kommenden Morgens dringt ihm in die Brust und nimmt mit ihrer reinen Stärke alles Gewesene von ihm.

Aus England

Die Krönung des englischen Weihnachtsfestes ist der Plumpudding. Ein richtiger Plumpudding, mit Hammelfett bereitet, hält sich mehrere Jahre lang und wird zum nächsten Weihnachtsfeste wieder aufbereitet. Aber er liegt schwer im

Magen. Um ihn verdaulicher zu machen, begießt man ihn mit Rum und zündet ihn an. Brennend wird er auf den Tisch getragen, bläuliche Flammen umzingeln ihn und er bekommt eine herrliche braune Kruste. In einer befreundeten Familie auf dem Lande bei London war der Plumpudding in diesem Jahre doch schon recht alt geworden und lag sämtlichen Familienmitgliedern wie ein Stein im Magen. Man sprach ihm deshalb auch nur in bescheidenem Maße zu und er wollte nicht alle werden. Endlich verfütterte man den Rest an die Enten. Aber denken Sie, was passierte, berichtet unser Gewährsmann. Die Enten gingen plötzlich unter!





D. v. Bentheim

EWIGE JUGEND — ewiges Glück

Von Claus Schrempf

Eslen wird man einem Jüngling begegnen, der den Wunsch hätte, ewig ein Jüngling zu bleiben. Wer zwischen sechzehn und einundzwanzig steht, hört sich im Gegenteil lieber als junger Mann bezeichnet. Unter Männern für voll genommen zu werden, schmeichelt seinem Ehrgeiz, der im Verlangen nach Manneswürde seinen Jahren vorausstrebt.

Jüngling hat einen unmännlichen Ton. Man denke an lockiges Haar dabei und wahrscheinlich sind es nicht einmal Naturlocken, sondern Schöpfungen des künstlichen Wellenschlags. Ein Mensch von Wert und Bedeutung hat gerade in diesem Alter ein lebhaftes Gefühl dafür, daß die Jünglingsjahre nur ein Durchgang sind zur Mannesreife und Volljährigkeit.

Das innere Wesen arbeitet mächtig an seiner Entfaltung, ist aber der Außenwelt und dem altergrauen Bau der Gesellschaft noch nicht gewachsen. Die Übermacht, die Schwerverständlichkeit dessen, womit es in Verührung kommt, beunruhigen das jugendliche Gemüt. Daher die nicht seltene Melancholie dieser Jahre.

Treffend schildert ein schwedischer Dichter die bekommenen Seelenverfassung zwischen Sechzehn und Achtzehn: „Mir ist zumute“, sagt der junge Mann, „wie einem

Holzstiel, der ganz zu unterst in einem großen Stapel liegt. Alles drückt auf ihn und er muß warten, warten...“ Ja, das ist es! Es dauert so entsetzlich lange, bis man an die Reihe kommt, und man brennt doch vor Sehnsucht, in die flammenlohe des Lebens geworfen zu werden und aufzuleuchten in der feurigen Verwandlung des Stoffes zu Licht und Kraft. Nur nicht ewig so herumliegen wie grünes, unreifes Holz, das zum Brennen noch nicht taugt!

Welcher erwachsene Mann, den die Vollkraft des Lebens durchglüht, möchte sich wohl noch einmal die Pein des Halbbrüchigen wünschen, dem die fatalen drei Mark fehlen, um sein Mädchen — ach, ist sie denn sein? — auf eine Sonntagstour einzuladen. So viel Spott, so viel Tadel, so viel qualende Selbstkritik! Ungebuld, Verlangen nach Tat und überall festeln. Dazu die Ungewissheit, dies schwarze Ungeheuer Zukunft, das so schwer bei den Hörnern zu packen ist.

Erst wenn Kummer, Fehlschläge und die Anzeichen des Alters den Menschen an die Vergänglichkeit aller Dinge gemahnen, wenn die Phantasien der Jugendzeit nach beschwerlichem Lebensweg im blauen Dunst zerkommen sind wie eine fata Morgana, dann erwacht in der enttäusch-

ten Seele die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies der Jugend, in der noch alle Segel hoffnungsfroh geschwellt waren und jeder Tag den Ausbruch zu verheißungsvollen Ufern einer neuen Welt bedeutete. An der Schwelle des Alters, wissend geworden durch die Erfahrungen des Lebens, blickt der Mensch mit Bedauern zurück auf die Abnungslosigkeit und ungebrochene Zuversicht seiner Werdezeit.

Mit ihren Illusionen und ihrem Überschwang der Kräfte erscheint jetzt die Jugend an sich als das wahre Gefäß des Glücks. Vergeffen ist alles, was die Lehren und Wanderjahre schwer, drückend und melancholisch gemacht hat. Jung sein heißt glücklich sein, denkt der Alternde, und es war gewiss ein Graufopf, der den Spruch erfand: Wen die Götter lieben, der stirbt als Jüngling.

Von da ist es dann nur noch ein Schritt, die andauernde Glückseligkeit in der Verewigung der Jugend zu suchen. Darum begegnet man in Sage, Dichtung und Religion fast aller Völker der Gestalt des göttlichen Jünglings, der unsterblich und nie alternd sich eines ewig ungetrübten Glückes erfreut. Ihm werden seine Lustschlösser niemals zerfallen, aber auch nie-

mals in die Wirklichkeit hineinwachsen. für ihn gibt es weder Enttäuschung noch Erfüllung. Sein Leben ist ein unveränderlicher Zustand.

Denn wer nicht altern will, der muß die Zeit anhalten, und wer die Zeit anhält, der bringt die Welt zum Stehen. Dann müßte alle Veränderung aufhören. Der Lauf der Welt besteht ja eben darin, daß wir uns ändern und mit uns zugleich die Menschen, Ideen und Tatsachen rings um uns her. Würden wir alle ewig jung bleiben, so wären wir auch alle miteinander ewig alt. Denn es müßte stets alles beim alten bleiben.

Um ewig jung zu sein, müßten wir heraustreten aus dem Strome der Zeit, der alles mit sich fortreißt zu Alter und Vergänglichkeit. Auf einem festen Ufer außer der Zeit würde uns ein zeitloses Leben geschenkt sein. Nichts Neues würde unter der Sonne geschehen. Es würde auch keine Neugeborenen geben, denn wozu sollten sie nötig sein, da die ewig

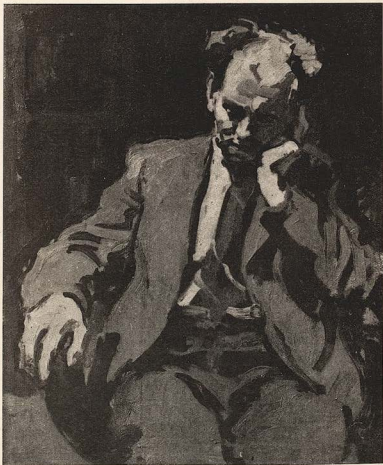
Jungen, die am Leben sind, niemals hinstorben würden.

Wer aber möchte irgendeinen Zustand der Welt für so vollkommen halten, daß er sich dessen ewige Fortdauer wünscht. Die Welt ist dazu da, verbessert zu werden, ihr Wesen teils von sich aus abzuwandeln, teils der gestaltenden Menschenhand zu überlassen. Kein Vierjahresplan wird je der letzte sein, das Leben macht immer neue Anpassungen erforderlich. Aber zur Veränderung gehört Zeit und im Gefolge der Zeit kommt das Alter.

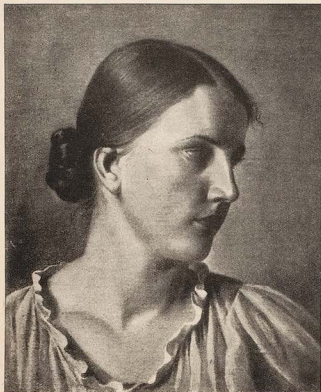
Indem der Mensch zu Jahren kommt, schwindet die Illusion. Oft wird das Gewünschte nicht erreicht, oft zeigt sich, daß das Erreichte nicht das Gewünschte ist. Jede neue Generation muß von neuem beginnen. In der Tat, es wäre eine traurige Jugend, die sich einfach am Hergebrachten genügen ließe und nicht den Trieb hätte, ihr Schicksal nach eigenem Entwurf zu zimmern. Sie wird sich tatkräftig an die Aufgabe machen, die sie sich vorgenommen

hat, und mit jedem Schritt, den sie sie der Vollendung näher bringt, läßt die Jugend ihre Jugendlichkeit hinter sich zurück.

Die Zukunft erlangt man nur durch das Opfer der Gegenwart. Das Glück der Jugend besteht in ihrer Hingebung an die Illusion, die sie zu Taten spornt. Es ist die Zeit der hochfliegenden Wünsche und Pläne. Der Weg zu ihrer Erfüllung ist der Weg aus der Jugend in das Mannesalter. Der Mann soll sehen, daß er jung, aber nicht ein Junge bleibt. Er soll das Opfer seiner Jugend so gebracht haben, daß man ihm die empfangenen Gegen Gaben anmerkt. Einer zu sein, der das Leben im vollen Umfang erfahren, sein Ziel erreicht, seine Aufgabe erfüllt hat, dieser Vorzug wird mit dem Preis der Sturm- und Drangjahre bezahlt. Daß den Alternenden jedesmal eine Nachkommenschaft folgt, die bereit ist, der Illusion Altäre zu bauen, wie es die Väter getan, das ist in Wahrheit die ewige Jugend, das ewige Glück.



Franz Roderer



Frauenbildnis

Schmidt-Rottluff

Links: Adolf Ziegler, Studienkopf

Deutsche Kunst und entartete „Kunst“

Am Silvesterabend begehen wir die Jahreswende, blicken zurück auf das alte Jahr und trinken auf ein neues, das bei unseren Vorfahren sinngemäß schon mit der Winter Sonnenwende begann. Zum Silvesterabend gehört auch allerhand Mummenschanz mit seltsamen Ausgeburten der Phantasie, mit guten und schlechten Scherzen. Als besonders schlechte Silvester scherze aber wirken einige der Bilder, die auf diesen Seiten deutschen Kunstwerken der Gegenwart gegenübergestellt werden. Wir entnehmen diese Gegenüberstellung einem Buche, das im deutschen Volksverlag zu München zur Jahreswende erschien: Deutsche Kunst und entartete „Kunst“ von Dr. Adolf Drexler.

Eine Zeitenwende bringt uns dieser knappe Band zum Bewußtsein. Hat schon vor einem halben Jahrhundert der Begründer der Jugend, Georg Hirth, zu zeigen versucht, was das Deutsche sei in der deutschen Kunst, so wird hier darüber hinaus festgestellt, was nichtdeutsch, was artfremd ist in ihr. Die Eröffnungsaussstellung im Hause der Deutschen Kunst und die Schau Entartete Kunst liefern dazu einen unerschöpflichen Stoff.

Alle große Kunst kommt aus dem Volke und trägt seine Merkmale. Das Deutsche

in der deutschen Kunst, das Italienische in der Kunst der Italiener, das Französische in der Kunst der Franzosen läßt sich in einer Gegenüberstellung der Zeitalter leicht feststellen. Unmöglich könnte man sich Raffael als Niederländer, Rembrandt als Italiener vorstellen.

Eindringlicher, als es jemals vorher geschah, hat die große Rede des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler Klarheit darüber geschaffen, daß die Kunst als Lebensäußerung eines Volkes nicht nur ein Spiegelbild seiner Seele, sondern vor allem ein Richtbild sein soll. Um mit dem Verfasser des Buches zu reden:

„Bestimmt gleichen nicht alle Griechinnen und Griechen den Werken des Praxiteles — aber der Meister der hellenischen Plastik formte seine Statuen nicht nach Gäßlichen und Mittelmaßigen, sondern nach einem Schönheitsideal, das geistiges und seelisches Gemeingut seines Volkes war. Die Kunst wurde zum Ausdruck des Erstrebenswerten. Zu allen Zeiten

und bei allen Kulturvölkern empfanden die Kunstschaffenden die Führerberufung, ihr Volk zu erheben und durch die Darstellung des Wahnen und Edlen ein Richtbild zu schaffen, das des Nachlebens wert ist. Allen Zeiten der Geschichte war Gäßliches und Gemeines nicht fremd. Aber es wurde als unwert der künstlerischen Gestaltung angesehen.“

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, bewahrt sie! Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben!“



Landschaft

Klee



Die Braut

Scholz

Rechts: Hermann Tiebert, Walsertalerin



ruft Schiller den Künstlern zu. Man betrachte demgegenüber die Machwerke einer jüngst verflochtenen Epoche, um die ganze Schmach jenes „Kunstschaffens“ zu ermessen. Nirgends finden sich die zerlegenden Tendenzen jener Zeit deutlicher

ausgedrückt. Von deutschem Empfinden ist keine Rede mehr. Das Wesen der Kunst war in sein Gegenteil verkehrt worden. Statt das Volk zu erheben, zog sie es in den Schmutz; statt das Edle zu gestalten, entfesselte die Kunst die perversten

Trieb; statt den Weg empor zu zeigen, wurde sie zu einem betrügerischen Richtungsweiser in den Abgrund. Die eigene Art wurde dem deutschen Volke lächerlich gemacht. Es sollte ihrer beraubt werden und entarten, sein gesundes Werturteil zerlegt werden, damit es zum gefügigen Objekt fremder Belange werde. Eine Volksgesundenheit der Kunst wurde nicht mehr anerkannt, sondern nur noch die Moderationen einer „internationalen“ Zeitkunst.

Mit dem Zerabziehen der höchsten Kunstwerte verbunden wurde die Abwertung des Ethischen, wie sie sich vor allem ausdrückt in der Beschmutzung der Frauenehre durch abstoßende Darstellungen. Man verherrlichte die Dirne und beschimpfte die Mutter und damit die Familie als Grundpfeiler eines gesunden Volkes. Den hier gegenübergestellten Abbildungen ist kaum etwas hinzuzufügen. Die Frauenköpfe Zieglers und Tieberts lassen gegenüber dem jämmerlichen „Frauenbildnis“ Schmidt-Kortluffs und der unsagbar schamlosen „Braut“ von Scholz nicht den geringsten Zweifel darüber, wo die gesunde deutsche und wo die entartete Kunst zu suchen sei. Ebenso wenig kann ein Zweifel bestehen bei den „primitiven“ Kinderkrakeleien Paul Klees gegenüber der tiefen, leuchtenden deutschen Landschaft Heinrichs von Richthofen, die zu den besten Werken deutscher Gegenwartskunst gehört.



Abendlandschaft

Heinrich v. Richthofen



Viktualienmarkt im Winter

Czerny

HEUT IS KALT

Von Wiesheu-Martens

Viele Jahrzehnte hindurch war „Der Müller und sein Kind“ das unvermeidliche Allerheiligen- und Allerfeindstück aller Kleineren und auch mancher größeren Bühnen in Bayern und Österreich. Auch in den Theaterjalen des Innviertels, die Direktor Rabenthaler mit seiner wandernden Theatergesellschaft heimjuchte, geisterte alljährlich der Müller mit seinem Kind. Der gruselige Höhepunkt des alten Volksstückes war der Augenblick, in dem eine Geisterjchar, stumpsbesockt, in weiße Tücher gehüllt, brennende Kerzen in den Händen, über die Friedhofsjzene schreitet. Bei diesem Geipenkertrupp mußte jedes verfügbare Mitglied des Ensembles mitmachen; auch Alois Gsimjl, der Komiker der Gesellschaft. Er erhob Anspruch auf seine Rolle, den Totengraber, aber die lag

unentreißbar in der festen Hand des Herrn Direktors. So mußte sich Gsimjl wohl oder übel stumpsbesockt und linnenumschlattert unter die Geister mischen. Die Nachmittagsvorstellung fand vor einem zahlreichen, äußerst gerührten Publikum statt. Mäuschenstill war es im Saale, als der Zug der Geister auf der Bühne erschien. Da sprang ein „Geist“ mit einem unterdrückten „Auuweh!“ hoch und gleich darauf hüpfte ein anderer zur Seite. Mit eins verwandelten sich die feierlich schreitenden Geister in eine hupfende, schimpfende Mimenjchar, die unter den dröhnenden Lachsalven des eben noch so ergreifenden Publikums bei ihren Sprüngen ihre Laten verlor und sich in Unterhosen und Höschen präsentierte. Als der Vorhang gefallen war, stürzte der Direktor auf die Bühne,

um die Ursache dieses peinlichen Vorfalles zu ergründen. Während an seine Ohren noch das Gelächter der Zuschauer drang, stellte er entrüstet fest: „Da hat so a hinterlistiger Kerl Erbsen gestreut. Dees Gerzel wann i derwischt!...“ Durchbohrenden Blickes sah er Gsimjl an; aber der schüttelte sein Haupt, als wäre ihm solche Verurtheit unfaßbar. Als die Abendvorstellung bis zur Friedhofsjzene gelangt war, untersuchte Direktor Rabenthaler, ehe sich der Vorhang hob, den Bühnenboden und fand ihn bar aller heimtückischen Güssenfrüchte. Und dennoch drohte dem armen Häuptling auch abends das Gelächter des Publikums in das Ohr; denn aus dem Geipenzug löste sich Gsimjl, machte an der Kampe halt und sprach mit grabestiefster Stimme: „Herrschafft, heut is faalt!“

Michael der Hauer

Von Erwin Karl Gornauert

Es war im Winter eines vergangenen Jahres. Ich befand mich auf einer merkwürdigen Fahrt durch den rheinischen Weiden. Von Bonn aus wanderte ich stromabwärts, dem Industrieland Deutschlands zu. Ramine, die in die tiefen Schneewolken starrten, Hochöfen mit glutroten Mäulern und Krane mit weißen Häuben formten sich vor mir zu einem gewaltigen Werk. Ich kam mir bitter trostlos vor inmitten der singenden Arbeit, die über Eis und Schnee hinweg ihren Lauf nahm, ohne einmal zu ruhen. Dann schritt ich vom Bahnhof Essen in die schwarzgraue Kohlenstadt hinein, um mir ein Quartier für die Nacht zu suchen. Ich als armer Studier, der knappe fünf Mark vielleicht noch in der kümmerlichen Tasche hatte. „Mal sehen.“ Ich sprach es aufmunternd vor mich hin. Es kamen mir zwischen den erleuchteten Schaufenstern reumütige Gedanken um mein Dasein im Winter in fremden Gegenden und die Zukunft türmte sich ins Nichts in meiner Vorstellung wie die Schornsteine der Zechen in die bitterkalte Nacht. Ich machte vor einem Metzgerladen halt und suchte unter den vielen Sorten im Schaufenster die billigste heraus. Ich wollte gerade in den Laden gehen. Da fing ein Arbeiter im blauen Gewand der Bergwerkskumpel an, über die Kälte und den Schnee zu reden. Meine blaurotgefrorenen Wangen und mein Kuckuck mochten ihm gezeigt haben, daß ich auf winterlicher Fahrt war. „Du bist zur schlechten Zeit unterwegs“, meinte er vertrauenerweckend. „Ja, als Studier aus Bonn wollte ich mal Essen sehen“, sprach ich etwas ausgekühlt. „Und hast du auch Geld und ein Quartier?“ Ich sah ihn an. Seine Augen hatten einen milden gütigen Schimmer und über dem Gesicht haftete ein schwarzer Schleier von Kohlenstaub. „Ja, gelt, ich bin dreckig, ich bin Hauer auf Zeche Bismarck“, sagte er dann und ich hatte im Augenblick die Überzeugung gewonnen, daß der Bergmann wohl Gedanken lesen konnte. „Sie haben wohl schwere Arbeit“, fuhr ich etwas wärmer fort. „Schwere Arbeit, das will ich meinen, aber sie muß sein, ja, und übrigens, du kannst schon auch du zu mir sagen, wir sind einmal so, wir Hauer.“ So gingen wir nebeneinander durch die Straßen und die billige Wurst und mein hungriger Magen waren vergessen. Der Bergmann erzählte von seiner Arbeit, von seiner Familie und daß er Michael heiße und daß ich ruhig Michel zu ihm sagen könnte, denn es wäre so Brauch unter seinesgleichen. Michel, so nannte ich ihn nun denn, bot mir aus seiner Schachtel Tabak an. Wir stopften in einem warmen Kiosk die Pfeifen, dann

fauste er zwei Tassen heißen Kaffees und dazu je ein Butterbrot mit Wurst und ich mußte die Gäfte mit ihm essen. „Ein Studier braucht was Warmes“, meinte er, „der muß den Kopf beisammen haben.“ Ich lachte. Und dehnte unter der Wärme und den Worten Michels meine Glieder nach der eisalten Fahrt. Ich fragte ihn dann nach einem möglichen billigen Quartier in der Nähe, damit ich nicht in der Guckekalte so weit zu laufen hatte. „Gott bewahre, du wirst doch nicht für Geld wohnen wollen, du kannst bei mir in der Kammer schlafen, den Jungen nimmt die Mutter zu sich heut abend. Du mußt halt vorliebnehmen mit einem kleinen Bett, wir haben's nicht anders.“ Ich wehrte ab. Michel überzeugte mich von der praktischen Seite seines Vorschlages zugunsten meines Geldbeutels. Ich willigte nun denn auch ein.

Nach einer guten Viertelstunde stiegen wir die alten Treppen zu einem Hinterhaus hinauf, in dessen Flur eine matte Lampe brannte. Michael ging voraus. Warmer Geruch nach Essen schlug mir aus der Tür entgegen, die eine kleine sauber angezogene Frau öffnete. „Ich habe Besuch mitgebracht“, meinte der Hauer zu seiner Frau und schob mich vor sich in die Wohnung. Die Frau bat mich freundlich, doch nicht so zaghaft zu sein und führte mich in die Wohnstube, während sich Michael einen guten Rock holte.

Wenig später saß ich im Kreise von fünf Menschen an einem schöngedeckten Tisch und löffelte hungrig die heiße gute Suppe. „Du mußt schon zufrieden sein damit“, sprach der Hauer zwischen die Mahlzeit hinein und schob mir einen vollen Teller mit Gemüse hin. „Gleich gib't es erst morgen“, sagte die Frau entschuldigend. Ich



Theodor Herrmann

gab Fund, daß mir das Essen ausgezeichnet schmeckte. „Auch ohne Fleisch, wenn man hungrig ist.“ Wir löffelten schweigend zu Ende. Dann lag ich in einer schmalen Kammer und draußen hoben sich vom grauen Himmel die schwarzen Eichen ab wie Kiesen einer Urwelt. Es muß sich schön geschlafen haben in Michels Bett, denn ich war eingeschlummert, ehe die Frau des Bauers die Lampe gelöscht hatte. Als ich am Morgen erwachte, blinzelte eine fahle Winterjonne durch die eisbemaalten Scheiben und auf dem Tischchen neben dem Bett stand eine Kanne mit heißem Kaffee, den ich hierig hinuntergoß. Michael war schon fort. „Er fährt jeden Tag um sechs Uhr ein“, erzählte seine Frau und streichelte den blonden Kopf des Jüngsten, der mich Onkel nannte und meinen Namen wissen wollte. Dann packte ich meine Sachen zurecht und nestelte an meinem Geldbeutel. „Nichts“, meinte die Frau befürtzt, „schreiben Sie dem Michel mal einen Brief und hier haben Sie noch

etwas von ihm, mehr konnte er nicht entbehren.“ Sie hielt mir ein Fünfmarkstück hin. Ich wehrte ab. „Nein, danke, ich habe noch, es genügt.“ Michels Frau machte ein böses Gesicht. „So nehmen Sie doch.“

Und dann stand ich auf der eiskalten Straße und wanderte gegen Herne zu. In Dohum schrieb ich einen langen Brief an Michael. Nach einem Tag hatte ich Antwort. Grobezüge bedröhten das Papier, an dem Kohlenstaub haftete. Ich verwahrte den Brief wie den einer Geliebten. Ich ließ den feinen Staub durch meine Hände gleiten, den Michael als Gruß der Sehe in das Kuvert goß. Wochen später war ich in der Heimat. Zu Hause. Eine warme Stube nahm mich auf. Doch ich habe den Bauer Michael nicht vergessen. Er ist in meinem Herzen wie mein lieblicher Bruder geblieben und ich freue mich wie ein Kind, wenn ich den Staub der Sehe Biomarch im Brief Michels sehe, der nach schwerer Arbeit duftet.

Pan begegnet den Hirten

Von Hans Stolzenburg

Einmal geschah es, daß Pan An das Lagerfeuer der Hirten trat, Vittend, in ihrem Kreise sitzen zu dürfen, Er wolle es mit dem Lied seiner Flöte danken. Aber sie lachten nur, wiesen auf ihre eigenen Köpfe, Meinten, daß sie das Spiel wohl besser verstünden als er, Der, ein Herumziehender, sich das Brot An den Türen mit seiner Flöte erbettete. Doch um zu sehen, wer hier der Meister war, Schlug einer vor, im Wettstreit Pans Flöte zu spielen.

Und der erste hub an. Ein einfaches Lied Schwang in die Nacht und wob sein einfaches Klingen In die Stimmende des nächtlichen Windes, Die in Gräsern und Salmen sang — Und der zweite versuchte ein Scherzen: Silbern entquollen die Töne dem Holz, Stürzten wild durcheinander, jagten sich neckend, Daß die Flamme unruhig schlug, Bis der Spieler lachend die Flöte Pan, dem Fremden, hinübergab.

Aufflang sein Lied. Und die es hörten Wußten nicht, ob die Tiefe der Erde Oder die Stille der Sterne das Tönen gebär, Oder ob eine lange verschüttete Innere Stimme aus dem eigenen Herzen sang. Rings erwachte die schlummernd Erde, Zog heran und legte sich lauschend ums Feuer. Unbeweglich und lautlos stand über den Scheitern die Flamme, Und der Wind in Gräsern und Salmen war stumm. Über die Berge bis an den Bogen des Himmels Hob sich das Lied, der ganze unendliche Raum War erfüllt von dem einen Spiele Dessen, der am Feuer der Hirten Überdies die Flöte blies. — — —

Ost noch haben sie in den Nächten Am Feuer auf ihn gewartet. Aber niemals trat er wieder in ihren Kreis, Manchmal nur stand in den Tälern und Wäldern Dunkel sein Lied wie ein Echo auf. Dann erwachten die Tiere wie damals aus ihrem Schlaf, Unbeweglich und lautlos stand über den Scheitern die Flamme, Und der Wind in Gräsern und Salmen war stumm. So ward Pan zum Gott der Hirten ernannt.



Albrecht Dürer

Normale Menschen

Nach einer wahren Begebenheit von Fritz Erler

Es war im Jahre 1936. In einer der größten Kunstgalerien Münchens machte sich schon den ganzen Vormittag eine gereizte Stimmung bemerkbar. Der Besucher der Galerie hatte die neue Gemäldeschau zusammengefaßt, nörgelte aber fortwährend und übertrug seine Nervosität auch auf die Angestellten.

Besonders der Ausgeber des Betriebes, der gleichzeitig auch Pächter war und durch dessen Hände alle Kunstwerke gingen, ehe sie Aufstellung in der Galerie fanden, war wütend. „Den ganzen Vormittag suchst dieses spinnde Mannsbild heute schon Familienanfluß bei mir“, knurrte er die Buchhalterin der Galerie an. „So lange tut er fort, bis ich ganz trappst (verückt) bin und dann erst recht alles verkehrt mache.“

„Er geht ja jetzt fort“, tröstete die Buchhalterin und verflümmelte.

Aus dem Obergeschoß tönte die Stimme des Kunsthändlers: „Franz, hängen Sie das Bild, das ich in das letzte Zimmer gestellt habe, auf, ich komme in einer Stunde wieder.“

„Jawohl, Herr Direktor!“, rief Franz in militärisch strammem Ton zurück, und brummte dann vor sich hin: „Verschwendung endlich, sonst hängt ich mich noch selber auf, statt dem Bild!“

Es ging schon gegen Mittag, als der Chef des Hauses wieder zurückkam. Inzwischen hatte in der Galerie reger Verkehr geherrscht. Die Pressevertreter der verschiedenen Tageszeitungen waren dagewesen und hatten die neue Ausstellung besichtigt, auch einige kauslufstige Besucher hatten sich schon eingefunden. Besonders das Bild, das Franz auf Geheiß des Chefs aufgehängt hatte, war Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit gewesen.

Franz stand bei der Buchhalterin im Erdgeschoß und sah dieser trübinnig in die Augen. „Jetzt ist er gerade gekommen, da kann der Tanz gleich wieder losgehen“, meinte er, voll dumpfer Ahnungen.

Dann aber erschrak er doch, denn aus dem Obergeschoß tönte die Stimme des Kunsthändlers, nicht wie sonst in kurzem Befehlsston, sondern verwehelt, überlaut, wie ein Hilfschrei: „Franz, Franz, kommen Sie augenblicklich herauf, Sie, Sie — —!“

Franz rannte die Treppe in dem gleichen Tempo hoch, in dem der Kunsthändler, an ihm vorüber, die Stiege hinterließ. Dann stand der Chef des Hauses als lodrende Flamme der Empörung vor der Buchhalterin. „Fräulein, Fräulein“, entrang es sich köhnend seiner Brust, „waren denn schon Leute hier, war denn die Presse schon da?“

Die Buchhalterin nickte. „Gewiß“, ent-

gegnete sie wahrheitsgetreu, „die Pressevertreter der Zeitungen waren da, und auch einige Besucher!“

„Ja, ha, das ist fürchtbar, das ist unerhört, wissen Sie, Fräulein, was geheißen ist, wissen Sie das? Der Franz, dieser schreckliche Mensch hat das große Bild, das er aufhängen mußte verkehrt aufgehängt! Verkehrt hängt das Bild an der Wand, und dabei waren die Pressevertreter, und auch schon Besucher da, das ist fürchtbar! Die ziehen mich ja morgen in den Zeitungen nach allen Richtungen durch den Kakao!“ Der Kunsthändler hielt die Hände an die Schläfen gepreßt und lief fassungslos vor dem Schreibtisch auf und ab.

Da tönte plötzlich eine tiefe Stimme an sein Ohr. Franz, der Missetäter, sah von der Treppe die zum Obergeschoß führende

Abtreppe hinunter zu seinem Herrn. „Herr Direktor“, versicherte er beruhigend, „wie können Sie sich denn so aufregen? Die Besucher die da waren, denen hat das Bild doch ganz ausgezeichnet gefallen, ich hab' ja selber gehört, wie bewundernd daß sie untereinander geproschen haben. Und die Herrn Pressevertreter, die brauchen Sie doch schon gar nicht zu fürchten, das sind doch lauter normale Menschen und ein normaler Mensch weiß bei dem Bild ganz bestimmt nicht, was oben und unten ist. Sie werden sehen, von denen hat nicht einer bemerkt, daß das Bild verkehrt an der Wand hängt ist.“

Der Kunsthändler antwortete nicht. Er eilte hinauf in das Obergeschoß und betrachtete lange das Bild, das er dann mit Hilfe des Ausgebers richtig hangte.

„Ich muß schon ganz ehrlich sein“, sagte Franz in die Grübeleien seines Chefs hinein, „jetzt gefällt mir das Bild eigentlich viel weniger als zuvor, hängt es jetzt auch wirklich richtig, oder haben Sie sich vielleicht selbst geirrt, Herr Direktor?“

Der Kunsthändler mußte nun doch lachen. „Nein Franz“, entgegnete er launig, „ich weiß, was bei dem Bilde oben und unten ist, na, da ist jetzt nichts mehr zu machen, abwarten bis morgen die Kunstberichte erscheinen, werden ja sehen dann, ob ich nicht zu den normalen Menschen gehöre!“

Am nächsten Tage studierte der Kunsthändler mit klopfendem Herzen die Besprechungen seiner neuen Ausstellung. Dann lachte er laut auf. „Recht hat er gehabt, der Franz, seiner hat bemerkt, daß das Bild verkehrt hängt! Jetzt muß ich doch selbst noch einmal genau nachsehen, ob das Bild wirklich richtig hängt, dann weiß ich es wenigstens bestimmt, daß ich nicht zu den normalen Menschen gehöre!“

Die

Jugend

bringt ab 1. Januar 1938 den

Münchener Künstlerroman

„Morgenmond“

von HANNA BIRNBAUM

Ermäßigter Preis des Einzelheftes

40 Pfennig

Die Welt

Kannst du erraten, erraten, Was vorgeht auf fremden Sternen? Kannst du die Allmacht verstehen, Wie die Natur sie dir zeigt? Lebe für andere, Einfach ist dann und erscheint dir die Welt.

Dier Worte

Für dein Leben soll ich dir Worte schreiben? Ich tu's in vier Worten: Treu sollst du bleiben.

Friedel



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglmaierplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Groß-Konditorei CAFÉ MACK
Rosenstraße 11



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert Täglich abends Tanz

Besucht die Vorstellungen der
„DACHAUER“ im „PLATZL“
gegenüber dem Hofbräuhaus

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tagesgerichte

Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMUNGS-SCHRAMMELTRIO

Café am Dom
Kaufingerstraße

Hotel Stadt Wien am Hauptpl.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends



Markensammler
sch. inter. Nachr.
kostenlos
Markenmayer
München, Baderstr. 49

Gemälde
Biedersteiner, vorrätig
München, Pöhlstr. 100
Kunst-Galerie Oden
München, Gendelstr. 11
1. u. 2. Etage

Gut verpflegt
sind Sie im
gemütlichen
Vier Jahreszeiten-
Keller

**Münchener
Kunstschulen**

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schlieker in Isding / Isartal
mit Lehrstätte München, **Odeonsplatz 2**
steatl. anerk. / Allgem. Kunstszierung

Münchener Lehrwerkstätten
Modellzeichnen, Gebrauchsgraphik,
Zeichnen, Malen, Altschnitt 17-18 Uhr
Hohenzollernstr. 2, Fernruf 30149

Neuerfindung

Deutsche Kunst und entartete „Kunst“

Kunstwert und Zerrbild als
Spiegel der Weltanschauung

Von Dr. Adolf Dresler
kartoniert RM. 1,80 / Reinen RM. 2,50

Eine Gegenüberstellung von 56 Originalaufnahmen
aus dem „Haus der Deutschen Kunst“ und der Aus-
stellung „Entartete Kunst“, aus der das weltgeschicht-
liche Ereignis der Rundgebung des Führers am Tage
der Deutschen Kunst in seiner ganzen Weite klar wird.

Jeder Deutsche muß dieses Buch, aus dem nicht nur
künstlerische, sondern auch die entscheidenden welt-
anschaulichen Fronten unserer Zeit klar werden, be-
fragen! Auch der letzte unserer Volkes muß erkennen,
daß es zwischen den in Kunstwert und Zerrbild
sichtbar gewordenen und hart gegeneinanderstehenden
Weltanschauungen: „Nationalsozialismus und Bol-
schewismus“ nichts mehr geben kann, als nur un-
erbittlichen, schonungslosen Kampf!

Deutscher Volksverlag München 15

Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrstr. 8-10 Telefon 20763

Verlangen
Sie
überall
die
Jugend!



HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 n.w. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Kunst und Satire vereint - nur in der „Jugend“!

Ab 1. Januar 1938 monatlich nur noch Mk. 1.60 Einzelheft 40 Pfennig

Die Schwigkur

Von Fr. Giggiberger

So um 1850 herum lebte und wirkte ein großer Heilkundiger, der berühmte Arzt Dr. G. — mein Uregroßonkel. Er war nicht nur eine Capazität in der damaligen Ärztenwelt — er war auch ein menschliches Original. Von weit und breit kamen die mit Krankheit und Gebrechen Beladenen, oft auf beschwerlichen Wegen bei den damals unzulänglichen Verkehrsverhältnissen zu ihm in die pfälzische kleine Stadt, um sich beraten und behandeln zu lassen. Selbst seine allbekannte Kurzangebundene, oft recht derbe Art im Umgang mit den Patienten konnte sie nicht zurechtzureden. Besonders der Damenwelt gegenüber spielte er keineswegs den Galanten — im Gegenteil, mit den zimmerlichen machte er oft kurzen Prozeß. Es mögen sich — laut Überlieferung — manchmal ziemlich drastische Szenen bei den Untersuchungen abgespielt haben. —

So kam eines Tages ein angebendes Altjungferchen, noch ganz nett und appetitlich anzusehen, das mit seiner Mutter, einer höheren Beamtenswitwe, im gleichen Ort wohnte, zu ihm in die Sprechstunde. Es war wohl nur ein ungefährlicher, aber

langwieriger Bronchialkatarrh, der das Fräulein veranlaßte, den Arzt zu konsultieren. Denn nach gründlicher Untersuchung, in deren Verlauf die Arztbesuchterin sich nicht wenig genierte und zierte und durch ihren pruden Widerstand die Geduld des Heilgehaltigen auf eine schwere Probe stellte, — verordnete er ihr eine ordentliche Schwigkur. Alles andere hatte sie erwartet — nur nicht eine so ordinäre Prozedur. „Herr Kat“ — der König hatte ihm inzwischen den Med.-Kat.-Titel verliehen — „es tut mir leid, aber transpirieren kann ich nicht, das habe ich nie können.“

„So schwige könne Sie nit“, meinte darauf der waschechte Pfälzer, „des müsse Sie einfach könne — da gibt's nit!“ Der gewöhnliche Dialekt und die unheilföndende Miene machten das Dämchen nervös und erschrocken, so daß ihm die hellen Tränen über die Backen liefen. Aber nicht den geringsten Eindruck machte das auf ihren ärztlichen Berater, der's noch einmal versuchte, ihr die einfachen Gausmitteln zum Schweißtreiben plausibel zu machen. Als er aber auf erneutes Schluchzen und Kopfschütteln stieß, wollte ihm schließlich der Geduldsfaden reißen — da aber kam ihm gerade noch ein leuchtender Gedanke. Er nahm sich zusammen, streckte ihr mit freundlicher Miene beruhigend die Hand entgegen und sagte: „Wisse Sie was, Fraulein, jetzt gebe Sie heim und lege

Se sich in's Bett. Ich komm heut Abend vorbei — hab so in der Näh ein B'uch zu mache — und bring Ihne e gute Arznei.“ Die Tränen versiegen, das Fräulein lächelt dankbar — und verabschiedet sich. Daheim tut sie wie geheißen, legt sich in ihrem nach rückwärts gelegenen Stübchen auf ihr jungfräuliches Lager — und wartet auf den Doktor. Es ist dämmrig geworden, — da läutet's an der Wohnungstür, das Dienstmädchen öffnet, und meldet dem Fräulein den Besuch des Herrn Doktor. Ein respektvolles Klopfen — und herein tritt der in einen weiten Mantel gehüllte Dr. G., macht eine tiefe Verbeugung vor der mit weit aufgerissenen Augen im Bett liegenden Patientin — schlägt dann den Mantel auseinander — und — o Himmel, welch ein Schreck! — steht nur mit Hemd und Unterhose bekleidet vor ihr! Im nächsten Augenblick schon hebt er die Decke auf — und steigt gelassen zu ihr in's Bett. — Das Fräulein ist im Nu „schweißgebadet“. „Na gell, jetzt ham mer's doch fertig gebracht des Schwige. Lebe Sie wohl freilein, die Liquidation schick ich Ihne.“ Mit schadenfroher Miene verläßt er das so übertölpelte Fräulein. „Gute Besserung und mei Empfehlung an die Frau Mama.“ Rasch seinen Mantel umschlagend begibt er sich würdevollen Schrittes aus dem Zimmer und bestreift seinen draußen wartenden Wagen.



Otto Obermeier

Prost Neujahr!



Theodor Herrmann

„Dös hab i gestern abend schon g'merkt, daß dös Neue Jahr guat angeht“!